ROSS UND REITER IN LEBEN UND SPRACHE, GLAUBEN UND GESCHICHTE DER DEUTSCHEN:...

Max Jähns

Ross und Reiter

in

Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen.

Eine kulturhistorische Monografie

von

Max Jähns.

Erster Band.
Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

Seiner Durchlaucht

dem Kanzler des Deutschen Reiches,

Otto
Fürsten von Bismarck-Schönhausen

Generalmajor à la suite des Magdeburgischen Kürassier-Regiments,
Chef des 1. Magdeburgischen Landwer-Regiments,
Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler,
U. s. w. U. s. w.

in tiefster Ererbietung gewidmet.

„Ich hörte sagen von alten Weisen,
Wie dasz ein Nagel hält das Eisen,
Eisen das Ross, das Ross den Mann,
Ein Mann ein Burg gehalten kann;
Ein Burg ein Land nachmals bezwingt,
Dasz es in Fried nach Hulden ringt;
Also behält die recht Weisheit
Gut, Land und Leut in Einigkeit.“

So lautet ein alter Weisheitsspruch, den der Dichtermund manend und sorgend von Jarhundert zu Jarhundert dem deutschen Volke an's Herz gelegt hat. Als unsere Geschichte die Sommer-Sonnenwende ihres ersten Weltjars erreicht hatte, als das Reich zerrüttete und das Interregnum hereinbrach, da riefen zwei Sänger jenen Spruch auf's Neue hinaus in das Volk: Freidank und Reinmar von Zweter — Reinmar mit trostlosem Schlusze. Denn er schaut um in deutschen Gauen und musz eingestehen:

„Nagl, îsen, ros, burc, lant, diu fünviu waeren
bereit, wan daz mich dunket an den maeren
wir hân dar zuo niht ganzes **mannes**!“

An guten und groszen Männern hat es Deutschland nie gefelt; sechs Jarhunderte lang fand es aber keinen, der „die recht Weisheit“ hatte, „Gut, Land und Leut in Einigkeit“ zu bringen. Mit sich selbst zerfallen, glich Deutschland einem Reiter, der nicht vorwärts kommt, weil er neben seinem Rosse her zu Fusze trabt. — Wir wiszen es, wer Deutschland in den Sattel half! Ja, reiten wird es nun können, und es wird eingedenk bleiben des schönen Walspruchs Wilhelms von Oranien, den Euer Durchlaucht Taten wider so glorreich in Erinnerung gebracht:

Raten und Reiten tut's!

Max Jähns,
Hauptmann.

Vorwort.

Der Keim des vorligenden Beitrags zur vaterländischen Kulturgeschichte regte sich vor manchem Jare wärend eines sommerlichen Rittes, einer Generalstabsreise, durch die Mark Brandenburg. Beim kameradschaftlichen Gespräche von Sattel zu Sattel fiel es nämlich widerholt auf, wie grosz der Reichtum an Ausdrücken, Redensarten und Sprichwörtern sei, welcher, ursprünglich von „Ross und Reiter" stammend, in der Sprache des täglichen Lebens teils wie eine gangbare Scheidemünze umläuft, deren Gepräge zu untersuchen sich niemand die Mühe gibt, teils auch in wirklicher Beschäftigung mit dem Pferde jene innigen Beziehungen andeutet, in denen das edle Tier von altersher zum Menschen gestanden hat und noch heute steht.

Mir schien es interessant, dis Auftreten einer so bestimmten Einzelerscheinung in der Sprache und in der durch sie zum Ausdruck kommenden Kultur näher kennen zu lernen, und daher begann ich eine sammelnde und sichtende Arbeit zunächst im Sinne des ersten Teils diser Monografie. Im Laufe der Zeit aber und bei tieferem Eindringen in den Gegenstand erkannte ich die unendliche Fülle von historischen und mythischen Beziehungen, die sowol an die lebendige Erscheinung von Ross und Reiter, als an ihr Spiegelbild in der

Sprache anknüpfen; bald sah ich mich genötigt, disen reichen mythologischen und historischen Momenten besondere Gebiete der Darstellung zuzuweisen, und so erwuchsen mir denn zu jenem ersten, dem sprachlichen Interesse zugewendeten Teile noch zwei andere, die denn auch jenem erst die volle Bedeutung gaben und die es nun möglich machen, zu übersehen, wie ser ausgebreitet und tiefgehend die Beziehungen sind, welche die Gestalten von Ross und Reiter mit den höchsten Kulturinteressen der Menschheit auf's Innigste verbinden.

Um für dise Beziehungen von vorn herein leitende Gesichtspunkte aufzustellen und sie im Allgemeinen zu begründen, sei es gestattet, schon an diser Stelle, also als Einleitung, den Weg der psychologischen Entwicklung anzudeuten, den die Anschauungen der Völker von ihrer Kindheit bis zur Gegenwart in Bezug auf die unmittelbaren sinnlichen Eindrücke durchlaufen haben.

In weit zurückstehenden Zeiten, wo die Umgebung des Menschen noch nicht allzu reich und zerstreuend ausgestattet ist, wo er sich noch als einfaches Kind der allnärenden mütterlichen Erde fült, da tritt er den Genossen seines beschränkten Wirkens, den Pflanzen und Tieren, den Bergen und Bächen zu traulich eingehendem Verkere nah. Alles Begegnende sezt er zu sich selbst in unmittelbarste Beziehung: er liebt oder hast es, er staunt es vererend an, oder fürchtet es; und indem er alle Stralen der Auszenwelt im Brennpunkte seiner kindlichen Sele versammelt, symbolisirt er die Welt in Göttergestalten und Mythenkreisen. (II. Teil.)

Allmälig lernt dann der regsame, stoffbewältigende Mensch die Gegenstände schärfer vom eigenen Ich und von einander sondern. Unterscheidende und neuverknüpfende Erkenntnis regt die Flügel. Noch keines-

wegs aber lockern Gedanke und gemütliche Empfindung ihre alte innige Verschwisterung mit der handgreiflichen Umgebung. Sitte und Aberglaube schmiegen sich an dise; von ihr entlent die Sprache jene Bilder, mit denen sie nach und nach den Wortschaz der Nation in ganz änlicher Art bereichert, wie sich aus Bildern priesterlicher Hieroglyfen allmälig volkstümliche Lautzeichen, Buchstaben, abschliffen, deren ursprüngliche Bedeutung im Laufe der Zeit verloren ging. Die schönen Früchte, welche dis Zeitalter in Sprache, Sitte und Volksweisheit getragen, erquicken durch jenen kräftigen, die Abstammung verratenden Erdgeschmack, den man an manchen guten Weinen rümt. (I. Teil.)

Indes vermert der rastlos strebende erfinderische Mensch in's Unabsehbare die Gegenstände seiner Umgebung, die Lebensbedürfnisse, die Herrschaftsmittel. Leider zersplittert sich zugleich seine Anschauung der Dinge, sie verliert ihre Frische und Sinnlichkeit; sie wird abstrakt. — Wenn sich früher Sage und Weisheit um die Erscheinungen sammelten, so tritt ihnen jezt an der Seite historischer Kritik die Naturforschung gegenüber und bildet sich aus ihnen in neuer Weise Träger humaner Entwicklung; doch die Verbindung mit dem Gemüt des Menschen zerreist. (III. Teil.) — Nur einige bevorzugte Gestalten bewaren ihre genauen Beziehungen zum Leben der Volkssele. Zwar treten auch sie aus der kräftigsten Beleuchtung heraus; niemals aber versinken sie ganz in Dunkel; denn in altertümlichen Gewonheiten und Bedeutsamkeiten, in tausenden von Sprichwörtern und Redensarten, in Bilderrede, Begriffsübertragung und Namengebung erscheint ihr Bild bald deutlich erkennbar, bald auch abgeblast im Hintergrunde unsrer Volksgeschichte, stattet das fysiologische und historische Skelet mit Fleisch und Farbe aus und

zält auch noch heute zu unsrem vertrauten täglichen Umgange.

Eine der glänzendsten diser bevorzugten und dauerhaften Gestalten ist das Doppelwesen „*Ross und Reiter.*“ Jedem, der sich mit ihm beschäftigt, wird das Interesse mächtig zuwachsen. So erging es, wie gesagt, auch mir; und daher lag es in der Natur der Sache, dasz unter Benuzung reicher Hülfsquellen, aus einer ursprünglich nur skizzenhaft angelegten Monografie das vorligende Buch emporgewachsen ist.

Was jene Quellen angeht, so war es angesichts der auszerordentlichen Menge, die oft für eine einzige Seite zu citiren gewesen wäre, undurchfürbar, sie im Einzelnen anzugeben. Wo es nötig ist, sind sie genannt, wo es nicht geschehen ist, wird sich der Kenner wol immer durch den Zusammenhang orientiren können, wo er sie zu suchen hat; für die Nichtkenner aber wäre auch die Citation wertlos.

Ein Wort sei mir noch in Bezug auf meine Rechtschreibung vergönnt. Ich habe mich zu entschuldigen, dasz ich aus Rücksicht auf das verwönte Auge der meisten Leser die Wörter *ihr, ihn* und *ihnen* noch mit einem *h* schreibe. Hoffentlich kann auch diser Zopf bald abgeschnitten werden. Einige andere Inconsequenzen, die sich finden werden, bitte ich mit den nicht geringen Schwirigkeiten zu entschuldigen, welche jede gereinigte Schreibweise heut noch zu überwinden hat, ehe sie Urschrift, Abschriften und Druck übersteht.

Berlin, Herbst 1871.

Der Verfasser.

Inhalt des I. Bandes.

I. Teil.

Ross und Reiter im täglichen Leben und der Sprache der Deutschen.

II. Hauptabschnitt.

Die Lebensverhältnisze des Pferdes.

III. Hauptabschnitt.

Der Erwerb von Pferden.

IV. Hauptabschnitt.

Ross und Mensch.

V. Hauptabschnitt.

Sprachliche Bezüge.

II. Teil.
Ross und Reiter in der Mythologie, dem Kultus und dem Volksglauben der Deutschen.

II. Hauptabschnitt.

Reitende Götter.

III. Hauptabschnitt.

Ross und Reiter in Kultus und Recht.

I. Teil.

Ross und Reiter

im

täglichen Leben und der Sprache der Deutschen.

Einleitung.

Ross und Reiter in deutschem Leben und deutscher Sprache — dis ist das Thema der folgenden Blätter.

Faszen wir zunächst die sprachliche Seite desselben in's Auge, so werden sich sogleich zwei Gebiete deutlich von einander sondern: die streng etymologisch-linguistischen Beziehungen und die freiere Welt der Sprichwörter und Redensarten.*) Leztere aber ist nur der Ausdruck des vollen, frischen, täglichen Lebens; eins läst sich gar nicht one das andere behandeln, und so wird denn ihre Verbindung auch den eigentlichen Kern und die zusammenhangende Hauptmasse unsrer Betrachtung bilden. — Die etymologisch-linguistischen Elemente dagegen sollen geteilt werden. Unsrer Abhandlung über die Persönlichkeit des *Rosses* wird eine Besprechung der Namen desselben vorangehen, und bei der Einfürung des *Reiters* in den Kreis unserer Betrachtungen wird analog verfaren werden — alle diejenigen sprachlichen Bezüge jedoch, welche sich nicht mer an die Sache selbst heften, sondern angebildet oder abstrahirt sind, somit sämmtliche Namenübertragungen auf fremde Gegenstände und Tätigkeiten, sämmtliche Sinnveränderungen und Umdeutungen sollen übersichtlich am Schlusze zusammengestellt werden.

Was nun den Kern unsres Vorwurfs: Ross und Reiter im täglichen Leben der Deutschen betrifft, so werden

*) Das sprachlich Bedeutende — mag es nun lexikalisch oder sprichwörtlich interessant sein — ist *durch besondere Schrift* ausgezeichnet und kenntlich gemacht worden.

uns durch alle Schilderungen, welche wir von ihm entwerfen, die im Volksmunde umlaufenden Redensarten und Sprichwörter und, so oft es der Raum gestattet, auch die dem Sprichwort so eng verwandte Fabel der rote Faden bleiben; und wenn es uns gelingt, indem wir disem folgen, zugleich ein Gesammtbild vom eigentümlichen Leben des Rosses wie des Reiters zu entrollen, so so ist die Absicht erfüllt, welche wir bei disem ersten Teile unsrer Arbeit vor Augen hatten.

I. Hauptabschnitt.

Die Persönlichkeit des Pferdes.

1.

Namen des Pferdes.

Diejenigen Dinge und Wesen, welche den Menschen am häufigsten umgeben, erfreuen sich natürlich auch der grösten Fülle und eingehender Genauigkeit in den Bezeichnungen. Wärend für die allgemeine Masse der Tiere nicht einmal die sprachliche Unterscheidung der beiden Geschlechter feststeht, oder doch durch geringe Abwandlung nur dürftig ausgedrückt wird, hat man für die verschiedenen Geschlechter und Arten der Haustiere ganz besonders scharf kennzeichnende Wörter entwickelt, welche, wie z. B. „Stier und Kuh", „Bock und Ziege" meist von ser verschiedenen Wurzeln ausgehn.

Die reichste Fülle derartiger Synonyme findet sich bei solchen Völkern, die in vile Stämme gespalten sind: die Araber haben 1800 Namen für das Kamel. Je mer die Stämme zu einem groszen Volke zusammenschmelzen, je mer eine allgemeine Schriftsprache Herrschaft über Mundart und Dialect gewinnt, desto mer verblassen jene karaktervollen Bezeichnungen, desto geringer wird die Zahl der Synonyme. — Bedeutsam erscheint daher die auszerordentliche Menge eigenartiger deutscher Namen für das Pferd, welche es noch bis heut zu Tage von dem katexochenen „mein Tier" bis zu den feinsten individuellen Schattirungen vor allen übrigen Genossen des Menschen hervorheben. — Wir wollen den Versuch machen, eine Reihe diser Namen mitzuteilen und zu erklären, indem wir von vornherein bemerken, dass wir weder auf absolute Vollständigkeit Anspruch erheben, noch unter den gegebenen Etymologien maszgebende Entscheidungen zu treffen, uns berufen fülen. Doch werden sich auch im bunten Gemisch

oft entgegengesezter Deutungen gemeinsame Grundzüge entdecken lassen, und one Frage bietet grade das Nebeneinanderstellen verschiedener Wortauslegungen Gelegenheit, ein recht plastisches Bild vom Gegenstande selbst zu gewinnen.

Pferd

ist jetzt der allgemeine Gesammtausdruck der Schriftsprache für das Tier an sich, one irgend welche Andeutung einer besonderen Eigenschaft. Aber auch in den Mundarten Deutschlands ist das Wort weit verbreitet, vorzugsweise nördlich des Mains, und es ist von Interesse zu beobachten, wie vilen und erstaunlichen Wandlungen dise einsylbige Bezeichnung in den Dialecten unterligt. Einige solcher Formen mögen deshalb hier landschaftlich geordnet folgen.

1. Niderländisch und Friesisch.

Flandern und Holland: *Paard (Paardje).* — Ostfriesland: *Perd.* — Jever: *Päard.* — Butjadingerland: *Peërd.*

2. Nider-Rheinisch.

Aachen: *Pe'd.* — Jülich und Rheinberg: *Päed* — Köln: *Pääd* (plur. *Pädcher.*) — Elberfeld-Düsseldorf: *Päd*, *Pädschen.* — Kettwig: *Pat*, *Patschen.* — Meurs und Orsoy: *Perd*, *Perdschen.* — Kleve: *Pärd*, *Pärdje.*

3. Westfälisch.

Oldenburgisch Ammerland und Minden: *Pärd* (plur. *Päre*). — Osnabrück: *Pierd* (plur. *Pier*). — Bielefeld und Attendorn: *Piard* (plur. *Piarre.*) — Lippe: *Peer* (plur. *Peere*). — Tecklenburg: *Piärd.* Münster und Soest: *Pääd.* — Bocholt: *Peerd.* — Hattingen und Waldeck: *Perr* (plur. *Perre*). — Coesfeld: *Pädd.* (Die Nachbarn sagen, um die Coesfelder ihrer äusserst kurzen Aussprache wegen zu necken: „*Datt Pädd metten kotten Stätt!*" [Sterz]).

4. Nidersächsisch.

Angeln: *Per.* — Fehmarn, Eutin und Hamburg: *Peer* (plur. *Peere*). — Segeberg und Oldeslohe: *Paier.* — Dithmarsen sowie Hannover: *Pehrd* (plur. *Pehre*) — Hinterpommern: *Pär.* — Rügen und Mecklenburg: *Pird.* — Bremen: *Peerd.* — Magdeburg: *Pähr.* — Börde: *Pährd.* Altmark: *Peer.* — Mittelmark, Ruppin, Oderbruch und Küstriner Land: *Peerd.* — Priegnitz: *Pärd.* — Ukermark: *Peäd* (plur. *Peär.*)

5. Preussisch.

Ermeland: *Pfard.* — Eilau: *Pead.* — Königsberg: *Peerd.* — Litauen: *Perd.* — Tilsit: *Pehrt.* — Prss. Holland: *Färd.*

6. Nider-Lotharingisch.

Luxemburg und Mosselland: *Pêrd.* — Forbach: *Pehrt* (plur. *Pehr*). — Ober-Saar: *Pärd* (plur. *Päre*). — Mittel-Saar: *Peerd*, *Perdje.* — Eifel: *Pähd.*

7. Westerwäldisch und Hessisch.

Siebengebirge: *Peäd.* — Waldbröl: *Pert.* — In der Schwalm: *Perr.* — Kassel: *Phährt* (plur. *Phährt*). — Marsberg: *Peard.* — Fulda: *Pähr.*

8. Thüringisch.

Hildburghausen: *Pfärr.* — Meiningen und Henneberg: *Pfehr.* — Koburg: *Pfahr.* — Arnstadt und Weimar: *Pfär* (plur. *Pfäre*). — Heiligenstadt: *Fähr* (plur. *Fähre*). — Hohenstein: *Pfähr* (plur. *Pfähre*). Oberharz: *Pfar* (plur. *Pfare*).

9. Obersächsisch.

Bernburg: *Pfärd* (plur. *Pfäre*). — Dessau und Merseburg: *Färd* (plur. *Färe*). — Altenburg: *Pfard* (plur. *Pfare*). — Meissen: *Far* (plur. *Fare*). — Erzgebirge: *Pfahr.*

10. Schlesisch.

Hirschbergertal und Schweidnitz: *Pfahrd* (plur. *Pfahre*). — Hainau: *Pfaard.* — Grünberg, Freistadt, Glogau, Breslau und rechtes Oderufer: *Faard* (plur. *Fare*, seltener *Faarde*). — Grfschft. Glatz: *Pfod*, *Pfadla.*

11. Mittel-Rheinisch und Fränkisch.

Mainz: *Perd.* — Hanau: *P-hard.* — Nürnberg: *Pfer* (plur. *Pfer*, *den Pfern*).

12. Bayerisch-Oesterreichisch.

Altbayern: *Pfá.* — Oesterreich unter der Ens: *Pfead.* — Siebenbürgisch-Sächsisch: *Faard.*

Ein Vergleich vorstehender Formen ergibt, dasz ihre überwigende Fülle auf Seiten Niderdeutschlands steht und dasz hier zugleich entschieden das reine *P* als Anfangsconsonant vorherrscht, wärend südlicher das hochdeutsche *Pf* gesprochen wird. Seltener als durch *P* wird dasselbe durch *F* ersezt. Ganz unwesentlich erscheint das Schluss-*D*, da es oft schon im Singular, fast immer aber im Plural abgestreift wird.

Wir wenden uns nun zur historischen Entwicklung des Wortes Pferd. Es lautet:

1. Mittelhochdeutsch.

In den Nibelungen, im Tristan, Parzival, Wigalois u. s. w.: *pfert* (seltener, z. B. in Rieds Urkunde von 1293: *phärt*). — Die Form „pfert" entstand aus: *phaerit* (genit. *phaerides*; seltener, z. B. im Iwein: *pherit*).

2. Mittelniderdeutsch.

In M. Helmbrecht: *parit.* Ausserdem: *phaorit*, *perert* und *pert*; in einem Vocab. von 1429: *phard.*

3. Althochdeutsch.

In St. Blasischen Glossen: *ferfrit* und *pherfrit*; in Marginalglossen eines Münchener Codex: *parafrid* (plur. *barafridara*). — In anderen althochdtschen Glossen: *sparfrit* (Glossar. latin.-germ. med. et inf. aetatis. Frkf 1857), *paredrus*, *parodius.* — In Rieds diplom. Codex: *pfärft.* Ausserdem: *parfrit*, *parevrit.*

4. Altniderdeutsch: *pereth.* — 5. Nordisch: *perta* = Stute.

Dise Manigfaltigkeit der historischen Formen entspricht vollkommen den oben dargelegten groszen lokalen Verschiedenheiten in den Mundarten der Gegenwart, und beider Willkürlichkeit lässt

schon vermuten, dass das Wort ursprünglich **undeutsch** sei. Dise Voraussezung wird durch die Ausfürungen der zitirten althochdeutschen Glossen bestätigt. Namentlich die des Münchener Codex bezeichnet „parafrid“ ausdrücklich als Uebertragung des lateinischen *veredarius* oder *parafredus*. Dise Wörter aber sind mittellateinische Formen der antiken Bezeichnungen *veredus* und *paraveredus*, von denen ersteres ein Postpferd, lezteres wörtlich „Nebenpferd“ *), eigentlich aber eins der gröszeren und schwereren Rosse bedeutet, welche man beim curso publico verwendete und später „avertarii“ nannte. Der römische Grammatiker Festus erklärt (de significatione verborum) das Wort „veredus“ daraus: „*quia rhedam vehit*“, weil es den Wagen zieht. „Rheda“ (Wagen) aber ist ein Wort gallischer Abstammung**), und so wird es ser warscheinlich, dasz auch „veredus“ nur eine latinisirte Form des keltischen „*vehorheda*“ ist, welches „Pferd“ bedeutet und in welchem die beiden Wurzeln *vehera* und *rheda* zu einem Wort vereinigt wären. — Dis ist denn auch in der Tat der Fall, und zwar in der Weise, dasz durch **jede** derselben der Begriff des **Beweglichen** und **Bewegenden** zum Ausdruck kommt. — Fassen wir zunächst die **erste** Wurzel in's Auge, so sehn wir derselben eine Fülle von Bewegungsbezeichnungen entspringen. Dem lateinischen *vehere* (treiben, bewegen, faren) stehn zur Seite *ferre* (tragen, hervorbringen) und *ferri* (sich schnell bewegen, faren, reiten, fliegen). Disen Formen entsprechen:

Griechisch: *φέρω*, faren, füren, tragen, reiten. *πορεύω*, bringen, füren, gehn, reisen.

Altnordisch: *bëra*, treiben, wachsen. *fara*, sich bewegen. (Gleichbedeutend sind schwed.: *fara*, dän.: *fare*.)

Angelsächsisch: *bëran*, tragen; in poet. Wendung auch „gehn“. *faran*, sich vom Ort bewegen. *fara*, Gänger.

Englisch: *to bar*, tragen, *to fare*, faren, reisen.

Althochdeutsch; *përan*, tragen, treiben, hervorbringen; (nhd.: *gebären*. *Bare*.) *faran*, sich bewegen; (nhd.: *faren füren*, *fördern* u. s. w.).

---

*) **Paraveredus** sezt sich nach Cod. Justin. aus dem oben noch näher erklärten *veredus* und dem griechischen *παρα* d i *bei* oder *neben* zusammen, und schon Lange behauptet in seiner „Historischen Entwicklung der deutschen Steuerverfassung Berlin 1793“ Seite 30: „Das Wort Paravredus ist aus *παρα* juxta und dem verketzerten Worte Veredus, Verdos (statt Pferdos) zusammengesetzt und bedeutet ein Nebenpferd, welches die Unterthanen extra zu einem bestimmten Gebrauch ihrer Herren stellen musten.“ Wackernagel sagt: „Die Sprache des römischen Kaiserrechts hatte neben dem schon älteren Worte *veredus* noch die halbgriechische Zusammensetzung *paraveredus* aufgebracht, um, wie es scheint, ein solches Postpferd zu bezeichnen, das nur auf den Nebenstrassen diente.

**) Uebrigens ein uraltes Wort! *Ratha* bedeutet im Sanskrit und im Zend „Rad“ oder „Wagen“; im Litauischen ist *ratas* = Rad.

Alle dise Formen enthalten Bewegungsbezeichnungen, sind eng verwandt; und wenn Einige das Wort „Pferd“ auf „*bären*“, Andere auf „*faren*“ zurückleiten, so entspricht dis zwar nicht der historischen Erscheinung desselben, die, wie gesagt, auf „*vehorheda*“ fürt, vollkommen aber dem inneren Sinne, der allen disen Wörtern gemeinsam ist. Ja dise Sinngemeinschaft gilt auch für den zweiten weniger wichtigen Teil des Wortes *vehorheda!* — Keltisch *rhedeg* bedeutet „laufen“ und entspricht etymologisch unsrem „reiten und reisen“, ist also ebenfalls Bewegungsbezeichnung. Weniger wichtig nennen wir sie, weil sie im Worte „Pferd“ einzig durch das „*D*“ vertreten ist, welches, wie oben erwänt, auch nur locker haftet und meist bei der Deklination verloren geht. — Wesentlicher dagegen als diser zweite Teil des keltischen Wortes wurde für die Entwicklung des Pferdenamens die vorzugsweise Ableitung nicht direct von *veredus*, sondern von dem prächtiger klingenden spätrömischen Compositum „*parafredus*“. Ihr verdankt im deutschen „Pferd“ das *P* seine dominirende Stellung; in die romanischen Sprachen aber ist das ganze Wort übernommen und dann weiter ausgebildet worden: *Palafreno* ist italienisch, *palafren* spanisch, *palafrei* provenzalisch, *palefroi* französisch ein Zelter. — Die Umwandlung von „fredus“ in „freno“ beruht bei disen Wörtern vermutlich auf einer Umdeutung; indem man an *frenum* d. i. Zaum dachte. Giovanni Balbi de Janua (1280) sagt in seiner „Summa“: „Palafredus dicitur a passu equi et fraeno, et deducendo, quia leni passu per fraenum ducitur.“ — Auch im Serbischen bedeutet „*parit*“ Pferd.

Auszer den aufgefürten Bezeichnungen für Pferd begegnet uns nun im Mittelhochdeutschen noch ein anderes hiehergehöriges Wort, nämlich „*fârîs*“ oder „*vârîs*“, welches ebenso wie das mittellateinische „*farisea*“ und „*farius*“ einfach „Pferd“ bedeutet. — Es läge ser nahe, dis Wort unmittelbar von „faren“ abzuleiten*), wenn dem nicht wider die historische Entwicklung entgegen wäre. Die mittellateinischen „farii“ werden nämlich synonym gebraucht mit „*cavalli alpharaces*“; dise Form aber entspricht unmittelbar dem spanisch-portugiesischen „*alpharas, alfaraz*“, welche notorisch vom arabischen *al faras* d. i. „Pferd“ abstammt.**) —

*) Hiezu mögte man um so geneigter sein, als ein anderes Zugtier, der Stier, der *Farren*, lezteren Namen, der altdtsch. „*far*“, angelsächs. „*fear*“, neuniderländ. „*var*“ lautet, und der mit „*ferse*“ zusammenhängt, tatsächlich dem Begriff des „Farens“ verdankt. (Vergl. weiter unten bei „Hengst.“)

**) Das Wort ist auch in's Französische als „*cheval auferant*“ durch die umdeutende Sinnverbindung übergegangen, dasz eisengraue Farbe häufig bei ara-

Immerhin bleibt dis etymologische Zusammenklingen des Arabischen und Deutschen interessant, und als Parallele hiezu bemerken wir noch, dasz auch im Hebräisch-Phönizischen *„parasch“* das Pferd*), im Hebräischen „פֶּרֶד“ d. i. *pered* einen Maulesel, *„beorra“* im Baskischen eine Stute, *„burra“* im Spanischen einen Esel bedeutet. — Persien, dessen Sanskritname *„Pharis“* oder *„Farsistan“* ist, soll ebenfalls „Pferdeland“ bedeuten.

Unsre Untersuchung hat also nachgewiesen, dasz das jezt so allgemein gebräuchliche Wort „Pferd“ nicht ursprünglich deutscher Zunge gehört, sondern zunächst dem Lateinischen, endlich aber dem Keltischen entstammt. — „Wie geschah es nun — fragen wir mit J. Grimm — dasz wir bei dem edelsten der zamen Tiere uns des eigenen Wortes entäussert und das gewaltsam zusammengezogene unschöne „Pferd“ erborgt haben? Das stattlichste Ross war der geschmückte paraferedus; jedem anderen sollte allmälig gleiches Ansehen verliehen werden, wie auch sonst vor zallosen Modewörtern die alten einfachen Ausdrücke wichen und ja auch alle romanischen Sprachen dem ehrwürdigen equus entsagt und das volltönende cavallo angenommen haben.“ Auch Wackernagel sagt: „Im Mittelalter waren die umständlicheren Ausdrücke die beliebteren, und von Cassiodorus an bis in die Karolingerzeit hiesz jedes Pferd, das dem Landesherrn für Reisedienste zu liefern war, „paraveredus“, oder, bereits entstellt, „parafredus“. (So erscheint es z. B. in den Capit. Caroli magni.) Aus den Capitularien und Gesezbüchern ging das Wort in die Volkssprache über, indem es zugleich noch mer entstellt und sein Begriff in der Art erweitert wurde, dasz man alle Pferde mit ihm bezeichnete, die keine Streitrosse waren.“ — Man erkennt hier also einen ganz natürlichen Prozess. Dennoch aber würde sich

---

bischen Pferden vorkommt. Im Italienischen ist das entsprechende Wort *„Alfana“*, womit Berni (1530) in seinen Gedichten eine Stute bezeichnet. Auch in Ariost's „Orlando furioso“ erscheint „Alfana“ als der Name von Rolands edler Stute. — Für unsere Etymologien des Pferdenamens knüpft sich an „Alfana“ eine warnende Anekdote. Gille Boileau nämlich, ein Bruder des berümten Dichters, richtete gegen den Akademiker Ménage, der allen Ernstes behauptete, das Wort „alfana“ stamme vom lateinischen „equus“ das treffende Epigramm:

„*Alfana* vient *d'Equus* sans doute;
Mais il faut avouer aussi,
Qu'en venant de l'à jusqu'ici
Il a bien mangé dans la route.“

Troz dises warnenden Hiebes sei hier dennoch erwänt, aber freilich eben nur erwänt, dasz auch äthiopisch *„fars“* = Pferd.

*) Von disem semitischen Worte für Pferd stammt vermutlich der Völkername der rossegewaltigen *„Parther“*.

das Fremdwort schwerlich so vollständig in Deutschland eingebürgert haben, wenn es nicht in „bären“ und „faren“ stammverwandte und erklärende Zeitwörter vorgefunden hätte.

Das ureigne Wort, dessen wir uns zu Gunsten des fremden „Pferd“ nun, wenn auch nicht entäussert, so doch vilfach entwönt haben *), ist das alte:

Ross.

Seine ursprüngliche germanische Stammesangehörigkeit beurkundet dis Wort schon dadurch, dasz es bei allen Völkern deutscher Zunge beständig im Gebrauche war und auch bis heut in steter Anwendung blieb. Es lautet:

Altnordisch: *hors, hross.* — Schwedisch: *Hors, Ors.* — Dänisch: *Ros.* —
Altsächsisch: *hros, hors.* — Angelsächsisch: *hors, horsa.* — Englisch: *horse.*
Altfriesisch: *hors, hars, hers.* — Neufriesisch: *hoars.* — Neuniderländ.: *ros.*
Althochdeutsch: *hros, örsch* und (schon bei Notker 950) *ros.*
Mittelhochdeutsch: *ros, roas, rosc*, im Insbrucker Glossar: *roisi* (genit. *rosses*, plur. *hros, ros*); oder, dem Ursprung und der Bedeutung nach gleich): *ors, orse, orsse* (gen. *orses*, plur. *ors*, auch *örse, örsse*). Die Dichter bedienen sich beider, nur durch einfache Consonantenverschibung unterschiedener Wörter one jede Differenz des Sinnes.
Aelterneuhochdeutsch: *Ros* (plur. *Röss*).
Neudeutsch, als Beispiele:
Schweiz: *Ross, Rössli.* — Oberelsass: *Ross, Ressel, Ressle.* — Pfalz und Saarland: *Ress, Ressje.* — Kärnten: *Ross.* — Steyermark: *Rous, Ressl.* — Böhmerwald: *Hross, Hrössa.*

Wenn „Pferd“, wie wir gesehen haben, vorzugsweise in Niderdeutschland heimisch wurde, so ist die entsprechende allgemeine Bezeichnung im Süden: „Ross“; sie wird namentlich in Mähren, Böhmen, Bayern und Schwaben so vorwaltend gebraucht, dasz sie sogar in's Czechische überging, in welcher Sprache Ors zu *Or* wurde, und dasz ein niderdeutsches Volksrätsel fragt: *„In welchem Lande gibt's keine Pferde? In Schwaben: da sind Rosse!“*

Auf ser verschiedene Weise hat man das Wort *„Ross“* zu erklären versucht, und wir lassen die wichtigeren diser Etymologien hier folgen.

Einige erblicken in der hervorragenden Grösze des Rosses den Grund seiner Bezeichnung, welche sie auf einen Stamm mit *„Rise, Ris, grosz“* zurückfüren. Sie finden eine Bestätigung

*) Uebrigens ist noch heut „Pferd“ immerhin das urbanere, gewältere, also weniger volkstümliche Wort, und mit Recht sagt ein moderner Humoristiker: „Bisher ist es noch keinem Naturforscher gelungen, den Unterschied genau festzustellen zwischen Ross und Pferd. Gewiss ist nur, dass es in Dörfern mer Rosse als Pferde, in grossen Städten hingegen mer Pferde als Rosse gibt.“

darin, dass bei vilen Zusammensezungen mit Ross (*Rossgeier, Rossente, Rosskäfer* u. dgl.) dise Vorsylbe in der Tat eine besonders grosze Art ausdrückt."*)

Graff bezieht sich behufs einer anderen Erklärung auf die althochdeutsche Wurzel „*rus*", die, mit dem sanskrit. „*rûsh*", dem nordischen „*raesta*", schmücken, sowie dem althchdtschen „*rustjan*", rüsten, zusammenhangend, das Ross als das geschmückte und gerüstete Tier erklären soll.**)

Andere Germanisten umschreiben Ross mit „Wiherer", indem sie, anknüpfend an das sanskrit. „*hrêsch*" = wihern, sich auf den Ursprung des Wiherns, den „Rüssel" beziehn: eine Verbindung, die wol oder übel, schlieszlich „Roz" und „Ross" in ser ominöse Verwandschaft und Verbindung bringt.

Keltologen gehn auf das irische und kornwälsche „*ros*" zurück, eine Bezeichnung für Weide und Grünland und glauben somit das Tier nach seinem Lieblingsaufentalt benannt.***)

Alle dise verschiedenen, einander widersprechenden Erklärungen sind jedoch zur Zeit als veraltet und als durch eine zuerst von Wackernagel empfolene Deutung beseitigt zu betrachten, die uns abermals auf eine Bewegungsbezeichnung fürt.

Ross scheint ursprünglich „Läufer, Renner" zu bedeuten und auf das weitverbreitete Zeitwort zurückzufüren sein, welches altnordisch: *hroera*, altsächs.: *hrôrjan*, althochdtsch.: *hruorjan*, mittelhochdtsch.: *ruoren*, neuhochdtsch.: *rüren* lautet und eine ganz allgemeine Bezeichnung für „in Bewegung sezen, sprengen und eilen" ist.†) Zum althochdtsch. und altsächs.: *horsk* = schnell stellt sich das neuhochdtsche *hurtig*, sowie die Pferdenamen *horse* und *ors*. Zum angelsächs.: *raesan* = laufen, *hras* = der Lauf,

---

*) In ganz derselben Weise hat man auch „*Pferd*" als Bezeichnung der Grösze erklären wollen, insofern nicht nur änlich klingende Wörter wie „*Bär*" und „*Farr*" grosze Tiere seien, sondern auch mit „Pferd" zusammengesezte Tiernamen (*Pferdehay, Nilpferd, Pferdeameise, Pferdekaze* für Tiger) besonders grosze Arten darstellen.

**) (Vgl. weiter unten das ganz entsprechende „Pranczel".)

***) Ebenso hat man, wegen der Neigung des Pferdes an Bachufern und auf feuchten Wiesen zu weiden, das Wort „Pferd" von irisch „*feor*", bretonisch „*beradur*" d. i. Wasser zurückfüren wollen. Die Verwandschaft ist in der Tat warscheinlich, aber aus ganz andrem Grunde. (Vergleiche: Teil II. Hauptabschnitt I. Das Ross als Naturbild. Etymologische Uebereinstimmung der Ausdrücke für „Ross" und „Wasser".)

†) Offenbar ist dis „rüren" auch wurzelverwandt mit „*rütteln, reissen, reiten, reisen*", keltisch „*rhedeg*", wodurch das Wort „Ross" auch an das „*rheda*" in veborheda etymologisch anknüpft. „*Reisen*" wird übrigens mundartlich noch

zum altnord. und schwedischen: *rasa* = laufen, zum altdeutschen *rosk* und *rosch* = schnell, zum neu-oberdtschen: *rass* = drauf los! stellen sich das neuhochdtsche: *rasen* und *rasch*, sowie die Pferdenamen: *hros* und *Ross*. — Die hier zu Grunde ligende Wurzel scheint eine groszartige Verbreitung zu haben. Sie begegnet uns in den lateinischen Verben *ruere* und *currere* (cursere), und selbst im Hebräischen bedeutet „*ruz*“ laufen, „*roz, razim, harazim*“ einen Läufer, „*reschesch*“ ein Schnellross.*)

Die Erklärung von „Ross“ als Läuferpferd oder Renner entspricht auch der speziellen historischen Bedeutung von Ors und Ross. Zwar nennt Otfried (850) auch eine Eselin „*ros*“, welches Wort ihm also überhaupt nur ein Reittier zu bedeuten scheint; aber sowol der Sachsenspiegel, wie „dat bescrevene recht“ der Braunschweiger (beide vom Anfang des 13. Jhdts.) stellen das „ors“ ausdrücklich als Läuferpferd sowol den Schlacht- als namentlich den Reisepferden gegenüber.**) Auch noch in Luthers Bibel steht das „Ross“ stets an Stellen, wo es sich um schnelle kriegerische Pferde handelt.

Gegenwärtig wird im Hochdeutschen durch „Ross“ vilfach ein edles Pferd bezeichnet; vorzugsweise aber ist es — wie zum Teil schon im Mittelalter „ors“ — von der Poesie als schwungvoller, gehobener Ausdruck für Pferd im Gebrauch. In vollem Gegensaz dazu verwendet man in einigen Gegenden Deutschlands „Ross“ mundartlich als verächtliche Benennung eines schlechten und unbrauchbaren Pferdes.***) Wir werden disem Herabkommen ursprünglich edler Bezeichnungen noch widerholt begegnen.

Gaul.

Der Gaul, seltener das Gaul (plur. *Gäule*, seltener *Gaule*) ist eine Bezeichnung des Pferdes, welche in der Schriftsprache

jezt als „bewegen“ überhaupt gebraucht, und das tyroler Wort „*Roas*“ für Reise steht unsrem Worte Ross ebenso nahe wie das altenglische *roadster* (d. i. sowol Reisepferd, als Reise. Strasse oder Rhede), das wetterauische „*drossen*“, welches „reiten“ bedeutet, oder der Anfang des Kinderliedes: „*Tross, tross, trüll!*“ worin „tross!“ reite, „trüll“ (drille) trabe heiszt.

*) Lezteres Wort mant an das pers. *reksch* d. i. Bliz, das in iranischer Sage auch als Pferdename erscheint, sowie an das syrische: *rakscho* für Pferd.

**) (Vergl. Teil III. Hauptabschnitt II. Unter „Pferdezucht“.) Die Dichter freilich brauchen namentlich „ors“ fast immer auch für Kampf- und Turnier-Pferd.

***) Das französ. *rosse* = schlechte Märhe gehört nach Diez nicht hieher, sondern zu „*Runzît*“. (Vergl. unten.) Nur das normannische *harousse*, welches denselben verächtlichen Sinn hat, dokumentirt durch die Vorsylbe unbedingt seine Abstammung von „hros“.

vorzüglich ein grosses und starkes Tier bedeutet. Mundartlich lautet sie:

Bayrisch: *Gál.* — Fränkisch: *Geül.* — Türingisch: *Kul.* — Mittelrheinisch *Gail.* — Holländisch: *guil.* — Friesisch: *Giul.* — Hessisch: *Gûl* oder noch häufiger Gull, in niderhessischen Gegenden sogar Gill. — Fuldaisch: *Guil.* — Im Hunsrück und Pfälzisch: *Geil.* — Westfälisch: *Juhl.* — Niderdtsch.: *Guel.*

In Franken und Hessen, sowie im Riesgau und auch in den meisten Rheinlanden ist „Gaul" die im Volksmunde durchaus vorherrschende, ja zuweilen ausschlieszliche Bezeichnung des Pferdes. In den meisten anderen Gegenden scheint das Wort einigermaszen gesunken und erhält in der Rede leicht einen humoristisch derben Klang oder, wie in dem Sprichwort: *„Es stund nie kein Gaul auf leichten Beinen!"*, den Nebengeschmack des Plumpen, im Holländischen sogar den des Elenden und Herabgekommenen. Früher galt das Wort als durchaus edel. Luther übersezt Jerem. 8, 16: „Man höret, dasz ihre Rosse schnauben zu Dan und ihre *Gäule* schreien, dasz das ganze Land davon erbebt" — und noch Flemming (1620) nennt die Sonnenrosse „Feuer*gäule*".

Auf zwei verschiedene Arten hat man das Wort „Gaul" aus dem Deutschen zu erklären versucht.

Gál, Geül, Gail könnte ser wol den *„Geilen"*, den Hengst bedeuten. *„Gálreide"* heiszt im bayrischen Volksmund „mit dem Beschälhengst im Lande umher reiten." (Gaureiten.) Und wenn die Benennung *„Keiler"* (im Schwabenspiegel *„Vrgaul"*) für „männliches Schwein" nicht von „keilen" hauen, sondern auch von „geil" = zeugungstüchtig herrüren sollte, so möchte auch sie als Bestätigung jener Etymologie gelten.

Andere machen auf volkstümliche Redensarten aufmerksam, wie: *„Es will nicht gaulen, es will nicht hotten!"* für „es will nicht recht gehn!" oder: *„Es hat sich jüngst so gegault"* für „jüngst so eräugnet"; sie erinnern an das althochdtsche: *gûlan, geîlen* d. i. eilen, sowie an das westfälische Idiotikon *„öutkeilen"* (auskeulen) für laufen, und stellen die Ansicht auf, dasz auch Gaul ursprünglich den Läufer, den Auskeulenden, bedeute.*) Hienach käme also auch Gaul auf eine Bewegungsbezeichnung hinaus.

So annembar jedoch dise Erklärungen auch klingen und so heimatlich und deutsch uns das Wort Gaul auch im Ore tönen

*) (Vergl. dise Ableitung von der „Keule" und dem „öutkeilen" mit der von „Hesse" und „Hessen" sowie mit der von „Hauke" weiter unten bei „Hess".)

mag: der vollständige Mangel eines ihm entsprechenden Pferdenamens im Altdeutschen macht jene Conjecturen hinfällig und mer als warscheinlich, dasz „*Ga-ul*“, „*Ka-val*“ abstammen von dem lateinischen

Caballus.

Dis ist nach A. W. Schlegels Vermutung (Ind. bibl. I. 240) ein italienisches Bauernwort, mit welchem die Pferde in der Landwirtschaft bezeichnet wurden. Es entspricht vollkommen dem griechischen: *καβάλλης*, welches zunächst ein geringeres Pferd, dann aber auch jedes gröszere Lasttier, ja selbst „Kamel“ bezeichnet. — Aus dem italischen Idiotikon wurde *caballus* ein Dichterwort, das auch den Barbaren volltönender in's Or klang als das klassische *equus* und das daher in alle romanischen Sprachen überging. Es lautet:

Mittellatein.: *caballarius* u. dgl. — Ital.: *cavallo*. — Span.: *caballo*. — Provenzalisch: *caval*. — Französ.: *cheval*. — Wallachisch: *cal*. *) — Albanesisch: *calle*. —

In's Deutsche ist dis Wort schwerlich vor Ende des 14. Jarhunderts übertragen und hat sich gewisz ser langsam zu „Gaul“ umgebildet. Noch im 16. Jarhundert heiszt's bei Garzoni: „Kommt einer auf den Rossmarkt und wollte gern einen schönen und rechtschaffnen *Caballen* erkaufen.“

Ueber die ursprüngliche Abstammung des italischen Wortes *caballus* ist nichts Sicheres bekannt. J. Grimm vermutet, dass die älteste Bedeutung „verschnittenes Pferd“ sei. Wir wiszen nicht, worauf sich dise Vermutung stüzt. — Nach Anderen sei es nicht unwarscheinlich, dasz das semitische *gamal* d. i. Kamel die Basis von *καβάλλης* sei, um so mer, als auch in afrikanischen Sprachen „*kavalŭ, nkavela, nkalba*“ = Pferd ist. — Ob das irische „*caball*“ = Pferd aus dem Romanischen herrüre, oder ob es echt keltisch sei, bleibe dahingestellt. Das Warscheinlichste ist, dasz man es hier mit einem alteuropäischen Wort zu tun hat, welches im Anlaut der Verschiebung entgangen ist. Denn es bedeutet mittellatein: *kaba* = Hengst, altnordisch: *kapal*, altengl.: *kapyll*, *keffle*, nordengl. und schottisch: *capul*, *caple*, norwegisch: *gamp*,

*) Mit dem Artikel: *callulu*. — *Cal* steht, troz der nahen Verwandtschaft des Rumänischen mit dem Lateinischen dem *caballus* übrigens ferner als das deutsche „*Gaul*“, welches das *b* oder *v* doch im *u* asservirt hat. — Die Stute heiszt rumänisch: *cavallele*, und es ist eine Analogie der oben gegebenen griechischen Form, dasz auch dis Wort zugleich „Kamel“ bedeutet.

dänisch: *kamp*, schwedisch dialect.: *kampe*, um Bremen: *Kumme*, in Schwaben: *Kop* und *Koppe* überall = Pferd. Fick construirt daher das arische Urwort *kabâla* für Gaul, auf den dann auch der Stutenname *Kobel* (s. d.) zurückzufüren wäre. — Endlich sei noch bemerkt, dasz der englische Hippologe Berenger in unsrem „Gaul“ „*the horse of Gaul*“ also das gallische (keltische) Pferd erkennen wollte, welches in der Schäzung der Alten ser hoch stand. Das wäre denn eine Erklärung aus dem Keltischen one Etymologie.

Warscheinlich wirklich keltischer Abstammung ist indes das uralte:

Märhe.

Bereits Pausanias (170 n. Chr.) teilt (10, 19, 4) mit, dasz die alten Kelten ein Pferd „*markan*“ genannt hätten. Noch jezt nennt man es in Wales *march*, in Irland und an der Armorischen Küste *marc*. Das Wort hat aber auch in den germanischen Sprachen eine ungeheure Verbreitung. Es lautet:

Altnordisch: *marr*; Isländisch: *mar*; Angelsächs.: *mearh* (plur. *mearas*); Althochdeutsch: *marah*, *marih*, *marh*, *mar*, *marcha*; in den alten alamanischen und bayrischen Gesezen: *marach*.

Mittelhochdeutsch: *march* (genit. *marhes*), *marc* (genit. *markes*).*) Im Volksepos ist das Wort und zwar im Sinne von „Streitross“ ganz gewönlich, seltener dagegen bei höfischen Dichtern, bei denen es sich nur in „Athis und Prophilias“, im „Lanzelot“ und zweimal im „Wigalois“ findet. Auch bei Lyrikern erscheint es, z. B. bei Spervogel.

Neuhochdeutsch: *Die Märhe* (gewönlich, aber fälschlich „*Mähre*“ geschrieben). Neuoberdeutsch: *Das Marh* (namentlich in Bayern).

Auch der uralte Pferdename „Märhe“ scheint übrigens wider auf eine Bewegungsbezeichnung zu füren. Wenn man nämlich zunächst die keltischen Sprachen in's Auge fasst, so findet man, dasz irisch *markayim*, niderbretonisch *markat*, schottisch *to merk* „reiten“ bedeutet. — Im Oberdeutschen Volksmunde bezeichnet *marachen* „sich durch heftige Bewegungen abmatten“; im Wallachischen ist *merg* = ich gehe.**) Die Bewegungsbezeich-

---

*) Die Spirans ist der dem Worte organisch zukommende Consonant, für den nur orthographisch die Aspirata und abusive hin und wieder die Tenuis eingetreten ist. In Reimen wird „march“ fast stets mit „stark“ gebunden. — (Ueber das mittelhochdeutsche „Moere“ vergleiche weiter unten bei „Rappe“.) — One irgend welche Verwandschaft andeuten zu wollen, sei hier doch bemerkt, dasz der chinesische Name für Pferd „*ma*“, der cochinchinesische „*mau*“ ist. Im afrikanischen Nigerlande heiszt das Pferd „*murda*“.

**) *Murghe* ist ein dieser Wurzel entsprungenes wallachisches Wort für Pferd, das auch in das sibenbürgische Sächsisch übergegangen.

nungen: *Marsch, marschieren, marcher, marciare, marchar* schliessen sich unmittelbar hier an, und so dürfte denn abermals mit ziemlicher Sicherheit das Moment der Bewegung als sowol vorzüglich karakteristisch für das Pferd überhaupt wie auch als Quelle des Namens „Märhe“ anzusprechen sein.*)

Als ganz besonders eigentümlich für *Märhe* ist aber die Spezialbedeutung „Stute, weibliches Pferd“ zu betrachten und näherer Besprechung zu unterziehn. Dise Bedeutung ist so alt, dasz sie gewissermassen selbständig neben dem ganz allgemein „Pferd“ bedeutenden Worte steht und in der Tat auch ihre speziellen Wortformen entwickelt hat.**) Dise lauten:

Altnordisch: *merr*. Davon schwedisch: *mär*, finnisch: *märä*.
Angelsächsisch: *myre*. Englisch: *mare*.
Altniderdeutsch: *mere*. Davon neuniddtsch. *Märe*, neuniderl. *Merrie*.
Althochdeutsch: *merihâ*, *merhâ*, *merieha*. Die Casseler Glosse (8. Jhdt.) übersetzt „jumenta“ mit *marhe*, die Schlettstädter „equa“ mit *meraha*.
Mittelhochdeutsch: *meriche*, *merhe*, *mare*. Walter Ryff sagt in seinem „Tierbuch Alberti Magni“ 1545: „Ein tragends *Merch*, oder Pferdsmutter.“ Auch Luther braucht „*Mähre*“ vollständig an Stelle des jezigen Wortes „Stute“, z. B. Sirach 33, 6: „Der Hengst schreyet gegen alle Mähren“; und in Niderdeutschland ist diser Wortsinn auch jezt noch der allein gewönliche.
Neuhochdeutsch: „*Mähre*“ hat gegenwärtig einen verächtlichen Nebenklang. Es bezeichnet ein schlechtes, heruntergekommenes Pferd, und nicht selten tritt das Compositum „*Schindmähre*“ auf.

Es ist ein eigentümlicher psychologischer Zug der Sprache, dem wir schon bei dem Worte „Ross“ begegnet sind, dasz die Bedeutung der Wörter im Laufe der Zeit einen unedlen, nideren, ja schimpflichen Inhalt gewinnt. „Erweiterung und Verengerung des Begriffs, Sinken seines ethischen oder ästhetischen Gehalts machen disen pessimistischen Zug möglich. Der unbefangenen und heiteren Kindesanschauung der Jugend eines Volkes tritt die reife und abgeklärte Erwägung späterer Zeiten leicht mit Spott gegenüber.“ Unser Wort *Märhe* sank wol durch seine

*) (Die Verbindung mit dem altdeutschen Adjectiv: *mar* = clarus, sowie die Beziehungen zu *mâri* = Erzälung, Märe und zu *marka* = Gränze, Marke siehe Teil II Hauptabschnitt I beim Mythus vom „Sonnenross“.)

**) Das hohe Altertum der weiblichen Bedeutung von „Märhe“ erhellt daraus, dasz auch andere weibliche Geschöpfe disen Namen füren. Die Kuh heiszt bei den Gälen *mart*, bei den Bretonen *march* und selbst in Norddeutschland nicht selten *Mar* oder *Mähre*. Disselbe Wort bezeichnet in den nordischen Sprachen ein junges Weib und änlich braucht auch Luther noch „*Mähre*“. Daneben aber bezeichnet es auch von alters her, ja schon in den Monseeischen Glossen (9. Jrhdt.) eine Hure, welchen Sinn „*Mähre*“ in der gemeinen Sprechart einiger deutscher Gegenden noch heut hat, wärend anderwärts, z. B. im nördl. Oberhessen und im kölnischen Sauerland „*Mér*“ eine ser übliche, aber keineswegs schimpfende Bezeichnung für „kleines Mädchen“, in Schmalkalden ein nicht böse gemeintes Scherzwort für „Weib“ überhaupt ist.

weibliche Nebenbedeutung; da bis in's späte Mittelalter nur der Hengst für edel, die Stute für gemein galt. — *Ballomär* d. i. „böse Stute“ war nach Frisch ein arges Schimpfwort für widerwärtige Herren.*)

Pfage

ist J. Grimm zufolge die hochdeutsche Form des weitverbreiteten niderdeutschen Wortes „*Page*“ für Pferd. Mittelniderdeutsch lautete es: *Pfage* und erscheint besonders häufig in Herbart v. Fritzlars „Liet von Troye“. Auch in Chroniken begegnet es nicht selten. In einer alten Schilderung der Belagerung von Neuss heiszt es z. B: „de vom Nuisse eten manigen guden Pagen in deme jare, dewile dat de Borgonier davor lach.“ — In ganz Nidersachsen ist *Page* noch heut allgemeine Bezeichnung des Pferdes, beginnt aber bereits zu sinken und wird bald nur noch für geringe Bauerpferde gebraucht werden. Das dänische *Bagge* bezeichnet ein untersetztes Pferd.

Ursprünglich scheint Page ein junges männliches Tier zu bedeuten, da im Niderdeutschen *pagen* sovil wie „den Hengst zulassen“ heiszt. Dise Deutung entspräche ganz dem alten weitverbreiteten Worte *bag* für „Knabe“, dem das schwedische *Bagge* = Jüngling wie das englische: *boy* entstammen und dem das griechische *παῖς* (puer) und das lateinische *pagius* (Diener), ital.: *paggio*, französisch: *page*, eben so verwandt erscheinen, wie das litauische: *poig* (Knabe) oder das persische *bagoas*, nach Curtius die Bezeichnung der Pagen am Hofe des Darius.**)

Ebenfalls dem niderdeutschen Sprachgebiete angehörig ist das pferdbedeutende Wort:

Hess,

oder *Hest*, eine uralte Bezeichnung von weiter Verzweigung. Sie lautet: Altnordisch: *hestr*, schwedisch: *Haest*, dänisch: *Hest*. Der Ursprung diser Wörter läszt sich deutlich erkennen und mit groszer Sicherheit auf Bewegungsbezeichnungen zurückfüren. „*Hesse*“ (mittldtsch.: *hahse*) oder „*Hose*“ bezeichnet nämlich ursprünglich den Schenkel oder „Lauf“ eines Tieres, vor allem

*) Das Volksrätsel fragt: „*Welcher Kaiser hat die schlechtesten Pferde? — Der von Oesterreich; denn er hat Mähren! —*“

**) Villeicht hangt mit diser Wurzel auch das ahd.: *págan*, mhd *bágen* d. i streiten zusammen (auch Scherz erklärt „*pagen*“ mit litigare); da zumeist die Jünglinge „Streiter“ sind. — So ist im Lettischen: *puggast* = Dorfschaft, im Sinne wie unser „Bürgerschaft“ also Inbegriff der werfähigen Jugend. — Frisch will auch das Wort *bagage* von „*Page*“ als einem Lastpferd ableiten.

den wichtigsten Bewegungsapparat, die Sprunggelenke des Pferdes.*) Dem entsprechend bedeutet: altnordisch: *hasta*, altdtsch.: *hasten*, *hossen* und *heistieren* (letzteres speziell vom Reiter), im 17. Jrhdt.: *hesieren*, neuhochdeutsch: *hasten* und *hezen*, oberdeutsch: *hasen*, *hessen* und *heitzen*, französisch: *hâter*, windisch und kroatisch: *hiteti* — sovil wie „sich schnell bewegen, eilen, jagen und laufen."**) In *Hess* oder *Hest* ist also wie so oft die Geschwindigkeitsbezeichnung des Pferdes zu einem Namen desselben erhoben worden, den der Hochdeutsche freilich nur noch in einzelnen Redensarten bewart: — „*Blinder Hesse! — Er läuft wie ein Hess! — Drauf los wie ein Hess!*" — u. s. w., Ausdrücke, die man nunmer gewönt ist, auf den edlen Stamm der Katten zu beziehn, der gar nichts mit ihnen zu tun hat; wärend sie in Redensarten, wie: „*Blinder Gaul geht gradezu!*" ihr unmittelbares Gegenstück und ihre augenblickliche Erklärung finden.

Wenn das Wort *Hest* selbst jedoch nur im germanischen Norden als allgemeine Pferdebezeichnung gebräuchlich geblieben ist, so spielen dafür seine Diminutiva in Süddeutschland ihre Rolle und zwar als Füllen-Benennungen. In Bayern lauten sie: *Heiss*, *Heisslein*, *Heisserlei* und *Hüsschen*, in Schwaben: *Heuschel*, im Pinzgau: *Hasn*, und zwar unterscheidet man hier das männliche Füllen als *Folnhasn* von dem weiblichen *Stuethasn*. Der Niderrhein hat die Füllennamen *Huss* und *Hüszchen*, Westfalen: *Hysz* und in Holland bezeichnet *Hitje* und *Ketje* ein kleines Pferd.

Nur eine geringe Abwandlung der oben aufgefürten Bewegungszeitwörter, namentlich des mitteldeutschen *hossen* ist das oberdeutsche *hotten*, welches noch jezt im Volksmunde des Südens allenthalben für „gehn" oder „faren" gebraucht wird. Es variirt in *hottern* (schlecht reiten) und in *hotteln* (traben und schaukeln) und scheint auch slavischen Formen wie dem böhmischen *choditi*,

*) Dass vom Gangwerk des Pferdes Namen desselben entspringen können, zeigt auch eine altengl. Bezeichnung des Paradepferdes: *gambal* = *dynge hors*, d. i. Schenkelpferd (von *gambu*, *jambe*).

**) Altnord.: *hastr*, althochdtsch.: *heist*, altfries.: *haëst*, angelsächs.: *haest*, mittellatein.: *astus* = hastig, eilig. — Auch der gejagte „*Huse*" (ahd.: *haso*, d. i. Heztier) gehört etymologisch hieher. Im Sanskrit heiszt er „*sasa*" Springer, im Slavischen „*saez*" Saz. Ein eigentümliches Zusammentreffen — mer wol nicht — ist es, dasz das ägyptische Wort für Pferd „*hossan*" (koptisch „*htor*") lautet. — An „*sasa*" mant übrigens auch „*sus*", ebenfalls ein sowol aegyptisches, als chaldäisch-hebräisches Wort für Pferd; dessen Stamm weit verbreitet erscheint. Denn zur Zeit der allerfrühsten Erwänung des Pferdes in Aegypten erscheint *ses* (*sesm*) auf der Inschrift Thutmosis III. in der Bedeutung von „Stute" und in einer groszen Reihe afrikanischer Sprachen heiszt das Pferd *so*, die Stute *sosa*.

dem polnischen *chodzic,* dem kroatischen *hoditi,* welche „gehen und reisen“ bedeuten, eng verwandt zu sein. Disem „hotten“ nun entstammt das *Hottepferd* der Kinder und ebenso entsprechen ihm die süddeutschen Wörter *Hottihu* und *Hottelein,* sowie das preussische *Höttke,* sämmtlich in der Bedeutung: „kleines Pferd“.*)

Auszer den Bezeichnungen „Hesse“ oder „Hose“ hat man, und zwar speziell für die oberen Hinterschenkel des Rosses, auch noch das Wort *Hanke***), welches sicherlich ebenfalls auf eine Bewegungsbezeichnung zurückzufüren ist, wie sie uns im mittelhochdtschn. *hinkan,* nhd. *hinken* mit eingeschränkter Bedeutung überblieben ist; und wie dem Worte „Hesse“ entspringen auch disem *Hanke* besondere Pferdenamen. Im Münsterlande bedeutet:

H a n g t

an sich ein Pferd. *Hankerlein, Hankelein, Hannakel* sind fränkische Provinzialismen, die gewönlich von Füllen, zuweilen jedoch auch von älteren, wenn auch unansehnlichen, namentlich ausländischen Pferden gebraucht werden. Ihnen entspricht das altfrz.: *haque, haquet,* span.: *haca,* picard.: *haquette,* altspan. und portug.: *faca***),* engl.: *hack* für Klepper und kleine Stute.

„Hesse“ und „Hanke“ dürften übrigens ursprünglich wol e i n e s Stammes sein. Dis erhellt aus einer allbekannten und inhaltreichen Benennung des Pferdes, deren historische Entwicklung deutlich auf b e i d e Wurzeln zugleich hinweist. Wir meinen das Wort

H e n g s t,

das ursprünglich wie „Hest“ gewiss nur „Pferd“ an sich bedeutet. Seine historischen Formen sind:

A l t f r ä n k i s c h: *chanco, chengisto, chanzocho.*
A l t s ä c h s i s c h und a n g e l s ä c h s i s c h: *hengest.*
A l t h o c h d e u t s c h: *heningest, heingist, hengist, hengest.*
M i t t e l h o c h d e u t s c h: *hengest, hengst.*

*) „*Dat öss Höttke möt Möttke*“ (Pferd mit Kuh) sagt man in Preussen wie anderwärts „Krethi und Plethi“. — Auch das oberdeutsche *Hutschela* (Füllen) entspringt mutmasslich den oben angefürten Wurzeln; *hoschen* ist im Bayrischen = glitschen, „*husch, husch!*“ eine in ganz Deutschland gebräuchliche Interjection zum Aufjagen, *huschelig* und *hosselig* allbekannte Adjectiva für unruhige Wesen, „*Huschel*“ die hessische Bezeichnung für eine unordentliche „farige“ Weibsperson.

**) (Näheres über Abstammung und Verbreitung dises Wortes siehe weiter unten bei „Gestalt des Pferdes“. Gliedmassen der Nachhand.)

***) Wenn das im altspan.: *faca* auftretende „*f*“ der richtige Anlaut wäre, so würden dise Wörter nicht hieher, sondern vermutlich zu dem altnordischen Dichterwort *fákr* für Pferd gehören. (Ueber die Zusammensezungen „*haquenée*“ u. s. w. vergleiche weiter unten bei „*Nickel*“. — Endlich möge sich in dise Note die Bemerkung verstecken, dass auch bei den Hottentoten „*hanka*“ ein Pferd bedeutet.

Niderdeutsch, dänisch und schwedisch: *Hingst.*
Niderländisch: in Holland: *Hengst,* in Flandern: *Heinst.*
Friesisch: Mundart von Enger: *Hengst,* M. A. von Moringen: *Haingst,* M. A. von Drellsdorf, Hattstedt, Amring und Sylt: *Hingst;* hier überall in der ganz entschiedenen Allgemeinbedeutung von „Pferd".

Die etymologische Identität dises Wortes mit dem altnordischen „Hestr" und den ihm entsprungenen Formen „Häst" und „Hest" Skandinaviens und Niderdeutschlands ist allgemein anerkannt und findet eine Bestätigung in dem Umstande, dasz „*Hengest*" (der mythische Herkönig der Angelsachsen) im Sachsenspiegel „*Hest*", bei Paulus Diaconus „*Hesternus*" genannt wird. Es dürfte also die ursprüngliche Bedeutung auch von „Hengst" wie die von „Hess" und „Hangt" wieder „Läufer" oder „Gänger" sein.*)

Mit lezterem Worte, als „gradarius equus", erklärt auch Zöpfl die oben angefürten altfränkischen Ausdrücke der Malberg'schen Glosse, aber freilich mit einer ganz besonderen Wendung des Sinnes auf die geschlechtliche Stellung des Hengstes. Ihm scheint sich die Bezeichnung nämlich auf den freien Weidgang des Hengstes zu beziehn, der ihm als fruchtbarem Beschäler rechtlich zustand.**) Und wie dise Befugnis des freien Umbergehns (altdtsch.: faren, oberdtsch.: stören***) Anlasz gewesen sei, das männliche Rind „Farre", den Schafbock „Stähr" zu nennen, so verdanke ihr der Beschäler den Namen „chanco" d. i. Gänger. — Diser Herleitung des Hengstnamens entspräche allerdings vollständig die karlingische Bezeichnung *emissarius* d. i. „qui emittitur", der zum freien Decken der Stuten hinausgelassen wird, sowie nicht minder das gleich gebildete „*admissarius*", welches Pithou (1590) erklärt als „equus, qui omni tempore cum equabus est"; d. h. der auf der Stutweide jederzeit freien Gang hat. In disem Sinne hat sich noch bis heut in der Würzburger Waldordnung der Unterschied von *Gang-* und *Weid-vieh* erhalten.

*) J. Grimm vermutet eine Verwandtschaft zwischen „*Hengst*" und dem slavischen Worte „*koń*" = Pferd (böhm.: *kun*, poln.: *koń*, littauisch: *kuinas*), dessen Abkunft ser schwierig nachzuweisen sei. Altrussisch steht *komoni* stets für *kon*; altböhmisch *komon* für *equus*; noch heut bedeutet den Böhmen *komonstwo*, den Polen *komonik* = *comitatus equus.*

**) Noch bis in neuere Zeit lag nämlich häufig den Gutsherrn ob, den Untertanen sowol Zuchthengst als Zuchtstier zu halten. Dagegen waren die Hübner verpflichtet, dise fruchtbaren Tiere wandeln und weiden zu lassen, wo immer sie wollten. Selbst da, wo sie „zu Schaden gingen", durften sie nur „tugendlich und unversert" ausgetrieben werden.

***) *Stähr* ist ein bayr. Idiotikon für Wandern; die „*Störe*" ein österreichisches für die Wanderung der Handwerksburschen.

Was jedoch diser Erklärung Zöpfl's, soweit sie den Hengst betrifft*), entgegensteht, ist der altdeutsche Sprachgebrauch. Diser kennt „hengst“ gar nicht in dem heutigen Sinne von *Vollross (cheval entier)*; sondern durchgehend und consequent in dem von „verschnittenes Ross“. In allen althochdeutschen Glossen wird „*hengist*“ mit „*spado, cantarius* oder *eunnuchus*“ umschrieben, und erst gegen Ende des Mittelalters scheint die gegenwärtige Bedeutung durchgedrungen zu sein, one jedoch in Süddeutschland, namentlich im österreichischen Gebirge den ursprünglichen Wortwert gänzlich verdrängen zu können. — Mancherlei Zusammensezungen, wie: *Zuchthengst, Deckhengst, Springhengst, Stuthengst, Klopphengst, Spizhengst* u. s. w. dienen zur Prononzirung der zeitigen neuhochdeutschen Sinnwendung des alten Wortes.

Eine andere Bezeichnung für „männliches Pferd“ hat ihre Bedeutung grade in umgekerter Weise verändert wie das ebenbesprochene Wort „Hengst“. Wärend dis von der Bedeutung „Walach“ aufstieg zu der von „Vollross“, sank das ursprünglich den Hengst bedeutende

Maiden

zu einer Bezeichnung des castrirten Pferdes herab. Sowol im Gothischen wie im Angelsächsischen begegnet uns das Wort *maithms, mâdum* für Pferd. In ersterer Sprache hat es zugleich die Bedeutung „Geschenk“**), ein Umstand der für die Anname,

---

*) Auch bezüglich des „*Farren*“ dürften Zweifel herrschen. Das altdeutsche *faren* hat nämlich zugleich den Sinn von „sich begatten“ (vergl. weiter unten die Anbildungen und Abstractionen von „*reiten*“). Schwed. und island. ist *fara* sich begatten, nidersächsisch *farken* heisst „Junge werfen“. So gut wie das fruchtbarste unsrer Haustiere, das Schwein, hievon seinen niderdeutschen Namen *Varch* (im salischen Gesetz *fara*, nhd. *Ferkel*, holländ. *Farken*) empfangen hat, so wird warscheinlich auch „*Farre*“ als Name des „Reitochsen“ aus diser Wendung der alten Wurzel entsprungen sein.

Die Keltologen deuten „*Hengst*“ als „Zugpferd“, das in ein Joch (gälisch *cuing, caing*) eingespannt wird. Dise nicht ser einleuchtende Erklärung würde erst berücksichtigt werden können, wenn mit den übrigen jezt für altfränkisch gehaltenen Wörtern der Malbergischen Glosse auch „*chanco*“ als keltisch nachgewiesen würde. Im Salischen Gesez ist „*chongisto*“ = Walach.

**) Unwillkürlich wird man an das sanskrit. *médha*, altsächs. *méda*, althchdtsch. *miata* d. i. *Miete* (praemium) gemant: ein Begriff, der wie *feodum* mit dem *Vieh*, so mit dem *Maiden* zusammenhängen könnte. Altsächsisch *méthom*, angelsächs. *máthm*, altnordisch *meidum* drücken „Kostbarkeit“ (cimelium) aus. — Fugger sagt: „Es schreibet Plinius, wann man vor jaren von einem köstlichen Ding hat wöllen sagen, so hab man allweg gesagt, es sey *mehr als eines Pferdes werth* und solches sogar in ein Sprichwort kommen; wie dann auch Plutarchus ein Pferdt vergleicht einem schönen gewaltigen Kleinot, so mit allerley köstlichen Edelgesteynen geziert.“ (Wie der Pferdename auch sonst mit dem Begriff des Eigentums und des Reichtums zusammenhängt vgl. weiter unten die zweite Note zu dem Worte „*Ech*“.)

maithms habe den Hengst bezeichnet, um deswillen spricht, weil man bei der Sitte altertümlicher Rossgeschenke doch gewiss das edelste und vornemste, also das männliche Pferd im Auge hatte.*) Dasz dis aber im Angelsächsischen wirklich mit obigem Worte bezeichnet wurde, geht daraus deutlich hervor, dasz im Beowulf wiederholt „*mearum and mâdmum*“ „*meara and mâdma*“ einander entgegengesezt werden. Auch in der Lex. Alem. erscheint *Maiden* klar im Sinne von Vollross. Dise ursprüngliche Bedeutung hat sich im Oberbayrischen und Schweizerischen auch bis heute noch unverändert erhalten: Maiden ist in beiden Mundarten der Zuchthengst.

Schon früh musz indes jener alte Wortwert erschüttert worden sein. In den monumentis boicis heiszt's z. B. „Umb einen *maidem* gibt König Ludwig nur 13 bis 15 Pf. münchener pfennig, wärend ein roz mit 32, 50 bis 60 Pf., ein zeltend phaerit mit 30 Pf. bezalt wird.“ Hienach ist Maidem also jedenfalls ein geringeres Tier als Ross und Zelter. Ebenso stehn sich im Suchenw. 8, 197 gegenüber „sehzehn maiden, vier grôze ros“. In dem Münchener Codex von 1429 schwankt die Bedeutung, obgleich die von vilis equus noch vorzuherrschen scheint; bei Hornegk dagegen hat *Maiden* schon ausgesprochen den Sinn von „verschnittenes Pferd“, welcher sich später festsezte und zu fast ausschlieszlicher Geltung kam.

Der Grund diser Erscheinung ist wol zu erkennen. Sie beruht auf einer in der Sprachbildung nicht selten vorkommenden Wurzelverwechslung. — Althochdtsch. *mîdan*, d. i. meiden, mangeln hat nämlich den Nebenbegriff von „abschneiden, verschneiden“ also castriren.**) Dises änlich klingenden Wortes Sinn wurde nun auf Maiden übertragen, das daher falsch verstanden und in die Bedeutung „verschnittenes Pferd“ hinübergedrängt werden muste. Wie aber bei allen Vermischungen von ursprünglich nicht zusammengehörigen Wurzeln Unsicherheit und Verwilderung der Formen zu entstehn pflegt, so auch hier! — Das *a* verschwindet aus der Stammsylbe. *Meiden* und *meidern* klingt das

*) In den Gegenden, welche beim Beginn der Völkerwandrung zur Zeit Ermanrichs die Hauptsize der Gothen waren, ist „*Maidan*“ ein auffallend häufig vorkommender Ortsname. — Der grosze Rosseplaz in Constantinopel heiszt „*at meidam*“ Das Wort gilt für persischen Ursprungs; es ist nicht minder möglich und warscheinlich, dasz es gothisch ist.

**) Nach Adelung bedeutete 1483 „*maden*“ einen „Mann der seines gezeugs berabt hat“. In einer rheinischen Rechnung werden „*maidhanen*“ jungen Hanen an Wert gleich geachtet. Es sind damit wol Kapaunen gemeint.

Wort mittelhochdtsch.; im Urspringer Weistum wird gar daraus: *Meienpfert.* Daneben tritt *Müderpfert* auf, und endlich wandelt sich das Wort zu *Munch* oder *Münchphert*, eine Form, die an das Cölibat erinnerte, bei der also wider etwas zu denken war*) und auf der die Sprache deshalb ein wenig rastete. Dauernd aber blieb sie keinesweges darauf ruhn, und schon im Simplizissimus z. B. begegnet uns die abermals neue Form *Minchen* für verschnittenes Pferd.

Wir schlieszen hier gleich noch einige andere **Bezeichnungen des männlichen Pferdes** an.

Beschäler,

ahd. *scëlo, schelo*; sovil wie *admissarius*. Das Wort stammt sicher vom alten „*schälen*" d. i. „bedecken" (*Schale, verschälen* u. s. w.). Es entspricht also völlig dem Wort „Deckhengst" und ist nie „*Bescheller*" zu schreiben — wie es, villeicht in Folge von Fugger's Orthographie, noch hie und da üblich.

Schwaiger.

Ein oberdeutscher Ausdruck. Die „*Schwaig*" bedeutet im Bayerischen einen Viehhof, eine Stuterei.

Stöter.

Ein nidersächsisches Wort; heiszt wol sovil wie „Stöszer" und erklärt sich dann hinreichend aus der geschlechtlichen Tätigkeit des männlichen Tiers. Villeicht aber hängt es auch (wie die skandinavischen den Stier bezeichnenden Wörter: *Stud* und *Stod*) zusammen mit dem ahdtschen:

Studren,

angelsächs.: *steda*, bei dem du Fresne (1650): *stuot*, welches sovil wie unser „Stuthengst" bedeutet.**)

---

*) Sogar manches Schalkhafte war dabei zu denken. Zinkgref (1620) meint von den Geistlichen: „Gott gelobt, dasz sie nur *Münche;* wie sollten sie erst tun, wenn sie *Hengste* wären!" Entsprechend disem satyrischen Seitenblick entstand zur Benennung castrirter Stuten, denen die Bärmutter ausgeschnitten, der Ausdruck „*Nunn*". Ryff sagt im Tierbuche: „Die Hengste, so man zum Kriege braucht, die sollen nicht *Mönch* sein; denn wo ihnen ausgeworfen ist, verlieren sie allen Muth."

**) Ihm entspricht vollkommen das englische: *steed* d. i. Hengst, Beschäler, Prachtpferd, sowie „*the stallion*" und das französ.: *etalon*, altfrzs.: *estallon* für Beschäler, italienisch: „*stallone*". Es sind alles Bezeichnungen des *equi ad stabulum*, zusammengezogen: *stallum*, d. h. desjenigen Hengstes, welcher nicht mit den Stuten frei ausgelassen werden durfte, sondern im Felde oder im Hause „eingestallt" werden muste. Auch in Holstein soll das Wort „*Stellen*" für Hengst vorkommen.

Mit disem „Studren“ schlieszen wir unsre Aufzälung der Hengstnamen*); denn es fürt uns, sowol inhaltlich als etymologisch, unmittelbar zu den **Benennungen der weiblichen Pferde**. Hier steht in erster Reihe das Wort

Stute.

Althchdtsch.: *stat*, *stoot*, mittelhchdtsch.: *stuot*, sowie mitteldeutsch: *stût*, in Oesterreich gewönlich: *Stutte*, desgl. altnordisch: *stód*, angelsächs.: *studu* und *stod* bezeichnen sämtlich eine **Herde von Zuchtpferden** (Grex equorum). Noch heut bedeutet im Schwedischen „*Stod*“ eine „Koppel“ von 12 Pferden samt dem Hengste. — Das alte „*stuat*“ oder „*stud*“ bezeichnete also die „**Stätte**“, auf welcher eine Zuchtherde, ein „Gestüt“ gehalten wurde.

Das einzelne Tier, welches ein Glied diser „*stuot*“ (*gestuote*, *stuotwaide*) bildete, hiesz angelsächsisch: *stodmyra*, althochdeutsch: *stuotros* oder *stuotmeriha*, mittelhchdtsch. auch *stutpherit*. Schon ser früh scheint indes die nähere Bezeichnung: *ros*, *meriha* oder dgl. fortgefallen und für Zucht- oder Herde-pferde der ganz allgemeine Ausdruck „*stud*“ oder „*stuot*“ in Anwendung getreten zu sein.**) Dasz es für den **Hengst** der Herde geschah, zeigt das oben angefürte Wort „*Studren*“; für **Füllen** gilt noch heut in vilen Gegenden Deutschlands das Wort „*Statte*“; am gebräuchlichsten aber wurde das Wort *Stute* für „**weibliches Pferd**“. Es lautet oberdeutsch: *Stuet* und *Stueten*, holländisch: *stoete*, englisch: *stud*, gälisch: *stuad* und *steudh* und entwickelte, einmal festgestellt, den Begriff des Weiblichen bald so energisch, dasz Seb. Brandt schon 1493 von einer *löwinstuot* redet und Opitz (1620) gar eine Ziege *Stute* nennt.

---

*) Friedr. **Pfeiffer** bringt in seiner Abhandlung „**Das ross im altdeutschen**“ für das männliche Pferd noch den Ausdruck „*putil*“ bei, welcher nach den von Hoffmann herausgegebenen althochdeutschen Glossen erklärt wird als „emissarius, qui semper equabus interest vel apparitor“. — „Apparitor“ hat indes den gewönlichen Sinn von **Aufwärter**, und obwol es auch „Beschäler“ bedeuten kann und diser Sinn durch emissarius bestätigt zu werden scheint, so möchten wir uns doch für die Bedeutung: **Diner, Pferdeknecht** entscheiden. Denn auf einen solchen, dauernd auf die Stutweide hinausgesendeten Wärter würde auch die Bezeichnung emissarius vollkommen passen, damit aber zugleich das Wort *putil* erklärt sein, welches ganz dem heutigen „**Bote, Büttel**“ entspricht.

) Dergl. Uebertragungen von Lokalbezeichnungen auf Individuen sind nicht selten. So war z. B. das Wort „*Frauenzimmer*“ ursprünglich Benennung der Frauenwonung**; dann wurde es **Sammelname** für mere weibliche Personen und gegenwärtig bezeichnet es das **einzelne** Weib. Ganz änlich ist die Entstehung von „*Kamerad*“ d. i. Stubengenosz aus dem Worte „Kammer“.

Villeicht durch ganz analoge Verengerung eines Begriffs ist eine andere Bezeichnung des weiblichen Pferdes, nämlich

Kobbel,

mittelhchdtsch.: *kobel*, entstanden, die möglicherweise ursprünglich „Koppel“ (copula) bedeutet. Das Wort ist in Oberdeutschland, in Preuszen und bei den Deutsch-Ungarn noch heute heimisch*), und in der älteren Schriftsprache findet sich *„blinde Kobel“* gradeso gebraucht, wie noch jetzt *„blinder Hess“*. Es heiszt z. B. in einem Spottreim Johann's von Landshut gegen Argula von Grumbach:

„Noch sprichst du, *blinde Kobel*, fort:
Alls, was er schreib, sey Gottes Wort!“

Ebenfalls an die Stätte der Aufzucht erinnert die pommersche Stutenbezeichnung:

Wilde.

Diselbe wird wol in „wilden Gestüten“ entstanden sein, wo järlich nur ein Teil der sich sonst frei tummelnden Stuten eingefangen und von edleren Hengsten gedeckt wurde. Das Wort entspricht also der in althchdtschen Glossen vorkommenden Benennung: *veltpereth* (im Sachsenspiegel: *feldstecken*) für equa.

Fähe

ist eine Bezeichnung, die das Mutterpferd mit den Hündinen und Raubtierweibchen teilt. Sie bedeutet entweder die „Fahende“ (Empfangende) oder stammt von „föda“ = erzeugen, ernären.

Ser nah steht disem Worte der oberdeutsche Ausdruck:

Fole

für Stute, der wol die „folende, gebärende“ bezeichnet. Auch ein junges Weib heiszt in Oberschwaben „Föhl“. (Vergl. weiter unten „Füllen“.)

Taete

oder *Toete*, eine niderdeutsche Benennung, mant an das altnordische *tiü* für equa und rürt wol her vom alten „tada“ d. i. Mutter. Toete ist auch dasselbe wie „Tize, Zize“, bezeichnet also die Säugende.

*) Weitverbreitet ist das Wort im Slavischen. Altslav. und rusz.: *kobyla*, wendisch: *kobula*, sloven.: *kobila*. Dennoch ist es nicht aus dem Slavischen in's Deutsche übertragen; denn auch schwäbisch ist *kop* = Gaul und *koppe* = Märhe. Warscheinlich gehört das Wort zu *„caballus“*, wobei die Beziehung zu *„copula“* indesz keinesweges ausgeschloszen wäre.

Gurre,

bei den schwäbischen Dichtern des 12. Jhdts.: *gurru*, in oberdeutschen Mundarten: *Gorre*; in Siebenbürgen: *Gorr*, irisch: *garron**), ist eine Stutenbezeichnung, die schon im frühen Mittelalter einen üblen Nebenbegriff hatte. Reinmar der Alte fragt 1190:

„Treit danne der sack den esel zuo der muile?
Wird danne ein eltiu gurre zeinem vule?"

Im Lanzelot wird *„ergurren"* für „elend abtreiben" gebraucht, und das Sprichwort sagt: *Für einen Gaul ein Gur ist ein böser Tausch.* — Adelung will „Gurre" vom Gurren und Knurren im Leibe alter bauchbläsiger Stuten herleiten. Plausibler erscheint die Rückfürung auf einen Stamm mit „Hure" (fränkisch: chor, bei Otfried: huru, sonst altdtsch.: huor, mittellatein: curia, spanisch: gorona), um so mer, als noch jezt in vilen Gegenden Deutschlands „Gurre" ein lüderliches Weib bezeichnet und das Sprichwort beide Begriffe gern zusammenstellt. So z. B. bei Grimmelshausen:

*„Gaul als Gurr,
Bub als Hur!"*

Dem Worte „Gurre" entspricht in seiner Anwendung völlig der mecklenburgische Ausdruck

Zöre,

bei Fugger: *Zürch.* — Dis Wort stammt warscheinlich von „zurrar" d. i. Harabschaben und bedeutet also ein „schäbiges" Tier. Es entspricht dem lateinischen: scortum, ahdtsch.: za, turrâ d. i. Hure, dem spanisch-portugiesischen: zorra, Fuchsdem provenzalischen: zoira, dem althehdtschen: zohâ d. i. Hündin.

Auch der Rest der Stutenbezeichnungen steht etymologisch in ser enger Nebenbeziehung zu den verächtlichen Benennungen lüderlicher Weiber. So das für elende Pferde, namentlich schlechte Stuten angewendete

Strenze,

oder *Strunze.* Mühling fürt in seiner „Sammlung preusz. Provinzialismen" aus einer Rechnung von 1652 an: „Zwei alte *Strenzen* sind da" und erklärt den Ausdruck mit „Stuten". —

*) Hindostanisch heiszt das Pferd *„gora"*; der zur dravidischen Sprachfamilie gehörige indische Urstamm der Urau bezeichnet es mit *„ghorre"*.

Mhdtsch.: strunze ist eine lumpige Weibsperson, Strenze in Preuszen und Oberdeutschland ein schmieriges Frauenzimmer, im Fulda'schen ein langaufgeschossenes, haltungsloses Weib. Es hat also allenthalben den Nebenbegriff des Verächtlichen. Stranzen heiszt bayerisch „sich vor Faulheit dehnen"; und das mittelhochdeutsche: strunzen, verstümmeln, bietet villeicht den Ausgangspunkt aller diser Benennungen.

Strute,

eine älterneuhochdeutsche Bezeichnung klingt an die vorige an. Sie ist auch noch jezt in einigen Mundarten gebräuchlich. Villeicht hangt sie mit dem mitteldtschen: strût = Gebüsch, Dickicht, zusammen und bedeutete dann dasselbe wie „*Wilde*" oder „*veltpherit*". Es ist das um so warscheinlicher, als das verwandte oberdeutsche „*Strietze*" ein noch ungezämtes Pferd bedeutet. — Doch heiszt das süddtsche „*strusen*" sovil wie „ein gefallenes Packpferd wieder aufrichten und bepacken".

Klarer ist die Etymologie des änlich klingenden:

Strucke,

in welchem das althchdtsche: *strûhhôn*, mttlhchdtsch.: *strûchen*, d. i. straucheln, stolpern, nicht zu verkennen ist und das daher eine alte, auf den Beinen unsicher gewordene Stute bezeichnet.

Fast schon den Karakter eines wirklichen Schimpfwortes hat das kölnische:

Stirk

für „elende Stute" oder „Schindmärhe", da „Stirk" sonst in kölnischer Mundart die Bedeutung „Schelm" und „Spizbube" hat.

Das weibliche Prinzip, wenn auch nicht in edlerem Sinne, kommt wieder mer zum Ausdruck in:

Motsche

oder *Mosche*, einem Ausdruck des Elsass für Stute, dem das französische: *mazette* = elende Märhe entspricht.*) — In Bayern bedeutet *Mosche* eine Hure, in Meiszen und der Lausiz eine Kuh, *Moschenkalb* ein weibliches Kalb. „Mosche" ist also wol ursprünglich eine Bezeichnung des mütterlichen Tiers, die an den die Jungen umschlieszenden Leib desselben (*Maschel*, *Muschel*, böhmisch

---

*) *Mazette* steht übrigens in noch näherer Beziehung zu dem süddtschen Idiotikon *matz* d. i. ungeschickt und klozig.

mossna) anknüpft. Wendisch heiszt: *modzo* ein Junges, und dem entsprechend auch in der Lausiz: *Motschele* ein Füllen.

Wir beschlieszen mit disem zweifelhaften Worte die Aufzälung deutscher Stutennamen*) und wenden uns, um das Verzeichnis geschlechtlicher Benennungen zu Ende zu füren, einem Punkte zu, den wir bei „Hengst" und „Maiden" schon gelegentlich berürt, nämlich der Besprechung von Ausdrücken für „verschnittene Pferde". Hier ist das jezt bei weitem gebräuchlichste Wort:

Walach.

Dise Bezeichnung pflegt man von den Bewonern der Walachei abzuleiten, welche zuerst Hengste castrirt haben sollen, und die Franzosen nennen den Walach sogar *„le hongre"*, weil ihrer berümten Wissenschaftlichkeit Ungarn und Walachei wol gleichbedeutend schien. — Es ist jedoch anerkannt falsch, dasz die uralte Kunst des Verschneidens in jenem wälschen Erdwinkel zuerst auf Pferde angewendet worden oder den westlich wonenden Völkern: Deutschen und Franzosen von dorther überkommen sei.**) Es wird also eine andere Erklärung nötig.

Ser sinnreich ist eine keltologische Etymologie. In Schottland ist noch heut das Wort *uallach* gebräuchlich und zwar erstlich für „Lasttier", dann aber auch für „Pralhans", (mitteldeutsch: *Prallachs*) also für jemanden, der mer scheinen will, als er ist. Dise metaphorische Bedeutung von *uallach* würde aber auf das vortrefflichste die Eigenschaft des castrirten Hengstes bezeichnen, dessen Erscheinung ebenfalls eine Grosztuerei ist, hinter der nichts steckt. Auch die Hauptbedeutung „Lasttier" widerspricht nicht. Denn wärend bei gemeiner Arbeit der feurige Hengst unbrauchbar

*) Zum Vergleich mögen hier die Stutennamen einiger anderer, nicht germanischer Sprachen folgen. Das lateinische Wort ist *equa*; aber nicht von ihm, sondern von dem das Zugvieh bezeichnenden *jumentum* leiten sich die französischen und italienischen Wörter für Stute: *jument* und *giumenta*, sowie der auch im Mittelhochdeutschen erscheinende Ausdruck *„die jumente"* ab. — Nur im Provenzalischen hat *jument* die alte lateinische Bedeutung von „bête de somme" bewart. — Den Sinn von Stute hatte *jumentum* übrigens schon im Mittellateinischen, und die von ihm abgeleiteten Formen sind heutzutage sogar vil üblicher als die Namen *cavall* und *cavalla*.

Die betreffende irische Bezeichnung ist: *lair*, die finnische: *tamma*. — (Vergl. überdis unter: „Ech".)

**) Der Engländer Berenger vertritt dise Ansicht noch in seiner „Geschichte des Reitens". Er meint, dasz noch jezt vile Ungarn nach Polen und Deutschland, ja über den Belt gehn, um Pferde zu castriren, und erwänt, dasz die Polen ein verschnittenes Pferd *„oghier"* nennten, da sie (wie Pris. Rhetor. berichtet) das Castriren von den Ugoffi, einem hunnischen Stamm gelernt hätten. Doch sind das alles Erfindungen.

ist, ehedem auch für zu edel galt, wurde der Walach von jeher als ruhiges und ausdauerndes Arbeitstier geschäzt und benuzt.

Wenn wir uns diser Auslegung nicht anschlieszen, so geschieht es aus dem Grunde, dasz uns auszer jenem schottischen Worte in keiner anderen Sprache, diejenigen nicht ausgenommen, welche am meisten keltische Wörter übernamen, eine unsrem deutschen „Walach" entsprechende Bezeichnung begegnet.*) Man wird daher wol tun, sich zuerst im deutschen Wortschaz umzusehn, und da findet sich denn auch wol die ser einfache und klare Herleitung.

Eine der gebräuchlichsten Arten der Castration besteht in dem Zerklopfen oder Zerstampfen der Hoden, jener Manipulation, welche durch das althochdeutsche: *walchan*, neuhcldtsch.: *walken*, d. i. „durch Stampfen bearbeiten" vollkommen ausgedrückt wird. Ein so behandeltes Pferd ist also der „*Gewalchte*", und es scheint uns um so warscheinlicher, dasz in disem Worte der Name „*Walach*" wurzelt, als alle übrigen Bezeichnungen des „verschnittenen Pferdes" ebenfalls von den verschiedenen Arten der Castration hergenommen sind. So:

Geltling

von „gelten" oder „gelzen" d. i. entgeilen**), ein Wort das in gleichem Sinne durch das englische *gelding* vertreten wird, welches im Mittelalter ein Reisepferd bezeichnete. Ferner

Heiler

vom oberdtschen „heilen" oder „geilen" d. i. castriren***), dann

---

*) Der Walach heiszt lateinisch: *cantherius*, wovon das englische *canter* stammt, welches, änlich dem obenangefürten keltischen uallach, nicht nur „kurzer Galop", sondern auch „Heuchler" bedeutet.

Johnson in seinem Wörterbuche (1755) erklärt dis „canter" als „Canterbury-Galop" d. h. als eine Gangart, welche die Mönche von Canterbury vorzugsweise gern geritten — ein Beweis, wie wunderlich zuweilen gelehrte Etymologen definiren. — Das lateinische Wort „*cantherius*" stammt vermutlich vom griechischen „*canthelion*" d. i. „Packsattel", demnächst „Saumross", in welcher Function man gewisz vorzugsweise gern verschnittene Pferde, ihrer Ruhe wegen, benuzt haben wird. — Uebrigens erinnert das lat. *cantherius* auch ser entschieden an *Kentauros* und dis wie *canthelion* an das sanskritische *kanthila* d. i. Kameel und an das altindogermanische *kantâra* d. i. Saumtier (von *kant* stacheln?) — Andere Wörter für Walach sind, lateinisch: *equus spathus*, *castratus*, *spado* u. s. w., französ.: *hongre*, *cheval châtré*, *guilletin* engl.: *castradet horse*.

**) „*Gelt*" heiszt sovil wie unfruchtbar, sterilis. „*Gelze*" bedeutet ein verschnittenes Schwein. Vergl. altnord. *gilta*, angelsächs. *gilte*, ahdtsch. *gelzâ*, schwedisch, dänisch: *galt* für denselben, oder nah verwandte Begriffe.

***) In vilen oberdeutschen Gegenden wird der Walach auch *Geiler* genannt. Der verschnittene Bock heiszt „*Heilbock*".

R e u s z

von „reiszen“ d. i. ebenfalls entmannen, und endlich*) das, meist in alten Rechtsweistümern aufzufindende, schon früh auszer Uebung gekommene und oft misverstandene:

H a l b r o s s,

ein ser bezeichnender Ausdruck für das unfruchtbare castrirte Pferd, der indessen zu vilen Wunderlichkeiten Anlass gab. Hiesz es z. B. in einer Bestimmung: „der Herr sol auffaren mit ritern und mit knechten 13 halbross“, so machten die Schreiber daraus eine ganz sinnlose Angabe vom Recht des Herrn, sich mit „drizehentehalben man ze rosse“ beim Bauer einzuquartieren; oder sie erklärten „Halbross“ wol auch für „Maultier“ wie z. B. im Bruschwickersheimer Weistum: „der vogt sol komen mit nundehalb ross, d. i. mit acht rossen und einem mule“. Der Grund weshalb in disen Weistümern auf die Bezeichnung „Halbross“ Wert gelegt wurde, ist aber der, dasz ein Walach, als gewönlicher Reiseklepper eine vil geringere Verpflegung zu beanspruchen hatte, als das „Vollross“, der edle Streithengst des Herrn, geheischt haben würde.

Wir wenden uns nunmer, die Besprechung der Geschlechtsbezeichnungen abschlieszend, zu den B e n e n n u n g e n d e s j u n g e n P f e r d e s. Die bekannteste von ihnen ist

F ü l l e n

oder *Folen* (das n ist Folge des Eindringens des Accusativ in den Nominativ). Das Wort lautet l o c a l betrachtet:

in N i d e r d e u t s c h l a n d: nidersächsisch: *Val*, *Vale;* holländisch: *een veulen.*
in M i t t e l d e u t s c h l a n d: am Mittel-Rhein und in der Wetterau: *Fill*, *Fillercher*; in der Lausiz und in Schlesien: *Fella.*
in O b e r d e u t s c h l a n d: bayrisch: *Föl*, *Foli*; schweizerisch: *Fülly*, *Fole.*

Das Schwanken im Hauptvocal zwischen *o* und *u* mit seltenem Anklingen des *a* ist uralt; denn das Wort lautet h i s t o r i s c h betrachtet:

A l t h o c h d e u t s c h: *folo*, *volo* oder *uulhin*, *fulîn*, *fuli*, für das weibliche Füllen: *fulihhâ*, besser *fulja*.
M i t t e l h o c h d e u t s c h: *vole*, *vol* oder *füli*, *füle*, *vüle*, *vuliche*; lezteres für weibliches Füllen.
G o t h i s c h: *fula;* a l t n o r d i s c h: *foli*, davon s c h w e d i s c h: *fale*, d ä n i s c h: *Fole*, *Fol*.
A n g e l s ä c h s.: *fola*, davon e n g l i s c h: *foal* und (für weibl. Füllen) *filly*.

---

*) (Ueber das plattdeutsche „Rönne“ für Walach vergl. weiter unten bei „Run“.)

Die entsprechende lateinische Bezeichnung ist *pullus*; sie gibt zugleich den Schlüssel zu der Bedeutung des Wortes; denn „pullus“ heiszt überhaupt „jung“*), so dasz zur Feststellung des Begriffs „Füllen“ eigentlich noch der Zusaz „equinus“ gehört. So erscheint also pullus als allgemeiner Ausdruck für ein junges Wesen, mit dem sicherlich die lateinischen Begriffe: „filius“ und „puella“ (ital.: pulcella, franz.: pucelle) ebenso genau zusammenhängen, wie das oberdeutsche „Föhl“, welches ein junges Weib bedeutet, oder das veraltete „Tuttefulle“ für Säugling.**) — Das griechische Wort für Folen: *πῶλος* schlieszt sich an dise Formen etymologisch auf's innigste an, und warscheinlich von einem gräco-italischen Diminutiv desselben stammen die mittellateinischen Wörter „*pultridus, puletrus, poledrus*“ u. s. w., von denen die lezteren schon in der Lex Sal. wie in der Lex Alam. erscheinen, und in denen die Füllenbezeichnungen der jezt lebenden romanischen Sprachen wurzeln.***)

Was das Keltische betrifft, so heiszt im Wälischen: *ebol* und *ebewyl* ein junges Pferd bis zu vier Jaren. Man leitet dis Wort von „eppilio“ d. i. erzeugen, gebären ab†), grade wie Wachter „Füllen“ aus „fallen“ d. i. geboren werden, oder als die „Fülle“ erklärt, von der die Mutter vor der Geburt „erfüllt“ war.††) Dis ist, wie die oben gegebene Herleitung zeigt, in disem Falle unrichtig; aber wirklich lezteren Inhalts erscheint die Bezeichnung

Burdi,

welche bei Stadler mit: „die von einem Tiere geworfenen Jungen“ umschrieben wird und noch jezt gebräuchlich ist. Sie entspricht dem mit „mannulus“ widergegebenen „*burdichin*“ der Schlettstädter Glossen. Freilich mant das Wort an das latei-

*) Im Romanischen erscheint dis Wort ebenfalls. Die Mundart des Tessin hat „pol“ für Knabe, „pola“ für Mädchen. Für lezteren Begriff bringt ein alter Hymnus auf Eulalia: „polle“. Altfranzösisch, und heut noch in Berry und Normandie gebräuchlich ist „poulot“ ein Knäbchen.

**) Bei Pistorius 1580. — Auch die Jungen der Kamele nennt man: Füllen.

***) Dise Bezeichnungen lauten: ital.: *pulédro* oder *polédro*, span.-portugiesisch: *potro* (*pollino*), provenzal.: *poudre*, altfranzösisch: *poutre*; (neufranz.: *poulin*). Slavisch heiszt das Füllen: shrebja.

†) Da feuchte Weiden im Norden der gewönliche Aufentalt der Folen sind, so leiten einige Keltologen das Wort auch auf das irische „*bual*“ d. i. Wasser, gälisch „*poll*“ d. i. Pful, Pfüze, lateinisch „*palus*“ zurück. — (Vergl. die Note zu „Ross“, sowie die etymol. Beziehungen zwischen Pferd und Wasser Thl. II.)

††) In einer schwäbischen Urkunde von 1531 heiszt „ein Mädchen *verfohlen*“ sovil als sie schwängern. Vergl. im Sanskrit die Verbalform *pal*, hebr. *baal*, griech. *φιλω*, lat. *filio* = deutsch. *bulen*.

nische *burdo*, d. i. Maulesel, in welcher Bedeutung *burdo* auch noch zur Zeit Karls d. Gr. erscheint, ist aber doch mit mer Warscheinlichkeit auf das altdtsche „*burdi*" d. i. Bürde, Last, Fülle in dem obenangedeuteten Sinne zurückzufüren. Ser verwandt klingt auch das keltische „*buric*" für Füllen, one dasz wir es zur Erklärung brauchen könnten. Ebenfalls an das Keltische und zwar an die Folenbezeichnung: *biorach* mant das deutsche

Bickartlein

oder *Bickertle*, das noch heut im Gebrauche der Oberdeutschen ist und schon 1534 in des Dasypodius Wörterbuch als „kleines Pferd" erläutert wird.

Einige andere Namen des Füllens sind von den karakteristischen Lebensäuszerungen desselben, seinem fröhlichen Gewieher und seinem flüchtigen Umhertummeln entlehnt.

Kuder,

zuweilen auch *Knuter*, stammt entweder von dem Provinzialismus „kudern" d. i. krähen (angelsächs.: *kudjan*, althchdtsch: *kunden* d. i. verkünden) und bedeutet also Wicherer, oder es ist auf das altdtsche.: *cutti* d. i. Herde zurückzuleiten*), und entspräche dann also der schon oben angefürten Füllenbezeichnung „Statte". (Vergl. unter „Stute".) Der Füllenname

Heinsz,

Heinsel, *Heinzel*, *Heinszelein*, *Hansel* ist warscheinlich auch eine Bezeichnung des Wiherers; da im Bayrischen: *heinszen*, im Schwäbischen: *hanen*, im Lateinischen: *hinnire* „wihern", im Griechischen: *ὑμνέω* „singen" bedeutet, und in lezteren beiden Sprachen aus jenen Verben die das Füllen bezeichnenden Substantiva: *hinnulus* und *ὕννος* gebildet worden sind.**) Hieher gehört wol auch das rügen'sche pferdbedeutende *Koithan* und

*) Von demselben Wort stammt das bayrische *kütt*, ein Volk jagdbarer Vögel, das schweizerische *kütt*, d. i. Gesellschaft, Klub, das niderländische *kudde*, d. i. eine Herde Kleinvieh oder eine kirchliche Gemeinde und das holländ. *kudden*, d. i (vom Vieh) in Haufen zusammenkommen. — (Malaiisch: „*kuda*", tamulisch: „*kudirai*" = Pferd)

**) In derselben Weise benennt Swift seine weisen Pferde in Gullivers Reise nach dem Laute des Wiherns: *Huyhnhms*, und auch ein sibenbürgisches Volkslied deutet auf die Benennung des Füllens nach dem Wihern hin:

„Da ech emol 'n Faard hatt,
Bekoam ech uch 'n Föllen.
Mihaha hieszt mö Föllen,
Rossknorren (Rossäpfel) driet (trägt) mö Faard."

die Bezeichnung des wihernden Hengstes als *Hangaul.**) — Doch ist noch eine andere Erklärung von Heinsz möglich. Im Schweizerischen bedeutet „heinszen“ sovil wie „ziehen“, fürt also wider auf eine Bewegungsbezeichnung zurück, und in disem Falle würden sich die in Rede stehenden Füllennamen unmittelbar an die (Seite 16) unter Hest und Hengst besprochenen Formen anzuschlieszen haben.

Ganz entschieden auf Bewegungsbezeichnungen sind zurückzuleiten: das elsäszische

Wuschel,

das in dem Naturlaut „*wusch!*“ wurzelt, der in „wuschen, huschen, wischen, rutschen, hutschen“ u. s. w. überall eine hastige Bewegung andeutet, also gar wol auf das flüchtige Füllen passt — und

Watte.

Dis osnabrückische Wort für Füllen stammt vom ahd.: *watan, waten* d. i. gehen (waten, watscheln, lat.: vadere, angels.: vädan, altnord.: vedha), bedeutet also wie: Pferd, Ross, Märhe und Hengst den Läufer. Hierher gehörig ist denn wol auch das Wort

Schleichle,

welches Fugger in seinem 1584 erschienenen Werke stets und one Ausname in dem Sinne von „weibliches Füllen“ anwendet.

Betreffs der Altersstufen der Füllen sei noch erwänt, dass man in Holstein das säugende Tier *Sugfaal,* das zweijärige *Enter* (in Ostfriesland *Temmling*) nennt; das dreijärige, bald anzuschirrende heiszt im Westerwald *Scherring.*

Auch der uns noch verbleibende Rest von Pferdebenennungen wurzelt ganz vorzugsweise wider in Bewegungsbezeichnungen, aus denen sich freilich oft ein üppiger Flor von Nebenbedeutungen entfaltet. Eins der glänzendsten Beispiele hie-

*) Von „*Hangaul*“ will Frisch fälschlich das Wort „Hengst“ sogar etymologisch herleiten. — (Ueber die Bedeutung „Wiherer“ vergl. auch unter „Ross“ Seite 8.) — Zugleich finde hier eine Bemerkung Max Müller's Plaz. Er sagt: „Auf der tiefsten Stufe der Sprache würde schon eine Nachamung des Wiherns hingereicht haben, um ein Pferd zu bezeichnen. Wilde Volksstämme sind geschickte Tonnachamer und wiszen das Tiergeschrei mit wunderbarem Erfolg widerzugeben. .. Dis ist aber nicht der Weg, auf dem sich die Wörter unsrer Sprache gebildet haben. Es ist keine Spur des Wiherns in den arischen Namen für Pferd zu entdecken. Indem er dem Pferde einen Namen geben wollte, war für den Arier die hervorragendste Eigenschaft dises Tieres maszgebend, nämlich seine Schnelligkeit.

für, ein Wort, das fast in allen bisher gegebenen Beziehungen schillert und demgemäsz eine Fülle von Nebenformen entwickelt hat, ist

R e n n e r.

Man erkennt sogleich, dasz dis Wort von *rennen* stammt. Althochdtsch.: *rennan*, mittelhochdeutsch: *rennen* bedeutet „rasch laufen machen", mit ausgelassenem Object: (Pferd) „rasch reiten" oder „sprengen". *) — Die Ableitung eines Pferdenamens von disem Zeitwort ist höchst natürlich, und so ist auch (nach Schmeller) bei Veretius „*Rinnare*" ein Rennpferd, und in den deutschlateinischen Hexametern (Zeitschrift f. deutsch. Altertum 5, 413) hat „*renner*" die Bedeutung „fugax".

Zu disem ganz allgemeinen Inhalt schneller Bewegung gesellt sich nun aber gleich noch ein zweiter. — Wie „reiten, faren" (vergl. die 4. Note zu „Hengst") und wie „laufen" (*läufisch*) hat auch „rennen" die Nebenbedeutung von b e g a t t e n. „*Rennisch*" ist noch in der heutigen Jägersprache ein Wort für „geil". **) Dem entsprechend haben die althochdeutschen Bezeichnungen: *wranjo*, *wrenno*, *ranno*, *reinneo*, *reino*, *renner*, *reiniske ros*, *rainesc ros* die Bedeutung: H e n g s t, B e s c h ä l e r, und ihnen entsprechen das mittellateinische: *waranio****) (ital.: *guaragno* = stallone, Hengst) wie das altsächsische: *wrenno* und das mittelniderdtsche.: *wrene*. †) — Somit also war in das Wort „Renner" der Begriff „Beschälhengst" eingefürt.

Aber auch damit sind die hier anknüpfenden Formen noch nicht erledigt. — Wie wir oben bei „Maiden" (Seite 19) gesehn, dasz durch das Misverstehn des Inhalts und falsche Ableitung dises Wortes seine alte Hauptbedeutung fast verloren ging und an ihre Stelle der Sinn „verschnittenes Pferd" trat; ganz so geschah es auch hier.

*) Angelsächsisch: *rennjan*; gothisch: *ranjan*. Causativum zu *rinnan*, *rinnen* d. i. althochdeutsch = flieszen und laufen. Ebenso keltisch: *redegh*, griechisch: *ῥεῖν*, englisch: *to run*, noch jezt neuhochdeutsch: *entrinnen* = entlaufen — Gothisch, alt- und mittelhochdeutsch: *runs*, angelsächsisch: *rin*, holländisch: *ren* = der Lauf. (Vergl. auch Teil II. „Wasserrosse". Etymolog. Uebereinstimmung der Ausdrücke für „Ross" und „Wasser".)

**) Angelsächsisch: *vräne*, mittelniderländisch: *wrensch* = petulans, übermütig, geil.

***) *Warranio* erscheint im sal. Gesez für „K r i e g s r o s s"; zu einem solchen brauchte man nur den H e n g s t. Doch erinnert dise uralte Form auch auszerordentlich an: engl.: *a warrior*, franz.: *guerrier*, nhd: *Wermann*.

†) (Vergl. das anklingende und möglicherweise ebenfalls erklärende Wort „*wrenschen*" = wihern unter „Ross".)

An das altdtsche: **runs** = Lauf klang nämlich das Zeitwort „*runen*“ d. i. schneiden (latein. *runcare* ausjäten, nidersächs.: *rünken*, holländ.: *ruynen* = castriren) auf das genaueste an, und so entwickelte sich in enger Anlenung an die obigen Bezeichnungen das Wort:

Run

für „verschnittenes Pferd“. — Es lautet nach Wachter: *Rein*, nach Frisch: *Raun* und *Rung*. Lezteres ist die oberdeutsche Form, die niderdeutsche: *Rune* und *Rünne*. — Ganz diselbe Bedeutung „Walach“ haben: mittelniderländ.: *ruin*, holländ.: *Ruyn*, schwedisch: *Run*, altbritisch bei Boxhorn: *rhwnsi*. — Aus diser Wurzel „run“ speziell vom niderländischen: *ruyn* deutet Vossius (de vit. serm.) das mittellateinische: *runcinus* und mit ihm das altdeutsche:

Runzît,

(genit. *runzîdes*) welches im Mittelhochdeutschen ein kleineres Pferd, namentlich ein solches für Damen und zuweilen auch ein ser geringes Pferd bedeutet, ganz entsprechend dem ursprünglichen Inhalt „verschnittenes Pferd“. Denn ein solches wird man seiner gröszeren Lenkbarkeit und Ruhe wegen vorzugsweise den Damen gegeben haben, und nicht minder wird der Walach an Adel und Wert stets hinter den ritterlichen Streit**hengst** zurückgestellt worden sein.*) Disem *runzît*, resp. dem mittellateinischen *runcinus*, entsprechen eine Reihe **romanischer Wörter**, die ihre ursprüngliche Bedeutung mer oder minder eingebüszt haben. So bezeichnet:

Neufranzösisch: *roussin* einen untersezten Hengst.
Lotharingisch und wallonisch: *ronsin* Hengst.

Italienisch: *ronzino*, picardisch: *ronchin* Altfranzösisch: *roncin*, provenzal.: *ronci* Portugiesisch: *rossim*, spanisch: *rocin* nebst *rocinante* **)	ein kleines Klepperpferd, cheval de selle pour les domestiques.

Dem Worte „Renner“ durch die Art der Abstammung, dem „Runzît“ durch die Bedeutung verwandt ist

*) Aus diser Verschiedenheit des Gebrauchs erklärt es sich auch, dasz Frisch das „*runzîden*“ des Sachsenspiegels mit „equi militum“ übersezt, wärend Hornegk es mit „elendes Pferd“ erläutert.

**) Wie hier im Portugiesischen und Spanischen das *n* fortfällt, so auch in dem ebenfalls „kleiner Klepper“ bezeichnenden provenzal.: *rossi*, altfranzös.: *roucin*. Aus disen Wörtern erklärt Diez das ital.: *rozza*, provenzalisch: *rossa*, französ.: *rosse*, bergamaskisch: *ros*, d. i. elende Märhe, die er nicht vom deutschen „Ross“ ableiten mag, da italienisch: *zz* nicht dem deutschen *s* entspricht, sondern für *z* oder *c* zeugt.

Klepper,

Kläpfer, *cläpper*, *Klapper*, bei Luther: *Klöpper*. Man gebraucht dis Wort zur Zeit meist von einem geringen, nicht kunstmäszig zugerittenen, aber auch nicht schlechten Reittier, seltener für Zugpferd oder Ackergaul. Es stammt vom nidersächsischen: *kleppen*, d. i. hurtig laufen*), einem Zeitwort, das sicherlich Schallnachamung des klappenden Hufschlags ist (vergl. bei „Gangarten“), nach welchem auch die lateinischen Dichter ein Pferd „*sonipes*“ nannten. — Entlent lautet Klepper dänisch: *Kleppert*, schwed.: *klippare*, rusz.: *Kleper*, böhm.: *kleperlik*. Das isländ. *klepphestr* bedeutet „kleines Pferd“.

Zelter

altnord.: *tölta*, angels.: *tealtiam*, nidersächs.: *Telder*, latein.: *tolutarius*, althchdtsch.: *zeltari*, *celtari*, *zeltir*, *zelter*, mitteldtsch.: *zelder*, im Innsbrucker Glossar: *celtintis equus* (*equus trutinans*, wiegendes Pferd). — Zelter stammt von *zelten*, d. i. den *Zelt* gehn (vergl. unter „Gangarten“), ein Zeitwort, das auch mundartlich für „laufen“ vorkommt**) und das Diez mit *trotter* zusammenstellt. — Nahe steht das „*thieldones*“ des Plinius (8, 42, 67), welches eine Art spanischer Pferde bezeichnet und ein altiberisches Wort zu sein scheint, da im Baskischen *zaldia* ein Pferd, *zalduna* den Reiter bedeutet.

Roller

bezeichnet jezt im Süden ein altes untaugliches Pferd. Doch ist das Wort ursprünglich edler Bedeutung; denn es stammt ebenfalls von einer Bewegungsbezeichnung. Noch jezt heiszt „*rollen*“ in Oberdeutschland „laufen“, und die Mythologie hat uns das Andenken des „*Rollegauls*“ bewart, auf dem die Göttin Holda über Land und Meer dahinritt. (Vergl. Teil II. „Reitende Götter“.)

Wie „Renner“ (vergl. oben S. 31) scheint auch „Roller“ die Bedeutung: „Beschäler“ gehabt zu haben; da noch jezt in der Weidmannssprache: „*rollig*“ sovil wie „läufisch“ und „geil“ ist.***)

---

*) Mitteldtsch.: *kleppen* = trampeln, plump umherlaufen.

**) Nordfränkisch: *zeltern* = hinterdreintraben (von Menschen). San-Marte deutet auf eine Verwandschaft des ahd.: zeltjan mit dem gr.: *κελητίζω* d. i. „ein Pferd reiten“, überhaupt „reiten“ hin. — Ganz abweichend ist die Etymologie Klaunig's, der Zelter von „*sellarius*“, Sattelpferd, Reitpferd ableiten will. — Das mittellatein. Wort für Zelter ist — wenigstens nach Glossen des 12. Jhdts. — „*ambulator*“, welches früher wol überhaupt ein schnelles Pferd bedeutete.

***) Auch der Kater heiszt im Gegensaze zur Kaze: *Roller*.

Ganz desselben Inhalts ist das in Ulrich's „vrouwen dienest“ erscheinende:

Laufer,

welches völlig dem Worte: „Renner“, oder den altdeutschen Bezeichnungen: *gizalros, flugihros* oder *snelmeiden* entspricht.

Speziell den Karakter des Reitpferdes hat das nidersächsische:

Ridder,

oberdeutsch: *Rittling*, den des edlen Streitrosses das mittelhochdeutsche:

Râvît,

vom 12. bis 14. Jhrdt. der vorwiegende Name für das Turnierross. Hornegk hält ihn für eine Verstümmelung von „veredus“; warscheinlich aber stammt er vom romanischen: *raver* d. i. rennen.

Wir können hiemit die Reihe der von der Bewegung abstrahirten Pferdebenennungen schlieszen, und wenden uns nun zu einigen von anderen Eigenschaften hergenommenen Namen.

Pranczel

z. B. ist nach Hornegk ein mittelalterlicher Ausdruck für „Paradepferd“, der vom mhchd.: *pranc* d. i. Prangen, Prunken abstammt. Er erscheint auch bei Rollenhagen (1560) und zwar in der Form „Prangert“ als Eigenname des Pferdes in der Tiersage.

Ein uralter und noch heut lebendiger Ausdruck ist:

Kracke,

auch „*der Kraken*“. Gewönlich fürt man dis Wort auf „krachen“ (ahd.: *chrachôn*) zurück und stellt es zusammen mit plattdtsch.: *old Krack*, alter Hausrat, hochdtsch.: *Wrack*, isländ.: *hrack*, schwedisch: *krack* d. i. Ausschusz; und hieraus erklärte sich auch vollständig die Bedeutung „elende Märhe“, welche *Kracke* im Hochdeutschen und *criquet* im Französischen hat.*) — Nicht dasselbe gilt von dem Sinne, den „Kracke“ im Niderdeutschen hat. Hier, namentlich in Holstein und in der Alt-

---

*) Für die Bedeutung „kleines schlechtes Ding“ vergl.: *Krick*-Ente, *Krick*-Pflaumen, engl.: *criquet*, Schemel u. s. w. — Wollte man „Kracke“ als „mageres Pferd mit herausstehenden Knochen“ auffassen, so könnte man (analog dem hönischen Ausdruck: „Kleiderriegel“ für ein solches Pferd) anknüpfen an ahd.: *chrakko* d. h. Haken, Widerhaken, Anker.

mark, hat „Kracke“ oder „Krakenvech“ einen durchaus guten Inhalt und wird von tüchtigen Rossen gebraucht. Den gleich edlen Sinn hatte aber das Wort auch im germanischen Altertum. So erzält die Droplaugar-Sona-Sage, eine Groa habe ein Ross besonders geliebt und deshalb im Winter stets in's Haus genommen, wovon es den Namen: Innikrak erhalten habe. Durch dise Beziehungen wird die gewönliche Etymologie erschüttert, und die Herleitung erscheint höchst zweifelhaft.*)

Denselben üblen Sinn wie das hochdeutsche „Kracke“ hat:

Zagge,

ein namentlich in Oberdeutschland gebräuchliches Wort. — Althochdeutsch: *zagâ,* nhchd.: *zage* ist ein Schimpfwort, das einen zaghaften, schlechten Kerl bedeutet und das leicht auf ein heruntergekommenes Pferd übertragen werden mochte. Doch kann das Wort auch einen anderen Ursprung haben und jene schimpfliche Bedeutung erst durch Umdeutung entstanden sein, da das oberdeutsche: *zaggen* sovil wie ziehen heiszt und „Zagge“ somit villeicht ursprünglich Zugpferd bedeutet.**)

Vulz,

villeicht mit *fulin,* Füllen, zusammenhängend, ist in den altbayrischen Gesezen ein mittelmäsziges Reitpferd, für welches nur halb so vil bezalt wird, als für eine *marah,* aber doppelt so vil als für ein *angargnago.****) Lezteres Wort hängt unmittelbar zusammen mit

Nickel,

einem oberdeutschen, namentlich auch im Aargau vil gebrauchten Ausdruck für ein kleines Pferd. In den altbayerischen Gesezen: *gnacco,* in Oesterreich: *Nigel* oder *Nigerl,* holländisch: *Negge,* engl.: *nag,* mittellatein: *naccus.* — Wachter, Frisch und andere laszen dis Wort von dem angelsächs.: *hnaeigan,* engl.: *to neigh* d. i. wihern stammen. — Doch dürfte nack, nickel überhaupt ein kleines nidriges Ding bedeuten und mit den Verben „nicken, neigen“ (altdtsch.: *hneigan, hnîgan*) zusammenhangen.

---

*) Wäre es gestattet an ndrdtsch.: *krakeln*, sdtsch.: *kragellen*, holländ.: *krakkeeln* d. i. streiten zu denken? oder an goth.: *vrakjan*, nachjagen, verfolgen?

**) Auch eine Anknüpfung an „*Zagel*“ d. i. Schwanz, wäre möglich. „*Zagelrich*“ heiszt ganz allgemein: Pferde und Rinder.

***) (Vgl. III. Hauptabschnitt. „Ross und Mensch.“ Nuzen der Pferde. Bei „Ackerpferd.“

Durch Verbindung mit dem Pferdeworte: haque, faca (vergl. oben unter „Hangt") entstand das engl.: *hackney*, niderländ.: *hakke-nei* = Mietpferd, französ.: *haquenée* = Zelter; altspan. und portugies.: *facanea*, neuspan.: *hacanea*, italien.: *acchinèa*, üblicher *chinèa* (*chineuccia* = kleiner Zelter), in dessen Wortbildung eine Bestätigung unsrer Herleitung von „neigen" liegt, da ital.: *chinare* neigen heiszt.*) — Das auch in Deutschland übliche Wort: *Cog-nack* für ein kleines Bauernpferd polnischer oder russischer Rasse gehört ebenfalls zu disem Stamme.

Grämlein,

im 16. Jrhdt.: *Graman* „ein verkümmertes, altes Ross", bei Fischart und Kaisersberg: *Grömel*, *Grömlein*, „ein Füllen".**) Nach Grimm erinnert dis Wort an das litauische *kummelukas*, Füllen.

Schnack,

niderdtsch.: kleines Pferd, ist überhaupt eine Bezeichnung für kleine Tiere***) und „schnacken" ist schweizerisch sovil wie „kriechen, schnecken".

Muzer

oder *muser* heiszt bei den schwäbischen Dichtern des 12. Jrhdts. ein „dummes Pferd". Sonst kommt der Name „*Mutz*" (von *mutzen* d. i. mausern, verstümmeln) für Tiere mit gestuztem Schweife (*Kalmäuser*) vor.

Jäkel,

nach Adelung ein pommerscher, am südlichen Harz *Gökel* lautender Ausdruck für ein schlechtes elendes Pferd.

Kofer,

süddeutsche Bezeichnung für ein böses Pferd, hangt entweder mit „keifen" zusammen, oder ist auf caball (Kobel) zurückzufüren.

*) Nickel hat überhaupt die Bedeutung des Nidrigen und Gemeinen. auch in Uebertragungen. Das süddtsche *Nickel*, das englische *nag* bezeichnet eine feile Dirne (wie engl. *fit* ein Pferdchen und eine kleine Hure, *jade* eine abgerittene Märhe und ein ausgelassenes Weibsbild), französ. *la haquenée* auszer Zelter auch ein ungeschlachtes Frauenzimmer.

**) Villeicht ist eine Ableitung oder Mitdeutung von „vergrämen", verkümmern anzunemen.

***) Vergleiche: *Haidschnucken*. die kleinen Schafe der Haide, *Schnecken*, *Schnacken* u. s. w. — Ausdrücke für kleine Pferde sind auch: engl.: *Pony*, villeicht zusammenhängend mit ahd.: *pôna*. angels.: *beán*, d. i. „etwas ganz Geringes"; ferner französisch: *bidet* (auch als Toilettengegenstand bekannt) ein Wort von warscheinlich keltischer Abstammung, da gael.: *bîdein* = ein kleines Geschöpf, kymr.: *bidan* = Schwächling.

K l e e b y s z

ist nach dem Liber vagatorum Ausdruck der Gaunersprache für das Pferd und stammt warscheinlich von „kleen-beiszen“ d. i. lange kauen, süddtsch.: „klebeiszeln“ d. i. kiesätig essen. (Vergl. II. Hptabschn. „Die Lebensverhältnisze des Pferdes.“ Der Stall. Bei „Art der Fütterung.“)

Zum Schluss unsrer Abhandlung von den selbständigen Namen des Pferdes müssen wir noch einiger uralter Benennungen gedenken, die uns Deutschen nur in kaum erkennbaren verblassten historischen Formen überliefert, ja zum Teil nur durch Combination festzustellen sind, die jedoch trozdem bemerkenswert und interessant bleiben.

W o s,

nach Adelung ein altfriesischer Name für Pferd, erinnert an *Wotan,* den rossemächtigsten Gott der Germanen (Vergl. Teil II. „Reitende Götter“) und hangt wie diser Göttername villeicht mit *watan* zusammen. (Vergl. oben S. 30 unter *Watte.*)

W i g g,

ein altsächsisches Wort für Pferd, angelsächs.: *vicg,* altnordisch: *rigg,* dürfte wie die meisten allgemeinen Pferdenamen auf eine Bewegungsbezeichnung füren, nämlich auf goth.: *vigan* d. i. *vehi,* und zugleich dürfte das alte Wort auch in Verbindung stehn mit dem althochdtschen: *wîgan,* d. i. kämpfen, *vigans,* Krieg, *wîgant,* Krieger. Leztere Bezeichnung entspräche dann völlig dem lateinischen: *eques* und wäre somit das älteste deutsche Wort für „Ritter“.

E c h

oder: *ehu**), ebenfalls altsächsisches Wort für Pferd. Ihm entsprechen mit derselben Bedeutung:

gothisch: *aihvus***), althchdtsch warscheinlich: *ihu,* angelsächs.: *eh* und *ech,* altnordisch: *iôr,* isländ.: *eikur,* schwedisch: *ök,* dänisch: *og,* irisch:

---

*) erhalten in *ëhuscalc* d. i. Marschalk, servus equarius.

**) Für dise goth. Form. weist J. Grimm in seiner berümten Abhandlung über „das Wort des Besizes“ auf gothisch: *aih* = ich habe, besize, bin, welches seiner Wurzel und Bedeutung nach völlig mit dem griech.: ἔχω übereinkommt, eigentlich aber ein Präteritum sei und ursprünglich sagen wolle: *ich habe geweidet,* d. h. ich bin Hirt, bin also Eigentümer. Denn alles Eigentum (goth.: *aigin,* ahdtsch.: *eikan*), aller Reichtum ältester Völker bestand in Vieh, und waren sie kriegerisch, vornemlich in Rossen. Darum stammt das Wort *Schaz* von *skat* d. i. Vieh, und darum heiszt auch ἐχέπωλος Rosse habend, ἐχέτης der Besizende, der Reiche. — *Aihvus,* Pferd, wäre also ursprünglich das geweidete, getriebene Tier. (Vergl. hiezu: *maithms* = Pferd und Geschenk, oben S. 18 bei „Maiden“.)

ἔχω nun berürt sich auf's nächste mit ἄγω = füren, leiten, sowie mit latein.: *ago, agere* treiben, sanskrit.: *aj, ajati* treiben, altindogermanisch (nach Fick):

each, *aigeach*, gälisch: *oigeach*, lateinisch: *equus*, sanskrit.: *açva*, litauisch: *aszwà*, zend.: *aspa*, und in der indogermanischen Ursprache vor der Völkertrennung (nach Fick 1868) *akva*.

Alle dise weitverzweigten Formen füren zurück auf das alt-indogermanische „*ak*“, d. i. durchdringen, eilen*), und auch *ech* und *equus* bedeutete also schlieszlich wieder Läufer oder Renner. — Der eigentümliche Umstand, dasz die uralte rossbedeutende Wurzel *ech* in der deutschen Sprache so gänzlich erstorben ist, hat seine Analogie auch auf romanischem Gebiet, wo das lateinische *equus* für das männliche Pferd durchgängig von dem klangvolleren *caballus* verdrängt wurde und sich nur für das weibliche Tier hie und da erhielt. Spanisch: *yegua*, portugies.: *egoa*, altfranzös.: *aigue*, wal.: *eape*, sardin.: *ebba* bedeuten Stute.

Die leztgenannte Form, namentlich aber auch das oben angefürte Zendwort *aspa* manen an das griechische: *ἵππος* (*ἴκκος σημαίνει τον ἵππον*, Curtius Gr. Etym.)**) und zugleich an das nahverwandte germanische:

Hoppe,

Heppo, Eppo, welches im Deutschen fast nur noch in Ortsbezeichnungen, Personennamen und sagenhaften Gestalten überliefert ist, in den verwandten Sprachen dagegen die alte Bedeutung Pferd stets völlig bewart hat. Das Wort lautet:

Schlesisch: *Happel*, schwedisch: *hoppa*, dänisch: *Hoppe* (Stute; *Stuterichoppe* = Zuchtstute), friesisch: *hoppa*, finnisch: *hepo*, estländ.: *hobbo*, engl.: *hobby*) Klepper), französisch: *hobin* oder *aubin*, italien.: *ubino*. ***)

Dasz dis Wort von der Bewegung stammt ist klar! *ἵππος* mant an *ἵπταμαι* d. i. fliegen. Dem neuhochdtschen: *hopsen*, *hüpfen* u. s. w. entspricht das bayr.: *hoppeln*, *happeln* (zu Pferde traben), das mittelhchdtsche: *hupfen*, *huppen*, *hüppen*, *hopfen*, *hoppen*;

---

ag, *agati* treiben, füren; *agmen* aber bedeutet die Herde, die getriebene, zugleich das Object von *ἔχειν*. — An *agere*, *actum* also würde *equus* zu knüpfen sein, und so käme, wenn auch auf einem Umwege, die Urbedeutung der alten weitverbreiteten Wurzel abermals auf eine Bewegungsbezeichnung zurück.

*) Sanskrit.: *âśu* = schnell, latein.: acer = scharf, lebhaft, *acus* = Nadel, Spize, griech.: *ὠκύς* = schnell, rasch, scharf. Vergleiche auch „*at*“, das türkische Wort für Pferd.

**) Fick „Wörterbuch der germanischen Grundsprache“ erklärt: „Auch *ἵππο-ς* ist gleich dem indogermanischen *akva*, wie das tarentinische *ἴκκος* d. i. *ἴκϝο-ς* erweist.

***) Das französische, ein schönes, aber kraftloses Pferd bezeichnende Wort *happelourde* scheint zwar zunächst von happer = schnappen zu stammen, also ein troz des Fressens nichts leistendes Pferd zu bezeichnen; doch spielt bei diser Benennung der nahe Anklang an die germanische Bezeichnung „hoppe“ wol auch seine Rolle.

das angelsächs.: *hoppan*, das engl.: *to hop* und *to hobble*, das dänische: *hoppen* und das schwedische: *hoppa.**)

Wir schlieszen nunmer dis Kapitel mit einem kurzen Rückblick auf seinen Inhalt.**) Es sind in der vorliegenden Liste dreiundsechzig verschiedene, selbständige deutsche Namen des Pferdes aufgefürt worden, ganz abgesehn von der Fülle lokaler oder historischer Varianten. Dreiundzwanzig diser Benennungen, und unter ihnen die allerhervorragendsten, sind von der Bewegung abstrahirt***), einundzwanzig sind Geschlechtsbezeichnungen, von denen das Ross einige mit andren Tieren teilt, zehn beziehn sich auf Jugend oder Kleinheit des Pferdes, zwei knüpfen an sein Gewiher an und siben endlich an andere besondere Eigenschaften. — One Frage würde das Verzeichnis noch mannigfach zu bereichern sein; aber die Gelegenheit dazu wird dei der sich immer umfassender ausbreitenden Herrschaft der Schriftsprache von Jar zu Jar mühsamer aufgesucht werden müszen. Und auch in der vorligenden Gestalt bestätigt unsre Zusammenstellung auf das bestimmteste den alten Spruch: nomina omina! —

---

*) Auch die Namen anderer springender Tiere knüpfen hier an: plattdtsch. *Hippe*, bayr.: *Heppe* = Ziege; oberdtsch.: *Hepping* = grosse Kröte; gothländ.: *hoppe* = Hase u. s. w. — Vergl. auch französ.: *houppée* = Aufsteigen einer Welle; mttlhchdtsch.: *hoppaldei* = Bauerntanz. In den Lustrufen: *hoppsasa!* und *heiszsasa!* sind die Pferde- und Bewegungs-wörter: *hopp*, *heisz* und *sasa* zu jubelnden, zum Springen aufeuernden Tautologien verbunden. (Vergl. oben S. 15 bei „Hess“, namentl. die zweite Note zu disem Worte.)

**) (Die Namen des Pferdes, welche von der Farbe herrüren, vergl. weiter unten bei „Aeuszere Erscheinung des Pferdes. Farbe und Abzeichen“, diejenigen, welche vom speziellen Gebrauche abstrahirt sind, im III. Hptabschn. „Ross und Mensch“ bei „Nuzen der Pferde“.)

***) Hiezu noch zwei Parallelen! Schwedisch: *Skjut* = Pferd stammt vom nordischen: *skiotr* = schnell, schieszend, und ist also eigentlich dasselbe wie „Schusz“. Latein.: *mannus* = Pferd steht unmittelbar neben *manare* = flieszen. — In Bezug auf „Eppo“ noch die Erinnerung an die römische Pferdegöttin *Epŏna*, die man von einem Weiberhasser Fulvius mit einer Stute erzeugt dachte, deren mit Kränzen behängtes Bild man in Ställen errichtete und bei der die klassischen Sportsmen und Kutscher zu schwören pflegten.

2.
Aeuszere Erscheinung des Pferdes.

Farbe und Abzeichen.

Mit Recht spricht man von des Pferdes „edlem Bau, stolzer Haltung, eleganter Tournure, gutmütigem Ausdruck oder vilversprechender Physiognomie“ — was jedoch in der äuszeren Erscheinung dem Nichtkenner, also der Laienmasse des Volks, zunächst auffällt, sind nicht die Feinheiten des Ausdrucks und der Gestalt, es ist vilmer die **Farbe** (altdeutsch *„gevar“*), oder wie der Reiter sagt, das *Har*. Auch der französische Kenner spricht nicht von der Farbe, sondern sagt: „Le cheval a un tel poil“ oder „porte une telle robe“. Denn Träger der Farbe eines Pferdes sind Haut und Har. Die erstere ist dunkel bei dunkeln, hell bei hellen Rossen, ja bei disen oft von einer so auszerordentlichen Feinheit, dasz man jedes Aederchen darin erblicken kann. In Bezug auf das Har unterscheidet man im Allgemeinen die *Deckhare*, d. h. die den ganzen Leib sammt den Gliedmaszen bedeckenden gewönlichen kurzen Hare, von den *Mänen- und Schweifharen* und dem an Lippen und Augen auftretenden *Baster*, und vornemlich die Deckhare sind es, an deren Farbe sich die allerersten und allgemeinsten Beobachtungen und Betrachtungen geknüpft.

Zwar fragt das Volksrätsel: *„Was für Hare hat das königliche Pferd?“* und antwortet spöttisch: *„Rosshare!“*, und der Kenner kauft ein tüchtiges Pferd, *und wenn es grün wäre*; denn ihn beschäftigt weniger die Farbe, als der Glanz und die Feinheit des Hars. Aber die Welt besteht nun einmal nicht aus vorurteilsfreien Kennern; der grosze Farbensinn des Volks hat die Farbe durchaus an die erste Stelle gerückt, und die hier einschlagenden Bezeichnungen des Pferdes sind daher von durchgreifendster Bedeutung.

Wie bei jedem zamen Haustier zeigen sich auch beim Pferde die mannigfachsten Schattirungen in der Farbe. Es gibt einfarbige, es gibt solche, bei denen zwei, drei, vier, ja fünf Farben gemischt und nebeneinander auftreten, und demgemäsz ergibt sich

eine entsprechende Mannigfaltigkeit von Bezeichnungen und Beziehungen.

Die vier Hauptkategorien sind:

1. *Schimmel.* Altdeutsch: *blancros, bleichros*; angelsächsisch: *blonca*; engl.: *white horse*; latein.: *equus albus, candidus equus, pallidus equus*; ital.: *cavallo leardo* (glänzendes Pferd) oder *cavallo bianco*; französisch: *cheval blanc.* — Alle dise Bezeichnungen beziehn sich unmittelbar auf des Tieres Farbe oder „Schimmer“, von welchem lezteren Wort das neuhochdeutsche „*Schimmel*“, wie das dänische „*Skimmel*“ stammt. Das Mittelalter wird nicht müde, dise seine Lieblingsfarbe zu preisen und zu vergleichen: „*blanc alsam ein swan*“, „*wîz als ein harm*“, „*wîz als der snê*“, „*blanc snewîz*“ sind die gewönlichen Epitheta diser „*wünneclichen gevar*“.

2. *Rappe.* Altdeutsch: *svarzros*; altmittelhochdeutsch: *môre*; mittelhchdtsch: *moere**); altbayr.: *rappel*; allemannisch (bei Hebel): *Choli*; niderdeutsch: *Blak*; engl.: *black horse*; lateinisch: *equus ater, niger, mauron*; französisch: *cheval noir,* oder *moreau* (altfrzs. auch *morel,* d. i. beides: morenfarben), *cheval de poil* (Pferd von Har). Allgemeine Anname ist, dasz Rappe das „*raben-schwarze*“ Pferd bezeichnet; doch ziehn einige Erklärer auch das mundartliche deutsche „*rap*“, welches „schnell und hurtig“ bedeutet, sowie das nidersächs.: „*sich reppen*“ d. i. „sich davonmachen“, zur Erklärung heran. Uns scheint die Anlenung an den Raben unbedingt den Vorzug zu verdienen, umsomer, als sie in den Vergleichen altdeutscher Gedichte eine oft wiederholte Bestätigung findet („*gar swarz sam ein rabe*“) — doch spricht für die andere Erklärung allerdings der Umstand, dasz das französische *coursier* (d. i. Rennpferd) auch ganz vorzugsweise die Bedeutung „Rappe“ hat.

3. *Fuchs,* nach dem durch seine Farbe so ausgezeichneten Reinecke genannt. — Altdeutsch: *rotros*; niderdeutsch: *Räutke* (von *raut* = rot); lateinisch: *badius equus* oder *bagus*; spanisch: *vayo*; englisch: *chesnut-horse* (Kastanienpferd); französisch: *bay* oder *alezan* (aus dem Arabischen? oder von *ala,* Flügel?). Im Altdeutschen wird die Farbe des Fuchses gern mit dem Blut und dem Feuer verglichen. Uebertreibungen wie: „*rôt alsam ein bluot*“, „*rôt zundervar*“ kommen häufig vor. Die Alten verglichen dagegen

---

*) „*Moere*“, welches J. Grimm für einen Plural von „*môr*“, *maurus* hält, hat, warscheinlich durch den Anklang an „*march, Märhe*“ einen ganz veränderten und erweiterten Sinn erhalten, der mit der ursprünglichen Bedeutung „schwarzes Pferd“ gar nichts mer zu tun hat. Namentlich in den Nibelungen erscheint es häufig, gewönlich im Sinne eines Pack- und Reise-Pferdes, seltener als Turnierross.

die schöne Farbe des badius feiner mit der Farbe einer Dattel, welche durch die Sonne noch nicht völlig gereift worden sei.

4. *Brauner.* Altdeutsch: *brunros*; nidersächsisch: *Brūning*; lateinisch: *russeus*; englisch: *bay-horse*; französisch: *cheval bai* (nicht „brun"). Mit voller Entschiedenheit scheint der Braune im Mittelalter nicht als besondere Farbe aufgefaszt worden zu sein, und auch die französischen und englischen Ausdrücke schwanken zu den Fuchsbezeichnungen hinüber.

Welch ein Reichtum feinster Schattirungen entwickelt sich aber innerhalb diser vier Hauptklassen, vor allem bei den Schimmeln! Da gibt es *„weiszgeborene Atlas-* oder *Glanzschimmel"* (lat.: *candidissimus*), die Kakerlaken des Pferdegeschlechts*), ferner *„Silber-, Milch-, Grau-, Eisen-, Forellen-, Brand-, Zimmt-, Muskat-, Drossel, Staar-, Honig- und Apfelschimmel"* (altdeutsch: *apfelgraros*, lat.: *scutulati*), welche leztere bereits im altangelsächsischen Liede von Beowulf erscheinen, *Fliegenschimmel* (lat.: *guttatus*), *Blau-* und *Hechtschimmel* (lat.: *glaucus*), *Rotschimmel* (osnabr. *Raucke*) u. s. w. — Bis ins 17. Jarhundert hinein rümt man die *„Treffen"*, *„Mukkentreffen"* oder *„Träuffe"*, mit welchem Namen man gesprenkelte Pferde mit roten oder schwarzen Tippeln bezeichnete, die man jezt gewönlich *Tiger* nennt. War die Grundfarbe solcher Treffen fal, so hieszen sie altdeutsch: *„spruzval"* (lat.: *canus*). Wie dise Pferde, so bilden einen Uebergang von den Schimmeln zu den anderen Farben auch die *„Morenköpfe"*, helle Tiere mit dunklen Häuptern, und dann beginnt der grosze Reigen von *Goldfüchsen* (lat.: *aureus*), *Kupfer-* und *Bronzefüchsen (aheneus), Hell-, Rot-, Lem-, Schweisz-, Recht-, Kol-, Zobel-, Schwarz-, Brand-, Dunkel-* und *Stichelfüchsen, Kastanienbraunen* und *Spiegelbraunen, Kirsch-, Gold-, Schwarz-* und *Rehbraunen, Glanz-, Kol-, Sommer-, Sammtrappen* u. s. w., u. s. w.

Es würde vil zu weit füren, wenn man dise zum Teil ser willkürlichen Einzelheiten auch nur annähernd vervollständigen wollte. Nur noch zwei Farbenbezeichnungen seien näher betrachtet, die eigentlich auszerhalb jener vier groszen Hauptklassen stehn: Falbe und Schecke nämlich.

Der *Falbe*, altdeutsch auch oft *„falk, falke"*, süddtsch.: *Falch*; engl.: *cream coloured horse* (sanenfarbnes Pferd); lat.: *equus flavus*, ital.: *cavallo falbo*, französ.: *cheval aubère*, steht gewiszermaszen

*) Einige Schriftsteller wollen für dise Tiere den Ausdruck „Schimmel" ablenen, welcher nur Pferden gemischter Farbe zukomme.

zwischen den Schimmeln, Braunen und Füchsen, one zu einer diser Abteilungen zu gehören. Man unterscheidet spezieller: *Rehfalben*, altdeutsch: *gelo (equus gilvus)*, *Mausefalben*, altdeutsch: *val* und *Isabellen**) (lat.: *gilbus*).

Der *Schäcke (Schucke, Schecke)*, 1590 bei Pistorius *Schäggy*; schwed.: *Skäk*; lat.: *varius*; dänisch: *Spaeted Hest*; englisch: *piebald-horse*; französ.: *cheval pie* (also in disen drei lezteren Sprachen ausdrücklich mit der gefleckten Elster verglichen) ist Spielball der Willkürlichkeit, wie in der Erscheinung**), so im Namen. Das deutsche Wort *Schäcke* dürfte mit dem isländischen „*skako*“ ungleich, „*skekia*“ = ungleich machen zusammenhängen. Andere wollen es vom italienischen: *scacco* d. i. Schachfeld (echec) ableiten, aber dem widerspricht das Felen eines entsprechenden Pferdewortes im Italienischen selbst, das sich dafür mit „*cavallo pezzatto*“ (Flickpferd), das ebenfalls auf die Elster deutet, oder dem wunderbaren „*curetta*“ behilft, welches Wort seltsamerweise auch einen finsteren Kerker bedeutet.

Doch genug, sowol der Etymologien als der Aufzälung verschiedener Pferdefarben! Ihre grosze Mannigfaltigkeit deutet auf die feine Individualitätsentwicklung des Pferdes hin, welche kaum ihres Gleichen hat und in der Tat ein Culturergebnis zu sein scheint, da verwilderte Pferde sämmtlich wieder in unterschiedsloses stumpfes Braun oder Mausefal zurücksinken. Ein i. J. 1689 erschienenes Buch sagt in diser Beziehung: „Zu verwundern ist es, dasz alle wilden Tier gleichfärbig; die Hirschen, wilden Schwein, Hasen u. s. w., alle wilden Geflügel sind einfärbig; hingegen die zahmen von sehr vielen unterschiedenen Farben, dasz fast kein Philosophus dessen wahrhafte und beständige Ursachen geben kann. Denn dasz es allein von den Complexionen und Elementen solt herrühren, kan darum nicht seyn, weil alle wilde Thier sogut als die zahmen aus den vier Elementen erschaffen sind. ... Ich halte solches vielmehr für ein Arcanum Divinae Sapientiae, dasz er dem Menschen zu mehrer Ergözlichkeit die ihm zugesellten Tier mit dieser Prärogativ der mancherley Farben beschenken wollen.“ —

*) „Isabelle“ soll bekanntlich von der Farbe jenes Hemdes stammen, das Donna Clara Eugenia Isabella, Philipp's II. Tochter, nicht zu wechseln gelobt hatte, bis ihr Gatte Albrecht von Oesterreich das belagerte Ostende eingenommen habe, wozu er leider drei Jahre brauchte. — Im Speziellen unterscheidet man wieder: *Blass-*, *Hell-*, *Gold-* und *Dunkel-Isabellen*.

**) Die Hauptgattungen der Schecken sind: *Schwarz-*, *Braun-*, *Fuchs-Schecken*, *Porzellanschecken* und *Hellschecken*.

An die Farbe des Pferdes knüpft sich das bunteste Treiben von Liebhaberei und Aberglauben. Man verband namentlich die vier Hauptfarben im Mittelalter gern mit den vier Elementen und den vier Temperamenten. Schimmel stellten das weiche Element des Wassers und das Phlegma dar; Rappen galten als Melancholiker und als Repräsentanten der Erde; Füchse vertraten das Element des Feuers sowie das cholerische Prinzip, und die sanguinischen Braunen erschienen der leicht beweglichen Luft verwandt, so dasz eine altdeutsche Glosse „*brunros*" (quem vulgo brunicum vel brunitium vocant) sogar mit „*equus brevior*" *) übersezt. Indes variiren die Beziehungen der Farben zu den Temperamenten und Elementen mannigfach, und sie sind nicht one Interesse zu verfolgen. Fugger's Buch der „Ritterlichen Reutterkunst", welches 1584 zu Frankfurt a. M. erschien, läszt sich z. B. wie folgt vernemen:

„Die Schwarz, Hirschfarb vnd Rotschimlet wird dem Element der Erden verglichen und sind melancolischer, kalter, trukner, schwerer, grober vnd vngelehrsamer Natur, Art, Complexion und Eygenschafft. — Die weiszfarb gleich eim Schimmel wirdt mit dem Element desz Wassers verglichen vnd wirdt für Phlegmatisch, flüssig, träg und weich gehalten: welche Pferdt mehr zur ziert, als zur wehrhafftigen noth zu gebrauchen sind. Dann gleich wie der Schnee vnd Eysz, so ausz Feuchte und Kälte entspringen, kein wehrhafftigen Bestand haben, sondern von einer kleinen werm zerschmeltzen, also befindt es sich mit der gleichen Farb an Rossen. — Grau- und Blauschimmel werden dem Luft verglichen, auch für sanguinisch vnd blutreich, frölich, geschickt vnd von mittelmäsziger Bewegung vnd arbeyt geacht. — Die Rotfarb, so man Fuchs nennt, auff meynung, wie ein Flammen oder glühendt Kolen, welche von etlichen Goldfuchsen genannt werden, wirdt mit dem Element des Feuwers verglichen vnd für Cholerische, zornige, leichte, hitzige, springende, aber für Pferdt von schlechter krefften gehalten. — Wann ein Pferdt von den obgemelten 4 Hauptfarben gleichförmig theylhafftig erfunden würde, were es am besten; jedoch vor allen Farben wirdt ein apffelgrauer Dunkelschimmel geliebt, Nachmals ein Kestenbrauner Fuchs, vnd dise sind einer guten vnd temperirten Complexion."

Wärend in diser Uebersicht der braunen als eigentlicher Hauptfarbe gar nicht gedacht wird, schäzt Fugger an einer andern Stelle das rein kastanienbraune Har über alle, Grisone stellt die vollkommen apfelgrauen den braunen gleich, Caraccioli preist das goldbraune mit schwarzen Extremitäten, und auch Albrecht von Constantinopel meint, dasz „die Farb Braun genannt, wiewol sie sehr gemein, doch menniglichen, zuvorderst aber groszen Herren, anmütig seie". Auch Fliegen- und Eisenschimmel hielt das Mittelalter für besonders dauerhafte und mutige Pferde und hatte es überhaupt gern, wenn die Farbe in's Schwärzliche ging. In Swift's

*) Dis „brevior" kann freilich auch „klein oder kurz" bedeuten; doch fordert jene Zusammenstellung auf, es mit „schnell" zu übertragen.

köstlicher Fabel vom Pferdelande der Huyhuhmns besteht der Adel aus Braunen, Apfelschimmeln und Rappen, denen Schimmel, Füchse und Schecken sowol im Bau als in Geistesfähigkeiten nachstehn und in Folge dessen sich selbst für den von der Natur zum Dienen bestimmten Stand betrachten. — Nach K. Löffler entspricht die graue Farbe beim Pferde dem braunen Typus des Menschen, die fuchsrote dem blonden, die rötlich-braune dem kastanienbraunen.

Allerdings scheint auch die Harfarbe der Rosse wie die der Menschen zu Karakter und Temperament wirklich in einiger Beziehung zu stehn; vor allzu bestimmten Säzen musz man sich aber hüten. Das weisze Pferd darf man wol für sanft und nicht selten für etwas weichlich halten. Wie die meisten schwarzen Säugetiere scheinen Rappen stark, heftig und ungelehrig zu sein, und der Volksglaube hält noch heut dafür, dasz sie, und zwar namentlich diejenigen one weiszes Abzeichen, leicht zum Dummkoller oder andren Krankheiten des Kopfes neigen. Der Braune soll heiter, mutig und ausdauernd, der Fuchs schnellfüszig, springlustig und wol auch schelmisch sein, so dasz man in der Grafschaft Mark meint:

En Foss sunner Nücke
Dat es en dusent Glücke!

Hiemit stimmt auch groszenteils die Tradition der in disem Punkte wol competenten Araber. Völlig lächerlich sind dagegen die Theorien einiger römischer Schriftsteller, welche z. B. die Braunen zur Löwenjagd, Grauschimmel zur Bärenhaz, Rappen zur Jagd auf Hasen für besonders geeignet hielten: Fantasien, von denen das Mittelalter, ja sogar die moderne Welt, vorzüglich die englische, auch nicht ganz frei geblieben.

Die Beliebtheit des Hars pflegt übrigens in ganz wunderbarer Uebereinstimmung mit Mode und Tracht der Menschen zu stehn; denn sie hängt ja ebenso wie dise von der jeweiligen Laune ab. Alle roheren und frischeren Völker lieben Farben von grellem Abstich. Das lustig gekleidete Mittelalter, die buntschillernde Cavalierperiode bis zum Ende des vorigen Jarhunderts zogen allenthalben kräftige Farben vor. „Zum Glanz der Ritterrüstung, zu den gewaltigen Pluderhosen und Schlizwämsern der Reformationszeit, zur Pracht der späteren spanischen Moden, zum farbenglühenden gestickten und gallonirten Seidenrock der Höfe à la Louis le Grand gehörten auch Pferde von auffallenden Farben.“ (v. Krane.) Die Schecke, der Tiger, die Isabelle und der

weiszgeborene Schimmel galten damals als Lieblinge groszer Herren. Alles Matte, Unbestimmte war jener Zeit durchaus verhaszt: Tiere von derlei Har sollten keine Kraft und Dauer haben; von den Hellfüchsen mit weiszem Schweif und ebensolcher Mäne sagt Fugger, dasz sie träge und mattherzig seien, und für die schlechtesten Pferde galten die Falen, namentlich die Mausefalen. Ein noch jezt nachtönender spöttischer Gassenhauer singt:

„Kaiser Carolus sin bestes Perd,
Det was 'ne fale Stute,
Uft ene Oge was et blind,
Det andre was renute.“ *)

Und noch heut zu Tage bedeutet *„Einen auf dem falen Pferde***) *finden“* nichts gutes. Recht drollig erscheint es, wenn Gelerte des vorigen Jarhunderts dise alte Redensart auf „Offenbarung 6“, oder andere gar auf des unglücklichen Belisar Gewonheit zurückleiteten, in Schlachten ein fales Pferd zu reiten. Dahin kann man durch allzu eifriges Bücherstudium kommen! *„Den falben Hengst streicheln“*, heiszt im Theuerdank sovil wie „heuchlerisch schmeicheln“ (ital.: *lisciar la coda al diavolo*). Drum ruft auch das Reimwort:

*„Ein Schwager***) und ein fales Pferd*
Wenn sie bestehn, ist's lobenswert!“

Das musz doch als ser unwarscheinlich angesehn werden!

---

*) Das Lied ist übrigens in verschiedenen Variationen verbreitet. So heiszt es zu Braunschweig:

„De Herzog von Brunswik de harr 'ne Perd,
Dat harre 'ne fossige Snute,
Mit einem Ooge, da konnt't nicht recht seihn,
Dat andre was'n rein ute!“

Auch sonst circuliren verwandte Spottlieder. Im Oberelsasz z. B. singt man:

„Es isch e Buur im Blumedahl,
Er hat drei scheeni Pferd im Stall:
's eine isch blind,
's andre lahm,
's dritte gehœrt dem Schinder.

**) Nicht „auf dem faulen Pferde“, wie man zuweilen hört.

***) Man könnte geneigt sein, hier an den Schwager „Postillon“ zu denken und den Reim als Warnungsspruch für Reisende zu betrachten; doch widerspricht diser Anname ein Spruch in Henisch's „Deutscher Sprach Weisheit“ von 1616, der desshalb ein ser altes Gepräge hat, weil neben dem Schwager auch vor einem Erlenbogen, also einem Gewaffen gewarnt wird, das in der Zeit der Postschwäger längst ausgestorben war. Der Spruch lautet:

Fünf Ding, wenn sie bestehn, sind lobenswert:
Eine alte Bruck, ein fales Pferd,
Ein Schwager und ein Erlenbogen,
Eine schnelle Tat, nicht wol erwogen.

Möglicherweise steht „Schwager“ auch an Stelle von „Schwaiger“ d. i. Zuchthengst; immerhin aber ist es am natürlichsten, dasz die Verwandschaft gemeint ist.

Aber auch die verschiedenfarbigen Pferde standen, obgleich sie bei den Groszen so modern waren, und obgleich ihnen selbt Fugger aus dem Grunde das Wort redet, dasz die Mischung verschiedener Farben auch auf eine Mischung der Temperamente deute, welche nur günstig wirken könne, beim Volke doch keineswegs in Ansehn. *„Buntes Pferd verkauft man gern!"* und

„Narren und Gecken
Reiten auf Schecken!"

Unter den „Wunderzeichen im Jare 1555" wird mit bedenklichem Tone neben Meteoren und Werwölfen gemeldet: „Im selben Jahr 1555 ist in der Mark, nicht weit von Königsberg, ein wunderlich Pferd geboren, das seltsame Hosen und Wamms angehabt, als wäre es brauner Sammet, zerschnitten und zerhacket". Man scheint den ungewönlichen Schecken für ein gar übel Vorzeichen gehalten zu haben. Albrecht von Constantinopel meint: „Weisz schecket seyn im Feldt vntrew!" und so spielt ja auch in Schillers „Wallensteins Tod" (Akt II. Scene 3) der Schecke, wie männiglich bekannt, eine verhängniszvolle Figur:

„Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Ross und Reiter sah ich niemals wieder."

In Liefland bedeutet sogar *„Schecker"* oder *„Tschecker"* gradezu ein schlechtes Pferd. Vor Kurzem fingen die Schecken freilich wieder an, Mode zu werden, zumal im kaiserlichen Frankreich, wo vor allem dreifarbige Pferde als seltene ausländische Ware hochgeschäzt wurden. Freilich ist dabei nicht ausgeschlossen, dasz dise Liebhaberei ein Karakteristicum geckenhafter Zeit war. Ein braver Deutscher möchte sich heutzutage, wenn er etwas recht närrisch findet, *scheckig lachen.*

Die bedeutsamste Erenstellung unter den Pferden nimmt in Bezug auf die Farbe von Alters her jedenfalls der Schimmel ein, sodasz ein vor dem Neide warnendes Sprichwort sogar sagt: *„Wer eine schöne Frau, oder ein gut weisz Pferd hat, der hat vil Verdrusz!"* Der Hauptgrund diser auszeichnenden Bevorzugung des Schimmels ligt wol in seiner später zu erläuternden mythologischen Bedeutung, in Bezug auf welche schon Fugger sagt: „Vor vralten zeitten hat man viel auff weisze Farb gehalten; Vnd so die Alten ihren Abgöttern Rossz haben zugeygenet, haben sie darmit angezeyget, dieselbigen Rossz seyen weisz gewest. Dann diese Farb bedeut reynigkeit, glück vnd sanfftmuth, welliche die Götter (nach jhrem Verstandt) dem Menschen haben erzeigen sollen oder wöllen."

Die religiös vererten, in heiligen Hainen gehaltenen Schimmel sind aller Warscheinlichkeit nach weiszgeborene Pferde gewesen, welche noch jezt in Persien, dem alten Ursize jenes Kultus häufiger vorkommen als anderwärts und von denen Viborg versichert, er könne sie an dem sonoren Tone ihres Wiherns ser wol von anderen Pferden unterscheiden: ein Umstand, der bei gewiszen Orakeln von Wichtigkeit gewesen sein mag. (Vergl. Teil II. 3. Hauptabschnitt: „Ross und Reiter im Kultus".) Schimmel und Rappen haben in der Volkspoesie ihre allbekannten feststehenden Rollen als Repräsentanten des Lichts und der Finsternis, und nur selten tritt an Stelle des Rappen auch ein feuerfarbener Fuchs, wie z. B. in Bürgers „Wildem Jäger":

„Ein Reiter hie, ein Reiter da;
Des Rechten Ross war Silberblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken."

Das allzeit rationelle Sprichwort lent dise Dinge mit Achselzucken ab, und meint mit ironischem Seitenblick: *„Schimmel trägt so gut als Rapp', jenachdem die Holgass ist"* oder: *„Wenn Du nachts reist, nimm einen Schimmel, er dient Dir als Laterne."* Und das Volksrätsel fragt: *„Welche Pferde sind rosenfarben?"* *„Die Schimmel, denn es gibt auch weisze Rosen."* — Vom alten Menschen, der weiszharig wird, sagt man: *„Er schimmelt"*. Ein *„Schimmelreiter"* ist Jemand, der in seinem Amt nach *„Schimmeln"* *) arbeitet, d. h. nach alten Schablonen oder Vorakten, one in den Sinn des vorliegenden Falles einzugehn. Solcher Leute gibt's nur allzuvile, und daher kommt das Sprichwort: *„Jedermann will den Amtsschimmel reiten!"*

Bei Besprechung des Hars und der Farbe des Pferdes sind auch die **Abzeichen** in Betracht zu ziehn. Es sind teils solche, die durch verschiedene Färbung entstehn, wie die *Blässen* oder *Blessen* (althochdeutsch: *„plas"*, mittelhochdeutsch: *„blasse"*), die *Sterne, Flocken, Flämmchen* und *Blümchen* auf der Stirn, die *Schnippe* auf der Nase, der *Aalstrich* auf dem Rücken und vor allem die *Stifel* des Schinbeins, teils sind es solche Abzeichen, welche von verschiedener Stellung oder besonderem Wuchs der Hare herrüren, wie die *Aehren* über den Hanken, der *römische Degen* am Halse und jene Vertiefungen, welche man *Lanzenstiche, Hiebe* oder *Wolfsbisze* nennt. Einige diser Abzeichen sind ser auffallend; nach der Blässe wird nicht selten das ganze Pferd

*) Dise Bezeichnung kommt möglicherweise von *simile*, dem lateinischen Wort für Vorakte, Schablone.

eine „*Blässe*“ (altdeutsch: „*blasros*“, neuhochdeutsch auch *Kolle*, schwedisch: *Blähot*), nach den Stifeln ein *Weiczfusz* oder *Balzan* (altdeutsch: „*vezzelvêros*“ oder „*uizziluehros*“) genannt.*)

Natürlich hat sich auch an derartige Zufälligkeiten der Aberglaube geklammert. Boten sie ihm doch ein höchst willkommenes Gebiet für jede Art von Fantasie, das denn auch bei den meisten Völkern auf's bunteste ausgefüllt worden ist. Was die im Abendlande herrschenden Meinungen betrifft, so sind sie möglicherweise arabischen Ursprungs, da sie in vilen Punkten mit dem Aberglauben der Mauren übereinstimmen. — Fugger meint 1584:

> Die Spanier haben ein gemeines Sprichwort, darinnen sie sagen, *Bondad vince sennal*, daz ist so vil gesagt, „die gütte vberwindt oder vbertrifft die bösen Zeichen“. Dises Sprichwort aber verstehet sich auf die cavalli fatti, so schon den Schulsack längest zerrissen haben und in summa perfecte Rossz sind. Wann ich aber sollte ein junges Rossz eintun, allda das bösz noch so wol als das gut aller bey einander, vnd niemand wissen kann, welches noch mit der Zeit möchte fürschlagen, allda hat es viel ein andere meynung; meynesteils, wollte ich allezeit achtung geben auff die gutten Zeichen, einem andren die bösen lassen vnd allsdann wolte ich auch zu seiner zeit gar wol sehn, welcher es besser getroffen hätte .... Denn wie gleich zween oder drey Schwalben keinen Sommer machen, also auch zween oder drey vbel gezeichnete Rossze, so etwan ausz vielen hunderten wol gerahten, stossen darumb die alten Regeln nicht umb.“ — In erster Linie meint er, dasz die „Rosz, was farb sie gleich immer sind, so gar keine weisze zeichen haben, untreuwe, widerspenstige, schieche, vngluckhaffte Rossz sind, ... unsinnige Bestias, deren böse Eygenschafft nicht so wol temperirt sind, als derjenigen, die mit phlegmatischer Külin der weiszen Zeichen moderirt; sondern die Cholera und Melancholia dominirt gar zu heftig in jhnen.“**)

Nichtsdestoweniger konnten auch weisze Zeichen unglückbringend sein. So erschienen unsren Vorfaren die *Milchtrinker* und *Krötenmäuler* mit ihren ganz weiszen oder weiszbetüpften Mäulern nicht unbedenklich. Besondere Verschiedenheiten und Feinheiten herrschten jedoch in Bezug auf die Bedeutung der

---

*) Das Wort „*Balzan*“ (ital.: *balzano*, provenzal. *bausan*) kommt nach Diez vom ital. *balza* d. i. Saum. Es bedeutet „gezeichnet, gesäumt“ überhaupt. Das französische *Balzan* gilt vorzugsweise für schwarze Pferde mit weiszen Füszen. — Nach Anderen stammt „Balzan“ vom arabischen „*bâlhasan*“ d. i. „mit dem Schönen“, „mit dem Zeichen der Schönheit“. Indes existirt das Wort im Spanischen nicht, was gegen die Erklärung spricht. — Das „*Vezzelvêros*“ bedeutet ein an der „Fessel“ gezeichnetes Ross.

**) Anders die Südländer: Spanier und Ungarn! Ihnen sind schwarze Rosse one jedes Abzeichen begerenswert und glückbringend. Daher bei ersteren sprichwörtlich ist: „*Morcillo sin segnal, muchos lo quiren y pocos lo han.*“ Auch die Italiener sind gegen schwarze Pferde nicht eingenommen; doch begeren auch sie, vornemlich aus ästhetischen Gründen, weisze Abzeichen, mit denen gewönlich auch glänzenderes Har verbunden ist. So sagt Ariost von Guido dem Wilden:

„Der kommt in's Feld mit einem groszen Streitross,
Das auszer auf der Stirn und links am Hinterfusz
Mit Weisz bezeichnet, schwärzer schien als alle.“

weiszen Stifel. Der *Königsbalzan*, ein Pferd, dessen Hinterfüsze und ein Vorderfusz (am liebsten der linke) gestifelt sind, galt für eine glückbringende Schönheit, und uraltem Aberglauben zufolge sollen hochgestifelte Stuten vorzugsweise fruchtbar sein*); auch die *Hermelinfüsze*, d. h. solche, welche mit Flecken der Hautfarbe gesprengt waren, standen noch in leidlichem Ruf; aber die *Kreuzfüsze* (französ. *Transtava*) d. i. ein weiszer Vorder- und ein weiszer Hinterfusz über Kreuz, kennzeichneten ein hochgefärliches Tier, und ein tüchtiges Ross, das „sonst one Abzeichen" ein hochgestiefeltes linkes Vorderbein oder ein gestiefeltes rechtes Hinterbein hatte, fand noch wärend des dreiszigjärigen Krieges sicherlich keinen frommen Reiter. Nur ein Zauberer hätte es reiten können, one sich dem gröszten Unheil auszusezen. Denn:

„Vier Füsze mit einem weiszen Zeichen
Dürfen keinen Zoll abweichen!"

auch:

*„Vier weisze Köten**)*
Lassen den Reiter in Nöten." —

Fugger z. B. hält Pferde der Art für ser schwach und meint: „In Spanien helt man auch nicht vil darauf, wird hefftig veracht, heiszen sie in ihrer Sprach: Quadraluos." — Doch:

„Ist eine Bläsz dabei,
Magst Du's reiten frank und frei!"

In disem Sprichwort erscheint also die Blässe, und dis ist ihre gewönliche Bedeutung, als Heilszeichen***), wärend sie in andren Gegenden für Uebel verkündend gilt. *„Er heiszt Blesz!"* bedeutet in Hessen sovil als: „Er hat einmal einen bösen Ruf!" und in Shakespeares „Antonius und Kleopatra" heiszt es (Act III. Scene 2) von Cäsar:

Agrippa:
Hm! Eine Wolke (cloud) steht
Auf seiner Stirn.
Enobarbus:
Das würd' ein Pferd entstellen,
Nun vollends einen Mann!

---

*) Alboin, der als Longobarde weisze Wadenstrümpfe trug, wurde am Hoflager des Gepidenkönigs mit den Worten verspottet: „Das sind die fruchtbarsten Stuten, denen Ihr gleicht!" Die Stuten aber standen als unedler und feiger denn Hengste in üblem Ansehn.

**) *Köte* ist das unterste Fuszgelenk des Pferdes, das unmittelbar mit dem *Kote* in Verbindung kommt.

***) Dise Deutung ist die vorherrschende. Die arabische Mythe lässt Allah selbst nach Erschaffung des Pferdes disem die Blässe als Zeichen des Rumes und des Glückes auf die Stirne zeichnen.

Schwankend sind dise Bedeutungen überhaupt. Dis fülte sogar schon der sonst so ser den Abzeichen geneigte Fugger und gelangte kaum dazu, sich auf Grund seiner Idee von der Zusammengehörigkeit gewiszer Temperamente und Farben, mit den geltenden Ueberzeugungen auseinanderzusezen. Zu disen aber gehörte seiner Zeit vor allen die, dasz weisze Zeichen auf der linken Seite des Pferdes glückhaft, rechts aber unglücklich seien*), dasz sie vor dem Sattel Unheil, hinter demselben Segen brächten, dasz je niderer die Füsze weisz, je besser und schöner, je höher der Stifel, desto schlechter und häszlicher das Zeichen sei, und dasz unglückliche weisze Abzeichen durch *Schwerter, Wirbel* oder *Aehren* im Har paralysirt und unschädlich gemacht werden könnten. Die leztere Ansicht findet wol darin eine gewisse Begründung, dasz solche Wirbel grade bei den edelsten Racen am häufigsten vorkommen; und namentlich die *Aehre,* eine Reihe am Kamm hinlaufender Wirbel, hat früh in Europa hohen Ansehns genossen, weil man dis Zeichen oft an den besten Rossen arabischen und türkischen Ursprungs findet, die man in ihrem eigentümlichen Wert seit den Kreuzzügen ser wol schäzen gelernt hatte. — Eine Verfeinerung des Aberglaubens war es noch, wenn man für bestimmte Farben auch bestimmte Abzeichen begerte. Caracciolo (1550) will für jede Harfarbe andere Zeichen, die er genau spezifizirt. Doch fürt er auch Beispiele an, wie verschieden die Ansichten über die Abzeichen seien. Als maszgebend citirt er eine Stanze des Grafen Mateo, welche das Pferd Frontinos beschreibt:

„Das gute Ross, das one Feler war
Und so vollkommen, dasz ihm gar nichts mangelt,
Ist wie Kastanien glänzend, braun von Har,
Mit einer Blässe bis zur Nase reichend.
Geboren war's zu Granada in Spanien.
Sein Kopf ist edel, breit die Sprunggelenke,
Der volle Schweif berüret fast die Erde,
Und drei der Füsze sind mit weisz gezeichnet."

Der Schlusz entspricht schon dem ital. Sprichwort: „*Cavallo de tre, Cavallo di Rè!*" und bezeichnet also einen „Königsbalzan".

Wie verwirrt man ein Jarhundert nach Fugger über das Thema

*) Dis glaubten schon die Römer, die das Sprichwort: „*Er reitet auf dem Pferde Sejans*", d. h. das Unglück verfolgt ihn, von einem am rechten Hinterfusze weiszgestifelten Pferde hergenommen hatten, welches allen seinen Herren Unheil gebracht. Nach Sejans Tode besaszen es Dolabella, Cajus und Campuus, die alle tragisch endeten. Marc Anton ritt es, als ihn Octavius besigte, und endlich schleuderte es seinen lezten Herrn, Mejedus, in einen Flusz, in welchem er ertrank.

der Abzeichen dachte, mögen die folgenden Verse des edlen Herrn von Stubenberg bezeugen:

„Ein Fuchs, der an der Farb auf angebrannt zugeht,
Eh tot verbleibt, als müd, sein Muth so tapffer steht.
Ein Rapp, der ungemischt von andrer Farb am Haar,
Gerecht entweder ist, vielleicht auch boshaft gar.
Das Haar, so Zaino sonst der Welsche, Farbgantz heist,
Bei uns der Nützigkeit unfehlbars Zeichen weist. —
Der Träiff, den man fast arm an Flecken Dünnträiff schilt,
An Silber, Art und Muth geringe Summa gilt...
...Ein Pferd, das hinter sich und vor sich ist geträifft,
Vollkommen ist und gut, aus hunderten erkäufft...
Der Wirbel, so dem Pferd am hintren Schenkel reicht,
Gut Glück, Aufrichtigkeit und feine Stärke zeucht.
Ein Pferd, das an der Stirn den Wirbel hat gehabt,
Vom Himmel ist gewisz mit Güte wol begabt...
Ein Pferd, das an dem Ort bewirbelt, das es sieht,
Ein ungluckhafftes End und Unfall nach sich zieht.
Ein Gaul, der an der Stirn hat doppeln Sterneschein
Und treffen nicht zusammen, wird unglückselig sein. —
Ein Weiszes an dem Fusz, wo fürt die Hand den Zaum
Ist gar in schlechtem Werth, man achtet solches kaum.
Die Blasz am rechten Fusz im Tummeln zwar fürstellt
Geschwinde Hurtigkeit, doch letzlich übel fällt.
Die Blasz am selben Fusz, wo man in Sattel steigt,
Dem Gaul zum Laufen gut und frischen Muth anzeigt...
Die Blasz der hintern Füsz ein rühmlich Zeichen heist,
Voraus, wann vornen her sich auch ein Sternlein weist."

Gestalt.

Wenn nun auch, wie wir ausgesprochen, bei der äuszeren Erscheinung des Pferdes die Farbe zunächst in die Augen fällt, so hat die Aufmerksamkeit der beobachtenden Kenner sich den Feinheiten der Pferdegestalt doch nicht minder als denen des Hars hingegeben, und die Sprache ist der unterscheidenden Betrachtung auf das genaueste gefolgt. Zwar nicht ausschlieszlich, aber doch vorzugsweise auf die Gestalt bezüglich sind die Anforderungen, welche der Verfasser der „Ritterlichen Reutterkunst" 1584 an ein „gutes, hochgeachtetes Pferd" stellt. Er sagt: „Es ist vor alten Zeiten, wie auch zum Theil noch bey erfahrnen vnd der Reytterey verständigen Leuten gleich ein gemeines Sprichwort hergebracht worden, dasz wann man die fürnembsten Tugenden, so einem Pferd zugeeygnet mögen werden, anzeigen vnd beschreiben wolte, man solches von dreyn unterschiedlichen Thieren, als nemlich von einem Wolff, Fuchs vnnd Frauwen angefangen hat. Vnd dasz ein jedtweders Rossz von einem jeden

deren dreyen Dingen wider drey Eygenschafften erfordere: Erstlichen vom Wolff die Augen vnd Gesicht, die fressigkeit, die sterke des Rückens. Vom Fuchsen grade, kurtze vnd spitzige Ohren, langen und dicken Schwantz vnd einen sanfften Gang oder Trab. Von der Frauwen die hochfahrt, schöne Brust, glatte vnd zierliche Möni, Haar vnd gestalt desz Leibs, vnd lassen gern auffsitzen." — In der um ein Jarhundert älteren „Hippopronia" Albrechts von Constantinopel, Marställers Kaiser Friedrichs, werden die Vergleiche noch vil weiter getrieben. Da soll das Pferd in seinen einzelnen Teilen äneln: „einem Hirsch, einem ungarischen Ochsen, einem Ziegenbock, einem Schwan, einem Cameel, einem Esel, einem Löwen, einer Jungfrawe und einem Hellefanten" — ein schwieriges Recept und doch noch immer nicht so dunkel und wunderlich wie die Art, in der das Volksrätsel das Pferd beschreibt: „*Vorne wie ein Schneidbankskopf, in der Mitte wie ein Rummelfasz, hinten wie ein Flachshaffel!*" Jedenfalls gehört eine ser unverdorbene Fantasie dazu, um aus disen Ingredienzien ein Pferd zu construiren! — Wir lassen alle solche Analogien dahingestellt und beschränken uns hier auf Anfürung derjenigen Punkte, welche, indem sie entweder ganz allgemeines oder vornemlich sprachliches Interesse haben, zugleich für den Laien zum Verständnis mancher Einzelheiten im weiteren Gang unsrer Abhandlung notwendig scheinen.

Mit Fug und Recht wird von den meisten Naturkennern das Pferd für das schönste aller Tiere erklärt. Goethe sagte (zu Riemer): „Die Natur könnte kein Pferd bilden, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie, wie auf einer Leiter, zur Structur des Pferdes emporstieg." In der Tat fand Zeising denn auch das Verhältnis des goldenen Schnitt's, dis Kriterium des Organismus, am reinsten und vollkommensten unter sämmtlichen Säugetieren in allen einzelnen Teilen des Pferdes ausgebildet. Wegen dises vollendeten Gleichmaszes in der Erscheinung hat man das Wort *equus* sogar von *aequalis* ableiten wollen. — *Edel, gemeit, guot, lossam, schoen, stolz, wol-getan* und *zierlich* sind die Eigenschaftswörter, mit denen unser Mittelalter die Gestalt des Pferdes lobte; und Lemcke, ein vortrefflicher moderner Aesthetiker, motivirt dis naive Urteil. Er sagt: „Alle Teile dises edlen Geschöpfes sind wol proportionirt, nichts ist am Pferde verschwommen und skelettartig. Sein Rumpf ist wolgestreckt, die Beine sind kräftig, dabei doch schlank. Der Hals sezt in schöner Weise schräg aufrecht vom Körper ab, von

ihm wider der ausdrucksvolle, reichbelebte Kopf.... Das Har ist kurz und glänzend und läszt das Muskelspiel durchschimmern. One die Knochen durch Spizen und Ecken vortreten zu lassen, wie wir es oft beim Rindvieh sehen, ist die Körperform doch belebt, der Rumpf bestimmt. Brust, Rippen, Bauch und Flanken gehn wolvermittelt, one löcheränliche Senkungen oder scharfkantige Risze in einander über, und die Horizontale des Rückens wie die des Bauches ist durch schönen Schwung aus der Starrheit der Geraden befreit." — Ein Pferd, welches diser Darstellung nicht entspricht, ist häszlich. „Häszlich also das Tier, dessen Hals mit dem Leibe in einer Flucht ligt, oder gar sich senkt, dessen Kopf in zu stumpfem Winkel am Halse sizt, vom eingedrückten oder vom Fidelbogen-Rücken zu geschweigen. Der Esel ist schon deshalb häszlicher als das Pferd, weil Kopf und Hals sich wenig über die Horizontale erheben." Ein Schönheitsmasz der Araber für das Pferd ist: gleiches Masz von der Schnauze über Kopf und Nacken bis zum Widerrist mit der Länge vom Widerrist über den Rücken bis zum Schwanzwurzelende. Dadurch erhält der Körper, seitwärts angeschaut, das feinste Gleichmasz. Fugger faszt die Fülle seiner Anforderungen in dem Worte zusammen: „Es sollen alle Glieder an dem gantzen Leib jr rechte Proportion haben, vnd gar nichts Monstrosisch oder vnartiges darinnen sein." Buschendorf (1797) sagt: „Sieht man das Pferd von der Seite an, so musz die Höhe desselben vorn von der Fersensole bis zum Firste des Widerrists der Länge des Leibes von der Achsel bis zur Krupe gleich sein. Ist jene gröszer als dise, so erscheint das Pferd, welches man deshalb *hochbeinig* nennt, nicht sicher unterstüzt, ist die Leibeslänge gröszer, so bekommt das Pferd ein kazzenmäsziges Ausschn und ligt zu tief an der Erde."

Die **Grösze** oder vilmer die Höhe des Pferdes wird durch die Messung der Höhe von der Sole eines Vorderfuszes bis zum Widerrist bestimmt. Dabei rechnet man in Kennerkreisen nach der Länge des Kopfes, der bei einem wolgebauten Tiere grade den dritten Teil der Höhe betragen soll und den man zu weiterer Einzelbestimmung in 22 Teile (Zolle) einteilt. Im gewönlichen Leben berechnet man die Pferdegrösze in Preuszen nach Quartieren, in Oesterreich nach Fäusten, in Sachsen nach Viertelellen. — Im Allgemeinen schwankt dise Grösze von 3 bis $6^1/_2$ Fusz; für normal gilt die von 5 Fusz.

„Die **Kraft** des Pferdes ist man gewönt, durch das Gegengewicht des Menschen zu messen. Dis, zunächst nur dem Nuzen entsprechende Masz liegt schlieszlich auch den ästhetischen Anforderungen zu Grunde; denn das kräftige Pferd soll sich eben in seiner Tätigkeit schön zeigen. Will man ein Normalpferd annemen, so gilt dafür die Forderung, dasz es mit Leichtigkeit und Ausdauer einen kräftigen Mann geschwind und nicht nur auf ebenem Boden in allen Gangarten müsze tragen können.“ — Kraft und Flüchtigkeit, nicht eines one das andere soll man am Rosse schäzen.

Man teilt das Pferd in Vorhand, Leib und Hinterhand und spricht bei jedem diser Teile wider eine Fülle von Einzelheiten an, die alle ihre besonderen meist ganz selbständigen Namen besizen und deren Betrachtung wir uns nunmer zuwenden.

Der **Kopf**, altdeutsch „*houbet*“, hat natürlich das erste Anrecht auf Würdigung. Man wünscht ihn klein, trocken und stark abgesezt vom *Halse*, den man, falls er stark hervorquillt, als *Hirschhals*, bei besonders freiem Aufschwung als *Schwanenhals*, und bei schmaler Magerkeit als *Gänsehals* bezeichnet. — Für die Kopfform besteht groszer Reichtum an Benennungen: *grade* und *verkerte Köpfe*, *Hecht-*, *Ochsen-*, *Rams-* (oder *Schafs-*)*köpfe*, *Plattköpfe*, *Alteweiberköpfe* u. s. w. Buschendorf zufolge soll die Kopfform „der Diagonalabschnitt eines ablangen Vierecks sein, dessen Basis den dritten Teil der Höhe desselben enthält, welches ihm eine angenehme Schiefe erteilt.“ Wichtig ist, dasz der Kopf nicht zu fleischig ist und dasz ihn das Pferd gut „*trage*“. Ueber das Masz der Magerkeit und das Wie des Tragens entscheidet natürlich der Zeitgeschmack. Die Mode hat auch hier vil Liebhabereien begünstigt, und das Rococozeitalter z. B., welches an Häusern und Geräten keine grade Linie duldete, erzog sich bei schön geschwungenen Schwanenhälsen à tout prix Ramsköpfe (von „*Ramm*“ d. i. Schafbock) mit geschweifter, judenartiger Nase.

Dennoch sind zu allen Zeiten von den Kennern gewisze Hauptgrundzüge der Kopf- und Halsbildung stets für normal gehalten worden, und wenn es z. B. in „Flore und Blanscheflur“ heiszt: „sin houbet was rechte krank, smal, dürre, cleine“, und im „Erec“: „sin dürre houbet ez truoc nach sinem rechte hôch genuoc“, so entspricht dis auch noch den heutigen Anforderungen

vollständig. Bezüglich der Haltung des Pferdes besteht übrigens eine genaue Wechselwirkung zwischen Hals und Kopf. So fürt der Hirschhals stets ein sonderbares Heben des Kopfs herbei, von dem man solche Tiere *Sterngucker* zu benennen pflegt, wärend ein schwacher Hals bei schwerem Kopf das Pferd veranlaszt, disen zu senken und sich auf's Gebisz zu legen, was man in der Reitersprache *„den fünften Fusz suchen“* heiszt.

Auch beim Pferde ist, wie beim Menschen, das *Auge* Spiegel der Sele. Ein feiner Beobachter sagt: „Wärend der Ochse genügsam, das Schaf träumerisch, der Hund fragend, die Ziege neugierig, das Schwein viehisch, der Esel tolerant uns anblickt, ligt im Auge des Pferdes etwas seltsam Kluges. Villeicht hat das seinen Grund im Bau dises Auges, welches ihm erlaubt, zu beobachten, was fast hinter ihm vorgeht, one dasz es nötig hätte, den Kopf zu wenden — ein Umstand, welcher die Einrichtung der Scheuklappen bei den Wagenpferden veranlaszt hat und welcher dem Rosse auch die Möglichkeit gewärt, beim Ausschlagen mit den Hinterhufen sein Ziel so sicher zu treffen.“ — Das Pferdeauge hat nemlich eine ser flache Linse und einen weiten Stern, durch welchen vil Stralen zugleich einfallen, und das gewärt ihm einen so auszerordentlichen Gesichtskreis. Auch kann es den Stern bei mattem Lichte noch erweitern und daher sieht das Ross auch in der Nacht noch mit so überraschender Schärfe. Wenn der Reiter längst nichts mer erblickt als eintönig dunkle Ebne, so trägt ihn sein Ross noch sicher über den schmalen Steg und weicht dem Stein im Wege aus. Oft gränzen solche Warnemungen an's Wunderbare; die Meinung jedoch, dasz das Pferd alle Gegenstände vil gröszer sehe als sie wirklich seien und sich deshalb von dem kleineren Menschen regieren lasze, ist natürlich ein Aberglaube. — Was die Farbe der Augen betrifft, so ist die gewönlichste Grau, schöner und edler aber erscheinen schwarze Augen, und ganz eigentümlich zeichnen sich durch lichten rötlichen oder hellgräulichen Glanz die *Glasaugen* aus, nach denen zuweilen das ganze Pferd genannt wird, und die besonders bei Schimmeln und Isabellen vorkommen. Ploen (1793) meint, dasz ein Pferd, welches vil Weiszes im Auge habe, gewönlich boshaften Temperamentes sei, — *Gloz-* und *Schweins-Augen* schrecken jedenfalls zurück, wärend grosze helle *Sterne* als vorzügliches Zeichen von Race gelten. Vom „Bucephalus“ singt 1180 der Pfaffe Lamprecht: „sine ougen wâren ime allirvare glich eineme fliegindie are“; und ein neuer poetischer Sportsman singt:

„Das grosze Auge, voll und hell,
Des Lichtes ungetrübter Quell,
Um den des hohen Bogens Lid
Die feine Wimper lieblich zieht,
Es blickt so rein, so treu, so gut,
Stralt feurig klar in stolzem Mut,
Als möcht' es fest versichernd sagen:
„Ich will Dich durch die Hölle tragen!“ *)

Die *Oren* begert man klein, schlank, aufrecht und munter bewegt. Stehn sie zu nidrig am Kopf oder zu weit von einander, so heiszen sie: *Scholoren*, stehn sie zu hoch und zu nah: *Hasenoren*. Richtig gestellt sind sie eine besondere Zierde des Pferdes, deren Schönheits-Wert man einsieht, wenn man den an und für sich schon zu groszen und schweren Kopf des Esels betrachtet. Die übermäszige Ausbildung der ihn „Langor“ taufenden Organe hebt die geschlossene Einheit des Kopfes auf, indem sie den Gesammteindruck auf eine Einzelheit ablenken. Wie anders wirken dagegen die kleinen Oren des Pferdehauptes! Ihre graziös zugespizten Muscheln, Verkünder der zartesten Selenregungen, gleichen leicht bewegten Wimpeln, welche den Schiffer über die Windrichtung beleren, und von ihnen entsprang die so anschauliche Redensart: „*Halte die Oren steif!*“ „Dann wann die spitz an Ohren gerad vber sich, oder aber für sich stehen (sagt ein Schriftsteller des 16. Jarhunderts), ist es ein gewisz zeichen eines guten auffrechten gemüts. Wann es aber die spitz der Ohren hinder sich gegen den hals keret vnd insonderheit den einen mehr als den andern, ist es ein anzeigung eines boshafftigen vnd schalkhafftigen gemüts und willens. Daher, gleichwie man einem Löwen den Schwantz anschauwet, wie er denselben füret, also soll man die Ohren an einem Rossz besichtigen.“ — Stets hatte der Reiter Freude an disem ausdrucksvollen „*Orenspiel*“; und nur in jenen Zeiten, wo der geschraubte Geschmack sogar die freie Gestalt der Bäume mit der Gartenscheere modelte, da stuzte und „*mäuselte*“ man auch die Oren, und schwärmte für französische „*Courtauts*“.

Nächst Auge und Or dient die *Nase* dem Pferde zu geschärfter Warnemung. Bis in weite Ferne gebraucht es den Geruchssinn und „hält die Nase in den Wind.“ Es ist ein ungemein schöner Anblick, das freie Pferd einen Gegenstand untersuchen zu sehn: wie es in trozig künem hochgefürtem Trott herankommt,

---

*) Aus A. Schumacher: „Jagd und Pferd“, woher auch die nächstfolgenden eingestreuten Verse.

die Oren gespizt und die Nüstern weit geöffnet, wie es dann vorsichtig und behutsam Fusz vor Fusz nah herantritt, erst mit dem Auge, dann mit der Nase sorgfältig forscht und endlich, so zu sagen beschämt weiter grast, um seine ungegründete Furcht zu bemänteln, oder, wenn es kein Irrtum war, in einem Tempo Kert machend, die Flucht ergreift, bis es die Herde erreicht, die sich gemeinschaftlich in Verteidigungszustand sezt. So dient die Nase dem Pferde als lezte Beobachtungsinstanz. — Grosze *Nüstern*, die, gerötet und schnaubend, die Nase auf's kräftigste zum Ausdruck bringen, und die den Rennern des Atemholens wegen so notwendig sind, gelten ebenfalls als Zeichen von Adel. Schon in Lamprechts „Alexanderlied“ (1150) heiszt es: „Diu nasen wâren ime wîte uf getan“. — Unter Umständen war man sogar veranlaszt, weite Nüstern künstlich herzustellen, und oftmals haben die Husaren ihren Rossen die Nasenlöcher geschlizt, damit sie bei nächtlichem Ueberfall nicht schnauften.

Auszerordentlich stark ist *das Gebisz* des Pferdes und oft mer zu fürchten, als sein Hufschlag. „Es besizt eine Kraft darin, welche die stärksten Knochen zermalmt. Seine Zäne sind anders und besser zum Beiszen eingerichtet, als z. B. die des Rindviehs, welches denn auch das Gras auf der Weide mit der Zunge umschlingt und so abpflückt, wärend das Pferd es mit den scharfen Vorderzänen abbeiszt.“ — Selbst die *Lippen* karakterisiren das Ross. Alte und träumerische Pferde *laszen das Maul hängen*; bei edlen Tieren dagegen sind die Lippen ausgeprägt und doch weich, faltenlos und geschloszen, *„sie können aus einem Glase trinken“*.

Was die Beharung von Kopf und Hals angeht, so ist sie durch *Stirnlocke* und *Mäne* herrlich ausgezeichnet. Erstere heiszt altdeutsch: *„schopf“* oder *„zoph“*; die leztere *„man“* (der oder die), *„gemane“*, später *„möni“*. Die nordische Bezeichnung der Mäne, mit der ein groszer Teil der Pferdenamen zusammengesezt wurde, war *„faxi“*, angelsächsisch: *„feax“*. Vil weniger hervortretend als Schopf und Mäne ist der *Baster*. Die halblangen Hare desselben an der Unterlippe heiszen *Bart*, die an der Oberlippe *Schnurre*.

Sovil vom Kopfe. — Wenn wir nun noch bemerken, dasz man die hinteren Teile der Kinnbacken (die Unterkinnladenbogen), deren scharfe Formen die kräftige Auszeichnung aller Organe des Kopfes noch verstärken, *Ganaschen* *) benennt und

*) Das französ.: *ganache* (ital.: *ganascia*) bedeutet „Kinnbacken“ und scheint mit dem althochdeutschen *geinon* d. i. aufsperren, *gänen* zusammenzu-

dasz man den Punkt, wo sich der Hals vom Rücken absezt, als das *Widerrist* (altdeutsch: *uberrist*, im 18. Jarhundert gewönlich *Widerrosz* oder *Widerhorst*) mundartlich auch wol *Schuft* bezeichnet, so glauben wir den oberen Teil der Vorderhand genügend erläutert zu haben.

Nächst dem Kopfe sind es die **Gliedmaszen des Pferdes**, welche das höchste Interesse erwecken, weil vornemlich auf ihrer Tüchtigkeit des Rosses Schnelligkeit und Dauerhaftigkeit beruhn. Sie laszen es an Flüchtigkeit den Hirsch übertreffen, mit dem das fortsprengende Ross überhaupt so vil Aenlichkeit hat, dasz ja den Amerikanern, als zum erstenmale Pferde den Boden der neuen Welt betraten, das fremde spanische Tier in der Tat als ungehörnter Hirsch erschien. Aber die graziöse, leichtgestreckte Gestalt des Hirsches scheint, one an Schönheit zu verlieren, im Bau des Pferdes gesammelt, gerundet und gefestigt zu sein; und die sanft geneigten Winkel, unter welchen sich die Glieder verbinden, geben den Bewegungen des Rosses eine schwebende und doch kräftige Elasticität.

Die normale Stellung der Gliedmaszen gleicht der von vier Säulen; drum heiszt's im „Tristan" von einem schönen Pferde:

„diu bein sleht, ufrichtig alle viere
als einem wilden tiere."

Und auch eine Stelle im „Erec":

„mit dürrem gebeine,
ze grôz noch ze kleine:
die wâren flach und sleht
als einem tiere ufreht"

gibt eine Vorstellung von der im Mittelalter wie noch heut zu Tage begerten Stellung und Gestalt der Beine. Wie genau man die feinsten Abweichungen von derselben beobachtet, geht aus der Menge von Bezeichnungen hervor, die man dafür erfunden. So kennt man z. B. *kuhhessige*, *bodenenge* und *bodenweite* Pferde, *französische Tanzmeister*, *Zehentreter* und *Fuchtler*, *X beinige*, *O beinige*, *säbelbeinige* und *bockbeinige* Pferde, ja sogar solche mit *spanischen Hosen*. Wenn bei zusammengedrückter Brust die Schenkel oben zu nahe aneinander stehn, so nennt der Rosshändler *die Beine in ein Loch gebort* und wenn das Pferd den einen Vorderfusz immer

haugen. Man unterscheidet *ganaschen-enge* und *ganaschen-weite* Pferde, d. h. solche, bei denen der vertiefte Raum zwischen den Ganaschen, Ganaschenkanal, weniger oder mer als die Normalbreite von drei Zoll hat.

vorsezt, so sagt man: *„es schildere“*, oder: *„es zeige St. Jakobs Weg“*. (Vergl. Teil II. „Reitende Götter.“)

Bei den Gliedmaszen der Vorderhand verlangt man von der Schulter, welche äuszerlich noch nicht von der Masse des Pferdeleibs geschieden ist und den *Bug**) (althochdeutsch: *„buog“*, mittelhochdeutsch: *„buoc“*) bildet, dasz sie lose sei und starke Muskeln habe. „Ein flüchtiges Pferd muss abgelöste Schultern haben.“ An sie schlieszt sich der *Oberarm*.

„Die leichte Schulter lang und schräg
Ist ausgestreckt für weiten Weg:
Der mächtge Hebel deutet an,
Dasz Raum der Schenkel nemen kann.“

Der Oberarm verbindet sich durch den *Ellenbogen* mit dem *Unterarm*, welcher seinerseits wieder durch das *Knie* mit dem *Schienbein* zusammenhängt. An der einen Seite des Arms, nahe beim Knie, findet sich eine länglich runde hornartige Erhöhung, die *Kastanie* oder *Warze*, über deren Bedeutung man nicht einig ist. Dem Schienbein angeschlossen ist die langbeharte *Köte***) (im Mittelalter und noch bei Fugger auch *„Kegel“* genannt), deren Stellung und Art von hoher Wichtigkeit für den Wert des Pferdes ist. Denn das Tier ist schwer und soll doch in springendem Lauf davon eilen; daher müszen seine Füsze so geformt sein, dasz sie, mit ihrer Last den Boden berürend, nicht stauchen, sondern dem Stosz elastisch begegnen. Um das zu können, ligen die Fuszknochen über dem Hufe schräg übereinander, und dem nicht unterstüzten Teil der Köte sind elastische Bänder unterlegt, welche dem Stosz die Kraft nemen und den Gang des Pferdes leicht und schwebend machen. Ist die Schrägstellung der Knochen zu grosz, so dasz die Köte fast den Boden berürt, so sagt man: *„das Pferd tritt durch“*; ist sie zu gering, so bezeichnet man disen Feler als *„grade auf der Köte stehn“*. — Die Köte bildet den Uebergang zur *Feszel****) und durch die *Krone* zum Hufe, „und in disem ballt sich alle Kraft, welche die breite Brust, der runde glattharige Leib und die schwellend gespannten Schenkel verraten, zum zermalmenden Hammer zusammen.“

*) Merkwürdigerweise heiszt im Altfranzösischen sowol der Bug als auch die Krupe *„ars“* (von *armus*, d. i. Bug, Schulter). Noch jezt sagt man im Französischen: „saigner un cheval des quatre ars“.

**) Villeicht von „Kot“, wegen der Nähe des Erdbodens.

***) Frisch erklärt *„Feszel“* als „des Pferdfuszes Teil vom Huf an bis an das erste Gelenke, so benannt, weil man die Fuszstricke daran auf der Weide bindet“ — eine Befestigungsart der Pferde, die bei den orientalischen Völkern noch jezt in stetem Gebrauch ist.

Diser *Huf* (altdeutsch: *„huof“*, *„hub“*, etymologisch mit „heben“ zusammenhängend) soll glatt, schlüssig und fest sein. Der untere flache Teil ist die *Sole*, in deren Mitte der *Stral* oder *Frosch* ligt, von dem aus die *Streben* auswärts zur *Wand* laufen. Dise bildet einen massiven Hornschuh, der nur eine einzige Zehe verbirgt und das Pferd in zoologischer Beziehung zum Repräsentanten der Gattung „Einhufer“ macht. — Vom ästhetisch-physiologischen Standpunkt aber ist es nicht uninteressant, zu beobachten, wie hier die organische Structur des Hufs auf die Verbindung zwischen Erdboden und Tier hinweist: „Denn der feste Boden wird mit dem Geschöpf, das er trägt, durch den Huf vermittelt. Auf die unorganische Erde wird ein starres Fundament gestellt, über dem der eigentliche pulsirende Organismus sich erst erhebt.“ (Lemcke.)

Blicken wir nun über den **Rumpf** und zwar zunächst über den Rücken, die *„Sattellage“* hin! Sie soll so wagerecht sein als möglich. Starke Abweichungen ergeben den *Senkrücken* oder den *Fidelbogenbuckel.* Beide sind widerwärtig. Dagegen:

„Wie schön verläuft der grade Strich
Des kräft'gen Rückens! unter sich
Als kaum bemerkte Spiegelstreifen
Gewölbter Rippen starke Reifen.“

Mit disem Blicke haben wir zugleich die Mitte des Pferdes, die *Flanken* (altdeutsch: *„lanken“*) und den *Leib* betrachtet. In Bezug auf lezteren bezeichnet der Sprachgebrauch ein „bauchenges Pferd“, als ein solches, das *„wenig Darm hat“*. — *„Vil Darm haben“* heiszt sovil wie dickbäuchig (*kuhbäuchig*) sein. — Hinter dem Bauch hängt bei Hengsten der *Schaft* oder *Schlauch*, die *Tute* sammt der *Rute* und dem *Geschröte*, bei den Stuten aber das *Euter*. Dis alles zusammen macht den Leib aus.

„Verfolge nun von ebner Krupe
Der Nachhand mächt'gen Gliederbau!“

Die Gliedmaszen der **Nachhand** entspringen aus den *Hanken**) (*Hüften*), über denen sich das *Kreuz*, die *Krappe* oder *Krupe* (altdtsch. *„goffe“*, bei Fugger *„der Hobel“*) wölbt. Träger der Krupe ist das Kreuzbein, oder, wie es früher von seiner Gestalt gewönlich genannt wurde, das *heilige Bein.* Wenn dasselbe ser nidrig ligt, so entsteht ein *abgehauenes* (*Schweins-* oder

*) Dis Wort ist ser alt und weit verbreitet. Es stammt nach Einigen vom althochdeutschen *„ancha“* (d. i. Einbiegung); indesz dürften Etymologen auch die Beziehung zu der alten noch in „hinkan“ = „hinken“ enthaltenen Bewegungsbezeichnung nicht aus den Augen verlieren. Das Wort Hanke lautet englisch: *haunch*, frz.: *hanche*, ital., portug. und provenz.: *„anca“*.

Esels-) *Kreuz* und man nennt das Pferd dann *ausgestochen* oder *hankentief*. Schöner steht ein etwas gekerbtes, gespaltenes oder *holes Kreuz*, wie es namentlich bei friesischen und dänischen Pferden vorkommt. Am liebsten aber sieht man die Krupe, der Brust entsprechend, hoch und mächtig, und darum heiszt es z. B. schon im „Tristan" vom edlen Pferde:

„ez was rich und offen
zer brust und zuo den goffen."

Die Fülle diser Hinterbacken sezt sich zugleich in einen schönen Gegensaz zu der kräftigen Leichtigkeit der aus ihr entspringenden Gliedmaszen, deren Teile als *Dickbein* und *Hose* (Ober- und Unterschenkel) angesprochen werden. Die Verbindung mit dem Schinbein stellt hier das *Sprunggelenk*, die *Hesse* (altdtsch.: *hase*) her.

„So wolgegliedert fertig steht
Mein Liebling, meines Herzens Freude,
Des Schweifes leichte Fane weht
Hoch über seinem Prachtgebäude."

Es ist nämlich für die schöne Erscheinung des Pferdes ser wesentlich, *„wie es trägt"*, d. h. wie es den *Schweif* *), die *Fane* (altdeutsch *„swanz, sweif, zagel"*) fürt: „hoch oder nidrig, gekniffen oder wehend". Lemcke sagt: „Der Schweif, im Vereine mit der wehenden Mäne, macht das rennende Tier lebendiger, fliegender. Zugleich erhält der beim Laufe weit vorgestreckte Kopf ein ästhetisches Gegengewicht durch den gehobenen, flatternden, nachschwimmenden Schweif, dessen Mangel den Hirschen, Rehen u. s. w. immer etwas Gestuztes, freilich auch etwas Beschleunigtes gibt, indem die ganze Körperwucht nach vorn, also in die Richtung des Laufes geworfen wird." Solche ästhetische Erwägungen scheinen jedoch bei der historischen Behandlung des Schweifes nur wenig berücksichtigt worden zu sein; denn welchen Variationen hat ihn die Mode unterworfen! Bald ist er übermäszig grosz, ja lang nachschleppend, wie zum Beispiel bei der Dresdener Statue Augusts des Starken, wo er die eigentliche Stüze des massenhaften Bildwerks ausmacht, bald schrumpft die wehende Fane zum elenden Stummel zusammen, wie bei den holländischen Hart-Dravern, oder zum gestuzten englisirten Pürzel, für Deutschland ein karakteristisches Warzeichen der steifnüchtern Geschmacksrichtung nach den Befreiungskriegen. Dise unglückliche Sucht, die Natur zu verschönern, indem man dem Pferde den Schweif verkürzt (*„den*

*) Träger des Schweifes ist die Schwanzwurzel, *Rübe*, *Sturz* oder *Bürzel* genannt. — Unter dem Schweif ligt der *After* und bei Stuten auch der *Wurf*.

rucken bricht", wie man ehedem sagte), hat den besonderen Nachteil, dasz sie das Ross nicht nur des anmutigsten Schmucks, sondern auch seiner Waffe gegen lästige Insekten schmerzhaft und zwecklos beraubt.*)

In klassischer Weise hat Lessing solche Verbesserungsmanie und Krittelei abgefertigt und die Verurteilung derselben in einer prächtigen Fabel dem Pferde sogar selbst in den Mund gelegt. Wir können uns nicht versagen, dis kleine Meisterwerk hier einzuschieben.

Zeus und das Pferd.

Καμηλον ών δεδοικεν ιππος, εγνω Κυρος τε και Κροισος. — Aelianus.

„Vater der Thiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heisst mich, es glauben. Aber sollte gleichwol nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?"

„Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede, ich nehme Lehre an," erwiderte der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren, und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja auch der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut," versetzte Zeus, „gedulde dich einen Augenblick!" — Zeus mit ernstem Gesicht sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff — und plötzlich stand vor dem Throne das hässliche Kameel. Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu. „Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus, „hier ist ein langer Schwanenhals, hier eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, dass ich dich so umbilden soll?" — Das Pferd zitterte noch. — „Geh," fuhr Zeus fort, „diesmal sei belehrt, ohne bestraft zu sein! Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf! (Zeus warf auf das Kameel einen erhaltenden Blick.) Und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern!"**)

---

*) Der „International" erzält: In der Umgegend von London, zu Hampstead, war am Eingange einer umzäunten Wiese zu lesen: „Auf diser Wise können Pferde weiden und zwar 1) Pferde mit langen Schwänzen für 3 Shilling 6 Pence, 2) Pferde mit kurzen Schwänzen für 2 Shilling." Der nach der Ursache dises Preisunterschiedes gefragte Wächter gab folgende Auskunft: „Nichts ist klarer wie das. Pferde mit langen Schwänzen können sich leicht der Fliegen erweren, one sich im Fressen stören zu lassen, wärend Pferde mit kurzen Schwänzen fortwärend nach den Insekten beiszen müszen und fast gar nicht zum Fressen kommen.

**) Gälisch „*Kameal*" (das Kamel) heiszt wörtlich: „krummes Pferd". Kamel scheint also ein ser altes keltisches Wort zu sein, da das lateinische „*camelus*", griechisch „*καμελος*" keinen Sinn mer gibt; wärend noch ein Vocab. von 1419 „camelon" mit „en luttich (kleines) perd" übersezt. — Von dem Abscheu des Pferdes vor dem Kamel berichtet schon Herodot 1, 80 und Xenophon Cyrop. 7, 1, 27.

Gangarten.

Wie Gestalt und Farbe des Pferdes, so hat man auch seine Gangarten auf das feinste beobachtet, unterschieden und benannt. Die Bewegung des Pferdes ganz im Allgemeinen heiszt im Altdeutschen: *ganc, loufen, varn.* Die Bewegung der Vorderfüsze nennt man *hauen,* die der Hinterfüsze *schlagen.* Die drei „natürlichen" und „vollkommenen" Grundgangarten sind Schritt, Trab und Galop. Das Uebergehn aus einer Gangart in die andere bezeichnete das Mittelhochdeutsche als: *lazen, geben* oder *wenken.*

Der **Schritt** (altdtsch.: *„stapfen"*) ist die ruhigste, schonendste Bewegung, in welcher dem Körper stets drei Füsze als Stütze dienen. Wenn der Schritt mit dem linken Vorderfusz beginnt, so folgt der rechte Hinterfusz und man hört jedesmal deutlich vier taktmäszige Hufschläge. — Alle sich selbst überlaszenen und unausgebildeten Tiere gehn den nachläszigen, unbestimmten *„Weideschritt"*, bei dem sie *„unter sich"* greifen und nicht Raum genug nemen; Sache der Dressur ist's, ihnen den *„Feldschritt"* zu leren, bei dem sie sich sets frei vorschreitend im Gleichgewicht halten und mit jedem Schritt um etwas mer als eine Körperlänge ($2\frac{1}{2}$ Kopflänge) Boden gewinnen sollen. — Beim Schritt darf keine starke Muskelanspannung stattfinden; das Ross musz, wie unsere Alten sagten, „sanfte tragen", „ebene gan"; je leichter, je eleganter es dabei tritt, desto besser. Drum heiszt's z. B. im „Erec" Hartmann's von Aue (um 1190)

„swenn ez den fuoz zer erde lie,
sô trat ez alsô lîse,
daz niemen wär so wise,
der ze deheiner stunde,
den tritt gehören kunde."

Das Gegenteil hievon, erschütterndes Treten, tadelt man als *„Tappfusz"*, und nennt daher auch Menschen, die gleich solchem Pferde ruhige Bewegungen mit unnötigem Kraftaufwand ausfüren *„tappsig"*. — Getadelt wird auch der *„Hanentritt"*, ein heftiges Aufwärtszucken der Sprunggelenke, und nicht minder jenes allzu weite Vorlangen der hinteren Füsze, welches man als *„anreichen"* oder *„Bärentritt"* bezeichnet, wärend für zu geringes Vorschreiten der Hinterhand gesagt wird: *„Das Pferd hat keine Folge"*. — Eine andre, bei langen Reisen oft verderbliche Unannemlichkeit des Schreitens ist es, wenn Pferde sich *streichen*, d. h. bei jedem Schritte mit den Füszen zusammenkommen, so dasz sie sich an den Fuszge-

lenken wund laufen. Man kann sich nicht wundern, dasz unsere Vorfaren gegen dise schwer abzugewönende Untugend eine besondere Beschwörung anwandten, die folgendermaszen geschah:

„Ain pfärt, das sich strichet, so züh es unter den himmel an einem Sontag früh vor der sunen ufgang und ker dem ros den kopf gegen der sunen und leg dine zwen Dumen crüzwis übereinander und leg die hend umb den fusz, doch dasz sie den fusz nit anrüren und sprich: „*Longinus was ein Jud, das ist war, er stach unsern herrn in sin siten, das ist war! und* (nenn das Pferd bei der varb) *das si dir für das Strichen gut!*" —

Trab oder *Trott* (mittelhdtsch.: *drap* von *draben*) drückt ursprünglich überhaupt eine Bewegung aus. Es ist dasselbe Wort wie *treiben*. — *Traballen* (französisch *travailler*) bedeutet in Bayern „sich abjagen" und „abmühen". Nebenformen sind *trollen* und *trüllen*.*)

Der Trab ist dem Schritt auf's Engste verwandt; es ist ein schreitender, schwunghafter Gang, in welchem ein Vorderbein und das diagonale Hinterbein stets dieselbe Function haben, one dasz sie jedoch absolut gleichzeitig den Boden berürten. Ein feines Or wird auch beim Trabe immer noch vier Hufschläge erkennen, obgleich zwei derselben sich allerdings ser schnell folgen. Man unterscheidet: *langen* oder *starken Trab, kurzen Trab, Stich-* und *Zuckeltrab*.

Keinesweges ist der Trab, wie man gemeinlich annimmt, eine den Pferden völlig natürliche und gewönliche Gangart. Mit Recht sagt J. Geissert 1615 in seinem Reitbuch: „Ein junges Pferd, wenn es von seiner Mutter kömpt vnd auff die weyd oder sonsten ausgefürt wird, von dem Tag gehet es den Pass, galopirt vnd läufft, vnd thut nichts minder vnd beschwerlicher denn traben." — Trozdem ist Trab diejenige Gangart, welche die Pferde am längsten ertragen, und es ist der Triumf der Reitkunst, ihnen einen gleichmäszigen, schlanken und freien Trab zu leren.

Für den Menschen ist der Trab die bei weitem angreifendste Gangart, weshalb man ihn oft durch Zwischenbewegungen, „*Englischtraben*" zu mildern sucht. Die Zeit der ungesattelten Rosse,

---

*) Vergl.: das Kinderreiterlied: „*Trosz, trosz, trüll! Der Bauer hat ein Füll*" u. s. w., worin *trosz* = reite, *trüll* = trabe heiszt. Wie „*traballen*" hat auch „*drillen*" den Sinn von abmatten.

das Altertum, verwertete ihn fast gar nicht, und da er auch den schwergerüsteten Rittern bei ihrer steifen Stellung in Sattel und Bügel kaum möglich war, so hat ihn das Mittelalter ebenfalls gern vermieden. Wie verhaszt er damals war, geht schon aus seiner Bezeichnung: *succusator, cruciator, tortor, tormentor* und den noch jezt geltenden Nebenbedeutungen von *traballen* und *drillen* hervor; ja Etymologen des vorigen Jarhunderts wollten sogar das Wort *Trott* von dem italienischen *trotto*, dis aber von *tortura* ableiten. Auch eine Episode der Artussage spricht stark für dise Unbeliebtheit. Da wird nämlich erzält, dasz Frauen, die lieblos und one Zärtlichkeit gegen ihre Männer gewesen, zur Strafe nach ihrem Tode in lumpigem Aufzuge und auf trabenden Pferden durch's Land reiten mussten, wärend brave und liebenswürdige Frauen geschmückt und zur Seite schöner Ritter vor ihnen her galopirten. Der Trab schien also würdig, als Höllenstrafe verwendet zu werden, und dem ganz entsprechend sagt das Sprichwort: *„Wer im Galop lebt, den holt der Teufel im Trabe.“* — Auch in die Redensarten des täglichen Lebens ist der Trab gedrungen: *Einen auf den Trab bringen, Ein hochtrabendes Auftreten, Neben der Warheit hertraben, Nachtrab und Vortrab* u. s. w.

Das uns jezt so französisch klingende Wort **Galop** (altdeutsch: *walap* oder *galop*) ist etymologisch nichts anderes als *„das Gelaufe“*, zugleich aber auch eine vortreffliche Klangnachamung für den Schall der Hufschläge. Es entspricht dem gothischen *hlaupan* (althochdeutsch: *gahlaufan*, angelsächsisch: *gehleápon*), niderdeutsch: *lopen*, neuhochdeutsch: *laufen*. — Die mittelhochdeutsche Nebenform: *walap* und *walopieren* scheint dem französischen *walop* und *waloper* nachgesprochen zu sein, da die nordfranzösischen Mundarten nicht selten *„g“* in *„w“* umwandeln.*) Gleichbedeutend mit galopiren ist *sprengen*.

Der Galop ist von Schritt und Trab von Grund aus verschieden, sowol betreffs der Muskeltätigkeit, als der Bewegung der Füsze des Pferdes. Zwar dienen auch bei ihm zwei Säulen dem Körper zur Unterstüzung, aber nicht wie beim Trabe die sich diagonal gegenüberstehenden, sondern wechselweis sind es die Vorderfüsze und dann die Hinterfüsze. Nicht, dasz sich jedes

*) Aus dem Französischen haben wir auch die Form *„Galopin“* (spanisch: *galopo*, ital.: *galuppo*) für „Beiläufer“ herübergenommen, ein Ausdruck, der ursprünglich in der französischen Tierfabel den als Boten gebrauchten Hasen bedeutet.

diser Pare genau in einer Zeit bewegte, aber es gibt z. B. einen Augenblick, in dem sich beide Vorderfüsze in der Luft befinden und das ganze Gewicht des Körpers auf den Hinterfüszen ligt. Dann aber tritt ein Moment ein, wo sich die Hinterfüsze heben, ehe die Vorderfüsze den Boden erreicht haben, so dasz es einen kleinen, fast unmerklichen Zeitraum gibt, in welchem sich alle vier Füsze in der Luft befinden. Der Galop ist also eine viler Wandlungen fähige Sprungbewegung, meist in drei Tempos, schwunghaft oder schwunglos. Er ist nicht nur vil bequemer, sondern auch ästhetisch wolgefälliger als der Trab. „Wenn man den Rhythmus beider durch Linien verdeutlicht, so gibt der Trab ein scharfes, gleichförmiges Zickzack, der Galop eine durch den Sprung sich fortsezende Bogen- oder Wellenlinie.“ — Man unterscheidet *Rechtsgalop* (*Galop auf dem guten Fusze*) und *Linksgalop*. Wenn das Pferd „auf die rechte Hand“ galopirt, so sezt es, nachdem beide Füsze in der Luft waren, den rechten Vorderfusz früher nider, als den linken, und der rechte Hinterfusz folgt der Bewegung des Vorderfuszes genau nach. Im „Galop auf die linke Hand“ ist es der linke Vorderfusz, welcher den Weg „anhaut“; der Hinterfusz derselben Seite folgt und ist ebenfalls gegen den rechten Hinterfusz voraus. Den Uebergang vom Rechts- in den Links-Galop bezeichnet man als *Galopwechsel*. — Ein Pferd *galopirt falsch*, wenn es z. B. beim Rechtsgalop den linken Vorderfusz voraussezt; denn die beiden Füsze vorn und hinten, welche auf der Seite des Mittelpunktes liegen, um den man galopirt, müszen notwendig voraus sein, sonst läuft das Pferd Gefar bei jeder Wendung zu stürzen. Ein Pferd galopirt *uneins*, wenn es z. B. mit den Hinterfüszen rechts, mit den Vorderfüszen dagegen links geht, ebenfalls ein leicht Gefar bringender Feler.

Nicht gradezu felerhaft, aber auch unregelmäszig ist endlich der Mittelgalop (fälschlich auch „Fliegender Pass“ genannt). Bei ihm gehn die Vorderfüsze im Galop, wärend die Hinterhand im Trabe folgt. Obgleich es besonders schwache und stumpfgerittene Pferde sind, welche leicht in dise Gangart fallen, so fördert sie doch ser und wurde daher früher bei Post- und Courierpferden gern gesehn.

Was die Geschwindigkeit anbetrifft, so unterscheidet man den *verkürzten*, *versammelten Paradegalop* (altdtsch. *Kalopeiz*) von dem *langen*, *gestreckten Feld-* oder *Jagdgalop*. — Beim versammelten schulmäszigen Galop verlangt man, dasz das Ross *auf den Hanken size*, d. h. dasz es die Hanken tief beuge und die Schultern erhebe. Man nennt eine solche Gangart *erhaben* und

sie hat in der Tat etwas Feierliches und Vornemes. Namentlich scheint der mittelalterliche Kalopeiz, gewönlich „der ritterliche“ oder der „künstelliche“ genannt, eine ser erhabene Gangart gewesen zu sein, zu welcher es besonderer Ausbildung bedurfte; denn die „kleinen Sprünge“ werden widerholt als etwas besonders Schönes und Zierliches gepriesen, und es galt dem Mittelalter als ein Zeichen des Verbrauchtseins, wenn ein Ross dieselben nicht mer leisten konnte.

Der im Gegensaz zum Kalopeiz aufs Höchste gesteigerte Galop wird zum *Rennlauf* (altdeutsch: *rabine* oder [im Wigalois] *poinder*; französisch: *Carrière*), für dessen stürmische Bewegung wir auch die Worte *ausziehn* und *preschen* haben. Fast immer wird erst aus dem Galop in den vollen Lauf übergegangen, und dem entsprechend heiszt es auch z. B. schon im „Parzival“ um 1200: „er reit es in den walap, danach in die rabine“. Für das Dahinjagen mit verhängtem Zaum tritt im „Parzival“ und an anderen Orten auch das Wort *leisiren* auf.

Auszer Schritt, Trab und Galop gibt es nun noch einige veraltete Gangarten, welche früher im allgemeinen Tagesgebrauche waren. J. Fischart (1550) erzält von seinem „Gargantua“, er habe gelernt, *„den Pasz gehn, den Mittelpasz, den Trosz, den Tritt, den Schritt, den Trab, den Trott, hoflin, den Zelter und den Klop.“* Die bedeutendsten diser Gangarten müszen auch hier in Betracht gezogen werden.

Der **Pass** (älterneuhochdeutsch: *Flickern,* dänisch: *Gangergang,* latein.: *ambulatario*) ist eine gleichzeitige Bewegung beider Füsze einer Seite, so dasz die Pferde von rechts nach links nidrig an der Erde fortschaukeln. Es ist ein eigentümliches taktmäsziges Wiegen, demgemäsz man zur Erklärung ser wol an das Zeitwort *passen* im Sinn von „abmessen“ denken könnte. Näher freilich ligt noch die Erinnerung an *passiren, passer.* — Auf Reisen ist der Pass, zu welchem mere Pferderassen offenbar angeborene Anlagen haben, überaus bequem und fördernd; im Mittelalter gebrauchte man ihn bei gröszeren Touren fast ausschlieszlich; im Süden steht er noch heut in allgemeiner Anwendung und auch in Deutschland ist er erst seit Einfürung des Wagenverkers allmälig verschwunden. Wie es aber gewönlich geschieht, dasz das zulezt auszer Mode Gekommene auch für das Allerabscheulichste gilt, so ist auch der einst so beliebte Pass jezt gründlich verachtet. Buschendorf (1806) nennt ihn sogar gradezu eine felerhafte Gangart, in welche Pferde

verfallen, wenn sie steif werden oder, wie man zu sagen pflegt, „auf die Knochen geritten sind“. Immer sei er ein Zeichen von Schwäche, daher auch junge, unausgewachsene Pferde, wenn sie zu stark gebraucht würden, leicht dise Gangart annämen.
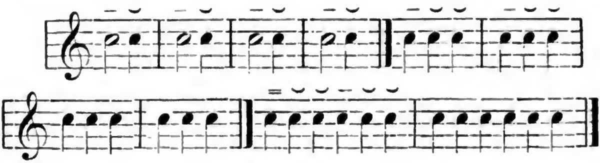
Der **Zelt**, *Dreischlag* oder *Antritt* (franz.: *amble*, lateinisch: *gradus tolutilis* und *tolutim incedere*) ist ein „Halbpass“, d. h. eine Mischung von Pass und Trab, indem die beiden Füsze einer Seite nicht gleichzeitig, sondern nacheinander aufgehoben und nidergesezt werden, so dasz man vier Hufschläge hört. Dadurch entsteht eine sanfte gebrochene Bewegung, deren Bequemlichkeit namentlich Damen zusagte. In einem Volksliede des 16. Jrhdts. geht der Zelt: *klip klap!*, und es scheint, dasz er im Grunde identisch ist mit der im Gargantua genannten Gangart *Klop*, so dasz die Klepper und die Zelter ein und dieselbe Reitpferdart bezeichnen. In der Tat erklären auch Glossen des 16. Jrhdts. *Klöpper* sowol mit *viator* als mit *asturco*, ein Wort, das an anderer Stelle erläutert ist als „ein zeltner, der im stapf gat“.

Der Zelt musz, mer noch als der Pass, auf künstlichem Wege gelert werden. Ryff in seinem „Tierbuch Alberti Magni“ (1545) sagt: „Das *Zeltet* und *Dreyschlag* hat seine besondere Art mehr von Ueberweisung, denn von Natur, derohalben solche Pferde gemeinlich strauchen“, und Eppendorf erklärt: „In Portugall sind Ross, wir heiszen sie „*Thieldones*“, die traben nicht, sondern gehen allzeit ein „*zellt*“. Daher man die andren mit Geschicklichkeit auch „*zellten*“ lernt.“ Dis geschah (wie noch jezt im Orient) gewönlich durch Spannstricke oder auch durch eigentümliche eiserne Instrumente, welche, um die Feszeln des Tiers gelegt, das Pferd nötigten, die Füsze nur nach einer und der anderen Seite wechselweise aufzuheben. Dise Spannzeuge hieszen englisch: „Tramells“.*)

Der karakteristische Rhythmus der Gangarten des Pferdes hat eine von jeher anerkannte musikalische Bedeutung. W. Tappert in seinem interessanten und originellen Aufsaze „Zooplastik in Tönen“ entwirft ein ser anschauliches Bild davon. „Schon seit Jarhunderten,“ sagt er, „existirt ein bestimmtes Me-

*) Warscheinlich vom italienischen „tramerave“ d. i. schwanken — in Bezug auf die wigende Bewegung des Passes.

trum, welches in mancherlei Varianten den Galop eines Pferdes nachamen soll."



etc.

Ein ganz disem Schema entsprechendes Stück findet sich mit der Bezeichnung „Molo del cavollo" in Monteverde's „Befreitem Jerusalem" (1639). Statt der Trochäen gebraucht Jomelli (1750) in seiner „Olympiade" Dactylen, um die Analogie für den Galop zu finden. Auch bei der Stelle in Haydn's Schöpfung, wo es heiszt: „Mit fliegender Mäne springt und wihert voll Mut und Kraft das edle Ross," ist es der Rhythmus, welcher das Tier so vortrefflich karakterisirt. Das Staccato und die Doppelschläge scheinen nur noch eine besondere Darstellung der lebhaften Kopfbewegungen und des Schüttelns der Mäne zu sein, grade wie auch Jomelli, um das Schnauben des dahinstürmenden Tieres auszudrücken, der ersten Violine noch eine frappante Spritzfigur (Mordent) zuerteilt. C. M. v. Weber im Wolfsschluchtfinale bedient sich ebenfalls des Zwölfachteltaktes, um „Pferdegetrappel" auszudrücken, und so tritt auch bei vilen Liederkomponisten der dreigliedrige Rhythmus als musikalisches Kriterion des Rosses auf." — Den langsamen Paradegalop, mit welchem die Bataillonskommandeurs ihre Fronten abzureiten pflegen, hat denn auch der Soldatenwiz daktylisch umschrieben, indem er ihn durch: *Koch Aeppel, Koch Aeppel, Koch Aeppel, Koch Kol!* zu bezeichnen pflegt.

Auszer den einfachen Gangarten, welche den Reitpferden teils natürlich sind, teils von allen gelernt werden musten, gibt es nun noch eine Fülle von Bewegungen solcher Pferde, welche feinere Bildung anstreben und bestimmt sind, „die hohe Schule" durchzumachen, oder gar im Circus unter dem Kunstreiter (plattdeutsch: *Klitzkenick* und *Klischnigg*) zu equilibristischen Leistungen mitzuwirken; wobei denn das feindressirte Pferd, wie ein Scherzwort sagt, grade deszhalb so geschäzt ist, weil es vil — „abwirft". Wir werden von derartigen Weiterentwicklungen in der „Geschichte von Ross und Reiter" (III. Teil) Näheres

berichten, da ihre höchste Ausbildung einen ganz bestimmten, historischen Karakter trägt.

Den vollkommensten Gegensaz zu solchen eleganten Schulkünsten bilden die naturwüchsigen Aeuszerungen wilden Eigenwillens, wie: *stetisch* oder *stätsch* (*banstettig, reitstetig, stuzig*) oder *kopfscheu* (altdeutsch: *schiech*) oder *hartmäulig* (altdeutsch: *zoumstrenge*) sein, *ausschlagen* (*ausfeuern*), *durchgehn* (altdeutsch: „*brechen den zoum, nemen den zügel*"), *bäumen* (bei Fugger *auflainen* (altdeutsch: *brogen, schwingen* oder *sich steigen*), *sich überschlagen, sich wälzen* (altdeutsch: *hargen*), *Kopfwerfen* (altdeutsch: *knappen stuzen*, (altdeutsch: *nücken*) u. s. w. — Auch dise Dinge haben in der Sprache des täglichen Lebens bestimmte Geltung. Man meint: *Er geht sich durch! Das Herz ging mit dem Kopfe durch. Er ist ein stetischer Karakter, ein kopfscheuer Bursche. Er hat seine Nücken!* — Man ruft: *Es bäumt sich alles in mir! Da werd' ich mich auf die Hinterfüsze sezen!* (*Sick up de Achterpoten settn.*) *Da möchte man sich ja überschlagen! Das ist zum Wälzen* u. s. w.

Hiermit glauben wir ein Bild der äuszeren Erscheinung des Pferdes entworfen zu haben. — Wir schlieszen mit d'Alton's Worten:

„Der sah noch kein Pferd in seiner Freiheit, wie es in strozender Lebenskraft mit flatternder Mäne und wehendem Schweif wihernd das Blachfeld auf und nieder rennt; dann steht, das grosze mutblickende Auge umherwirft, mit den weiten Nüstern den Strom külender Luft saugt, um sein inneres Feuer zu dämpfen, dann langsam in gelinder Würde einherschreitet und nun in behaglicher Ruhe fortweidet — der nicht begreift, wie man ein solches Tier, das in jeder Bewegung Kraft, Stolz und Anmut part, lieben, mit Leidenschaft lieben kann."

3.

Intellect und sociale Stellung des Pferdes.

Selische Eigenschaften des Pferdes.

Nicht nur die äuszere Erscheinung ist es, welche das Pferd dem Menschen so nahe bringt, es ist auch der Intellect des edlen Tieres, sein geistiges Leben und die Liebenswürdigkeit seines Gemüts, seine Aufmerksamkeit, Willigkeit und Gelerigkeit, sein Gedächtnis, sein feines Gefül; es ist die Gesamtheit seiner selischen Eigenschaften, die nicht selten ein so nahes Verhältnis zwischen Ross und Mann erzeugt, dasz dem edlen Tiere oft nur die **Sprache** zu felen scheint, um zu einem wirklichen Freunde des Menschen zu werden.*) Diser Mangel aber macht es eben unmöglich, die ungeheure Kluft zu überbrücken, und er bewirkt, dasz wir das Selenleben des Pferdes immer nur höchst unvollkommen durch äuszerliche Zeichen zu erkennen vermögen. Nächst der schon karakterisirten feinen Zeichensprache des Orenspiels und den gröberen Aeuszerungen der Schweifbewegung und des Scharrens bleibt nur noch das *Wihern* (mittelhochdeutsch: *wihelen* und *grin*, althochdeutsch: *hweiôn*) ein hervorragendes Ausdrucksmittel des Pferdes, und der volle jubelnde Klang weisz Anhänglichkeit, Mut und Freude mit zarten Unterschieden trefflich anzudeuten. Für dise verschiedenen Arten und Grade des Wiherns wie des Schnaubens hat denn die Sprache auch eine Fülle von Bezeichnungen: *Brausen*, *Brauschen*, *brenschen*, *wrieschen*, *weiszen*, *prusten*, *schreien*, *schnauben*, *hudern* (für das wihernde Atmen), *schnarchen* (altdeutsch: „*dräsen*“) u. s. w. Ph. v. Arnim (1806) bemerkt: „So sehr das Wiehern auch zu der erhabenen Beschreibung gehört, welche die Dichter von den Pferden zu geben pflegen, so wird es doch oft lästig, zumal im Kriege, wo es schon manchen Ueberfall verrieth. — Um sie am Wiehern zu hindern, schlägt Naumann vor, die Nüstern mit Oel auszuschmieren, und dieser Rath möchte nicht übel sein, wenn das Thier blosz der Witterung

*) Löffler erzält: „Der Neger meint: „Wenn das Pferd nicht spricht, so liegt der Grund hievon darin, dasz es nicht sprechen will!“ — Er nennt es nicht Pferd, sondern „Welt“.

wegen wieherte, aber es thut dies auch ebenso oft aus Unruhe, Verlangen, Sehnsucht und Furcht, freilich stets mit anderer Stimme, und so glaube ich nicht, dasz man das Pferd am Wiehern hindern, wohl aber, dasz man es durch Erziehung davon entwöhnen könne. Wirklich wiehern wohlgezogene Pferde seltener als gemeine Hengste, welche nicht aufhören zu *schreien*." Die Schweigsamkeit ist also auch bei den Rossen ein Zeichen vornemer Zurückhaltung und edler Erziehung; doch verzeiht man einem Hengste sein feuriges Wihern gern. Am Menschen dagegen erscheint es nie hübsch, wenn er *„grint"* oder *„ein wihernded Gelächter* aufschlägt."

Das **Gedächtnis** des Rosses ist vortrefflich. Fugger ruft in Bezug darauf aus: *„memoria pars intellectus!"* und Jean Paul spricht in seinen „Flegeljaren" vom *„Pferdsgedächtnis"* als dem Non plus ultra. Tiere, die bei der Cavallerie gedient, erkennen nach späten Jaren noch jedes einzelne Trompetensignal, füren es zuweilen auf der Stelle aus und haben dadurch schon manchen harmlosen Bauer und Lonfurmann in unfreiwillige Carriere und arge Verlegenheit gebracht. Als Fridrich den Groszen einst ein französischer Gelerter in die Schlacht begleitete, ging ihm das Pferd durch und entfürte ihn zu den Oestreichern, bei denen es aufgewachsen war, sobald es das Trompetengeschmetter der attaquirenden Husaren vernam. — Zum Troz betrunkener oder schlafender Kutscher ziehn ihre Gäule meist den richtigen, wolbekannten Weg; ja ihre feine Unterscheidung geht so weit, dasz Reitpferde, die gewont sind, im Herbste auf Stoppeln neben dem harten Wege her zu galopiren, von selbst auf disen zurückkeren, sobald die Stoppeln von einer Parzelle junger Sat unterbrochen werden. — Rosse, die vil gereist sind, bilden sich eine vollständige Idee von den Merkmalen der Wirtshausschilder, sie vermögen selbst, wo dise felen, Gastwirtschaften von andern Häusern deutlich zu unterscheiden und fülen sich bewogen, vom Wege abzubiegen, um die Krippe zu suchen, selbst wenn sie bis dahin nie in der Gegend waren und die Güte des Hafers noch nicht persönlich kennen lernten.

Unterstüzt werden die Pferde bei disen Beobachtungen durch ihre auszerordentliche **Scharfsinnigkeit**, von deren Ursachen wir bereits gesprochen*) und welche die des Menschen so oft bei weitem übertrifft. Davon hat man vile eigentümliche Beispiele, deren die alten Bücher mit besonderer Vorliebe gedenken.

*) (Vergl. oben: Aeuszere Erscheinung des Pferdes, S. 56 und 57.)

So berichtet das Nürnberger Reit- und Pferde-Buch von 1689 nach Philippus Cammerarius:

„Dasz ein Fränkischer von Adel, Herr Matthaeus v. Rottenhan, einesmals durch einen Furth an den Mayn mit einem Troppen Reutter sezen wollen und jenseit seine Feinde in Embuscade gelegen und auf ihn gepasset haben; sey sein Scheck, den er geritten, und der sonst allzeit gehorsam gewesen, mitten im Fluss mit gespitzten Ohren still gestanden und endlich gleichsam mit Schrecken umgekehrt und weder mit Schlägen noch Spornstreichen können hin über gebracht werden, bisz er endlich, als des Feindes Nachstellungen entdeckt worden, bekennen müssen, Gott habe ihn durch Mittel seines Pferdes erhalten."

Gewisz noch merkwürdiger ist folgende moderne Geschichte, welche Reclam verbürgt:

„Eine Brandspritze eilte vollen Laufs zur weit entfernten nächtlichen Feuersbrunst, als plözlich eins der vorgespannten Pferde troz alles Peitschens nicht zu bewegen war, ein bestimmtes Haus an der Strasze zu passiren. Der Sprizenzug muste wegen dises für störrisch gehaltenen Pferdes stehn bleiben, und eben wollte man es ausspannen, als sich ergab, dasz grade in dem Hause, vor welchem man hielt, eine Feuersbrunst ausgebrochen war. Das Pferd hatte sie entdeckt und die Mannschaft löschte sie, bevor noch die Bewohner des Hauses Kenntnis von ihrer Gefahr hatten. Dis Pferd war also intelligenter oder vilmer „scharfsinniger" nicht nur als seine Gefärten, sondern auch als die Menschen, weil es die Anzeichen des Brandes mit gröszerer Aufmerksamkeit und mer Feinheit beobachten gelernt, als jene."

Allenthalben begegnet man solchen Geschichten. — Otto erzält z. B. in seiner „Topographie von Weissenfels" folgende Anekdote von eminenter Feinheit des Geruchs der Pferde:

„Anno 1632 hat ein Bauer zu Thierbach unter seinem Thorweg einen Wolf mit den Eingeweiden eingegraben, darüber hernach kein Pferd gehn wollen. Es ist auch das ganze Kriegswesen hindurch kein Reuter in seinen Hof gekommen."

In dem Register nennt Otto das ein „Zauberstück". Auffallend genug ist es auch, aber grade die Nase des Pferdes ist auszerordentlich empfindlich zumal gegen den Geruch wilder Tiere oder der Verwesung. Buschendorf (1797) sagt: Schon am Tage scheut das Pferd Gerbereien, Fallgruben und Hochgerichte und daher fangen sie Nachts in der Nähe solcher Oerter aus Furcht zu brausen an. Damit jagen sie denn auch den Menschen oft argen Schrecken ein, namentlich an einer vom Aberglauben für „unrichtig" gehaltenen Stelle, wo sich der Reiter zuweilen einbildet, es umringten ihn Gespenster, welche das Pferd zu erblicken befähigt sei, wärend ihn selbst nur das Grausen durchschüttele.

Man hat Recht, wenn man vom Pferde als von einem stolzen Tiere redet. *„De is so stolt as'n Soldatenperd"* heiszt es in Ostfriesland von einem Burschen, der sich stramm und eigen hält. Von des Rosses edlem **Ergeiz** sagt das Sprichwort ser schön *Ochsen musz man treiben, das Pferd wird gezügelt.* Das Ross ist

eins der wenigen Tiere, die im Stande sind, den scharfen Blick des Menschen auszuhalten. Auch die **Eitelkeit** ist ihm nicht fremd. Mit welcher Noblesse bewegt es sich bei feierlichen Aufzügen oder vor der Front einer Parade! Wie anmutig tanzt es unter einem geschickten und geliebten Reiter! Wie koquettirt es mit schmuckreichem Zaumzeug! Ser ungern beschmuzt es sich: Schimmel namentlich weichen jeder Pfütze aus, und das Sprichwort sagt: „*Witte Pere kosten vel to streuen*“.

Die **Geselligkeit** des Pferdes ist bekannt, ja zuweilen, wenn sie sich bis zum „*Kleben*“ steigert, wird sie höchst unbequem. **Martin** sagt in seiner Naturgeschichte: „Die Neigung der Pferde, mit anderen in Freundschaft zu leben, ist so entschieden, dasz sie sich zu fremden Tieren halten, wenn keine ihrer Gattungsgenossen zugegen sind“; und Oberstlieutenant v. Oeynhausen erzält, dasz er selbst ein Pferd geritten, welches nur mit Mühe gehindert werden konnte, sich begegnenden Herden anzuschlieszen.

Sociale Stellung des Pferdes.

Angesichts der geschilderten Geistesfähigkeiten des Rosses ist es wunderlich genug, dasz der selbstgefällige Mensch noch von „*pferdsmäsziger Dummheit*“ zu sprechen wagt. Im Gegenteil, dem Pferde kommt sogar, nach Buffons Behauptung, „eine gewisze hochpoetische Genialität“ zu, und auch der grosze Kant erklärte, er würde sicherlich vom Rücken des Rosses herabsteigen und den Hut in der Hand mit disem edlen Tiere verkeren, wenn es nur im Stande wäre, das Wörtchen „ich“ zu denken. — Nicht umsonst mögen die alten Dichter einen Kentauern, den Chiron, zum Lerer ihres Jünglingsideals Achill gewält haben; und nicht ganz mit Unrecht erheben sich in Swifts Pferdeland die schnellfüszigen edlen Bewoner, deren Name „*Huyhnhums*“ seiner Etymologie nach „Vollendung der Schöpfung“ bedeute, so hoch über die widerwärtigen, menschenartigen *Yahus*. — Verwandtes klingt in jener Fabel des guten Gleim wider, in welcher die empörten Rosse, gewillt, die Herrschaft des Menschen abzuschütteln, folgendermaszen sich mit ihm vergleichen:

„Dem Menschen sind wir Starken unterthan,
Dem Menschen! Brüder, seht es an
Das unvollkommene Thier!
— Was ist es, was sind wir!?
Solch ein Geschöpf bestimmte die Natur
Uns prächtigen Geschöpfen nicht zum Herrn!

Pfui! Auf zwei Beinen nur! —
Riecht er den Streit von fern?
Bebt unter ihm die Erde, wenn er stampft?
Sieht man, dasz seine Nase dampft?
Ist er groszmüthiger als wir? —
Ist er ein schöner Thier?
Hat er die Mähne, die uns ziert?
Und doch ist er, ihr Brüder, ach,
Der Herr, der uns regiert!"

Mer als irgend ein anderes Tier ist das Pferd, als das edelste, nützlichste und kostbarste Haustier mit der Geschichte des Menschen verflochten und ihm von der Natur gleichsam zugebildet. Zwar haben auch andere Huftiere, wie Kamel, Elefant und Renntier unzweifelhaft historische Bedeutung; dem Pferde stehn sie aber geistig nicht gleich, und sie sind auf bestimmte Zonen beschränkt, wärend das Ross der ganzen Menschheit dient. (Vergl. unten „Leistungen der Pferde".) Den Hund ausgenommen, hat kein anderes Geschöpf so grosze Treue und Anhänglichkeit an den gewonten Herrn. „Doch obwol die Hunde mit ihrer artlichen und dem Menschen liebkosenden Eigenschafft, mit ihrer Geschwindigkeit, scharffen Geruch, Treu und Wachsamkeit auch sich berühmet machen, fehlet ihnen doch noch viel, wann man dagegen die Nutzungen bedenken will, welche ein Mensch von den Pferden zu hoffen." *(„Vollkommene Pferdezucht" von Frh. H. v. H., Nürnberg 1689.)* An und für sich aber ist das Pferd auch edler und vornemer als der Hund; es empfindet brutale Behandlung und wert sich dagegen mit Bisz und Schlag. Daher war denn auch von jeher die sociale Stellung des Pferdes eine ausgezeichnete. Abweichend von der skandalösen Ausdrucksweise über die anderen Haustiere, welche meist aus Injurien besteht, (obgleich „Ochse, Schwein, Schaf und Hund" ihre Namen selbst wol nicht als Verbal-Beleidigung auffassen dürften) spricht man vom Pferde fast immer nur in schmeichelhaften, dem menschlichen Verkere entlehnten Wendungen.*) Mit Recht sagt das Sprichwort: *„Das Pferd ist oft klüger als der Reiter!"*; wie denn auch

*) Der Fabeldichter Lieberkühn (1750) meint:

„Caligula erhob sein Pferd zum Bürgermeister.
Warum verlachen ihn doch unsre feinen Geister?
Das war so schlimm noch nicht: jezt nimmt ja mancher Staat
Gar Ochsen in den Rat."

Ser änlich ist ein Epigramm Günthers v. Göckingk, fast ganz gleich (nur dasz an Stelle des Ochsen der Esel steht) eines von K. C. Reckert (1770). Alle sprechen sie wol dem Voltaire nach, der zuerst die Verrücktheit des Caligula hönisch in Schuz genommen zu haben scheint.

des alten Zachariä Bemerkung: „Denn Pferde sehen oft, was keine Menschen sehen,“ durch einige der oben angefürten Beispiele geistigen Lebens im Pferde bekräftigt wird. — Aber das Volk überträgt selbst sein eigenes Gemütsleben auf das befreundete Tier und sagt z. B.: *Fromm Ross, das gern betet!* und um die Verachtung feindlichen Geschwäzes auszudrücken, ruft es: *Tapfer Ross achtet nicht der Hunde Bellen!*

Sogar zur Erkenntnis der sittlichen Principien des Familienlebens glaubte man das Ross befähigt. Fugger und seine Zeitgenossen erzälen z. B. Geschichten, wie die folgende:

„Wir lesen von einem König in Scythia, welcher gar eine schöne Stuten gehabt (etliche schreiben, sie sei gar weisz gewest), von welcher jederzeit sonderlich fürtreffliche Rossz gefallen. Damit er aber gar gute Follen vberkeme, hat er solche Stuten mit einem Hengst (der von eben derselben Stuten vor der Zeit gefallen) wöllen bespringen lassen. Als der Hengst aber seine Mutter gesehn vnd erkannt, hat er sich ihrer mit nichten wöllen annemen, vnangesehn, was man mit ihm angefangen, letzlich hat man ihm eine andere Stuten fürgezogen, deren er alsbald begehrt. Da hat man ihm ein Thuch vmb den Kopf geschlagen, darmit geblendt, vnd also dann sein Mutter fürgestellt, die hat er besprungen, vermeinendt, es were die andere Stute, so er zuvor gesehen. Als man jm nun das Thuch abgezogen, das Gesicht geöffnet vnd er des Betrugs wargenommen, ist er dermaszen mit vnmuth vnd zorn bewegt worden, dasz er mit dem Kopff wider die Mauren oder Felsen gelauffen vnd jm selbs den Hals gebrochen.“ — Es ist die Tragödie des Oedipus auf einen Hengst übertragen.

Aenliche Ueberschäzung des Erkenntnisvermögens der Pferde, wie sie sich in diser Erzälung aussprach, hat noch in jüngster Zeit zu Torheiten verfürt. So brachten kürzlich (1866) die Journale Mitteilungen über einen vierbeinigen „Caspar Hauser“ in Mecklenburg, d. h. über ein Ross, das von seinem Herrn, den es abgeworfen, zu ewiger Gefangenschaft verurteilt worden war, und das tatsächlich nach 3järiger Einsperrung, one je wider in's Freie zu kommen, gestorben ist.

Ganz eigentümlich und beispiellos ist die innige **Zusammenstellung von Pferd und Frau** in Dichtung, Spruchweisheit und Redensart.*) — Dr. Martin Luther ruft:

*) Dise Zusammenstellung von Frau und Pferd ist uralt. Ein griechisches Sprichwort schon nennt lakedämonische Weiber und thessalische Rosse als die besten ihrer Art in einem Atem. — Doch stellen die Alten auch Mann und Ross in gleicher Weise zu einander, was die Modernen weniger tun. Homer fragt:

„Wer denn war der beste zum Kampf, das verkünde mir Muse,
Jener selbst und der Rosse, die Atreus Sönen gefolget?“

und nun zält er zunächst die Rosse auf. — In des Sophokles „Electra“ vergleicht Orest seinen alten treuen Pfleger mit einem „betagten Ross aus edler Art“.

Wer nicht Lust hat an einem blanken Schwert
Und nicht Lust hat an einem stolzen Pferd
Und nicht Lust hat an einem schmucken Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.

der Dichter Bodenstedt singt:

„Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Leibes
Und am Herzen des Weibes!“

und änlich hat auch allezeit das Volk empfunden:

Frauen, Pfauen und Pferde
Sind die drei stolzesten Thiere der Erde!

Der Schwarzwälder Bauer meint:

„*Wem d' Ross gut stohnd,*
D' Weiber gut gohnd,
Dem isch alles glich,
Er wird doch rich!“

In Natangen heiszt's:

„*Ohl Mann onn ohl Perd*
Send wenig werth,
Ohl Wiew onn ohl Kau
Gohne de Werthschaft nau“

oder nidersächsisch:

„*De olde Fruw und de olde Kô,*
De sünd noch wartô;
De olde Mann und 'n oldes Peerd,
De sünd nicks meer werd.

Hier kommen die Weiber also gut weg; in andren Gegenden lautet's dagegen:

„*Wem die Weiber abgehn*
Und die Pferde wol stehn,
Der wird rich.“

Solchem Sinne entspricht das preuszische Wort: „*O Gott, o Gott, wat best du för e Gott, nömmst mi de Kobbel on lätst mi det Wiew!*“ oder auch jene Redensart aus der Grafschaft Mark: „*'t Beste hâlt de Duivel immer teiärst, sach de Junge, gistern usen Schimmel, vandage min Mäuer!*“ Und so drängen sich die Sprichwörter! *Nichts kommt unter den Leuten mer herum, als alte Rosse und junge Weiber. — Weiber und Rosse wollen gewartet sein. — Kein teurer Fleisch, als Ross- und Weiber-Fleisch! — Junges Weib ist altem Manne das Postpferd zum Grabe.**)

*) Die Griechen nannten einen Alten, der da leisten sollte, was er nicht vermochte: „das Pferd des Ibykus“. — Der Dichter Ibykos besasz nämlich ein ser altes Ross, welches durch Wettrennen entkräftet war, und, als es dennoch auf's Neue in der Rennban angespannt wurde, scheu versagte. Da das Volk lachte,

Gut Pferd, das nie stolpert,
Gut Weib, das nie holpert. —

und

Eine Frau, ein Pferd und ein Kuh one Flecken,
Die sind noch zu entdecken!

Die Franzosen sind von diser Warheit so überzeugt, dasz sie zwei Sprichwörter daraus gemacht haben:

Il n'y a ni femme, ni cheval, ni vache,
Qui n'aye toujours quelque tache!

und

Des femmes et des chevaux
Il n'en est point sans défauts!

In Holstein läuft auch der bezeichnende Ausruf um: „*Stae Toet* (Stute) *saed Mars Licht und danzt mit de Brut*" (mit der Braut); in Paderborn meint man: „*Dat näudigste tauirst, hadde de Biuer sagt, es eam en Përd in'n Grawen fallen was*; *do hadde he eist sin Wif prügelt.*" — Wie der Italiener sagt: „*A cavalli, vino e putte gli uomini piglian de male botte*", so heiszt es im Deutschen:

Von dreien Ding' gibt's Stösz auf Erden:
Von Huren, Wein und jungen Pferden.

Und die Weisheit des Volkes rät: „*Vor drei Dingen hüte dich: vor dem Vorderteil eines Weibes, dem Hinterteil eines Pferdes und vor einem Schmeichler auf allen Seiten?*" — *) Wenn dise sprichwörtlichen Redensarten villeicht schon bedenklich klingen, so geht allerdings wol an die äuszerste Gränze des Mitteilbaren der schwäbische Spruch:

„Ema Gaul und ema Man
Stoht a F... wol an;
Aber ema Weib und era Kuah,
Stoht a F... nit zua!" —

sagte Ibykos: „Das Pferd gleicht dem Herrn, der, auch schon alt, noch zu Liebschaften getrieben wird, da er sich doch zu nichts weniger eignet."

„Ach vor Eros Nahen erbeb' ich,
Wie am Wagen das Ross, das einstmals
Kranz und Siegespreis davontrug:
Ungern wagt sich's nun gealtert
Mit geflügelten Renngespannen
In den Kampf der Ban hinaus!"

Auch die Römer kannten: *Ibici equus.*

*) Aenlich ist der Vers:

„Es hat in diser bösen Welt
Wol jeder seine Finten:
Den Ochsen meide vornen stets,
Den Esel stets von hinten,
Doch sollte grad' ein Pfaffe dir
Den Weg entgegenschreiten —
Den meid' von allen Seiten!

Interessant ist die allmälige Fortentwicklung der alten Regel: *Dein Weib, dein Pferd, dein Schwert leih nicht her!* Später hiesz sie schon: *zeig wol aber verleihe nicht!* Dann erweiterte sie sich zum Verse:

Verliehen Weib, Ross, Laut und Wer
Bekommst in vor'gem Stand nicht mer!

Und endlich verschwindet das Schwert ganz aus dem Spruche, und er lautet modern: *Frauen, Pferde und Uhren soll man nicht verleihen.**) — Aenlichen Sinnes ist auch der alte Warspruch:

Wer seine Frau lässt gehn zu jedem Fest,
Sein Pferd aus jeder Pfüze trinken lässt
Hat bald eine Märhe im Stall
*Und eine Hure im Nest!***)

oder niderländisch:

Die zijen merrie laat drinken bij alle beesten,
Die zijen Dochter laat gaan tot alle festen
Heeft binnen't jaar dit ongeval:
En hoer in huis, en guil op stal.

Also: *Seinem Gaule und seinem Weibe soll man nie den Zügel schieszen lassen!*

Um den Jüngling auf die Bedeutung des F r e i e n s aufmerksam zu machen, sagt das Volk: „*Mein Son! Weibernemen ist kein Pferdehandel!*" aber gleich darauf ruft ein anderer Spruch:

„*Freien ist wie Pferdekauf;*
Freier tu' die Augen auf!"

oder, wie er im Lippeschen lautet: *Luit!* (Mädels) *däon de Augen up, Friggen esz nen Peerekoupen!*"***) In Bezug auf die Vermögensverhältnisse tut der Volkswiz den Seitenblick:

Reiche Frau und Haferpferd
Das sind zwei mut'ge Tiere!

und wenn in Ostfriesland Einer eine schöne und puzliebende Frau heiraten will, so rufen die Leute: „*Dat is'n witt Perd, dat mutt völ Streu hebben.*" Zu Insterburg sagt man: „*Et öss Tiet, dat du friest, denn de Mönsch öss doch kein Wallach*", und in Reuters „Läuschen un Rimels" wird Vader Brümmers heiratsscheuer Son ermant:

*) Noch neulich erliesz der Maharadscha von Kaschmir den Befehl: „No women or no mares", weder Frauen noch Stuten dürften one besondere Erlaubnis exportirt werden.

**) (Vergl. die auffallende Zal übereinstimmender Bezeichnungen für Pferd und Hure unter „Namen des Pferdes".)

***) (Vergl. hiemit unten Hptabschn. III. die Regeln beim Pferdekaufe.)

„Glöw Vadern tau, de weit Bescheid;
Du glöwst nich, wat dat Frigen deiht!
Dat 's grad, as wenn w' dat rugste Falen
Van buten nah den Stall rin halen:
Irst is dat wild un sihr unbännig
Un nahsten ward dat ganz verstännig;
Mit Tom un Sadel ward't regiert,
Dörch Strigeln, Stracken ward't en Pird! —
Dörch Strigeln ward dat Falen zierlich,
Dörch Frigen ward de Minsch manierlich!“
„„Ne Moder 't'is mi tau schanierlich!““

Dasz das Verhältnis zwischen Eheleuten dem zwischen Ross und Reiter nicht ganz unänlich sei, ist oft behauptet worden. Johann Fischart fürt das in seinem „Philosophischen Ehzuchtbüchlin“ (1578) anmutig durch:

„Wer hat nicht liber ain aufrechts Pferd
Als ains, welchs allzeit knappt zur Erd
Vnd vor aim jden stain sich pucket
Vnd scheut, wann man die faust nur zucket?
Also wer hat nicht liber ain Waib,
Welchs inn seim stand vnd wäsen pleib,
Ehrsam, Freimutig vnd on forcht
Vnd aus freiem willen gehorcht,
Als ains, welchs inn der scheu musz leben
Vnd kan kain willige fräud nicht geben?
Vnd gleich wie disen Recht geschicht,
Die jr Pferd so han abgericht,
Das sie sich pucken wann sie winken,
Das sie auch ungewunken sinken,
Also geschicht auch den Männern recht,
Die jr Frauen halten wie Knecht,
Das jnen oft aus forcht vnd scheuen
Nichts wol verricht wird recht mit treuen.“

Wenn aber, wie wir aus disen Betrachtungen und Sprichwörtern ersehn, das Ross nach oben hin der Braut, ja der Hausfrau nahe gestellt wird, so nahe, dasz mancher bedenklich den Kopf geschüttelt haben mag, so gilt das Entgegengesezte für das **Verhältnis des Pferdes zu anderen Tieren**, und je mer man das edle Ross zu sich empor gehoben, desto schärfer sucht man es auch wider nach unten hin von den übrigen Geschöpfen zu trennen. Der alte Burkhard Waldis singt 1520:

„Ein groszes Pferdt ausz hohem mut,
Das duncket sich gar viel zu gut,
Wenn es ein böser Hund bilt an,
Stillschweigend thuts fürüber gahn.“

Und der Volksmund ruft: *„Er ziert die Gesellschaft, wie der Bock den Marstall! — Und wenn man die Sau noch so oft sattelt, sie wird kein Pferd.* *)

*) (Ueber Bock und Eber als Reittiere vergleiche unten; IV. Hauptabschnitt. Das Reiten. „Lächerliche Figuren.“)

Waldis läszt in einer seiner Fabeln die Sau sich noch besonders etwas zu Gute tun auf ihre Niderträchtigkeit:

Als ein Saw sahe ein schönes Ross,
Jung, welig, freidig, starck vnd grosz,
Behangen mit Sattel vnd Zaum,
Mit Balsen, (Decken) das mans sehen kaum,
Sprach sie: „du armes tolles Thier,
Solch hoffart solt nicht gelten mir.
All tag mustu dein Leben wagen,
Das du wirst gschossen oder gschlagen:
Was hilfft dich denn dein grosser pracht?"
Das Pferdt sprach: „schweig, du vngeschlacht!
Stirb ich, so fahr ich hin in ehrn
Mit Fürsten, Edelleut vnd Herrn.
Du aber weltzest dich im kath;
Dein leben keine ehre hat.
Zuletst erstickst in deinem blut
On ehr, wie man den Säwen thut.

Ganz besonders schlecht kommen die Stammverwandten des Pferdes, die Mäuler und Esel fort. Auf dise wird aller nur mögliche Schimpf gehäuft. *Wer über einen Maulesel gesezt ist, hält sich auch für 'nen Herrn!* Ueberaus treffend ist das Sprichwort:

Maulesel machen vil Parlaren
Dasz ihre Vorältern Pferde waren. *)

---

*) Diser Weisspruch ist uralt und man findet es villeicht nicht uninteressant, seine Wandlungen im Lauf der Zeit innerhalb der deutschen Fabeldichtung einmal beispielsweise zu verfolgen. In Fridanks „Bescheidenheit" (um 1200) heiszt es:

„Swer den mul wil vragen
Von sinen hoesten mâgen,
So nennt er ê den oehein
Denn vater oder vriunde dehein."

Ein Jarhundert später hat Hugo von Trimberg (1300) denselben Gedanken in seinem „Renner" zu einer höchst lebendigen und wirkungsvollen Fabel erweitert. — Hugo's an Abschweifungen überreiches Gedicht heiszt „*Renner*", weil es mit dem Verfasser allerdings immerfort durchgeht. Er sagt selbst: „So siz ich wie in einem Traum, fang es wieder bei dem Zaum und laufe mit ihm über Feld hindann, wie einer, der nicht wol reiten kann." Seine Fabel ist so dramatisch lebendig und anschaulich, dasz wir uns nicht versagen können, sie wenigstens zum grösten Teil hierher zu sezen:

Dô der lewe über elliu tier
künec wart, vür sich vil schier
hiez er komen gemeine
diu tier grôz unde kleine,
unt gebôt, daz sie des niht erliezen,
sine seiten elliu, wie sie hiezen.
Underdes, dô ditz geschach,
dô quam der mul; der künec sprach:
„Sage mir, wie bistu genannt?"
Er sprach: „Herre, ist iu iht bekant
des ritters ros, der in der stat
gesezzen ist ze Bacherat
und ist genannt her Toldemir?
Jâ (sprach er) geloubet mir,
daz selbe ros ist mîn oeheim;
also ist mir geseit dâheim.
Daz selbe ros unt mîn muoter
âzen mit einander fuoter
uz einer krippe, unt sint geborn
von einer muoter." Dem künc wart zorn
und sprach: „Noch ist mir unbekant,
wie dîn vater sî genant."
Er sprach: „Herre, gienge iur stîc
je vür die stat ze Brunswic
seht, herre, dâ stêt ein junges vol,
des man pfliget harte wol,
der gehoert des landesherren an,
und ist mîn oeheim, als ich hân

Mancher unsrer Leser erinnert sich villeicht noch aus dem Universitätsleben, dasz man die nicht immatriculirten Studenten ihrer Zwitterstellung wegen *Maulesel* nannte.

Welche Lage der Esel in der Welt hat und mit welcher Vorliebe die Sprache ihn als treffendes Bild benuzt, ist jedermann bekannt. Wir können ihn hier nur ganz kurz in seinem Verhältnis zum Pferde und als Reittier betrachten.*) In der Tat erscheint

vernommen von der muoter mîn."
Er sprach: „Swie edel dîn oeheim sîn,
swie edel onch dîn muoter ist,
doch enweiz ich noch niht, wer du bist,
du ensagest denn, wer dîn vater sî."
Er sweic. Dô stuont der fuhs dar bî,
der sprach: „Herre, bekennt irn esel,
den der pfister (Bäcker) hât zo Wesel,
der ûz gêt ze felde,
sô wizzet âne melde
daz deselbe sîn vater ist."

Der künec sprach: „Sînt du nu bist
von ungelîcher art geborn;
sô sage mir einez âne zorn
unt guetlich, wie du sîst genant."
Er sweic. Da sprach der fuhs zehant:
„Er heizt ein mûl, daz ist ein tier,
sterker unde groezer, dan mîn vier:
ich wolde doch ungern mîn leben
umbe sîn bevlecket adel geben.....
Herre, ditz rede ich âne var."
Dô sprach der lewe: „Du hast war!"

Es läszt sich denken, dasz dise Fabel auch im deutschen Tierepos von „Reinecke Fuchs" nicht felt, und ebenso, dasz sie der alles bearbeitende Hans Sachs nicht unbehandelt gelassen haben wird. Im 16. Jarhundert ist sie überhaupt ser häufig benuzt worden, so von Steinhöwel, Pauli, Agricola, und mit einer einigermaszen neuen Wendung von Burkhard Waldis in seinem „Esop":

„Als ein Maul ward frisch vnd wol gemäszt,
Ward stoltz vnd sich viel dunken läszt,
Vnd sprach: „mein Vatter war ein Ross,
Lieff sehr vnd war an Tugent grosz.
Warum solt mich nit vnterstahn,
In gleichen Ehren halten lahn?"
Ging zun Pferdten, rieff in hauffen!
„Will mit eim in die wette lauffen!"
Da wards im lauffen faul vnd treg,
Blieb liegen wol auff halbem weg,
Sprach: „mich betrengt mein eygensinn,
Ich sihe, das ich ein Esel binn!"

Zu disen Stellen würden sich in der älteren Literatur gewisz noch eine Menge Parallelen finden lassen. — Im 17. Jarhundert reiht sich eine Behandlung von Abraham a. St. Clara an, und eine Fabel Pfeffels aus dem vorigen Jarhundert beweist recht deutlich, dasz treffende und schlagende Wize unsterblich sind und jedem Zeitalter neu aufgewärmt und mundgerecht gemacht zu werden pflegen:

„Wer bist du?" sprach ein stolzes Maul
Zu einem braven Ackergaul.
„Der dürre Hengst, aus dessen Samen
Du stammst, lief mit dem plumpsten Farrn
Bald vor dem Pfluge, bald im Karrn.
Mein Vater trug Achillens Namen
Und war Achill, das Riesenpferd
Des Kaisers, tausend Kronen wert!
Nur an der Spize seiner Here
Nur bei Triumphen ritt er ihn!"
— „Doch deine Mutter", sprach die Mähre,
„War die nicht Fräulein Eselin?"

*) (Ueber die Bedeutung des Esels im Kultus vergl. Teil II. „Ross und Reiter im religiösen Leben.")

der Esel bei uns zu Lande wie eine Carricatur des Rosses. Wenn einem Tölpel unerhörtes Glück begegnet, ruft man: *„Da hat der Esel ein Pferd geworfen!“* — *„Du stellst Esel und Gaul zusammen!“* sagt man, wenn Jemand recht Unpassendes zusammenbringt; ja schon ein im mosaischen Gesez ausgesprochener humaner Grundsaz lautet wie ein deutsches Sprichwort: *Esel und Pferd musz man nicht zusammenspannen!* (Franz.: *On ne doit pas lier les asnes avec les chevaux!*) — Es ist nun einmal ein groszer Unterschied zwischen disen Geschöpfen: *Man kann den Esel nicht zum Pferde prügeln!* Ja *wenn auch der Esel Schimmel heiszt, er ist darum doch kein Pferd,* und

Man für' den Esel nach Paris
Es wird aus ihm kein Gaul gewisz!

Mancher freilich mag sich das einbilden, aber *wenn der Esel meint, ein Pferd zu sein, so darf er blos über einen Graben springen wollen* — (er wird gleich merken, dasz er eine *„Eselsbrücke“* braucht!) — *Vom Pferde auf den Esel* — das ist übel herabgekommen; aber es gibt genug Sancho-Pansa-Naturen, die sich trösten:

Beszer ein Esel, der mich trägt,
Als ein Pferd, das mich schlägt!

Dis ist ein weit verbreitetes Sprichwort. Es lautet:

Holländisch: *Beter door een ezel gedragen dan door een paard in't zand geslagen!*

Italiänisch: *E' meglio un asino che porti, che un caval ch'a terra getti!*

Portugisisch: *Mais quero un asino, que me leve, che un cavalo, que me derrube!*

Dem Pferde der Hafer, dem Esel das Stroh! so lautet die Volksjustiz. — *Wie der Esel den Rossmarkt, ziert der Bettelmönch den Priesterstand.* — Auf der Verachtung des Esels beruht auch die Strafe des Eselreitens, welche sich noch bis vor kurzer Zeit in den Dorfschulen erhalten hatte. Sie wurde früher auch bei Erwachsenen angewendet und war, nach dem populären Recept:

Wer jähe ist zu allen Zeiten,
Sollt billig einen Esel reiten!

gewisz höchst wirksam. So muszten z. B. in St. Goar bis in's 17. Jarhundert Frauen, die ihren Eheherrn zu schlagen gewagt, unerbittlich auf einem Esel durch die Stadt reiten und auf öffentlichen Pläzen halten bleiben, um widerholt das gestrenge Urteil verlesen zu hören. Ganz diselbe Sitte bestand in Darmstadt, ja

hier kam noch der piquante Zug hinzu, dasz den betreffenden Esel in Folge eines besonderen Lehnvertrages die benachbarten Herren von Frankenstein rechtsgültig zu stellen hatten. — Später tritt an Stelle des lebendigen Esels meist ein hölzerner, der dann in einigen Gegenden, unter anderen in Türingen, wol auch „*Pferd*“ genannt wird. (Vergl. unten Hauptabschnitt V. Sprachliche Bezüge. „Anbildungen und Abstractionen vom Namen des Pferdes.“)

Wie bezeichnend ist Lessing's Wort: „Ich weisz, dasz ein feuriges Pferd auf eben dem Steige mit samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtige Esel one zu straucheln geht.“ Gellert hat disen selben Vergleich in einer seiner liebenswürdigen Fabeln noch näher ausgetürt:

„Ein Pferd, dem Geist und Mut recht aus den Augen sahn,
Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stiesz (wie leicht ist nicht ein solcher Schritt gethan)
Aus groszem Feuer einmal an. —
Ein träger Esel sah's und lachte.
„Wer,“ sprach er, „würd' es mir verzeihn
Wenn ich dergleichen Fehler machte.
Ich geh den ganzen Tag und stosz an keinen Stein!“
„Schweig!“ rief das Pferd, „Du bist zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein!“

So würden sich noch vile Citate für die inferiore Stellung des Esels gegenüber dem Rosse mit Leichtigkeit beibringen lassen.

Das hilft dem Pferde freilich alles nichts; der ruhige Esel-Philister hat ein groszes Publicum von Vererern, wie das schon alle jene mannigfach gewendeten Fabeln beweisen, die den Hochmut des Pferdes dem Esel gegenüber zu Falle kommen laszen und wol sämtlich von der Aesopischen Fabel: „De equo, asino, temporibus et fortunis“ ausgehn. Auch noch in der heutigen Welt hat volle Geltung das mittelalterliche Sprichwort:

Die Pferde laufen um Pfründen,
indesz die Esel sie finden.

Nicht minder auch gilt das Wort: *Man holt Esel von drauszen und hat Pferde daheim!* oder

Ein fremder Esel ist mer wert
Als ein vaterländisch Pferd

Und noch fortgesezt hat man Gelegenheit zu erkennen:

Wie schlimm es auf Erden bestellt
Sich dann recht zeigt,
Wenn der Esel als Held
Zu Rosse steigt.

Uebrigens sind es keineswegs nur die anerkannt dummen oder widerwärtigen Tiere, denen gegenüber man die Klugheit

und den Adel des Pferdes hervorzuheben liebt. — Das alte Tier-Epos, welches sonst alle Tiere vor der Schlauheit Reineckes den Schwanz einkneifen läszt, stellt ihm das Ross allein ebenbürtig gegenüber. Darum achtet der Fuchs aber auch das Pferd so hoch, dasz dis, als es alt und verlaszen ist, an ihm noch einen Freund findet, und (in Rollenhagens Froschmäuseler) erzält:

„Und ist niemand, der nach mir frag
oder Mitleiden mit mir trag
Ohn dasz Reinick den Fliegen wehrt,
Das ich doch nicht von ihm begert.“

Wie ihm das Pferd so ser imponiren konnte, erzält der Schalk selbst in seiner unübertrefflichen Beichte an Grimbart. „Zwischen Kakysz und Elverdingen“ traf er nämlich einmal auf eine Stute nebst Folen. Der ihn begleitende hungrige Isegrimm bat ihn, der Mutter das Füllen abzukaufen. Reinecke tat es:

„Liebe Frau Mähre,“ sagt ich zu ihr, „das Fohlen ist euer.
Wie ich weisz. Verkauft ihr es wol? Das möcht ich erfahren.“
Sie versezte: „Bezahlt ihr es gut, so kann ich es missen.
Und die Summe, für die es mir feil, ihr werdet sie lesen;
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fusze.“ Da merkt ich
Was sie wollte; versetzte darauf: „Ich musz euch bekennen,
Lesen und Schreiben gelingt mir nicht ebenso, wie ich es wünschte.“

Und so schickt der Schlaue den Wolf, der sich überaus gelert dünkt:

„Lasz mich sehen!“ versetzte der Wolf. Sie sagte: „Das thu' ich.“ —
Und sie hub den Fusz empor aus dem Grase, der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Häärchen; sie traf ihm den Kopf; er stürzte zur Erden,
Lag betäubt, wie todt. Sie aber eilte von dannen.“

Nun hönt ihn der Fuchs:

„Wie lautete, sagt mir,
Unter dem Fusze die Schrift? Ihr seid ein groszer Gelehrter!“

Der geschlagene Isegrimm aber flucht, was er kann:

„Die langbeinige Mähre! Der Henker mags ihr bezahlen!
Denn der Fusz war mit Eisen beschlagen, das waren die Schriften;
Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe!“ *)

---

*) Ganz änlich diser Reinecke-Episode ist die Fabel des Boner (1330) „Vom valschen Rume.“ Da erbietet sich der hungrige Löwe dem Pferde einen Dorn aus dem Hufe zu ziehn. Aber es ergeht dem Könige der Tiere grade wie dem Isegrim:

„Der löw ein falscher arzat was;
Das ros mit schalkheit galt im das!“

Die Fabel ist überhaupt ser alt und weitverbreitet. Sie erscheint in Deutschland auszer an den schon genannten Orten bei Steinhöwel „Von dem Fartzenden Wolff“, bei Hans Sachs „Von dem stoltzen Wolff“, bei Eyring, Hagedorn, Kuhe u. s. w.; sie tritt in slawischen Sagen auf, und ist wol auch in allen romanischen Literaturen eingebürgert.

Ja selbst mit dem **Teufel** wird das Pferd fertig; auch er kommt nicht besser fort als jedes andere Wesen, das beweist eine niderösterreichische Geschichte:

„In der Hölle vermisste man die Müller und schickte deshalb einen Teufel aus, einige zu holen. Unterwegs erkundigte er sich, wie sie aussähen. Man sagte ihm, sie seien weisz und in der Nähe eines Bachs. — Bald darauf bemerkte er einen weidenden Schimmel, hielt ihn für einen Müller und wollte ihn schnurstracks zur Hölle füren. Aber der Schimmel verstand keinen Spasz; da ihm der Teufel von der falschen Seite ankam, schlug er aus und trat den Bösen so gewaltig auf den Fusz, dasz er nun zeitlebens hinken musz. Und so war der Teufel selbst vom Pferde besigt!“

II. Hauptabschnitt.

Die Lebensverhältnisze des Pferdes.

1.

Der Stall.

Wenn die meisten Menschen ein starkes Drittel ihres Lebens im Bette zubringen, so pflegen unsre Pferde eine verhältnismäszig noch vil gröszere Zeit im Stalle (alt- und mittelhochdeutsch *stal* oder *gadem*, lateinisch *stabulum*, französisch *étalon*) zu stehn. Und zwar wirklich zu stehn, da ein gesundes Pferd selten mer als vier Stunden von vierundzwanzig ligt; denn es ist befähigt, im Stehn zu schlafen. „Mensch oder Rind sinken beim Einschlummern in die Knie und wachen dadurch auf oder fallen zu Boden; beim Pferde aber befindet sich, änlich wie bei den Vögeln, im Kniegelenke eine Muskel, die, einmal angespannt, das Einbiegen des Knies one Willensakt verhindert und dadurch die Möglichkeit gewärt, stehend zu schlafen. Der Körper des Pferdes ruht dann wie ein Tisch auf vier festen Beinen.“ (A. v. S.) — Im Stall kann den Pferden fast am meisten genuzt und geschadet werden. Nicht umsonst heiszt es: *So Stall, so Vieh!* oder: *Es ist eben Vieh wie Stall*, *Gurr wie Gaul*, *Mann wie Ross*, *Deckel wie Hafen* (Gefäsz), *Maul wie Salat!* — Ph. v. Arnim stellt folgende merkwürdige Betrachtung an: „Man mache dem edlen Pferde seine Sklaverei im Stall so leicht und angenehm als es unseren Absichten und unserem Recht der Obermacht möglich ist. Vielleicht war einst das Wesen, welches die Schlange heiszt, das für uns, was wir den Hausthieren sind. Wenn in der Folgezeit die Menschheit ihre Erdbestimmung vollendet hat und die Erde verläszt, um sie denen durch sie gebildeten Hausthieren zu überlassen,

möchten wir dann weder uns die Vorwürfe der Schlange zu machen haben, noch ihr Schicksal theilen!"

Als Insignien des Stalles erscheinen Krippe (altdtsch. *barn* oder *crippe*), Raufe und Latirbaum. Die beiden ersteren sind der Fütterung, der leztere dem geselligen Leben gewidmet.

Fütterung.

Das Wort „*Füttern*" ist ebenso alt, als weitverbreitet. Gothisch lautet es: *fodjan*, althochdeutsch: *fuotan* (nären), englisch: *to feed*, plattdeutsch: *foeden*, niderländisch: *voeden* oder *voeren*, dänisch: *fodre* und *fore*, schwedisch: *fodra*. Mittellateinisch: *fodrum*, französisch: *fourrage* schlieszen sich unmittelbar an; und mit dem griechischen πατέομαι (sich nären) dürfte der Name πατήρ (Vater) als des Ernärers ebensogut zusammenhangen, wie das deutsche Wort „*Vater*" mit dem althochdeutschen „*fuotar*". Disen Zusammenhang des Vaternamens mit dem Futter sollte ein braver Rosseherr nie aus den Augen verlieren! — Dem Volke ist leider das Griechische nicht geläufig genug, um sich jene Ableitung kritisch zu vergegenwärtigen; aber es spielt seinerseits auch nicht minder gern mit Worten, wie der gelerteste Philologe. — „*Warum kann ein Pferd kein Schneider werden?*" fragt das Rätsel. — „*Weil es Futter friszt!*" — „*Und wie kann man in einem Futter sibenhundert Meilen reiten? Wenn man einen gefütterten Brustlaz anzieht!*" — Uebrigens hat die Sprache, welche in ihrem Reichtum zum Anrufen der verschiedenen Tiere ja auch verschiedene Interjectionen gebildet hat, auch bestimmte Rufe, um das Pferd zum Freszen einzuladen. „*Süter, süt, süt!*" oder „*hüf, hüf!*" ruft man dem Rosse, „*his, his!*" dem Füllen zum Futter.

Die gegenwärtige Art der Fütterung darf wol im Allgemeinen als bekannt vorausgesezt werden. Man unterscheidet „Magenfüllungsfutter" (Heu u. s. w.) und „Kraftfutter" (Körnerfutter). Beide sind dem Tiere notwendig. Der Umfang des ersteren ist vier bis sechs mal gröszer, als der des Kraftfutters von gleichem Gehalt. Die gröste Menge Magenfüllungsfutter, die das Pferd an einem Tage verträgt, ist ungefär 20 Pfd., die geringste Quantität, welche es bedarf, etwa 4 Pfd. — Es ist zur Zeit üblich, beide Futterarten zu trennen und in der Raufe Heu, in der Krippe Hafer (schwedisch: *hestakorn*, d. i. Pferdekorn*)

*) Pontopidan erwänt in seiner schwedischen Naturgeschichte, dasz ein Mann namens Huleickson zuerst um 1302 die Pferde mit Hafer gefüttert habe, daher diser „*hesta-korn*" heisze.

darzubieten; dagegen fütterte man bis tief in's Mittelalter gewönlich mit Gerste- oder Hafergarben, die also beide Futterarten vereinten.*) Auch Erbsen und *Pferdebonen* (engl. *horse-bread*) wurden vil gefüttert. Als Grünfutter findet man in mittelalterlichen Quellen aufgefürt: *gras*, *gruose* (der junge grüne Trieb der Pflanzen), *kicher* und *wicke*. Im Allgemeinen freszen Pferde überhaupt 262 Arten von Pflanzen.

Das Pferd betastet ein ihm vorgelegtes Futter zuerst mit den Lippen, dann faszt es dasselbe, aber es ist ser wälerisch und hungert lieber, als dasz es Narung annimmt, die ihm nicht behagt. — Ganz Unrecht also hat das sibenbürgische Sprichwort, wenn es meint: „*Wun em det ruosz un de kräp did, esi fräszt et.*" — Die alte Sprache sagt übrigens vom Pferde „*ezen*", nie „*freszen*", obgleich dis Wort sogar nicht selten vom Menschen gebraucht wird, und in allen Weistümern findet man stets die Malzeit des Pferdes der des Mannes gleich gestellt, so dasz es z. B. heiszt:

„*Drei Reiter, drei Pferde, ein Hund,*
Das sind siebentehalb Mund."

Richtig und rechtzeitig zu füttern ist eine Kunst. Da gibt es vile Regeln. Vor allem musz man ausreichend füttern. *Pferdearbeit und Spazenfutter*, das geht nicht an. — *Wer mer hinter die Pferde legt, als vor sie, der fürt nicht lange.* — *Vortrefflicher Haber! Du fütterst die Pferde mit Wenn und mit Aber!* — *Wenn die Krippe leer ist, schlagen sich die Pferde im Stall.* — *Einem hungrigen Pferde vergeht das Tanzen, und ein erhungerter Gaul schlägt nicht aus.* (Ital.: *Cavallo magro non tira calci.*) — Aber: *Voller Gaul springt*, und: *Wenn dat Peerd satt is, so truut et.* — *Vor hungrigen Rossen soll man den Hafer nicht wannen.* Pferde zu halten ist ein kostspieliges Vergnügen; mit Recht sagen die Ostfriesen:

„*Wenn de Perde net eten*
Un de Wagens net sleten,
Denn wart goot Foormann sin."

Aber so ist's doch nun einmal nicht, und jeder Versuch, disen erwünschten Zustand herbeizufüren, dürfte traurige Folgen haben, denn nur

---

*) Hierauf gehn die modernen Fütterungsvorschläge des Engländers Wedlake gewiszermaszen zurück. Er mengt 2 Teile Grünheu (oder 1/2 Teil Braunheu) 2 Teile Gerste-, Weizen- oder Haferstroh kurzgeschnitten in Stücken von 1/2 Zoll Länge und 1 Teil gequetschten, aber nicht gemalenen Hafers mit warmem Wasser und legt dis Gemenge den Pferden vor. Das Pferd soll zum Freszen dises ser närenden Futters nur 20 Minuten gebrauchen, welches dabei für jeden Tag nur 10 Silbergroschen kostet.

Eisern Vieh
Stirbt nie!)*

Wer kennt nicht die Geschichte von jenem Manne, der den Tod seines Pferdes um so bitterlicher beklagte, als er just in dem Augenblicke erfolgte, da man dem guten Tiere mühsam angewönt hatte, ungefüttert zu leben, und da es auch wirklich schon acht Tage one Narung trefflich ausgedauert!**)

Der Appetit des gesunden Pferdes ist grosz. Die Pommern wiszen zu erzälen, weshalb es selbst auf der fettesten Weide ununterbrochen friszt, wärend das Rind, bald gesättigt, ruht und wiederkäut:

Unse Herr Christus kam eenmal an een Water un fund eenen Ossen un een Peerd, de an sinem Oever im Grase gingen. Ehre Harten pröwend sprack he to dem Perde: kumm und dreg mi henäwer. Awerst dat Perd was een rechte Köning Pharao, verstockte sin Hart und brenschte und steilde sick, un wull den Herrn nich up den Rüggen nemen. De Oss äwerst was vernünftig un erkennde sinen Herrn un Gott, so god as de Oss van Bethlehem, wovan dat Wihnachtsleed singt; he kam un bögde sine Knee sanftmödig un demödig, un sah den Herrn Christus gar leewlich un fründlich an. Da sede de Herr to em: Di schall jümmer eene Stund up gode Weid satt macken, äwerst dat Ross schall nu un ewig der Spise begeren. Dat sede he äwerst antodüden warüm de Oss to Tiden würklich satt werden kann, dat Perd dagegen alleen dörch Mödigkeit siner Beenen, de et bi'm Freten bögen mütt, towilen van dem Gräsen nalett, äwerst all sin Dag nich uprichtig satt is.

Ganz dieselbe Sage erzälen die Litauer von ihrem Donnergotte Perkunos.

Ein guter Reiter futtert, ehe er tränkt; aber selbst wenn er das unterläszt, so wird das kluge Tier nicht saufen, so lange es noch erhizt ist und es ihm schädlich wäre, denn

Pferde laszen sich zum Wasser bringen,
Aber nicht zum Trinken zwingen.

(Vom Trinker sagt man: *„Er füttert gern nasz!"*) — *„Starr noch nich Pierd," saed de Bur, „ick will erst Haveren seigen!"* — *Aber bäsz det grasz wieszt, äsz der hâszt dit!* (Sibenbürgen.) — Der Volksmund bestätigt auch, dasz unverdaute Narung nur Last, keine Kraft gibt. Denn:

Mit Futter von gestern geht das Pferd,
Mit dem von heute ist's nichts wert!

An das Futter knüpft, wie zu erwarten, eine Menge von Sprichwörtern an:

---

*) Dis Sprichwort bezieht sich ursprünglich auf den zu vilen Gütern gehörenden „eisernen Bestand" an Vieh.

**) Dise Geschichte ist nicht „Meidinger", denn sie ist vil älter, als dessen älteste Ausgabe. Sie figurirt schon im Wizbuche des Hierokles von Alexandrien, aber auch diser hat sie keineswegs erfunden, sondern sie zält als steinalte Inderin oder Chinesin gewisz mer als 2000 Jare. Vor so langer Zeit war also „Pferdefutter" schon Gegenstand ernster, wie heitrer Betrachtung.

Ein gut Pferd
Ist seines Futters wert.

Mit Futtern wird keine Zeit verloren. — *Wer sein eigen Pferd reiten will, musz seinen eigenen Hafer füttern.* Der kommt aber nicht von selbst; denn *„wenn man Gaul ruft, so antwortet der Wald nicht Hafer."* — Vor allem gilt's: *Des Herren Auge füttert das Pferd.**) — *Man geht nie in den Stall, man findet einen Groschen drin.* — *Graf Ego baut den Acker wol und hat auch schöne Pferde.* — *Wenn der Wolgenärte ein dürr Pferd hat, so kommt das daher, dasz er selbst seines Maules wartet, seines Pferdes aber ein Knecht.***)

Uebrigens wird den Pferden Futter und Behandlung so verschieden zugemessen, wie allen andren Tieren, den Menschen nicht ausgenommen, und zwar ebenfalls selten genug nach Verdienst. Fischart sagt:

„Was die Ackermären bauen
Das können die Barrenhengste kauen.

Darüber stimmt ganz Europa überein. Klingt es nicht wie ein internationales Sprichwörter-Concert, wenn es heiszt:

Der Gaul musz pflügen,
Dasz Ross kann Hafer kriegen.

Die Ackerpferde fressen am wenigsten. — *Das Pferd, das den Hafer verdient hat, bekommt ihn nicht.*

Celui, qui travaille,
Mange la paille
Celui, qui ne fait rien
Mange le foin.

The horse, that draws most, is most whipped. — *La robba non è di chi la fa, ma qui la gode.* Welch karakteristisches Kennzeichen für der Welt Lauf! Und leider ist auszerdem noch wahr: *Es ist der Gaul, der zieht, auf den man schlägt* und *Stechfliege sezt sich immer auf ein mageres Pferd!* —

---

*) Dis Sprichwort ist uralt. Vergl. Xenophon, Oeconomicus c. 12. §. 20. Und so hat denn des Waldis „Esop" wol recht, wenn er erzält:

„Ein König einst ein Weisen fragt
(Wie Xenophon der Heyd vns sagt)
Vnd sprach: „sag, wie soll ich's anheben
Vnd was vor Futter musz ich geben,
Mein Hengsten vnd mein besten Pferden,
Dasz sie feyszt, glat vnd freudig werden?"
Er sprach: „keyn beszer Futter weysz,
Davon die Pferde werden feyszt.
Wie mich erfarnheit hat gelert:
Des Herrn Aug füttert das Pferdt!"

Vergl. auch Aristoteles Oecon. und Aeschylus. Persan, v. 155: *Ὄμμα γαρ δομων νομιζω δεσπότου παρουσιαν.* Selbst der Franzose sagt: *„L'ocil du maitre engraisse le cheval!"*

**) Dis Sprichwort scheint einer Anecdote in den „Noctes Atticae" des Gallius zu entstammen, die sich auf den „equum strigosum et male habitum" eines römischen Ritters bezieht.

Nicht minder allgemeine Geltung haben übrigens die Warsprüche: *Das Pferd will wol den Hafer, nicht aber den Sattel. — Das Pferd soll zur Krippe gehn, nicht die Krippe zum Pferd. — Ein schlecht Pferd, das sein Futter nicht verdient. — Ein Pferd, das zu vil Futter kriegt, schupst seinen Herren. (Cheval de foin, cheval de rien!)*

Puzen.

Man sagt gewönlich: *Reinlichkeit ist das halbe Futter! Puzen ist halbe Fütterung!* — Schon im ersten Jarhundert nach Chr. zur Zeit des Columella, war das sprichwörtlich. — *„Man musz ein Pferd gut im Hobel**) *halten“*, heiszt's in Süddeutschland. — *„Fett und glatt, in guter Condition“*, das ist das Ideal der Stallknechte, und *„gestrigelt und gebügelt“* ist sogar für die gepuzten Menschen ein erendes Epitheton. — Was für den Menschen Kamm und Bürste, ist für das Pferd *Strigel* und *Kardätsche.***) Bei der starken Hautmauserung des Pferdes ist namentlich das Strigeln ein so entschiedenes Bedürfnis, dasz die Niderländer es dergestalt mit dem Rosse identifizirt haben, dasz sie es gradezu *„rossen“* nennen; und die wizige Inschrift des Prinzen Carl von Preuszen an seinem Stall zu Glienecke: *„Hony soit, qui mal y panse“* (*panse* = strigelt) verdient die weiteste Verbreitung. — Ser fein ist die sprichwörtliche Bezeichnung: *„Schäbig Pferd leidet keine Strigel!“* — Indes darf man auch nicht zu vil verlangen! *„Hungerhare“* und *„matter Pelz“* sind nun einmal im Winter nicht immer gänzlich zu vermeiden, und äuszere Glätte ist weder bei Menschen noch bei Rossen ein Zeichen von Tugend. *Beauté et folie vont souvent en compagnie*, und *Mancher Mensch heischt Schläge, wie ein Pferd Futter!* Zu disen Menschen gehört nicht ganz selten der Stallknecht (altdeutsch: *kneht*, *marscalc*, *marstaller*.) Er soll ein braver „Pferdestopfer“ sein. Aber leider „verträgt“ der Diener nur zu oft das Futter und erwirbt sich den uralten bösen Namen „Stallratz“ in allzu eigentlichem Sinne. Nicht selten rümen

---

*) *Hobel* scheint mit dem angelsächsischen *hiwan* d. i. „bilden“ zusammenzuhängen, „hobeln“ also bilden, glätten zu bedeuten. Ein Pferd ist im „Hobel“ heiszt demnach: es ist glatt und wolgebildet. (Vergl. auch „Aeuszere Erscheinung des Pferdes.“ Gliedmaszen der Nachhand.)

**) *Kardätsche* (franz. *cardasse*) stammt vom ital. *cardare*, d. i. kämmen, aufkrazen. Vergl. ital. *cardo* = Distel, Kardendistel, lat. *carduus*.

sich solche Schlingel wie jener Geselle aus dem *Märchen von den zwölf faulen Knechten*:

„Ich hab ein Pferd zu besorgen; aber ich lasz ihm das Gebisz im Maul und wenn ich nicht mag, so geb ich ihm kein Futter und sage, es habe schon gefreszen. Dafür lege ich mich in den Haferkasten und schlafe vier Stunden. Hernach stecke ich wol einen Fusz heraus und fare damit dem Pferde ein par Mal über den Leib, so ist es gestrigelt und geputzt. Wer wird da vil Umstände machen!"

Stallleben.

Auch das gesellschaftliche Leben im Stall hat interessante Seiten. Wie unter den Menschen, so gibt es auch unter den Pferden liebenswürdige und unleidige Gesellen. Die einen wiszen mit feiner Aufmerksamkeit ihren Nachbar an den Körperstellen zu krauen und zu krabbeln, wo er selbst sich nicht wol ankommen kann; die anderen dagegen suchen ihren Genoszen das Futter zu stelen oder nach ihnen zu schlagen. — *Futterneidische*, die sonst ganz „fromm" sind, wollen wärend des Freszens nicht gestört sein und beiszen nach jedem Pferde, das ihr Futter auch nur ansieht. Dagegen erzält man wieder von ser mildtätigen Pferden, z. B. von zwei Füllen, die einem alten zanlosen Tiere das Futter vorkauten und gekaut auf seinen Plaz in der Krippe schoben, so dasz es nun den zermalmten Hafer auflecken konnte. Freilich ist solche Liebenswürdigkeit des Gemüts unter den Rossen so wenig Regel wie unter den Menschen; namentlich gibt die Gemeinschaftlichkeit der Raufe oft zu Nachbarzwisten Anlasz, und nicht selten sind häszliche Bisze am Halse Folgen der „Raufereien um der Raufe willen". — *Sich aneinander reiben* — *die Köpfe zusammenstecken* — das sind Redebilder, die vermutlich dem Pferdeumgange entstammen.

Aber nicht nur Hader und Streit gibt Gelegenheit zur Entwicklung von Untugenden; noch mer bringt die Langeweile zu dummen Streichen, und von ihr rürt auch so manche widerwärtige Angewonheit her. Da gibt es *Weber* oder *Leinweber*, die beständig den Körper hin und her schaukeln, wie die Tiere in den Menagerien, eine Unart, die auch als Verlegenheitspantomime auftritt, der sich manche Pferde nur dann hingeben, wenn man sie scharf ansieht. Da sind die allberüchtigten *Ausschläger*, von denen man sagt *„sie haben mit Schelm gefuttert"*. Früher war es Sitte, disen eine Schelle an den Schweif zu hängen, damit sie sich dem Nahenden gleich als „hufendes Pferd" kennzeichneten,

sobald sie sich bewegten, und deshalb warnt noch heut das Sprichwort vor einem gefärlichen Menschen mit dem Zuruf: *Er hat Schellen am A...!* Ausschläger sind gewönlich auch biszig und „kurren“ oder „schnarchen“, und das ist ein „vnlieblichs, häszliches Ding“ — wie Fugger sagt. — Da bei der Masse von Pferden, die das Mittelalter in engen Ställen hegte, Herren und Knechte gar leicht getreten wurden, so felte es natürlich auch nicht an Beschwörungsformeln für den dadurch angerichten Schaden. Und „dis ist der *trittsegen der ross. dicat:*

> *„In nomine pat et fil. et spirit. sanct! Ich widertrit den trit mit dem trit, den unser hergot an das frone crutz trat. dicat unum pater noster et ave maria et sacrat crucem cum pede.“*

Die Ausschläger sind aber nur eine und nicht einmal die schlimmste Kategorie unartiger Pferde im Stall. Da sind die *Krippen-* oder *Barnsteiger*, turnlustige Pferde, die aus Mutwillen, oder um bequemer an die Raufe zu gelangen, mit den Vorderfüszen in die Krippe steigen. Aber auch ihre Untugend ist gutartig gegen die der *Krippensezer*, deren Erwänung eine empfindliche Stelle in den Erinnerungen so manches Pferdebesizers berüren dürfte. Das Tier, welches mit dem Laster des *Koppens* behaftet ist, drückt mit einer beizäumenden Halsbewegung das Gebisz fest auf einen wagerecht ligenden Gegenstand (Krippe, langgezogener Halfterstrick oder dgl.) und bringt durch plözliches gewaltsames Einziehn der Luft in den Rachen einen eigentümlichen, rülpsenden Ton hervor. Das Pferd pumpt sich dabei voll Luft, schadet seiner Verdauung auszerordentlich, verstreut den Hafer und zerstört die Krippe. Dise *Kopper, Köcker, Gicker, Aufsezer, Windschnapper, Barnbeiszer, Krippendrücker* oder *Musikanten* sind daher äuszerst unbeliebte Insassen eines Stalles, umsomer als ihre oft bis zur Leidenschaft gesteigerte üble Gewonheit unter den Pferden fast ebenso ansteckend wirkt, wie z. B. Gänen oder Tabakrauchen unter den Menschen. Auf alle mögliche Weise hat man die Tiere an der Ausübung ihrer Untugend zu hindern gesucht. Man hat die Krippe beweglich gemacht, oder ganz entfernt; wie aber die Raucher singen: „Felt mir der Tabak auch, Nuszlaub gibt guten Rauch!“ so denkt der Windschnapper: „Hab' ich keine Krippe, so hab' ich doch 'nen Halfterstrick, und das Vergnügen bleibt am Ende dasselbe“ Manche Pferde bringen es sogar so weit, one alle Hilfsmittel in der freien Luft zu köcken. Dise Luftkopper pflegen sich dabei noch mit einem besonderen Behagen zu wigen, wovon sie den Beinamen *Bärenkopper* füren.

und wenn dise Virtuosen des Lasters nun allerdings auch Krippe und Zäne nicht angreifen, so sind die allgemeinen Folgen doch ebenso übel wie die bei den Krippensezern. — Auch für einen Menschen ist es keine Empfelung, wenn man ihn einen *„alten Krippensezer“* heiszt.

Da die Stalluntugenden, wie erwänt, zumeist Folge der Langenweile sind, so ist es gut, dem Pferde eine Zerstreuung durch die Zugesellung anderer Tiere zu geben. *Stallkaze* und *Stallspiz* sind daher gern gesehene und empfelenswerte Genossen.

Dem Volke ist's allzeit gemütlich gewesen im Stalle und darum war auch die deutsche Pferdezucht stets gut; denn das Pferd bedarf gemütlicher Behandlung. Goethe sagt in „Hermann und Dorothea“ von dem wakeren Jüngling, der ein rechtes Urbild deutscher Tüchtigkeit ist:

„Dasz er die herrlichen Pferde, die Hengste selber besorgte,
Die er als Folen gekauft und die er niemand vertraute.“

Daher atmen auch so vile deutsche Redensarten und Wize den Stallduft, daher ist das altdeutsche Wort für Hergesell und Kriegskamerad: *„Stallbruder“*, daher stammen so vorneme Würden und Aemter aus dem Stalle*), und daher hat endlich die Fantasie des Volkes auch besondere *Stallkobolde* erfunden**), von denen die Redensart stammt: *„Der Knecht wirft zwar Futter in die Krippe, aber der Hausgeist bringt die Pferde auf die Beine!“* — Das Rätsel sagt: *„Ein Hun kann eher einen Scheffel Haber fressen als ein Pferd! Glaubst Du das? — Gerne, denn die Hüner fressen keine Pferde!“* — *„Ich hab ihn aufgeschwänzt“*, heiszt es, wenn man Jemanden gescholten. — *Den Rappen im Stall haben* heiszt sovil, wie sein Licht unter den Scheffel stellen, mit dem Besten zurückhalten. — *Wôr Bên! saed de Pagelun und kom in 'n Pierstall. (Nemt die Beine in Acht, sagte der Truthan zum Pferde als er in den Stall kam.)* — *„Em* (man) *drêt de gor* (die Gurre) *net mät den uorsch ken der kräp!“* (Siebenbürgisch.)

Selbst der Mist des Stalles, namentlich die *Pferdeäpfel, Rossmugel, Rossbollen, Pferdekräpfel****) oder *Pferdefeigen* sind Gegen-

*) (Vergl. über Marschall und Connetable. Teil III. „Geschichte von Ross und Reiter.“ Frankenzeit.)

**) (Vergl. Teil II. „Ross und Reiter in Mythologie, Kultus und Volksglauben.“ Die Alfen.)

***) „Mugel“ sind runde Brödchen, „Kräpfel“ Pfannkuchen.

stände, an die sich Wiz und Weisheit knüpfen, welche allerdings beide stark, ebenso stark *„rösseln“*, d. h. nach Pferden riechen, wie die hellenische Mythe von der Ausmistung des Augiasstalles durch den Zeus-entsprossenen Götterson Herakles. Indes das ganze Buch *„pferdelt“* ja, also nur zu! — Das Sprichwort meint zwar:

Auf dem Esel- und Pferde-mist
Selten ein guter Vogel ist!

dennoch weisz der Volksmund Fröhliches von ihm zu berichten. Er fragt: *„Welches ist das lustigste Wasser?“* *„Wenn die Pferde stralen* (stallen), *da pfeift man dazu!“* — *„Singen und fideln kann jedwēd', säd de Hamborger Fohrmann, aberst floiten, dat is 'ne Kunst. Da schullen sin' Pier stallen.“* — *„Halt Bauer, 's Pfard scheest!“* ist eine Manung, sich nicht zu übereilen, weil unvorhergesehene bedenkliche Umstände eingetreten seien. — Das Kinderrätsel fragt: *„Wat kriegt man in Hamborg vor eine Fur Mist, wenn das Pfund Butter acht Schilling kostet?“* *„Man kriegt Pferde davor!“* — *„Er sch.... wie ein Walach!“* sagt man von Jemandem, der sich einer ausgezeichneten Verdauung erfreut, und *„F—zen wie eine Ackermärhe“* ist das Gegenstück dazu. — *Wo Rôk is, môt ôk Füer wên, harr de Kêrl segt, do wull he sin Pipe bi'n warmen Pierschät ansticken.“* (Ostfriesland.) — Diser Kerl gehörte vermutlich zu jenem Gelichter, von dem man in Nürtingen sagt: *„Der ist so dumm, man sollt' ihn in Rossmist vergraben!“* und mutmaszlich war er auch phlegmatisch genug, um das Bürener Wort zu verdienen: *„Hei is so fiul, as öeverjarige Peardedreck!“* — *„Das ist wie Pferdeapfel und Reichsapfel!“* ruft man, um einen recht drastischen Unterschied zu bezeichnen, und *„das klingt as'n Perkötel in de Kapuzmüz!* — Kann man aber anmaszende Selbstgefälligkeit hübscher verspotten, als mit dem holsteinschen Wort: *„Dor swemmet wir Appeln!“ saed de Pierkötel und swemmet mit 'ne Borsdorfer de Baak entlang!* Dises apologische Sprichwort ist ebenso alt, als weitverbreitet. Schon Murner hat es 1500 in der Form: *„Wir Aepfel kommen von Straszburg, sagte der Rossdreck, als er auf dem Rhein daher geschwommen kam.“* Waldis hat es in seinem „Esop“ zu einer ausfürlichen Fabel „Von öpffeln vnd einem Rossdreck“ ausgesponnen, auch in Seb. Franks „Sprichwörtern“ (1550) und in Fischarts „Flöhhatz“ felt es nicht. Andere Lesarten sind: *„Nos poma natamus!“ sagte der Pferdeapfel, als er mit einem Borsdorfer den Bach entlang schwamm.*

Junkherr Rossdreck ist sein nam
Der mit den andren äpfeln schwam.

Die Aepfel sollten es vermeiden, sich in solcher Gesellschaft blicken zu laszen; daher meint schon Murner:

„Der Adel thut das widerspill
so er den kittel tragen will
vnnd will gentzlichen baursch geberden,
ein apffel zu ein rossdreck werden.“

Aenlich sind die preuszischen Worte: *„He pehrscht* (brüstet) *sick as Finke Marten önn der Peerddreck“* und *„dei* (der Hochmütige) *meent ook: Peerdsdreck öss sien Broder“*. Nun, wenn es zwar auch dem Bürgermeister von Bopfingen nicht gelang, Rossbollen, die der weise Rat für Haseneier hielt, auszubrüten, so ist doch zuweilen selbst der „Peerdsdreck“ nicht so übel; dann nämlich, wenn ihn uns die Elfen heimlich in die Tasche schieben. Denn falls wir ihn nicht verächtlich fortwerfen, sondern bis Sonnenaufgang aufbewaren, so können wir darauf rechnen, dasz er sich in lauteres Gold verwandelt hat.

Stallrezepte.

Sowol in Bezug auf das Füttern als auf den Verker mit schwirigen Pferden im Stalle hat man es bei unsren Altvordern nicht an diätetischen Maszregeln und Rezepten felen laszen, die freilich oft der wunderlichste Aberglaube dictirt hat. Als karakteristisch mögen einige wenige Vorschriften diser Art folgen.

Da man von jeher vil auf guten Futterzustand gab, so strebte man ser nach Mitteln, die Gäule schnell fett zu machen. Das natürlichste Mittel ist freilich, dasz das Pferd brav friszt. Leider tun das nicht alle nach Wunsch, und oft genug hört man den bekümmerten Ausruf: „Wenn es nur freszen wollte!“ In solchen Fällen greift man nun zu künstlichen Mitteln, die einen mer oder weniger abergläubischen Beigeschmack haben. Eins derselben, noch dazu ein ser einfaches, unternimmt es, aus der elendesten magersten Kracke in nur 8 Tagen ein schmuckes, dralles und rundes Pferd zu machen. Es lautet:

„Nimm Coriander, Zittwer und Mispel von einem Birnbaum, zerpulvere alles und gieb es dem Pferde zu fressen, so wird es bald zusehends fett davon.“

Ein anderes, weniger pralerisches Rezept der Art, scheint dem skandinavischen Norden zu entstammen:

„Alle Dänen, die Pferde halten, suchen zur Zeit, wenn die Nesseln wachsen, diejenigen, die am stärksten stechen, und sammeln sich von ihrem Saamen einen guten Vorrath. Einen Teil lassen sie an der Sonne allmälig trocknen, einen andern Teil aber in dem Ofen, doch ist es besser, wenn alles

7*

an der Sonne getrocknet wird. Wenn der Saamen recht trocken ist, wird er zu Pulver gemacht und von diesem Pulver mengt man eine hole Hand voll des Morgens und Abends unter den Hafer. Dieses geringe Mittel macht die Pferde schnell fest, fleischig und ihre Haare glänzend."

In Böhmen glauben Vile, dasz man mittelst des *Schlafkrauts* (atropa belladonna) Pferde fett und mutig machen könne. Das Schlafkraut musz aber in der Neujars-Mitternacht ausgegraben sein. Rings um sich musz der Grabende einen Kreis ziehn, den der das Kraut hütende Teufel nicht zu überschreiten vermag, und dem er, nachdem er die Pflanze ausgegraben, eine schwarze Henne hinzuwerfen hat, ehe er aus dem Kreise tritt. Denn auf dise stürzt sich der Teufel, und indessen hat der Mann Zeit zu entfliehen. *)

Das Pferd hat bekanntlich zum Uebersaufen Neigung, und um es daran zu hindern, hatte man ebenfalls mere seltsame Mittel:

„Nimm eine Schlangenzunge, die da lebendig aus einer Schlangen gerissen, flechte sie in eine Geissel; so lange du dieselbe im Wasser über dem Pferde schweben lässest, so übersäuft sich's nicht, und hätt es in 3 Tagen nicht gesoffen. — Oder stecke ihm im Reiten ein Hollunderzweiglein auf den Kopf, so übersäuft sich's nicht in der Hize."

Besonders gut soll auch den Pferden Trank und Futter anschlagen, wenn man einen Totenkopf oder einen Maulwurf im Stall vergräbt.

In Bezug auf schwierig zu behandelnde Pferde hiesz es bei unsren Vorfaren:

„Ein unbändiges Pferd wird geduldig zum Beschlagen, oder zu irgend etwas anderem, wenn man ihm einen kleinen runden Kieselstein in das Ohr steckt, dieses Ohr mit der Hand festzuhält und streichelt. Noch geduldiger wird das Thier, wenn man dieses mit beiden Ohren vornimmt." Aenlich ist auch ein modernes Mittel, welches A. v. S. in seinen „Pferdestudien" angibt: „Man haucht dem bösartigen Pferde öfters in die Nüstern; damit man aber dabei nicht in's Gesicht gebissen wird, legt man ihm in erster Zeit einen Maulkorb an, später bedarf es dessen nicht mehr, denn das Pferd bekommt eine wahre Zuneigung zu dem Haucher und drückt sein Behagen an dem Hauch in mancherlei Weise aus, namentlich durch das sogenannte Lachen, indem es den Kopf ausstreckt, die Oberlippe in die Höhe zieht und mit den Zänen fletscht."

Wenn das altbewärte Mittel des Pfeifens, um die Pferde zum Stallen zu bringen, nicht mer fruchten will und ein Versagen des Harns eintritt, so wendet man in Preuszen folgendes Mittel an: Man nimmt einen Teller mit Wasser und sprengt aus disem des Tieres Blösze an und sagt, wenn die Besprechung am Vormittag geschieht: *Guten Abend!*, erfolgt sie Nachmittags: *Guten Morgen!*. Darauf spricht man: *Du dummes Tier*, *warum siehst du so bleich aus?* — *Was werd' ich nicht bleich aussehn*, *ich habe* 24 *Stunden mein Wasser aufgehalten!* — *Oben Wasser*, *unten Wasser! Im Namen des Vaters* u. s. w.

Mit disen Beispielen altertümlicher und moderner Stallrezepte sei es genug! —

*) (Hiehergehöriger Aberglauben, der sich an bestimmte Mythen anschlieszt, vergl. Teil II.)

2.

Die Schmide.

Nächst dem Stalle ist die Schmide ein überaus wichtiger Schauplaz für das Pferd. — Der Gebrauch des *Hufeisens* (altdeutsch: *huofîsen*, *hufisin*, *huouisin* oder auch nur *îsen*; plattdeutsch: *Hofis*, süddeutsch: *Rosseisen*), über dessen Alter Gessner und Pamirollus unendliche gelerte Untersuchungen angestellt, scheint den Deutschen seit Urzeiten bekannt.*)

Von Einrichtung und Befestigung der Eisen hängt vil ab. Ist eins von beiden nicht gut, so kommen die Tiere nicht von der Stelle, leiden schmerzlich und machen allerlei krankhafte Bewegungen, um den Fusz zu schonen: sie *„hauen"*, *„schreiben"*, sind *„Sekretäre"* u. dgl. m. Trichter (1650) sagt: „Wenn einem Pferd etwan ein Nagel durch das Todte in das Lebendige hineingetrieben wird, so heiszt man's „vernagelt" oder „durchbohrt". Es ist aber nichts schlimmer für Mensch und Ross, als wenn sie *vernagelt* sind, nichts besser für sie als *gut beschlagen zu sein.* Daher ist es so überaus wesentlich, dasz man *vor die rechte Schmide geht;* denn *der Schmid beschlägt das Pferd beszer, als das Schmidlein* (altbayrisch: *„Bössa zu'n Schmid als zu'n Schmidl!"*)

Um das Unberechenbare des Glücks zu bezeichnen sagt man: *„Auch der Blinde findet einmal ein Hufeisen!"* **) — Einem *„weidlich in die Hufe traben"* braucht Luther für *„einem hart zu Leibe rücken!"* und auch *„Einem in die Eisen lugen"* heiszt sovil, als Jemanden hart verfolgen. — Einem *„die Hufeisen abreiszen"* bedeutet, ihn seines Amtes entsezen. — *„Sie hat ein Hufeisen verloren!"* (Westfälisch: *„Dai Deerne hiät en Isern aftrüärn!"* Französisch: *Elle a perdu ses gants*) murmelt man, wenn eine Jungfer ein Kind bekommt; (wenn sie also das Eisen abgeworfen, mit dem sie vorher beschlagen worden.) ***) — Den Allerweltsverbesserer trifft das

*) (Vergl. Teil III. „Geschichte von Ross und Reiter.")

**) (Den mythologischen Grund dises Sprichworts vergl. Teil II. „Rosstrappen und Hufeisenzeichen.")

***) Liebrecht (Germania V. 479) will das Sprichwort mit der Zeugungskraft der Füsze in Verbindung bringen (vergl. Teil II. „Rosstrappen und Hufeisenzeichen"). Dr. Caspar glaubt, dasz das Hufeisen eine Bezeichnung des latein. V, d. i. Virgo, sei, mit dem eine Jungfrau in den Kirchenbüchern bezeichnet ward. Uns scheint die obengegebene Erklärung am warscheinlichsten und natürlichsten.

Sprichwort mit der schlagenden Bezeichnung: *Er möchte jeder Gans Hufeisen, jeder Milbe Reitstiefeln anlegen!* Und um anzudeuten, wohin Unaufmerksamkeit sogar in Kleinigkeiten füren könne, gibt's die Worte: *Ueber'n Nagel ging's Eisen verloren!* und: *Um eines Hufeisens willen verdarb schon manches Pferd.*

Der Gedanke der beiden leztgenannten Sprichwörter ligt auch dem hübschen Märchen vom Nagel zu Grunde:

„Ein Kaufmann ritt mit geldgefülltem Mantelsack von der Messe heim und rastete Mittags in einer Stadt. Als er weiter wolite, fürte ihm der Hausknecht das Ross vor, sprach aber: „Herr! Am linken Hinterfusz felt ein Nagel im Eisen". — „Lasz ihn felen," erwiderte der Kaufmann, „ich habe Eile!" — Nachmittags, als er wider abgestiegen war und dem Rosse Brod vorlegen liesz, kam der Knecht in die Stube und sagte: „Herr! Eurem Pferd felt am linken Hinterfusz das Eisen. Soll ich's zum Schmid füren?" — „Lasz es felen!" erwiderte der Herr, „die par Stunden, die noch übrig sind, wird's wol aushalten. Ich habe Eile!" — Er ritt fort, aber nicht lange, so fing das Pferd zu hinken an; es hinkte noch nicht lange, so fiel es nider und brach ein Bein. Da muste es der Kaufmann ligen laszen, muste sich selbst und seinen Sack in der Nacht müde und mühsam nach Hause schleppen. — „An allem Unglück," sprach er zu sich selbst, „ist der verwünschte Nagel schuld! — Eile mit Weile!" —

Uebrigens hätte sich diser Kaufmann leicht helfen können, wenn er im Besiz jener famosen Beschwörung gewesen wäre, die uns aus dem 15ten Jarhundert überblieben ist und die folgendermaszen lautet:

„Ain pferd, das ain isen verliert; so nim ain brotmesser und umbschneit jm den Huf an den wenden von ainer fersen zu der andern und leg jm das messer crüzwis uf die solen und sprich: *„Ich gebüt dir huf und horn, dasz du als lützel* (ebensowenig) *zerbrechist, als Gott der herr das wort zerbrach, do er himmel und erd beschuf!"* Die wort sprich dreist unt nacheinander 5 paternoster und 5 avemaria zu lob, so trit das pfärd den huf nit hin, bis dasz du glichwol zu ainem schmied kommen magst." —

Sogar im Volksrätsel begegnet uns das *„klappernde Hufeisen"*.

Wenn er es hört von Anbeginn
Erschrickt er wol in seinem Sinn;
Je weiter er dann reist davon,
Je länger er vernimmt den Ton —
Je lieber ist's dem Reitersmann. —
Rat' was es sei, wer raten kann! —

Um ein böses Pferd, das sich nicht beschlagen laszen wil, zu zämen, wendet man in Mecklenburg folgendes Mittel an. Man geht dreimal um das Tier herum, steht dabei jedesmal vor dem Kopfe still und spricht leise, wärend man drei Kreuze schlägt: *„Caspar te tenet, Balthasar te ligat, Melchior te ducat."* *)

*) Die heiligen drei Könige schlieszen die „Zwölften" ab, daher wol die Uebertragung der ursprünglich gewisz heidnischen Sitte auf ihre Häupter. (Vergl. Teil II. „Reitende Götter.")

Wie aus dem Stalle die Erenämter des Marschalls und des Connetables, so stammen auch aus der Schmide zwei kriegerische Würden, die sich freilich mit jenen nicht meszen können. Immerhin aber sind „Fanenschmid“ und „Kurschmid“, ehedem auch „Reitschmid“ genannt, nennenswerte Personen; und da vom guten Beschlag das Gedeihen der Pferde ja in hohem Grade abhängt, so ist es ganz begreiflich, dasz man mit dem Ausdruck *Kurschmid* einen Rossarzt überhaupt bezeichnet.

Wir schlieszen dis Kapitel mit Lenau's schönem Schmideliede:

Mein Röszlein, ich
Beschlage dich,
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

Bergab, bergauf
Geh flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft.

Trag auf dem Ritt
Mit jedem Schritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu.

Nun Rösslein, ich
Beschlage dich:
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

3.

Pferdekrankheiten und Pferdekuren.

Zum Abschlusz unserer Schildrung des täglichen Lebens der Pferde müszen wir noch einen Blick auf ihre Krankheiten werfen. Es ist eben nichts vollkommen unter dem Monde, und auch die bestgepflegten Pferde sind wie die bestgepflegten Menschen vilfachen Leiden unterworfen: teils solchen, welche sie mit der Merzal der Vierfüszler gemein haben, teils aber auch besonderen **Pferdekrankheiten.** — Es ligt weit ab von der Tendenz diser Blätter, irgendwie näher auf Ursache und Art solcher Uebel oder auf ihre Heilung einzugehn — in der gesammten hippologischen Literatur hat nichts eine so massenhafte Bearbeitung gefunden, als dis Kapitel — wir haben vilmer die allerdringendste Ursache, uns hier auf etliche sprachliche und culturhistorische Andeutungen zu beschränken. — In ersterer Beziehung möge es uns gestattet sein, mit einigen Modificationen und Weiterfürungen den betreffenden Passus aus Friedr. Pfeiffer's reichhaltiger und gelerter Monographie „das ross im altdeutschen“ unsrer Darstellung zu Grunde zu legen.

1. Krankheiten des Gesammtorganismus.

Roz (altdeutsch: *höptmurdig, hauptmürdig*). Bracciolini (1686) nennt die Krankheit „*hauptmüdung*“, Fugger aber schon *Rotz.* Dise bisher unheilbare Krankheit war schon dem im 4. Jahhundert schreibenden Vegetius bekannt und stammt also nicht, wie der ältere La Fosse behauptete, gleich der Venerie aus Amerika. Dennoch hat sie mit diser die gröste Aenlichkeit. Prof. Pilger nennt den Rotz gradezu „Nasentripper“; wie bei den venerischen Krankheiten sind es zunächst die Schleimhäute, welche ergriffen werden, und unter den Gegenmitteln, welche angewandt zu werden pflegen, steht in beiden Fällen das Quecksilber oben an. — Aeltere Rossärzte suchten den Grund des Uebels in einem „erfrorenen Gehirn“ u. dgl. m. Nahe verwandt ist der

Wurm (altdeutsch: *worm, wormscrot* oder *ungenant*), nach Trichter „eine erschworne Geschwulst, so von einer erblichen oder anstössigen Fäule aller Feuchtigkeiten herkommt“.

Rehe, Verfang, Verschlag, in gelindem Grade *Verböllen* ist Rheumatismus

2. Augenkrankheiten.

Mondblindheit, Mondsichtigkeit (altdeutsch: *mönig* oder *maenec*), periodische Blindheit. Trichter (1716) nennt es „eine Herabweichung der Feuchtigkeiten in dem Aug, so von den Dämpffen, welche aus dem gantzen Leib zu dem Haupt hinaufsteigen, entspringt, und ficht es, das Aug, je nach Gelegenheit des Monds an, wenn nemlich derselbige voll oder neu ist; daher man denn auch die Pferde, so damit behafftet sind, *monig* zu nennen pflegt.“

Staar, *Katarakt* (altdeutsch: *nagel am ouge*). Winter (1670) sagt: „Der Nagel ist zweierlei an den Augen; einer ist nicht anderst, dann ein hartes Fell, so über den gantzen Augapfel letzlich gehet, der andere Nagel aber ist natürlich in aller Pferds Augen, doch nicht in einem pferd so grosz als in dem anderen."

3. Halskrankheiten.

Druse (altdeutsch: *truse, druos, trüss*, im 17. Jrhdt.: *Trusz*, auch *fivel, fyuel*, in Niderdeutschland noch jezt: *Fibel*, oderdeutsch: *Feifel* oder *Kelsucht*), ist wie der Wurm nur dem Pferdegeschlechte eigen, insofern es die Form der Krankheit gilt; im Uebrigen ist sie „dasselbe, was beim Menschen die Kinderkrankheiten, beim jungen Hunde die Stauche ist", ein flebriger Zustand, der sich durch Drüsenanschwellung und Husten äuszert und von dem schon Agricola (16. Jrhdt.) richtig erkennend sagt: „Wenn die gewle ausgedrusen, so werden sie gesundt hernach!"

Strengel (altdeutsch: *strängel* oder *kelsucht*), katarhalische Luftrören- oder Schleimhaut-Entzündung, dem Schnupfen der Menschen zu vergleichen.

4. Brustkrankheiten.

Dampf (altdeutsch: *tempfig*). d. i. Kurzatmigkeit.

Herzschlägigkeit (altdeutsch: *herzschlechtig, harteslaht, hartschlechtig, bauchschlechtig* oder *attmich* (atmig), süddeutsch: *haarschlächtig*), eine noch stärkere Form des Asthmas. — Solleysel (1680) sagt: „Die Hertzschlächtigkeit ist eine durch die Geyrung der frömbden humoren in dem Eingeweyd und in den Gängen der Lungen verursachte unnatürliche Hitz, welche eben die Zeichen als die Dämpfigkeit, ja mit grössrem Gewalt von sich giebet."

Roren. Hartschnaufigkeit, Pfeiferdampf ist ein Kelkopfpfeifen.

Rauschender Brand, Wildes Feuer, Milzbrand, Gelber Knopf, eine schnell tötende Vergiftung der Blutmasse.

5. Koliken.

Verstopfungskolik, oft von *Würmern* hervorgebracht.

Durchfall (altdeutsch: *durchlauff*).

Lauterstall (altdeutsch: *lûterstal, luterstelig*), d. i. Harnruhr. Winter sagt: „Der Lauterstall wird auf Lateinisch „*diabeles*" genannt und ist nichts andres denn eine Harnruhr, dabei der Harn also ganz von ihm laufft, wie es das wasser in sich gesoffen hat." Also „lauterer Stall".

6. Feler des Gangwerks.

Mauke, Mucke, Schrunden (altdeutsch: *mûche*), wie der nah verwandte *Einschusz* eine Entzündung der unteren Teile der Gliedmaszen. Frisch sagt: „Die Mauch ist eine nassende feuchtigkeit in dem Fissel, welche alida Schrunden formiret, daraus scharff Wasser flieszet und das Ross hincken machet." Dise Schrunden heiszen auch *Struppfen* bei Trichter. Hieher gehören auch wol die *Rappen*, welche Trichter als „Schrunden in den Kniebeugen, die für sich selbst trucken sind", den feuchten Mauchen gegenüberstellt und von denen Winter sagt, es seien „rauhe Schrunden der Haut, haben harte und schwülechte Aschenfarbe der Haut, reiszen die Haut sowohl hinten als vornen in dem Geweb der Knyen auf und sind schwerlich auszureuten."

Ueberbeine, Schiefer (altdeutsch: *überbein* oder *beinwahs*), nach Winter: „harte schwülichte geschwulsten, so sich nicht lassen zurücke drucken noch einigen Schmertz verursachen, einer Haselnuss gleich, und entstehen aus den dicken und zehen Feuchtigkeiten, welche von den oberen Orten des leibs in die unteren Theile, als da sind die Schenkel, hinab sich gezogen, ligend geblieben und also verhärtet worden."

Spat (altdeutsch: „*spot*", „*spetig*"), eine Knochenausschwizung an der unteren inneren Seite des Sprunggelenks, von der Winter sagt: „davon hinckt ein Pferd bis ein Meil geritten wird und erwärmet, alsdann lässt das hincken nach." Arten des Spates sind *der Blutspat (Aderkropf), der*

Hanenfusz (trockner Spat), der Ochsenspat (feuchter Spat), die Kurbe und *der Knochenspat.* Dem lezteren nah verwandt sind:

Rehbein, *Ringbein*, *Rabenknochen*, *Leist* oder *Schale* und *Hasenhacke*, änliche Wucherungen wie der Spat, aber an der auswendigen Seite der Sprunggelenke, gewönlich Rheumatismusproducte.

Gallen (altdeutsch: *galle*, *galling*) sind krankhafte Ausdenungen an den Senen und Gelenken; nach Trichter „darum mit diesem Namen genennet, dieweil sie den Galläpfeln fast gleich sind". Winter unterscheidet: „*windigte Gallen*, *Flossgallen*" (beide am Beingelenk) und „*Steingallen*" oder „*Krappenmäler*, *Todtenblüt*" (lezterer im Hufe). Im Gegensaz zu disen krankhaften Ausdenungen ist *Stelzfüszigkeit* eine Verkürzung der Beugesenen.

Buglamheit (altdeutsch: „*verbüeget*" oder „*verzuckt*"), *Ueberköten* und *Feszellosigkeit* sind Folgen von Erkältungen oder Verrenkungen, *Stollschwamm*, *Kniebeule* und *Piephacke* solche von Quetschungen. — Alle dise Uebel haben als gewönlichstes Symptom das *Hinken* (altdeutsch: „*erhinken*"). So heiszt es im Parzival: „das runzît von leme an allen vieren hanc".

7. Hufkrankheiten.

Vollhuf (altdeutsch: „*sathuof*"), Huf mit convexer Sole. Folge schlechten Beschlags, wärend der *Platthuf* angeboren sein kann.

Rehe, Erkältungsentzündung des Hufs, in Folge deren er sich zuweilen verhärtet zusammenzieht: „*geschwundener Huf*", oder gar loslöst: „*Hufabfall*".

Verbällung (altdeutsch: *verbeln*, schlesisch: *erbelln*), eine Ballenentzündung durch Erkältung, Vertreten oder langes Gehn auf harten Wegen entstehend.

Steingallen, Quetschung und Entzündung der Fleischsole.

Krontritt, Selbstverwundung mit dem Hufeisen.

Nageltritt, Verwundung durch Eintreten fremder Gegenstände. (*Gassennägel, Clou de rue.*)

Hornspalt, *Hornkluft* (altdeutsch: „die hüff vast rissen"), Risse in der Hornwand des Hufs.

Fauler Stral, *Hornfäule*, geschwürige Auflockerung der Hornmasse.

Von den Geisteskrankheiten ist am bekanntesten und gefürchtetsten der *Koller*, bei Fugger „*Choler*" genannt, welche Schreibart wol auch auf die richtige Etymologie hindeutet. J. Geissert (1615) nennt den Koller „*Wirbelsucht*". Man unterscheidet *Dummkoller*, *Samenkoller*, *melancholischen Koller* (*Wehetätigkeit*) und *Tollkoller* oder *Tobsucht.* Fugger, welcher meint, dasz dise Krankheit vorzugsweise den Pferden Böhmens eigen sei, erzält, dasz man dort glaube, ein Pferd unterläge ihr sicher, wenn es am St. Georgstage geboren sei.

Wir schlieszen hiemit unsre allgemeine Uebersicht der Krankheiten mit der Bemerkung, dasz die gefärlichsten derselben die entzündlichen sind, namentlich, wenn sie Hirn, Hals oder Lungen ergreifen. Ihnen und nicht minder den Koliken, dem Rotz und dem Wurm erligen die Pferde auffallend schnell, so dasz sich die Volksredensart von der „*unverwüstlichen Rossnatur*" wol weniger auf Krankheiten, als vilmer auf die Warnemung beziehn dürfte, dasz das Pferd sich allerdings bei guter Pflege von Strapazen und

Entberungen leichter und schneller erholt, als der durch solche Fatiguen fast immer auch psychisch mitleidende Mensch.

Was das Gebiet der **Rossarzenei** und ihre kulturhistorischen Bezüge betrifft, so möge unsre Betrachtungen der Frankfurter Buchhändler Feyerabend einleiten, der in seiner Vorrede zu der 1584 von ihm herausgegebenen „Ritterlichen Reutterkunst“ sich folgendermaszen vernemen läszt:

„Wie nun die Ross von Gott dem Allmächtigen nechst dem Menschen demselben zu besonderer Hilff vnd Beystand erschaffen: Also ist auch derselbigen Wart und Pflege der Artzeney menschlicher Gebrechen am nechsten verwandt vnd Noth halben zugethan. Weil aber solche Kunst der Vieh- vnd Rossartzeney nicht inn so hohem Schein vnd Wirden, wie andere, hierumb ist sie auch desto minder geubet vnd von den Gelehrten weniger Fleisz vnd Zierde darauff gewendet worden. Dahero dann dieselben vor etlichen Jaren dermaszen in Abgang kommen vnd gerathen, dasz der gemeine Mann f a s t n i c h t s a n d e r e s a l s a l l e r h a n d v e r b o t e n e M i t t e l, s o m i t z a u b e r h a f t e m S e g e n v n d s c h ä n d l i c h e m M i s b r a u c h G ö t t l i c h e s N a m e n s z u g a n g e n v n d v e r r i c h t e t w o r d e n, z u j h r e n R o s s e n v n d V i e h z u b r a u c h e n g e p f l e g e t...... Solchem Verath vnd vbel nun zuvorkommen, haben sich nachgehends besunders fleiszige Männer vnd Naturkündiger, erstlich bey den Griechen eine gewisse vnd vnfehlbar Ordenung vorzuschreyben, sich beflissen vnd bemühet, denen dann auch von menniglich grosze Ehr angetan vnd erzeiget worden. Dann wir lesen beim Xenophonte, dasz vor langen Jahren ein sehr erfahrner Mann mit Namen Simon zu Athen nur etliche wenige bewehrte Kunststücklein von der Rossartzeney eröffnet vnd gelehret vnd demnach dieselbe erstlich in Schrifften verfasset: Welches die von Athen mit solchem herzlichen wolgefallen vnd dankbarem gemüt auff vnd angenommen, dasz sie nicht allein dieselbige in eine Ertzene Seul mit Griechischen Buchstaben stechen sondern zum Gedächtnis ein gülden Ross darauff setzen laszen. Folgends haben auch die Römer vnd andere Nationen dises fleisz nutzbarkeit gespürt, dannenhero sie auch auf dergleichen Materien zu schreiben sich gelegt vnd begeben, durch welches dann auch — wie die Erfahrung vnd Historien bezeugen — nit wenig nutzen vnd fromen geschaffen worden. Endlich aber ist solcher brauch, obgedachte sachen schrifftlich zu verfassen, auch bey vns Teutschen in ein gedeyliches auffnemen gerathen, also dasz etliche ausz allerhand Autorum (wie die Binlin ausz den Blumen das süsze Honig) den Kern zusammengezogen.... Vnter anderen hat auch gegenwärtigen Werks Author, einen herrlichen Schatz von lautern bewerten Kunststücken zusammen verfasset.“

Diser Ankündigung der Vorrede entspricht denn auch das Buch vollkommen, dessen gröszere Hälfte der „Artzeney der Pferde“ gewidmet ist und eine ungeheure Masse von Vorschriften für Salben, Tränklein, Pflaster und Aderlasse enthält, die ein ganz spezifisch medizinisches Interesse haben. Uns interessiren die „verbotenen Mittel mit zauberhaftem Segen“ entschieden mer, und es ist in der Tat erstaunlich, wie lange und unwandelbar sich dieselben erhalten haben. Wenn Feyerabends Vorrede einen Blick in das 16. Jarhundert gestattet, so beweist eine Stelle aus dem simplizianischen „Vogelneste“, wie ser dergleichen Mittel auch noch im 17. Jarhundert im Schwunge waren, indem der Verfasser hönisch sagt:

„Bilde dir nicht ein, vil weniger glaube es (wie ich ehemal Närrischer Weise gethan!), dasz etwa die Geistliche in ihren Nöthen der Schwartzkünstler Hülffe suchen; dann sie sind vil zu heilig und verständig darzu. Es würde einer sein hundert-Thaler Pferd, wann es ihm gleich von tausend Hexen geritten worden wär, ehe hunderttausendmal verrecken lassen und lieber Zeit seines Lebens zu Fusz gehen, als dasz er einen Segensprecher auch nur mit dem geringsten Wunk umb Hülff anspreche."

Für das 18. Jarhundert ist eine Bemerkung Buschendorf's karakteristisch. Diser schildert die „Pferdekuren" der Kurschmide, und nachdem er die rohen Gewaltsamkeiten derselben gekennzeichnet, färt er fort:

„Andere Thorheiten waren und sind noch die sympathetischen Kuren und das Segnen gegen geglaubte Verhexung. Sie schaden zwar nicht unmittelbar durch ihre Unternehmung; aber doch bringen sie Nachtheil, weil sie die Abwendung der rechten und dienlichen Mittel, von denen allein Hülfe zu erwarten ist, verhindern und unterlaszen machen. Es beginnt z. B. die Herzschlechtigkeit und das Haar fängt in Folge derselben an, sich zu sträuben. Dienliche Mittel könnten das Uebel im Beginne heben; aber man versäumt diese und reibt dafür das Pferd täglich mit einem rothen Fieslappen aus dem Rocke eines Geräderten oder Gehängten — wenigstens glaubt man es, dasz er aus der Galgengarderobe sei — und unterdessen wird die Krankheit schlimmer, ja unheilbar."

Auch in der Gegenwart sind noch vile jener abergläubischen Mittel in Anwendung und wir können uns nicht versagen, einige davon als Beispiele aufzufüren*), bei denen wir uns, soweit es ihre beschränkte Zal zuläszt, nach der oben innegehaltenen Reihenfolge der Krankheiten richten wollen.

„So ein Pferdt rotzig ist, nimb eine weisse Gansz vnd gib jhr 4 Wochen nichts anders zu essen als Gersten vnd Wein zu trinken vnd schlag ihr dann das Haupt ab vnd thue dem Pferde desz Bluts in die Naslöcher mit einem Blasbalk, es wird gesundt."

Ein blindes Ross sehend zu machen, nach der Mittheilung eines türkischen Rossarztes:

Nimm einen Esch, das ist ein Fisch, und mache aus demselben auf folgende Art ein Oel: Nimm einen neuen Hafen, der ein halbes Maas hält, setze ihn auf einen anderen, der nur ein Viertelmaas hält, grabe ihn in die Erde, so, dasz der andere, der darauf ist, heraus- oder über der Erde bleibt, decke ihn wohl zu, dasz keine Luft dazu kann, aber in dem oberen Hafen müssen fünf Löcher sein, dasz das Oel aus dem oberen in den unteren träufeln kann. Thue sodann den Fisch in den oberen Hafen und mache ein Feuer um denselben, so zerschmilzt der Fisch und das Oel flieszt in den unteren Hafen. Dieses Oel nimm dann und beschmiere den blinden Pferden mehreremal des Tages die Augenbrauen damit, so werden sie in vier Wochen wieder sehend." **) — Wir möchten nicht dafür stehen, dasz man nach Anwendung dises Mittels nicht am Ende das Sprichwort bewarheitet finde, welches da sagt: „*Wer den einäugigen Gaul zum Tierarzt schickt, kriegt leicht einen blinden zurück!*"

---

*) (Vergl. überdis Teil II. unter „Reitende Götter".)

**) Von Mitteln solcher Art wimmeln schon die Werke der antiken Schriftsteller. Man weisz, in welcher eigentümlichen Beziehung von alters her zu Augenleiden und Augenheilung die Schwalbe gestanden hat; und noch ein Rossarzt des 4. Jarhunderts, Pelagonius, bediente sich zur Heilung von Augenverlezungen der Pferde einer Abkochung von Schwalbennestern. — Bei der „Rosspest" verwendet er die Asche lebendig verbrannter junger Störche mit Wein vermischt innerlich.

In Swinemünde braut man, wenn ein Pferd an der Fibel leidet, aus einem Thetopf voll Russ und einem halben Pfund Brantwein eine Latwerge, gibt sie dem Tiere ein, streicht es von oben nach unten und spricht:

„*Unser Herr Christus wandelt durchs rote Meer;*
Es kam ein Pferd von ungefär;
Unser Herr Christus stand am Kreuzesstamm,
Da er dem Pferd die Fibel nam!“

Gegen Dämpfigkeit und Herzschlächtigkeit, häufig Folge von Ueberanstrengung, wurden und werden noch jezt änliche Mittel in Bewegung gesezt. In Sibenbürgen wendet man gegen das „Ueberritten“ z. B. folgende Beschwörung an:

„*Die hohen Wolken. die gegeneinander stritten,*
Die lieben Heiligen kamen geritten.
Da sie nun dar kamen,
Wie müde, dass sie waren! — . . .
So vergehe diesem Ross sein Unheil
Im Namen Gott dem Vater u. s. w.

Eine kürzere Form lautet:

„*Vater unser* u. s. w.
Christus hilf mir, dasz ich diesem Pferd kann gebüszen!
Im Namen u. s. w.“

Gegen das „*Buckpit*“, eine Art Krampf des Pferdes, streicht man dem Tiere den unteren Bauch mit der rechten Hand von vorne nach hinten und spricht:

„*Knall und kniff*
un dat oll wif
sall min pird
dat puckpit verdriven!“

Gegen Würmer im Pferde wendet man in Pillkallen folgende Beschwörung an:

„*Petrus ritt durch das ganze Land; er begegnete Jesu. Jesus antwortete und sprach: „Wo reitst du hin?*“ — *Mein Pferd beiszen die Würmer.* — *Jesus sprach: „So mach, dasz dise Würmer von ihm gehn. Im Namen des Vaters* u. s. w.“

In Altenburg braucht man nachstehende Besprechung:

„*Der Herr fürt auf seinem Acker herum,*
Dreimal 'rum
Das eine Pferd weisz,
Das andere schwarz,
Das dritte Pferd rot,
Das ist der Würmer ir Tod!

Vile Koliken rüren, wie oben gesagt, von Würmern her. Dis war wol schon früh bekannt, da die folgende, etwa aus dem 15. Jarhundert stammende Formel, welche sich ebenfalls gegen dis Ungeziefer richtet, zugleich gegen Kolik angewendet wird:

„Welches ros die würm in dem gederm hat, der soll das ros mit seinem linken fusz stoszen und sagen: „*Wurm und all die würm, die in dem ros sind, dasz euch des ros lib, flaisch, gederm und bain also letd sige* (sei) *zu genieszen und zu bruchen und euch das all unmar* (widerwärtig) *sig, als unsrem herrn ains pfaffen wip* (Weib) *die des Tüfels feldmersch* (Ackergaul) *ist. Als war müsset ir in dem rosflaisch sterben! Das gebüt euch der Mann, der die Marter und den tot laid!*"

In Oldenburg wendet man folgendes Mittel gegen Kolik an. Man hängt den Hut, den man beim lezten Abendmal getragen, auf eine in der Johannisnacht geschnittene Weidenrute, trägt ihn dreimal um das Pferd und spricht: „*Lief, Lief, stüre di!*" — Ein ostpreuszisches Mittel gegen dasselbe Leiden besteht darin, dasz man das Tier mit der Schaufel, mit der man Brod aus dem Ofen nimmt, dreimal bestreicht, eine Formel ausspricht und dann dreimal ausspuckt. (Wuttke.) In Darkehmen heilt man ein Pferd von der Kolik, indem man es dreimal um den Kirchhof weidet. (Frischbier.) Ebenfalls preuszischen Ursprungs ist folgendes Rezept gegen Darmgicht:

Man färt dem kranken Tier mit der Hand über Kopf, Rücken, Schwanz und Fusz bis an den Rand des Hufhorns und spricht wärend des Streichens: „*Jerusalem, die Judenstadt, wo Jesus Christ gekreuzigt worden ist, dieselbige Stadt zu Wasser und Blut worden ist. So sei dem Fuchs* (Braunen etc.) *die Kollaue genommen. Im Namen* u. s. w. Dis spricht man dreimal und wenn die höchsten Namen genannt werden, schlägt man dem Ross dreimal mit der Hand an den Bauch.

Bei tragenden Stuten erscheint zuweilen am Unterleibe eine peinliche Geschwulst, welche man „*Pogge*" nennt. Um sie zu vertreiben, überstreicht man dieselbe dreimal mit der linken Hand, und wärend eine reine Jungfer (ein unschuldiges Mädchen) unter dem Bauche des Tieres hindurch und wieder zurück kriecht, murmelt man:

„*Pogg, Pogg, öck rahd' di,*
Hier öss e reine Jungfer, dei verjagt di."

(Weblack bei Rastenburg. „Pogg" ist sovil als Frosch.)

Wie in diser Beschwörung schon die Pogge gewissermassen als Personifikation des Uebels selbst erscheint, so begegnet noch häufiger diejenige Auffaszung, welche die Krankheiten des Pferdes als wirkliche Bezauberungen, namentlich als Folgen bösen Blicks betrachtet. Gegen dergleichen wendet man in Preuszen folgende Beschwörungen an:

„*Fuchs* (Brauner oder dergl.) *ich überfar dich;*
Gott der Herr bewar dich!
Gott der Herr ist der höchste Nam,
Der alle Flüche leicht fällen und stillen kann.
Im Namen u. s. w."

Dis wird dreimal gesprochen und dabei das Tier über den ganzen

Körper gestreichelt; schlieszlich gibt man ihm, indem man die Namen der Dreieinigkeit nennt, mit dem rechten Fusze drei Stösze vor den Bauch. — Glaubt man ausdrücklich auf „bösen Blick“ als Krankheitsquelle schlieszen zu dürfen, so spricht man:

„*Min Orske, hebbe di twee böse Ooge*
gesehne, sullen di dree goode wedda sehne.
Im Namen des Vaters u. s. w.“
Dreimal one Amen.

Mögen dise Beispiele altertümlicher, zum Teil auch heute noch üblicher Kuren genügen. — Aber unsere Altvordern waren keineswegs damit zufriden, vorhandene Uebel zu heilen, sie wollten (und das war ser weise) auch Mittel haben, um die gesunden Kräfte zu erhalten und zu steigern. Dise Mittel, von denen wir einige schon bei Besprechung des Stallebens erwänten, waren freilich oft höchst seltsamer Art, und grade aus disem Grunde fügen wir an diser Stelle noch mere derselben an:

Will man die Pferde das ganze Jar hindurch gesund und wolbeleibt haben, so musz man einen jungen noch blinden Hund lebendig unter der Krippe eingraben, oder Sonntags wärend des Kirchläutens im Namen Gottes einen Haselstecken schneiden und damit den Pferden den Hafer umrüren. (Wuttke.)

„Ein Pferd dergestalt zu stärken, dasz es one Futter zwei oder drei Tage zwanzig bis dreiszig Meilen laufen kann, wobei es aber trinken musz.

Nimm Meisterwurzel, Bärwurzel, jedes zwei Loth, Eberwurzel drei Loth, stosze es zu einem subtilen Pulver, vermenge es mit einer Handvoll Habermehl, feuchte es mit Branntwein oder Malvasier an, thue dazu ein Gran Zibet, wie auch den Saft von einem Knoblauchshaupt, mische es zu einem Teig und backe auf einem Ziegelstein drei Kuchen davon. Wenn das Pferd nun laufen soll, so nehmt einen von diesen Kuchen, stoszt ihn ganz klein, gieszt Branntwein darauf, wickelt es in ein Schwämmlein und legt es dem Pferd in das hohle Gebisz oder Mundstück, so wird es muthig. Gebt ihm auch in dem letzten Futter vor der Reise etwas zerschnittene Meister- und Eberwurzel. Auch gepulverte Hirschwurzel, wenn man davon zwei Hände voll unter das Futter thut, bewirkt, dasz ein Pferd allezeit frisch und gesund bleibt, wenn man es schon ein ganzes Jahr alle Tage reitet.“

Ein anderes Mittel die Pferde stark und mutig zu machen, besteht in dem Gebrauch der Tollkirsche, die aber nur in der Weihnachtsmitternacht ausgegraben und dem Teufel, der sie bewacht, dadurch abgewonnen werden musz, dasz man ihm eine schwarze Henne hinwirft.

„Dasz ein Pferd niemals steif wird.

Man thue drei Sonntage hintereinander noch vor Aufgang der Sonne drei Hände voll Salz und Zweiundsiebzig Wachholderbeern in die Krippe, dasz das Pferd solches genieszt, und wasche alsdann die hintern Schenkel mit warmem Essig, so wird kein Pferd jemals steif werden.“

„Einem Pferde die Müdigkeit zu vertreiben.

Man darf nur dem Pferde alle vier Schenkel wohl mit Stroh reiben, hernach Baumöl und Wein mit flacher Hand wohl hineinschmieren und ihm eine gute Streu machen, so wird alsdann die Müdigkeit bald vergehen." (Dis ist ser plausibel, namentlich wenn das Pferd dann auch noch recht gut ausschläft.) „Oder man nimmt Brosamen von Roggenbrod, drückt es wohl durcheinander und schlägt es dem Pferde damit ein; es zieht alle Müdigkeit heraus."

„Wie man ein Pferd 20 Jahre frisch und gesund behalten kann.

Im April und October lasse man einen ganzen Scheffel Roggen in einen Kessel thun, wohl umgerührt, so lange bis der Roggen von der Hitze schwarz wird, dann von sich selbst erkalten lassen und klein zerstoszen. Nachmals Abends und Morgens dem Pferd eine Hand voll in das Futter gethan; das musz in beiden oben bemerkten Monaten geschehen, denn in diesen Monaten sind alle Pferde am schwächsten."

An dise Stärkungsrezepte mögen sich endlich noch einige Verschönerungsmittel schlieszen:

„Einem Pferde einen schönen Schweif zu machen.

Nimm Rinden von den Coloquinten, mit der Wurzel vom Kraut, gemeiniglich Lippa genannt, koche es mit Wasser, bis es völlig genug hat, dann den Schwanz oft damit gewaschen."

„Dasz ein Pferd einen kleinen Kopf und schöne Mähnen bekomme.

Wenn man den Kopf eines Pferdes, dieweil es noch gar jung ist, oft mit kaltem Wasser wäscht, so wird derselbe geschmeidig, nimmt ab und bleibt klein. Wird aber der Hals oft mit warmem Wasser gewaschen, so beginnt er dick zu werden und die Haare pflegen zu wachsen, also dasz die Mähne gar schön wird."

„Dasz einem Pferd die schwarzen Haare ausfallen und an deren Statt weisze wachsen.

Siede einen Maulwurf drei Tage in einem Topf voll Wasser, oder aber so lange, bis er ganz zerfalle; mit diesem Wasser, oder vielmehr mit der Fettigkeit, so oben auf dem Wasser schwimmt, besalbe den Ort, da du es weisz haben willst. Oder mache es also: Siede den Maulwurf in gesalzenem Wasser oder Lauge bis er eingesotten ist, alsdann thue anderes Wasser oder Lauge darüber, lasse es aufsieden und bestreiche darnach denselben Ort mit diesem Wasser."

III. Hauptabschnitt.

Der Erwerb von Pferden.

1.

Pferdezucht.

Da das wilde Pferd in ganz Europa ausgestorben ist, so erscheint hier das edle Tier in der vollkommensten und unmittelbarsten Abhängigkeit vom Menschen, der sogar die Fortpflanzung desselben seinem Willen, seinen Bedingungen unterworfen hat, um diejenigen Arten und Rassen zu erzeugen, welcher er für alle die unendlich verschiedenen Zwecke, die er mit dem Pferde verfolgt, bedarf. Wir haben also unter allen Beziehungen zwischen Ross und Mensch in erster Reihe die Pferdezucht in's Auge zu faszen.

Bei der Züchtung aller Tiere gilt es von der **Lebensdauer** derselben auszugehn. Dise ist für das Pferd kaum allgemein gültig zu bestimmen; selten dürfte jedoch ein Tier länger als zwanzig bis fünfundzwanzig Jare zu gebrauchen sein, und nur ser edle Rosse erreichen zuweilen ein Alter von 40 Jaren. Das Sprichwort sagt: *„Ein Zaun wärt drei Jar, ein Hund überwärt drei Zäune, ein Pferd drei Hunde, ein Mensch drei Pferde."* *) Aristoteles gibt die gewönliche Lebensdauer des Pferdes auf 18 bis 20, bei besonders gut gehaltenen Tieren auf 25 bis 30 Jar, das höchste Alter auf 39 und bei ganz besonders günstigen Umständen auf 50 Jare an. Solinus steigert es auf 70, Plinius sogar

*) Dis erinnert an Hesiods Angabe über das Alter der Nymphen: sie leben neunmal so lange als ein Palmbaum!

auf 75 Jar. (Schlieben: Die Pferde des Altertums. 1867.) Der Verfaszer der „Ritterlichen Reutterkunst“ von 1584 meint:

„Ein Pferd, das gute Wartung hat, auch anfangklich nicht zu früh geritten ist worden, das weret und lebet lange, wie wol sie vor Jaren noch lenger gelebt und geweret, als sie zu unsren jetzigen Zeiten nicht tun. Der Albertus Magnus (1250) schreibt, er habe einen Reutter gekanndt, der sich in Scharmützeln und Schlachten auff einem Pferde von siebenzig Jar alt finden und brauchen hab lassen, habe sich wol und ritterlich darauff geweret und gehalten.... Paulus Jovius schreibt, dasz König Karl ausz Frankreich, der Acht dises Namens, ein einäugig schwartz spanisch Pferd von vierundzwanzig Jaren alt gehabt, darauf er sich selbs in der Schlacht, die er mit dem Herzog von Mantua getan, finden hat lassen.“

Auch Fugger bringt Beispiele von jezt unerhörtem Alter bei vollkommener Brauchbarkeit und Energie; wärend Buschendorf (1792) die höchste Lebensdauer der Pferde auf dreiszig Jare schäzt. In den ersten zehn Jaren nenne man sie jung, in den Jaren von zehn bis zwanzig seien sie im Mittelalter und von zwanzig bis dreiszig im höchsten Alter. Doch erwisen sich manche Pferde, die über ein Vierteljarhundert alt, noch gut und brauchbar.

Zur **Erzielung constanter Rassen** bedarf es — von klimatischen und tellurischen Einflüszen abgesehn — beim Pferde wie beim Menschen siben Generationen. Dem kurzlebigen Pferde genügen dazu also schon 30 Jare, wärend der Mensch mit seinen längeren Generationsperioden 130 Jare gebraucht.

Mit weit höherem Rechte als beim Menschen, den sein Geist leichter aus den Banden des Angeborenen befreit, legt man beim Pferde vorzüglichen Wert darauf, dasz es „von gutem Herkommen“ sei, dasz „in seinen Adern edles Blut fliesze“.

Der wesentliche Unterschied gemeiner und edler Pferde besteht darin, dasz dise ein gesteigertes Blut- und Nervenleben entwickeln, schwerere, feinere, festere Knochen, kräftigere Muskeln, fester gespannte Haut, glänzenderes und feineres Har haben, dasz sie gröszerer Schnelligkeit und höherer Intensität der Bewegungen fähig sind, und dasz sich alle dise Eigenschaften auch im äuszeren Bau wie in der geistigen Potenz auf's Entschiedenste aussprechen. Shakespeare sagt in diser Beziehung:

Sieh, wollt ein Künstler Leben übertragen,
Wollt bilden er ein wolgebautes Pferd
Und mit der Kunst Natur selbst überragen,
Dasz mer als lebend je das tote wird verert,
So unterschied dis Pferd sich vom gemeinen
In Form, in Kraft, in Farbe, Gang und Beinen.
Rundhufig, kurz gefeszelt, ungebrochen,
Brust tief, Aug grosz, Kopf klein und Nüstern weit,
Hochaufgesezt, spizorig, rein von Knochen,
Har weich, Schweif dick, feinmänig, Krupe breit,

So felt dem Rosse nichts als zu beglücken
Den stolzen Reiter auf dem stolzen Rücken.

Solche hohen Vorzüge zu erwerben, ist daher stets Ziel der menschlichen Aufmerksamkeit gewesen. Wenn auch das sibenbürgische Wort: „*Wat fum haszt gebuoren äsz, bleift felen*“, unleugbar richtig ist, so gilt doch nicht minder auch der Warspruch:

„*Wie die Zucht,*
So die Frucht!“

Schon Horaz singt (Carm. I. IV. Ode 4):

„Fortes creantur fortibus et bonis
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellam feroces
Progenerunt aquilae columbam.“

Freilich, *das Füllen ist nicht immer wie der Hengst!* (Dän.: *Fol bliver ikke altid faderen lüg!*) Ja es änelt sogar in den meisten Fällen mer der Stute, und Virgil bereits verlangt, dasz wer gute Pferdezucht haben wolle, vor allem gute Mütter wälen müsze: — corpora praecipue matris legat. Die neuere Zeit legt dagegen auf den Vater vorzüglichen Wert. Einige vermeinen, der Hengst wirke besonders auf die Extremitäten; Andere behaupten, das weibliche Geschlecht änele dem Vater, das männliche schlachte nach der Mutter; noch Andere wollen dise Wechselänlichkeit blosz auf den Karakter beziehn; einstimmig aber sind alle Völker und Zeiten über den groszen, unwidersprechlichen Einflusz des Blutes.

Mit scrupulöser genealogischer Genauigkeit wird daher der Stammbaum rasschafter Tiere festgestellt und werden Vorzüge wie Feler vile Generationen lang gewiszenhaft nachgerechnet, und dise Sitte ist so alt wie die Kenntnis von der Vererbung der Eigenschaften. Treu nennt man die Vererbung, wenn sich die Vorzüge der Zuchtpferde in gleicher Vollkommenheit wider bei den Folen zeigen, beständig, wenn sie auch später von den Folen auf die weitere Nachzucht vererbt werden, zufällig, wenn sich auf einmal beszere Eigenschaften finden, als bei den Aeltern zu treffen waren, die jedoch nicht auf die Nachzucht vererbt werden. Auf treue und beständige Vererbung aber kann man nur da rechnen, wo sich bereits seit längerer Zeit die constante Familienbegabung eines bestimmten Schlages zu erkennen gegeben hat. Mögen sich auch Stärke, Gewandtheit, Ausdauer, Schönheit einmal zufällig bei einem einzelnen Pferde vorfinden: sie gewären keine Garantie für ihre Fortpflanzung, wenn sie sich nicht schon in einer Reihe von Geschlechtern befestigt haben. Auf disem Umstande beruht der verschiedene Wert der beiden Haupt-

arten der Pferdezucht, nämlich der Reinzucht und der Kreuzung.

Bei der **Reinzucht** werden Pferde gleichen Stammes und gleicher Trefflichkeit gepart. In ihr ligt die höchste Gewär für die Beständigkeit der Eigenschaften in der Nachzucht; aber sie erfordert auch ungewönliche Beharrlichkeit und Sachkenntnis. Ser nahe stehn ihr *Selbstzucht* und *Inzucht*. — Ph. v. Arnim sagt:

> „Hat man ausgesucht schöne Pferde gefunden, welche dem Klima, der Nahrung u. s. w. angemeszen sind, so halte man sich an diese und scheue sich nicht, den Vater mit der Tochter, den Bruder mit der Schwester zu begatten. Nur hiedurch ist es möglich, einen besonderen und eigenthümlichen Charakter in einer Stuterei zu erhalten. — Nur durch dies Mittel blieben die Sonnenkinder der Peruaner so ausgezeichnet vom eingeborenen Volke unterschieden, dasz dies nicht zweifeln konnte, sie wären zum Herrschen geboren.“ *)

Kreuzung wird betrieben, wenn man einem schon vorhandenen Pferdeschlage gewisze, ihm felende Eigenschaften anerwerben will und zu disem Zwecke mit den vorhandenen Stuten fremde beszere Hengste part. — *Blutauffrischung* nennt man die Kreuzung, wenn bei einem schon guten Stamme ein Hengst gleichen Schlages eingefürt wird, um die errungenen Eigenschaften neu zu befestigen. — Die gewönlichste Art der Kreuzung ist jedoch diejenige, wobei, one auf die Abstammung zurückzugehn, Hengste und Stuten blosz nach ihren persönlichen Eigenschaften gemischt werden. Wenn man dabei, der Reinzucht entsprechend, nur die besten und vollkommensten Exemplare edlen Schlages part, so erzeugt man *Vollblut*; werden Hengste des Vollblutstammes mit Stuten geringeren Geschlechts gemischt, so erhält man *Halbblut*, und paren sich dann Stuten dises Halbblutstammes wider mit Vollbluthengsten, so nennt man ihr Erzeugnis *Dreiviertelblut*. Halbblut mit Halbblut gemischt ergibt eine Nachkommenschaft, die auf den ursprünglichen Standpunkt der Zucht zurückgeht. Solche Widerverschlechterung, die zuweilen auch bei der Mischung mit Vollblut vorkommt, bezeichnet man beim einzelnen Pferde als *Rückschlag*, bei einer ganzen Zucht als *Ausartung*. (Ueber die arithmetische Theorie der Kreuzungen siehe bei Löffler „Das Pferd“ I, 42 ff.)

Man betreibt die Pferdezucht entweder als Gestützucht, oder als Hauszucht. Erstere erfordert eine kostspielige Einrichtung und kann daher nur vom State oder ser reichen Privaten betrieben werden; bei hohem Bodenwert stark bevölkerter Ge-

*) (Vergl. über die Auffaszung solcher Inceste im 16. Jrhdt. oben S. 77.)

genden rentirt sie nicht genügend und lifert auch nicht die erforderliche Anzal der für den allgemeinen Gebrauch nötigen Pferde. Die Hauszucht dagegen bedarf minder kostbare Einrichtung, lifert gewönliche Gebrauchspferde in entsprechender Zal und Beschaffenheit und ist daher die für jedes Land zuträglichste Art der Zucht. Am zweckmäszigsten betreibt sie der Landwirt, weil diser die Stuten leicht nebenher als Gebrauchspferde verwerten kann und das gleichmäszig und selbst beschaffte Futter die Entwicklung und Ausbildung der Folen am meisten begünstigt. (William Löbe.)

Die **Gestüte**, Pferdezuchtanstalten (altdeutsch: „*stuot*“ (vergl. Seite 21), im 16. Jarhundert „*rossziegl*“ von „*zieglnen*“ oder „*zügeln*“ d. i. *aufziehen*, niderländ.: *paardenteelt*, dän.: *stutterie*, schwed.: *stuterie*, engl.: *stud*, franz.: *haras* *)), sind entweder wilde, halbwilde oder zame. In den wilden Gestüten leben die Pferde das ganze Jar im Freien und paren sich one Zutun des Menschen nach Belieben. Hier werden die Tiere abgehärtet und kräftig. Es gehört aber eine so grosze Bodenfläche zu dergleichen Stutereien, dasz ihrer in dem stark bevölkerten Deutschland nicht mer bestehn. Dasselbe gilt von den halbwilden Gestüten, die sich von ersteren nur dadurch unterscheiden, dasz man wärend der Brunstzeit die *rossigen* Stuten einhegt und ausgewälte Hengste zu ihnen läszt. In den zamen Gestüten endlich, in welchen sich die Pferde jedoch nur wärend des Sommers auf der Weide, den Winter über dagegen in Ställen befinden, geschieht die Bedeckung „aus der Hand“, d. h. unter unmittelbarer Aufsicht und sorglichem Eingreifen des Menschen. Bei diser Behandlung werden die Tiere weichlicher, die Stuten weniger fruchtbar; aber die Erfolge im Einzelnen sind gröszer, und die Füllen gewönen sich seit frühster Jugend an den Menschen.

Ser wichtig ist bei Anlage einer Stuterei der Grund und Boden. Tiefes, sumpfiges Gelände, mit groben und harten Grasarten bewachsen, lifert nur schwere Pferde; eine magere hohe Gegend erzeugt nur leichte Reitklepper. Derjenige, der gute Reit- und Arbeitspferde erziehn will, musz Hügelboden wälen, reich mit feinen Gräsern bedeckt und nicht spärlich an gutem flieszenden Wasser. (v. Arnim.) Unter mer oder weniger voll-

*) Das französische Wort „*haras*“ für Gestüt (mittellatein: *haracium*) stammt nach Diez vom arabischen Worte „*faras*“ d. i. Pferd; möglicherweise aber auch vom lateinischen: *hera* d. i. Stall, oder vom althochdeutschen „*hari*“, d. i. Her, Trupp, also wol auch Koppel.

kommener Berücksichtigung diser Umstände finden sich nun Haupt-, Land-, Militär- und Privat-Gestüte eingerichtet. Hauptgestüte sind Statseigentum und haben die Bestimmung, einen edlen Stamm für die Pferdezucht eines ganzen Reiches zu bewaren; Landgestüte sind vom State unterhaltene Hengstdepots zum Bedecken der Privatstuten; Militärgestüte (wie z. B. Mezöhegyes in Ungarn) sollen Kriegspferde lifern, und Privatgestüte nennt man alle im Besiz von Privatpersonen befindlichen Pferdezuchtanstalten, mögen diselben nun zum eigenen Bedarf oder zum Handel gehalten werden.

Bei weitem die meisten aller vorhandenen Pferde entstammen aber nicht den Gestüten, sondern der **Hauszucht**, der landwirtschaftlichen Zucht, die je nach den Gegenden überaus verschieden gehandhabt wird. Fast alle Regierungen unterstüzen dieselbe durch Aufstellung guter *Deckhengste* an bestimmten Punkten der Kreise, so dasz jeder Bauer seiner Stute veredeltes Blut zufüren kann; und aus disem Grunde haben die Landgestüte den höchsten Einflusz auf allmälige Verbeszerung des Pferdeschlags einer ganzen Gegend. Wenn man bedenkt, dasz das Pferd vor dem fünften Jare kaum genüzt werden kann und durch unverantwortlichen Misbrauch meist schon im zwölften unbrauchbar wird, dasz man daher zur Erhaltung jedes brauchbaren Pferdes zwei und ein halb als Reserve rechnen musz, so erkennt man die ebenso schwirige als verdienstliche Aufgabe der Landpferdezucht. Rentabel im gewönlichen Sinne des Wortes ist sie freilich kaum jemals zu nennen, aber unter allen Umständen gewärt sie den groszen Vorteil, dasz nicht nur der Landwirt selbst seinen eigenen Pferdebedarf aus den erzeugten Folen decken kann und durch den Verkauf der überzäligen einigen Ersaz für die aufgewendeten Kosten findet, sondern auch, dasz dise selbst gezogenen Tiere, an Land und Leute gewönt, meist gesunder und brauchbarer sind als zugekaufte fremde, die sich oft schwer an Klima, Futter, Pflege und Dienst gewönen. Diser allgemein anerkannte Vorteil gibt der Hauszucht eine so grosze Bedeutung.

Was nun die einzelnen zur Zucht zu wälenden Tiere angeht, so versteht es sich von selbst, dasz man die möglichst besten Exemplare wält und dasz sie unter keinen Umständen eigentlich felerhaft sein dürfen. Körperliche und geistige Gebrechen vererben sich nur allzu sicher, wenn sie auch in ihrer ganzen Schärfe erst in der zweiten oder dritten Generation zum Vorschein kommen sollten. Man richtet bei der

Parung namentlich das Augenmerk darauf, dasz Vater und Mutter in Uebereinstimmung reich an solchen Eigenschaften sind, welche die Tauglichkeit grade zu **dem** Dienste begründen, für den man das Folen zu ziehn beabsichtigt. — Zunächst sind **Grösze** und **Schwere** zu berücksichtigen, die man für die Nachzucht wünscht und demgemäsz das Aelternpaar zu wälen; danach kommt gewönlich die **Farbe** in Betracht. In der Absicht, willkürlich bestimmtes Har zu erzilen, hat man früher allerlei seltsame Experimente gemacht, welche an Jakobs Ringelstäbchen und Labans Schafe manen. Die „Ritterliche Reutterkunst“ vom Ende des 16. Jarhunderts meint in diser Beziehung aber schon: „Etliche seyndt, die sagen, wann man die Follen von einer farb haben will, soll man laszen die Bescheller mahlen vnd anstreichen; darauf halt ich aber nicht viel, sondern allein für Imaginationes vnd Opiniones, die gar wenig fundieret sein.“ – William Löbe (1820) zufolge gelten, nicht one Ausname, aber doch in den meisten Fällen, folgende Regeln: Goldbraun und Goldfuchs geben wider Goldbraun und Goldfuchs; Braune mit Rappen erzeugen selten eine schöne Farbe, dise wird vilmer meist schmuzig braun oder fal; beszer paren sich Füchse mit Rappen und erzeugen entweder wider ein gutes Schwarz oder die verschiedenen Abstufungen der Füchse. Die Falben mischen sich am besten mit Braunen; Goldfalb und Silberfalb geben oft ein schönes Braun. Aus der Parung von Schwarzschimmeln mit Rappen gehn wider dergleichen Pferde hervor, und ebenso mischen sich Braun- und Rot-Schimmel gut mit Braunen oder Füchsen, schlecht mit Rappen.

Der *Beschäler* *) soll nicht vor dem fünften, die Stute im Allgemeinen nicht vor dem vierten Lebensjare zur Parung zugelaszen werden. Nach ihrem vollendeten sechszehnten Jare ist eine Stute nur selten noch zuchtfähig. Ser vorteilhaft ist es, sagt Arnim, wenn man Stuten bekommen kann, welche dem Hengste *nachtragen*, d. h. solche, welche stets Füllen tragen, die dem Hengste gleichen. Schon Aristoteles macht auf disen sich zuweilen zeigenden Vorzug aufmerksam. — Was den Sprung selbst angeht, so ist ein Beweis vollkommener Verrichtung des Beschälaktes, wenn der Hengst wärend des „Deckens“ den Schweif kräftig

*) (Vergl. über dis Wort S. 20.) Buschendorf behauptet, es müsze *Bescheller* heiszen, weil die Hoden auch *Schellen* genannt würden, (?) und färt dann in seiner komisch pedantischen Weise fort: „Wenn der Schellhengst also bei der Begattung dise Schellen dem Geburtsgliede der Stute nahe bringt .... so beschellt er sie.“

auf und nider bewegt. In der „Ritterlichen Reutterkunst“ vom Jare 1584 heiszt es:

„Wann man mit einem Hengst beschellen will, sol man ihn wol fütern, doch nicht arbeyten lassen; dann die Arbeyt würd dem Pferd die krafft, Spiritus vnd feuchte mindern vnd entziehen, welche drey ding doch eynem Pferd zum generiren gröszlich von nöthen seindt ... Man sol ihn auch zuvor, ehe man ihn springen lässt, der Stuten offt vorfüren, damit sie den Hengst recht sehe und wol roszle. — Etliche seindt, die geben jhnen auch selbs zu verstehn, sie könen machen, dass ein Stut einen Follen oder Schleichle, wie sie gern wöllen, generiren soll, vnd sagen: Wann im Beschellen der Wind vom Septentrion hergehet, soll es ein Vollen abgeben vnd von Meridie-lufft ein Schleichle. (Doch ist dies zu verstehn, dasz sie sich in dem Beschellen mit dem Hindern gegen dem Wind müssen kehren.) Mehr: wenn man drei Tag vor vollem Mond beschellt, sol es ein Vollen, wann man aber drei Tag nach vollem Mond springen lässt, sol es ein Schleichle abgeben. — Item, sie sagen: man sol im Mayen von einem Apfelbaum eine rote Blüt vnd das gemiesz von der Martersaul ab dreyen Kirchhöffen nemmen, in ein Brod thun, wol salzen, dem Stutpferde i. N. der h. Dreieinigkeit eingeben vnd alsbald darauf den Bescheller springen lassen, so sol dieselb Stut gewisz ein Follen tragen.“

In Betreff des lezten Punktes bemerkt zwei Jarhunderte später Ph. v. Arnim:

„Man wird um so mehr Hengstfüllen erhalten, je weniger man dem Zuchthengste Sprünge verrichten lässt; hingegen musz man, um das weibliche Geschlecht zu vermehren, den Hengst stärker angreifen. Diese Bemerkung ist auf Natur gegründet; denn im wilden Zustande lebt der Hengst in Polygamie, es müszen daher mehr Thiere weiblichen Geschlechts geboren werden, und der Hengst, der eine Heerde von 15 bis 25 Weiber führt, schwächt sich in der Begattungszeit nicht minder als der Hirsch, der ebenfalls mehr Töchter erzeugt.“ *)

Neun Tage nach dem ersten Sprunge wird die Stute wider zum Hengst gebracht; zeigt sie sich hiebei nicht *rossig* (mundartl. *hitzig, maiend*), sondern *schlägt den Hengst ab*, so ist sie befruchtet. — Die Stute, nachdem sie belegt ist, mit kaltem Wasser zu begieszen, sie unverhofft zu schlagen, stark zu jagen, in der Meinung, dasz sie dadurch um so sicherer empfange, ist ebenso töricht als schädlich. — Die **Trächtigkeit** der Stute dauert 11 Monat und 7 bis 14 Tage. — Wenn eine Stute *verwirft*, d. h. eine Felgeburt tut, so nimmt der Volksaberglaube an, dis käme daher, dasz sie über eine Pfluggabel geschritten sei. — Die Nachgeburt des Füllens musz man hessischem Aberglauben zufolge acht Tage lang im Stall verstecken, sonst sticht die Hexe einen Strohhalm hinein und tödtet so das Füllen. Ostfriesischer Sitte nach ist sie dagegen so hoch als möglich auf eine Eiche oder

---

*) Dem ganz entsprechend behauptet Dr. Forster (1780), die Vilweiberei bringe mer Mädchen als Knaben hervor, und Lichtenberg fügt hinzu: Jener Saz bestätige seine alte Meinung, dasz der Mensch sich in Folge seiner Perfectibilität zu Allem bequeme. Man sieht, Arnim zufolge, tun das auch die Pferde.

Esche zu stecken; denn dann trägt das Füllen später den Kopf recht hoch und gedeiht. Auf alle Fälle musz die Nachgeburt vor den Hunden gehütet werden; denn es ist eine weitverbreitete Meinung, dise würden toll, wenn sie davon fräszen.

Es ist die Art edler Tiere, dasz sie sich nicht massenhaft vermeren. „Lächerlich ist, was man von einem Edelmann schreybet, der seinen Mayer oder Pfleger des Diebstals beschuldigte, weil er in seiner Jarsrechnung zwölff Schweinlein von einer Sau und nur ein Füllen von einer Stute eingebracht hatte.“ (1584.) Ser selten gebirt eine Stute mer als ein Folen auf einmal, und noch seltener bleibt auch nur ein Füllen von solchen leben, die zu zweien oder dreien von einer Stute fielen. Wenn ihr das Füllen stirbt, dann trauert die Stute so herzlich, dasz man in Ostfriesland vom betrübten Menschen sagt: *„He lett de Lipp hangen, as de Mähr awer dat dode Fahlen!“* Die Mutterliebe der Stute ist überhaupt grosz, und schon aus dem Altertum ist jene Geschichte bekannt, wie Darius auf der Flucht eine Stute bestieg, deren Füllen man daheim gelaszen und die nun mit Windeseile und unglaublicher Ausdauer den Weg dahin zurückmachte. (Plut. Alex. 33, Aelian und Diodor.)

Hübsch ist ein neugeborenes Füllen nicht. Aber das hat gar nichts zu sagen. Im Gegenteil; die Oldenburger versichern: *De rugsten Falen gewt de besten Päre,* und dasz dise Meinung nicht unbegründet sein kann, beweist die grosze Verbreitung dises Sprichworts. Es lautet: Holländ.: *Een rappig veulen wordt wel en goed paard!* Dän.:

En klattet folen kand blive en hest
En fattig bebling kand blive en praest.

Französ.:

De poulain roigneux ou farcineux
Vient beau cheval et precieux,

oder: *Méchant poulain peut devenir bon cheval.* Portug.: *De potro sarnoso buen cavallo hermoso.* Span.: *Cavallo formoso de potro sarnoso.*

Bei seinem Eintritt in die Welt bedarf ein edles Pferd ganz ebenso wie der Mensch des Geburtsscheins, der es erst befähigt, rechtlich in die Fusztapfen seiner Anen zu treten und als „Voll- oder Halb-Blut“ in die Adelsregister der Pferde eingetragen zu werden. Bei diser Gelegenheit empfängt es denn auch zuerst einen **Eigennamen.** Denn wenn die prosaischen Driburger auch meinen: *„De Giul haite, wo he hett, wenn'e gäut tuit“* (der Gaul

heisze wie er will, wenn er nur gut zieht), so steht das edle Ross dem Menschen doch vil zu nahe, als dasz er es etwa mit irgend einer Stückzal oder Nummer abfinden möchte. Laune und Willkür, Geschmack und Ungeschmack spielen bei der Namengebung eine grosze Rolle; alle Gebiete der Mythologie und Geschichte, der Kalender und die Geographie werden für sie geplündert, und dennoch ist es oft schwierig, genügendes Namenmaterial herbeizuschaffen, wenn es z. B. gilt, die gesammten Remonten einer Schwadron zu taufen.*) Bei edlen Pferden haftet der Eigennamen zeitlebens, zumal wenn sich Erinnerungen rümlicher Erfolge mit ihm verbinden, bei geringen Pferden aber wechselt er häufig mit dem Herrn. Edle Rosse füren überdis auch auszer dem Eigennamen noch eine Art Familiennamen und zwar sowol nach dem Vater als nach der Mutter, indem man z. B. ein solches Pferd bezeichnet als: *Castor vom Eros aus der Pandora.*

Kaum ist **das Füllen** geboren, so kann es auch schon stehn, beginnt zu saugen, erhält nach wenigen Wochen Zäne und fängt an zu grasen. Dise Selbständigkeit ist bestechend; dennoch hat man sich ser zu hüten, dem jungen Tiere zu früh Arbeit zuzumuten. *„Brich dem Füllen nicht das Kreuz entzwei!“* ruft man in Preuszen, und auch der Franzose meint:

Charrue de jeunes veaux
Chasse de jeunes chevaux
Et de jeunes faulcons la volée
Font rarement bonne journée!

In der Tat: *Wer mit jungen Pferden pflügt, macht krumme Furchen!* Beszer man schickt sie recht lange „auf Grasung“, was ja auch dem Menschen oft so gut tut. Da mögen sie sich denn austoben! *Ausgelaszen wie'n Füllen* — *Hinten und vorn ausschlagen* — das sind ja beliebte Bezeichnungen frölichen Jugendübermuts! *Wenn dem Füllen wol ist, gumpet es.* (Schweiz.) Es ist ser bezeichnend, dasz angelsächsisch und englisch *colt* ein Hengstfüllen bedeutet,

*) Um über dise Schwirigkeit hinwegzuhelfen, ist jüngst (1870) in Celle unter dem Titel Remonte und Augmentation eine alphabetisch geordnete Sammlung von Pferdenamen als kameradschaftliche Gabe für Escadron- und Batterie-Chefs erschienen, welche an 4000 verschiedene Namen bringt, die freilich oft einen äuszerst willkürlichen Eindruck machen.

„Kommt die Remonte von der Ostsee Strande,
Wird augmentirt, mobil gemacht im Lande,
Kann man der Rosse lange Reihen sehen
Der Namen harrend. Nennet sie Skiefari,
Ob Rosinante, Bucephal, Rinfari —
Bei allen kann dies Buch Gevatter stehen.“

to colt aber „ausgelaszen sein“ und „necken“ heiszt. — *He is so darten as'n Enterfahl,* spricht man in Ostfriesland von einem lustigen Menschen.*) — *Es ist nicht das schlechteste Füllen, das die Halfter zerreisst!* (Holländ.: *Het is veeltijds het beste veulen, dat zije halster breekt!* — Franz.: *Rien ne vaut poulain, s'il ne rompt son lien!*) *Wilde Füllen werden muntre Pferde!* und *Freiheit läszt stark werden!* — das ist auch der Sinn von Hey's**) Parabel:

Pferd und Füllen.

„Springe nur Füllen, mein fröhlich Kind,
Her und hin, hurtig wie der Wind!
Bist noch ein Weilchen frank und frei,
Wirst du erst grosz, dann ist's vorbei.
Hast dann Müh' und Arbeit genug,
Trägst den Reiter, ziehst den Pflug!“ —
Das Füllen sprang mit frohem Sinn
So hurtig neben der Mutter hin
Und durfte spielen und scherzen blosz.
So ward es gar schön und stark und grosz,
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
Da konnt' es die schwersten Lasten fahren.

War und hübsch ist das Scherzwort: *Kleine Pferde bleiben lange Füllen.* — Aber nach und nach wird doch der Folentummelplaz zum Folengarten***), d. h. das junge Tier bemerkt, dasz es nicht völlig frei sei, und von dem Augenblick beginnt seine Schulzeit, in der es bald auszer der Mutter noch andere Lerer erhält.

Den ersten Schritt zur Zucht und Bändigung pflegt der Bauer gegenüber dem Folen zu tun, indem er ihm die Füsze koppelt und es zu ruhigerem Gange gewönt: es ist grade, als wenn man Kinder in die Vorschule bringt. So sagt Irma (in Auerbachs „Auf der Höhe“): „Meinem Schimmelfüllen hat man die Füsze mit einem Strick gebunden. Es kann nun nicht mer davon rennen; es kann nur noch im Schritte gehn. Die schönen freien Bewegungen sind dahin, bevor es eingespannt wird. —

*) Auch allerlei Extravaganzen sind nach dem Füllen benannt. In Nassau heiszt: „*Ein Füllen machen*“ sovil wie beim Haspeln den Faden abspringen laszen. — „*He hett'n Fahl anbunden*“ sagt man in Ostfriesland, wenn sich ein Betrunkener übergibt.

**) Hey hat auch poetischen Text zu Max Prätorius' trefflichen Radirungen: „Das Leben eines Kriegspferdes“ geschrieben.

***) Zum Schuz der Folen gegen Wölfe brauchten unsere Altvordern folgende Beschwörung, wenn sie die jungen Tiere in den Folengarten sandten:

„O Herr vater iesu Crist
wie ain hailigen man du pist,
als wenig dir chain mensch mag geleichen,
als wenig soll mir kein wolf noch
wulfen daz ros nymmer peiszen.“

Ach, wie vile Menschenbrüder gleichen Schicksals hast du, mein Schimmelfüllen.“ — Nach und nach gewönt man das Folen an das Füren, erst an der Halfter, dann an der Trense; später lernt es neben einem älteren frommen Pferde ruhigen Gang; immer aber musz man langmütig und geduldig mit ihm sein. — Im zweiten Jare regen sich die ersten Liebesgefüle in den Folen, und die Geschlechter werden getrennt. Zugleich vertauscht das junge Tier die Füllenzäne mit den Pferdezänen; dann kommt die Kinderkrankheit, die Druse, und wenn das alles überwunden ist, kann man das Pferd nach und nach zu leichten Diensten brauchen.

Vile Pferde haben freilich grade um dise Zeit ihres Lebens noch eine ser unangeneme und widerwärtige Operation zu überstehn, nämlich **das Walachen** *), oder *Entmannen*, *Verschneiden*, *Legen*, *Reiszen*, *Klopfen*, *Räunen*, *Gelten*, *Heilen*, d. h. die Castration. Eine Schilderung der verschiedenen Operationsarten wird man an diser Stelle nicht erwarten. Notwendig wird sie, weil in zamer Zucht das männliche Geschlecht sich mer vermert, als der Natur und den Absichten des Menschen gemäsz ist. Die Manipulation ist daher auch uralt. Die klassischen Völker kannten und übten sie sogut als die Punier, und der Homer gedenkt ihrer nicht minder wie der Pentateuch. Der Erfolg ist der, dasz der verschnittene Hengst einen Teil seiner natürlichen Stärke und seines Stolzes verliert und dafür frommer und geleriger — vor allem aber für den Menschen bequemer wird. Man kann ihn nun one Anstand mit Stuten weiden laszen; er geht sicherer unter dem Sattel oder im Wagen; er tobt und wihert nicht mer so laut und oft; aber er hat auch nicht mer das Feuer und die Munterkeit, nicht mer die Festigkeit der Muskeln und die ausdauernde Kraft, nicht mer die volle Mäne und den Wolkenschweif — kurz er wird ein Mittelding zwischen Stute und Hengst. Man überlege sich's also gehörig, ehe man ein Pferd verschneiden läszt. Gut zu machen ist's nicht wider, und nicht Vile dürften der famosen Bemerkung jenes klevischen Bauern beistimmen, von dem der Volkswiz sagt: *„Bei Gott is alles möglick!“ sai de Bur, do bracht hei de Rünne no den Hengst* (nämlich um Folen zu ziehn!).

---

*) (Ueber dis Wort vergl. S. 25 und 26.) Wie *Walach* vom *walken*, d. h. vom Zermalmen der Hoden herkommt, so *Klopphengst* vom *Zerklopfen* derselben — der alten, namentlich in Spanien gebräuchlichsten Zerstörungsart der Testikeln.

Im fünften Lebensjare gelangen die Pferde zu voller Kraft, und nun ist auch die Zeit gekommen, um sie in vollem Masze zur Arbeit anzuhalten. Mancher zwar schreibt über die Stalltür: *Einen guten Gaul musz man nicht zu oft reiten,* oder *Rast ist die halbe Mast!* und so werden ihm die Pferde erst *stallmutig,* denn *der Hafer sticht sie,* bald aber nichtsnuzig und träge. *Die Pferde verstehn sich die Füsze im Stall,* und

Was immer rastet und ruht,
Tut in die Länge nicht gut.

Wie der Mensch, musz auch jedes Pferd durch wackre Tätigkeit erzogen werden, mag es nun auf der Steppe als *Wildfang* mit der Schlinge eingefangen sein, mag es in einem Königlichen oder Privatgestüt das Licht der Welt erblickt haben. — Da gilt's, *dem Rappen das Mus* (Muss) *einstreichen. Ungezämt Pferd ging nie wol;* denn es lernt nichts;

Ungezämt Pferd
Geht heuer wie fert (vor 'nem Jar).

Unwilligem Ross musz man die Sporen geben.

Pferd one Zaum, Jung one Rut
Taten nimmermere gut.

Von strenger Zucht und tüchtiger Arbeit ist's ein weiter Weg bis dahin, wo man den Zuruf verdient: *Tiereschinder, Leuteschinder!* oder wo es heiszt:

Immerdran
Verdirbt am Ende Ross und Mann!

2.
Pferdehandel.

Wer sich seine Pferde nicht selbst zieht, der musz sie kaufen; und damit gelangen wir an ein heikles Kapitel. Denn eins der bedenklichsten Geschäfte, die es gibt, ist der Pferdehandel, und nicht unbedenklicher ist zuweilen derjenige, der ihn zu seinem Lebensberuf gemacht hat, der *Rosshändler* oder *Rosskamm* (d. i. *Rossstriegler*, *Rossträler*, südd.: *Rosskampe* oder *Rosskämpel* vom altdtsch.: *roskamp* = Strigel), der *Rossmange* oder *Rossmenger*, der *Pferdejude*, oder wie er auch fein doppelsinnig und oft nur zu bezeichnend heiszt: der *Rosstäuscher*, d. h. einer, der mit Rossen nicht nur tauscht, sondern auch täuscht. (Dän.: *Hestepranger*, engl.: *horsecomb*, *jobmaster*, franz.: *maquignon*.)

Major von Krane in seinem ausgezeichneten Werke von „Pferd und Wagen" unterscheidet drei Arten von Pferdehändlern, welche den drei soldatischen Zuständen: der Garnison, des Cantonnements und des Biwaks vollkommen entsprechen. Da ist erstens der vorneme stadtgesessene „Pferdehändler-Gentleman" mit seinen Trainirern, Bereitern und Kutschern. Selbstkenner mit einem Publikum von Kennern, erscheint er in seinem eleganten Etablissement im Costüm des „Sportsman" und amt auch dessen Art und Weise gerne nach. — Auf ihn folgt „der bürgerliche Händler", der die Messen bezieht, seine Pferde aber nicht auf dem Markte, sondern ebenfalls in Ställen feilbietet. Auch er hält auf Anzug und Manieren, damit er bei den vilen Reibereien mit seinen Kunden als würdiger Bürger guter Behandlung sicher bleibt. — Die dritte Sorte endlich ist der gewönliche „vagabundirende Rosstäuscher", der mit der Koppel, die sich lüderlich um einen schäbigen Wagen gruppirt, von Markt zu Markt zieht, wo er dann im nachlässigen Anzug mit verrosteten Sporen und umgehängter Peitsche als Haifisch des Marktes auf offener Strasze feilscht. Eine glänzende Beschreibung dises Schlages hat Immermann in der Hofschulzenidylle seines „Münchhausen" gegeben. — Hin und her zwischen disen verschiedenen Stufen und zwischen Käufer und Verkäufer

schlängelt sich endlich die gefärlichste und zweideutigste Gestalt von allen, nämlich der „Pferdemäkler“ oder, wie er an manchen Orten heiszt, der *Drümler*. „*Drümmeln*“ bedeutet im Süddeutschen „sich im Kreise drehen, schwindlig werden“, und warlich, dise Mäkler machen ihrem Namen Ere; nur mit dem Unterschiede, dasz sie sich unermüdlich im Kreise drehen, nicht um sich selbst, sondern um Andere zu „beschwindeln“.

Aber nicht dise Rosstäuscher allein sind es, von denen bedenklich zu kaufen ist; nur allzu oft pfuschen Züchter und Pferdebesizer ihnen in's Handwerk. Nicht allemal sind es Juden — obgleich dise in Deutschland den Pferdehandel fast monopolisirt haben — es sind auch deutsche Edelleute, die nicht selten bei solchen Geschäften auf einem recht falen Pferde ertappt werden und den alten guten Spruch:

Merke wol zwei Ding:
Halt dein Pferd im Preis nit 'ring,
Bitt keinen Herrn um kleine Ding!

denn doch oft gar zu arg übertreiben. Die Gründe beider Arten von Händlern mögen zuweilen verschieden sein. Den Juden reizt der weite Spielraum, um die Stimmung des Verkäufers zu bearbeiten, die Fantasie des Käufers zu erregen; seine Passion zu überlisten und zu bemogeln, wird befridigt; und „in der Tat macht der Jude fast aus jedem Pferdegeschäft ein Kunststück“. Aber auch „wenn sich der Sportsman eifrig bemüht, sein schlechtes Tier auf das Beste zu produciren, um one Bedenken seinem Freunde die Schindmärhe für viles Geld aufzuhängen, ligt darin das schadenfrohe Behagen, persönliche Ueberlegenheit an Kenntnissen und Sicherheit des Auftretens in rücksichtslosester Weise geltend zu machen.“ *)

*) In dem schon oben erwänten vortrefflichen Buche „Pferd und Wagen“ (Münster 1860), dem die vorligende Abhandlung wesentliche Anregungen und vile Einzelheiten verdankt, erklärt Herr von Krane dise halb und halb geduldeten Eingriffe in fremdes Eigentum für Nachklänge des Faustrechts, d. h. des unbedingten Geltendmachens persönlichen Uebergewichts, und knüpft eine interessante Betrachtung daran, wie wunderbar es sei, dasz unsre Sitten bei einzelnen Dingen Abweichen von Warheit und Erlichkeit gestatten. „Eine Handlungsweise, die in Bezug auf jeden andren Gegenstand Betrug und Diebstahl hiesze und den Verübenden mit Schmach beladen aus der Gesellschaft stoszen würde, wird in Bezug auf diese Dinge nicht nur geduldet, sondern dem Beschädiger wird Lob, dem Beschädigten Spott zu Theil. Der Cavallerie-Offizier z. B. hört, dasz seine Leute dem ihm befreundeten Quartiergeber den Heuboden „ausspinnen“ und schweigt mit geheimer Freude, während er vor Aerger und Scham auszer sich gerathen würde, wenn sich seine Mannschaft die geringste andere Veruntreuung zu Schulden kommen liesze. — Der Student führt seinem Commilitonen Handschuhe, Stock u. s. w. aus; und beim Bibliomanen und Alterthumsforscher verschwindet gar leicht ein seltenes Buch, eine

Schon **Fugger** spricht in der Mitte des 16. Jarhunderts mit Entrüstung von den Betrügereien beim Pferdekauf und sagt z. B.:

„Wir sehen, wenn einer ein liegend Gut will kaufen, so stellt man ihm die vrbar Bücher, Register vnd alles anderes zu, was zu dem Gut gehört, damit er sich wol darinnen ersehen möge, vnd keinen blinden Kauff thue; man musz ihm gewarschafft thun mit angesessenen stattlichen Leuten, die müssen auf etlich jare lang verobligirt sein für alle ansprach zu vertreten...... Dergleichen sol vil mehr gehalten werden in den rosszkäuffen. Dann so mich einer in einer andren Sache betriegen will, so ist es doch nur umb etliches Geld zu thun; betrengt mich aber einer an einem rossz, so gefährliche Mangel an jhm hat, so betreugt er mich nicht allein vmb mein geld, sondern vmb mein leib vnd leben, welches Gott nicht alsogleich wiedergiebt, wie das zeitlich gut (denn es ist von denselbigen Zeiten kommen, dasz Gott immediate Mirakeln thut); also von schlechten Geldes wegen lifert mich solch Schelm auff den Fleischbank; ob nun solches wol anstehet, das kann menniglich gar wol erachten.“

Die seltsame **Mischung des pferdeverhandelnden und des pferdekaufenden Publikums** ist uralt; denn obgleich schon im 7. Jarhundert den Deutschen die Betrügereien der Rosstäuscher bekannt waren und das Gesez vor ihnen zu schüzen suchte, so beschäftigten sich doch auch ser früh vorneme und geachtete Leute mit dem Pferdehandel. — In einer Urkunde von 1069 erscheint z. B. ein Hofoffiziant, der **Equilibrator**, d. h. Pferdeliferant, der sich gleich nach dem Bischof vor den übrigen Hofämtern unterschrieb, also gewisz ein „Pferdehändler-Gentleman“ war. Und noch an der Schwelle des ausgehenden Mittelalters steht kaum eine so trozig küne Bürgersgestalt, wie die des stolzen Rosskamms **Michael Kohlhaas**, der um sein Recht mit zwei Kurfürsten Krieg fürte.

Aber neben solchen vornemen Herren und Kerngestalten — welche Masse schelmischen **Gesindels**! Es ist bezeichnend, dasz das französische Wort *maquignonage* ebensowol wie „Pferdehandel“ auch „Kuppelei“ bedeutet, und dasz das altdeutsche *rostuschen* ganz allgemein sovil wie „betrügen“ heiszt. Die Schwankbücher des Mittelalters wimmeln so ser von dahin gehörigen Geschichtchen, dasz wir es lebhaft bedauern müszen, des Raumes wegen auf die Wiedergabe selbst einer Auswal derselben verzichten zu müszen. Nur als Andeutung und Hinweis sei an eine der hervorragendsten und ältesten **Anekdoten** diser Art, an die **vom unbeabsichtigten Wiederkauf des eignen eben**

werthvolle Urkunde ...... Unendlich nachsichtig ist die Welt, wenn es dem Manne gelang, ein Weib zu betrügen; und man kann sagen, es sei eigenthümlich und romantisch, dasz der lezte Rest mittelalterlicher Stegreif-Praxis vornehmlich an Pferden und Frauen hafte.“

verkauften Pferdes erinnert, die zuletzt Reuter in seinen „Läuschen und Rimels“ unter dem Titel „De Pirdhandel“ allerliebst erzält hat, ferner an die Geschichte „von zweien Rosstäuschern, die Schelmen tauschten“, welche das „Rollwagenbüchlein“ von 1555 mit so breitem und kräftigem Humor darstellt, indem es die Wette zweier Händler schildert, welche der gewonnen haben sollte, „der dan den grösten schelmen hätt“, also das schändlichste Pferd besäsze.

„Alsz man nun gessen hatt vnd der tisch auffgehaben warde, giengen sy in den stall, zu besehen, wölcher gewunnen hette. Do fande der erst syn Rossz in der streuwe ligen, vnd hette alle viere von jm gestreckt vnd war vnder dem sattel geschunden, vnd hett den wurm; in summa, es war ein Schelm an allen vieren, das alle, so daby waren, für einen Schelmen genugsam erkanten, vnd diser meint, er hette gewunnen. Aber der ander sprach: „Mir nit also! Gondt her mit mir, ich will eüch ein Schelmen weysen, das ein Schelm heiszt;“ vnd fürt sy in ein nebenstall; da lag sein Pferd jetz bis an den vierten tag todt vnd fieng schon an zu stincken. Do das die erbar leut sahen vnd schmackten, wollt jr keiner hinzu, sunder fiengen ein grosz gelechter an, vnd erkanten, dasz der mit dem todten Rossz solt gewunnen han, vnd müst der ander das gloch (das Gelage) bezolen.

Reich ist das Sprichwort an Warnungen beim Pferdekauf. *Wer ein schelmisch Pferd hat, vertauscht es seinen Freunden.*

Im Pferdehandel niemand trau!
Nicht deinem Freund, nicht deiner Frau!

Darum sagt man mit Recht: „*Tu' die Augen auf, oder den Beutel!*“

Fabelhaft ist der Redestrom eines Rosstäuschers. Er ist stets ein „Maulkoser“, d. h. er sagt allemal das, was der Käufer gern will. Schon die altdeutschen Dichter wusten das. Das Folen, welches Eraclius (in Meister Otto's Gedicht, ca. 1250) auf dem Markte kauft, rümt der Bauer:

„Ez hât vier fûlzene (Füllenzäne) noch...
Êist umbez houbet wol gesunt.
Ez hat ein guoten rucke
Unde ist ein edel stucke....
Ez ist snel alsam ein hirz....
Schowet herre, sîniu bein,
Diu sint sleht als ein zein. (Pfeil.)
Ezn hât nicht flôzgallen...
Breithuf, sinvel. (Sinnenfeler.)
Ez izzet sêre unde ist snel.
Ez zeltet lützel und drabet wol“

Und wie im Mittelalter, so ist's noch heutzutage. In Tilsit legt man den Pferdejuden in diser Beziehung die drolligsten Redensarten in den Mund: „*Wie der Herr befilt, so sieht das Pferd aus!*“ oder noch toller: „*Herrke, wie se wölln, drächtig oder nicht drächtig!*“ — als Antwort auf des Käufers Frage, ob die Stute trächtig sei. Also:

Soll der Gaul was taugen
Kauf nicht mit den Oren, kauf mit den Augen!

Sorgfältig hat man sich aber auch vor dem Herauspuzen, vor den „Pferdeverschönerungskünsten" zu hüten. Rollenhagens Behauptung (ca. 1570), dasz man „einen wohlgeputzten Mann, Weib oder Pferd, einen Salomon, Judith oder Bucephal lieber in seiner besten Herrlichkeit, denn nackend im Bade oder im Stalle anschauet" — ist überhaupt von anzuzweifelnder Richtigkeit, gilt aber ganz und gar nicht beim Pferdehandel. *Goldner Zaum macht's Pferd nicht beszer!* So manches Tier, das erst gefiel, wird man bei näherer Betrachtung als *Blender* erkennen. Schon der alte Burkhard Waldis (1550) weisz es, dasz nicht immer die gepuzten Pferde auch die guten sind. Er erzält in seinem „Esop":

„Viel Rossteuscher ein mal zusamen
Mit Pferdten auff ein Rossmark kamen,
Die sie dachten thewr zu verkauffen.
Die solten in die wette lauffen.
Sie thetens butzen vnd bestecken
Mit schönen zeumen vnd Rossdecken,
Auff das sies hielten thewr vnd werdt.
Da kam auch hin ein scheuszlich Pferdt,
Rauh, vngestrigelt, vngeschlacht,
Vnd wardt von andren allen belacht.
Da es aber war lauffens zeit,
Lieffs für jn allen ausz gar weit.
Damit erlangets preisz vnd lob
Vnd gewan seim Herrn geschenck vnd gab."

Aber neuerdings sind die Wettrennen nur selten unmittelbar mit Pferdemärkten verbunden, und die Kniffe der Händler sind oft auszerordentlich fein. Wenn das Sprichwort sagt: *Pferdekauf bedarf hundert Augen, Verkauf hat an einem genug,* so machen jene Leute es zu schanden; sie sehn den Käufer, wenn sie geübt sind, durch und durch. Wol hatte Abraham Mortgen, der berümte alte Pferdejude von Dessau, Recht, wenn er in seinem Buche „vom entlarvten Rosstäuscher" sagt*), der Händler müsze mer Menschen- als Pferde-Kenner sein. Und das sind auch die meisten, und sie beobachten das Benemen des Käufers mit nicht zu täuschendem Scharfblick. Der Kaufende musz sich also ganz in der Gewalt haben und sich namentlich nicht verfüren lassen, vor dem

*) In Tenneckers „Jahrbuch für Pferdezucht u. s. w." (1839) ist eine interessante Fortsezung des Mortgen'schen Buchs vom Pferdehändler Moses Aron aus Berlin erschienen. Ganz allerliebst aber schildert das gesammte Treiben ein kleines „Dramolet" in drei Scenen, welches der Feder eines badischen Dragoneroffiziers entstammt und unter dem Titel: „Die Hippologen oder ein deutscher Pferdemarkt" bei Marx in Baden-Baden erschienen ist.

Geschäft gut zu frühstücken. „Hastige, eitle und klugsprecherische Alleswisser kaufen am schlechtesten“; und darum rät der selige Trautvetter, weiland Rossarzt der sächsischen Armee, in seinen „gereimten und ungereimten Versen“:

Sei beim Handel wie ein König,
Denke viel und rede wenig! ...
Wie auch immer die Gestalt,
Bleibe ruhig, bleibe kalt
Und besonders, bleibe stumm!
Rede nicht von steif und krumm ...
Schweig, und sieh auf seinen Gang,
Ob die Tritte kurz, ob lang ...
Ruhig sag: „Ich danke schön!“
Wenn kein Handel soll geschehn,
Sage einfach, kurz und schlicht:
„Lieber Freund, es passt mir nicht!“

Dis Schweigen ist aber nicht leicht; denn der Verkäufer überschüttet den Betrachtenden mit einem Strom von Redensarten. *Den Bauer austreiben*, *„rassifiziren“*, nennt er seines Gleichen gegenüber sein virtuoses Wegloben, sein arges Felervertuschen und seine bedenklichen „Rosskammkünste“, bei denen er zur Schere und zum Pinsel, zu Meiszel und Pfeffer greift. Denn zu lange Oren werden beschnitten, schlaffe Oren mit Drat aufgesezt und zusammengezogen, nachdem vorher die Senen durchschnitten und wider zusammengeheilt sind; dicken Köpfen werden alle längeren Hare ausgerissen oder gar die Hebemuskeln der Oberlippe abgelöst um „trockner“ auszusehn; schlechte Abzeichen oder harlose Stellen werden angestrichen; schlecht fallendes rauhes Mänenhar wird gebrannt; ist der Hals „abgehauen“, d. h. am Widerrist zu dünn, so wird die Decke weit vorgelegt; „trägt“ das Pferd schlecht, so reibt der Rosskamm den After mit Pfefferstaub ein, damit es den Schweif kräftiger hebe; ist es senkrückig, so wird es mit der Vorhand bergauf gestellt u. dgl. m. — Besonders karakteristisch endlich ist die sogenannte *Judenfurcht*, d. h. der aufgeregte Zustand, in den der Rosskamm ein schläfriges und mattes Pferd bei Annäherung eines Käufers dadurch zu versezen pflegt, dasz er es unbarmherzig peitscht. — Früher griffen die Händler nicht selten auch zu abergläubischen Mitteln. So trachteten die böhmischen Rosstäuscher, um ihre Pferde feuriger zu machen, nach der Kleidung eines erhängten Verbrechers. Denn wenn man mit diser dreimal über den Rücken der Pferde gegen die Richtung der Hare strich, so erhielten sie das gewünschte Temperament. — Unschuldiger und gemütlicher ist die „Besprechung“, mit welcher der Westpreusze Pferde und Füllen zu Markte fürt:

„Ich treib und trab dich über die Schwell,
Der Heilige ist mein Gesell!
Wer mich anredt und meine Ware angreift, ist auch mein,
Der soll und musz der Kaufmann sein.
Der musz es kaufen one Ruh und Rast
Bis er meine Ware in seine Hände faszt.“

Mit dem Schneider teilt der Händler die Vorliebe für den Modegeschmack; denn „ein gutes Pferd verkauft sich auch one Modeeigenschaften, ein schlechtes oft nur deshalb, weil es dieselben, wenn auch in Carricatur, besizt.“ Mit dem Schauspieler aber hat er die Passion für „schöne Abgänge“ gemein. Es ist ihm ser wichtig, dasz sein Tier in guter Haltung die Büne verläszt. (v. Krane.) Also:

Dreien Dingen glaube nicht,
Sonst bist Du ein betrogner Wicht:
Einer weinenden Frau,
Einem schwizenden Pferd
Und einem Juden, der dir schwört! —

Man musz den Händler an solchen Theatervorstellungen womöglich hindern, indem man ihn unvorbereitet überfällt. Die besten Pferde sucht man also im Stall, nicht auf dem Rossmarkt; „denn ihre Erscheinung verhält sich andrenfalls wie Balltoilette zum alltäglichen Negligéc“. Wer sich von ersterer blenden läszt, wird unbedingt getäuscht. Dis leren auch zwei Achener Sprichwörter:

„*De gau* (guten) *Pe'd fengt mee op Stal,*
De schlechten överal!“

und „*E braf Mättchen söckt men egen Hus, en e got Pe'd egne Stal*“; und an der entgegengesezten äuszersten Grenze deutschen Sprachgebiets, in Sibenbürgen, heiszt's nicht minder: „*Gât ruosz fainjt em* (man) *äm stal*“. — Ein anderer wolbegründeter Rat lautet:

Die Frau wähl' nicht bei Licht;
Das Pferd im Frühling nicht! —

Also:

Freien ist wie Pferdekauf,
Freier tu die Augen auf

(Die Franzosen geben den zweideutigen Rat: *Achetez cheval fait et femme à faire!*“) *Womit kann man am leichtesten betrogen werden?* „*Mit Weibern, Wein und Pferden!*“

En femmes et chevaux souvent on se méprend,
Tel pense avoir bien fait, qui bientôt s'en repend.

Dis hat denn auch die Gesezgebung eingesehn und zum Schuz des Käufers gegen den Händler einige Gewärsfeler festgestellt, die den Kauf innerhalb gewiszer Fristen rückgängig machen. In erster Reihe stehn dabei: *Roz, Wurm* und *Räude,* in zweiter:

Dummkoller, *schwarzer Staar*, *Mondblindheit* und *Dämpfigkeit.* — Solche Geseze sind schon in allerfrühster Zeit nachzuweisen. Die Angelsachsen z. B. kannten eine Gewärsfrist von 30, andere Stämme nur von 3 Tagen für gewisze Hauptmängel, wie: *stetig, starblind, unrechtes anfanges* (d. i. gestolen), *buchblesig, spadig* (mit Spat behaftet) u. s. w. Die französische Formel lautet: *Garantir de pousse, morse et de courbalure.*"

Aber freilich! All' dise gesezlichen Hilfen treten nur in den äuszersten Fällen ein, und die ausdrücklichsten Versicherungen der Händler sind nicht selten zweideutiger als der dunkelste delphische Orakelspruch. Allerliebst ist z. B. jene ser alte Geschichte, in der der Rosskamm für die vollkommene Tüchtigkeit und Gutartigkeit eines Pferdes garantirt, mit den alleinigen Ausnamen, dasz es feindlich (d. i. vil) fresze und auf keine Bäume steige. — „Wie nun der Käufer heimzog und sahe, dasz es jedermann beiszen wollt, sagt er, es ist wahr, dasz es feindlich fresze.*) Und als er danach kam zu einer holzernen Brucken, konnt er das Ross nicht dahin zwingen, dasz es wär über die Brucken gangen; da befand er auch, dasz es nicht auf Bäume stiege" — Aenlich ist des Waldis Fabel vom „Curtisan", der ein Pferd kauft, von dem der Händler versichert:

.... „er ist rasch vnd geil
Nur das hat er ein kleinen feibl:
Im Anfang ist er treg im Gang
Dasselbig wehrt aber nit lang.
Wo jre nur rheiten, das er schwitzt
Vnd das er nur einmal erhitzt,
So laufft er stets in vollem traben,
Das jr gnug dran zu halten haben."

Das Tier ist aber so elend und steif, dasz es nimmermer je so schnell geht, um auch nur ein einziges Mal ein nasses Har zu bekommen. — Es ist eben nicht anders: dafür, dasz man ein tüchtiges Pferd erhält, kann niemand anders sorgen, als der Käufer selbst.

Wie hat man sich nun vorzusehn? und wonach hat man zuerst zu sehn? *Am Gaul kauft man die Füsze,* sagt das Sprichwort, und namentlich, wenn es sich um ein Reitpferd handelt, so widerhole man sich immer: „*Vorne ser gut und hinten nicht schlecht!*" — Der alte Onkel Wachtmeister in Reuters „Olle Kamellen" gibt

---

*) Böhmischer Volksglaube lert, dasz wer ein basziges Pferd gekauft habe, der müsse es, bevor er es in den Stall füre, aus seiner Frau Schürze Hafer freszen laszen; dann werde es fromm.

daher mit Recht den trefflichen Rat: „Mien Sahn, bi Frugenslüd un bi Pierd möst du immer tauierst nah de Beinen kicken. Is dat Gangwerk adrett, is de Beinsatz in Ordnung, un is dat Fautgeschirr proper, denn kannst up Fliet, up Ordnung und Düchtigkeit reken.“ — Schwiriger aber noch als die Beurteilung des Gangwerks ist die des Gesammtbaus. — Das Sprichwort sagt, unklar genug:

An kurzen Rossen und langen Stieren
Ist nichts zu verlieren.

Ein österreichischer Spruch gibt folgenden Anhalt zur Beurteilung:

Allzulang und schwank
Hat keinen Gang;
Allzukurz und dick
Hat kein Geschick;
Doch oben kurz und unten lang
Verspricht Kraft und guten Gang.

Major von Krane aber erzält, dasz ihm einer der renommirtesten *Pferdeschmeiszer* Preuszens den Ratspruch mitgeteilt:

Greifen, Kneifen, Streichen, Heben,
Klopfen, nochmals Streichen, Heben —
Musz im Handel Auskunft geben,

d. h. Orengreifen, Kammkneifen, Krupenstreichen, Schwanzheben, Bauchklopfen, Senenstreichen und Hufheben. — „Kennt jeder litauische Bauer!“

Von besonderer Wichtigkeit ist beim Kaufe natürlich die Kunde vom Alter der Pferde, welche man bekanntlich (auf Grund der zu einer besonderen Wissenschaft entwickelten Hippolikiologie) vorzugsweise durch die *Kunden (Kennung, Marke, Kern, Bone)* der Zäne erlangt. Denn da das Pferd bis zum fünften Jare Zäne erhält und wechselt, so gibt sowol die Zal derselben, als namentlich ihre mer oder minder abgenuzte Kaufläche das beste Mittel zur Altersschäzung des Tiers, wenigstens bis gegen das zehnte Jar hin. Daher rürt die Redensart: *Jemanden auf den Zan fülen,* sowie das Sprichwort: *M'r moss 'm geschänkte Püed net en d'r Monk seen.*

Geschenktem Gaul
Sieh nicht in's Maul!

ein Wort, das die Sprachen der Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener, Portugiesen und Türken ganz genau ebenso besizen, wie unsre Muttersprache, welche überdis in dem launigen Zuruf: *Nimm's, die Haut ist dankenswert!* noch eine zweite Auflage davon hat. — Das Sprichwort lautet: Holldsch.: *Men en sal den gheghev en pert nit nau in den Mont zien!* oder: *Men mont geen gegeven paard*

in den beck zien! Engl.: *Look not a gift horse in the mouth!* Dän.: *Man skal ei skue given hest i munde!* Ital.: *A caval donato, non guardar in bocca!* Latein.: *Donato non sunt ora inspicienda caballo!* oder: *Noli equi dentes inspicere donati!* oder: *Non debet ora dati causae inspectare caballo!* oder:

Si quid dat mannos
Ne quaeris in dentibus annos!

Ungar.: *Az ajándék marhának nem kell a fogat négni!* Russ.: *Wenn dein blinder Gaul sehen lernen soll, so verschenk ihn!* Französ.: *A cheval donné, on ne regarde point à la bouche!**)

Aber auch dann, wenn man ein Pferd nicht grade geschenkt bekommt, was wol selten vorkommen dürfte, soll man nicht übertrieben mäkeln. Man darf namentlich in Bezug auf den Preis nicht zu besorgt und knickerig sein, nicht jede Forderung eines Jeden zu hoch finden; denn fast zu allen Zeiten ist über zu hohe Pferdepreise geklagt worden. Will man gar zu wenig anlegen, so kann man leicht unter das Sprichwort fallen: *Er ging auf den Rossmarkt und erhandelte einen Esel.* Vor allem aber gilt es zu wissen, was man kaufen will. Ein Hauptfeler viler Käufer besteht darin, dasz sie mit ganz allgemeinen Vorstellungen von einem Pferde-Ideal in den Handel eintreten und oft von ein und demselben Tiere Eigenschaften verlangen, die sich gradezu untereinander widersprechen. Wer Pferde aus dem Schlaraffenlande kaufen will, von denen Hans Sachs sagt:

„Wer Ross' hat wird ein reicher Meier;
Denn sie legen ganze Körb' voll Eier....

---

*) Eben so verbreitet wie das Sprichwort ist, eben so alt erscheint es auch. Leroux weist nach, dasz es in der Fassung „Cheval donné ne doit on en dens regarder! Et chose donnée doit estre louée!" bereits in einer Sprichwörtersammlung des 13. Jhdts. erscheint. Mone (Quellen S. 192) zeigt sein Auftreten im 15. Jhdt. In einer Sammlung des 16. Jhdts., dem Trésor des Sentences von G. Meurier, findet sich das Wort „A cheval donnée ne luy regarde en la bouche!" und nicht minder begegnet man ihm im 3., 1612 erschienenen Teile von Gruters Florilegium unter den germanischen Proverbien.

Dise Genesis hat die Franzosen indessen nicht gehindert, unser Sprichwort für ein Bonmot aus der Zeit Louis' le Grand zu erklären und mit einer entsprechenden Anekdote zu versehn. — Calvo, ein spanischer Edler in Louis Dienst, war von eminenter Tapferkeit und ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber. Mit seinem ganzen Herzen hing er vor allem an einem herrlichen Rosse, das er Moncouer genannt. Nach einer glänzenden Verteidigung Mastrichts hatte er die Ere einer Audienz beim Könige und diser fürte das Gespräch auf Moncouer und bot dem Spanier einen Tausch an. — „Fordere E. M. meine Gattin; aber laszen Sie mir mein Ross!" rief der entsezte Calvo. „Mein Freund!" entgegnete Ludwig, „Ihre Frau hat ja keine Zäne mer!" — „Sire!" bemerkte der Spanier, „einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul'" — Den König soll dise Antwort entzückt haben und Moncouer blieb im Stalle Calvos.

Erwänen wollen wir endlich noch ein Sprichwort von grade entgegengeseztem Sinne: „*Wem man den Gaul schenkt, der frägt auch nach dem Kumpte!*"

der wird wol zeitlebens vergeblich suchen, oder es geht ihm wie ein drolliges ukermärkisches Märchen von Hans erzält, der zu Markte kommt und dem ein Kürbis als Pferdeei aufgeschwazt wird. Er bezalt ihn mit zehn Talern und gibt sich, heimgekert, daran, das Füllchen auszubrüten. Nach 14 Tagen hat er's aber satt; wütend springt er auf und wirft den Kürbis in's Gebüsch. Der plazt, und gleichzeitig jagt ein aufgescheuchter Fuchs von dannen. „O, o!" schreit Hans ganz auszer sich, „das war dumm! Da läuft's hin das niedliche Fuchsfüllen!"*) — Aber nicht nur der, welcher Schlaraffenpferde sucht, jeder der überspannte Ansprüche macht, ist unter allen Umständen mit seinem Kaufe unzufrieden und erscheint gewiss in kurzer Zeit wider auf dem Markt, um abermals mit einem Pferde von dannen zu gehn, das wider nach irgend einer Richtung hin nicht genügt. Solche Leute aber trifft der Warspruch:

Wer alle vierzehn Tage einen andren Gaul in den Stall stellt,
Der zieht binnen Kurzem selbst seinen Wagen durch die Welt.

Wenn also auch die Inschrift eines alten Humpens recht hat:

Im Glauben sei nicht schnell, im Trauen nicht zu keck;
*Denn Trauwol reitet sonst gar bald das Pferd hinweg!***)

(und wird zu spät erst sehn, was er *mit in den Kauf bekommen*) — wenn also auch der Zuruf gilt:

Traue keinem Judaskusse,
Fremdem Hund und Pferdefusze,

so darf doch auch die Aengstlichkeit des Käufers nicht so weit

---

*) Dieselbe Geschichte erzält man von dem auf der fränkischen Höhe gelegenen Dorfe Plech; und da hier der ausbrütende Bürgermeister dem fortlaufenden Füchschen nachrief: „Hott, hott, Heinsel (Folen), nach Plech 'nein, nach Plech 'nein!" so hat der Berg, wo das Brutnest gebaut war, bis heut noch den Namen „Heinselberg". — Zuweilen erscheinen die Eier auch in anderer Form. Die Kleinenberger in Westfalen kauften und behandelten Kanonenkugeln als Pferdeeier, und die Wasunger brüteten auf Quarkkäsen, um arabische Pferde zu erzeugen.

**) „*Trauwol reitet das Pferd hinweg*" ist ein ser altes Sprichwort, das in den verschiedensten Variationen wiederkert. So lautet z. B. die Schlussstrophe eines um 1630 geschriebenen holsteinschen Gedichtes:

Trauwol hat mich vexieret,
Glaubleicht auch mannigmal,
Sie haben mich gefüret
Vom Berg herab in's Tal,
Mein Pferd hinweggeritten;
Jezt muss ich gehn zu Fusz!
Narr'n man nach alten Sitten
Mit Kolben lausen muss! —

Die Derbheit diser Verse läszt nicht vermuten, dasz sie von einer Dichterin, Owena Hoyerin, herrüren.

gehn, dasz sie den Entschlusz verkümmert. Mit Recht sagt der Holländer: „*Wie paard of vrouw zonder gebreken zoekt, zal stal en bed wel altijd ledig zijn*“ — was deutsch etwa lautet:

Wer Frau'n und Pferde suchet one Mängel,
Hat nie ein Ross im Stall, im Bett nie einen Engel!

Also nicht zu scrupulös! Ja selbst

Wer dan scheuet Spat und Galle,
Hat nie ein gutes Pferd im Stalle.

Und

Wer nichts will wagen
Bekommt nicht Ross, nicht Wagen.

Darum entschliesze man sich endlich kurz und gut. Und wie der Pferdehandel unsrer Vorfaren dadurch gültig wurde, dasz Käufer und Händler „den Halm mit einander brachen“, d. h. einen Grashalm zwischen sich teilten, so breche man zu guter Lezt mit allen kleinlichen Bedenklichkeiten, neme sein Stück Halm, gebe dem Verkäufer das seine und reite in Gottes Namen von dannen! Kommt man dann endlich heim mit dem neuen Lebensgenoszen, so musz man aus der ersten Hufspur, die das Ross auf dem eignen Grund und Boden macht, Erde nemen und rückwärts über die Gränze werfen; dann kann es, brandenburgischem Glauben nach, nimmer beschrien oder behext werden.

3.
Pferdediebstal.

„Wer nichts will wagen, kriegt weder Ross noch Wagen.“ Disen Spruch scheint sich auch eine besondere Gattung von Pferdeliebhabern zur Devise erwält zu haben, die hier noch zu besprechen bleibt. Wer nämlich seine Rosse weder selbst aufzieht, noch auch sie kaufen will, dem bleibt allerdings nichts übrig, als sie zu stelen; und so ist denn als eine dritte Erwerbsquelle hier der Pferdediebstal anzufüren.

Bereits in grauer Vorzeit dürften die Pferdediebe als eine ganz besondere Abteilung der Verbrecher ausgezeichnet gewesen sein. Denn schon in einem Liede der älteren Edda ruft der göttliche Färmann Harbart (d. i. Odin) dem Ueberfart begerenden Asathor zu:

„Man widerriet mir, Strolche und *Rossdiebe* zu faren,
Nur erliche Leute und die mir lange kund sein,“

sodasz in disem Zusammenhange „Rossdieb“ als ein völlig gangbares Separat-Epitheton erscheint.*)

Wenn wir vorher darauf hingedeutet haben, wie die Betrügereien im Pferdehandel unter dem Schuze einer uralten sonderbaren Unsitte stehn, so kann es wol kaum befremden, dasz auch der Pferdediebstal früher eines änlichen Vorrechts und einer unleugbaren **Popularität** genosz. Wie noch heut bei den Arabern das Wegnemen eines Rosses nicht als schändender Diebstal gilt, wenn nur der Täter im Augenblick des Davonjagens ausruft: „Ich neme Dir Dein Pferd!“, so scheint es auch bei unsren Altvordern gewesen zu sein; denn jezt noch läuft das Sprichwort um: *„Mit Verlaub kann man dem Bauer das Pferd aus dem Stall stelen!“*, und wenn das gegenwärtig auch nur noch die Bedeutung hat, dasz man selbst Unerlaubtes ungestraft tun könne, wenn man es nur mit gewandter Höflichkeit verbräme, so ist es doch nicht unwarscheinlich, dasz dis Wort ein Nachklang änlicher

*) Odhin (Wodan) tritt übrigens selbst als Rossdieb in altgermanischen Mythen auf, was von ganz bestimmter mythologischer Bedeutung ist. (Vergl. Teil II. Reitende Götter. „Wodan als Rossedieb.“)

Gebräuche sei wie jene arabische Sitte, welche übrigens an Seltsamkeit verliert, wenn man sich erinnert, wie das Volk allezeit mit künen Taten und „edlen Räubern“ sympathisirt, und wie ja auch noch heut z. B. Jagdfrevel und Wilddiebstal ihm als die „anständigen Verbrechen“ erscheinen.

Zwar wurde der Pferdediebstal nach altdeutschem Recht von jeher mit dem Galgen bestraft; aber selbst die erbarmungslose Justitia scheint Anwandlungen jener volkstümlichen Sympathien gehabt zu haben. Am längsten hat sich ein sogar offizielles Privileg des Pferdediebstals wol in den Deutsch-Ungarischen Grenzmarken erhalten. Noch bis 1848 meldeten sich in Raab die Pferdediebe beim wollöblichen Magistrat und erhielten dafür die Erlaubnis zum Aufenthalt wärend der Marktzeit und somit beinahe auch zum Stelen. — Vor Beginn des Marktes wurde dann unter Trommelschlag bekannt gemacht: so und so vile Diebe seien auf dem Markte anwesend, man habe sich also zu hüten! Der ertappte Dieb kam freilich — auch wenn er sich gemeldet hatte — nicht glimpflicher fort, als ein unangemeldeter; aber die Absicht und der gewerbsmäszige Betrieb des Pferdediebstals an sich galt damals also doch noch nicht für strafbar. — Im Gegensaz zu diser Läszigkeit des „gemütlichen“ Südosten bemerken wir, dasz die lezte Folterung, welche in Norddeutschland stattgefunden, am 12. März 1818 im Hannöver'schen an einem Pferdediebe vollzogen ward. — Uebrigens hat man noch heut, um scherzhaft über irgend etwas ein Verdammungsurteil auszusprechen, die Redensart: *Das kommt gleich nach dem Pferdediebstal!* Und von Jemanden, der es bis spät im Jare aufgeschoben, zur Communion zu gehn, heiszt es: *Der geht erst mit den Pferdedieben zum Abendmal!*

Dem Volksglauben nach müszen die Pferdediebe, wenn sie das Zeitliche gesegnet, grade den Rosshirten hülfreich zur Hand sein, Nacht für Nacht sorgsam um die Hürden gehn und Rikke vorziehn, die etwa der Knecht offen gelassen; obgleich diser doch keineswegs das Recht hätte, „kopflos“ zu sein; wärend die armen toten Diebe ihren Dienst ausdrücklich one Kopf zu verrichten gezwungen sind.

Die Popularität des Pferdediebstals spiegelt sich überhaupt in vilen volkstümlichen Geschichten, Anekdoten, Liedern und Märchen. Ser drastisch ausgefürt ist seine Schilderung z. B. im Anfang einer Sage aus Hennebergs „Chronicon Prussiae“:

Die Einladung vor Gottes Gericht.

Zu Lanenburg in Preuszen war ein gar behender Dieb, der einem, wie vorsichtig man auch war, ein Pferd stelen konnte. Nun hatte ein Dorfpfarrer ein besonders schönes Ross; da wettete der Dieb, er wolle dis auch stelen und danach aufhören. Aber der Pfarrer erfur es und liesz es so verwaren und verschlieszen, dasz er nicht dazu kommen konnte. — Indesz ritt der Pfarrer mit dem Pferd einmal nach der Stadt, da kam der Dieb auch in Bettlerskleidern mit zwei Krücken in die Herberge. Und als er merkt, dasz der Pfarrer schier wollte auf sein, macht er sich zuvor auf das Feld, wirft die Krücken auf einen Baum, legt sich darunter und erwartet den Pfarrer. Diser kommt denn auch, wol bezecht, findet den Bettler da ligen und sagt: „Auf Bruder, auf! Es kommt die Nacht herbei, geh zu Leuten, die Wölfe möchten Dich zerreiszen!" Der Dieb antwortet: „Ach! lieber Herr, es waren böse Buben eben hier, die haben mir meine Krücken auf den Baum geworfen; nun musz ich allhier verderben und sterben; denn one Krücken kann ich nirgend hinkommen!" — Der Pfarrer erbarmt sich seiner, springt vom Pferde, gibt es dem Schalk am Zügel zu halten, zieht seinen Reitrock aus, legt ihn auf den Sattel und steigt dann auf den Baum, die Krücken abzugewinnen. Indes springt der Dieb auf's Pferd, rennt davon, wirft die Bauerkleider weg und läszt den Pfarrer zu Fusz heim gehn. Aber den Diebstal erfärt der Pfleger, läszt den Dieb greifen und an den Galgen henken. Jedermann wuszte nun von dessen Listigkeit und Behendigkeit, Klugheit und Gewandheit zu reden und zu rümen.

Aenlichen Geist atmet ein Volkslied, das im Ruppiner Kreise noch heutzutage den Pferdedieb Kugelmann feiert:

„Der Mond der scheint so helle heut,"
    Sprach Kugelmann,
    „Macht eure Sache recht gescheut!
    Nun wolan!
    Zwei und drei sind fünfe;
    Sattelt mir geschwinde!
    Fort, Gesellen, fort! —
Und in dem Stall zur rechten Hand
Da hängen die Zäume wol an der Wand.
    Nun sattelt mir den Schimmel,
Und macht mir kein Getümmel.
    Nun sattelt mir den Fuchsen,
Und laszt euch nicht beluchsen.
    Nun sattelt mir den Rappen,
Und laszt euch nicht ertappen.
    Nun sattelt mir den Braunen,
Und bind't ihn an den Zaunen. —
    Der Wirt, der sizt im Spiele heut,
Doch morgen wird er fülen sein Leid."

Sicherlich hat diser gute Wirt eine neue Bestätigung des altenburgischen Sprichworts geliefert: *Wenn's Pfard gestule is, schlieszt mer'n Stoll zu.*

Ser weit verbreitet ist das Märchen oder die sagenhafte Erzälung vom Meisterdiebe, dem als erste Kunstprobe aufgetragen wird, sorgfältig gehütete Pferde zu stelen, wobei denn die gewagte Weise und schalkhafte List, in welcher dise Aufgabe gelöst wird, mit auszerordentlichem Behagen und groszer Genugtuung geschildert zu werden pflegt. Eigentümlich erscheint eine böhmische Lesart diser alten Geschichte. Ihr zufolge war der „Meisterdieb" ein gefangener Verbrecher, und der Dorfrichter

wollte ihn hängen lassen, wenn er ihm nicht sein schneeweiszes Pferd stelen könne. Das liesz er aber durch 6 Männer Tag und Nacht bewachen. Da sezte Hans einen groszen breitrandigen Hut auf den Kopf, nam einen langen Stab, ging nachts zum Stall und rief hinein: „Ich bin der Sunnawendfeur-Mann mit'n breiten Hut (d. i. der stets als *„Schimmelreiter“* dargestellte Weihnachtswodan.); ich hab meinen Schimmel verloren; gebt mir Euren!“ Da entsezten sich die Wächter, fürten das Ross aus dem Stall; Hans aber ritt den Schimmel zum Richter. (Vergl. Teil II. Reitende Götter. „Wodan als Rossedieb.“)

Eine ganz besondere Art des Rossdiebstals ist der **Füllendiebstal**, und zwar nicht in dem Sinne, dasz schon vorhandene Füllen gestolen werden, sondern vilmer die Erzeugung derselben. Denn da der Sprung edler Hengste bezalt wird, so legen es zuweilen Pferdebesizer darauf an, ihre rossigen Stuten in einem unbeobachteten Moment unentgeldlich bedecken zu laszen. Namentlich in früherer Zeit, wo alle Welt nur mit Pferden reiste, fand sich dazu so manche Gelegenheit. Dabei kam es denn auch wol vor, dasz sich die Tiere in den Ställen auch one Absicht ihrer Herren nach Wal begatteten und grade dadurch Stuten, die bisher unfruchtbar geblieben, tragend wurden. So erzält z. B. Prizelius (1777) indem er von gelten Stuten spricht: „Von ungefähr kommen sie in Ställe, wo sich auch Hengste von Fuhrleuten aufhalten, welche sie des Nachts ohne Vorwiszen der Herren mit Wirkung begatten und also deren Wünsche, wenn auch nicht in aller Absicht, erfüllen, weil die Füllen nicht schön genug waren. Und nennt man dergleichen *gestohlene Füllen.* Sie gerathen oft am allerbesten“ — es sind ja Kinder der Liebe!

Gestolene Pferde widerzuerlangen ist schwirig, und deszhalb greift das Volk gern, wie bei allen Uebeln, die nicht leicht zu heilen sind, zur Beschwörung. Zu Sensburg in Preuszen z. B. kert man, sobald der Diebstal bemerkt ist, einen Tisch um, so dasz die Füsze aufwärts gerichtet stehn. Ist der Dieb noch nicht über die Grenze, so kommt er nun nicht mer über dieselbe hinaus; er ist gebannt und bringt die Pferde zurück. — In Westfalen nimmt man statt dessen drei ungebrauchte Hufnägel, schmiert sie mit „Armesünderfett“ und schlägt sie vor Sonnenaufgang unter Hersagung eines Bannspruchs in einen Birnbaum.

Zum Schlusz sei hier noch die Rechtsform erwänt, unter welcher unsre Vorfaren entwendete Pferde vor Gericht wider zu heischen hatten. Eine uralte Sitte, die der skan-

dinavische Norden mit Deutschland teilt und die auch den Kelten zu eignen scheint, da sie in Wales ebenfalls vorkommt, verlangte nämlich, dasz ein als Eigentum angesprochenes Ross in ganz bestimmter Weise von dem Heischenden berürt wurde. Das Magdeburger Rechtsbuch verordnet z. B.: *„He sal mit sine rechten voze deme pferde treten uffe den linken voz vorne und sal mit siner linken hand dem pferde grifen an sin rechte ore!“* — Ganz änlich bestimmten es die Rügenschen, die Lüneburger, die Freiburger Statuten, das Mainzer Waldpodenrecht und vile andere Weistümer. — Wem ein Pferd, das er gefunden, oder das ihm anvertraut war, starb, der muszte, falls er nicht als Dieb gelten wollte, Haut und Haupt aufbewaren, um sie auf Verlangen dem Eigentümer vorzuzeigen. — Oft aber wird man wol auch in den guten alten Zeiten ein gestolenes oder verlorenes Pferd nicht wider bekommen haben; denn dazu gehören immer ganz besonders günstige Constellationen, solche z. B., wie sie das Jülicher Sprichwort andeutet, wenn es sagt: *„Wan Schälm un Dähf sich zanke, krit 'n ihrlich Mann sy Päed wedder.“*

IV. Hauptabschnitt.

Ross und Mensch.

1.

Leistungen der Pferde.

Buffon sagt: „Der Mensch hat unter allen Tieren, welche er jezt beherrscht, keine gröszere Eroberung machen können, als durch Zähmung des edlen, stolzen, schnellen Rosses, das die Natur mit ihren schönsten Gaben: Wolgestalt, Kraft, Mut, Flüchtigkeit und Dauer ausgezeichnet."

Fast unberechenbar ist die Bedeutung der vilen verschiedenartigen Leistungen, welche das Pferd dem Menschen gewärt. Das Sprichwort: *Rinder ziehn nur, Esel tragen, das Ross tut beides,* drückt nur einen geringen Teil derselben aus, ebenso wie das treffende bergische Wort: *Dat Perd sat: „Ech seng* (bin) *d'r Wagen Segel an d's Rütters Flantschen."* (Flöszchen) Denn das Pferd zieht den Lastwagen und den Pflug, es stürmt als *Parforcepferd* mit ungestümen Jägern durch die Haide und begleitet als *Bürsch-* oder *Schiesz-pferd* den stillen Weidmann auf den Anstand; es „fördert das Gut des Säumers über das Hochgebirge, schleppt das stromauf arbeitende Schiff wie das Geschüz, ergözt mit seinen Künsten die schaulustige Menge im Circus, arbeitet beim Schimmer der Grubenlampe selbst im Schosz der Erde, und treibt, als „Göpelpferd" sich selbst bis zur willenlosen Maschine verleugnend, zulezt sogar das Rad der Fabrik." — Namentlich aber ist es vor allen andren Geschöpfen das Ross, welches an den Taten kriegerischen Mutes, diser gewaltigen Regung menschlicher Kraft, in breitester Ausdenung engster Bundesgenossenschaft teilnimmt, und

dem entsprechend das einzige Tier, welches auf der tragischen Büne geduldet wird.*)

Der Vilseitigkeit seiner Leistungen entspricht die Vilgestaltigkeit des Pferdes. Klima und Anforderungen des Menschen bilden dis, nächst dem Hunde biegsamste aller Haustiere so vollständig um, dasz sowol seine Gestalt wie sein Karakter in den verschiedenen Zonen und Gegenden grundverschieden geworden, und dasz man mit Recht sagen kann: Wie der Mensch, so sein Pferd. (*Equorum tot sunt genera, quod hominum nationae discretae.* Oppianus.) Welch Unterschied zwischen dem shetländischen oder schwedischen Zwergponi und dem Brabanter oder Clydesdale-Hengst, zwischen dem gradbeinigen gestauchten Saumross der Apenninen und dem kleinen kazengeschwinden Steppenpferde des Kosacken! Aber schon bei uns in Deutschland! „Welchen Gegensaz bildet da der stämmige, schwere, risenhafte Bergwerksgaul, der dreimal sovil zieht, als ein Elefant tragen kann, zu dem leichten gestreckten Renner, der mit der Antilope wetteifert und den Wind übertrifft. Denn selten legt selbst der Herbststurm mer als 70 Fusz in der Sekunde zurück, wärend es berümte Renner bis auf 88 Fusz gebracht!" — Fugger sagt:

> „Wann einer recht will betrachten die Nuzbarkeit, welche dem Menschlichen Geschlecht widerfärt von den Pferten, so musz er für sich nemmen, erstlich wie vielerley Pferd vnd auch wie viellerley Menschen auff der Welt seyen (welches dann füruemlich zu erwegen). Dann so nun einerley Ross vnd einerley Menschen wären, so würde nothwendig daraus folgen, dasz auch nur einerley nutz wäre. Dieweil aber viellerley Stand der Menschen vnd viellerley art der Rossz, so musz auch der nuz viel vnd mancherley sein vnd wann also einer die Sache wol betracht, so wird er in disem eine sonderliche vnd vnaussprechliche Fürsorge Gottes des Allmächtigen finden..... Dann wie der Bauersmann ist von Gott verordnet, dasz er den Acker vnd das feld sol Bauwen, zu derselben arbeyt hat jhm Gott auch ein taugliches Rossz erschaffen; der Fürst aber ist von Gott verordnet, dasz er soll Land und Leut regieren, denselbigen mit aller sorgfeltigkeit vorstehn, vor Feinden vnd aller dergleichen Gefahr beschützen vnd beschürmen, darzu hat jhm Gott auch andere Rossz verordnet, die zu demselben thun thaugentlich."

Die Haupttypen des Pferdes werden durch seine Hauptleistungen bedingt und sind der Hauptsache nach die folgenden:

1. Das **Reitpferd**, pomm.: *Rittling*, brem.: *Ridpage*, oberdtsch.: *Rung*, dän.: *Ridehest*, schwed.: *Ridhäst*, holländ.: *rijpaard*, engl.: *riding-horse*, franz.: *cheval de selle*, ital.: *cavallo da sella*. Eine

*) Goethe legte die Leitung des Weimar'schen Hoftheaters nider, weil der Herzog einem Pudel gestattete, die geweihten Bretter zu betreten; was der grosze Meister zu Meyerbeers Dinorah-Zige gesagt haben würde, lasze man dahin gestellt; dem edlen Rosse aber gönnte selbst er auf offener Scene seinen Plaz, und das Pferd schickt sich auch hier in die verschiedenartigsten „Rollen"!

ganze Reihe oben (S. 31 ff.) angefürter, auf Bewegung und Gangart des Pferdes bezüglicher, deutscher Bezeichnungen wie *Renner, Run, Runzit, Klepper, Zelter, Roller, Laufer, Ridder, Raweit* u. s. w. gelten sämtlich speziell für das Reitpferd. Die Fülle derselben ist begreiflich; denn als Reitpferd erfüllt das Ross eine ihm ganz eigentümliche Aufgabe, eine Leistung, in welcher Esel, Kamel und Elefant doch in nur ser unzulänglicher Weise mit ihm concurriren. Es ist, wie kein anderes Tier, so ganz geschaffen, um geritten zu werden. Karl Löffler sagt in diser Beziehung ser richtig*):

> „Der Pferde Kreuz, kurz und stark, und doch dünn genug, dasz der Reiter es mit seinen Beinen umspannen kann, ist weder so lang und ohne Spannkraft, wie das der Ochsen, noch hat es den unbequemen Höcker des Dromedars oder die lästige und harte Krümmung des Ebers. Auch sind ihre Beine so lang, dasz sie im Laufen jede Bewegung mit denselben allein ausführen können. Während bei den meisten anderen Thieren das Kreuz bei jedem Schritt bald ausgedehnt, bald zusammengezogen wird, was harte Stösze verursacht und es dem Reiter kaum möglich macht, sich im Sitze zu erhalten, bleibt bei den einhufigen Thieren der Rücken beim Gehen ziemlich horizontal und behält dieselbe Biegung. Weshalb aber der Mensch besonders diesen Thieren zum Reiten den Vorzug giebt, das ist die Biegsamkeit ihres Halses; diese Eigenschaft setzt den Reiter in den Stand, seinen Willen kräftig und bestimmt kund zu geben. Alle Thiere, welche der Mensch an einer Halfter oder auch an einem Nasenringe führt, können zwar unterwürfig gemacht, niemals aber gelenkt werden: sie gehen nur so ungefähr, wie schnell oder wohin man sie führen will. Nur vermittelst eines richtig angebrachten Zügels können wir alle ihre Bewegungen beherrschen und die Anwendung ihrer Kräfte nach unsrem Willen bestimmen. Die Kieferbildung der Pferde und die gewöhnliche Haltung ihres Kopfes ermöglichen es, dasz man ihnen das Gebisz anlegen kann: das wirksamste und sicherste Mittel, sie unsrem Willen fügsam zu machen. Ein anderer Vortheil einhufiger Thiere besteht darin, dasz ihre Hufe beschlagen werden können, sie also sogar das Laufen auf unseren künstlich angelegten, harten Straszen aushalten."

Man kann die Reitpferde einteilen in Kriegsrosse, Privatpferde und Schulpferde.

Als *Kriegsross* war das Pferd seit Jartausenden der treuverbundene Genosse aller Helden in den groszen Entwickelungskämpfen der Menschheit. Wie schon in grauester Urzeit das Ross als das eigentlich kriegerische Tier betrachtet wurde, zeigt in ser frappanter Weise eine altägyptische Sage. — Als Osiris nämlich in der Unterwelt seinen Son Horus anhaltend zum Rachekampf gereizt und geübt hatte, frug er ihn, welches Tier er für das zum Kriege nüzlichste halte. Horus sagte: „das Ross". Verwundert wandte Osiris ein, warum er nicht den Löwen nenne. Da erwiderte Horus: „Der Löwe ist für den Schwachen nützlich, um mit seiner Hilfe den Feind niderzuwerfen, aber das Ross gilt mer; denn mit ihm kann man den fliehenden Feind verfolgen, zer-

*) Dr. Löffler. Das Pferd. Encyklopädie für Pferdefreunde. Berlin 1866.

streuen und so den ganzen Krieg beenden!" — Die Weisheit Gneisenau's im Munde des Horus! — Sovil vom Kriegsross!

Zu den *Privat-* oder *Bürgerpferden* zält man das *Jagdross*, und zwar sowol den *Renner* für die gemeine Hez- und die hohe Presch-Jagd, als den ruhigen und sichern *Klepper*, der als *Schieszpferd* für den Birschgang*) dient, ferner das *Promenaden-* oder *Spazierpferd*, das *Damenpferd*, das *Reisepferd* (resp. *Courierpferd*), das *Bedientenpferd* u. s. w.

Zu den *Schulpferden* sind die *Banpferde (Manegenpferde)* und die *Kunstpferde (Kunstreiterpferde)* zu rechnen.

Reitpferde sind es vor Allen, an welche sich die eigentliche „Passion" für Pferde knüpft, und „unter so unzählig vielen Liebhabereyen ist gewisz die **Pferdlust** eine von den ältesten, allgemeinsten und edelsten und behauptet unstreitig einen nicht geringen Rang unter den übrigen, welche zum Theil ebenso vielen Veränderungen und Wechseln unterworfen sind als die Moden der Zeit. Wie manche Liebhaberey der Alten hat entweder ganz aufgehört oder durch vielerley Abänderungen eine ganz andere Richtung bekommen, dasz man ihren Ursprung kaum noch erkennen kann. Wie viele Liebhabereyen dienen gegenwärtig zur Belustigung der Menschen, von denen unsere Vorfahrer nichts wusten, Und an wie vielen hingen diese mit ganzem Herzen, die jetzt allen Werth verloren haben, ja unter unsere Verachtung herabgesunken sind! Hingegen über wie viele unter den gegenwärtigen würden jene lachen, wenn sie solche beobachten könnten! — Aber die **Pferdlust** hat zu allen Zeiten ihren Werth und ihre Herrschaft behauptet!" **) — Dise Beständigkeit schlieszt freilich keinesweges aus, dasz die **Formen** der Pferdlust ebenfalls ser starken Veränderungen ausgesezt sind, und da das verschiedenartige Wesen der Reitpferde auf's Genauste den mannigfaltigen Anforderungen der Sitten und der wechselnden Moden entspricht, so verweisen wir für alles Nähere auf den historischen, den III. Teil dises Werkes, wärend einer der folgenden Abschnitte des vorligenden Teils der Betrachtung des „Reitens" und des „Reiters" im Allgemeinen gewidmet werden wird.

Am nächsten durch die Art seiner Leistung, insofern es nämlich auch **tragend** dient, steht dem Reitpferde

---

*) *Birschen* stammt vom altfrz.: *berser* = mit Pfeilen jagen; mittellat.: *bersare* = durchboren, treffen.

**) Aus „Die Pferdlust. Nürnberg 1792."

2. Das **Lastpferd**, *Packpferd* oder *Saumross*, bei Henisch: *Felliser* (das ein Felleisen trägt). Altdtsch.: im Gloss. Flor. *Saumare,* ferner *soumari, soumere, soumer*; lat.: *saumarius* (von dem griech.-lat. *sagma* = Tragsattel); holländ.: *sombeest*; engl.: *soumpter-horse*; franz.: *sommier*; ital.: *somaro*; lat. barb.: *buricus, buris, burichus,* wovon franz.: *bourigue.* Als Lasttier überläszt das Pferd Eseln und Maultieren mit Recht gern den Vortritt, denn tragen kann es höchstens 900 Pfd., also weniger als Kamel und Elefant, die es in allen andren Tätigkeiten so weit übertrifft. — Vil günstiger ist die Stellung

3. des **Zugpferdes** (niderl.: *trekpaard,* latein.: *currilis,* franz.: *cheval de trait*). Der Grund der höheren und beszeren Leistung ist klar: zunächst kann das Pferd gröszere Kraft durch die Schulterblätter nach vorn, als nach oben durch den Rücken äuszern; dann bringt es beim Anziehn zugleich einen Teil des eignen Gewichts mit in's Geschirr, der so auch zur Ueberwindung der Last beiträgt; und endlich wird es durch das Beharrungsvermögen des einmal bewegten Furwerks unterstüzt. Daher bewegt denn ein starkes Pferd ziehend über 3000 Pfd.; ja es ist im Stande, auf gutem Wege 20–30 Ctr. im Laufe eines Tages vier Meilen weit zu fördern. Diser Fähigkeiten wegen ist das Zugpferd auch ganz unersezlich; und weit entfernt, durch das mächtig von Land zu Land brausende Dampfross verdrängt zu werden, hat sich sein Gebrauch sogar neben demselben noch gehoben! Wurde doch das Pferd schon als Locomotor auf Eisenbanen gebraucht, noch ehe der Dampf seinen Triumpfzug begonnen; ja troz der Conkurrenz desselben floriren grade jezt in den europäischen Hauptstädten die *Pferdeeisenbanen.*

Was das eigentliche *Kutschpferd* betrifft, so soll dasselbe dem „vollkommenen Kutscher" (1750) zufolge Brust und Hals vom Einhorn, die Oren vom Fuchs, die Augen vom Stier und die Füsze vom Hirsch haben. Im gleichen Geschirr sollen immer nur genau passende Pferde ziehn: Tiere gleichen Baus, gleicher Grösze, Farbe, Zeichnung, ja gleichen Alters und gleichen Temperaments — eine bekanntlich schwer zu lösende Aufgabe, auf die wir in einer besonderen Abhandlung über „das Faren" noch zurück kommen werden.

In eigentümlich bedeutungsvoller Mission erscheint das Zugpferd als *Ackergaul,* in der lex bajuar: *Angargnaco* von *angar* d. i. Anger, Acker und *gnaco* d. i. Pferd (vergl. oben: „Namen des Pferdes" unter *Vulz* und *Nickel*); in andern altdeutschen Glossen:

egidari und *egider* von *egi* d. i. Egge*); im Sachsenspiegel: *veldpferd*; schwäbisch: *Monpferd* von *Mone*, *Möne* d. i. Ackerbaugespann. — Zum Landbau eignet sich ein gedrungenes, kurzgeripptes breitgestelltes, starkseniges und harthufiges Tier. Zwei kräftige Pferde können durchschnittlich der Jareszeiten zwei Morgen pflügen, 16 Morgen in der Länge eggen und etwa 18 Morgen mit acht Fusz breiter Walze ebnen. Man rechnet auf das Pferd täglich 10 Stunden gewönlicher Ackerarbeit und järlich, nach Abgang schlechten Wetters, der Feste u. s. w., ungefär 250 Arbeitstage. Sovil Pferde eine Wirtschaft bedarf, um in 24 Arbeitstagen die Frühjars- und Herbstbestellung zu besorgen, so vil bedarf sie überhaupt, um in der übrigen Zeit sämtliche Wirtschaftsarbeiten zu bestreiten. (M. v. Oesfeld.) — Das Ackerpferd ist gradezu ein germanisches Warzeichen. Griechen und Römer gebrauchten nie das Pferd, sondern stets den Stier als Pflugzieher**), den auch bis heut in allen westlichen Colonien die Völker romanischen Ursprungs dem Rosse vorziehen, wärend dis den Ackerbau der Germanen auch in Amerika fördert. — Es scheint somit fast, als ob die Fortentwicklung der romanischen Colonien zu der der germanischen Ansidlungen in demselben Verhältnisze stünde, wie die Geschwindigkeit des Stiers zu der des Pferdes.

In änlicher Stellung wie das Packpferd zum Reitross stehn zum Zugpferde: die *Schlepp-* und *Göpelpferde.* Beide befinden sich gewiszermaszen auf dem Aussterbeetat, weil sie mer und mer in ihren kummervollen Leistungen durch die Dampfkraft ersezt werden.

4. Das **Schlepppferd** zieht Schiffe (in den Niderlanden „Treckschuiten“) stromaufwärts, wenn die Kraft der Ruderstange, des Windes oder des Dampfes nicht ausreicht oder felt. Meist gewaltigen Baus, breithufig und breitbrüstig, wandelt es festtretend den „*Pferdesteig*“ (*Leinpfad, Hufschlag, Treideldamm*) dahin, und wenn diser zu schmal wird, ligen „Pferdeplätten“, kleine, flache, färenartige Schiffe bereit, um das Schleppgespann auf die andere Seite des Fluszes überzufüren, wo sich dann wider ein gangbarer Leinpfad eingerichtet findet.

5. Das **Göpelpferd.** Der *Göpel (Gapel, Gaipel)* ist eine senkrecht stehende Welle mit wagerechtem, zehn bis zwölf Fusz

*) J. Grimm macht darauf aufmerksam, wie das litauische Wort *arkys* für Pferd einer Zeit angehören müsse, wo die Litauer schon seszhaft waren, da es von *arklas*, Pflug, abstamme.

**) Daher sagt das lateinische Sprichwort, um kindische Unzufriedenheit und törichten Neid zu verspotten: *Optat ephippia bos piger, optat arare caballus.*

langem Deichselarm, an den das Pferd gespannt wird, um die Welle zu drehen, die dann vermittelst eines groszen Zanrades die Bewegung auf irgend eine Maschine: Mülen, Hebewerke u. dgl. fortpflanzt. Auch hier zieht das Pferd, aber nicht mer gradeaus, sondern in der Tangente, und gewönlich kann man in diser jammervollen Arbeit auch nur solche Pferde sehen, welche ihre Laufbau bereits hinter sich haben und mit so elender Tätigkeit wirklich nur noch anstreifen an den ausgefüllten Wirkungskreis schönerer, früherer Jare.

Fröbel hat die äuszersten Gegensäze der Pferdeleistungen anschaulich in einer Fabel nebeneinander gestellt:

Eingesperrt beim alten Pferd,
Das im Radlauf wol gelehrt,
Stampft ein Streitross, vor Verlangen,
In dem Siegeszug zu prangen.
„Sei nicht thöricht“, sagt der Gaul,
„Hast's ja ruhig hier! Und lug',
Hängt das Heu Dir nicht in's Maul?
Giebt's nicht Hafer überg'nug? —
Einzig hier wohnt wahres Glück;
Glaub es mir und meinen Jahren;
Täglich hab ich das erfahren!“ —
Und das Ross spricht stolz zurück:
„Was hast Du denn für Erfahrung?
Nichts, denn Kreislauf, Schlaf und Nahrung!“

2.

Das Reitertum.

Allgemeine Vorbedingungen.

Wir sind nun an dem Punkte unsrer Betrachtung angelangt, wo wir uns nach voller Kenntnisname aller vorbereitenden Umstände zum Reiten und zum Reiter wenden können.

Betrachten wir zunächst das Wort „*reiten*"! Es lautet:

althochdeutsch:	*ridan* und *rîton*
mittelhochdeutsch:	*riten* und *riesen*
nidersächsisch:	*riehen*
niderdeutsch:	*rîden* und *rien*
holländisch:	*ryden*
steierisch:	*raidden**)
pfälzisch:	*reirn*
siebenbürgisch:	*regden*
angelsächsisch:	*rîdân*
englisch:	*to ride*
nordisch:	*ridha*
schwedisch:	*ryda*
dänisch:	*ride.*

Das Wort *reiten* hat offenbar wie das keltische *rhedeg*, welches „laufen" bedeutet, ursprünglich den Begriff der Bewegung überhaupt und hängt in disem Sinne unmittelbar zusammen mit den Wörtern: *reisen, reissen, reizen, rütteln* u. s. w. Notker (950) gebraucht *riton* ganz allgemein für „den Ort verändern", z. B. für „auf einem Wagen faren"; Hornegk *reiten* für „gehen" und „faren"; in den deutschen Alpen „reitet" man noch jezt auf dem Wagen und „färt" zu Pferde, ganz so wie auch das englische *to ride* für faren gebraucht wird, wie man in Fulda unter *reideln* „schaukeln", in Oberhessen „gleiten" versteht, und wie der deutsche Jäger seinen Spürgang *Ritt* nennt.**) — Allmälig ist indessen die jezt gebräuchliche Spezialbedeutung von „reiten" immer mer in den Vordergrund getreten, und ist es ein Vorzug der germanischen Sprachen, disen Begriff an sich so scharf herausgebildet zu haben; wärend die

*) „*Daraidden*" heiszt im Steierschen s. v. w. „erreiten, reitend einholen".
**) Man sagt auch: „*Der Maulwurf durchreitet das Land*", „*Motten durchreiten Bücher*", „*der Hund reitet auf dem Hintern*" u. s. w.

griechischen und romanischen Wörter immer auf das gerittene Tier Bezug nemen müssen. Die betreffenden Formen lauten:

griechisch:	*ἱππεύειν* von *ἵππος*
lateinisch:	*equitare* von *equus*
mittellateinisch:	*caballicare* von *caballus*, und zwar
in der lex salica:	*caballicare caballum*,
romanisch:	*cavalcare un cavallo*
italienisch:	*cavalcare*
spanisch:	*cabalgar*
französisch:	*chevaucher*, oder gebräuchlicher, aber complizirter *monter à cheval.**)

Die Bezeichnung des Reiters lautet:

althochdeutsch:	*ritari*
mittelhochdeutsch:	*riter*
altniderländisch:	*riddere*
nidersächsisch:	*rider*
sibenbürgisch:	*regder*
angelsächsisch:	*ridda*
schwedisch:	*ryttare*
dänisch:	*rytter*
böhmisch:	*rytir*, *reythar* (sonst ächtzechisch: *gezdek*)
polnisch:	*raytar*.

Die leztgenannten slawischen Formen sind jedenfalls dem Deutschen entnommen; wärend entsprechende Bezeichnungen dem Keltischen ursprünglich anzugehören scheinen, da z. B. im Irischen der Reiter auszer *marehach* auch *ridire, rithevir* heiszt. — Etymologisch identisch mit *„reiten“* ist *„retten“*, da althochdeutsch: *rettan*, mittelhochdeutsch: *retten* ebensowol „bewegen und treiben“, als „befreien und erretten“ bedeutet. Auch das Griechische *ῥυτήρ* hat die Doppelbedeutung des „Zügelnden“, wie des „Erretters“, so dasz die höchste Pflicht des Ritters, ein Retter zu sein, auch sprachlich vollkommen begründet erscheint.

— —

Die Anforderungen, die man an einen Reiter stellt, an den „Reitmann“, wie ihn unsre Vorfaren gerne nannten, sind vollständig dieselben, die überhaupt einem ganzen Manne gelten. Der gute Reiter muss eine tätige Natur sein, keine solche, von der es heiszt:

Schenk ihm einen Gaul,
Er ist zum Reiten zu faul!

*) Dise Form findet ihre Analogie auch in der Geberdensprache. Das indianische Zeichen für „zu Pferde steigen“ ist, dasz man aus den beiden ersten Fingern der rechten Hand ein Par Beine macht und sie rittlings auf den Zeigefinger der linken Hand bringt; ein änliches Zeichen unter den Taubstummen bedeutet „reiten“.

Körperlich und geistig musz er wol gebildet und kräftig sein, er soll Liebe zum Pferde und Gerechtigkeitsgefül, Mut und Geistesgegenwart, Geduld, Aufmerksamkeit und Ausdauer haben. Sind das nicht die Grundlagen aller menschlichen Tüchtigkeit!? — In erster Reihe steht natürlich wie überall der Mut. *Wer eine Weiberhaube aufsezt, den schlagen die Pferde!* Wer es besorglich erwägt, dasz *kein Mann one Wolfszan, kein Ross one Tücke, kein Weib one Teufel,* der wird ein gar ängstlich eingezogenes Dasein verbringen und sicherlich kein Reiter werden. Er bleibt gewisz überall weit vom Schusz und seine Weisheit besteht in dem Spruche:

Wer vilfach sich abgibt mit Pferd und Gewer,
Hat täglich mit Todfeinden nächsten Verker.

Und wie im Ganzen, so auch im Einzelnen! Die Anforderungen, die man an des Reiters Faust macht: Stäte, Kraft und Weichheit — sind es nicht die besten Eigenschaften unsres deutschen Volkes, und ist es daher wol zufällig, dasz die deutsche Reiterfaust allezeit die berühmteste ganz Europas war und ist? Dasselbe gilt aber auch vom guten deutschen Siz, und das ist ein Cardinalpunkt! Wärend fast alle übrige Tätigkeit des Menschen nur Kopf und Arm in Anspruch nimmt, ist die Sele der Reiterei die Schenkelwirkung, die sich bei den Meistern zur vollständigen Sprache steigert. Es ist nicht übel, wenn man vom Reiter sagt: *„Er traut seinen Schenkeln mer als seinen Händen“*; und Bürger in seinem Gedichte von der „Männerkeuschheit“ singt:

Das Ross fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht;
Er zwingt das Ross vom Zwang entwöhnt,
Er zwingt das Ross, und horch! es stöhnt.

Auf Schenkel und Faust des Reiters beruht seine Herrschaft. Faust und Siz gehören aber überhaupt durchaus mit zum ganzen Mann, und so verstand auch Goethe den Begriff der Totalität:

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen;
Er hat mit Witz und feinem Scherz
Manch Weibchen eingenommen.
Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft —
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen Hintern hat —
Wie mag der Edle sitzen?

Just wegen ihrer Totalität, grade weil es meist „ganze Männer“ sind, waren auch die Mädel den Reitern allzeit gut und haben es tausendmal gesungen:

Mein Schatz ist ein Reiter,
Ein Reiter musz sein;
Das Pferd ist des Königs,
Der Reiter ist mein!*)

Aber auszer disen Karakter- und Körper-Eigenschaften gehört auch Uebung zum Reiten. Grimmelshausen in seiner „Landstörtzerin Courasche“ fürt schon 1660 als ein altes Wort die Redensart an: *Wer selten reitet, dem tut der A... weh!* Und das ist war; denn *der Schenkel empfindet's wol, wenn man reitet.* Das Sprichwort meint: *Vil Reiten macht die Beine recht*; doch der ausgezeichnete badische Stallmeister Hirthes sagte sogar noch im Alter von sibzig Jaren: „Jezt erst hab' ich so vil gelernt, um einzusehn, dasz ich in diser Kunst noch ein A-B-C-Schüze bin!“ Wenn das nun wol auch übertrieben ist, so steht doch fest: selbst *reitern* (d. i. „vil reiten“) *richtet den krummen Fusz* nicht immer. — Ser richtig bemerkt daher Löffler: „Es gibt Leute, die man gar nicht zu Pferde sehn kann, one sich zu ärgern: sie machen alles ruckweise und ungeschickt, bringen das Pferd zur Verzweiflung und glauben doch es gut zu machen. Sie sind wie ein Musiker, der falsch spielt, one es zu merken. Sie fallen nicht herunter, und doch ist man in Versuchung, sich zu beklagen, dasz es nicht geschieht.“ Das weisz auch so mancher Beritt-Unteroffizier, wenn er seinen Rekruten zudonnert: *Er sizt wie die Kneifzange auf der Sau!* oder: *Er sizt auf dem Pferde, als wenn er drauf ge...... wäre!***) *(Il semble qu'on l'ait jetté à cheval avec une fourche!)* Und die Bursche fürchten sich schlieszlich vor seinem Zorn mer, als vor der oft nicht geringen Chance, den Sattel räumen zu müssen und *Sandreiter* zu werden.

Ph. v. Arnim sagt: „Reiter ist jeder, der sich von einem Pferde von einer Stelle zur andern tragen läst; ein guter, ein kunsterfahrener, ein determinirter Reiter, der es versteht, sein Pferd richtig zu füren und demselben die angemessensten Hülfen zu rechter Zeit zu geben, der wird man nur durch guten Unterricht und viele Uebung“ und — fügen wir

*) In Bayern singt man:
Ma Schaz is e Rössinge,
Schickt mer e Grues,
Und e hat net de Wal (Weil, Zeit),
Wal e d' Ros fueden musz.

**) *„Et is de Esel up dem Plumenbôm“* sagen die Holsteiner ser hübsch vom schlechten Reiter.

hinzu — wenn man Karakter hat. Unentschloszene und zaghafte Reiter kennzeichnen sich am schärfsten dadurch, dasz sie ihre Hülfen und Strafen nicht a tempo geben, dasz zwischen Erkenntnis und Entschlusz eine falsch angebrachte Pause ligt.

Der ware Reiter soll aber nicht nur das Pferd beherrschen und gebrauchen können, nein, er musz es sich auch zu erziehn, musz es *zuzureiten* (altdeutsch: *brechen*, englisch: *to break a horse*) verstehn. Der Reiter ist es, der aus dem rohen *Wildfang*, aus der steifen *Remonte* sich das *Reitpferd* erst schaffen soll. Und das ist keine Kleinigkeit! Durch mühsame Belerung, Ausbildung und Vervollkommnung hat die Dressur dahin zu streben, dem Tiere *Gleichgewicht*, *Biegung* und *Gehorsam* beizubringen, es *genge, becêric, geleitic* und *willec* zu machen, wie es im Mittelalter hiesz, oder es „gut auszuarbeiten", wie der *Bereiter* (englisch: *horsebreaker*) sagt. Dis ist ein umfaszendes Kapitel der Fachwissenschaft, auf welches wir hier natürlich nur von fern hindeuten können.

Der Beginn allen Reitens ist das *Aufsizen* (altdeutsch: *beschrîten, kommen ze rosse, sizen uf, überschriten daz ros, komen zuo dem stegereife, springen in den satel* u. s. w.). Es ist so unumgänglich nötig, dasz ja bei den Franzosen *monter à cheval* und *reiten* sogar nur ein Begriff sind.*) — Aber, wie verschieden kann man nun zu Pferde sizen, und welchen groszen Einflusz hat dis auf das Gehaben des Rosses!

Die Grundlage der gesammten Dressur ist die Lere von der richtigen Haltung: Das *Aufrichten* und das *Abbiegen in den Ganaschen* und *in den Lenden*; das *Versammeln* (altdeutsch: *sambliren*, französisch: *rassembler*) d. i. die vollständige Bereitstellung aller Glieder zum sofortigen Gebrauche**); das *Anlenen* d. h. das Empfangen jedes Eindrucks der „weichen" Reiterfaust.

Um ein Pferd nur zu diser ersten Basis aller späteren Bildung zu bringen, gehört grosze Kenntnis und Geschicklichkeit.

---

*) Es ist karakteristisch für den Neu-Franzosen, dasz er kein eigentliches und einfaches Wort für „reiten" besizt. Die Franzosen sind kein Reitervolk; ihr vorzüglichster Volksdichter, Beranger, feiert auch nur Infanteristen. Und doch brauchen auch die Franzosen die Phrase: *Il est mal à cheval* für „mal dans ses affaires".

**) Das „Versammeln" und „Zusammennemen" des Pferdes geschieht dadurch, dasz dasselbe zwischen Schenkeln und Zaum durch Anlenung der ersteren und Anzug des lezteren „gesammelt" wird. Ob nun das altdeutsche *schabiliren, mit schenkeln sambelieren*, mit disem *versammeln* zusammenhangt, oder ob es, unter ausschlieszlicher Beziehung auf das „Schenkel-geben", auf „*gambe, gambegea*" d. i. *jambe*, Bein, zurückzufüren ist, lassen wir dahin gestellt.

A jeune cheval vieux cavalier! — *Junge Pferde wollen den Bereiter abrichten. Wer dem Gaul den Willen läszt, den wirft er aus dem Sattel.* Nur *gute Worte, Zaum und Sporen machen Pferde fromm!* — Mit Recht nennt das Sprichwort „gute Worte“ neben, ja noch vor den Zwangsmitteln; denn das Pferd will nicht nur „gebrochen“, es will nicht geknechtet, sondern erzogen werden. Ser bezeichnend sagt Swift: „Was Fürsten gewönlich gut können, ist reiten; weil Pferde keine Schmeichler sind.“ Der Lerer musz sich hier mit dem Schüler, der Herr mit seiner „Creatur“ einleben. Darum heiszt's auch im „Egmont“: „Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hertreiben; der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edlen Pferde, das du reiten willst, muszt du seine Gedanken ablernen; du muszt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen.“ Und ein alter Prakticus, der selige Trautvetter, sagt:

Unser ganzes Reiterglück
Liegt in Muth, Gefühl und Blick,
In Gefühl und in Verstand,
Festem Sitz und leichter Hand....
— Strafe nie mit einem Ruck
Ohne Knie- und Schenkeldruck;
Und dann, wenn er bohrt und dreht,
Krumm und hinter'm Zügel steht,
Oder wenn er steigt und braust
Und mit dir von dannen saust,
Bockt und drängt in Schmerz und Wahn —
Lasz ihm Luft und nimm ihn an;
Habe Sitz und stäte Zügel
Und mit Fühlung halt den Bügel,
Bis er mit dem Mundstück spielt,
Schenkel, Faust und Zügel fühlt,
Bis er willig geht und schäumt,
Nicht mehr droht, schlägt, bockt und bäumt.

Prägnanter und kräftiger noch gibt Schuhmacher den „guten Rat“:

Nicht bei der Schärfe fasz das Schwert!
Im Zorne straf kein zornig Pferd!
Bleib still und ruhig in den Bügeln;
Nach Augenblicken läszt sich's zügeln.

Lächerliche Figuren.

Aus dem Vorstehenden wird wol zur Genüge erhellen, dasz, wenn auch jeder Mensch die auszeichnende Befähigung hat, *rittlings* sizen zu können, doch nicht jeder *mit dem Zaum auf die Welt gekommen*, dasz nicht jeglicher berufen sei, Reitersmann zu werden

und zu sein. Es meint zwar ein alter Scriptor: „Wann der Gaul gezäumt vnd gesatelt ist, so gehet er ebensowol, wenn ein nackender Knab darauf sized, als wenn ihn der Keyser oder der Pabst ritte!“ Es ist das aber doch nur halb oder gar nur achtel war! *Zum Reiten gehört mer, denn zwo Lenden über ein Pferd schlagen. (Ne sont pas tous chevaliers, qui sur cheval montent.)* Und: *De ton Esel geboren is, kümmt nich upt Perd!* — Und kommt er durch irgend einen unglücklichen Zufall doch hinauf, so mant er stets an des alten Claudius Epigramm:

„Es war einmal ein Reiter,
Der hat ein schönes Pferd.“
Gut das; und was denn weiter?
„Er aber war nichts werth!“ *)

Indes die Reitertraditionen sind so stark in Deutschland, der Begriff des „Ritterlichen“ ist so ser mit dem Reiten verbunden, dasz womöglich jeder gesunde Junge auch ein Reiter sein möchte, um sich als solchen männiglich, vornemlich aber seiner Dame zu präsentiren. Der ruhige Ladendiener, der *Gadenhengst*, wie ihn unsre Voreltern nannten, selbst er ergreift gern am Sonntage statt der Elle die Reitpeitsche, statt der Tüte die Zügel und trottet vor's Tor, in der süszen Hoffnung, er müsze Andren gefallen, weil er sich selbst so gefällt. Nun, das ist doch nicht so ser der Fall, als dise Herren meinen, und von jeher hat der Volksmund auf Sonntagsreiter, Filister und Bauerreiter reichlich Spott und Schimpf gehäuft.

Vil bösen Hon hatte namentlich der Bauer auszuhalten, wenn er zu Ross erschien. Schelmisch genug ruft ihm das Sprichwort zu: *„He! watt sitt de Bur up't Perd, as de Moder Gotts uppen Esel!“ — „Dat geht dat es schnauft!“ sagte der Bauer und ritt auf der Sau. — „Dat is 'n Hund von 'n Pierd!“ sae de Jung, do rêd he up 'ne Katt* — so spotten volkstümliche Redensarten über den Bauer, und schon um 1550 beschreibt ihn Garzonus vortrefflich wie folgt:

„Ferner so ist der Bawer auch zu allen höflichen Dingen vngeschickt vnd vnbequem, wie man dann sonderlich spüret, wenn er einmal will ein Reuter werden. Da siehet man wunderselzame Aufzüge und findet die gemeyne Rede wahr sein, da man sagt: *Der Bawer hat keyne Sporen, hat er aber, so ist's nur eyner; hat er aber zween, so ist der eyne entlehnt; seynd*

*) Als Beispiele altdeutscher Bezeichnungen für „ungeschickt reiten“ mögen hier nach Pfeiffer folgende Stellen hergesezt werden: *„verlâzen den zoum“* (Iwein), *ez enkunde der jungelinc den zoum nicht enthalden; er liez ez heil walden und halet sich an den satelbogen.“* (Lanzelet) *„jm entwischte zoum und stegereif: den satelbogen er begreif“* (Ulrichs Frauendienst). Das Hin- und Herschwanken des ungeübten Reiters hiesz *„wipluppen“*.

sie sein, so seynd sie doch nicht gleich; seynd sie gleich, so haben sie doch keine Riemen; haben sie aber Riemen, so seynd sie von hänffen Leder zusammengeknüpfet!"

Das Sprichwort nimmt Bauerreiter überhaupt gern auf's Korn: *Wenn die Bauern besoffen sind, laufen die Pferde am besten!* In Köln geht ein lustiges Wort um: *„Donnerledder!" sääd de Boor, als hä nit op sin Pääd kunnt un de vehzehn Nuthhälfer zo Hülf rehf, ärver sich su ne Wipp gow, dat hä op de andere Sick widder erav rötschte, „Donnerledder!" sääd hä, „dat se och alle vehzehn kumme moote. Wören er äkesch* (nur) *sibbe gekumme, dann wör ich akkerat op der Stirk* (Schindmärhe) *geblevve!"* — („Donnerleder!" sagte der Bauer, als er die 14 Nothelfer angerufen, weil er nicht aufs Pferd konnte, „Donnerleder, dasz sie auch alle 14 kommen muszten!" Da war er auf der anderen Seite wider heruntergefallen!) An disen Volkswiz dachte wol Luther als er sagte: „Die Welt ist wie 'n besoffner Bauer! Hebt man ihn links in den Sattel, fällt er rechts wieder hinab!"

Nächst dem Bauerreiter bot der reitende Gelerte, der *lateinische Reiter* *), unendliche Gelegenheit zu spöttischem Scherze. Es sind alte Warsprüche:

Der Reiter duldet kalt und nasz;
Der Schreiber lob' sein Dintenfasz!

oder

Der Reiter mit der Glenen (Lanze)
Der Schreiber mit der Feder!

Das heiszt sovil wie: „Schuster bleib bei deinen Leisten!"; und änlichen Geist atmen auch Redensarten wie das Flensburger Wort: *„Da hebben wi Gotts Wort swart up witt", säd de Bur, da sêg* (sah) *he den Prêster up'n Schimmel* — oder: *„Wie der Ritter, so das Ross!" sagte Hans als dem Pater die Sau zwischen die Beine fur und ihn in die Mistlache trug.*

Eine ganz besondere Gattung der „lateinischen Reiter" vertrat seiner Zeit der sporenklirrende, kanonentragende Bruder Studio. In Gartnerus „Proverbalia" von 1566 schon lautet ein alter Spruch:

Ein Schuler auf eim Ross
Ein Hur auf eim Schloss,
Ein Lausz auf dem Grind;
Seynd drei stoltzer Hofgesind.

---

*) Die wirklichen lateinischen Reiter dürften nicht zu verachten gewesen sein. Zu Cäsars Zeiten war *„neque equitare, neque literas scire"* — nicht reiten, nicht lesen können — eine ebenso nasenrümpfende Bemerkung, wie heuttage die: „nicht lesen und schreiben können", eine Wendung, der im Athen des Perikles der Vorwurf entsprach: „nicht lesen und nicht schwimmen können".

Schon ser früh also ist der Studentenreiter als eine eigentümlich lächerliche Figur erschienen. Um 1750 aber verspottet ihn **Kästner** ganz besonders bitter in seinem Epigramme:

Auf jagende Studenten.

Klatscht Bursche, klatscht! Laszt schwere Peitschen knallen,
Laszt Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen! —
Der Fremdling sieht es mit Erstaunen an
Und denkt, dasz jeder noch ein Schweinhirt werden kann!

Weber sagt in seinem „Demokrit“: „Wie oft habe ich nicht dürre Philistergäule bemitleidet unter der Hetzpeitsche und den Sporen des Bruders Studio“; und gewisz hat er recht: sobald man auf das Tier blickt, überwigt das Bedauern die Lachlust. Schaut man aber auf den Reiter, so wendet sich das Blatt und man wird unwillkürlich wirklich zum „lachenden Philosophen“. Nichts komischer in der Tat, als wenn ein solcher prampirender „Möchtegern-Reiter“ mit seinem Tiere in Zerwürfnisse gerät. So schildert es der alte Zachariä (1740) seinen herrlichen „Renomisten“.

„O!“ schrie er unmuthsvoll in seiner Peitsche Knall,
„Wärst du o Bestie erst in des Philisters Stall,
Und hätt ich seiner Hand dich erstlich übergeben,
So möchtest du hernach verrecken oder leben!“
Indem sah ihn Calmuk mit matten Augen an,
Als spräch er: „Schone mich, da ich nicht laufen kann!“

Zu den Bauerreitern und lateinischen Reitern gesellt sich als dritte Kategorie der reitende Bettler.

Schon in Hugos „Renner“ (1300) heiszt's:

Swenne einer von niehte wird erhaben
und mit den Herren beginnt draben,
Der wird über alle sin nachgebur
vil erger denn ein hagelschur.

Kommt der Bettler auf's Pferd, kann ihm kein Teufel vorreiten. — Wenn der Bettler auf's Pferd kommt, reitet er Galop. (Holld.: *Helpt gijeen bedelaar te paard, hij draaft eint, mar hij galopart.* — Engl.: *Set a beggar on horse back and he will ride a galop.* — Franz.: *Mets un rustre en selle et il partira au galop.*)

Wird der Bettler Kavalier,
Ist er auch das stolzste Tier!

Wenn der Bettler Ritter wird, so jagt er sein Pferd zu Tode! — Wer einem Bettler ein Ross leiht, bekommt einen Klepper zurück.

Weh den Eseln oder Pferden
So die Bettler reiten werden.

Und:

Kommt der Bettler auf den Gaul
Wird er stolz wie König Saul!

Uebelberitten will immer voran sein, und: *Hei reit't als wanne e Perd e Grosche kost't!*

Wenn die Herren reiten, fliegen die Rappen,
Wenn die Bettler jagen, tanzen die Lappen!

Nun: „*En jacet in Dreko, qui modo Reuter erat!*" sagt ein „Kalender-Mischmasch-Knittelvers" von 1645.

Noch mer aber als Bauern, Studenten und Bettler sind die Ellenritter, die Schneider als Reiter verspottet. Der oben angefürte Spruch des Gartnerus vom Schüler ist schon im Simplicissimus dahin geändert, dasz er beginnt: „*Ein Schneider auf ein Ross*". Ganz eigentümlich aber ist es, dasz dem Schneider ausdrücklich und in den verschiedensten Gegenden der Bock als Reittier angewiesen wird. In Preuszen hört man den Kinderreim:

Wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Pferd,
Dann nimmt er einen Zigenbock
Und reit't verkert.

In Schwaben singt man:

Schneiderblut, lustig Blut,
Schönes Schni-Schna-Schneiderblut;
Reitet auf dem bunten Bock
Ueber Stein und über Stock,
Lustig Blut, Schneiderblut,
Schönes Schni-Schna-Schnallerla
Schönes flinkes Schni-Schna-Schneiderblut!

Im Ruhrgebiet der Rheinprovinz heiszt's:

Dat Hippken (Zige) *leep den Berg herop*
Dat wibbelte met dem Staatschen (Sterzchen),
Do sprong de dommen Schnieder drop,
De meint, dat wöör en Paatschen (Pferdchen).

Im Elsasz lautet's:

Wenn der Schnyder rydde will,
Ze rydd er uff'm Bock;
Er spannt die Gais dernäwe-e-on
Un sprengt fürt im Kalopp.

Es bleibt im Grunde rätselhaft, woher dise innige Verbindung des Bockes mit dem Schneider stammt, da die gewönliche Erklärung derselben zu ungenügend erscheint*), um eine so weite

*) Dise lautet nämlich: „Eine belagerte Stadt stand aus Mangel an Lebensmitteln auf dem Punkte, sich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müszen, als ein Schneider durch den sinnreichsten Einfall von der Welt der schlimmen Sache eine andere Wendung gab. Diser Patriot liesz sich vom Kopf bis zu den Füszen in eine Zigenbockshaut nähen, begab sich dann auf den Wall und hüpfte unter Kanonendonner und Kugelregen zierlich und flink in Bockssprüngen auf und nider, meckerte auch dazu so schön und natürlich, dass selbst der gröszte Naturforscher

Verbreitung zu begründen, umsomer als das Bocksreiten (ganz abgesehn von dem der Hexen — vergleiche Teil II. „Tod und Teufel, Hel und Hexen“ — welches entschieden mythologischer Abstammung ist) auch auf andere Menschen als Schneider übertragen wird. So sagt das sibenbürgische Sprichwort ganz allgemein: *Wun em* (man) *niche ruosz huot, reckt* (reitet) *em af dem giseback.* Und ein Volkslied in demselben Lande beginnt:

Al da meinj här e regder. e regder wul wärden
kangt hi sich än gunze gior en haszt ned erwarwen.
Ech had en alde gisebock
ich sazt den hären uiwendraf
en lesz en dohi regden.

Dis Lied musz ser alt sein, denn es ist bei den verschiedensten deutschen Stämmen verbreitet. Im Erzgebirge lautet sein Anfang:

Inse (unser) Bruder Malcher,
Der wullt a Roiter waar'n.
A hotte ok (nur) kee Pfaard,
Da kunnt a keener waa're.

Im Oderbruch klingen die ersten Strophen wie folgt:

Olle Moan wull' ried'n,
Und hadde keen Peerd,
Olle Fru noam Zickenbuck
Un sett'n oll Moan doarup
Lett'n so rieden.

Olle Moan wull' ried'n,
Hadde keen Pietsch;
Olle Fru noam Strümpenbänge,
Gav em Strümpenbänge in de Hänge
Lett'n so rieden.

Olle Moan wull' ried'n,
Hadde keen'n Saddel;
Olle Fru noam Tie'lsteen
Klemmt em den mank de Been,
Lett'n so rieden.

---

hätte behaupten müszen, es sei die Stimme eines Zigenbocks. Der Bock ward im Lager sogleich bemerkt. „Ah, ha!“, sagten Alle, „steht's so da? Haben die noch sovil Schlachtvieh, dasz es auf den Wällen herumläuft? Da müssen wir mer hungern als die!“ Sogleich wurden Anstalten getroffen und die Belagerung aufgehoben. So rettete ein Schneiderlein die ganze Stadt. Seit diser Zeit hat das Bocksgeschlecht, dessen stinkendem Felle jener Patriot eine so grosze Ere erzeigte, gegen alle Meister Bügeleisen stets die innigste Neigung bewiesen.

Nach Andren hätte wärend des Huszitenkrieges der Prager Hedwicken, ein heroischer Schneider, Karlstein belagert und hätte es aushungern wollen; wäre jedoch dadurch zum Abzuge bewegt worden, dasz man ihm das Hintervirtel eines Bocks, mit Rehharen aus einem Sattel als Wildpret zugerichtet, geschenkweise in's Lager geschickt hätte. Diser Opulenz gegenüber wäre denn von dem dupirten huszitischen Schneider das Aushungern aufgegeben worden. — Eine Reihe anderer Erklärungen trägt den Stempel scherzhafter Erfindung noch deutlicher auf der Stirn; die meisten aber knüpfen doch merkwürdigerweise an ein kriegerisches Ereignis an; die Stadt *Bocksberg* in Baden soll z. B. ihren Namen daher haben, dasz dort einst bei einer Plünderung ein Schneider unter ein Bocksfell gekrochen und in groszer Gefar geschwebt haben soll, geschlachtet zu werden.

Olle Moan wull' ried'n.
Hatte keen'n Hoot;
Olle Fru noam Piszpott,
Sett'n oll'n Moan up'n Kopp,
Lett'n so rieden."

Auch in Simrocks Kinderbuch finden sich Parallelen dises weitverbreiteten Liedes; und die Spottgestalt des Bocksreiters spukt sogar in ländlichen Sitten und im Aberglauben. Denn in Deutsch-Böhmen sezen nach der Ernte die jungen Bursche demjenigen Hausbesizer, der sein Getraide zulezt hereingebracht hat, nachts eine ungeheure Strohfigur — und zwar einen Bockreiter — auf's Dach und singen ihm eine hönische Weise; im Voigtlande aber, z. B. bei Jocketa, tritt der „Bockreiter" als gefürchtetes Gespenst auf.

Merkwürdig genug bleibt es übrigens, dasz die auszer und neben dem Pferde vom Volkswize als Reittiere behandelten Geschöpfe grade solche sind, die in diser Function auch in der germanischen Göttersage erscheinen. — Sind es uralte und, wie so oft, in's Triviale gezogene Erinnerungen? Der *Bock* ist des Donars heiliges Tier; auf dem heiligen *Eber* Gullinbursti ritt Fro durch die sonnige Luft. Es lag nahe, nach der Verteufelung der Götter, ihren Tieren den Karakter verächtlicher Lächerlichkeit aufzuprägen. Auch die *Kazen*, welche der Freija Wagen zogen, spielen nicht nur als Reittiere der Hexen (vergl. Teil II.) ihre Rollen in der Volksmythologie, sondern manen auch sonst durch ihre Bedeutung im Volksmunde an die alte Würde. So scherzt z. B. ein bekanntes Sprichwort:

„Jan, spann an,
Dri Katten vörann!"

oder es klingt der hönende Ruf:

„Er ist ein Edelmann
Wie ein Par Kazen ein Rittergespann."

Aber auch in die Mythologie dürften dise Tiere nicht willkürlich eingeschmuggelt sein. Sie dürften sich tatsächlich als alte Reit- oder Zug-Tiere legitimiren können. Der Haus-Kaze freilich möchte das schwer werden; sie steht wol nur an Stelle ihrer Anverwandten, der Panter und Löwen, die bei so vilen Völkern als Insassen göttlicher Marställe erscheinen, dasz uns eine nur allegorische oder astronomische Erklärung dafür um so weniger ausreichend dünkt, als dise furchtbaren Kazen ja von pralerischen Römern wirklich vor den Wagen gespannt wurden. Denn nicht nur Admet oder Herakles erscheinen in

einer von Löwen gezogenen Biga (Zweigespann); auch von Antonius ruft Cicero zürnend aus: „Niemals zeigte Antonius seinen Karakter deutlicher, als wenn er in prachtvollem Wagen von zwei Löwen gezogen mit seiner Bulerin öffentlich durch Roms Strassen zog“. Und Lampridius schreibt von Heliogabal: „Vor seinen Wagen spannte er Löwen, und Hirsche kauten die goldenen Stangengebisze“. Den Bock (oder die Zige) können wir noch jezt täglich den Kinderwagen ziehn sehn, und es ist gar nicht nötig an den von Böcken gezogenen Wagen des napoleonischen Königs von Rom zu erinnern. Interessanter für den Gebrauch des Bocks als Zugtier sind vilmer altrömische Beispiele. So zälte man bei einem Aufzuge des Ptolomäus 60 Bigen mit Böcken bespannt. Ja der Bock scheint sogar als Reittier benuzt worden zu sein, und es ist kein Schneider, sondern ein Palmen schwingender Siger im Bockwettrennen, dessen Bild uns eine römische Münze erhalten hat. — Was den Eber anbetrifft, so spannt man noch heutzutage häufig auf den Balearen eine Sau, ein Schwein und ein Par kleiner Pferde in ein Gespann; Esel und Eber ziehn dort oft an einem Pfluge, und der leztere wird als Zugtier keineswegs gering geschäzt. Auch ein römisches Marmorrelief im Louvre zeigt eine mit 2 Ebern bespannte Rennbige, und in österreichischen Sagen erscheinen Verdammte, die auf Ebern reiten. (Vergl. übrigens Martial Epigr. de spect. Lib. I. cap. 5.)

Verhältnis zwischen Ross und Mann.

In einem katechismusartig abgefasten „Ratgeber über Pflege der Pferde“ antwortet ein geschäzter moderner Hippologe auf die Frage: „Wie verhält sich der Kavallerist zu seinem Pferde?“ — „Wie die Dampfmaschine zum Dampf!“ — Diser Ansicht sind wir keinesweges; denn weder Dampf noch Dampfmaschine haben eine Spur von Geist, wärend Mann und Pferd wetteifern sollen in blühender Kraft und energischem Wollen. Ross und Reiter sind ein Doppelwesen. Wenn dis die antike Fantasie in der plastischen Form der Kentauern darstellte, so sind auch uns Deutschen *„Ross und Reiter“* zu einem einzigen, durch die Alliteration eng verbundenen Begriff geworden. Wie ganz und gar sie als ein völlig zusammengehöriges Wesen betrachtet werden, zeigt recht deutlich ein

altes Volksrätsel, welches in verschiedenen Gestalten in Deutschland umläuft, z. B. in den folgenden:

Twei Köppe un nor twei Arme,
Sechs Föute un nor teen Teewen,
Veer Föute un nor ein Gang.
Wat ist dat?

Zwei Köpfe, zwei Arme,
Sechs Füsze, zehn Zehen:
Wie soll ich das verstehen?

Wer hat sechs Beine und geht nur auf vier?
Was ich damit meine, das sage mir!

(Sibenbürgisch: *Wier huot siesz fus, und git doch nor aw fare?* —) Oder endlich:

Keem en Deert ut Norden,
Harr ver Ohren
Harr sösz Foet,
Harr en langen Steert —
Rade, wat is dat?!

Dis Rätsel, namentlich in der zulezt stehenden Gestalt, gehört übrigens sicherlich der fernsten Vorzeit der Germanen an, da es sich auch in der nordischen Göttersage findet. Hier legt es der rätselweise Odhin dem Könige Heidreckr von Gothland in folgender Form vor:

Wer sind die zwei, die zum Thing faren?
Drei Augen haben sie zusammen,
Zehn Füsze und einen Schweif die beiden,
Und reisen so über Land.

Hier ist die Lösung: *der einäugige Odhin auf seinem göttlichen Rosse, dem achtfüszigen Sleipnir.* (Vergl. Teil II. Reitende Götter.)

Dasz bei diser innigen Zusammengehörigkeit von Ross und Reiter das Verhältnis zwischen beiden reich an den genausten Wechselbeziehungen und an gemütvoller Zuneigung sein werde, kann man leicht ermeszen. Es ist ein warer Genuss, dem passionirten Reiter zuzuhören, wenn er auf sein geliebtes Pferd zu sprechen kommt: „Er ist stolz und eitel auf das herrliche Tier, auf das er sich unter allen Umständen verlaszen kann. Es ist bequem, sicher, fromm, stolpert niemals, geht wie eine Wige, ist dabei schnell wie der Bliz, stets gesammelt und zeigt („Schwizen“ ist ordinair und ein Feler) selbst nach dem schärfsten Ritt *„nicht ein nasses Har!“**) — Ein solches tätiges,

*) Schon das Mittelalter erkannte es als einen besonderen Vorzug der Pferde, wenn sie nicht leicht nasz wurden. So heiszt es im Lanzelet: „man sah ez selten swizen“ und im Parzival:

„ez wäre kalt oder heiz
eze liez durch reise keinen sweiz,
ez traete stein oder ronen.“

vortreffliches, gut dressirtes, „gänzlich felerfreies“ Pferd ist ein warer Schaz, unbezalbar, nicht mit Geld aufzuwigen, und es ist daher kein Wunder, dasz man sich ihm blindlings anvertraut, dasz der Reiter sich wol als ein Halbgott fült und mitleidig hinabschaut auf alle nur zweibeinigen Creaturen, auf jene armen Seelen, die da *„Schusters Rappen“*, oder wie's der Schweizer nennt *„ihrer Mutter Fülli Bein* (d. h. ihre eigenen Beine) *reiten“* *), oder die, was dasselbe sagen will, *„auf dem Apostelpferde traben (per pedes apostulorum)* **), und dabei gar noch seufzen: *„Reiterzerung schadete nicht, wenn man auch zu Fusze trabt!“* — „Der Geist des Mannes erhebt sich auf dem Rücken des Rosses und steigert das Bewusztsein seiner Kraft mit dem Muthe und der Stärke seines Trägers. Diese Gefühle sind tief in die Brust des Mannes gepflanzt und regen sich schon frühe im männlichen Leben; denn schon des Knaben Herz erbebt vor Freude und er wähnt sich zum Manne gereift, wenn ihm vergönnt ist, ein Ross zu besteigen. Der altersschwache Greis aber blickt noch mit Wonne dem stolzen Tritt des edlen Thieres nach und denkt der schönen verschwundenen Tage, in denen auch er kraftvoll zu Ross erschien.“ (Baumeister.)

Kein Mangel ist an volkstümlichen Regeln für den Reiter, und die meisten davon beziehen sich auf die Behandlung des Pferdes. Allgemein wird anerkannt, dasz das Pferd bei guter Behandlung folgsam und brav, bei schlechter aber starrsinnig und boshaft werde. Denn sein Gedächtnis ist gut; für den geliebten Herrn macht es alle möglichen Anstrengungen, wärend es den Peiniger im Stiche läszt oder sich ihm gegenüber absichtlich ungeschickt anstellt, wie wenn es Schadenfreude an seiner wachsenden Verlegenheit oder seinem blinden Zorn hätte. Daher kommt ser vil auf den Verker mit dem Reitpferde an, und mit groszem Recht beginnt der alte treffliche S. von Tennecker

---

*) Aenlich heiszt's in „Heinrichs Tristan“ 2192: „Kejn ûf siner muoter füle ist gesezzen“; oder in einem volksmäszigen Vers des 16. Jrhdts.:

St. Peter lief zu Fusze auch,
Ritt auf seiner Mutter füllen.

**) Schon im Tristan wird „zu Fusze gehn“ in derselben Weise umschrieben mit: *er reitet der zwelf Boten pfert*, und in gleichem Sinne: *er reit sine arme und siniu bein*, oder: *der riter sine fueze reit.* Das Sprichwort lautet dänisch: *At bruge Apostlernes hest eller rogn;* holländisch: *Hij moet vertrekken per pedes apostulorum*, oder: *Hij is op zijne apostel-paarden gekomen;* französisch: *Aller sur la haquenée des cordeliers*, oder: *Le cheval des capucins.* — Im 17. Jrhdt., als das deutsche Kaisertum tief gesunken war in seinem Ansehn, galt es spöttisch als des Kaisers Gebot: *Wer nicht zu reiten hat, der gehe zu Fusz!*

(1797) seinen Unterricht in der Reitkunst mit der Anweisung, mit dem Pferde umzugehn.

Wer den Deutschen kennt, der weisz, dasz er gern mit seinem Tiere redet und dasz grade bei disem Umgang, der keinerlei Zwang auferlegt, die Gemütsart des Menschen recht ungeschminkt an den Tag kommt. Herr von Krane knüpft hieran eine ser feine Beobachtung. Er sagt: „Mit dem verächtlichen Ausdruck, mit dem Fluch im Munde mindert sich die Sanftmut und Liebe Wenn ich gewont bin „Herum Füchschen!“ zu sagen, so ist die ganze Tonlage schon eine andere, als wenn ich mich des Ausdrucks bediene: „Will das Luder herum!“ und es scheint mir, als wenn bei lezterer Form, im Falle des nicht sofortigen Gehorsams, der Schlag so sicher folgen müste als der Donner dem Bliz, wärend jener gewisz ein: „Na Fuchs!“ einlegen wird...... Da man sich ja leicht in Zorn schwazt, tut man gut, auf der untersten Stufe der Zornesscala anzufangen.“ Eine allerliebste Illustration von den Folgen solcher häszlichen Schimpfereien giebt das alte Märchen vom Armen und vom Reichen:

„Der Reiche hatte den lieben Gott, als er einst auf Erden wandelte, von seiner Schwelle verstoszen, wärend der Arme ihn aufnam und dafür beim Abschied die Erfüllung dreier Wünsche vom Herrn erhielt. Als der Reiche das hörte, warf er sich auf's Pferd, eilte dem Herrn nach, traf ihn, und auch er empfing auf seine Bitte die Gewärung der drei Wünsche, die er zunächst aussprechen würde. — Wie er nun heimritt und nachdenklich die Zügel fallen liesz, fing das Pferd zu springen an und störte sein giriges Sinnen. Als er es vergebens zu beruhigen gesucht, rief er ärgerlich und ungeduldig: „So wollt' ich, dasz du den Hals zerbrächst!“ Wie er das gesprochen — plump lag er an der Erde; das Pferd war regungslos tot und sein erster Wunsch erfüllt. — Weil er nun geizig war, schnitt er's Sattelzeug ab, hing's auf den Rücken und tröstete sich weitergehend damit, dasz er ja noch zwei Wünsche habe. Wie er aber langsam in der Mittagsglut durch den Sand schlich, ward's ihm gar verdrieszlich. Der Sattel drückte ihm arg den Rücken, und er konnte auch durchaus zu keinem Entschlusz darüber kommen, was er sich wünschen solle. Da dacht' er an seine Frau, wie gut die's jezt habe, in küler Stube, bei frischem Trunk. Das ärgerte ihn, und neidisch sprach er so vor sich hin: „Ich wollte die säsze daheim auf dem Sattel und könnte nicht 'runter!“ Kaum gesagt, so war von seinem Rücken der Sattel verschwunden und auch sein zweiter Wunsch erfüllt. Da ward ihm erst recht heisz, und wie er heimkommt, sizt seine Frau mitten in der Stube auf dem Sattel, jammert und ruht nicht eher, als bis er sie mit seinem lezten Wunsche wider ledig sprach und ihr herunter half. — Das aber sind die Folgen des Fluchens zu Pferde.*)

Wie verständig und anmutig man dagegen mit dem guten Tiere schwazen kann, lert uns ein naives Volksrätsel.

*) Die gleiche Lehre gibt und den gleichen Geist atmet eine osnabrückische Sage de Kolk to Ilken, die Firmenich (I. 247) mitteilt.

Wer sagt so zu wem?

„Ich steh vor dir, das siehst du;
Ich musz auf dich, das weiszt du:
Ich auf dich, du unter mich;
Ich hab' ein par Dinger, die kizeln dich!“

Das ist doch ein grundgemütliches Geplauder, so recht im Sinne der harmlosen Kinder und des heiter beobachtenden Volks!

Und nun zu den Sprichwörtern! *Wer ein Ross reitet, erkennt seine Art. — Auf ein ungezäumt Pferd gehört ein alter Reiter. — Wer langsam reitet, soll früh satteln. — Neben dem Pferde gegangen, ist nicht geritten. — Lange Pferde, kurzer Ritt. — Kleines Pferd, kleine Tagreis. — Rasches Pferd kommt oft krank nach Hause. — Williges Pferd soll man nicht treiben. — Wer weiter will als sein Pferd kann, size ab und gehe zu Fusze.*

Der Gaul, den wir mutwillig plagen,
Das Recht hat, hinten auszuschlagen!

Das wird nun freilich den Reiter nicht besonders behelligen! — Eine schöne Hauptregel kommt in den verschiedensten Abwandlungen vor. Wir geben deren drei:

Bergauf sachte!
Bergab achte!
Gradaus trachte!

Bergab leite mich!
Bergauf schone mich!
In der Ebne brauche mich!
Im Stall vergisz mich nicht!

In der Jugend hege mich!
Im Stalle pflege mich!
In den Bergen treib mich nicht!
In der Ebne schon mich nicht!

Manche Regeln gehn Reiter und Pferd gemeinschaftlich an, z. B.

Wo der Rab sizt auf'm Dach und der Fuchs vor der Tür,
Da hüte sich Ross und Mann dafür!

Das sind also üble Vorzeichen, grade das Gegenteil des schönen Zurufs, den man wol über den Pforten ostfriesischer Häuser findet:

Alle, die hier vorübergehn, reiten und faren,
Die wolle der liebe Gott bewaren.

Wenn so das Ross Freud' und Leid mit dem Reiter teilt und im eigentlichsten Sinne sein *Gefärte* wird, so ist es natürlich, dasz beide Teile einander oft warhaft befreundet werden müszen. Namentlich im Kriegsleben, im Kampf und auf dem Marsche erproben die Pferde ihre rürende Treue. „Sie anen die Gefar, warnen den Reiter, stürzen sich mit ihm auf den Feind, den sie zulezt selbst mit den Zänen bekämpfen; und traurig nickend

stehn sie beim gefallenen Gebiter, denn er hat sie oft beim Namen gerufen und auf einsamen Zügen gesprächige Rede mit ihnen gewechselt.“ Aber dise Liebe ist auch gegenseitig und hat sich oftmals ergreifend ausgesprochen. So singt Hoffmann von Fallersleben:

1. „Ich hab' mein Ross verloren,
Mein apfelgraues Ross;
Es war so treu im Leben,
Kein beszres kann es geben
Im ganzen Zug und Tross.

2. Und als es kam zu sterben,
Da blickt es mich noch an,
Als spräch's mit stillen Mienen
Kann Dir nicht weiter dienen;
Ade! mein Reitersmann!

3. Und als es war gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein
Wol unter grünen Matten
In eines Lindenbaums Schatten;
Das soll sein Denkmal sein.

4. Da sizen die kleinen Vögel
Und halten das Todtenamt.
Ihr braucht nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Ross gewesen:
Sie singen's insgesammt.“

Das Reitzeug.

Die Wechselwirkung zwischen Ross und Reiter wird durch einige Geräte vermittelt, welche teils vom Reiter, teils vom Pferde getragen und unter der gemeinsamen Benennung *Reitzeug* begriffen werden. Es sind: Zaum, Sattel und Sporn.

1. Der **Zaum** (altdeutsch *gezoume*) stammt offenbar von derselben Wurzel wie *zam*; *zäumen* und *zämen* ist dasselbe Wort. Zaum heiszt überhaupt alles das, wodurch man den Kopf des Rosses bemeistert, und in disem Sinne ist auch schon die *Halfter* (althochdeutsch: *halftra*, mittelhochdeutsch: *halfeter*, englisch und plattdeutsch: *halter*), der blosze Kopfriemen mit Halsgurt, ein Zaum zu nennen. Gewönlich jedoch versteht man unter diser Bezeichnung das Lederzeug, durch das man ein Gebisz im Maul des Pferdes befestigt und bewegt. Daher die Redensart: *dem Pferde Zaum und Gebisz auflegen.* Lederzeug und Gebisz gehören indesz unmittelbar zusammen, sie bilden vereint das *Zaumzeug* und dis besteht aus dem Hauptgestell, dem Mundstück und den Zügeln.

Das *Hauptgestell* dient zur Haltung des Gebiszes. Das *Mundstück* oder *Gebisz* (mittelhochdeutsch: *gebiszen* = anbeiszen, *britil*, *prittil* oder *bredel*, wovon das französische *bride* für Zügel und das englische *bridel* für Stangengebisz) ist eine Vorrichtung, welche dazu dient, dem Pferde durch einen Druck auf die Lefzen oder auf die Kinnladen den Willen des Reiters kundzugeben. Man

hat hänfene, hölzerne und metallene Gebisze: in diser Reihenfolge wol der historischen Stufenleiter der Entwicklung des Gebiszes entsprechend. Die hänfenen sind jezt nur noch im Gebrauch uncultivirter und armer Besizer; die hölzernen dagegen, die sogenannten *Knebel*, werden zur Schonung des Maules gewönlich denjenigen Pferden angelegt, welche in Kuppeln versendet werden. Am gebräuchlichsten sind die metallenen Mundstücke, und bei disen unterscheidet man Trensen- und Stangebisze. Die *Trense* ist warscheinlich eine der ältesten Vorrichtungen, durch welche der Mensch versuchte, Herr des Rosses zu werden, indem er auf die Empfindung im Maul desselben wirkte. *Trens* heiszt im Niderdeutschen überhaupt eine Schnur; auch das spanische *trenza* für Zaum ist wol dem Deutschen entnommen. Die Wirkung der Trense geht durch Erhebung und Senkung der Reiterfäuste auf die Lefzen; nur bei ser tief gestellter Faust gelangt man zu einem schwachen Druck auf die Kinnlade. Will man wirklich auf dise wirken, so bedient man sich des *Stangengebiszes*, der *Kantare*. Die Herleitung des lezteren Wortes ist zweifelhaft. Es mant an das italienische *cansare*, d. i. ausbeugen; aber das Wort selbst felt grade in den romanischen Sprachen ganz. Ob es, wie man behauptet hat, magyarischen Ursprungs sei, vermögen wir nicht zu entscheiden; interessant aber ist es, dasz Fick neuerdings das altindogermanische, „Saumtier und Packpferd" bedeutende Wort *kantâra* aufgestellt und von *kant* = stacheln abgeleitet hat, was der modernen Bedeutung von Kantare ser nahe käme. — Man teilt das Stangengebisz in Obergestell, Mundstück, Bäume und Kinnkette, durch deren künstliche Zusammensezung die Stange, je nach ihrer Einrichtung, eine gröszere oder geringere Hebelkraft zur Verstärkung der Faustkraft erzeugt, mit welcher man das Pferd stellen und regieren will. Das Obergestell verbindet das Gebisz mit dem Hauptgestell und der Kinnkette. Mundstück im engeren Sinn ist die im Maule ligende Stange. Es ist *gelind*, wenn es, dick und gelenkig, mer auf die fleischigen Teile als auf die Kinnladen wirkt, *scharf*, wenn es dünn und feststehend ist und wenn der in der Mitte der Stange angebrachte Bogen, die Zungenfreiheit, stark geschwungen ist. Bäume nennt man den unteren Teil der Stange vom Mundstück an; je länger (resp. gekrümmter) sie sind, um so schärfer ihre Hebelwirkung. An ihrem unteren Teile, den Kloben, werden die *Zügel* befestigt. — Bei der Anwendung diser Vorrichtung handelt es sich übrigens keinesweges um ein blosz

mechanisches Kraftresultat; denn es soll hier ja auf ein empfindendes selbsttätiges Wesen gewirkt werden. Das Pferd musz die Sprache der Stange erst lernen. Anfangs ist das Gebisz dem Tier stets unangenem, und es versucht, dasselbe mit der Zunge hinauszustoszen, nach und nach „gewinnt es dem Gebisz Geschmack ab“, es „*kaut*“, und hat es sich ganz damit befreundet, so „*spielt*“ es wol auch damit. Wenn das Gebisz richtig wirken soll, so musz das Pferd „Anlenung“ daran haben, d. h. das Mundstück musz dergestalt frei auf den Laden ruhn, dasz auch die leiseste Bewegung der Faust dem Pferd empfindlich wird. Das sich selbst überlaszene Tier entzieht sich natürlich diser innigen Correspondenz zwischen Reiterfaust und Mundstück, und darum musz der Reiter beim „Versammeln“ sein Pferd an das Mundstück „herantreten“ laszen. Um dem Tiere das gehörige Masz der Empfindung zu geben, bedarf es einer ser „delikaten“ Faust. „Der Naturalist wird mit der schärfsten Stange ein hartmäuliges Pferd nur noch zu gröszerer Widersezlichkeit reizen und sein Leben in Gefar sezen, indesz ein kunsterfarener Reiter das nämliche Ross auf einer Filetstange reitet.“ (v. Arnim.)

In einzelnen Fällen der Abrichtung, namentlich bei jungen, rohen Pferden, wendet man den „*Kappzaum*“ oder „*Kopfzaum*“ (französisch: *cavecon*, italienisch: *cavezzon* von *caput*) an, der nach Art einer Kappe über die Nase weggeht, sodasz es des Gebiszes nicht bedarf, welches bei der ersten Erziehung schwiriger Pferde so oft eine dauernd schädliche Einwirkung auf das Maul ausübt. Durch Verlängern (*alonger*) dises Kappzaumes oder der Halfter erhält man die beim ersten Unterricht junger Pferde oder Reiter verwendete *Longe*, von der die Redensart „*Einen an die Longe nemen*“ stammt, welche genau dasselbe bedeutet, wie „Einen am Gängelbande füren“.

Der Reichtum von Redensarten, die sich an Zaum und Zügel knüpfen, ist übrigens, wie jedermann bekannt, auszerordentlich grosz. Herrscher *ergreifen die Zügel der Regierung*. Wol ihnen, wenn sie reiten können! Sie müssen eine feste, kundige Hand haben, um das edle Ross *im Zaum zu halten* und vor *Zügellosigkeiten* zu hüten, one dasz es sich stumpf *auflent* oder *hartmäulig* wird. Wie vile meinen fälschlich, das Höchste sei, ein Ross *kurz zu halten*, damit es in jedem Falle schnell *parire*. Wie mancher legt dem edlen Tiere den *Kappzaum* an, weil es *störrisch* oder *halsstarrig* sei, oder „*hinter der Hand stehe*“ („den Zügel nicht annäme“), und er merkt

gar nicht, dasz seine Befele unverständlich bleiben, weil er *das Pferd beim Hintern aufgezäumt.**) — Wer sich in unwilligem Groll zu etwas gezwungen sieht, was ihm verhaszt ist, *knirscht in den Zügel* und läszt dafür, sobald er sich wider frei fült, seinem Eigenwillen erst recht *den Zügel schieszen.***) — *Das Pferd beim Zaum, den Mann beim Wort!* ist ein schöner Spruch; und wie fein belert uns über richtige Zügelung der Sinnlichkeit das Wort: *Man musz das Pferd und nicht den Reiter zäumen!* Wie manchen trifft das Hildesheimer Schlagwort: *„Den kost de Tum ôk mer as dat Pêrd", segt Licke.* — *„Hat der Mensch Zügel!"* ruft die Vulgärsprache, wenn sie Jemanden bezeichnen will, den das Glück verfolge. Und sie hat Recht! Denn wer unter allen Umständen die Zügel hat, der kann auch alles zu gutem Ausgang lenken. Daher stammt denn wol auch die süddeutsche Redensart: *wiszen wo die Zäume hängen*, für „Bescheid wiszen" überhaupt. — Wenn ein Offizier pensionirt wird, so sagt man, er sei *„abgehalftert"* worden; wenn man aber ein Pferd verkauft, so gibt man ihm eine Halfter mit. Daher heiszt das Trinkgeld, welches man dem Diener des Verkäufers gibt, *„Halftergeld"*. — Pferd und Zaum sollen stets beisammen bleiben. *Selbst wenn der Teufel das Pferd holt, holt er den Zaum mit* und *„hollt d'r Deuvel d'r Zom, kann ä och das Päd hoole!"* (Düsseldorf.) Immerhin aber gehört er nur zum lebendigen Tiere, und nur die Narren sind's, die *Zaum und Sattel mit dem Pferd zum Schinder füren.*

Der **Sattel** (althochdeutsch: *satul*, mittelhochdeutsch: *satel*, angelsächsisch: *hersessel*). Das Wort stammt offenbar aus derselben Wurzel wie z. B. *sezen, Seszel, sideln* u. s. w. — Die Grundlage des Sattels bildet ein Holzgestell, *Sattelbäume* genannt, welche durch *Stege* oder *Schaufeln* verbunden sind. Der eigentliche *deutsche Sattel* ist nur noch bei einigen Reitertruppen, z. B. den preuszischen Kürassieren, im Gebrauch. Der gröste Teil der Cavallerie sizt auf dem ungarischen *Bock*; sämmtliche Cavaliere schweben auf der glatten englischen *Pritsche*, und den Damen ist der *Queer-* oder *Zwergsattel* zugefallen. Nun, ein tüchtiger Reiter ist *in jedem Sattel gerecht*; und so wichtig diser auch ist: *Das Ross wird nicht nach dem Sattel beurteilt.*

---

*) Luther braucht: *Das Ross unter dem Schwanz zäumen.*

**) *Den Zügel schieszen laszen* wird altdeutsch durch *hengen* (den Zügel hängen laszen) ausgedrückt. Daher noch jezt unser Ausdruck: *einer Sache nachhängen*, d. h. ihr mit verhängtem Zügel nachjagen.

Satteln ist eine Kunst. Leicht wird durch zu festes Anziehn des Gurtes dem Pferde das Atmen erschwert, und daher blähen sich manche Tiere von vornherein beim Satteln auf, um später mer Spielraum zu haben. Oft wird auch das Pferd durch falsche „Sattellage“ gedrückt*), oder dem Reiter die Einwirkung auf den Rücken des Rosses beeinträchtigt. — Das Sprichwort rät:

Sattle rückwärts, lieber Bruder,
Dort sizst du am Steuerruder!

Das ist aber wol nicht richtig, und man wird beim Satteln, wie gewönlich in der Welt, die rechte Mitte zu halten haben, oder es trifft wol gar ein anderes Sprichwort zu:

Sattle vorwärts, lieber Bruder,
Hinten schlägt das tolle Luder!

Unsren Vorfaren war in ihren groszen bequemen Sätteln ungemein häuslich zu Mute, und so brauchten sie ihn natürlich auch häufig als bequemes Bild in der Rede.

Wer sich schnell überall zu finden weisz und *wie ein Postsattel auf alle Pferde gerecht* ist, der mag's wagen, *umzusatteln,* in seiner Carriere nämlich. Solche Leute sind oft ser brauchbar, denn mer als je gilt es heute, auch auf ungewonten Posten *sattelfest* zu sein. Wer aber faul in der Welt umherlungert, *der sattelt dem Teufel das Pferd,* und er darf sich nicht wundern, wenn der ihn auch reitet und nachher nicht so leicht wider *den Sattel räumt.* Wer als Trunkenbold nachts heimkerend hin und her schwankt, von dem meint man, *er hat auf einem Bösewicht gesattelt.* — Das Sprichwort sagt: *Wer gut sattelt, reitet gut.* — *Es gehören nicht zwei Sättel auf ein Pferd.* — *Bist du Ackerochs, so beger keinen Sattel!* — Wem fiele nicht häufig, z. B. beim Zeitungslesen, die Redensart ein: *Wer's Ross nicht schlagen darf, schlägt den Sattel.* Im Altdeutschen wird „Sattel“ häufig für „Besiz“ gebraucht. In der veralteten Rechtssprache z. B. heiszt: *„den Kläger in den Sattel weisen“* sovil als ihn in den Besiz des eingeklagten Gutes sezen. Und dem entspricht auch die Redensart: *Wenn der Sattel ler ist, kann man aufsizen.* Und wie herrlich spiegelt sich der Reitergeist deutscher Vorzeit in jenem Worte, das den Sattel zum Tron erhebt: *Wenn der Kaiser stirbt, so schwingt sich der König in den Sattel.*

Zum Sattel gehören die **Steigbügel**, an welche das Sprichwort die boshafte Lere knüpfte: *Hilft dir einer in den Bügel, must*

*) Daher das französische Sprichwort: *Vous ne savez pas ou le bast me blesse!* das ganz unsrem Wort vom Schuhdrücken entspricht.

du ihm zum Dank aus dem Sattel helfen. — Aeltere Worte für „Steigbügel“ sind *Stegerhaft* und *Stegreif*, wovon das französische *estrier* oder *étrier* und *Staffel*, wovon das italienische *staffa*. — J. Fischart singt in seinem „Glückhafften Schiff“:

Dan arbait, mühde, Schwais vnd Frost
Sind des Rums vnd der Tugend kost:
Das sind die *Staffeln vnd stegraif*,
Darauf man zum lob steiget steif.

Das Wort „Stegreif“ ist Anlasz zu einer der verbreitetsten Redensarten, deren Sinn wol so Manchem nicht aufgegangen. *Eine Rede aus dem Stegreif halten*, heiszt, schon mit dem einen Fusz im Bügel, im eiligen Augenblicke des Fortreitens, also freilich wol unvorbereitet, reden. — Das scharf beobachtende Volksrätsel fragt scherzend: „*Wann steht der Kaiser auf einem Bein? Wenn er zu Pferde steigt!*“ Man nimmt also an, dasz der gekrönte Herr nicht gleichfüszig in den Sattel springt.

Wie das Hufeisen als Schuz- und Truzwaffe des Pferdehufes in hohem Ansehn steht, so gilt das Gleiche von dem entsprechenden Abzeichen des Reiterfuszes, von den **Sporen** (altdeutsch: *sporun, sporin*, sing.: *sporo*). Sie sind das mächtigste Mittel, um das Ross anzutreiben, und wurden als solches vom Mittelalter noch vil mer und energischer angewendet, als heutzutage von uns. Eine Fülle von Ausdrücken bezeugt dis: *mit sporn betwingen, drücken, gruezen, hauwen, manen* und *nemen.* — „*Den orsen wunden geben mit den sporn*“, heiszt's im Willehalm, und in der Beschreibung des Turniers von Nantes:

hie wurden oersch gehauwen,
daz in daz verch brauwen
begonde von dem bluote rot,
daz jn durch grimmeliche not
uz siten wart gedrungen.

Ein altes Sprichwort sagt: *One drei Dinge musz man nicht auf drei Dinge gehn: one Ruder nicht auf's Schiff, one Zügel nicht auf den Wagen und one Sporen nicht auf's Pferd!* — so dasz für den Reiter also die Sporen wichtiger erschienen als die Zügel.

Folge diser ausgedenten Benuzung und Bedeutung war die ceremonielle Hochschäzung der Sporen; zumal der goldenen, des Symbols der Ritterschaft. Wie manches jungen *Heiszsporns* schönste Tat entsprang der Sensucht, sich *die Sporen zu verdienen*, sich Aufname zu erwerben in die Ritterschaft, sei es des Geistes oder des Degens; denn auch die erstere schon

rümten unsre Vorfaren mit dem kräftig schönen Worte: *„Er hat Sporen im Kopf!“* *)

Und wie die Sporen auf den lustigen Blumenbeten des Frühlings durch den *Rittersporn* **) vertreten sind, so felen sie auch nicht in der Sprache des Volks. Hoffnung *spornt uns an*; *spornstreichs* eilen wir erwünschten Zielen zu. — *Begierde sezt Sporen in die Haut.* — *Er reicht ihm nicht an die Sporen,* bedeutet Aenliches wie: „er ist nicht wert, ihm die Schuhriemen zu lösen“. Und wenn man von Einem sagt: *Er will mit Stifeln und Sporen in den Himmel!* so kann man sicher sein, dasz er den alten Adam nicht ausgezogen hat. — Das Sprichwort meint: *Sporen leren laufen. Gemietet Ross und eigne Sporen machen kurze Meilen.*

Fremdes Ross und eigne Sporen
Haben oft den Wind verloren.

So wird der Sporn hundertfach in Ernst und Scherz als Bild gebraucht. *Gestifelt und gespornt* heiszt gradezu sovil als „vollständig angezogen“; denn allenthalben sind Stifel und Sporen das Bild gerüsteter Mannhaftigkeit vom Feldherrn bis herab zu den siben Schwaben, die da singen:

Jokele, geh du voran.
Du hast ja Stifel und Sporen an,
Dasz dich der Has nicht beiszen kann.

*) Zuweilen wird dis Wort auch in üblem Sinne gebraucht und bedeutet dann sovil wie: „er hat Raupen im Kopf“, „er hat einen Sparren zuvil“. (Vergl. auch Teil II, Ross und Reiter im Kultus, „R. u. R. im Recht,“ und Teil III, Mittelalter, „Geschichte des Rittertums“.

**) An den *Rittersporn* knüpft sich ser vil Volksaberglaube. In Bayern z. B. wirft man ihn in's Sonnenwendfeuer und spricht: *„Es gehe hinweg und werd verbrennt mit disem Kraut all mein Unglück.“* — Im Zimmer aufgehängt, schüzt blauer Rittersporn vor Augenleiden u. s. w.

3.

Das Furwesen.

Namen des Furwerks.

Wir treten nun an die Besprechung eines Themas heran, welches in der Tat nur als ein Gränzgebiet unsres Stoffes zu betrachten ist. Als solches wollen wir es denn auch hier behandeln, und indem wir in äuszerster Kürze an diser Stelle die sprachlichen Bezüge des Furwesens überschauen, machen wir zugleich darauf aufmerksam, dasz einiges Nähere über das Geschichtliche dises Gegenstandes im historischen Teile unsres Buches anzutreffen sein wird.

Von vornherein bieten sich bei den verschiedenen Namen des Gefärts (lat.: *vectura*, ital.: *vettura*, franz.: *voiture*) die interessantesten Parallelen mit denen des Pferdes. Es sind eben auch ganz vorzugsweise Bewegungsbezeichnungen. Das keltische Wort für Pferd „*vehorheda*“ sezt sich — wie Seite 4 erwänt — aus zwei dergleichen zusammen, die denn auch beide Grundlage der umfassendsten Gefärtsbezeichnungen sind.

Das Wort **Wagen** (ahd.: *wagan*, angels.: *väcen*) nämlich ist unmittelbar auf „be-*wegen*“ zurückzufüren; es wächst somit aus derselben groszen Urwurzel, der u. a. die deutschen Wörter: *Weg*, *wegen* (Präpos.), *wigen*, *wogen*, *wägen*, *wackeln*, *wehen*, wie das lateinische: *vehere*, *veha (via)*, *vagus*, das griechische: *ἔχειν*, *ιχνος*, *οχος* entspringen und die auch im ersten Teil jenes keltischen „*vehorheda*“ erscheint. — Der zweite Teil desselben, „*rheda*“, ist aber gradezu das auch bei J. Cäsar vorkommende gallische Wort für Furwerk, welches nicht minder den germanischen Sprachen angehört, da es unmittelbar auf die Bewegungsbezeichnung „reiten“ hinfürt. Wir haben schon früher erwänt, dasz die Redensart *auf einem Wagen reiten* noch heut üblich ist, und daher kann es nicht befremden, dasz im Altdeutschen die Zusammensezung *reitwagan* erscheint. Bei Notker bezeichnet sogar nur *reita* und *gereite* einen Wagen, der im Angelsächsischen *rad*, im Schwedischen *Reid* heiszt, ein alter Name, der für einen der wichtigsten und jedenfalls be-

wegtesten aller Teile des Wagens, das *Rad,* noch heut in stetem Gebrauche auch der hochdeutschen Zunge ist.*)

Grosz ist die Fülle von Wortzusammensezungen mit Wagen zur Bezeichnung der verschiedenen Arten: *Stulwagen, Kinder-, Roll-, Last-, Schlepp-, Post-, Güter-, Fracht-, Bauer-, Leiter-, Plan-, Dünger-, Schleif-, Ernte-Wagen* u. s. w. — Auf der Eisenban ist das gute deutsche Wort endlich als vilgereister *„Waggon“* aus England und Frankreich neumodisch aufgepuzt zu uns zurückgekert.

Weisen die bedeutenden Wörter *„Wagen“* und *„Rad“* auf die in *„vehorheda“* vereinigten Bewegungsbezeichnungen, so leitet ein anderes Wort auf diejenige Wurzel, welcher *„Ross“* zu entstammen schien, nämlich auf *„currere“*. (Vergl. S. 9.) Wir meinen das die älteste Form alles Furwerks bezeichnende Wort **Karre.****) Es lautet:

altdeutsch: *charro, karr.*
süddeutsch: *der Karrich, Karch, Karren.*
niderdeutsch: *kaar* und *kar.*
mitteldeutsch: *die Karre.*
gälisch: *car;* irisch: *caraiste.*

Aus disem alten Worte haben sich eine Menge von Nebenformen entwickelt: *Karriole, Kurrete, Korrete* und *Karrete,* vor allem aber das stolze *Karrosse,* das schon im Mittelhochdeutschen als *karosche* oder *karrutsche* erscheint, und ebenso auch in den romanischen Sprachen (ital.: *carrozza,* span.: *caroza,* franz.: *carosse)* allgemein üblich ist, ja mutmaszlich unmittelbar vom latein.: *carruca* abstammt.

Ebenfalls auf eine schon bei den Namen des Pferdes erwänte Bewegungsbezeichnung fürt das Wort **Kutsche** zurück. — Wir kennen bereits das alte *hotten* oder *hossen* für „gehen“ (vergl. S. 15 unter *Hess*); eng anschlieszend ist das in ganz Süddeutschland gebrauchte *hutschen* für „schaukelnd bewegen“. In Oberdeutschland heiszt ein Tragezuber *Hotte* oder *Kotze,* ein Tragekorb im Französischen *la hotte. Hotze* bedeutet in Mitteldeutschland demgemäsz sowol „Wige“ als „Kutsche“; *Gauz* desgleichen eine „Schaukel“, *Gautsche* eine „Sänfte“, ein „Faulbett“ oder eine „Kutsche“, deren Bedeutung sich somit zu der eines Schaukel-

*) Wie hier das Rad äuszerlich und etymologisch dem Gefärt zu Grunde ligt, so im Sanscrit die Axe. *„Akshus“* bedeutet dort sowol die Axe, als das gesammte Gefärt. Und auch wir rechnen im Eisenbanverker nach „Axen“.

**) Es gibt auch deutsche Zeitwörter, die dem „currere“ entsprechen. Das süddeutsche Idiotikon *„karreln“* bedeutet noch heut „über Land faren“; und das Beschreiben des richtigen Bogens beim Umbiegen oder Einfaren mit einem Gefärt heiszt *„karen“* (oder „die Reite nemen“).

wagens zusammenzieht. Es ist die Bequemlichkeit der durch Hängesize vervollkommneten Karre, die ihr die Bezeichnung „Kotze“ d. i. Wige eingebracht hat, und die den Namen *„Kutsche“* (nhchd.: *„Gudsche“*, plattd.: *„Kuzze, Kuttske* und *Kuzzwaen“*) nicht nur in Deutschland, wo die Kutsche zuerst auftrat, sondern auch in den Nebenländern Geltung verschaffte. — Dis gewinnt noch an Warscheinlichkeit, wenn man bedenkt, dasz holländ.: *koets*, engl.: *couch* ein Bette bedeutet, und man das hochdeutsche *kauern*, nidersächs. *kautzen* und *kutzen*, das oberdeutsche *kuschen* und das französische *coucher* zur Vergleichung heranzieht.

Diser, wie uns scheint, höchst einfachen und einleuchtenden Erklärung stehn mere andere gegenüber; zunächst eine scheinbar historische. Da die Kutsche nämlich nicht nur polnisch *kocz*, böhmisch *koc*, sondern auch ungarisch *koczi* heiszt, so nimmt schon Avila (1550) den ungarischen Ursprung der Kutsche in Anspruch und fürt ihn auf das Dorf Kotze in der Wieselburger Gespanschaft zurück, woselbst Mathias Corvinus 1450 zuerst die wesentlichsten Verbeszerungen am Furwerk vorgenommen haben soll. — Dem entgegen befürwortet Diez romanischen Ursprung des Wortes *„Kutsche“* aus *conchula* oder *coclea* d. i. Schneckenhaus, wovon das italienische Wort *cocchio* für Kutsche abgeleitet werden soll. — Am seltsamsten aber ist offenbar die Erklärung, welche Dr. Voigtmann in seiner Schrift über Max Müllers „Bau-wau Theorie“ entwickelt. — Kutsche oder koc bedeutet ihm „Prachtwagen“ und lasze — wie Galley und Galere, welches Prachtschiff bezeichne — die Wurzelanschauung des „prächtigen Hanes“ (*cock* oder *gallus*) nicht verkennen.

Ein groszer Teil der übrigen in Deutschland gebräuchlichen **Furwerksbezeichnungen** ist übrigens zweifelsone **localer Herleitung**. — Der *Landauer* (ein nach vorn und hinten zurück zuschlagender Reisewagen) trägt seinen Namen, weil mit dem ersten Kunstwerk diser Art 1702 Joseph I. vor Landau zog. — Andere Gefärte heiszen nach den Erfindungsorten; so der *Hamburger*, ein einfacher, meist verdeckloser Stulwagen, und die *Berline* (in kleinerer Gestalt *Berlignot*), deren Name mit dem vortrefflichen Fabrikat in alle europäischen Länder übergegangen ist. — Nach einem Themseplaz bei London scheint der *Tilbury* zu heiszen.

Andere jezt in Deutschland gebräuchliche **Wagenbezeichnungen** sind unmittelbar **aus fremden Sprachen** überkommen. Der lateinischen angehörig ist der *Omnibus*, der jezt in allen

groszen Städten der Erde unentberlich geworden ist, keineswegs aber als eine so neue Erfindung betrachtet werden darf, wie man gemeinlich annimmt; denn sein Geburtstag fällt schon in den März 1662.*) — Vollständiges Heimatsrecht hat sich seit Anfang des laufenden Jarhunderts die russische *Droschke* bei uns erworben, jedoch one den ursprünglich karakteristischen Quer-reitsiz. — Das Wort stammt mutmaslich vom slavischen *drozka*, d. i. Engweg, wie er nur mit einem kleinen Furwerk befaren werden kann. — Aus England eingewandert ist der *Gig*, ein offner, zweirädriger, leichtbeweglicher Gabelwagen. Aus Frankreich stammen: die *Diligence*, die *Chaise*, der *Phaëton*, das *Cabriolet* und vor allem der in Deutschlands verschiedensten Städten täglich tausendmal gebrauchte *Fiaker*, dessen Name zuweilen gar fälschlich auf *via* und *agere* zurückgeleitet wird. Seine Heimat ist Paris, wo 1650 Nicolas Sauvage den ersten Lonwagenstand auf der rue St. Martin am Hotel St. Fiacre**) errichtete, das hiedurch unsterblich geworden ist.

Faren und Furwesen in der Sprache.

Das Faren und das Furwerk haben sich zwar bei weitem nicht so vil in der Sprache gespiegelt, wie das Reiterwesen; dennoch aber ist auch aus diser Quelle manches Wort und mancher Spruch geflossen.

Unter „*Faren*“ versteht man jezt das Fortbewegen mit Hilfe eines Furwerks resp. Farzeugs, oder das Lenken der Zugtiere vom Wagen aus, mit Hilfe der durch Zügel bewegten Trensen. Dise bestimmte Bedeutung hat sich indes erst ser spät herausgebildet, ja im dichterischen Sinne (*Farten und Abenteuer*, *farende*

*) Der berümte Mathematiker Pascal hatte den Omnibus erfunden und stand mit dem Herzoge von Roannes und andren hohen Adiigen an der Spize des ersten Omnibus-Unternemens in Paris, dessen Einrichtung schon grosze Aenlichkeit mit der gegenwärtig überall üblichen aufwies. — Nach ihrem Farpreise nannte man dise neuen achtsizigen Wagen „carosses à cinq sous“. Mit ganz auszerordentlicher Festlichkeit fand die Eröffnung der ersten Linie statt. Louis XIV. selbst machte eine Fart im Omnibus. Trozdem konnte sich das Institut nicht halten, ging ein und feierte erst 1823 seine Auferstehung zu Paris. Kurz darauf wurde es in London eingefürt, und seit den vierziger Jaren ist der Omnibus auch in Deutschland zu Hause.

**) St Fiacre, Son eines schottischen Königs, war ein Apostel der Franken, der in der Mitte des 7. Jarhunderts lebte. Er ist noch heut Schuzpatron der pariser Kutscher.

Leute, farende Sänger), im Bergwerkswesen und in einzelnen Landschaften hat das Wort *faren* noch heut die umfaszende Bedeutung jeder Art menschlicher Fortbewegung.

Keineswegs mangelt es an Redensarten, die sich auf das Faren und seine Vorbereitungen beziehn: *In's Geschirr gehn — Ser angespannt werden — Er hat früh ausgespannt — Jemanden abspänstig machen — Abgespannt sein — Widerspänstig werden*) — Hartnäckig oder starrköpfig sein (Wider den Stachel löken) — Halsstarrig wie ein polnisch Pferd* u. s. f. — *Ehegespons* heiszt ein im *Ehejoche* (auch latein.: *conjugium*) seufzendes Menschenkind, bestimmt, unwiderruflich mit einem andren gemeinschaftlich die Last des Daseins zu ziehn, wenn es auch noch so oft seufzen mag:

> *„Spann aus, spann aus, o frommer Gott!*
> *Spann mich aus disem Karren!"*

Dasz es gar vile so Seufzende gibt, kommt wol daher, dasz die Zusammengespannten oftmals nicht das Sprichwort beherzigen: *Wenn Eheleute nicht zugleich ziehn, bleibt der Wagen im Kot stecken.* Passirt ein solches Unglück, so ist's doch immer noch am gescheidsten, sie ziehn ihn mit einem gemeinschaftlichen tüchtigen Ruck wider heraus, als dasz sie rechts und links davon laufen. Gewönlich eilen sie doch nur in ein neues, noch schwereres Joch und kommen, wie H. Sachs sagt, *ausz dem karren in wagen.* Beszer ist's also, man hält aus. *Wer sich läszt anspannen, der musz ziehn,* so lange bis es von ihm heiszt: *„He hett utspannt!"*, was in Rügen sovil bedeutet, als „er ist gestorben". Und dann sehe er noch zu, dasz man nicht von ihm sagt, wie Gailer von Kaisersberg von einem Dahingeschiedenen: *„Ich förchte aber, dasz er vom Karren disz ellends gespannen werd in den Wagen des ewigen feuers."* — Aber wir sind zu ernst geworden. Keren wir zu handgreiflicheren und lustigeren Dingen zurück! — Schon im „Tristan" bezeichnet: *„die Pferde hinter den Wagen spannen,"* eine Dummheit begehen. Dasselbe Thema variiren Redensarten wie: *Den Ochsen satteln und's Pferd koppeln. — „Unrecht!" saed Klas, dar toemt he dat Pierd bin Swans up. — „Practica est multiplex!" sä de Bur, do bund he sin Pier mit'n Stêrt an Plôg. (Brider son cheval par la queue.) — De Köh vör Ossen anspannt, mag sine Pere melken! — Zehn-*

---

*) *Abspänstig* und *widerspänstig* stammen übrigens möglicherweise nicht vom mittelhochdeutschen „spannen", sondern von „spanen", d. i. „locken" oder von „span", d. i. Streit; doch bleibt es immer am warscheinlichsten, dasz es von Zugtieren entlent ist, die sich beim Anspannen gegenstemmen.

spinner ist der scherzhafte Ausdruck für einen Zehntalerschein. — Allerliebst bezeichnet das sibenbürgische Volksrätsel die vier Räder:

Far jangfern lufe sij äinjde nô
unt käne sich ned erwäschen.

Besonders ausgibig für die Sprache wurden die Stränge. Man *strängt* nicht nur die Pferde an, man *strengt* sie auch an, zwingt sie zu *Anstrengungen.* Wie „Zäumen“ und „Zämen“, hängt „Strang“ und „Strenge“ zusammen. Wen man anstrengt, der nennt uns *streng.* Man sagt ferner: *Wenn alle Stränge reiszen — Gleichen Strang ziehn — Ueber die Stränge schlagen — Er rürt keinen Strang an!* u. s. w.

Auch der Aberglaube knüpft an die Stränge an. Eigentümlich ist z. B. die Meinung, welche schwangeren Frauen verbietet über Pferdestränge zu steigen, weil sich sonst ihr Kind in der Nabelschnur verwickeln würde.

Wie das Wort *reiten* für „tätig sein“ überhaupt gebraucht wird, so auch *faren.* Drum heiszt's im „Wend Vnmuth“ 1602:

Spann an, lad auf, treib fort den Gaul;
Es fliegt keine gebratene Taube in's Maul!

Freilich: *Wer rasch faren will, findet überall einen Schlagbaum!* Dafür kann er dann nichts; immerhin wird es eine Beruhigung für ihn sein, wenn er sich sagen muss, dasz er das Seinige getan zu schneller und glücklicher Fart. Wesentliche Vorbedingung glücklicher Fart ist aber die gute Instandhaltung des Furwerks. Das niderdeutsche Wort: *De krakelnde Wage holt am längsten,* hat zwar Recht, wenn es sagen will, dasz alte, halbverdorbene Sachen meist länger halten, als selbst dem Besizer erwünscht ist. Anders genommen, wäre es doch ser bedenklich; denn nur

Wer gut schmeert,
Der gut fährt!

und:

Ein Furmann, der fortkommen will
Musz schmieren seinen Wagen vil!

Die schmuzige *Farlässigkeit* unsrer slawischen Nachbarn, die trozdem so *hochfarend* sind, hat die Redensart aufgebracht: *Das knarrt wie polnisch Furwerk!* „*Janken*“ nennt das Plattdeutsche dis Räderknarren, dem der bidere Waldis eine allerliebste Deutung gibt:

Ein altes Rad knarrt an eim Wagen,
Das thet dem Fuhrmann miszbehagen;
Er sprach: „wie machst so grosz geschrey,
Mehr denn die andren alle drey?“
Der Wagen sprach: „wir hans so funden:
Die Kranken klagen jr leydt den gsunden.“

Wen also nicht das schreiende Rad verklagen soll, der sorge, dasz keines krank werde. Ferner kommt es darauf an, dasz die Pferde, und zwar nicht nur *„in alten Gleise“*, *gut eingefaren* sind, eine Sprachweise, die man ja auch gern auf zusammenwirkende Menschen überträgt; wie denn nicht minder auch die folgenden Wendungen allgemein gebraucht sind: *Gut mit etwas faren — Einen anfaren — Mit Jemandem abfaren — Ab- und ein-lenken — Im Zuge sein — Aus dem Gleise kommen — Breitspuriges Benemen — Das fünfte Rad am Wagen — Sich verfaren* u. s. w.

Das Sprichwort sagt: *Gemach fárt man den Berg hinan! — Der Wagen geht, wie ihn die Pferde füren. — So das Vorross irrt, verfürt es die andren allesamt. — Auch der geschickteste Furmann kann nicht anders faren, als er Pferde hat!* (17. Jhdt.) — *Ein Furmann musz oft mer den Pferden folgen, als die Pferde ihm! — Auch der beste Furmann kommt zuweilen aus dem Gleise!* (Franz.: *Il n'ya si bon charretier, qui ne verse!* Ungar.: *Az ország útját is el lehet hibázni!)* Daher: *Das ist kein ungeschickter Furmann, der umzukeren weisz!* — wenn nämlich der Weg gar zu schlecht wird. Freilich musz er dann eine andre Strasze einzuschlagen wiszen, wenn er zum Zile kommen will, denn *das ist ein armer Furmann, der nur einen Weg weisz!* — Wie fein beobachtet das Auge des Volks, wenn es meint: *„Dat lüttge Rad geit vör im Wage,“* und es gibt doch kaum ein anschaulicheres Bild von einer durchaus nicht tragischen, aber doch recht peinlichen Verlegenheit, als in der bekannten Wendung: *„Da sizt die Karre im Dreck!“* — Ein launiges Wort geht in Ostfriesland um: *„All to glik!“ see de Bur* („Alle zugleich!“ rief der Bauer), *dô hedde he En Peerd vor de Wagen.* Und in Hamburg heiszt's, wenn man etwas verloren hat: *„Nu floit nâ, säd' de Kutscher, dâr wiern em de Pîr weglôpen.“ — „Heiszt das faren!?“ sagte der trunkene Bauer, da der Wagen ruhig im Hofe stand.* — Für disen Mann waren also seine Pferde nicht das, was sie, dem modernen Wizwort zufolge, für jeden Furmann sind: „ein anziehender Leitartikel“. — Wenn einem etwas recht unwarscheinliches oder unvermutetes erzält wird, so ruft man: *„Mach mir die Pferde nicht scheu!“*, und der Ostfriese sagt von einer gewiszen Menschensorte: *„de hett'n Geweten, dar kann wol n Kutse mit sesz Perde in umdreien!“*

Furmann und Pferde.

Eigentümlich, aber oft nur allzurichtig rechnet das Volk, wenn es meint: *„Zwei Pferde, ein Kutscher = vier Bestien!“* — In den Hilfen, welche die Farer, die Furleute, die Kutscher*) oder Hauderer (Hotterer) ihren Tieren durch die Stimme zu geben pflegen, offenbart sich übrigens eine ganz originale **Kutschersprache:** So haben sie zum Antreiben den Zungenschlag, der ihnen so zur Gewonheit wird, dasz das Sprichwort meint: *„Der Furmann schnalzt auch im Traume mit der Zunge!“* — ferner, ebenfalls zum Anfaren, das *„Jü!“* oder *„Zu!“* und das *„He!“*, *„Hui!“* oder *„Heidi!“*, welche lezteren beiden mit dem angelsächsischen *higan*, sowie dem englischen *to hy*, d. h. „eilen“, zusammenhangen dürften. Langes Pfeifen oder *„Brr!“* brauchen sie zum Besänftigen, kurzes Pfeifen oder *„Oh!“* zum Anhalten und den Imperativ *„Huf!“*, um die Pferde zurücktreten und sie den Wagen zurückschieben zu laszen. — Von eigentümlichem sprachlichen Interesse sind die Bezeichnungen für das Rechts- und Links-Wenden. Für „geh rechts“ wird fast allenthalben von deutschen Furleuten *„hott!“* oder *„hatt!“* angewendet. Dis Wort, welches sicherlich von dem oben schon widerholt besprochenen Stamme *hotten* herkommt, heiszt ursprünglich nur „gehe!“ überhaupt, und der dem „hott!“ entsprechende Furmannszuruf daher in England auch *„ge ho!“*, in Frankreich *„hur haut!“*. — In manchen Gegenden Bayerns ruft man statt dessen *„diwo!“*, in Krain *„diau!“*: Ausdrücke, die wol aus dem Keltischen stammen, da das wallisische *deau* noch jezt „rechts“ bedeutet.

„Geh links!“ wird in Deutschland gewönlich durch *„hi!“* ausgedrückt. Weil der Furmann stets links vom Pferde geht, so bedeutet das *„hi!“* einfach „hier, hieher!“. Zuweilen wird auch gradezu *„hirhar!“* oder nur *„har“*, d. i. „her“, gerufen. Eine Verstärkung dises Zurufs ist *„Wist har!“*, das man besonders in Salzburg und Böhmen hört. Es heiszt wörtlich: „geschwind hieher!“ — Firmenich freilich hat eine andre Erklärung für „Har und Hott!“. *„Har!“* soll die Seite bezeichnen, wo das Har, die Mäne wallt, *„Hott!“* diejenige, wo die Haut one dise freier ligt.

*) Dasz man mit *„Kutscher“* einen geringen, ja schlechten Wein bezeichnet, ist nicht zu leugnen. Der Ausdruck kommt wol daher, dasz für das „Trinkgeld“, welches man Kutschern zu geben pflegt, nicht wol ein anderer Wein beschafft werden kann, als eine jener Sorten, die der Rheingauer „Groschenburger“ nennt. — Auch mit *„Furmann“* bezeichnet man bekanntlich etwas tropfbar Flüsziges.

Aber abgesehn davon, dasz die Haut ja auch one Mäne nie ganz one Har ist, weisz Jedermann, dasz es keineswegs stets und überall üblich ist, die Mäne nach links hinüber zu kämmen, und jene Erklärung, so einfach sie scheinen mag, ist also doch zu verwerfen. — In Niderdeutschland ruft der Furmann für „geh links!“ übrigens meist *„schwude!“* oder *„schwoade!“* (bei Hans Sachs „zwuder!“). Worte, die möglicherweise vom Keltischen *„chwith“*, d. i. „links“, herstammen. — Dasz dise Furmannsausdrücke keine bloszen Naturlaute und etwa ein direkter Beitrag zur „Pah-Pah-Theorie“ der Sprachentstehung sind, steht nach dem Gesagten wol fest. Vilfach sind sie in die Rede, sogar in die Schriftsprache übergegangen. B. Auerbach sagt: „Es gibt nicht nur ein Hist und Schwude; es gibt auch einen Weg gradaus!“ Um einen Widerspruch in sich selbst mit einem Schlage auszudrücken, haben die Ulmer das vortreffliche Wort: *„Histahottanaraweg!* sagen d'Fuhrleut!“ Das Rätsel aber fragt: *„Welches ist der mächtigste Buchstabe im Alphabet?“* und erhält die tiefsinnige Antwort: *„Das* **O**, *denn es hält Pferd und Wagen an!“* — Und vom Furmann nebst Wagen und Pferd macht es folgende, in der Tat rätselhafte Beschreibung:

Veer Löpers,
Veer Stöters,
En Smiksmack,
En Brodtsack:
Rad mal, wat is dat?

Ser richtig und hübsch beobachtet zeigt sich das Furwerk in dem Sprichwort: *Wenn man den Gaul antreibt, so treibt man auch den Wagen!* Und wie die Sporen, des Reiters Treibemittel, ihm zum erenden Abzeichen wurden, so karakterisirt den Farer die Geiszel, und wie jene, so wird auch dise, die Peitsche (altdeutsch: *geisla, gesila, geisel*), als treffendes Bild von der Sprache durchaus nicht verschmäht. Man sagt z. B.: *Der Regen peitscht die Fenster. — Er ist verschmizt wie eine Furmannspeitsche.* Und das Sprichwort lert: *Mit eigner Peitsche und fremden Pferden ist gut faren. Wenn der Furmann nicht mer faren kann, so knallt er mit der Peitsche.* Dis Sprichwort, welches auf's Trefflichste die faule Verlegenheit veranschaulicht, erinnert an eine kernige Furmannsfabel aus dem „Esop“ des Waldis, die hier, one ihre lange Moral, eine Stätte finden möge.

Vom Bawrn vnd dem Gott Hercule.

Es hat ein Bawr ein Karrn geladen;
Da fur er mit zu grossem schaden
Mit seinem Pferdt in eine pfützen;

Da blieb er in dem Kath besitzen.
Er rieff bald an den Herculem,
Das er sich seines jammers annem,
Vnd hülff jm jetzt ausz diesem kat:
Kein menschlich hilff er sonst nit hat.
Da rieff ein stimm vom Himel rab:
„Kein gröszern Narrn gesehen hab!
Dein vnnütz ruffen ist nit werdt.
Nimb dein Geissel vnd schlag das Pferdt
Tritt in die Pfützen vnders radt,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Und ruff denn Herculem wieder an,
Denn wird er treulich bei dir stahn!“

Zum Schlagen des Pferdes entschlieszt sich der Furmann übrigens meist leichter, als dazu, selbsttätig unter das Rad zu treten, ja er prügelt auch wol unsinnig und töricht auf das arme Tier los, mag dis gleich noch so wenig Schuld an seinem Unglück sein. Was man einem Pferde bei solcher Behandlung für Gedanken zutraut, erhellt aus der bekannten Redensart: *„Er raisonnirt wie ein Kutschpferd!“* Aber darum schert sich der Kutscher wenig, und wenn er sein leztes Pferd zu Tode gerackert und sich zur Ruhe gesezt hat, *„tut doch dem alten Furmann das Peitschen noch wol!“* — Mit schmunzelnder Ironie betitelt er den Gebrauch der Peitsche: *langen Hafer geben*; und wenn er sicher sein will, dasz ihm niemals der Wagen sinke, so läszt er einen Diebsdaumen in seine Peitsche flechten.

4.

Des Pferdes Alter und Tod.

Misbrauch des alten Pferdes.

Bei den einleitenden Betrachtungen, mit denen wir das Kapitel „Ross und Mensch“ eröffneten, haben wir die Mannigfaltigkeit der Leistungen des Pferdes bewundernd geschildert; aber dis farbenreiche Bild hat eine dunkle Kerseite; denn nicht selten, ja sogar in den meisten Fällen, hat das Pferd den Turnus jener verschiedenen Beschäftigungen an seiner eigenen, einen Person und zwar in absteigender Linie durchzumachen. A. v. S. sagt in seinen „Pferdestudien“: „Wenn ein Ochse für eben auskömmliches Futter und nicht eben sorgfältige Pflege in der Zeit seiner Kraft fleiszig arbeiten musz, so wird ihm dafür ein sorgenfreies Alter zu Teil. Sobald seine Kraft etwas nachläszt, wird ihm die Arbeit ganz erlaszen, Futter und Pflege aber verdoppelt. Man gönnt ihm ungestörte Ruhe, er fürt ein gemächliches Leben, känt und widerkänt in behaglicher Beschaulichkeit und seine Ernärer freuen sich seiner zunemenden Beleibtheit — bis ihn schmerzlos der Schlag rürt — von der Hand eines Mezgers. — Wie so ganz anders ist das Los des edlen Rosses! In seiner Jugend mit Zärtlichkeit gehegt und gehätschelt, an ausgesuchte Genüsze gewönt und mit jeder schweren Arbeit verschont, fürt es ein Wolleben, wie kein anderes Tier, ja wie wenige Menschen; — wenn aber die Tage kommen, von denen es heiszt: sie gefallen mir nicht, wenn es besonderer Pflege bedarf, dann entzieht man sie ihm; wenn die Anforderungen beginnen ihm schwer zu werden, dann verdoppelt man sie; wenn es arbeitsunfähig wird, dann bürdet man ihm die allerschwerste Arbeit auf.“

Ein niderdeutsches Sprichwort meint: *Dat Peerd, dat vör de Dreckkarre geit, kummt nich vorn Wagen!* Das ist auch war; wol aber kommt das Pferd, das vor dem Wagen ging, ja stolz unter einem erlauchten Reiter tanzte, leider nur zu häufig, wenn es alt geworden, wirklich vor die Mistkarre. *„Il n'est si bon cheval, qui ne devienne rosse!“* meint der Franzose, und das deutsche Sprich-

wort äuszert hartherzig: *Um einen alten Gaul trägt niemand leid!* und: *Wenn der Gaul alt ist, so gibt man ihn Hunden und Raben.* Wie unrecht ist das! Denn *auch der beste Gaul wird steif geritten!* und wenn die Kräfte versagen, ist's ja ganz natürlich, dasz selbst die alten Strafen nicht mer verfangen.

Alter Gaul
Schlägefaul!

Aber darum ist er doch zu seinem groszen Schaden nicht unempfindlich und fült schmerzlich, wie kraftlos er sei und wie unrecht man ihm tue. — „Seht jene Todtengerippe — sagt J. Weber — vor dem schweren Fiaker: vor Hunger und Anstrengung sind sie kaum fähig, sich selbst fortzuschleppen; aber der Barbar, der sie am Seile hat, zerfezt mit der Geiszel unter Flüchen die beulenvolle Haut des armen Tiers; er treibt es fort, wie der Schreiner den Nagel in's Brett; sie bieten ihre lezte Kraft auf und fallen endlich." — Und leider ist dise Unbarmherzigkeit nicht etwa erst eine Frucht unserer atemlos hastigen, von dem Dampfwagen verwönten Zeit. Sie ist alten Datums. So warnt z. B. schon ein kluger Dichter des Mittelalters:

Ez wirt daz ros sô unwert
Daz sie ze freuden niemen gert:
Die kleinen sprünge ez hât verlân,
Des muoz ez in der eiden (Egge) gân.

Und Waldis läszt in seinem „Esopus" das gealterte Ross klagen:

Vor Zeiten war ich schön vnd jung
Vnd ging daher in vollem sprung,
War frech und freudig All's zu wagen,
Vnd kunnt mein Herrn im Harnisch tragen;
Drumb er mich auch so sehr geliebet.
Viel Lust vnd kurtzweil mit mir jbet.
Kein Arbeit wolt ich nimmer fliehen,
Den schweren Wagen kunt ich ziehen,
Dazu mit Egen vnd mit pflügen.
Noch liesz jm dran mein Herr nit gnügen.
Im Sommer must ich Korn vnd Hew
Einführn zur Futter vnd zur Strew,
Führt Holtz, Stein, Wasser spet vnd fruh,
Hat weder Nacht noch Tag kein ruh,
Vnd war allzeit das willig pferdt.
Das het nun zwentzig Jar gewehrt.
Wie offt hat mir mein haut geraucht.
Jetzt, weil er mich hat abgebraucht,
Vnd mein so lange Zeit genossen,
Werd ich von jedermann verlassen,
Auszgejagt, geschlagen in das gras.
Seht, welch vndanckbarkeit ist das!
Vnd gehe an dieser kalen Heyd
In Frost, in Hitz, in allem Leyd.
In allen Ställen find' kein raum;
Ein wassertrunck, der wird mir kaum.

Werd auch von Fliegen hart gestochen,
Weil sie mir han den Rucken brochen.

Dise erbarmungslose Herrschaft der menschlichen Interessen hat etwas Fürchterliches, zumal wenn man bedenkt, dasz auch im alten Rosse die Erinnerung, ja der Ergeiz nicht stirbt. Das Sprichwort sagt: *Wenn die alten Gäule gehn, wenn alte Weiber tanzen oder weisze Wolken regnen, so ist kein Aufhören.* Der Wetteifer treibt sie. Und: „*Wenn das alte Ross die Trompete hört, so reckt es wenigstens die Oren.*" Dis Sprichwort hat Julius Hübner (1870) zu einem ergreifenden poetischen Bilde ausgemalt:

Die Reiter ziehn aus mit Trompetenschall,
Sie ziehen aus zum Streite;
Ein alter Gaul, der steht im Stall;
Er dreht den Kopf auf die Seite.
Er bläht die Nüstern; er spitzt das Ohr
Und knirrscht in die rost'ge Candare;
Er hat gedient in demselbigen Corps;
Wie lustig klingt die Fanfare! —

Sie haben ihn auf den Anger geführt;
Das alte Vieh soll nun sterben;
Die Knochen werden zu Mehl gerührt,
Die Haut, die läszt man sich gerben. —
Da ziehen die Reiter wieder vorbei,
Der Alte wiehert den letzten Schrei,
Der Fallknecht haut ihm die Gurgel entzwei —
Wie lustig klingt die Fanfare!

Der Volksunwille über die jammervolle Behandlung altgewordener Pferde findet trefflichen Ausdruck in der deutschen Sage von der Rügenglocke.

„In offener stets zugänglicher Halle einer Stadt hing vor Alters eine Glocke, die jeder Bürger läuten mochte, sobald er sich über Undank zu beklagen hatte. Erscholl der Ton der Rügenglocke, so versammelten sich — selbst wenn es um Mitternacht geschah — sogleich die Aeltesten, um den Beklagten vorzufordern und zu richten.

Nun hatte ein reicher Kaufherr jener Stadt, den einst sein edler Schimmel aus Mörderhänden gerettet, den Schwur getan, dis Ross bis an sein Lebensende reichlich zu pflegen. Als aber das Tier dienstunbrauchbar geworden, stiesz es der Geizige unbarmherzig und gottvergessen aus dem Stalle und meinte, es möge für sich selber sorgen. — Tagelang stand es traurig wartend vor seines Herrn Tür, sie öffnete sich nicht, und endlich trieb es der Hunger von dannen. Vor Frost zitternd schlich es durch die nächtlichen Gassen; zu Tode erschöpft, suchte es mit gesenktem Haupte schnuppernd nach einem Strohhalm, einer Brotrinde. — So geriet es in das offene Glockenhaus; am Boden lag der Glockenstrang; um seinen Hunger zu stillen, ergriff ihn das arme Tier mit den Zänen und begann zu nagen. Und horch, die Glocke regte sich; laut und lauter tönte ihr Schall durch die Stille der Nacht. Die Rügenmänner erhoben sich zum Rathause, sie nahten der Halle; staunend erblickten sie den alten Schimmel und erkannten Gottes Finger. Der Kaufmann ward aus seinem Bette vor die Schranken gezogen, und die Aeltesten verurteilten den Bestürzten und Beschämten, dem alten Schimmel, wie er einst geschworen, das Gnadenbrot zu geben." *)

*) Langbein (1780) hat dise Sage, welche weitverbreitet ist und in Italien z. B. von einem calabrischen Baron erzält wird, in ziemlich mangelhafte Verse gebracht.

Die Rügenmänner urteilten also wie ein braver deutscher Warspruch: *„Man soll den alten Gaul nicht in's Gras schlagen, der ungemengten Hafer verdient!“*

Wer einem edlen Rosse das Gnadenbrot nicht geben mag oder kann, der verkaufe es wenigstens nicht zu unwürdigem und eklem Dienste; er verzichte auf den geringen Erlös und töte das Ross in angemessener Weise. Von solchem Verfaren bringt Ulrich von Hochwächter („Stallhaltung und Stallpflege.“ Berl. 1866.) ein schönes Beispiel.

Als das rühmlich bekannte edle Jagdpferd eines schlesischen Grafen zum Gebrauch zu steif, zum Kauen zu matt und zum Leben zu müde geworden war, lud sein Herr die Cavaliere der Nachbarschaft, Jagdgenossen und Freunde feierlich ein, empfing sie in seinem Parke und geleitete sie an ein groszes, offenes, frisches Grab. Gleich darauf erschien er im roten Jagdfrack hoch zu Rosse auf seinem Old Man, sprang mit dem alten Liebling über das Grab, parirte sogleich, sasz ab, zog die Pistole aus der Halfter und streckte mit sichrem Schusze das edle Tier zu Boden, sodasz es langsam in die ihm bestimmte Ruhestätte hinabsank. Dann wurde das Grab zugeworfen und ein Leichenstein mit dem Namen des Pferdes darauf gelegt, dessen Taten noch einmal von allen denen, die es in seinem Glanze gekannt, bei goldnem Weine durchgesprochen wurden.

So humaner Auffaszung der Pflicht des Menschen gegen den treuen tierischen Lebensgenoszen, wie sie sich in diser Handlung eines Einzelnen darstellt, entsprechen mer und mer auch die öffentlichen Aeuszerungen der Vereine und Zeitschriften. Bemerkenswert ist besonders ein Beschlusz des Tierschuzkongresses, welcher im August 1869 in der Schweiz versammelt war. Sein Wortlaut war folgender:

„In Erwägung, dasz das Pferd in der Kulturgeschichte der Völker eine der wichtigsten und unentberlichsten Stellungen einnimmt, beschlieszt der Kongresz, allen Tierschuzvereinen warm an's Herz zu legen, durch Verbreitung populärer Schriften über Natur, Nuzen, Pflege etc. des Pferdes nicht nur die Kenntnis über dasselbe zu vermeren, sondern auch Anträge bei den betreffenden Regierungen um Erlasz von geeigneten Gesezen einzubringen, nach welchen der Gebrauch von kranken, abgetriebenen, lamen Pferden, wie eine unangemessene Belastung der Furwerke mit entsprechenden Strafen belegt werde.“

Nur wer im Sinne dises Beschluszes handelt, ert seine eigne Menschlichkeit und entspricht doch einigermaszen der treuherzigen Anname des bideren altpreuszischen Poeten Simon Dach, der 1656 in seinem rürenden Bittgedicht an den groszen Kurfürsten sagt:

Hat ein Ross sich wol gehalten
Und zulezt beginnt zu alten
Und nicht taugt mer in der Schlacht:
Es musz freszen, bis es stirbet,
Ja kein alter Hund verdirbet,
Der uns treulich hat bewacht.

Gebrauch des toten Pferdes.

Vor dem jammervollen Ende des Pferdes, das wir geschildert, bewart den Ochsen der doppelte Wert seiner Kraft und seines Fleisches! Wenn wir uns entschlieszen könnten, auch das Fleisch des Pferdes zu eszen, so würde disem dadurch die gröste Woltat erwiesen werden und wir könnten ihm das beneidenswerte Los bereiten, „in seiner Jugend glücklich zu sein wie ein Pferd und im Alter glücklich wie ein Ochse!“ Dise Betrachtung von schlagender Warheit, welche A. v. S. in seinen Pferdestudien anstellt, legen wir allen Lesern auf's Dringendste an das Herz. Es ist eine Anomalie, dasz wir das Pferdefleisch nicht eszen, eine jüdische Grille von „reinen und unreinen Tieren“, welche sich nie hätte einschleichen sollen in's Christentum und die wir endlich einmal über Bord werfen müszen. Denn Rossfleisch ist gradezu ein germanisches Nationalgericht, und nichts weiter als ein zur Zeit der Bekerung unserer Altväter aufgestelltes Missionarverbot, das dem germanischen Hauptgotte, dem Wodan, heilige und bei seinen Opfern geschlachtete und verspeiste Ross nach der Taufe ferner noch zu genieszen, nichts weiter, als dis vom Alter „geheiligte“ pfäffische Vorurteil ist es, was eine solche gemeinschädliche Abneigung gegen den Genusz des Pferdefleisches in den abendländischen Völkern erzeugt hat. (Vergl. Teil II. Ross und Reiter im Kultus. „Rossopfer.“) — Dise Gemeinschädlichkeit ligt auf der Hand! England gewärt ein frappantes Beispiel für dieselbe. Hier hat sich der Abscheu vor dem Pferdefleisch am starrsten erhalten; das Volk genieszt es nicht, obgleich dort järlich $^1/_{12}$ des 1,050,000 Stück betragenden Pferdestandes, d. h. 125,000 Rosse, getötet werden. Stück für Stück lifern dieselben one Knochen 300 Pfund Fleisch, im Ganzen also bei dem gegenwärtigen (ser starken) Fleischverbrauch in England die Durchschnittsfleischnarung für 882,874 Menschen, welche — ausschlieszlich eines elenden Vorurteils wegen — verschleudert wird.

Ph. v. Arnim bemerkt: „Beim Rindvieh wird das, was keine gute Nachzucht verspricht, zur Schlachtbank gelifert, nicht so beim Pferde. Auch der elendeste Krüppel wird, so Gott will, grosz gefüttert, da man sich schämt, ihn wegzuwerfen wie einen jungen Hund. Er schleppt dann einige Jare elend genug den Karren und verreckt. Könnte der Landmann rechnen, was Futter, Wartung, versäumte Zeit und schlecht verrichtete Arbeit kosten —

er würde solch Füllen in der Geburt erstickt haben! — Nicht minder nachteilig ist es, dasz die edlen und veredelten Pferde, wenn sie durch den Mutwillen derer, die ihre Jugend misbrauchten, unbrauchbar geworden sind, statt ein erenvolles Grab in den Mägen ihrer grausamen Herren zu finden, für wenige Taler zu gemeinem Dienste verschleudert werden, den sie schlecht verrichten, weil ihr ganzer Bau nicht zur schweren Arbeit geformt ist und überdis noch durch Krankheit und Mangel an gewonter Pflege nidergedrückt wird. Daher kommt es, dasz das Land mit elenden, felervollen Pferden überschwemmt ist!.... Natürlich mag wol ein abgezertes, abgearbeitetes, dem Tode nahes Tier ein ser unverdauliches Gericht sein; aber ich sehe es als den einzigen möglichen Weg an, die Landesrassen zu verbeszern, wenn man die Füllen und jungen Pferde, welche der Erwartung nicht entsprechen, verspeist."

Solche Erwägungen haben denn auch, wenigstens auf dem Festlande, im Laufe dises Jarhunderts das alte Vorurteil einigermaszen erschüttert. Zuerst in Dänemark, wo schon 1807 der Genusz und Verkauf des Pferdefleisches polizeilich freigegeben wurde. 1811 folgte Frankreich, 1841—46 Süddeutschland, 1847 Hannover, Sachsen, Oesterreich und Belgien, 1850 Preuszen, 1856 Norwegen und Schweden, in welchem letzteren Lande im vorigen Jarhundert schon einmal das Pferdefleischeszen Modesache gewesen, nachdem der Baron Cedernholm auf Ribbingsbruck den König Gustav III. mit Rossfleisch bewirtet und diser Fürst vil Geschmack daran gefunden hatte.

Seit dem Anfang des Jarhunderts also verbreitet sich in immer weiteren Kreisen der Gedanke, das Pferd wider als Schlachttier nuzbar zu machen und dadurch nicht nur das edle Geschöpf davor zu schüzen, bis zur gänzlichen Erschöpfung ausgebeutet und dann auf den Schindanger geworfen zu werden, sondern auch die Pferdezucht und die Narungsmittelmasze des Volkes zu heben. Ueberall entstanden Rossschlächtereien, hie und da auch Schlachthäuser und Mastanstalten für Pferde. Rümlich voran ging der Tierschuzverein in Berlin, der dort zuerst im Notjar 1847 auf eigene Kosten eine Pferdeschlächterei eingerichtet hat. Zum Beweise der immer wachsenden Gunst und der mer und mer schwindenden Abneigung des Publikums betreffs des Rossfleischgenusses geben wir nachstehende amtliche Zusammenstellung der in den Jaren 1853—1868 in Berlin zum Genusz für

Menschen geschlachteten Pferde: 1853 von 5 Rossschlächtern: 686 Pferde, 1854: 400 Pferde, 1855: 700 Pferde, 1856: 759 Pferde, 1857 von 2 Rossschlächtern: 367 Pferde, 1858: 450 Pferde, 1859 von 4 Rossschlächtern: 443 Pferde, 1860: 618 Pferde, 1861: 519 Pferde, 1862 von 7 Rossschlächtern: 1042 Pferde, 1863: 1307 Pferde, 1864: 1742 Pferde, 1865: 2141 Pferde, 1866 von 12 Schlächtern: 3115 Pferde, 1867 von 17 Schlächtern: 3911 Pferde, 1868 von 18 Schlächtern: 4026 Pferde, welche etwa 4000 Centner eszbares Fleisch liferten. Die Rossschlächter zalen pro Stück fetter Ware 40—60 Taler. Das Pfund Fleisch kostet im Durchschnitt (mit Rücksicht auf den höheren Preis des Pökelfleisches, Schinkens etc.) $2\frac{1}{2}$ Sgr. Für eine Leber zahlt man 20 Sgr. (?) und die geräucherten Zungen übertreffen an Zartheit die Rinderzungen.

Ueber den culinarischen Wert des Pferdefleisches laszen wir nachstehend den königl. preusz. Küchenmeister Jungius reden. Er sagt:

„Was die äuszere Erscheinung des Pferdefleisches betrifft, so hat es in rohen, ganzen Massen, besonders in seinen magern Theilen, eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Rindfleisch, während es in seinen Felttheilen mehr oder weniger davon abweicht; denn diesen, sowohl den inneren Fetttheilen, wie dem mit dem Fleisch durchwachsenen, oder dem damit bedeckten Fette, fehlt das zellige, starre, kernige Wesen des Rinder- oder Hammelnierenfettes, es ist mehr weicher, schwammiger Art und nähert sich in dieser Beziehung dem rohen Fett des Schweinefleisches. Daher ist auch das auffallend materielle Verschwinden des Fettes beim Kochen erklärlich.... Der eigentliche Fleischfaden oder die Muskelbündel erscheinen feiner als die des Rindes, sie gleichen hierin dem Hammelfleisch und zwar bei geringerer Knochenlage. Im Vergleich zu den voluminösen Fleischmassen und rücksichtlich des örtlichen Sitzes der Fleischmuskel enthält es auch weniger Sehnen und Flechsen. — Was indesz das gahre oder gekochte Pferdefleisch angeht, so entbehrt es freilich einen nicht unbedeutenden Theil der succulirten, schmackhaften Säfte und steht überhaupt an Nahr- und Schmackhaftigkeit den gebräuchlichen Schlachtfleischartikeln in mancher Beziehung nach. Als einfach gekochtes Fleisch gleicht es in seinem Aeuszern annähernd dem Wildpret, und rücksichtlich des Geschmacks erscheint es der prüfenden Zunge des Sachverständigen weniger gehalt- und kraftvoll und etwas trocken im Vergleich zu gutem Ochsen- und anderem Schlachtfleische. — Wie bei allen eszbaren Vierfüszlern, sind die hinteren Viertel die besseren Fleischtheile und vorzugsweise ist es das Filet oder der Mürbebraten, welcher sich wegen seines zarten Fettes und Fleisches und seiner Grösze auszeichnet. Am schlechtesten ist ausnahmsweise der Brust- und Halstheil, Wammen, Hessen etc. Der Geruch des Pferdefleisches hat durchaus nichts Abstoszendes; er äuszert sich eigentlich nur bei wiederholten, der Vorbereitung nothwendig vorhergehenden Manipulationen.... Am meisten empfiehlt sich das gehackte Pferdefleisch und sind die davon bereiteten Brat-, noch mehr die geräucherten Fleischwürste und Fleischkäse besonders hervorzuheben. Als eingepökeltes Fleisch verdient die Zunge den Preis, geräuchert ist das Fleisch von geringerem Werthe. Von den inneren Theilen ist die Leber als Nahrungsmittel für den Menschen zu beachten; die übrigen Theile werden nur als Thierfutter benutzt. — Wie bei allen Thierstoffen, ist auch hier das Alter des

Pferdes bei der Sied- und Schmorzeit des Fleisches maszgebend und stellt sich mit der des Rindes gleich."

Es ist nicht zu läugnen, dasz die anerzogene und schwer zu besigende Abneigung der Völker gegen das Pferdefleisch zur Zeit meist nur erst da überwunden wird, wo man aus der Not eine Tugend macht. Namentlich wärend des lezten groszen Krieges haben die langen Belagerungen in diser Beziehung manche Lere ausgeteilt. Die Früchte ligen bereits u. A. in dem Buche einer pariser Hausfrau vor: „La cuisinière assiégée". Die brave Frau, welche sich die Mühe gegeben hat, Alles nur denkbare „mundgerecht" zu machen, ist vom Pferdefleische ganz besonders eingenommen. „Rossfleisch — sagt sie — sieht aus und schmeckt völlig wie Rindfleisch; gut gekocht ist es von lezterem nicht nur kaum zu unterscheiden, sondern ihm sogar vorzuziehn. Nur musz es womöglich vorher etwas gebeizt, „am besten 36 Stunden lang in Essig, Oel, Salz und Pfeffer gelegt werden". Auf ihrer Speisekarte figuriren: *Cheval à la Parisienne, Cheval à la mode, Pferderagout, Pferde-Haché, Pferdesteak, Pferdegehirn* — alles mit detaillirten Rezepten. So erfinderisch macht die Not. Aber die Extreme berüren sich überall; das möge ein anderer Speisezettel zeigen, der sich ebenfalls nur um Pferdefleisch bewegt, zugleich aber von der höchsten Opulenz beredtes Zeugnis gibt.

In neuerer Zeit hat sich nämlich, zumal in Frankreich und England, auch die eigentliche Gastronomie des Rossfleisches bemächtigt, und zu einer europäischen Berümtheit gelangte das grosze Pferdefleischeszen, welches, angeregt von der pariser hippophagischen Gesellschaft im Jare 1869 im Langham-Hotel zu London stattfand. Das Couvert kostete 1½ Guineen; es beteiligte sich also die Elite der Gourmets, und der Erfolg war ein brillanter. Die französische Kochkunst hatte sich in ihrer ganzen Ausdenung entfaltet, und nur ein Gericht, ein risiger Pferdebraten, veranschaulichte die Schmackhaftigkeit diser Fleischgattung in einfacher Zubereitung. Die Wände des Sales waren mit Modellen von Pferdeköpfen geschmückt, und Photographieen der Schlachtopfer wurden an die Anwesenden verteilt. Das Menu, welches in der Sprache der Gastronomie abgefaszt, zu mannigfachen sonderbaren Verwechselungen Seitens der Kellner fürte, war äuszerst reichhaltig; der Curiosität halber teilen wir es hier mit:

Potages: — La consomme de cheval à l'A. B. C. ... purée de destriers. Amontillado. — — Poissons: — Le saumon à la sauce Arabe. Le filet des soles à l'huile hippophagique. Vin du Rhin. — — Hors d'Oeuvre: — Les terrines de foie maigre chevalines. Les saucissons

de cheval aux pistaches Syriaques. Xerès. — — Relévés: — Le filet de Pegase rôti aux pommes de terre à la crême. Le dindon aux châtaignes. L'aloyau de cheval farci à la Centaure aux choux de Bruxelles. La culotte de cheval braisée aux chevaux-de-frise. Champagne sec. — — Entrées: — Les petits pâtés à la moëlle Bucephale. Kromeskys à la Gladiateur. Les poulets garnis à l'hippogriphe. Les langues de cheval à la Troyenne. Château Perayme. — — Second service. — — — Rôtis: — Les canards sauvages. Les pluviers. Volnay. Les mayonnaises de homard à l'huile Rosinante. Les petits pois à la Française. Les choux-fleurs au parmesan. — — Entremets: — La gêlé de pieds de cheval au marasquin. Les zéphirs sautées à l'huile chevaleresque. Le gâteau vétérinaire à la Ducroix. Les feuillantines aux pommes des Hespérides. St. Peray. — — Glâces. — — Dessert.

Aber auch abgesehn von der Benuzung des Fleisches als Narungsmittel bietet der tote Leib des Pferdes eine Fülle nuzbaren Materials. Fast alle Teile des gefallenen Pferdes werden benuzt; hie und da wird die Verwendung der Ueberreste sogar wiszenschaftlich geregelt und mit groszem Erfolge betrieben. — Unsere Voreltern verwendeten Pferdeknochen als Schlittschuhe, eine bei den nordischen Völkern noch jezt giltige Verwertung. Und wenn man von disem rauen Wintervergnügen nichts wiszen will — wie behaglich ruht es sich auf einer guten Rossharmatraze! Wie entzückte Paganini die Welt, wenn er mit einer Anzal Pferdehare über eine Saite von Schafdarm strich; und zu welcher erenvollen Verwendung gelangen die Schweifhare als Helmbusch, ein urältester Waffenschmuck, der in den vierziger Jaren unsres Jarhunderts auf dem preuszischen Helme wieder auferstanden und mit ihm zu allerweitester Verbreitung und Anerkennung gekommen ist. Auch als Fliegenwedel fungirt der Rossschweif; daher das Sprichwort:

Adelig und edel
Sind verwandt wie Rossschweif und Fliegenwedel

Aber darf der Pferdeschwanz in Comfort, Kunst und Heldentum eine Rolle spielen, so bringt der Gerber die hochgeschäzte Rosshaut zu Markte, um sie an Sattler, Riemer und Schuster zu verkaufen. Aus dem besten Rossleder, dem der Rücken und Lendenteile, bereiten sie das „*Chagrin*“ (mittelhochdeutsch: *zager*), welches Wort von dem persischen *sagri*, d. i. „Pferderücken“, stammt. Das Fett, namentlich das Kammfett, wird nicht nur als feines Schmiermaterial für subtilere Maschinen benuzt, sondern „spielt auch auf dem Toilettentische mänenloser Löwen eine grosze Rolle“, aus den Senen und Muskeln wird Leim gekocht. Drechsler und Kammacher verwerten den Huf und endlich greift der Bauer sogar noch begierig nach den Hufspänen, die ihm den allervortrefflichsten Dünger geben.

Ein anderes Düngemittel, „Fleischmel," wird in Linden bei Hannover aus Pferdekadavern bereitet, welche nach Entfernung des Blutes einige Stunden lang bei einem Druck von drei Atmosphären gedämpft werden. Nach dem Dämpfen trocknet man Fleisch und Knochen und verwandelt sie in ein gelbliches Pulver. Auch das Blut wird (namentlich in einer Leipziger Fabrik) eingetrocknet, als Düngmittel verkauft oder auf Blutalbumin verarbeitet.

So mannigfache Nuzbarkeit auch noch des toten Pferdes erinnert uns an eine Betrachtung, welche der alte bidere Hans Sachs i. J. 1541 in seinem „rosenton" über „vier Tier" anstellt. Er sagt:

Auf erden sind viererlei tier;
jedes hat ein sunder manier.
Das erst tier ist nutz in seim leben,
tut nach dem tot kein nutz mer geben;
das ander nutzt im leben nicht,
im tot vil guts von im geschicht;
das drit tier im leben und tote
nutzt allzeit dem menschen und gote.
Das vierte tier, das ist nit gute
im leben, tot, wie man im tute.

Warlich, das Pferd gehört in Hansens dritte Abtheilung!

5.

Pferd und Kind.

Den ganzen Turnus der Pferdegeschichte und des Pferdelebens spiegelt noch einmal im Kleinen das Treiben der Kinder ab, und zwar mit einer Frische, einer Farbenfülle und einem poetischen Reichtum, der auf's Freundlichste die innige Verschwisterung des alten Reiterwesens mit dem Volksgemüte zeigt. So gibt es z. B. auszer den im vorstehenden Texte schon hin und wider aufgefürten, noch eine Menge andrer harmloser Rätsel, die sich auf Pferd und Pferdewesen beziehn: „*Welche Pferde haben sechs, welche nur zwei Beine?*“ oder: „*Wie vil Nägel braucht ein gut beschlagenes Pferd?*“ — Beim „Abzälen“ spielt der Hufbeschlag seine Rolle:

Will der Schmid das Pferd beschlagen,
Wie vil Nägel musz er haben?
Eins, zwei drei u. s. w.

Wenn die Kinder Steine in's Wasser werfen, denken sie gleichfalls des Reiters und singen:

Reit der Reiter über'n Graben,
Fällt er 'nein, so musz er's haben.
Plumps! ligt er drin. —

Welches Spiel aber ist populärer in der Kinderwelt als das *Pferdchenspielen*, wobei gern jeder Kutscher ist. „Ich will Kutscher und du sollst Pferd sein!“ hört man tausendmal rufen auf Gassen und Höfen. Denn der Kutscher ist der augenscheinlichste Befelshaber, den das Kind kennt, wie das ihm am meisten einleuchtende Regiment unläugbar das der Peitsche ist.*) Drum singen die Kinder:

Der Postillon ist ein glücklicher Mann,
Dasz er so immer reiten kann!
Ach wär' ich doch ein Postillon,
Ich ritte im Galop davon!

---

*) Wol zu weit geht indes der schweizerische Dichter Gottfr. Keller, wenn er in der hergebrachten Neigung der Kinder zu disem Spiele eine Betätigung des Knechtssinnes erblickt und sich wie folgt ausspricht:

Ich sah jüngst einen Schwarm von schönen Knaben
Gekoppelt und gespannt, wie ein Zug Pferde;
Sie wiherten und scharrten an der Erde
Und taten sonst, was Pferde an sich haben.

Kinder zeigen eine grosze Anhänglichkeit an historische Erscheinungen. Kaiser und Könige haben längst an ihren Höfen das *Karousel* abgeschafft und laszen sich höchstens dort einmal eine Quadrille vorreiten. Aber jeder Jarmarkt, jede Kirmes bringt unserer Jugend noch den schönen Anachronismus des Karousels. Auf groszen Wagen kommt es herangefaren, wird gravitätisch ausgepackt und angekündigt, und kaum ist es hergerichtet, so strömt die entzückte Kinderwelt herbei, besteigt die bunten Pferdchen, die so steif und geduldig über einen grünen Baumstamm springen, oder macht es sich in den kleinen hölzernen Wagen bequem. All dis Treiben begleitet eine indianerartige Musik, für das Kinderor von unnennbarem Zauber. — Und dennoch gibt es Rivalen solcher Wonne: da z. B. in der Bude, welche Süszigkeiten! Honigkuchen, Pfefferkuchen! Was bleibt aber das Lockendste von allen den herrlichen Leckerdingen!? Wer zweifelte wol, dasz dem *Pfefferkuchenreiter*, dem groszen braunen Husaren, der erste Preis gebürt, jenem wackren Rossetummler, der so heldenkün herüberschaut aus seinen groszen von Pfefferkörnern gebildeten Augen? — Aber selbst von diser Bude zieht uns ein neuer Reiz, der noch unmittelbarer zum jungen Reiter redet. Da gibt es ja Wigenpferde, *Schaukelpferde**), grosze, stralend bunte Streitrosse, und daneben das geringere Gelichter von *Leder-* und *Semmelpferden*, leztere ein höchst eigentümliches Geschlecht von gar seltsam geformten Holzgebilden, deren buntbemalter Leib aus drei Semmeln zusammengesezt zu sein scheint. Soll einem da nicht das Herz aufgehn?! Und nun warten zu müszen, ehe man eins davon besizt, bis zum Geburtstag oder bis Weihnachten! Das ist noch schrecklich lange hin! Und mit hoffendem, sehnsüchtigem Herzchen geht der Kleine nach Hause, schneidet sein villeicht

---

Und mer noch; was sonst disen ist Beschwerde,
Das schien die Buben köstlich zu erlaben;
Denn lustig sah ich durch die Gassen traben
Auf einen Peitschenknall die ganze Herde.

Das Leitseil war in eines Knirpses Händen,
Der, klein und schwach, nicht sparte seine Hiebe
Und launenhaft den Zug liesz gehn und wenden.

Mich kränkten minder dise Herschertriebe
Als solchen Knechtssinns zeitiges Vollenden;
Es tat mir weh an meiner Kinderliebe.

*) Ein Aelternpaar, welches der baldigen Ankunft eines zweiten Spröszlings entgegensah, frug den Erstling, ob er lieber ein Brüderchen oder ein Schwesterchen haben möchte. „Am liebsten ein Schaukelpferd!“ erwiderte der Knabe. (Walter Hoffmann.)

belegtes Butterbrod in *Reiterchen* und bittet den Papa, ihn *„auf dem Knie reiten“* zu laszen.*) Dazu aber gibt es denn eine unendliche Menge von Liedern. Die Anfänge einiger derselben mögen hier folgen:

Hopp, hopp, ho Mann,
Zieh' dem Pferd den Zaum an,
Zieh' ihn nicht zu lang an,
Dasz das Kindchen reiten kann,
Hopp, hopp, hopp!

Hopp, hopp, hopp, hopp, hopp
Pferdchen lauf Galop!
Ueber Stock und über Stein,
Aber brich dir nicht die Bein,
Hopp, hopp, hopp, hopp, hopp!
Pferdchen lauf Galop!

Riedde, riedde Ressle,
z'Basel steht e Schlessle,
z'Rom steht e Glockehusz,
s'luege scheene Junfre drusz! etc.
(Elsasz.)

Mischka, mischka, raita!
Zabel an die Saita!
Nimm die korbatsch in die Hand,
Jag den Türken aus dem Land.
(Sibenbürgen.)

Jo, Pähdchen, jö ov un av,
Morgen hammer Sonndag
Kummen alle Hährcher
Met dä bunkte Pähr'cher,
Kummen alle Jüffercher
Met dä bunkte Tüffelcher.
(Köln.)

Hopp, hopp, hopp, ho
Pferdchen friszt kein Stroh;
Muszt dem Pferdchen Hafer kaufen,
Dasz es recht im Trab kann laufen,
Hopp, hopp, hopp, ho!

Reiter zu Pferd,
Der Gaul ist nichts wert;
Das Bier ist bitter,
Das trinken die Ritter;
Der Wein ist sauer,
Den trinken die Bauer!
Trarah, hopp, hopp, trarah!

Rüter te Pädde
Blank van Swädde (Schwert)
Raut van Gold
Hei, wat is de Rüter stolt!
(Münster.)

Trosz, trosz, trüll,
Der Bauer hat ein Füll;
Das Füllchen will nicht laufen,
Der Bauer wills verkaufen.

Schacke, Schacke Reiterpferd!
Das Pferd ist nicht drei Heller wert.
Wenn die Kinder gröszer werden,
Reiten sie auf Steckenpferden!
Reiten auf der bunten Kuh
Nach der groszen Mühle zu.

U. s. w. Man könnte eine respectable Sammlung solcher Kinderreiterlieder zusammenbringen, die leicht so umfangreich werden dürfte als das ganze vorligende Buch und die dennoch dasselbe Thema mit unendlichen Aenlichkeiten und ebenso unendlichen Abwandlungen variiren würde.

Uralt und erwürdig ist das Spielen der Kinder mit Pferdchen. Im persisch-indischen Gedichte „Savitri“ schildert Naradra das Kind Satjavan mit den Worten: „Pferde waren des Knaben Geliebte, Pferde von Ton er zu bilden sich übte und Pferde zu malen mit bunten Farben, die ihm den Namen *Buntpferd* erwarben.“

*) In späteren Jaren tritt an dessen Stelle, namentlich in Süddeutschland, die schöne turnerische Uebung des *Pü-Rössl-Springens*, ein Spiel, bei dem sich die Teilnemer in einer Entfernung von 5—6 Schritten von einander aufreihen und der lezte immer über die Köpfe der vorstehenden wegsezt und sich vorn wider aufstellt.

(Pferde von Ton wurden nämlich vor den einsamen Waldtempeln des Sones des Wischnu, Ariaruputran, als Weihegabe aufgestellt.) — Bei Aristophanes werden „kleine Hottepferdchen“ aus Leder artig ausgeschnitten. Und so lieszen sich hunderte von Beispielen aller Zeiten und Völker anfüren!

Seine ganz besondere Bedeutung hat aber, wie wir alle wiszen, das nicht minder uralte Steckenpferdreiten.*) Schon Horaz kennt „*Equitare in arundine longa*“**), und auch Plutarch (Apophth. lacon. 70) erwänt es in einer bekannten allerliebsten Anecdote. „Agesilaus — erzält er — liebte seine Kinder ser und nam Teil an ihren Spielen. So überraschte ihn eines Tages einer seiner Freunde, wie er inmitten lachender Kinder auf einem zwischen die Beine gesteckten Rorstab umherritt. „Sage es niemand, bat ihn Agesilaus, als solchen, die da selber Kinder haben!“ — Den gleichen anmutigen Zug widerholt auch Valerius Maximus (VIII. 8), doch überträgt er ihn auf Sokrates, den er durch Alkibiades überraschen läszt, wie er den Rorstab zwischen den Beinen hat (interposita arundine cruribus suis). — Ob das Steckenreiten schon im Altertum seine heutige psychologische Nebenbedeutung hatte, oder wie dieselbe entstanden, vermögen wir nicht nachzuweisen. — Kant in seiner „Anthropologie“ erklärt das „*Steckenpferd*“ als eine Liebhaberei, sich mit Gegenständen der Einbildungskraft, mit welchen der Verstand zur Unterhaltung blos spielt, als einem Geschäft gefliszentlich zu befaszen. Das ist bekanntlich selten one Gefaren, und wol hat das Lied recht, just „wenn die Kinder gröszer werden, reiten sie auf Steckenpferden“. Denn

Jeder hat sein Steckenpferd,
Das ist ihm über alles wert,

obgleich es nur zu war ist, dasz *jedes Steckenpferd taugt, sich ein Kreuz daraus zu schnizen.* — *Steckenpferde sind teurer als Reitpferde!* (oder: *als arabische Pferde).* — *Steckenpferde reiten kostet Beine!* Darum wenigstens *reite kein Steckenpferd, das dich abwirft und nach Andern ausschlägt.****)

*) Vergl. über das mytholog. Steckenpferd: Teil II. „Tod und Teufel, Hel und Hexen“, über das historische: Teil III. 17. Jhdt. „Dreiszigjäriger Krieg.“

**) Sat. II. 3:
„Binsene Häuschen erbaun, Lastwägelchen faren mit Mäusen
Grade und ungerad spielen, auf rorenem Gaule sich tummeln:
Liebt ein Erwachsener das — als aberwizig erscheint er.“

***) Zuweilen wird *Pferd* selbst so gebraucht, wie sonst *Steckenpferd.* — „Es schien Zeit, meine Jugendpferde zu besteigen, auf denen ich mich sonst so

Das Steckenpferd, das wir auf den vorligenden Seiten so lustig getummelt, wird wol Jedermann als ungefärlich erscheinen und Niemanden „Beine kosten". Wie aber Kinder sich auf dem Steckenpferd im Laufen und Springen trefflich üben können, so hat auch uns villeicht das „Reiten auf dem Thema vom Pferde" in der einen oder andern Art ergözt und genuzt.

übermütig gern herumgetummelt." (Goethe 27. 200.) „Ich ertappte mich plötzlich auf einem Pferde, das ich lange nicht mer geritten, auf der Nationaleitelkeit." (Stahr.)

V. Hauptabschnitt.

Sprachliche Bezüge.

1.

Anbildungen und Abstractionen von den Namen des Pferdes.

Auszer der Fülle sprichwörtlicher Beziehungen, welche wir in den vorligenden Blättern entwickelt haben, tritt nun der Name des Pferdes, dessen Vilgestaltigkeit, wie wir wiszen, nicht oft ihres Gleichen findet, auch noch auf andren Sprachgebieten als auf dem, welches dem edlen Tiere selbst gehört, in reicher Fülle und in mannigfachen Verknüpfungen auf. — Als Eigenname von Orten und Personen, im Tier- und Pflanzenreiche, in wirtschaftlichen und technischen Benennungen, überall begegnen uns Bezeichnungen des Pferdes oder Zusammensezungen mit einer von ihnen.

Ortsnamen.

Ueberraschend grosz ist die Zal von Ortsbenennungen: Wonpläzen, Bergen und Gewässern, denen teils mit voller Gewiszheit, teils mit mer oder minder groszer Warscheinlichkeit Namen des Pferdes zu Grunde ligen.

1) Von **Pferd** stammen:

Nord- und *Süd-Peerd*, die beiden rügen'schen Vorgebirge von Göhren und Thiessow. Der Sage nach war die Wasserstrasze zwischen Thiessow und Röden einst so schmal, dasz ein Pferdeschädel genügte, um sie zu dämmen und trocken zu überschreiten.

Pferdsbach, Dorf in Oberhessen.

Pferdsdorf, zwei Dörfer im Lande Eisenach; bei dem einen am linken Werraufer ein Basaltkegel: die *Pferdsdorferkuppe*, Stammsiz des Geschlechts derer *v. Pferdsdorf*.

Pferdsfeld, Dörfer in Oberfranken und bei Kreuznach.
Pferdschwarze, Höfe im Kreise Elberfeld.
Pferdekopf, kaler, kegelförmiger Berg in der Rhön; *Pferdskopp*, Berg bei böhm. Friedland.
Pferdingsleben, Dorf im Herzogthum Gotha.
Pferdenberg, Dorf in Schwaben-Neuburg.
Pferdemark, Bergabhang bei Vollmarshausen.
Pferdeberg, Berg südwestlich von Zittau.
Pferdsfelsen bei Merzalben in der Pfalz.
Pfersbach, Dorf im Jaxtkreise.
Pfersdorf, Dörfer in Unterfranken, bei Hildburghausen, Rittergut im Kr. Mansfeld.
Perdenbach, Dorf im Kr. Saarburg.
Perdt, Weiler im Kr Wipperfürth.
Pardorf, Dorf in Kärnten bei St. Veit.
Padorf, Dorf in der Herrschaft Nikolsburg.
Paderborn, Kreisstadt in Westfalen an der *Padera*. (?)
Padberg, Dorf in der Nähe des vorigen am Ursprung der Diemel.
Oberpferd, Ort im Voigtlande, Oberfranken.
Pfersen, Dorf im baierischen Landgericht Göggingen.

Die Zal diser Ortsnamen, von denen einige sogar etwas zweifelhafter Abstammung sind, ist nicht grosz, aus dem einfachen Grunde, weil „*Pferd*“ selbst ein Fremdwort ist. Um so reicher vertreten sind dagegen Ortsnamen, welche

2) von **Ross** *(Ors, Hros)* stammen. Schon im germanischen Altertum erscheinen Namen wie: *Rossungen*, *Hrossbach*, *Rosseberg*, *Rossebuch*, *Rosberg*, *Horsadel*, *Rosseshart*, *Hrossulza*, *Hrosdorf*; und noch heut bestehen unverändert die folgenden:

Ross, Grafschaft in Schottland, Stadt in der englischen Grafschaft Hereford; Grafschaft in Ohio; drei Orte in Ohio; ein Ort in Michigan; drei Orte in Pennsylvanien; Stadt in der irischen Provinz Munster; ebendort: *Old-Ross* und *New-Ross*. — Pfarrhof bei Gladbach.
Rössel, Bergkopf gegenüber Bingen.
Rossa, Dorf in Graubündten, Flecken im Gouvernement Grodnow.
Rossach, Flecken bei Koburg.
Rossbach, Weiler bei Dietfurt in Nider-Baiern, Weiler bei baierisch Kammerau, Dorf bei Neumarkt in Ober-Baiern, Dorf in der Oberpfalz.
Roschbach, Dorf bei Edenkoben, Dorf bei Wolfstein i. d. Pfalz, Dorf bei Brückenau in Unterfranken, Dorf bei Obernburg, Dorf bei böhm. Elnbogen, Dorf bei Biedenkopf, Dorf in Krain, Dorf bei Witzenhausen, Ort bei Hersfeld, Dorf bei oberösterr. Mauerkirchen, Dorf bei Schärding in Oberösterreich.
Rosbach, Dorf bei Neuwied, Dorf bei Freiburg a. d. Unstrut, Dorf bei Weiszenfels (1757!), Dorf in Tirol. *Ober-* und *Nider-Rosbach* am Fusz des Taunus. *Ober-* und *Unter-Rosbach* in Mittelfranken. *Rossenbach* bei Waldbroel.
Rossberg, Weiler in Niderbaiern, Dorf im Wienerwald, Dorf bei schles. Beuthen, Ort in Steiermark.
Rossberg, Bergzug auf der Grenze zwischen Zug und Schwyz; eine der höchsten Kuppen der schwäbischen Alb; Berg bei Dettingen, dessen Scheitelpunkt *Rossfeld* heiszt; Berg bei Lauterecken in der Pfalz; ferner Höhen im Thüringer Walde und am Ostabhange des Wasgenwaldes (auf der französischen Generalstabskarte „*le Rossberg*“ genannt).
Rösselberg, Berge bei Landeck und bei Friedland.
Rossbodenberg, Dorf in Böhmen und Bleiwerk in Kärnten.
Rossebrokg, Ort in der Landdrostei Osnabrück.
Rossbrück, Dorf bei Forbach.
Rosskogel, Berg bei Wien.
Roeskilde, bei Kopenhagen (von *Ros* und *kilde* = Quelle).

Rossla, Hauptort der Grafschaft Stolberg.
Rosslach, drei Dörfer und Weiler in Oberfranken.
Rossleben, ehem. August.-Nonnen-Kloster, Dorf im Kreise Querfurt.
Rossleithe, Dorf in Oberösterreich.
Roszlenbruch, Ort im Kreise Solingen.
Roszmeiersdorf, Weiler in Mittelfranken.
Rossmeisl, Dorf im Egerkreise.
Rossmoos, Weiler in Schwaben-Neuburg.
Rossnagel, Weiler im Jaxtkreise.
Rosznitz, Dörfer bei Muskau und bei Karlsbad i. B.
Roszrieth, Dorf in Unterfranken.
Roszstaig, zwei Orte im Neckarkreise und Berg bei Haigerloch in Hohenzollern.
Roszstall, Marktflecken in Mittelfranken.
Roszstetten, Dorf in Niderbaiern.
Roszthal, drei Orte: im Kreise Insterburg, in der Oberpfalz und im Amte Dresden.
Rosstränk, Weiler in der Oberpfalz.
Rosstrappe, Fels im südöstlichen Harz.
Rosswaag, Orte im Neckar- und im Schwarzwald-Kreise.
Rosstauschen, Ort in Baiern.
Rosswald,*) Orte im Kreise Troppau, in Oberösterreich und im Schwarzwaldkreise.
Rosswälden, Dorf im württemb. Donaukreise.
Rosswangen, Dorf im Schwarzwaldkreise.
Rosswein, Stadt im Amte Döbeln.
Rosswiese, Ort im Kreise Landsberg.
Rossacker, Dorf bei Rosenhain in Baiern.
Rossatz, Flecken im Wienerwaldkreise.
Rossau, Vorstadt von Wien, Dorf in Unter-Oesterreich, Dorf bei Osterburg. Ebendort: *Grosz-Rossau*. — *Nider-Rossau*, Dorf im Kreise Rochlitz. Ebendort: *Ober-Rosslau*.
Rossbroich, Weiler bei Düren.
Rossbrunn, Dorf in Unterfranken.
Rossbüchel, zwei Dörfer in Krain.
Rossbühl, Kuppe auf dem Kniebis im Schwarzwald, Höhe in den Rohrschacher Bergen.
Rossbünden, Ort in Vorarlberg.
Rossburg, Weiler bei Hengstfeld im Jaxtkreise.
Rossdorf, Dörfer in Oberbaiern, Starkenburg (in der Nähe der *Rossberg* mit Basaltbrüchen) bei Göttingen, in Oberhessen, in Hanau, in Meiningen, in Oberösterreich, im Kreise Jerichow, bei Falkenberg in Schlesien, *Rossdorf am Berge* in Oberfranken, *Rossdorf am Forst* bei Amlingstadt. *Rossedorf* in der Altmark. *Rossendorf*, Orte bei Zeitz und Radeberg in Sachsen.
Rosseck, Dorf in Steiermark; *Ober-* und *Unter-Rossegg*: Dörfer bei Frondsberg; im Kreise Graz.
Rossel, Nebenflusz der Saar.
Rössla, Flusz in Oberfranken.
Rössel, Kreisstadt im Regierungsbezirk Königsberg.
Rosseln, Gross- und Klein- an der *Rossel*, Grenze von Rheinprovinz und Lothringen.
Rössen, Dörfer bei Merseburg und in Krain.
Rossenreut, Ort im Kreise Eger.
Rossewitz, Dorf bei Lage in Mecklenburg.
Rossfeld, Dörfer im Jaxtkreise, bei Rodach und bei Rheinau im Elsasz.
Rossgarten, Orte in den Kreisen Elbing und Marienwerder, Culm, Graudenz, Schwetz und Thorn.
Rossgitten, Dorf im Kreise Allenstein
Rossgraben, Dörfer in Oberösterreich und in Steiermark.
Rossgrund, Schlucht bei Kerstenhausen.

*) Aenlich klingt auch der Name eines bemerkenswerten französischen Waldes, des „*Forêt Royale de Sept Chevaux*" (bei Luxeuil, Dép. der Haute Saône), warscheinlich ein altheiliger Rossehain.

Rosshart, Dorf bei baier. Wasserburg.
Rosshaupt, Dorf im Kreise Eger. *Rosshaupten*, Dorf bei Haselbach in Niderbaiern, zwei Dörfer in den schwäb. Landgerichten Burgau und Füssen.
Rosshöhe, Erhebung westlich von Quedlinburg.
Rosshof, Orte bei Neisse und bei Mureck in Steiermark.
Rossholzen, Weiler in Oberbaiern.
Rössing, Dorf bei Hildesheim.
Rosskopf, Berg im Schwarzwald und bei Wien.
Rosskuppe bei Soden und bei Marbach, nordöstlich von Fulda.
Rosskuhlen, Ort im Kreise Schlawe.
Rosswinkel, Weiler in Oberösterreich.
Rossgaue, Dorf im Kreise Schwetz.

Ors, Dorf östlich von Kambryk.
Orsa, Ort in Schweden.
Orsbach, Dorf bei Achen.
Orsbeck, Dorf im Kreise Heinsberg.
Orsberg, Dorf im Kreise Neuwied.
Orschel, zwei Dörfer im Kreise Worbis.
Orschholz, Dorf im Kreise Saarburg.
Orschweier, Dorf im badischen Oberrhein-Kreis und im Kreis Colmar.
Orsenhausen, Dorf im württembergischen Donaukreis.
Orsfeld, Dorf im Kreise Bitburg.

Horsbüll, Dorf im Amt Tondern.
Horsbyk, Dorf im Amt Apenrade.
Horscha, Dorf im schlesischen Kreise Rothenburg.
Horschau, Dorf im Kreise Pilsen.
Horschbach, Dorf in der baierischen Pfalz.
Horschdorf, Dorf in Oberfranken.
Horscheidt und *Hörschhausen*, zwei Dörfer im Kreise Daun.
Hörsching, Dorf in Oberösterreich.
Hörschlag, Dorf in Oberösterreich und im Kreise Budweis.
Horschlitt, Dorf im Amt Gerstungen.
Horsdorf, Dorf in Anhalt-Dessau und im Fürstenthum Lübeck.
Hörsdorf, drei Dörfer im Erzherzogthum Oesterreich.
Horsebrug, Ort i. d. Landdrostei Osnabrück, ebenda: *Horzebroik*, *Hartzebroik* und *Herssebroik*.
Horse, Insel in der Grafschaft Ayr.
Hörsel, Nebenflusz der Werra.
Hörselberg, sagenberümter Bergrücken bei Eisenach.
Hörseley, Flecken in der Grafschaft Gloucester.
Horselgau, Dorf bei Gotha.
Horsens, Hafenstadt im Stift Aarhuus.
Horsepath, Dorf in der Grafschaft Oxford.
Horsey, Nordseeinsel, Essex gegenüber.
Horsford, Dorf in der Grafschaft Norfolk.
Horsforth, Dorf in der Grafschaft York.
Horsham, Flecken in der Grafschaft Sussex
Horshill, Dorf in der Grafschaft Surrey.
Hörsingen, Dorf im Kreise Neuhaldensleben.
Horsington, Dorf in der Grafschaft Linkoln.
Horsley, Dorf in der Grafschaft Derby, zwei Dörfer in der Grafschaft Surrey.
Horslunde, Kirchspiel auf Laaland.
Horsmar, Dorf im Kreise Mühlhausen.
Horssen, Dorf in Gelderland.

Diser bedeutenden Anzal von Ortsnamen, welche sich an die einheimische Hauptbezeichnung des Pferdes anlenen, stellen sich nun, ser karakteristisch, nur zwei Ortsnamen zur Seite, die von

dem erst in jüngster Zeit aus einem Fremdwort entsprungenen Ausdruck, nämlich

3) von Gaul stammen:

Gaulsheim, Dorf in Rheinhessen.
Gaulshofen, Dorf in Oberbaiern. —
Cavallen, der Name eines Dorfes bei Breslau, deutet auf das romanische Wort hin, dem unser deutsches „Gaul“ entsprungen ist.

4) Von Märhe *(Mar, March, Mark)* stammen*):

Maer, Dorf in der Grafschaft Strafford.
Mahrau, Dorf im Kreise Mohrungen.
Mahrdorf, in der Landdrostei Stade *Mahrdörfel* im Kreise Olmütz.
Mahren, Dörfer in den Kreisen Marienwerder und Solothurn.
Mahrenberg, Flecken im steyrischen Kreise Marburg. An den *Mahrenberg* in Schwaben knüpft eine welfische Stammsage an. (Vergl. Teil II. Ross und Reiter im religiösen Leben. „Umritt“)
Mährengasse, Dorf im Kreise Neisse
Mahrenholz, Dorf in der Landdrostei Lüneburg.
Mährenhorn, Berg über dem Haslital.
Mährensdorf, Dorf im Kreise Gratz
Mähringer. Dörfer im württembergischen Schwarzwald- und Donaukreise.
Marbach, Dörfer im badischen See- und im Unterrheinkreise, in Niderbaiern, im Landgericht Arnstein und im Landgerichte Ebern (Unterfranken), zwei Dörfer in den Kreisen Fulda und Marburg (Hessen). Dorf in Oberösterreich; Markt und drei Orte in Unterösterreich; Dorf bei Erfurt; Dorf im Amt Chemnitz; Dorf im Kanton Luzern, im Kanton St. Gallen, Oberamt und Stadt im württembergischen Neckarkreise (Schiller) mit Hauptgestüt; Dorf südlich Pont-à-Mousson, Dorf im Oberamt Riedlingen, Dorf im Amt Döbeln. *Mahrbach*, zwei Dörfer in Unterösterreich, Ort in Steiermark.
Marbeck, Bauersch. im Regierungsbezirk Münster.
Marborn, Dorf im Kreise Hanau.
Marburg, Kreisstadt in der Prov. Hessen, a. d. Lahn am Einflusz der *Marbach*. — Kreisstadt in Steiermark (bedeutende Pferdezucht). *Marbury*, Dorf in England, Grafschaft Chester.
March, Nebenflusz der Donau; Dorf in Niderbaiern; Stadt in England, Grafschaft Cambridge.
Marchenbach, drei Dörfer in Oberbaiern.
Marchendorf, Dorf im steierischen Kreise *Marburg*.
Marchthal, Reichsabtei in Schwaben, Donaukreis
Marchegg, Herrschaft im Untermannhardsbergkreise.
Marchtrenk, Dorf auf der Welser Heide, Oberösterreich.
Marchfeld, zwischen March und Donau (Pferdezucht).
Mardorf, in der Landdrostei Hannover, in Nider- und in Oberhessen und bei Marburg in Steiermark.
Mareit, Dorf im tiroler Kreise Brixen.
Maren, Dorf in Nordholland.
Marenbach, Dorf im rheinischen Kreise Altenkirchen.
Margate, Stadt in England, Grafschaft Kent.
Mehrdorf, Dorf im Kreise Braunschweig.
Meerdael, Wald in Brabant, wo man die Steinkrippe Bayards, des berümten Rosses der vier Haimonskinder zeigt.
Mehrenbach, zwei Dörfer in Ober-Oesterreich.
Mehrstedt, Dorf in Schwarzburg-Rudolstadt.
Mehrstetten, Dorf im württembergischen Donaukreise.

---

*) Man hat bei disen Wörtern sich vor Verwechselungen mit den von *Marke* = Gränze, *mari* = Meer und *mar* = clarus abgeleiteten Benennungen zu hüten.

Mörenbach, Dorf in Schwarzburg-Sondershausen.
Möhrendorf, Dorf in Mittelfranken.
Markau, zwei Dörfer im Osthavelland und im Kreise Salzwedel.
Markbronn, Dorf im württembergischen Donaukreise.
Markdorf, im badischen Seekreise.
Marke, Dorf in der Landdrostei Hildesheim.
Markein, Dorf im Kreise Heilsberg.
Markendorf, Ort im Fürstenthum Osnabrück, in österreich. Schlesien, im Kreise Lebus und im Kreise Jüterbog.
Märkendorf, im Ober-Wienerwaldkreise.
Markersbach, Dorf im Amte Pirna und im Amte Zwickau.
Markersdorf, achtzehnmal in Deutschland u. s. w.

Es ist wol der Grund seiner nur mundartlichen Verbreitung, dasz ser wenige Ortsnamen

5) von **Pfage** *(Page)* stammen.

Pagenhardt, Weiler in Mittelfranken,
Pagenkopf, Dorf im Kreise Naugardt,
die *Pagenberge* in der märkischen Ebene bei Friesack

sind uns allein bekannt geworden. — Von auszerordentlicher Ergibigkeit erweist sich dagegen jene Stammsilbe, welche für die nordischen Völker noch heut die Hauptbezeichnung des Rosses bildet, in Deutschland jedoch, ganz zurückgedrängt, nur noch mundartlich ihr Leben fristet, wärend doch eben jene grosze Verbreitung in Ortsnamen und zugleich ihre mannigfache dialektische Abwandlung beweist, dasz sie dereinst auch bei uns zu Lande die herrschende Bezeichnung für das Pferd war.

6) Von **Hess** *(Hest, Hasz, Hast, Heisz, Heist, Hosse, Höst, Hatz, Hetz, Hette, Hatte, Hotte)* stammen nämlich:

Hesdorf, in Oberfranken.
Hesebeck, zwei Dörfer in der Landdrostei Lüneburg.
Hesedorf, zwei Dörfer in der Landdrostei Stade.
Heselaar, Ort in Nordbrabant.
Heselbach, Weiler im badischen Mittelrheinkreise.
Hesellohe, Weiler bei München.
Heselwangen, Dorf im württembergischen Schwarzwaldkreise.
Heslach, Dorf im Neckarkreise.
Heslingen, Dorf in Braunschweig.
Heslington, Dorf in der Grafschaft York.
Hesloh, Dorf in Lippe-Detmold.
Hesdorf oder *Hessdorf*, Dörfer in Ober- und Unterfranken.
Heszbach, zwei Dörfer in Mittelfranken.
Hessel oder *Heise*, Dorf im Amt Lygumkloster. *Heise*, Kol. in der Landdrostei Stade.
Hesselbach, zwei Dörfer in Ober- und Unterfranken, Dörfer in der Prov. Starkenburg im Kreise Gummersbach und im Kreise Wittgenstein.
Der Hesselberg, höchster Punkt in Mittelfranken, Landmarke und Wetterscheide; Dorf in Oberfranken.
Hesseldorf, zwei Dörfer in den Kreisen Eger und Gelnhausen.
Hesselhust, zwei Dörfer im badischen Mittelrheinkreise.
Hesseling, Weiler im Kreise Ahrweiler.
Hesseln, Orte in den Kreisen Neuwied, Waldbroel, Halle und Altena.
Hessel-Öe, dänische Insel im Kattegat.

Hessellohe, Dorf in baierisch Schwaben.
Hesselteich, Bauersch. im westfälischen Kreise Halle.
Heszgang, Ort in Unterösterreich.
Heszheim, Dorf in der baierischen Pfalz.
Heszlar, Dörfer in Unterfranken und Niderhessen.
Heszle, Dorf in der Grafschaft York.
Heszles, Dorf in Fulda.
Heszlingen, Dorf im Kreise Gardelegen.
Heszloch, Dörfer in Rheinhessen und in Nassau.
Der Hessenstein, an der holsteinischen Ostseeküste.*)
Hesterberg, Ort in der Landdrostei Hannover.
Hestert, Orte in den Kreisen Geldern und Hagen.
Hestoft, Dorf in Schleswig.
Hestrup, Bauersch. in der Grafschaft Bentheim.
Hesweiler, Dorf im Kreise Zell.
Der Hesterberg in Schleswig.
Der Haszenkopf, Berg bei Kreuznach.
Haszenhausen, Dörfer in Oberhessen und im Kreise Naumburg.
Haszenroth, Dorf in der Provinz Starkenburg.
Haszerod, Berg des Hinterländergebirgs in Oberhessen.
Haszerode, Dorf im Kreise Halberstadt.
Haszfelden, Weiler im Jaxtkreise.
Haszfurt, Stadt in Unterfranken.
Haszlage, Ort im Kreise Lübbecke.
Haszlangkreit, Dorf in Oberbaiern.
Haszleben, Dorf im Kreise Templin, Flecken in Weimar.
Haszloch, Dörfer in der Pfalz und in Unterfranken.
Die Haszloch, Nebenflusz des Mains, entsteht in den *Haszlochbergen* im Ostspessart.
Haszlau, Weiler in Oberösterreich, Dorf im Amt Döbeln bei „Rosswein".
Haszley, Bauersch. im Kreise Hagen.
Haszling, Rotte bei Lend in Salzburg.
Haszlingen, Bauersch. und Teil von „*Wagenfeld*" in der Landdrostei Hannover.
Haszlow, zwei Dörfer in der Ostpriegnitz.
Haszmersheim (Hasz und *Mer)*, Dorf im badischen Unterrheinkreise.
Haszmoor, Dorf in Holstein.
Hastberg, Ort im Kreise Lennep.
Haste, Orte in Osnabrück und im Kreise Altena.
Hastehausen, Bauersch. in Preuszen, zu Darup gehörig.
Hasten, Dorf im Kreise Lennep.
Hastenbeck, Dorf in der Landdrostei Hannover. 1757!
Hasterrath, Dörfer in den Kreisen Jülich, Erkelenz und Geilenkirchen.
Hasterau, Kotten im Kreise Lennep.
Hasters, Ort im tiroler Kreise Brixen.
Hastings, Hafenort in der Grafschaft Sussex. 1066!
Hastorp, Dorf im Amt Doberan.
Hastrup, Bauerschaft in Osnabrück.
Haszreit, Ort im Kreise Gratz.
Haszlach, zwei Dörfer in Baden, zwei in Ober-, eins in Mittelfranken.
Haslach, drei Dörfer in Oberbaiern; Dörfer in Mittelfranken, bairisch Schwaben; fünf Dörfer in Oberösterreich; drei Dörfer in Niderösterreich; Dorf im österr. Schlesien; zwei Dörfer in Tirol; zwei Dörfer im württemberg. Donaukreise, das eine davon an der *Haslach;* Dorf im württembergischen Schwarzwaldkreise; *Grosz-* und *Klein-Haslach* bei Anspach; *Hohen-*, *Mittel-* und *Nider-Haslach* im württembergischen Neckarkreis; *Langen-Haslach* in bair. Schwaben, ebendort *Ober-* und *Unter-Haslach*.
Häslach, Dorf im württembergischen Schwarzwaldkreise.

*) Die vilen mit „Hessen" zusammengesetzten Ortsnamen füren wir nicht weiter auf, weil ihre Zugehörigkeit zu der ethnographischen Bezeichnung „Hessen" in den meisten Fällen ebenso möglich erscheint, wie zu dem in Rede stehenden Wortstamm.

Haslachberg, Dorf im steyrischen Kreise Marburg.
Hasland, Ort in der Grafschaft Derby.
Haslaû, Dorf im Kreise Eger, fünf Orte in Oberösterreich, zwei Orte in Unterösterreich, ebendort *Deutsch-Haslau*.
Hasle, Dorf im Kanton Bern, Dorf im Kanton Luzern, Stadt auf Bornholm, Harde im Amt Aarhuus.
Haslebury, Dorf in der Grafschaft Somerset.
Hasleiten, Dorf in Unterösterreich.
Haslen, Dörfer in Appenzell und Glarus.
Hasliberg, Ort im Kanton Bern.
Hasliland, das schöne Tal der Ar im Kanton Bern.
Hasli, Dorf im Kanton Zürich.
Hasling, Dörfer in Oberösterreich und Salzburg.
Haslingden, Marktflecken in Lancaster.
Haslingfield, Dorf in der Grafschaft Cambridge.
Haslinghausen, Dorf im westfälischen Kreise Hagen.
Haslington, Dorf in der Grafschaft Chester.
Haszberg, Dorf und Berg in Holstein am groszen Belt.
Haszberge, *Haszgebirge*, die nördliche Fortsezung der Frankenhöhe, zerfällt in den *groszen* und *kleinen Haszberg*.
Haszbergen, Dorf in der Landdrostei Hannover.
Hassee, Dorf in Holstein.
Hassel, Dorf in der Pfalz, zwei Dörfer in der Landdrostei Hannover, eins in der Landdrostei Stade, eine der Loffoden-Inseln am *Hassel-Fjord*. *Hassel*, Kirchspiel auf diser Insel, Weiler im rheinischen Kreise Altenkirchen, Weiler im Kreise Waldbröel, Dörfer im Kreise Düsseldorf, im Kreise Stendal, im Kreise Weiszenfels; Bauerschaften in den Kreisen Lüdinghausen und Recklinghausen.
Hasselbach, Dorf im badischen Unterrheinkreise, in Oberbaiern, in bairisch Schwaben, im Kreise Witzenhausen, in Nassau, in den Kreisen Altenkirchen und Simmern.
Hasselbeck, Ort im Kreise Elberfeld.
Hasselberge ligen bei Werthheim am Neckar, bei Wassertrüdingen und in der fränkischen Alp.
Hasselberg, zwei Dörfer im Kreise Heiligenbeil.
Hasselborn, Dorf in Nassau.
Hasselburg, Dorf im Kreise Gardelegen.
Hasselbusch, Dörfer in den Kreisen Soldin, Heiligenbeil und Prensz. Holland.
Hasseldieckesdamm, Dorf in Holstein.
Hasseldorf, Dorf im Kreise Demmin.
Hasselfelde, Stadt in Braunschweig, an der *Hassel*.
Hasselförde, Dorf in Mecklenburg-Strelitz.
Hasselhorst, Dorf in der Landdrostei Lüneburg.
Hasseln, Dorf in der Landdrostei Hannover, Ort im Kreise Schlochau.
Hasselöe, Insel im Süden des Guldborg-Sundes.
Hassels, Orte in den Kreisen Düsseldorf und Solingen.
Hasselsweiler, Dorf bei Jülich.
Hasselt, Stadt in der belgischen Provinz Limburg, Stadt in der niderländischen Provinz Overijssel, Dörfer in den Kreisen Achen und Cleve.
Hasselwerder, Hauptmannschaft in der Landdrostei Stade.
Hassenberg, Dorf in Koburg.
Hassendorf, Dörfer in Stade, in Holstein und im Kreise Arnswalde.
Heisberg, Dorf im Kreise Siegen.
Heischbach, zwei Ortschaften im Traunkreise.
Heisdorf, Dorf im Kreise Prüm.
Heissager oder *Hesagger*, Dorf im Amt Hadersleben.
Heissenberg, Dorf im Hausruckkreise.
Heissenbüttel, Dorf in der Landdrostei Stade.
Heiszenstein, Dorf im Amt Plauen.
Heiszfelde, Dorf in Ostfriesland.
Heist oder *Heest*, Dorf in Holstein.
Heistenbach, Dorf im Amt Diez.

Heister, Dorf im Kreise Neuwied, Ort im Siegkreise, Weiler im Kreise Lennep, zwei Dörfer in Norder-Dithmarschen.
Heisterbacherott, Dorf im Siegkreise.
Heisterberg, Dorf im Kreise St. Wendel.
Heisterkirch, Dorf im württembergischen Donaukreise.
Heistern, Dorf im Kreise Düren und im Kreise Braunsberg, Ort im Siegkreise.
Heisternest, Dorf bei Danzig und bei Putzig.
Heisterschoosz, Dorf im Siegkreise.
Heistersinck, Ort im Kreise Herford.
Heisterstock, Ort im Kreise Gummersbach.
Hosse, Bleiwerk in Kärnten.
Hössel, Gemeinde bei Düsseldorf.
Hösselwang, Pfarrort in Oberbaiern.
Hossen, Ort im Kreise Budweis.
Hossenberg, Weiler im Siegkreise.
Hössenberg, Gemeinde in Steiermark.
Hossenschlag, zwei Dörfer im Kreise Budweis.
Hössgang, Markt in Unterösterreich.
Höst, Weiler im Kreise Geldern.
Hostach, Dorf in Krain.
Hatzbach, Dorf in Oberhessen.
Hatzenbach, Dorf in Niderösterreich.
Hatzenbühl, Dorf in der Pfalz.
Hatzendorf, im Kreise Gratz.
Hatzenhofen, in bairisch Schwaben.
Hatzenport, Dorf im Kreise Mayen.
Hatzenreuth, Weiler in der Oberpfalz.
Hatzfeld, Stadt in Oberhessen, Marktflecken in österreich. Serbien, Ort im Kreise Elberfeld.
Hatzkofen, zwei Dörfer in Niderbaiern.
Hatzte, Dorf in der Landdrostei Stade.
Hetzbach, Dorf in der Provinz Starkenburg.
Hetzendorf, Ort in Oberösterreich, Lustschlosz im Unter-Wienerwaldkreise und Dorf in Steiermark.
Hetzenholz, Ort im Siegkreise.
Hetzwege, Dorf in der Landdrostei Stade.
Hettenhain, Dorf in Nassau.
Hettenhausen, Dorf in der Pfalz.
Hettenheim, Dorf in der Pfalz.
Hettenrod, Dorf in Birkenfeld.
Hettenshausen, Dorf in Oberbaiern.
Hettingen, Dörfer im badischen Unterrheinkreise und im Lande Sigmaringen.
Hettstadt, Dorf in Unterfranken.
Hettstädt, Stadt im Kreise Mansfeld, Dorf bei Stadt-Ilm.
Hettsteeg, Dorf im Kreise Cleve.
Hettstein, Dorf in Birkenfeld.
Hattenbach, Nebenflusz der Fulda und Dorf in der Provinz Fulda.
Hättenberg, Dorf im österreichischen Hausruckkreise.
Hattenberg, zwei Orte in Kärnten.
Hattendorf, Ort in Kärnten, Dorf in der Grafschaft Schaumburg, zwei Dörfer im Kreise Ziegenhain.
Hattenhausen, Dorf in der Oberpfalz.
Hattenheim, Weindorf in Nassau.
Hattenhof, Dorf im Kreise Fulda
Hattenhofen, zwei Dörfer in baierisch Schwaben.
Hattenrod, Dorf im Kreise Gieszen.
Hattenweiler, Weiler im badischen Seekreise.
Hotteln, Dorf in der Landdrostei Hildesheim.
Hottelstedt, Dorf in Weimar.
Hottenbach, Dorf im Kreise Bernkastel.
Hottendorf, zwei Dörfer im Kreise Gardelegen und im Kreise Gitschin.

Hottenstein, Ort im Kreise Hagen.
Hotteweiler, Dorf im Kreise Sargemünd.
Hötting, Dorf im Kreise Innspruck.
Höttingen, zwei Dörfer: im badischen Oberrheinkreise und im Bez. Zürich.
Höttingen, zwei Dörfer: in Mittel- und Unterfranken.
Hottorf, Dorf im Kreise Jülich.
Hottwyl, Dorf im Kanton Aargau.

Nahe verwandt stehn zu disen massenhaften Ableitungen von „*Hese*“ u. s. w. die Ortsnamen, welche

7) von **Hangst** und **Hengst** stammen.

Hangest (en Santerre), Dorf im Arrondissement Montdidier.
Hankenberg, Bauersch in Osnabrück.
Hankenhagen, Dorf im pommerschen Kreise Grimmen.
Hankerton, Dorf in der englischen Grafschaft Wilts.
Hankhausen, Dorf in Oldenburg.
Hengsbeck, Dorf im Kreise Meschede.
Hengsen, Dorf im Kreise Dortmund.
Hengstbach, Dorf in der Pfalz; Nebenflusz des Main.
Der Hengstberg bei Merzalben in der Pfalz.
Die Hengstkuppe im Spessart.
Hengstberg, Dorf in der Pfalz, Dörfer in Ober- und Unterösterreich. *Hengsberg*, Dorf im Kreise Gratz.
Hengstdijk, Dorf in Zeeland.
Hengsten, Ort im Kreise Lennep.
Hengstenberg, Dorf im Kreise Gummersbach, Ort bei Hagen, zwei Orte im Kreise Altena.
Hengstereubem, Ort im Kreise Eger.
Hengsterholz oder *Hesterholz*, Dorf im Kreise Helmenhorst.
Hengstedt, zwei Dörfer im Schwarzwaldkreise.
Hengstey, Dorf im Kreise Hagen.
Hengstfeld, Dorf im Jaxtkreise.
Hengstforde, Dorf in Oldenburg.
Jungenhengst, Ort bei Johann-Georgenstadt. *Alterhengst*, Dorf im Kreise Eger.

Der groszen Ausgibigkeit des vorigen Wortstammes gegenüber zeigt sich äuszerst gering diejenige einer andern Pferdebenennung. Wir kennen nur zwei Ortsnamen, welche

8) von **Maiden** stammen:

Meiden, ein Dorf in Oberösterreich und ein Ort im Kreise Düsseldorf.

Reicher vertreten ist dagegen wider jenes süddeutsche Wort, welches, ursprünglich einen Viehhof, eine Stuterei bedeutend, auf den Hengst übertragen wurde.

9) Von **Schwaig** stammen:

Schwaig, zwei Dörfer in Mittelfranken und Niderbaiern.
Schwaigen, zwei Dörfer in Oberbaiern, eins in Niderbaiern, zwei Dörfer in Oberösterreich.
Schwaigau, Dorf in Oberösterreich.
Schwaigern, Stadt im württembergischen Neckarkreise, Dorf in Oberösterreich, Weiler in Tirol.
Schwaighausen, zwei Dörfer in Mittelfranken, zwei Dörfer in Niderbaiern, Dorf in Oberbaiern, Dorf in der Oberpfalz, zwei Orte in Schwaben-Neuburg.
Schwaigheim, Dorf im württembergischen Neckarkreise.

Schwaighof, Weiler in Oberbaiern, Dorf in Steiermark, Weiler in Tirol. *Schwaighofen*, Ortschaft in Salzburg.
Schwaigholzen, Weiler in Niderbaiern.
Schwaigthal, Ort in Oberösterreich.
Schwag, Ortschaft in Kärnten.
Schwägerau, Dorf im Kreise Insterburg.
Schwagerschaft, Dorf in Kärnten.
Schwagirsdorf, drei Dörfer im Kreise Olmütz.
Schwagsdorf, zwei Dörfer in der Landdrostei Osnabrück.
Schweig, Ort in Oberösterreich.
Schweigau, Dorf im Traunkreise.
Schweigen, Dorf in der baierischen Pfalz.
Schweigern, Dorf im badischen Unterrheinkreise.
Schweigers, Markt im Obermannhartsbergkreise.
Schweigerschaft, Dorf in Kärnten.
Schweigersdorf, Dorf in Mittelfranken.
Schweigersreith, Dorf im österreichischen Innkreise.
Schweigertswinden, Weiler in Mittelfranken.
Schweighausen, Dorf im badischen Oberrheinkreise, Dorf bei Hagenau. Weiler im Jaxtkreise.
Schweigheim, Dorf in der baierischen Pfalz (1794!)
Schweighof. Dorf im badischen Oberrheinkreise, Ort im österreichischen Mühlkreise, Dorf im Ober-Wienerwaldkreise, Ort in Salzburg, Gemeinde im Kreise Gratz, Weiler im Kreise Innsbruck.
Schweighofen, Dorf in der baierischen Pfalz, Dorf in Salzburg.
Schweigthal, Dorf im Traunkreise.

Kaum ebenso reichlich vertreten erweist sich ein anderer, auf die Stutstätte deutender, sonst ser formenreicher Stamm.

10) Von **Studren** und **Stute** stammen:

Stote, zwei Weiler im Kreise Lennep.
Stotel, Dorf in der Landdrostei Stade.
Stötten, acht Ortschaften in Deutschland.
Stotternheim im Kreise Weimar.
Stotthof, Dorf im Kreise Kalau.
Stottmert, Höfe im Kreise Altena.
Stutensee in Baden.
Stüter, zwei Bauerschaften im Kreise Bochum.
Stuterhof, Kolonie bei Demmin.
Stutgarten, Vorwerk bei Storkow.
Stuthof, Dorf bei Danzig und Vorwerk bei Letschin.
Stutthenen, Gut bei Heiligenbeil.
Stuttem, Hof bei Wipperfürth.
Stutten, Dorf im Kreise Budweis und im Kreise Memel.
Stuttenberg, Vorgebirge an der Südspitze der Molukkeninsel Xulla-Talyabo.
Stuttenhof (vornemer: Stadthöfen), Gut im Kreise Eger.
Stuttweg, Vorwerk im Kreise Insterburg.
Stuttgardt, Dorf im brandenburgischen Kreise Sternberg.
Stuttgart, ein ser alter „Stutengarten", der sich nun emporgearbeitet hat zur Haupt- und Residenzstadt von Württemberg, noch immer aber eine schwarze Stute mit saugendem Folen im silbernen Wappenfelde fürt.
Stüttgerloh, Dorf im Kreise Düren.
Stutthof, Dorf im pommerschen Kreise Randow.
Studernheim, Dorf im pfälzischen Kreise Frankenthal.
Studham, Kirchspiel in der englischen Grafschaft Bedford.
Studland, Kirchspiel in der Grafschaft Dorset.
Studorf, Dorf im krainer Kreise Laibach.

11) Von **Kobbel** stammen:

Kobbel, Dorf im Kreise Wolmirstedt.
Kobbelberg, Dorf im Kreise Schlochau. (Preuss.)
Kobbelbude, Orte bei Fischhausen und Königsberg i. Pr.
Kobbelsdorf, Dorf im anhaltischen Amt Koswig.
Kobel, Weiler bei Hainhofen in Schwaben, Dorf in Oberösterreich, Weiler im Kreise Innsbruck.
Kobelau, Dorf im schlesischen Kreise Nimptsch.
Kobelblott, Ort im Kreise Bromberg.
Kobelbrenn, Dorf in Oberösterreich.
Kobelhals, Dorf im Kreise Ortelsburg.
Kobelhof, Dorf in Unterösterreich.
Kobelsdorf, Dorf im sächsischen Kreise Döbeln.
Kobelstadt, Dorf in Oberösterreich.
Kobelwald, Dorf im Kanton St. Gallen.

12) Auf **Taete** deuten:

Tattenbach, drei Orte in Niderbaiern
Tattendorf, Kirchspiel in Niderbaiern und Dorf im Unter-Wienerwaldkreise.
Tattenhall, Kirchspiel in der englischen Grafschaft Cheshire.
Tattenhausen, zwei Dörfer in Oberbaiern.
Tattenkofen, Weiler in Oberbaiern.

13) Von **Gurre** stammen*):

Gurre, Dorf in Dänemark am *Gurrsee*.
Gurra, Dorf im Kreise Johannisburg.
Gurren, zwei Dörfer im Kreise Darkehmen.
Gorra, Ort im Kreise Berent.
Gorrau, Dorf im Kreise Neidenburg.

14) **Strenze** ist vertreten durch:

Strenz, Dorf bei Güstrow; *Grosz-Strenz* und *Klein-Strenz*, Dörfer im Kreise Wohlau; *Strenz-Naundorf*, Dorf bei Alsleben; *Neu-Strenz*, Dorf bei Güstrow.
Strenshem, Kirchspiel in der englischen Grafschaft Worcester.

15) **Strute** erscheint in:

Strutthütten, Dorf im Kreise Siegen.

16) Auf **Motsche** weisen:

Mötsch, Dorf im Kreise Bitburg.
Motschach, Dorf in Kärnten.
Motschenbach, Dorf in Oberfranken.
Mötschlach, Dorf in Kärnten.
Mötschwyl, Dorf im Kanton Bern.

Reicher vertreten sind wieder diejenigen Ortsnamen, welche

17) von **Fole** und **Füllen** stammen:

Fohl, Dorf im Amt Hadersleben.
Fohlebauden oder *Füllenbauden*, Ort im Kreise Gitschin.
Fohlenberg oder *Füllenberg*, Waldort im Unter-Wienerwaldkreise.

---

*) Man hat sich hier vor dem anklingenden slavischen „*gora*“, d. i. Gebirge, zu hüten.

Fohlenwerder bei „*Marwitz*" in der Neumark.
Follmühle, Ort bei Münstereifel.
Follstein, Ort im posener Kreise Czarnikau.
Fuhlbeck, Dörfer im Kreise Deutsch-Krone und Dramburg.
Fulbeck, Dorf in der englischen Grafschaft Linkoln.
Fuhlen, Dorf im Kreise Schaumburg.
Fuhlenbruck, Bauerschaft im Kreise Recklinghausen.
Fulbrook, Dorf in der englischen Grafschaft Oxford.
Fuhlendorf, Dörfer im Amt Segeberg und im Kreise Franzburg.
Fuhlenhagen, Dorf im lauenburgischen Amte Schwarzenbeck.
Fulbourne, Dorf in der englischen Grafschaft Cambridge.
Füle oder *Fülldorf*, fünf Dörfer in Sibenbürgen.
Fülehaza, Dorf im sibenbürgischen Kreise Karlsburg.
Fulenbach, Dorf im Kreise Solothurn.
Füllendorf, Dorf im sibenbürgischen Kreise Klausendorf.
Fulford, Dorf in der englischen Grafschaft York.
Fulham, Dorf in der englischen Grafschaft Middlesex.
Fullen, zwei Bauerschaften in der Landdrostei Osnabrück.
Fullinsdorf, Dorf in Basel-Landschaft.
Fully, Dorf im Kanton Wallis.

Von den anderen Füllenbezeichnungen scheint für Ortsbenennung nur

18) **Heinsz** fruchtbar gewesen zu sein; die hier einschlagenden Namen gehn aber so vollkommen zusammen mit denjenigen, welche von „*Heinz*", dem Diminutiv von „Heinrich", stammen, dasz sie durchaus nicht von einander zu trennen sind. Wir erwänen deszhalb nur:

Heinsberg, Kreisstadt im Regierungsbezirk Achen, Dorf in der Oberpfalz, Dorf im Kreise Olpe.
Der Heinselberg bei Plech auf der fränkischen Höhe.*)
Heinsdorf, Dorf im Kreise Jüterbog.
Heinsheim, Dorf im badischen Unterrheinkreise.
Heinzenbach, Dorf im Kreise Simmern.

19) Von **Watte** stammen:

Wattenbach, Dörfer in Mittelfranken, Niderhessen und Niderbaiern.
Wattenberg, Orte in Mittelfranken, im Kreise Minden und im Kreise Innsbruck.
Wattendorf, Weiler in Oberbaiern und Dorf im Kreise Klagenfurt.
Wattenheim, Dorf und Weiler in Oberbaiern, Dorf in der Pfalz und in der Provinz Starkenburg.
Wattenscheid, Flecken bei Bochum.
Wattenweiler, Dorf in Schwaben-Neuburg und Weiler in den württembergischen Donau- und Neckarkreisen.
Wattenwyl, Dorf im Kanton Bern.
Wattlau, Vorwerk bei Wehlau.
Wattweiler, Dörfer in der Pfalz und im Oberelsasz.

20) Im Zusammenhang mit **Renner** stehn:

Rennebaum, *Rennbaum*, Weiler bei Elberfeld und bei Kronenberg, Ort bei Opladen, Bauerschaft bei Dorsten. *Am Rennbaum*, Kotten im Kreise Hagen.
Renneberg, Ort im westpreuszischen Kreise Neustadt.
Rennerde, Ort bei Altena.

*) Vergl. die erste Note zu Seite 132.

Rennersdorf im Kreise Neisze, Dörfer in den Aemtern Dresden, Pirna und Löbau, Dorf bei Herrnhut.
Rennersfeld, Dorf bei Troppau.
Rennertshofen, zwei Dörfer in Schwaben-Neuburg.

21) Auf **Run** und **Runzit** deuten:

Runstädt, zwei Dörfer im Kreise Merseburg.
Runstedt, Dorf im Kreise Helmstädt
Runtal, Dorf im Kreise Weiszenfels.
Runton, Dorf in der Grafschaft Norfolk.
Runwell, Dorf in der Grafschaft Essex.
Runzen, Dorf bei Ohlau.
Runzhausen, Dorf in Oberhessen.
Runzhofen, Dorf bei Bregenz.

22) **Klepper**, 23) **Zelter**, 24) **Ravit**, 25) **Pranger**, 26) **Zagge**, 27) **Vulz** finden sich wieder in:

Kleppersfeld, Weiler bei Hückeswagen.
Zeltweeg, Dorf im steyrischen Kreise Bruck
Ravit oder *Rawith*, Dorf bei Apenrade.
Prangerberg, Weiler im Kreise Neuwied.
Zagelau, Dorf in Oberösterreich.
Zagelsdorf, im Kreise Jüterbog.
Wulsdorf, in der Landdrostei Stade.
Wulzendorf, in Unterösterreich.

28) Von den auf **Nickel** etwa zurückzufürenden Ortsnamen nennen wir keine, weil es kaum möglich sein dürfte, sie von denjenigen zu trennen, welche entweder von der überhaupt „klein“ bedeutenden Wurzel *nig* oder von *Nikolaos* stammen.

Wie wir schon bei der Besprechung der Namen des Pferdes bemerkten, leben einige derselben, die sonst fast ganz ausgestorben sind, noch in Ortsbezeichnungen weiter. So stammen

29) von **Wigg**:

Wigan, Markt in der Grafschaft Lancaster.
Wigborough, zwei Kirchspiele in der Grafschaft Essex.
Wiggenhall, Ort in der Grafschaft Norfolk.
Wiggenhausen, Weiler im Donaukreise: ebendort *Wiggenreute*.
Wiggersbach, Dorf in Schwaben-Neuburg.
Wigger, Nebenflusz der Aar.
Wiggers, Ort im Kreise Hagen.
Wigginton, Kirchspiele in den Grafschaften Hertford, Oxford und York; Ort in der Grafschaft Strafford.
Wiggonly, Ort in der Grafschaft Cumberland.
Wigghill, Kirchspiel bei York.
Wigland, Ort in der Grafschaft Chester.
Wigmore, Kirchspiel in der Grafschaft Hereford.
Wigstadtl, Stadt im Kreise Troppau; ebendort zwei Dörfer: *Wigstein*.
Wigston, Kirchspiel in der Grafschaft Leicester.
Wigton, Marktflecken in der Grafschaft Cumberland.
Wigtown, die südlichste Grafschaft Schottlands.

Es ist bezeichnend, dasz die altsächsische Wurzel *wigg* auch in Ortsbezeichnungen ganz vorwigend auf englischem Boden lebt.

30) Auf **Ech** deuten:

Echaz, Nebenflusz des Neckar.
Echenbichel, Dorf im Kreise Innsbruck.
Echenbrunn, Dorf in baierisch Schwaben.
Echendorf in der Oberpfalz.
Echenschwang, Dorf in baierisch Schwaben.
Echenzell, Dorf in Oberbaiern.
Echzell, Dorf in Oberhessen (im *Markwalde*).

Nicht unbedeutend endlich ist die Zal derjenigen Ortsbezeichnungen, welche auf die uralte Wurzel

31) **Hoppe** *(Happe, Heppo, Eppo)* hinweisen:

Happach, Weiler bei Waldbroel, Dorf im badischen Amte Haszlach, Weiler in den badischen Ober- und Mittelrheinkreisen.
Happenbach, Weiler im Neckarkreise.
Happing, Dorf in Oberbaiern.
Happingen, Dorf im badischen Oberrheinkreise.
Happurg, Dorf in Mittelfranken, dabei der *Happerg* in der Nürnberger Schweiz.
Hapsal, Kreisstadt in Esthland.
Hapton, Dorf in der Grafschaft Lancaster.
Heppach, Dörfer im badischen Seekreise und im württembergischen Neckarkreise.
Heppberg, Dorf in Oberbaiern.
Heppdiel, Dorf in Unterfranken.
Heppen, Dörfer im belgischen Limburg und bei Soest.
Heppenbach, Dörfer in den Kreisen Montjoie und Malmedy.
Heppenberg, Ort im Siegkreise.
Heppendorf, Ort im Kreise Bergheim.
Heppenheim, Kreisstadt an der Bergstrasze, Dorf an der Wiese im Kreise Worms, Dorf im Kreise Alzey.
Heppens am Jadebusen.
Heppenschwand, Dorf im Oberrheinkreise.
Heppingen, Dorf bei Ahrweiler.
Heppstädt, Dorf in Oberfranken.
Hepscheid, Dorf im Kreise Montjoie.
Hepscheidt, Dorf im Kreise Malmedy.
Hepstedt, Dorf in der Landdrostei Stade.
Heptonstall, Dorf in der Grafschaft York.
Hepworth, Ort in der Grafschaft York und Dorf in der Grafschaft Suffolk.
Hippendorf, Ort im Kreise Elberfeld.
Hipping, zwei Dörfer in Oberösterreich.
Hipstedt, Dorf in der Landdrostei Stade.
Hoppegarten, sportberümter Ort bei Berlin, dessen Name übrigens weit älter ist, als seine heutige Bedeutung in der hippologischen Welt. Auszerdem Dorf bei Müncheberg. (Möglichkeit der Abstammung von *Hopfen*.)
Hoppeke, Dorf bei Brilon
Der Hoppelberg bei Halberstadt, Vorhöhe des Harzes.
Hoppelschlag, Dorf in Oberösterreich
Hoppen, Ort im preuszischen Kreise Carthaus und zwei Dörfer bei Neuwied.
Hoppenau, Dorf bei Elbing.
Hoppenböcher, Ort bei Solingen.
Hoppenbruch, Ort bei Marienburg in Preuszen und zwei Dörfer bei Heiligenbeil.
Hoppendorf, zwei Dörfer in den Kreisen Carthaus und preuszisch Eilau.
Hoppengarten, Weiler bei Waldbroel.
Hoppenhof, Ort im Kreise Düsseldorf.
Hoppenmichel, Ort im Kreise Memel
Hoppenrade, Dorf bei Nauen, Orte in den Kreisen Ost-Priegnitz und Ruppin.
Hoppensen, Ort in der Landdrostei Hildesheim.
Hoppenstädt, Dorf im Kreise Halberstadt.

Hoppenwalde, Dorf bei Ukermünde.
Hoppingen, Dorf in baierisch Schwaben.
Hoppstädten, Dorf im Fürstenthum Birkenfeld.

Eppan oder *St. Michael* (vergl. Teil II. „Herbstwodan"), schloszreiche Berggegend Tirols.
Eppe, Dorf in Waldeck.
Eppelborn, Ort im Kreise Ottweiler.
Eppeldorf, Dorf in Luxemburg.
Eppelheim, Dorf bei Heidelberg.
Eppenberg, Dörfer in Oberösterreich, im Kreise Kochem, im Kanton Solothurn.
Eppenbrunn, Dorf in der baierischen Pfalz
Eppendorf, Bauerschaft im Fürstenthum Osnabrück und im Kreise Bochum, Dorf bei Hamburg, Ort in den Kreisen Coesfeld und Zwickau.
Eppenhain, Dorf in Nassau.
Eppenhausen, Dorf im Kreise Hagen.
Eppenhuizen, Dorf in der Provinz Groningen.
Eppenich, Dorf im Kreise Düren.
Eppenrod, Dorf in Nassau.
Eppensen, Dorf in der Landdrostei Lüneburg.
Eppinstein, Schlosz in Steiermark.
Eppenzolder, Ort in der Provinz Overijssel.
Epping, Stadt in der Grafschaft Essex.
Eppinghoven, Bauerschaft im Kreise Duisburg.
Eppisburg, Ort in baierisch Schwaben.
Epplingen, Dorf im badischen Unterrheinkreise.
Epprath, Dorf im Kreise Bergheim.
Eppstein, Dorf in der baierischen Pfalz.
Epsach, Dorf im Kanton Bern.
Epscheid, Dorf im Kreise Hagen.
Epse, Ort in der Provinz Gelderland.
Epsom, Dorf in der Grafschaft Surrey, südsüdwestlich von London, berümter Rennplaz.
Eppenstein, Flecken in Nassau.
Epwell, Dorf in der Grafschaft Oxford.
Epworth, Dorf in der Grafschaft Linkoln.

Schlieszlich mögen hier noch einige Ortsnamen angefürt werden, welche auf

32) **Rappe** und 33) **Schimmel** deuten.

Rappen, Weiler in Schwaben-Neuburg.
Rappenau, Dörfer im badischen Unterrheinkreise und in Mittelfranken.
Rappenberg, Weiler in der Oberpfalz.
Rappendorf, zwei Orte in Niderbaiern.
Rappenhagen, Ort bei Greifswald.
Rappenhohe, Ort im Kreise Mühlheim.
Rappentenreuth, Dorf in Oberfranken.
Rappenzell, Dörfer in Mittelfranken und Oberbaiern.
Rappweiler, Dorf im Kreise Merzig.

Schimmel, Dorf im Kreise Eckartsberga.
Schimmelbach, Dorf in Niderbaiern.
Schimmelei, Dorf bei Ohlau.
Schimmelhahn, Weiler im Kreise Neuwied.
Schimmelsburg, Ort bei Barmen.
Schimmelsdorf im Kreise Olmütz.
Schimmelwitz, Dörfer in den Kreisen Neumarkt, Trebnitz und Liegnitz.

Wir schlieszen hiemit die Aufzälung der deutschen, von den Namen des Pferdes stammenden Ortsbezeichnungen in der Hoff-

nung, keine der bedeutenderen übergangen, aber nicht in der Meinung, absolute Vollständigkeit erreicht zu haben. Eine solche haben wir auch gar nicht angestrebt. Wer jedoch die Listen aufmerksam durchsieht, wird zwischen der Gruppirung der einzelnen Namenreihen nicht uninteressante Analogien und Bezüge entdecken, sachliche und landschaftliche, die villeicht zu weiterer Forschung fruchtbare Anregung geben möchten. Hier sei nur darauf aufmerksam gemacht, wie sich überreich und fast ausnamslos bei jeder der aufgefürten Benennungen die Verbindung zwischen den Rossenamen und der Bezeichnung des Wassers, der rinnenden Flut ergibt. Ueberall begegnen wir den Pferdenamen in fester Verschwisterung mit Silben wie: *ach* (aqua) *bach, bore, brunn, bronn, quell, see,* u. s. w. Auf die tiefe mythologisch-religiöse Ursache diser Erscheinung werden wir an anderer Stelle zurückkommen (vergl. Teil II. Das Ross als Naturbild. „Wetterrosse." Wasserrosse.), aber es verdient wol auch hier schon bemerkt zu werden, dasz alle dise Zusammensezungen ganz unmittelbar als Uebersezungen des griechischen Wortes *„Hippokrene"* gelten können, ja dasz es unter disen Ortsnamen einige gibt, die sich dem klassischen Quell göttlicher Begeisterung kün an die Seite stellen dürfen. Und da knüpfen sich die glorreichsten Erinnerungen an den Namen *Rossbach*, als jenes unvergleichlichen Feuerquells, der selbst die Feinde des groszen Fridrichs zu seinem Lob begeisterte. Es war Kästner, der uns zuerst lerte:

Was Hippokrene auf Deutsch heiszt.

Ein Gallier, der gallisch nur verstand
Und das allein reich, stark und zierlich fand
(Das Deutsche hat er stets durch schalen Spott entehrt,
Weil ihn für dies Verdienst ein deutscher Hof ernährt),
Den bat ich: „Nennt mir doch auf Gallisch *Hippokrene!*"
„„Herr Deutscher, könnt Ihr mich im Ernst so seltsam fragen?
Der Gallier behält die griech'schen Töne.""
„Nun wohl, Monsieur, wir können *Rossbach* sagen!"

Uebrigens findet die Hippokrene, die der Hufschlag des „Dichterrosses", des „Musenschimmels" aus dem Fels gelockt, auf dasz die Sänger göttlichen Rausch schlürfen, auch in dem Worte *„Markobrunn"* keine schlechte Uebertragung. Aber die schönste Verdeutschung des hellenischen Musenquells ist doch jedenfalls *„Marbach"*, der Geburtsort Schillers, von dem man in diser Beziehung mit seinen eignen vilgemiszbrauchten Worten sagen darf: „An der Quelle sasz der Knabe."

Auch in andern Ländern treten **vom Pferde abgeleitete Ortsbezeichnungen** auf. In **Persien** z. B. *Aspadan* (alter Name von Ispahan) *Zariaspe* (alter Name der baktrischen Hauptstadt) sowie die Flusznamen: *Hydaspes* und *Choaspes*. Vom **Semitischen** Worte *Sus* = Pferd wird *Susa* abgeleitet; ja das 1. Jo. 19. 5 erwänte *Chasar-susim* heiszt sogar wörtlich übersezt „Stuttgart".

Dem entsprechend scheint denn auch in Deutschland selbst **unter** der Schicht deutscher Ortsnamen noch eine zweite slawische, resp. keltische zu ligen, welche ebenfalls reich an solchen Bezeichnungen ist, die den Rossenamen slawischer und keltischer Völker entstammen. Der **wendische** Ausdruck für Pferd z. B. ist ***ten Kon***, und aus diser Wurzel erklären sich Namen wie *Konary* (*Konar* = Pferdehirt) *Konarsky*, *Kontiz*, *Konin* u. s. w.

Aus dem **Keltischen** dürfte der Name ***Ebelgünne*** stammen, der ser oft im nördlichen Deutschland für Vorwerke auftritt, die sämmtlich in grasreichen Gegenden ligen, und Stätten uralter Gestüte anzudeuten scheinen, da wälisch „*ebol*" ein Füllen, gälisch „*gin*" aber erzeugen bedeutet. „*Ebelgünne*" entspräche also nahezu dem schleswigschen *Fohlenkoppel*, jenem Orte, bei dem sich im lezten dortigen Feldzuge die braven Ukermärker vom 64. Regiment Lorbeern brachen. Ebenfalls „Stuterei" bedeutet das irische „*sgor*", und es ist nicht unmöglich, dasz hievon Ortsnamen wie: *Schork*, *Schorlingen*, *Schorstedt* u. s. w. stammen, die sonach ebenfalls auf keltische Gestüte zurückdeuten würden. (Riecke, der Volksmund in Deutschland.)

Die Menge der mit „*Pferd*" und „*Ross*" bezeichneten **Berge** hat überdis den Keltologen auch noch Veranlassung gegeben, beide Vorsilben auf keltische Wurzeln zurückzufüren. Sie erklären die „Pferdeberge" durch das gälische „*per*" (das dem lateinischen *petra*, dem französischen *pierre* entspricht), die „Rossberge" dagegen durch das gälische „*ross*", welches „Vorberg" bezeichnet. Die *Rosstrappe* hiesze hienach eigentlich *Ross-traabh* d. i. Vorbergs-Dorf. — An seltnen Stellen mag solche Erklärung zutreffen; indes darf man nicht vergessen, dasz es ein Cultusgebrauch unsrer Vorfaren war, auf Bergen zu opfern; und da ihnen, wie wir im mythologischen (II.) Teile unsrer Monographie erkennen werden, das Ross als vornemstes Opfertier galt, so würden sich schon aus disen Umständen die Namen viler „Rossberge" als die von alten Cultusstätten genügend erklären, selbst wenn nicht häufig die ortsangehörigen Sagen unmittelbar darauf

hinwiesen. Dis aber ist z. B. bei der Harzer „Rosstrappe" der Fall, da eine der vilen dise Stätte unschwebenden Mären ausdrücklich berichtet: die Vorväter hätten dort einst ein Ross schlachten wollen, das aber habe sich losgeriszen, sei über das Bodetal gesprungen und habe den Huf in den Fels gedrückt. — Wir werden später übrigens sehn, wie häufig der Name der „Rosstrappe" erscheint und wie verschiedene Sagen sich daran knüpfen.

Personennamen.

Uralt ist die Sitte, Namen der Menschen vom Rosse abzuleiten, zumal bei den indoeuropäischen Völkern. So stammen von dem persischen „*aspa*" = Pferd, Namen wie *Hetschidaspes*, *Goraluspes* und *Peteraspes* — erlauchte Vorfaren des Zoroaster, ferner Königsnamen wie *Gustasp*, *Hystaspes*, *Ariaspes* u. s. w.; ja selbst scythische Namen wie *Aspakara*, *Aspabota* und *Asparatha* füren auf jenes Wort zurück. — Nach dem griechischen „*hippos*" nannten sich *Hipparches*, *Hippias*, *Hippokrates*, *Hippothous*, *Hippodamas*, *Hippocoon*, *Hippolochos*, *Hipponetonos*, *Hippodion*, *Hippodetes*, *Hippodromos*, *Hippomedon*, *Hippomachos*, *Philippus*, *Hippolyt* u. s. w. — Auch bei den Römern begegnet uns gleicher Brauch. L. Junius *Pullus* (*pullus* = Fole) war z. B. der Name eines Consuls. — Von den Keltologen werden Namen verschiedenster Sprachen in disem Sinne erklärt. *Egon* z. B. wird auf „*each*" = Pferd und „*on, um*" = Mann zurückgeleitet und bedeutet demnach so vil als „Rossmann" d. i. Ritter.*) — Gleichartige Namen erscheinen denn auch im germanischen Mittelalter. So *Markulf*, *Markomir*, und *Marke*, Tristans betrogener Ohm. Im „Rosengartenliede" heiszt einer der Recken, die den Garten der Grimhild schüzen, *Stuotfuchs*. Der Frauenname *Jôdis*, von „iôr", Ross und „dis", göttliche Jungfrau, ist ursprünglich wol Walkürenbezeichnung oder Name der Priesterinnen, die in Götterhainen heilige Rosse pflegten. (Vergl. Teil II. Ross und Reiter im religiösen Leben. „Das Ross im Kultus.") *Ferfridus* nennt die Sage jenen Colonna, der nach dem verunglückten Aufstande der Römer gegen Gregor in Kaiser Heinrichs IV. Herdienst trat

*) Selbst ein so gut altdeutscher Name wie *Eberhard* musz sich die keltomanische Prozedur gefallen laszen und wird auf wäl. „*eb*" = Pferd zurückgeleitet und als *eber* = *ard*, d. i. edler Reiter, erklärt.

und als Stammvater der Hohenzollern betrachtet wird. Bischof *Eppo* von Naumburg war unter demselben Kaiser Fürer der Reichstruppen gegen die Magyaren. Eine berümte halbmythische Gestalt der Zeit ungebundenen Stegreiflebens ist *Epple von Gäilingen* (vergl. Teil III. Mittelalter. „Kriegerisches Reitertum." Stegreifleben, sowie Teil II. Reitende Götter. Wodan. „Wodan der Reiter.") u. s. w. — Auch in der Neuzeit sind hieher gehörige Personennamen ser häufig; bei der groszen Willkürlichkeit aber, die in der Personennamengebung herrscht und bei der Zerstreutheit der Quellen soll nicht versucht werden, an diser Stelle eine auch nur so annähernd vollständige Zusammenstellung zu geben, wie wir sie für die Ortsnamen unternommen haben. In welch hohem Grade willkürlich und zufällig die hier einschlagenden Beziehungen zuweilen sind, zeigt recht deutlich eine amtliche Anzeige der „Wiener Zeitung" (vom Juni 1871), die zugleich zu den entschiedensten Curiosen auf disem Gebiete gehört:

„Se. Majestät hat mit Allerhöchst unterzeichnetem Diplome dem Oberstlieutenant und Kommandanten des Staats-Hengstendepots in Klosterbruck, Heinrich Kadich, den Adelsstand mit dem Ehrenworte „Edler" und dem Prädikate „*Pferd*" allergnädigst zu verleihen geruht."

Unter solchen Umständen beschränken wir uns auf eine Blumenlese aus dem Berliner Adreszbuche, indem wir diejenigen Personennamen fortlaszen, welche bereits in der Liste der Ortsnamen aufgefürt, warscheinlich also von disen abstrahirt worden sind, und indem wir jedem Leser überlaszen, unsere Zusammenstellung aus dem Kreise seiner Bekanntschaft zu vervollständigen. Wir finden da:

Pferdner, *Pardemann*, *Ross*, *Roscamp*, *Rossbund*, *Rossdam*, *Roszdeutscher*, *Rosse*, *Rossel*, *Rosser*, *Roszert*, *Roszkopp*, *Roszmann*, *Roszmeier* (*Röszler*, zwar augenblicklich nicht in Berlin, aber anderwärts ser häufig. Wolbekannte hiehergehörige Namen sind auch *Roszhirt* und *Roszmäszler*), *Orsche*, *Horschkamm*, *Horsch*, *Horsfall*, *Gaul*, *Mährlein*, *Mahr*, *Mahrhold*, *Mahrzahn* (entweder von „Märhenzan" oder von „Marzana", dem Namen einer slavischen Göttin, welche Mone als eine Ceres erklärt), *March*, *Marheinek* (d. i. Pferdeheinrich), *Marherr*, *Marwald* und *Markwart* oder *Marquardt* (kann sowol Rossverwalter als Gränzwart bedeuten), *Page*, *Pagel*, *Pagenkopf* (anderwärts auch *Pagenhobed*), *Pagenstecher* (d. i. Rossschlächter), *Hesz*, *Hesse* (oft wol auch die ursprüngliche Landesangehörigkeit bezeichnend), *Hessel*, *Heszlein*, *Hessler*, *Heszmann*, *Hester*, *Hestermann*, *Hasz*, *Hasse*, *Hassebrauk*, *Hassel*, *Hasselmeyer*, *Hassemann*, *Haszler*, *Haszlinger*, *Hast* (auch *Sellhast*, d. i. Sattelpferd), *Hosz*, *Hosse*, *Hottenrott*, *Heise*, *Heiseler*, *Hengst*, *Hengstmann* (bekannt ist auch *Kaphengst*), *Maidebauer*, *Schwaiger*, *Schweiger* und *Schweigger*, *Stude*, *Studer*, *Studt*, *Stute*, *Stutenbecker* (vergl. Teil II. Reitende Götter. „Wodan Jargott." Weihnachtswodan.), *Stutenkämper*, *Stuth*, *Stutte*, *Stutterhand*, *v. Stutterheim*, *Stuttmann*, *Stuttmeister*, *Kobel* und *Koppel*; *Wallach* kommt freilich als Name vor, ist aber jedenfalls ursprünglich Bezeichnung der Landesangehörigkeit. *Füllner*, *Heins*, *Heinsz*, *Heinze* u. s. w. sind reich vertreten, klingen aber so unmittelbar an die Diminutiv-

ableitungen von „Heinrich“ an, dasz die Trennung und Aussonderung unmöglich erscheint, *Renner*, *Klöpper* und *Klöpfer*, *Zelter*, *Roller*, *Laufer*, *Ridder*, *Rarit*, *Kracke* und *Krackert*, *Nickel* und *Nickelmann* (villeicht auch von „Nicolaus“ abzuleiten), *Wiggert*, *Wigand* und *Wigart*, *Hoppe* (weitverbreiteter Name), *Hoppenrath*, *Hoppensack*, *Hoppenworth*, *Hoppenhaupt* (Berliner Künstlerfamilie des vorigen Jarhunderts), *Hoppmann*, *Hepp*, *Hepperle*, *Heppner*, *Happe*, *Happel* (Name eines fruchtbaren Romanschriftstellers des 17. Jhdts.), *Eppe*, *Eppner*, *Schimmel*, *Schimmelmann*, *Schimmelpfennig* u. s. w., u. s. w.

Es wäre wol kaum möglich, hier eine vollständige Uebersicht zu geben, und bemerkenswert bleibt nur, dasz dise Namen (das zweideutige *Walach* etwa ausgenommen) nicht wie „Hirsch, Bär, Wolf, Bock“ u. s. w. Judennamen sind, obgleich doch nirgendwo Mangel an „Pferdejuden“ ist.

Tiernamen.

Zu den **Säugethieren** zält der *Pferdehirsch*, die *Pferdeantilope*, der *Pferdebär* (Honigbär), die *Pferdekaze**) (Tigerkaze), die wol ihrer Grösze die Vorsilbe „Pferd“ verdanken, das plumpe *Nilpferd* oder *Flusspferd*, jener *Hippopotamus*, von dem nicht einzusehn wäre, weshalb man seine ungeschlachte Masse mit dem eleganten Rosse verglich, wenn nicht in seinem Geschrei eine grosze Aenlichkeit mit dem Gewiher des Perdes zu erkennen wäre,**) und endlich auch noch das mutige *Rossmaul* oder *Wallross*, dessen Maulbildung an die des Pferdes mant.

Unter den **Vögeln** kennt man den *Rossgeyer* und die *Rossente*, *Rossdrosseln* (Ringamseln) und *Rossreicheln* (Rohrdrommeln). — An der Spize der **Fische** steht der *Pferdehay*, das furchtbarste Seeungeheuer, mit einem Gefolge von *Pferdemakrelen* oder *Pferdebrassen* (Thunfischen) und seinen äuszersten Gegensaz, dem zierlichen *Seepferdchen*, einem Fischchen, das bei Lebzeiten den Leib gerade ausstreckt, wie alle anderen Fische, nach dem Tode aber sich wie der Vorderteil eines Pferdes zusammenkrümmt. Man findet das getrocknete Tierchen häufig bei Muschelhändlern, und schon die Alten nannten es: *Hippocampos* d. i. „wie ein Pferd gekrümmt.“***) Von den **Insekten** erfreut sich das *Heupferdchen*,

*) Inwieweit der „*Pard*, *Pardel*, *Leopard*“ hiemit zusammenhangt, laszen wir dahingestellt.

**) Es ist eine Thyphon-Gestalt. (Vergl. Teil II. Reitende Götter. „Herbstwodan.“)

***) (Vergl. übrigens Teil II.: Das Ross als Naturbild. „Wasserrosse.“)

(altdeutsch: *gräs-hoppa*) groszer Popularität. Es fürt seinen Namen entweder wegen der Aenlichkeit seines Köpfchens mit einem Pferdehaupte oder wegen seines muntern Springens. Es heiszt auch in den romanischen Sprachen: *cavaletta.* Der *Rosskäfer* oder *Pferdeklemmer* (Hirschkäfer) ist heutzutage ebenfalls gern gesehen, weniger die *Pferdebremse* und die *Pferdeameise.* — Wie das zartgegliderte Insekt, das *Waldpferdchen,* das auch als „Wassernymphe“, „Libelle“, oder „verwünschte Jungfrau“ bekannt ist, zu dem Namen *Teufelspferd* oder *Teufelsreitpferd* kommt, wissen wir nicht zu sagen. Jedenfalls ist der Böse hier als „Fliegengott“ aufgefast.*) Dasselbe Insekt heiszt übrigens in einigen Gegenden auch *Gottespferdchen,* in anderen *Rosssteert,* wegen des langen schwanzartigen Leibes, anderswo endlich mit wunderlicher Abundanz *Ochspferdchen.*

Den **Rest der Tiere** werfen wir durcheinander und nennen nur noch die *Pferdekrabbe,* den *Pferdestern* (Seestern) und den *Rossegel.*

Pflanzennamen.

Nicht weniger Repräsentanten als das Reich der Tiere zält das der Pflanzen. Wir können da einen recht bunten Strausz sammeln von *Pferde-Blumen, -Linsen* und *-Bonen,* von *Pferdezan* (schwarz Bilsenkraut), *Rossschwanz* (stinkender Wachholder, dessen mit enganliegenden dunklen Nadeln besezten Zweige wie Schwänze aussehn), *Pferdeschwanz* und *Rosssteert* (auch altdeutsch: *pferdeszail, cauda equina* oder *hippuris,* Schachtelhalm), von *Pferderute* und *Pferdehuf* (altdeutsch: *rossehub,* bei Linné: *hippocrepis*), der seinen Namen dem Umstande verdanken soll, dasz die Gelenke der Fruchthülse am oberen Teile hufeisenförmig ausgeschnitten sind. — Da findet sich ferner *Pferde-Aloe, Pferdeampfer, Pferdedille, Pferdefenchel* oder *Rosskümmel, Pferdesilge, Pferdeweide, Pferdewicke, Pferdewurz, Rosspolei, Rossraute, Rossschwänzel, Rossveilchen, Rosswurz, Rossrippe* (der spize Wegerich), *Rossnagel, Rossrörleinbaum* und *Rossbauch* (rötliche Pflaumen). Ferner

*) Gradeso faste man auch die *Rossmucken,* die Sommersprossen, als böse Elbe auf, welche in Gestalt von Insekten dem Menschen Krankheit brächten, und welche nur zu vertreiben seien, wenn man sie im Mai mit Tau von Roggen wasche. — *Augenpferdchen* heiszt nach Grimm das unfreiwillige Zucken und Springen der Augenlider.

Rossfarn (Jesuschristuswurz), *Rossberen* (blaue Heidelberen)*), *Rossbalsam* (Herzenstrost) und Pageminze oder *Rossminze* (mentha silvestris) die auch altdeutsch schon *rosseminza* hiesz. — Doch wir wollen aufhören, denn unser Strausz möchte gar zu grosz werden, und einen zu ausgesprochenen Pferdegeruch bekommen. Nur eine Lieblingsspeise der Märhen müssen wir noch nennen, das sind die *Möhren***); und ihnen verwandt und wol ebenfalls nach den Märhen benannt, ist der *Märettig* (englisch: *horse-raddiss*). — Ferner gehören hieher noch zwei prächtige, ursprünglich im fernen Indien heimische Bäume: die *Rosskastanie* (auch griech.-latein: *Hippocastanum*) und die *Pferdenusz* (Wallnusz). Beide sind aus Persien nach Europa verpflanzt, beide sind von den in Deutschland eingefürten Bäumen die stattlichsten, und so wäre es denkbar, dasz sie die Vorsilben „Ross“ und „Pferd“ als Auszeichnung, villeicht auch wegen der Grösze ihrer Früchte erhalten hätten***); indesz verdanken sie dieselben warscheinlich medizinischer Anwendung ihrer Blätter. Denn mit den frischen aromatischen Nuszblättern rieb man die Pferde ein, um sie gegen Stechfliegen zu schützen, und von den Türken werden gegen Lungenübel der Rosse Kastanienblätter verwendet. Auszerdem will man bei disen lezteren bemerken, dasz der unterste, dem Blatt aufsizende Teil des Stils zur Form eines kleinen Rosshufes anschwillt und dasz die groszen Narben, welche nach dem Abfallen der Blätter am Zweige entstehn, der Spur eines Rossehufes bis auf die Nägel des Eisens äneln †).

Technische Bezeichnungen.

Um das Auftreten des Pferdenamens in der Sprache vervollständigend zu beschlieszen, wenden wir uns noch den Geschäften und Erzeugniszen des Menschen zu, deren

---

*) Villeicht mit Bezug auf die änliche Farbe des Rosskäfers.

**) Mahn erklärt das Wort *Möhre* aus dem Keltischen. Wallisisch ist *mohron* Bezeichnung von Pflanzen mit spiz zulaufender Wurzel. Nach Kuhn ist das Wort aus einer gemeinsamen indogermanischen Wurzel abzuleiten.

***) Bei einigen der oben angefürten Bezeichnungen ist freilich eine entgegengesezte Auffaszung zu erkennen. Die *Pferdebone*, der *Pferdebalsam* heiszen ihrer geringeren Qualität wegen so, grade wie die unreine Sorte des Schwefels *Rossschwefel* heiszt.

†) Dem Volksaberglauben zufolge sind Rosskastanien ein gutes Mittel gegen Gicht und Rückenschmerzen.

schon an und für sich so vile um das nützliche und geliebte Tier gruppirt sind. So gibt es ja namentlich besondere *Rossärzte*, welche *Pferdekuren* machen, *Rossapotheken* mit *Pferdearzneien*, *Pferdemaler*, und *Pferdeateliers*, *Pferdewiszenschaft* und *Pferdeliteratur* u. dgl. m. — Aber auch da, wo das Pferd nicht selbst auftritt, ja sogar nicht auftreten könnte, wird es doch als wolvertrautes Bild gebraucht.

> Rauchschnaubend schieszt der *Dampfrapp**) vor uns her,
> Und durch die Flut auf raschen Räderflossen
> Das bunte *Schwimmross*, dampfbewegt wie er.

Mit besonderer Vorliebe ist von jeher das **Schiff** dem Pferde verglichen worden. Für die antike Vorstellung ist es bezeichnend, dasz Poseidon, der Schöpfer des Rosses, Erfinder der Reitkunst und der Schifffart war. — *κέλης* bedeutet sowol ein leichtes Schiff als ein Rennpferd, und auch die Wörter *ἵππος* und *Schiff* scheinen sprachlich verwandt zu sein; bildlich sind sie es jedenfalls auf's Engste. In der Odyssee heiszt es:

> Wie vier Hengste jedoch, zu einem Gespanne vereinigt,
> Unter den Schlägen der Geiszel zusammen entstürmen dem Blachfeld,
> Hoch sich erhebend, den Pfad in reiszender Eile durchlaufend,
> So erhob sich der Spiegel des Schiffs, und es toste dahinter
> Mächtig das Purpurgewog des laut aufrauschenden Meres.

Genau disem Bilde entspricht es, wenn das griechische Wort für Steuermann eigentlich „Zügelhalter" bedeutet. —**) Die nordische Skaldensprache bezeichnet das Schiff als „*Wellenross*". — „*Segelross*" nennt es die „Edda"; und nicht minder hatten die Angelsachsen die Ausdrücke: *merehengst*, *sähengest*, *fearodhengest*, *saemearch* u. s. w., Bezeichnungen, welche sämmtlich dem Beo-

---

*) So groszartig die Gestalt des „*Dampfrosses*" ist, in der die Macht des dienstbar gewordenen Elementes an die Stelle der Pferdekraft tritt, so kleinlich sind die Erfolge, wo man die Kraft des Menschen an der dem Rosse gebürenden Stelle eintreten läszt. — Daher braucht man in Süddeutschland sprichwörtlich den Ausdruck „*Draisinen reiten*" für „etwas mit verdoppelter Anstrengung verrichten, was mit der einfachen beszer oder doch eben so gut zu leisten wäre." Man bezieht sich dabei auf das 1818 vom Frhrn. v. Drais erfundene künstliche Pferd, eine Farmaschine, die Arme und Beine des Reitenden in angestrengteste Bewegung und Arbeit versezt, one ihn darum auf die Dauer schneller zu fördern, als wenn er gegangen wäre. — Dennoch sind die Velocipede grade jezt auf dem besten Wege, als neuste Modenarrheit Furore zu machen.

**) Die Mythenerklärung hat hier, zum Teil wol mit Unrecht, oder doch nur halb verstehend, im euhemeristischen Sinne angelent. Der Kentauer Nessos, der des Herakles Weib über den Flusz trägt, wird ihr zum einfachen Färmann, Pegasos zu einem Segelschiff, Bellerophon zu einem künen Seefarer, der mit einem Segelschiff das gefärliche lykische Vorgebirge Chimära umschifft. (Vergl. über die genannten Gestalten der griechischen Mythe übrigens Teil II. Das Ross als Naturbild. „Wetterrosse." Wolkenrosse und Wasserrosse.)

wulfliede, also dem ältesten germanischen Volksepos angehören. In der „Frithiofssage“ heiszt es:

Das Seepferd, sich senend nach Wogengebraus
Und Stürmen, will wider beflügelt hinaus.

Das Bild erweist sich als allen europäischen Völkern gemeinsam, und es gehört auch allen Zeiten an; denn 800 Jahre nach dem Beowulfdichter, also um 1600, singt der niderrheinische Dichter Spee:

Sattelt euch nur, hölzin Rösslein,
Ihr müszt über Wellen traben!

— genau wie 1000 Jare vor dem angelsächsischen Epiker einst Plautus sang:

Nempe equo ligneo per vias caeruleas
Vecti estis!

Vil seltener als das Schiff mit dem Ross wird umgekert dis mit dem Schiff verglichen, wie das natürlich ist, da ein lebendiges Wesen stets einem Kunsterzeugnis das überlegene Vorbild bleibt. Doch kommen auch solche Vergleiche vor. So heiszt es in Hartmann von Aue „Erec“ vom Rosse:

ez ging vil drate über velt
schône, sam ein schef enzelt.

Die Edda braucht das Wort *reiten* sowol vom Pferde als vom Schiff. Auch H. v. Veldeckes „Trojaner“ *reiten* noch auf ihren Schiffen. Altnord. *reida* (Bereitschaft) bezieht sich sowol auf Pferde als auf Schiffe, und disem Worte entsprechen mittelhochdeutsch: *rade*, italienisch: *rada*, französisch: *rade*, neuhochdeutsch: *„Rhede“*. Auch der heutige Seemann kennt noch das *Reiten*, aber nicht als eine angeneme Situation. Ein Schiff *reitet vor Anker*, wenn es bei hoher See vor seinem Anker hin und her schlingert. Schlagen die Wellen gar über das Vorderteil, so *reitet es schwer*, und drohen am Ende die Ankertaue zu zerreiszen, so *reitet es auf dem Halse*. — Sogar die einzelnen Teile von Schiff und Pferd wurden verglichen, und die Benennung des *„Bugsprits“* z. B., welches namentlich bei den Alten ser häufig in Gestalt des Vorderteils eines Pferdes gebildet wurde, erinnert uns noch jezt an den Bug des Wellenrosses. Die Matrosen nennen das Tau unter der Raa, auf dem sie beim Segelbeschlagen stehn, das *Pferd*, und die Schleifen desselben *Pferdeaugen*. Die auf den äuszersten Enden der Raen befestigten Pferde heiszen *Nockpferde*, und das Kabel, welches zur Fortbewegung der Schiffe beim Einlaufen in der Art gebraucht wird, dasz man ein an ihm befestig-

tes kleines Anker vermittelst eines Botes ausbringt und dann einwindet, heiszt die *Pferdeleine.*

Hengst bedeutet einen übermütigen Weiberjäger, ja provinzial überhaupt einen Liebhaber, nicht nur des schönen Geschlechts. In Schlesien z. B. sagt man nicht allein *Mädelhengst*, sondern auch *Kupferstichhengst*, *Käferhengst* u. dgl. m. *Pomadenhengst* ist, namentlich in norddeutschen Schulen, der spöttische Titel eines Zierbengels, *Schmollishengst* die Bezeichnung eines Burschen, der danach jagt, mit aller Welt Brüderschaft zu trinken; und wer hätte nicht schon in seinem Leben Gelegenheit gehabt, die unangeneme Bekanntschaft von *Paradehengsten* zu machen?

Hengst spricht der Schiffer die Rudernägel, der Dörfler den Ziehbrunnen, der Färber seine Haspel an. Es läge bei lezteren Wörtern nahe, statt an die Pferdebezeichnung *Hengst* lieber an *hengen* zu denken. Dem widerspricht jedoch eine eigentümliche Analogie. Das griechische *κηλων*, welches etymologisch an das *changisto* der malbergischen Glosse erinnert, hat nämlich merkwürdigerweise ganz dieselben drei Hauptbedeutungen wie unser deutsches „Hengst", also: Beschälross, geiler Mensch und Brunnenschwengel.

Ross nennt der Bergmann seinen Krückstock zur Grubenfart. Der Bau bei der Bienenzucht, die Krämpelbank des Wollenwebers, die Klemmbank, auf welcher Gürtler und Schuster ihr Leder zusammennähen, heiszen *Ross.* Ebenso nennt der Strumpfwirker den wichtigsten Teil seines Wirkstuls, der Winzer einen Haufen kreuzweis zusammengelegter *„gerösselter"* Rebpfäle; der Zimmermann braucht den Ausdruck *gespanntes Ross* für verzante Balken, und hier knüpft villeicht sogar das Wort *„Rost"* (ahd.: *rôsta*, lat.: *craticula*) an. Es bezeichnet Gegenstände, welche tragen, auf welchen andere reiten. (Vergl. unten *„Reiter"* und *„Cavalier"* in Baukunst und Fortifikation.) Dem ganz entsprechend bezeichnet das französische *chevalement* die „Strebebalkenunterstüzung" einer Wanduntermauerung und ebenso das altfranzösische Wort: *poutre*, d. i. Folen, neufrz.: einen „Querbalken" zur Auflage eines anderen. Das lateinische *equuleus* bedeutet „Folterbank", grade wie das spanisch-portugiesische Wort: *potro* für Füllen auch „Folterbank" heiszt. Ja selbst unser deutsches *Folter* scheint von „Folen" zu stammen. (Vergl. oben S. 84 und 85 das Holzpferd als Strafinstrument.)

Rössler heiszen Münzen mit Rossgepräge, und eine Art groszer

Strohhüte nannte man *Pferdekopf*. Das Volksrätsel fragt: „*Was ist ein eisern Pferd mit flächsernem Schwanz?*“, und jedes fleiszige Mädchen rät gleich die *Nähnadel.* — In Ostfriesland, Holstein, Dithmarschen und Mecklenburg gibt es ein groszes semmelartiges Backwerk von Waizenmehl, das *Stute* heiszt. Ursprünglich war es schenkelförmig und von mythologisch-symbolischer Bedeutung, denn es bildete Teile des Pferdes, des vornemsten Opfertiers, nach. (Vergl. Teil II. Reitende Götter. „Wodan als Jaresgott.“ Weihnachtswodan.) Der Name ist dann allmälig auf alle Arten von Weiszbrod übertragen. Daher schreibt sich denn die Redensart: *Man musz Bäckerskindern keine Stuten geben*, und darum singt man in der Altmark beim Schlieszen des Backofens:

Dat Brod is in Oven
Unser Herrgott ist boven;
Wenn't keen Brod will werden,
Loat't luter *Stuten* werden!

Das tägliche Brod wird überhaupt gern mit dem Pferde verglichen. So z. B. in zwei Rätseln: „*Watt liggt int Holt as e aftrocken* (abgezogenes) *Pärd?*“ „*Der Brodteig in der Schüssel!*“ Und „*Da steiht e Stall vull brune Peer; is e isern Japopp vor; wat is dat?*“ „*Der Backofen voll Brod.*“ — So schmiegt sich überall die Fantasie des Volkes an die Gestalt des Pferdes; so tritt sein Name auf allen möglichen Wegen, auch an Stellen, wo man es gar nicht erwarten sollte, in Sprache und Rede ein; und wenn wir endlich die Erde verlassen und zu kosmischen Gestaltungen aufsteigen, so begegnet uns auch dort am Himmel das *Sternbild des Pferdes*, von den Arabern *'lfarso 'lavalon*, d. h. „das erste Pferd“, genannt.*)

*) Auch latein.: *equus prior*, weil es dem Sternbild des „Pegasos“ vorangeht. Es heiszt übrigens lat. auch *equus minor* oder *equuleus*, griech.: *ἵππου προτομή*, da es eigentlich nur das Brustbild eines Rosses darstellt, wie denn auch ein zweiter arabischer Name für das Sternbild *kit'ati 'lfarsin*, d. h. „sectio equi“, ist.

2.

Anbildungen und Abstractionen von Reiten und Reiter.

Der linguistischen Betrachtung der pferdebedeutenden Wörter schlieszen wir nun eine gleiche an in Bezug auf die Wörter: *„Reiten und Reiter“*.

Bei der groszen Bedeutung, die das Reiten für das tägliche Leben des Volkes hat, versteht es sich von selbst, dasz es auch in der Sprache hundertfältig ausgebeutet wurde und in Sprichwort und Redensart, in Sinnübertragung und Wortbildung eine hervorragende Rolle spielt.

Unsren Voreltern erschien das Reiten so vorzugsweise als eine tüchtigste Aeuszerung activen Lebens, dasz sie dis leztere in manchen Redensarten oft gradezu mit dem Ausdruck *„Reiten“* bezeichneten, z. B. in dem österreichischen Worte:

Wer reit, der reit!
Wer leit, der leit!

(Wortspiel mit „ligen“ und „leiden“) — ebenso in des groszen Wilhelm von Oranien prachtvollem Walspruch: *„Raten und Reiten tut's!“* oder in dem männlich künen Ausspruch, mit dem sich Johann der Beständige zur Unterzeichnung der Protestation von Speyer entschlosz: *„Gradezu gibt gute Renner!“* — Auch der tatkräftigste, schlagfertigste und ritterlichste Statsmann unsrer eignen Zeit braucht „reiten“ in gleichem Sinne: *„Helfen Sie nur Deutschland in den Sattel, reiten wird es dann schon selber können!“* rief Fürst Bismarck in einer der ersten Sizungen des norddeutschen Parlaments den Volksvertretern zu und traf mit diser popularen Wendung den Nagel auf den Kopf.*) Ebenso

*) Fürst Bismarck, der nicht umsonst mit so groszer Vorliebe den Koller der Magdeburgischen Kürassiere trägt, liebt überhaupt hier einschlagende Vergleiche. Schon auf dem ersten vereinigten Landtage z. B. brauchte er die Wendung: „Der Abgeordnete Krause *ist auf einem Renner gegen mich angesprengt, der vorn finsteres Mittelalter und hinten Muttermilch heiszt*“ — und auf dem Erfurter Parlament warnte er davor, dem preuszischen Geist die dort vorgelegte Verfaszung aufzuzwingen, sonst „werden Sie in disem Geiste *einen Bucephalus finden, der den gewonten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter mitsammt seiner schwarzrotgoldenen Zäumung auf den Sand sezt!*“

frisch und kräftig erscheint jene alte Bedeutung von „reiten“ aber auch bei Dichtern, so in Goethe's schlagendem Kernwort:

„Nein, heut ist mir das Glück erbost!“ —
Du, sattle gut, und reit' getrost!

Goethe braucht übrigens „reiten“ merfach in solchem Sinne; z. B. in dem trefflichen Wizwort gegen die Kritikaster:

So will der Spitz aus unsrem Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, dasz wir *reiten*.

Auch ein treffendes Wort von Geibel lert uns, wie die alte Deutung noch immer unter uns lebt. Es lautet:

Was rühmst du deinen raschen Ritt —
Dein Pferd ging durch und nam dich mit!

Von einem stumpfen Messer sagen wir: „*man kann darauf nach Rom reiten.*“ — *Einem etwas vorreiten*, bedeutet, ihm eine Sache im günstigsten Lichte präsentiren. „*Ich will meinen neuen Mantel ausreiten*,“ sagt man, wenn man zum erstenmal mit ihm Stat zu machen denkt. — *Auf dem Judenspiesz reiten* ist dasselbe wie „nach Wucherzinsen jagen“. — *Auf Einem herumreiten* heiszt sovil, als „seine Gutmütigkeit miszbrauchen“, oder „alles an ihm tadeln und bemäkeln“, wie es so gern gegenüber ihren Untergebenen die Herren Vorgesezten tun.

W. Medicus erzält eine hierauf bezügliche, ser niedliche Anekdote: „Jener schwäbische Dorfschulze, welcher das Pferd seines abgestiegenen Oberamtmannes hielt und widerholt im Tone innigen Bedauerns dasselbe: armes Tierlein, armes Tierlein! ansprach, gab seinem rückkerenden Vorgesezten auf dessen verwunderte Frage die Erklärung: Ich weisz wol, was es heiszt, wenn das Oberamt *auf einem reitet!*“

Einen reiten laszen heiszt: Jemandem eine Partie Billard abgewinnen, ehe er auch nur einen einzigen Ball gemacht. Auch das „Impasse machen“ beim Whist, nennt man *reiten*. — *Wir reiten unser Paradepferd* in der Discussion, und dabei haben wir uns gewisz schon manchesmal *verritten*, ja selbst *in die Tinte* (oder *in die Patsche*, *in den Dreck*) *geritten*; denn wenn wir einmal so recht gründlich *auf einer Sache reiten* *), so laszen wir uns ja kaum Zeit, auch nur 'mal zu *verschnaufen*, und *reiten uns oft so hinein*, dasz wol mancher Hörer meinen mag, disen *Principienreiter* — *reitet der Teufel!* (oder *der Henker*). — Villeicht hat er nicht ganz

*) „Er hat seinen Prolog *geritten*, wie ein wildes Füllen; er weisz noch nicht, wo er halt machen soll!“ sagt Lysander im „Sommernachtstraum“ V. I.

unrecht; denn just bei unsren Lieblingsgegenständen, bei der Neigung *immer auf einem Gaul zu reiten, gehn wir uns* am leichtesten *durch*, und „*der Teufel pfeift einem süsz, ehe er aufsizt*". 's sind nur Wenige, die solchem Pfeifen widerstehn. Wer's aber vermag, — „*der kann's Glück tummeln!*" — Wir andern Sterbliche, unter denen es sich oft so widerspenstig bäumt, haben uns destomer mit dem Leben herumzuschlagen, denn „*ein ungluck daz ander reit*" und

Böses kommt geritten,
Geht aber weg mit Schritten.

Ja auch „*Krankheit kummet to Peere un gaht to Foote weg!*"

Dises Sprichwort mant an eine nun ausgestorbene Redewendung, welche, bis zum 17. Jarhundert noch üblich, im deutschen Mittelalter aber ser häufig war. Man brauchte nämlich gradezu das Wort **Ritt für „Krankheit"**, namentlich für „Fieber". Ryff spricht von einem Herzbeben, das man „*Herzritten*" nennt, und Agricola erklärt: „*Fieber* ist lateinisch, *Ritten* auf deutsch." Eine plözlich auftretende Krankheit war unsren Alten „*ein heiszer Ritt*". Es ligt dabei die Idee eines schüttelnden Fiebers zu Grunde, das den heftig Erkrankten in eine änliche „rüttelnde" Bewegung wie einen Reitenden brachte. Das läszt sich schon aus den Redensarten schlieszen: „*Es soll dich der Ritt schitten!*" und: „*Der iach* (schnelle) *hritten gehe dich an!*" —, die etwa unsrem „Hol dich der Teufel!" entsprechen. — „*Nun musz ewer der jarritt walten!*" (ein jarelanges Fieber) heiszt's bei Hans Sachs. Eben derselbe flucht in seinen Dialogen: „*Dasz dich der Ritt wasch!*" und noch deutlicher personifizirt: „*In Ritts Namen!*" oder: „*Hab dir den Ritten!*" Unter den Flüchen bei Agricola (1529) heiszt es: „*Der gäch ritten gehe dich an!* Disz wort ist am Reinstrome fast gemain und ist meines dunkens der ritt das feber, das kalte oder frörer; der gächritten aber das feber, das bald tödtet. Man sagte auch ferner: „*Wie hastu den ritten mit deinem Husten!*" (Was Teufel ist das mit deinem Husten?) — oder: „*Gott geb' dem Brauch die Ritt!*" (mach ihm ein Ende) oder „*wirde ich geriten!*", eine Beteuerungsformel, die wir etwa übersezen könnten: „Und wenn mich der Teufel ritte!" Die Entstehung diser Redeform ist vermutlich auf „redjan" (rütteln) zurückzufüren*); aber man dachte sich freilich auch das Fieber gradezu als einen bösen Alb, der den Menschen wirklich ritte.

*) Wegen dises Schüttelns heiszt *reitern* auch „siben" und *Reiter* ein „Sib".

Bekannt ist es, dasz **Reiten als Bezeichnung der Begattung** gröszerer Tierarten gebraucht wird.*) — *Ein rechter Reiter* ist ein Stähr, der gut springt und vile Schafe belegen kann; ein Schaf wird dagegen *Reiter* genannt, wenn es beständig stährt, one zu empfangen. Aenliche Ausdrücke erscheinen bei den meisten vierfüszigen Tieren, und daher kann es nicht wundernemen, dasz dise Wendung auch vilfach auf die erotischen Beziehungen der Menschen angewendet worden ist. — Das Mittelalter liebte der Art Vergleiche ganz auszerordentlich und konnte sich nicht satt hören an hiehergehörigen Anecdoten und Zötchen.**) Unmöglich können wir dise Anknüpfungen hier näher verfolgen wollen; einige Andeutungen mögen genügen, namentlich unter Hinzufügung der Versicherung, dasz dis Feld reichlich bebaut ist. *Aufsizen — mit Stuten gen Acker faren — vom Ross abgestoszen werden* — sind alte, allgemein gültige Redewendungen diser Art. — *„Ik meen, ik sattr baben up, un ligge bi der Mähren dal!“* ruft das niderdeutsche Sprichwort in einem gewiszen traurigen Fall, der eigentlich ein Ausfall ist, und doch meint das Sprichwort:

Es ist kein Gaul so krank und alt,
Er gumpt, wenn ihm die Stute gefallt! —

Lehmann in seinem „Poetischen Blumengarten“ von 1630 sagt: „Ein Mensch sey so hart als er wolle, kompt er in's Fewer der lieb, so macht er mit vnnd lest sich Zeumen, Sateln vnnd Reiten wie man will;“ und der alte Schlingel, der Günther, singt 1720:

Die Weiber sind gar ausgelassen,
Sie tun es frei beim Mondenschein,
So hizig, dasz auf manchen Gassen
Die Pflaster *ausgeritten* sein.

Karakteristisch ist es, dasz hie und dort eine Abgabe, welche die einst Hörigen dem Gutsherrn an Stelle des jus primae noctis zu entrichten hatten, um die Heiratserlaubnis zu erhalten, *Reitschosz* heiszt, gradeso wie anderwärts statt Flitterwochen *Stutenwochen* gesagt wird. Es felt natürlich auch nicht an Uebertragungen auf Sinnverwandtes. Im „Parzival“ äuszert

---

*) (Vergl. Seite 18 die Note zu „Hengst“.)

**) Darum machte damals auch die alte Fabel von der Phyllis so groszes Glück, von jener reizenden Freundin Alexanders des Groszen, die dessen weisen Lehrer Aristoteles so völlig zämte, dasz sie zulezt sogar über seinen Rücken spannte ihre

„wonnevollen Beine
weiszer als Schlossen,
grader als Kerzen
und blank on' alle Schwärzen“,

und ihn in der Morgenfrühe durch's tauige Gras vor Alexanders Fenster ritt.

Orgeluse nach ihrem Beilager mit Gawan, ser unbefangen an Turnierformen erinnernd:

„Dâ wart ich âne wer bekant
Und zer blôszen sîten angerant.“

„Der Wein macht *das adamisch Rösslein* laufen,“ sagt der alte S. Frank (1541); und Mülpfort (1650) läszt die Jungfernschaft klagen:

„Weil ich mir gefallen lassen
Ringelrennen, Stecherei,
Hab ich müssen auch erblassen
Durch dergleichen Gaukelei.“

Doch genug! Auf disem Gebiete taugt keine Theorie; da sehe jeder selbst zu; wie das Volkslied singt:

Der dem Zelter den Zaum aufbind,
Das gefelt jm je lenger, je bas;
Wer ein pferdt an dem baren hat,
Zu füszen darff er nicht gehn.
Und welche magd allein nicht schlafen mag,
Die nem diese fasznacht einen mann,
Und zench mit freuden dran!

Höchst eigentümlich erscheint es, dasz im Mittelalter auch das **Hängen als „reiten“** bezeichnet wurde. *In der Luft reiten — den dürren Baum reiten* sind derlei poetische Ausdrücke für disen schimpflichen Tod. Selbst der Götter heiliger Gerichtsbaum, die Esche Yggdrasils verdankt diser Redewendung ihren Namen. Odhin hing (Säm. 276) neun Nächte am windigen Baum, und darum heiszt der Baum nun „Odhins Pferd“; denn Yggr ist ein Beiname des Odhin, drasill aber bedeutet „Pferd“.*) In so hohes und geheimnisvolles Alter deuten zuweilen unscheinbare Redensarten hinauf! —

Man sieht: bei unsren reitenden Vorfaren spielte das „reiten“ überhaupt in der Rede eine ser grosze Rolle, welche überall hin zu verfolgen, hier zu weit füren würde. Also nur noch wenige Bemerkungen derart! San Marte in seinen „Parzivalstudien“ bringt eine Reihe mittelalterlicher Beispiele. Er sagt: „Neben der eigentlichen allgemeinen Bedeutung: *rehi, ferri* (sich von einem Ort zum andern begeben) und dem speciellen *equo ferri* hat

*) Wachter übersezt *Drasill* mit „Tummler“ und erklärt dis Dichterwort entweder von *(al)drasla* = succorie ferri, sich eilig fortbewegen, oder von *draga* = ziehen. Jedenfalls kommt auch diser Rossesname auf eine Bewegungsbezeichnung hinaus.

rîten im Mittelhochdeutschen auch eine **metaphorische Bedeutung**, gegen die unsere heutige Sprache sich mitunter sträuben würde. Als Wilhelm seine Kyburg umarmte, „diu sorge im was sô verre *entriten*, sie möchte erreichen nicht ein sper.“ — Die Minne reitet dem Schionatulander und Sigunen wie ein Ritter im Hinterhalt verfolgend nach: „in zwein *reit* diu minne *uf die lage*.“ — Dem Gurzogri *reit* Mahaute *bî*, d. h. sie war seine Gattin... Parcival ruft im Kampfe mit Orilus: „Ergib dich, ode du muost *ein bâre tôt hinnen rîten*.“ (Vergl. für dise leztere Wendung Teil II. **Reitende Götter**. „Herbstwodan“ und **Ross und Reiter im Kultus**. „R. und R. bei Bestattungen.“) — In den „Nibelungen“ heiszt *rîten* in übertragener Bedeutung ganz allgemein „Ritterschaft üben,“ und in besonderem Sinne „mit scharfen Waffen turnieren.“ Im „Helmbrecht“ sagt der Son zum Vater:

„mir sulen ouch dîne secke
nimmêre *rîten* den kragen!“

Eine Visite, ein Besuch heist damals ein „*Aufritt*“; eine „auseinandergehende“ Versammlung „*zerritet*“; Frank noch braucht für „antreiben“: *den faulen Adam mit Sporen* ***reiten***; Fischart sagt: *Der Appetit von Darmstadt* ***reitet ihn!*** und das Sprichwort *den Abt reiten laszen* (d. i. sich unbeaufsichtigt gehn laszen) mant noch jezt an jene Zeit, wo jede Entfernung ein „Ausritt“ war und wo ein gestorbener Ritter keineswegs etwa „heimgegangen“, sondern sogar in's Jenseits „*heimgeritten*“ war; wie denn z. B. zu Dobberan auf dem Grabe des Ritter Molken steht:

„Der ist dreizehnhundert von hinnen geritten,
Tut ja vor ihn fleiszig bitten!“

Endlich sei hier noch erwänt, dasz sogar in der ältesten **Runenreihe**, welche uns überblieben, der Buchstabe **R** nach dem bedeutendsten mit ihm beginnenden Worte: *reidh* d. i. „Ritt“ oder auch „Wagen“ hiesz. In einem etwas späteren Runenalphabet heist derselbe Buchstabe **R**: *rehit* d. i. ebenfalls „equitatio“, und der Buchstabe **E** (*M* geschrieben) heiszt *Ech, ehu* d. i. „equus, Pferd.“

Wenden wir uns nun noch in Kürze zu den hauptsächlichsten **Wörterbildungen**, zu denen das „Reiten“ Anlasz gegeben.

Das Wort *Reiterei* wird in zwei Beziehungen gebraucht, zu deren Unterscheidung ein bekannter Hippologe und Reiter-

fürer, der württembergische General Graf Bismark die Nebenformen *Reuter* und *Reuterei* für „Cavallerie" (Reiterschaft), *Reiterei* für „Art zu Reiten" gebrauchen will. Er sagt z. B. „die französische Reuterei leidet unter ihrer schlechten Reiterei." Diser willkürliche Gebrauch der schlechten Form einer sprachlichen Uebergangsperiode hat sich indes, nachdem er einmal veraltet war, nirgends wider eingebürgert.

Wir haben *Wechselreiter*, die *Reiterwechsel* ausstellen, welche Niemand acceptiren möge. Wir haben *Thereiter* und *Industrieritter*. — Schon Kaiser Max I. nannte seinen Styl *Reuterlatein*, und es hat auch seitdem nicht an *lateinischen Reitern* gefelt. — *Postillenreiter* sind faule Geistliche, die ihre Predigten aus Postillen entnemen, d. h. auf ihnen *reiten*. — Das deutsche *Polsterreiter*, wovon französisch: *poltron*, bezeichnet einen Bärenhäuter, Stubenhocker und Feigling; *Hutschenreiter* und *Pfüzenreiter* bedeuten einen Mann, der als Erwachsener noch kindisch lebt, und dise üblen Bezeichnungen kommen sogar als Familiennamen vor. — *Dachreiter* erheben sich über den Kreuzpunkten der Schiffe gotischer Dome, wie auf den Dächern landstädtischer Rathäuschen. — Der Bauer nennt den schwarzen Kornwurm, der Meranwoner den roten Strandläufer *Reiter*. — *Reitervogel* ist ein groszer Paradiesvogel; „*Reitzu!*" oder „*Reitherzu!*" übersezt das Volk den Finkenschlag, und in einem alten Liede heist es:

Fröhlich der Fink im Frühling singt
„Hui Dieb, Spizbue!"
Die Mücken er in's Grüne bringt,
Mit seinem „*Reiterzeug reit herzue!*"

Als Pferdedressur-Maschine und als fortificatorisches Hindernismittel, sind die „*spanischen* oder *friesischen Reiter*" bekannt, von denen das Volksrätsel fragt: „*Welche Reiter kommen nicht von der Stelle?*" — Bei disen Sturmhaspeln, wie bei Wageapparaten, Trockengestellen u. dgl. bezeichnet *Reiter* ein oben sizendes, zwei Pfäle verbindendes Querholz. (Vergl. oben S. 224 die Besprechung des Wortes *Rost*.) — Auch im altdeutschen Schachspiel erscheinen zwei Reiter. Der eine *rîter* genannt, vertrat unsren jezigen „Springer", der den Pferdekopf noch gerettet hat und den Denker zur Lösung des *Rösselsprunges* auffordert; der andere *rach* stand an Stelle des „Turmes" und bewegte sich auch ebenso wie diser. Auch der f r e m d e Name für Reiter *Cavalier* tritt in der Sprache auf. Er bedeutet als terminus technicus etwas hohes und schüzendes, z. B. in der Befestigungskunst ein über den Hauptwall erhöhtes Werk, in der Architektur die Deckplatten des Dachfirstes.

Cavalier-Perspective bedeutet — wol in Rücksicht auf den Siz des Reiters — die Darstellung eines Gegenstandes halb von der Seite, halb von oben. Höher hinaus aber noch als Cavalier und Dachreiter will das „*Reiterlein*“, welches auf einem der Sterne des groszen Bären sizt.

Dasz *bereit, bereiten* und *reisen* mit „*reiten*“ und „*Reitheit*“ zusammenhängt, ist deutlich zu erkennen. *Reit* (niderdeutsch *reed*) heiszt „gerüstet, reisig gerüstet“. In den Nibelungen ist *bereit* gleich „gerüstet“, *bereiten* heist ebendaselbst „reisefertig, beritten machen“. An gleicher Stelle bedeutet: *reise* gradezu „Kriegszug“ und *reisliche reisig* „zu Kriegszug und Ritt gerüstet“. — Noch im 18. Jahrhdt. kommt der Ausdruck: *in gute Rüste und Reytschaft* ganz wie das „reisliche reisig“ im Nibelungenliede vor. — Aus alledem erhellt der innige Zusammenhang von *bereit, reisig* und *reisen* mit dem Worte *reiten*.*)

Nichts zu tun haben mit unserem „reiten“ diejenigen Wörter, welche von dem niderdeutschen *Reet* oder *Reit* abstammen (althochd. *hriod*). Dis bedeutet nämlich in den Marschländern sovil wie „Sumpfgrasboden“ oder „Schilf“ (Riedgras), daher z. B. *Reitdiep* für Hunse, *Reitland* für sumpfiges Marschland; wärend in Niderdeutschland, z. B. bei Hamburg, *Reitbrook* eine Insel oder eingedeichte Landstriche bedeutet. Im Oberdeutschen heist dann das schwankende Wort *Reitland* grade entgegengesezt „Festland“, ebenso wie der Däne das Festland seines Reiches, Jütland nämlich, *Reitgotaland* nennt. Endlich versteht sich von selbst, dasz alle mit *reuten* oder „roden“ (althd. *riutan*, mthd. *riuten*) zusammenhängende Wörter ebenfalls nicht hieher gehören.

Dise nahen Anklänge machen es schwirig, diejenigen **Ortsnamen** auszuscheiden, welche sich wirklich auf „*reiten*“ beziehn. In der folgenden Liste ist es versucht worden; wenngleich zugestanden werden musz, dasz einige der aufgefürten Namen immerhin zweifelhaft sind und villeicht bei genauer Ortskenntnis für die Reihen *hriod* und *riutan* in Anspruch genommen werden könnten.

Reit, zwei Weiler in Oberbaiern, Dorf in Oberösterreich, Weiler bei Salzburg, Neumarkt und Taxenbach, Weiler bei Kufstein in Tirol. *Reit im Winkel*, Dorf in Oberbaiern. *Oberreit*, Dorf in Salzburg. *Ober-* und *Unter-Reit*, Weiler in Oberbaiern.

*) Das oberdeutsche *raiten*, welches „rechnen“ bedeutet, gehört nicht hieher, und die *Akten reitenden* Herren „Raitoffiziere“ sind wol mer auf dem Schreibesel der „Raitkammer“ als im Sattel zu Hause.

Reith, Dorf im Kreise Budweis, in der Landdrostei Stade bei ***Harsfeld***, zehn Ortschaften in Oberösterreich, drei in Unterösterreich.
Reitt, Weiler in Salzburg.
Reite, fünf Weiler in baierisch Schwaben.
Ritte, zwei Dörfer im Kreise Pardubitz.
Rittel, Dorf im Kreise Konitz.
Ritteln, Weiler im Donaukreise.
Ritten (Stein auf dem -), Gegend im Kreise Brixen.
Rittenhofen, zwei Dörfer im Kreise Saarbrücken.
Reitenen, Weiler in Schwaben-Neuburg und im Donaukreise.
Reitbach, zwei Dörfer in Oberösterreich.
Reitberg, Höfe bei Reichenhall, Ort in Salzburg, Dorf in Oberösterreich.
Reitdorf in Salzburg.
Reitenbuch, Dorf in Schwaben-Neuburg.
Reitendorf im Kreise Olmütz, Dorf in Oberösterreich.
Reitenhau, Dorf im Kreise Olmütz.
Reitenstein, Dorf in Niderbaiern.
Reiter, Dorf im Kreise Brixen.
Reiterberg, Dorf im steierschen Kreise Marburg.
Reiterbichl, Weiler im Kreise Innsbruck.
Reitern, Dörfer in Niderbaiern, Kärnten, Oberösterreich und Steiermark.
Reiterndorf, Orte in Ober- und Unterösterreich.
Reitersberg, Dorf in Unterösterreich.
Reitheim, Dorf in Oberbaiern.
Reitheru, Ort in Oberösterreich.
Reithin, zwei Orte in Oberösterreich.
Reithnau, zwei Dörfer in Schwaben-Neuburg.
Reithofen, Dorf in Oberbaiern.
Reiting, Dorf in der Oberpfalz, zwei Dörfer in Oberösterreich, ebendaselbst zwei Weiler, und Dorf in Steiermark.
Reitingaue, Ort in Steiermark.
Reitmaring, Dorf in Oberbaiern.
Reitnau, Dorf im Kanton Aargau.
Reitprechts, Weiler im Jaxtkreise.
Reitrain, Weiler in Oberbaiern.
Reitsam, Dorf in Oberösterreich, Weiler in Salzburg.
Reitscheid, Dorf im Kreise St. Wendel.
Reitsham, Weiler in Oberösterreich.
Reitten, Ort in Oberösterreich.
Reittenau, Herrschaft in Steiermark.
Reittenburg, Herrschaft in Krain.
Reitteregg, Dorf im Kreise Gratz.
Reittern, Dorf in Kärnten, fünf Orte in Oberösterreich, Dorf im steierschen Kreise Bruck.
Reittersberg, Ort in Steiermark.
Ritteburg, Dorf im Kreise Sangerhausen.
Rittelhof, Weiler im Neckarkreise.
Ritteln, Weiler im Donaukreise.
Ritterdorf in Kärnten
Ritterhude, Dorf in der Landdrostei Stade.
Ritterkamp, Dorf in Unterösterreich.
Ritterlöhe, Weiler im Kreise Wipperfürth.
Rittermannshagen, Dorf in Mecklenburg-Schwerin.
Ritterode, Dorf im Gebirgskreise Mansfeld.
Rittersbach, Dörfer im Unterrheinkreise und in Mittelfranken.
Ritthem, Dorf auf der Insel Walchern.
Rittersberg, Weiler in Oberösterreich, Dorf im Kreise Schlochau, im Kreise Zwickau (auf gleichnamigem B e r g e), Ort bei steierisch Marburg.
Rittersclef, Ort im Kreise Elberfeld.
Rittersfeld, Dorf in Unterösterreich.
Rittersheim, Dorf in der baierischen Pfalz.

Rittersdorf, Dörfer im Kreise Leippa, in Kärnten, in den Kreisen Querfurt, Bittburg und Weimar.
Rittersgrün, Dörfer in den Kreisen Eger und Zwickau.
Rittershausen, Dorf bei Barmen und in Unterfranken, Hauptmannschaft in der Landdrostei Stade.
Rittershofen, Dorf im Elsass bei Weiszenburg.
Rittershof, Dorf in der Oberpfalz.
Ritterswalde, Dorf bei Neisze.
Rittgarten, Ort bei Prenzlau.
Rittigkoutschen, Dorf bei Trakehnen.
Rittleben, Ort im Kreise Salzwedel.
Rittmannsberg, Ort in Unterösterreich.
Rittmannshausen, Dorf in Niderhessen.
Rittmarshausen, Dorf bei Göttingen.
Rittorf, Bauerschaft im Kreise Cleve.
Rittsteig, Dorf und Weiler in Baiern.
Reitring, Dorf in Unterösterreich.
Reutermühl, Ort in Vorarlberg.
Reutersbronn, Dorf in Unterfranken.
Reuterswiesen, Dorf in Unterfranken.

Von **Personennamen** sind in erster Linie die dreier berümter Männer zu nennen: *Andrianszoon de Ruyter*, der niderländische Seeheld, *Karl Ritter* der grosze Geograf und *Fritz Reuter*, der Dichter. Häufig kommen auch die Namen *Reiter*, und *Reuther* vor. Im Berliner Addreszbuch erscheinen auszerdem: *Reitknecht*, *Reitmeier*, *Reiteburg*, v. *Rittberg*, *Rittel*, *Ritterfeld*, *Ritterich*, *Rittermann*, *Ritthausen*, *Rittershausen*, *Rittinghaus*, v. *Rittmann*, *Rittmeister*, *Rittner*, *Rittorf*, *Rittwag*, *Rittwagen* und *Rittweger*. — Der Name einer edlen thüringischen Familie, v. *Heldritt*, ist eine wörtliche Uebersezung des Eddawortes *Wigrid*, welches die Götterschlacht am Ende aller Tage bezeichnet.

3.
Anbildungen und Abstractionen von „Huf" und „Sattel".

Eine gesonderte Betrachtung in sprachlicher Beziehung verdienen noch „Huf" und „Sattel".

1. **Huf.** *Hufschlag* (altdtsch.: *krâz, huovekrâz, slâ* oder *spor*) heist die Spur der Rosse. *Hufeisenförmig* ist das gute deutsche Wort für „parabolisch". Im Tierreiche begegnet uns unter den Fledermäusen die *Hufeisennase*, (lat.: *Rhinolophus ferrum equinum*, griech.: *hipposideros*) unter den Muscheln der *Rosshuf*, (griech.: *hippopus*). Eine Gebirgspflanze mit rotgelben Schmetterlingsblüten heist: *Hufeisenklee* oder gradezu *Pferdehuf (hippocrepis)*; Feldwege und Wisensteige bekränzt mit groszen grünen Blättern der *Huflattich*, und das älteste Flächenmasz eingefridigten Ackerlandes (sovil wie man mit einem Gespann bestellen kann) ist die *Hufe*.

Dis Wort ist übrigens von ser dunklem Ursprunge, die Zusammengehörigkeit mit unserem „Huf" aber warscheinlich, und so dürften denn auch die nachstehenden Ortsnamen hier aufzufüren sein:

Hub, Badeort im badischen Mittelrheinkreise, drei Dörfer in Oberösterreich.
Hueb, Weiler in Oberbaiern, siben Dörfer in Oberösterreich, eins in Unterösterreich und eins in Tyrol.
Huf, Weiler im Kreise Achen, Dorf im Kreise Altenkirchen.
Hufe, Weiler in den Kreisen Wipperfürth und Elberfeld.
Huben, Weiler im Kreise Altenkirchen, Kolonie im Kreise Schildberg, Dörfer in den Kreisen Breslau und Innsbruck und im Kanton Thurgau.
Hubenau, zwei Dörfer im Kreise Pilsen, Dorf im Kreise Prag.
Hubenberg, Dorf in Oberfranken.
Hubenstein, Dorf in Oberbaiern.
Hufen, Orte in den Kreisen Waldbroel und Königsberg.
Hufschlag, Ort in Oberbaiern.

An **Personennamen** wären zu nennen: *Huber, Hufeland, Hufenbeck* und *Hufnagel*.

2. **Sattel.** — Dis Wort gebraucht man zur Bezeichnung der verschiedenartigsten Gegenstände. Man spricht von *Bergsätteln*, vom *Sattel der Nase*, von *hochgesattelten Füszen* u. s. w. *Sattel*

nennt man die innere Scheidewand der Nüsze; *Sattel* heist der Holzsiz, auf dem man beim Schachteinfaren sizt, *Sattel* das Gewölbe über Malzdarren und der Galgen der Buchdrucker. Aenliche Rollen spielt das Wort beim Glaser, beim Vogelfänger, bei Mülen und Wasserbauten, beim Instrumentenmacher und beim Actenheften, beim Kupferdruck und in der Conchyliologie. Das Bild ist unerschöpflich, weil es so einfach ist, und wer alle seine Bedeutungen kennen wollte, der müste ganz auszerordentlich *gut gesattelt* in den Wiszenschaften sein.

An **Ortsnamen** sind hier aufzufüren:

Sattl, Weiler im Kreise Brixen.
Sattel, Dörfer in den Kreisen Grünberg (an der Oder), Eger, Gitschin und im Kanton Schwyz.
Alt-Sattel, drei Dörfer im Kreise Pilsen, Dörfer in den Kreisen Budweis und Eger. *Stara-Sella*, Dorf im Kreise Görz.
Neu-Sattel, zwei Dörfer im Kreise Budweis, zwei im Kreise Eger, zwei im Kreise Pilsen.
Sattelbach, Dorf im badischen Unterrheinkreise, Ort in Oberösterreich, Weiler im Donaukreise.
Sattelbeilstein, Dorf bei Cham in der Oberpfalz.
Sattelberg, Dorf in Oberbaiern.
Sattelbogen, Dorf bei Cham in der Oberpfalz.
Satteldorf im Jaxtkreise und den Kreisen Grottkau und steierisch Marburg.
Sattelgrund, Weiler in Oberfranken.
Sattelstedt, Dorf am Hörselberge.
Sattelweiler bei Satteldorf im Jaxtkreise.
Sattllehte, Dorf in Unterösterreich.
Sattlern, Dörfer in Niderbaiern und Oberösterreich.

Disen Ortsnamen mögen angeschloszen werden, wie sich der Stegreif an den Sattel schliest, die Namen:

Stegreifen, ein Dorf im Kreise Gitschin und
die Stegreifen, eine steile Bergpartie bei Hottendorf in Böhmen.

An hergehörigen **Personennamen** enthält das Berliner Adreszbuch nur die Namen: *Sattler* und *Sattelberg*.

4.

Der Redensarten und Sprichwörter Rest und Schlusz.

Indem wir den sprachlichen Teil unserer Abhandlung schlieszen, haben wir endlich noch eine Anzal derjenigen Redensarten und Sprichwörter nachzutragen, welche, von vorzugsweise allgemeiner Bedeutung, sich keiner der vorstehenden Abteilungen einfügen wollten.

Da heist es denn z. B. man *schnarcht wie ein Pferd,* man *sizt einem tüchtig auf,* *) oder man ist *aufsässig.* — Wie manche Dame wandelt unter uns *aufgepuzt wie ein Schlittenpferd,* weil sie bezüglich ihrer Toilette *eigensinnig wie ein polnisch Kutschpferd* ist; und wie mancher überlustige Bursch, der gemeint hat: *„Heut wollen wir einmal ein Pferd laufen laszen!"* (d. h. ausgelaszen vergnügt sein) kommt Abends heim *besoffen wie ein Karrengaul!* Dergleichen lange auszuhalten musz man eine *Pferdenatur* haben, ja eigentlich gehört's sogar zu den Dingen, von denen die Redensart gilt: *Das bringt einen Gaul um!* — *„Daus Es, hast du mein Pferd nicht gesehn?!* ist ein Ausruf wie in andren Gegenden: „Hast du nicht gesehn?" u. dgl. — *„Er sieht's an, wie der Gaul, der die Karre umgeworfen hat!"* sagt man, wenn Einer sich über eine Dummheit wundert, die er eben gemacht hat. — *Der Mähre zum Auge sehn* braucht der Schweizer für „sich in Acht nemen"; der Kölner ruft: *„Do krigge mich kein' hundert Pääd derzu!"* wärend es sonst wol heist: *„Mich halten keine zehn Pferde mer!"* —

Den Gaulsweg gehn nennt es der Hesse, wenn einer plumpe Mittel gebraucht. — *„Das Pferd ist alle!"* sagt man, wenn irgendwo der Raum erschöpft ist, und damit erinnert man an jene Zeiten, als nicht selten mere auf einem Tiere ritten. — *Aus jedem Stall ein Pferd!* heist's wenn man beim Spiel von jeder Farbe eine Karte hat.

Und nun einen Strausz von Sprichwörtern:

Grosz und faul
Gibt auch 'nen Gaul!

---

*) *„Sitt up em, he is von Ulm!"* ruft man in Schwaben.

Je edler Ross, je ärger Launen! — *Gut Pferd zieht zweimal!* — *E gât ruosz wiert* (wartet) *ned af de paitsch.* (Sibenbürgen). — *Der kann Pferdeeier essen, wo unsereins mit Hünereiern vorlieb nemen musz.* — *He hat Mut as en Perd on Mag* (Macht) *as en Keckworsch* (Frosch). — *'s ist Gurr wie Gaul!* — *Mit bösen Gäulen bricht man das Eis.* (Holländ.: *Mit quaden gulen briet men ijs.* Latein.: *Pejor equus glaciem frangit pedibus mollem* — weil an denen nichts zu verlieren ist.) — „*Guidi Gedanken un krumpi* (lame) *Rous kemman hindedrain!*" sagt man in Steyermark; und der Sibenbürger meint: „*Em kranke ruoss mes em* (man) *fil zårieden.*" — Dagegen:

Mit gutem Gaul, Latein und Geld,
Kommt einer durch die ganze Welt!

ja schon: *Mit goldnem Gaul kann man durch die ganze Welt reiten.* Das wäre auch ganz gut, wenn nur nicht andren erlichen Leuten, die nur gewönliche Gäule reiten, das Fortkommen oft gar zu schwer gemacht würde. — Betrübend, doch war urteilt ein geistreicher Sinnspruch:

„Wer die Warheit liebt, der musz
Schon sein Pferd am Zügel haben;
Wer die Warheit denkt, der musz
Schon den Fusz im Bügel haben;
Wer die Warheit spricht, der musz
Statt der Arme Flügel haben."

— So redet das Sprichwort vom Weisen; vom Narren aber meint es: *Er sucht den Gaul und reit't drauf.* (*Hei seakt dat Peerd on rett daropp.* — *Auf der Stute reitest du, und die Stute suchest du!* —*) *Er macht's wie Eulenspiegel, hat sein Pferd gesucht und ist drauf geritten!*) — *Ich will den Gaul gewinnen, oder den Sattel verlieren!* ruft der Spieler, der vil verloren hat, und nun sein Leztes noch auf einen Wurf sezt. — Aber: *man reitet den Gaul erst, wenn man ihn hat,* und *wer kein Ross hat, musz zu Fusze gehn!* Und auch das hat seine Vorzüge; denn: *Wer zu Fusze geht, dem kann man's Pferd nicht nemen,* und es ist auszerdem ein sicheres Fortkommen, denn: *Auch der beste Gaul stolpert einmal.* — *Strauchelt doch auch ein Pferd und hat vier Beine!*

Iren äsz mänjtschlich,
Sturkeln äsz roszlich,

sagt der Sibenbürge, sogut wie der Däne: „*En Hest snubler, og har dog fire Been.*" Und in gleichem Sinne ruft der Franzose:

*) Sogar zu einer vollständigen Volkssage hat dis weitverbreitete Sprichwort Anlasz gegeben, deren Inhalt sich kurz genug dahin zusammendrängen läst: Ein böser Rosshirt sucht ein Pferd, reitet darauf, findet's nicht, erhängt sich und spukt nächtlich.

„Il n'est si bon cheval, qui ne bronche,“ sowie der Engländer: *The best horse stumbles!* — Andere Warsprüche lauten: *Schellig Ross jag nicht, sondern halt auf! En geschlagen Perd es ümmer scheu!* — *Man musz mit den Pferden pflügen, die man* h a t. — *Der Geizige ist ein Ross, das Wein färt und Wasser säuft.* — Zum Trinken fordert man auf mit dem Zuruf: *Dem Gaul bricht der Gurt, wenn er im seichten Wasser schwimmen soll,* — oder: *Es steht kein Gaul auf einem Bein!*

Pfeffer bringt den Mann auf's Pferd,
Die Frau unter die Erd.

Dasz eine Mücke sollt husten wie ein Pferd, das ist unmöglich! — *„Me soll seggen, wi? 't mögelich wär, dat en Perd fleuten köös!“* (könnte) heist es in Meurs. — *Fürsten haben der Pferde Art, sie stallen gerne, wo es schon nasz.*

Adelstolz
Sizt auf einem Pferd von Holz.

Binde den Gaul an einen Gerstensack, so läuft er nicht davon — *An* M e i n e n *bindet niemand sein Pferd an* (weil Meinungen schwanken) und: *Es ist besser sein Pferd an einen fremden Zaun binden, als den eigenen!* — Dis leztere Sprichwort hat J o h. F i s c h a r t, der sonderbar tiefsinnige Dichter des Elsass im Sinne, wenn er 1550 in seiner „Manung an meine lieben Deutschen“, ein ernstes Strafwort hinausrief in das deutsche Vaterland, das damals auf der abschüszigen Ban politischer Zerrüttung jäh hinabzugleiten begann, ein Wort, das bis vor fünf Jaren noch beschämende Geltung hatte für uns alle, das nun aber, so Gott will, als S t r a f wort veraltet bleibt und auch hier nur als linguistische Antiquität disen in sprachlicher Beziehung so vilfach altertümelnden I. Teil von „Ross und Reiter“ schlieszen mag. Fischart spricht:

„Also, was ist dir für ein Ehr
Wann rühmst die Alten Teutschen sehr,
Wie sie für jhre Freyheit stritten
Vnd keinen bösen Nachbarn litten;
Vnd du achtst nit der Freyheit dein,
Kanst kaum in deim Land sicher sein,
Leet dir dein Nachbar sein Pferd binden,
An deinen Zaun fornen vnd hinden?....
A u f f r e c h t, T r e u, R e d l i c h, E y n i g v n d S t a n d h a f f t,
Das gewinnt vnd erhällt Leut vnd Landschafft.
A l s o wird man gleich vnsern Alten;
A l s o möcht man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auff die Nachkommen,
Dasz sie demselben auch nachomen!“

II. Teil.

Ross und Reiter

in der

Mythologie, dem Kultus und dem Volksglauben der Deutschen.

Der Urquell aller Mythenbildungen und Religionsvorstellungen ist die Naturanschauung. — Aus der kindlichen Weltbetrachtung des rohen Menschen, aus der Masse vergleichender Fantasiegebilde, unter deren Formen er sich die Erscheinungswelt vermittelt und die in ihren Anfängen überall absolute Willkür zeigen, entwickelt sich durch allmäliges Festsezen einer Reihe der am häufigsten reproducirten Vorstellungen, durch Verbindung diser kernhafteren Gestalten unter sich und mit weniger deutlich gewordenen, noch fluctuirenden Anschauungsformen der Mythus, der dann bei steigender Bildung der Menschen und bei vermerten Berürungen verschiedener Stämme und Vorstellungskreise im Munde der Dichter vermenschlicht, am Altar der Priester religiös vertieft wird, bis ihn endlich die Filosofie analysirend wider auflöst und ihn als verdichtete Naturanschauung nachweist.

Die Gleichartigkeit einer Fülle, ja der meisten groszen Grundanschauungen des Naturlebens ist für die Mythologien der Völker arischer Abstammung bereits endgültig bewiesen; auch die Vermenschlichung der Mythen scheint sich auf wenige, vilen Völkern gemeinsame Geburtsstätten zurückfüren zu laszen, sodasz die ältesten Culturgebiete, die Täler des Ganges, des Eufrat und des Nil als die Werkstätten zu betrachten sind, in welchen das Chaos beweglicher Phantasiegebilde zuerst Fleisch geworden und auf bestimmte sagengeschichtliche Häupter herabgezogen wurde. Die so gewonnenen Göttergestalten wanderten dann als wunderbare Doppelwesen, halb kosmisch-typisch, halb historisch-persönlich über Land und Meer, von Volk zu Volk, schloszen überall mit den vorhandenen noch nicht krystallisirten Naturanschauungen Ehen und Doppelehen und erzeugten

mit ihnen neue, aber den Aeltern änliche Mythologien und Religionen, deren Spätlinge noch heut lebendig sind und aus deren Sphinxantliz der Anherrn Züge uns noch heut geheimnisvoll begrüszen. — Indem wir disen Procesz, soweit er „Ross und Reiter“ betrifft, auf deutschem Boden nachzuspüren denken, werden wir eine bedeutende Reihe mythologischer Gruppen zu berücksichtigen haben. Wir können niemals das Vorhandene verstehn, one an die Quelle zu treten, der es entsprang. Dise ist aber vor Allem jene alterwürdige indoeuropäische Urreligion, wie sie sich uns so einfach und grosz in den Veden entrollt, und wie sie mannigfach entwickelt, umgewandelt und verzerrt in den westarischen, sowie in den gräkoromanischen, slavischen und keltischen Mythenbildungen fortlebt. Lauter und reiner als die meisten diser Vorstellungskreise ist der des germanischen Heidentums, welcher stets unser vornemster Anhalt bleibt, wärend jene nur zur Erläuterung herangezogen werden. Ihnen schliest sich als nicht unwesentlich, die christliche Legendenlere an, und ebensowenig, wie sie, darf die Mythologie des neueren und neusten Volksglaubens auszer Augen gelaszen werden, die fortdauernd wachsend und werdend, selbst in unsrer Zeit noch mythenbildend und somit auch mythenerklärend tätig ist.

Die Formen, unter denen sich uns dise Mythengruppen darbieten, sind teils Cultusbücher und poetische Werke wie die Veden oder die Edda, teils Sitten und Gebräuche, abergläubische Vorstellungen, Sagen, Märchen, Volks- und Kinderlieder. — Wir werden bei der folgenden Abhandlung alle dise Momente berücksichtigen.

I. Hauptabschnitt.

Das Ross als Naturbild.

Einleitung.

„Wasser, Feuer, Luft und Erde," sagt J. Grimm, „sieht der Mensch in unabläszig reger Thätigkeit und Kraft auf die gesammte Natur einwirken, und so widmet er ihnen Verehrung, zunächst ohne das Walten eines Gottes in ihnen zu erkennen." Dann erwacht in ihm das ganz naiv kindliche Streben nach Individualisirung der Naturvorgänge, wobei er sich bald auf dise, bald auf jene Aenlichkeit und Analogie seiner Umgebung oder seiner eigenen Beschäftigung stützt. Es kommt ihm nur darauf an, sich die Erscheinungen „mundgerecht" zu machen. Daher ist zunächst noch Alles durchsichtig und flüszig, und in den ältesten Dokumenten diser Entwicklungsstufe, in den indischen „Veden", findet sich noch keine Spur von Mythologie. Die Bilder, unter welchen die Völker jenes Menschenfrühlings das Naturleben vorzustellen und auszusprechen suchten, waren eben noch nicht typisch erstarrt. Die Sonne z. B. schien ihnen bald ein Feuerrad, bald ein glänzendes, stralenmäniges Ross, bald das Auge des Lichtgottes, bald der auf feurigem Wagen mit weiszen Pferden dahinjagende, menschlich gestaltete, welterleuchtende Gott. So heist es in den Veden:

Wie sie wächst in Schönheitsglanz gekleidet,
Sie, die glückliche! Sie bringt des Gottes Auge,
Bringt das Ross, das sonnenhelle,
Ihre Schäze spendend allerwegen!

Die ersten Kategorien, welche sich aus disem kaleidoskopischen Treiben sondern, sind die gegensäzlichen Reiche des Lichtes und der Finsternis, der Lebendigen und der

Toten, welche dann später auch den Abteilungen von Gut und Böse zu entsprechen pflegen. Keineswegs aber werden die aus Naturanschauungen hervorgegangenen Bilder derart verteilt, dasz sie einerseits dem Reiche des Lichts, andrerseits dem der Finsternis angehören. Vilmer, wie in der Natur Alles zusammenhängt und in einander übergeht, so erscheint auch ein und dieselbe mythische Grundgestalt bald in diser, bald in jener Kategorie. Daraus folgen dann natürlich wider Parallelstellungen oder Verbindungen solcher gleichgestalteten, jedoch verschiedenen Reichen angehörigen Formen. — Wie nach Ovid Lucifer morgens auf weiszem Rosse, dann umwechselnd als Desultor*) auf hellem und dunklem Tiere, nachts aber auf schwarzem Rosse ritt, wie in den hellenischen Mythen die *Leucippen* (Schimmel) und die *Menalippen* (Rappen) Personificationen von Sommer und Winter sind, so erscheint diser Gegensaz der weiszen und schwarzen Rosse für den entsprechenden Wechsel von Tag und Nacht, Lenz und Winter, von leuchtendem Sonnenglanz und dunklem Gewittersturm überall, bei den Indern und Persern, den Slaven und Griechen und nicht minder bei den Germanen.

Die nordisch-deutsche Göttersage berichtet, dasz Allvater der Nacht und ihrem Sone, dem Tage, Ross und Wagen gab und sie an den Himmel sezte. Die Nacht fur voraus, und der Schaum ihres Hengstes, *Hrimfaxi*, d. i. Reifmäne, träufelte als Nachttau zur Erde, wärend das Tagesross *Skinfaxi* Himmel und Erde mit seiner Mäne erleuchtete. In der „Edda“ lautet es:

> *Skinfaxi* heist er, der den schimmernden Tag zieht
> Ueber der Menschen Menge:
> Für der Füllen bestes gilt es den Völkern;
> Stets glänzt die Mäne der Mähre.
> *Hrimfaxi* heist es, das die Nacht herzieht
> Den waltenden Wesen;
> Schaumschweisz fällt ihm vom Gebisz am Morgen
> Und füllt mit Tau die Täler.

Unmittelbar an das lichtmänige Tagesross „Skinfaxi“ erinnert in der Göttersage *Gullfaxi*, das goldmänige Pferd des Risen Hrungnir, den der Donnergott Thor bekämpfte. Wenn aber dem *Skinfaxi*, dem Lichtrosse, seine Kerseite in besonderer Gestaltung als Hrimfaxi gegenüber steht, so verbinden sich im *Gullfaxi* die Erscheinungen des Gewitterblizes und des glänzenden

*) *Desultores* nannten die Alten solche Circusreiter, welche, one den Lauf zu unterbrechen, von einem Pferd aufs andre sprangen.

Sonnenblicks zu einer einzigen Gestalt. Der Gewitterrise besizt den Gullfaxi: wenn der seine goldene Mäne schüttelt, füllen Blize den Himmel; aber wenn es gewittert hat, bricht auch wider die Sonne durch; denn die von dunkler Wolkennacht bekämpfte Sonne wird im Gewitter widergeboren, ja geschaffen. Dasselbe gilt natürlich auch von dem sie repräsentirenden Rosse, das wie die Sonne selbst im niderrauschenden Regen und unter hallendem Donner geboren wird. So heist es in den „Veden“: „Er, der Allsehende, tragende, goldne, strömt zum Durchschlag hin, zu dem Schosze laut wihernd.“

In diser Verbindung des Sonnenrosses mit dem Gewitter ligt ein begleitendes Moment zur Erfindung besonderer Wetterrosse, die ihren eigentlichen Ursprung jedoch nicht hierauf, sondern, wie wir unten näher erläutern werden, auf die Erscheinungen der Wolken, des Sturmwinds und des hallenden Donners zurückzuführen haben.

1.

Sonnenrosse.

Entwicklung des Mythus vom Sonnenrosse.

Noch jezt ist die Vorstellung von *Sonnenrossen* dem Volke geläufig. Wie natürlich scheint uns Arndt's Gedicht: „Und die Sonne machte den groszen Ritt um die Welt“, oder Wackernagels fröhliches Kinderlied:

Hop, hop zu Pferde
Wir reiten um die Erde,
Die Sonne reitet hinterdrein,
Wie wird sie abends müde sein!

Auch das „goldne Pferd“ der Märchen, welches schneller läuft als der Wind, ist noch eine kindliche Erinnerung an die Vorstellung vom Sonnenrosse.

Ebenso spiegelt sich bis heut die Bedeutung des Sonnenrosses in der Sprache. Nicht nur *Schimmel* zeigt genau denselben Stamm wie *Schimmer*, auch das Wort *Mähre* dürfte in lezter Instanz von dem altdeutschen Adjektive *mar*, d. i. „glänzend“, abstammen *), eine Herkunft, welche der früher (Teil I. S. 12) gegebenen Deutung durch Bewegungsbezeichnungen keinesweges widerspräche, da auch „glänzen“ ebenso wie z. B. „blizen“ und „blinken“ auf eine Bewegungserscheinung zurückfürt. Jene Etymologie empfilt sich überdis durch eine Parallele mit dem Sanskrit. Wie *mar* hat nämlich die Sanskritwurzel: *har (ghar)* den Sinn von „glänzen“. Zwei bekannte Derivata diser Wurzel *hári* und *harít* sind aber die gebräuchlichsten Bezeichnungen der Sonnenrosse in den Veden, welche somit genau so gebildet sind wie unser Wort „Schimmel“. Endlich spricht für jene Ableitung des Wortes *Märhe* auch noch der Umstand, dasz das gleichklingende deutsche *Märe (Märchen)*, das isländische *mård*, d. i. „Loblied“, das gothische *merjan*, d. i. „verkündigen“, ebenso von dem glanzbedeutenden *mar* zu stammen scheinen,

*) Erhalten ist uns das Adjectiv *mar* noch in einer Reihe von Personen- und Ortsnamen, wie z. B. in *Sigomar*, d. i. der Sigstralende, *Dietmar*, d. i. der Volksberümte, in *Weimar*, *Geismar*, *Wismar*, *Horstmar*, *Kolmar* u. s. w.

wie z. B. aus der Sanskritwurzel *ark*, d. i. glänzen, das Wort *arkuh*, d. h. „Licht“ aber auch „Loblied“, hervorgegangen ist. — Auch das althochdeutsche Wort *Hrosa* bedeutet sowol die „Stute“ als die „Rumträgerin“, die „Fama“.

Die innige Verwandschaft, welche dise Darlegung zwischen dem indischen und deutschen Vorstellungskreise erkennen läst, gestattet wol, unsre Besprechung der Sonnenrosse unmittelbar an die Gestalten der „Veden“ anzuknüpfen. „In Bezug auf dise“ sagt Max Müller in seinen hochinteressanten „Vorlesungen über Sprachwiszenschaft“, darf man nicht vergessen, dasz, obgleich gelegentlich die Sonne von den Vedendichtern selbst als Ross gedacht wird, doch bei ihnen die Auffaszung Oberhand erhielt, die Sonne und Morgenröte von Rossen gezogen zu denken. Dise Rosse werden ser natürlich *hári* oder *harít*, d. i. „glänzend“, genannt, und es werden vile änliche Benennungen, wie z. B. *aruná*, *arushá*, *rohit* u. s. w. auf sie angewandt, welche alle den Farbenglanz in seinen verschiedenen Abschattirungen ausdrücken. Wenn man nun die Wörter für dise Farben und Stralen aussprach, so klang gewonheitsmäszig der Begriff „Pferd“ im Geiste mit; nach einiger Zeit wurden dann im Munde des Volks jene Adjectiva zu pferdebedeutenden Substantiven. Wie wir ein braunes Pferd kurzweg einen „Braunen“ nennen, ebenso sprachen die Vedadichter von den „Harits“ als den Rossen der Sonne. Mit der Zeit verlor man die etymologische Bedeutung diser Wortformen aus den Augen, und *hari* sowie *harit* wurden zu herkömmlichen Namen für die Rosse, welche entweder selbst die Morgenröte und Sonne darstellten, oder, wie man annam, an ihren Wagen gespannt waren. Wenn der Vedadichter sagt: „Die Sonne hat die Harits zu ihrem Laufe angejocht“, so bedeutete ein solcher Ausdruck ursprünglich nichts weiter als das, was jedes Auge deutlich sehen konnte, nämlich, dasz die hellen Lichtstralen, welche wärend der Dämmerung vor Sonnenaufgang beobachtet werden, sich im Osten sammelten, indem sie sich am Himmel gleichsam emporbäumten und nach allen Richtungen mit Blizesschnelligkeit hervorsprangen, und dasz sie dann die Scheibe der Sonne emporzogen, gleich wie Rosse den Wagen eines Kriegers. — Wer vermag aber die Zügel der Sprache festzuhalten?! Die Glänzenden, die Harits, laufen hinweg wie Pferde, und ser bald werden die, welche ursprünglich selbst die Morgenröte oder die Stralen Auroras waren, zurückberufen, um als Pferde vor den Wagen der Morgenröte gespannt zu werden. So lesen wir z. B. (Rv. VII.

75, 6.): „Man sieht die glänzenden Rosse uns die stralende Morgenröte bringen.“ An einem andren Orte, im Liede des Dirghatamas heist es vom Sonnenrosse:

> Als zuerst du wihertest bei deinem Entstehn,
> Aufsteigend aus den Wassern
> Mit den Flügeln des Falken, mit den Schenkeln des Hirsches,
> Da erhob sich dir groszes Preis, o Arwan.
> Jama gab ihn, Trita schirrte ihn.
> Indra bestieg ihn zuerst,
> Gandharva ergriff seinen Zügel:
> Aus der Sonne, ihr leuchtenden Götter,
> Habt ihr ein Ross gemacht!

Ein besonderer Grund diser Auffaszung der Sonne war gewisz auch die Erscheinung ihrer Stralen, die als goldene Hare, als goldhelle Mäne aufgefast wurden.*) Dise Vorstellung tritt am deutlichsten im Lateinischen hervor, wo dem Worte *juba*, welches Tiermäne bedeutet, unmittelbar das Wort *jubar* zur Seite steht, mit dem das stralende Licht der Himmelskörper bezeichnet wird, sie ist aber nicht minder erkennbar auch im Deutschen; denn das althochdeutsche *mana* oder *mani*, und das nordische *mön*, welche „Mäne“ bezeichnen, sind auf's Engste stammverwandt mit althochdeutsch: *mano*, mittelhochdeutsch: *mane*, gothisch: *mena*, d. i. „Mond“; sodasz die Wurzel „*man*“ auch hier das Scheinende, das Schimmernde bedeutet. —**) Im Griechischen endlich erinnert der Name des Sonnengottes *Phöbos* (φοῖβος) selbst an φοβη die Bezeichnung der Mäne. Also ist die Sonne villeicht zuerst als stralenmäniges Pferdehaupt gedacht worden, und in der Tat lautet es in einem Hymnus des Rigveda an das Ross:

> Dich selbst erkannt ich von ferne,
> Vom Himmel stürzend, den geflügelten;
> Auf den schönen staublosen Pfaden
> Sah ich das geflügelte Haupt hineilen.

Im altindischen Epos Mahâ-Bhârata wird erzält, dasz Aurva seine Zornesflamme in's Mer entlud, damit die Welt nicht zu Grunde gehe, und dasz dise Flamme sich in ein Rosshaupt verwandelte, das noch im Mere verweile. Es ist das Bild des Sonnenuntergangs, und die Sonne selbst ist hier als ein Ross-

*) Der Mäne wegen ist auch der Löwe Sonnentier. Das Bild desselben im Tierkreise, von den Astrologen das „Haus der Sonne“ genannt; wird im altindischen Zodiak durch das Bild des Rosses vertreten, ein Ersaz, der nur durch die Aenlichkeit bezüglich der Mäne verständlich wird.

**) Daher *manon* = erinnern. Auch das griechische μήν, das lateinische *men-sis*, sowie das litauische *menu* (gen. *menesio*) schlieszen sich erläuternd hier an.

haupt gedacht. Nachher lag es sehr nahe, sie der Groszartigkeit und Schnelligkeit ihrer Bewegung wegen, als vollständiges Ross von goldroter, falber oder schimmernd weiszer Farbe aufzufaszen. Und dise Vorstellung wurde die allgemein herrschende. Indra färt, den Veden zufolge, auf einem mit falben Rossen bespannten Wagen zum Kampfe aus, wärend es im Mahâ-Bhârata ein weiszes Pferd ist, auf welchem er zur Schlacht reitet. Eine Episode dises Gedichtes, das Indralokagamanam, erzält, wie Indra's Wagen 10,000 falbe Rosse ziehn; Suryas, der Sonnengott färt mit siben Rossen, Agni, der Gott des Feuers, mit roten Stuten, Krischna schirrt vier Pferde an seinen Wagen, und das Ross Kaliki, welches Wischnu am jüngsten Tage als Weltheiland reitet, wird von weiszer Farbe sein.

Mit den indogermanischen Völkerzweigen sind dise Vorstellungen westwärts gewandert. Sie leben bei den Parsen, wo Mitras, des Sonnengottes Wagen, siben rote Rosse ziehn, und sie sind nicht minder heimisch bei den hellenischen und italischen Völkern. Wie Aeschylos z. B. in den „Persern“ den Tag mit weiszen Rossen reiten läst, so färt auch der Sol des Ovid mit einem Viergespann „glutentsprühender Renner“, welche die flüchtigen Horen „mit hellerklingenden Zäumen“ anschirren. Ihnen öffnet morgens Thetis die Tore des Himmels, und

Tief in Hesperien gehen die Sonnenrosse zur Weide,
Statt des Grases erfreut sie Ambrosia; müde vom Tagdienst
Werden von neuem gestärkt und arbeitsfähig die Glieder.

Bei den Germanen ist *Sol* eine Frau, die Gemalin des *Glenr*, des Glanzes. Ihren Wagen ziehn zwei Rosse: *Alswidr* und *Arwackr* d. i. Allgeschwind und Frühwach. — Sols nächtlicher Bruder, *Mani*, leitet die Fart des Mondes. — Beide brausen mit furchtbarer Schnelligkeit dahin, weil sie beständig vor zwei Risenwölfen fliehn, welche sie denn auch beim Einbruch der Götterdämmerung wirklich verschlingen werden.

Um die feurigen Sonnenrosse abzukülen, befestigten die Götter unter ihrem Buge Blasebälge: „Eisenküle“ genannt, deren Hauch ein Bild der frischen Morgenlüfte war.

Arwakr und Alswidr sollen immerdar
Sacht die Sonne füren,
Unter ihren Bugen bargen milde Mächte,
Die Asen, Eisenküle.

Auf Arwakrs Or und unter Alswidrs Huf stehn kraftver-

leihende Runen.*) Sie bezeichnen bedeutungsvoll die beiden tatsächlich und mythologisch wichtigsten Teile der Rosse: das strahlende, von der Sonnenmäne umfloszene Haupt und den die Himmel durchstürmenden donnernden Huf, das Sinnbild der Blizesschnelligkeit.

Das Lichtross als Warzeichen.

Wir haben ausgesprochen, dasz der Vorstellung von vollständigen Sonnenrossen warscheinlich die eines leuchtenden Rosshauptes vorangegangen sei, und an dise uralte Symbolik knüpft eine Erscheinung erwürdigsten Volksglaubens und urtümlichster Volkskunst: wir meinen die noch heutigen Tages übliche und beliebte Rosshauptverzierung deutscher Bauer- und Bürger-Häuser.

Neben den erleuchtenden und segnenden Eigenschaften der Sonne hatte man nämlich auch ihr verzerendes Blenden erfaren müszen, das jeden, der hinein zu schauen wagte, zwang, die schmerzlich getroffenen Augen niderzuschlagen. Dise abweisende Macht des stralenden Tagesgestirns übertrug man nun auch auf das sonnebedeutende Rosshaupt, und es ward Sitte „equi abcissum caput", das Haupt des geopferten Pferdes, als sogenannte *Neidstange* zu errichten, d. h. man steckte den Pferdekopf auf einen Pfal, richtete ihn gegen die Weltgegend, von der man Feinde erwartete, und wänte dise dadurch abzuhalten und zu verwünschen. Diser Grundgedanke wurde nun in mannigfachster Weise entwickelt.

Für die ältesten Auffaszungen sind Stellen einiger germanisch-skandinavischer Sagen in hohem Grade karakteristisch. — Die „Egils-Saga" erzält, wie Egil, ungerecht behandelt von Erich, dem norwegischen Könige, auf eine Felsenspize stieg, welche in dessen Land sah und hier auf eine Haselstange ein Rosshaupt sezte und also sprach: „Hier errichte ich

---

*) Maginrunar (Kraftrunen) erscheinen auf des Bären Taze, des Dichters Zunge, des Adlers Schnabel, des Schwertes Spize, des Heilenden Hand. Auch an Rosses Bug kommen sie vor. Aber am tiefsten haben sich der Volkserinnerung die Runen unter dem Hufe eingeprägt, denn sie finden sich widerholt in einem Zuge der Tiersage: Unter seinem Hufe läst der Maulesel dem Wolf den Namen seines Vaters, die Stute den Preis ihres Füllens lesen. An gleicher Stelle zeigt die Stute dem Isegrimm das Alter ihres Füllens. Sogar die Fabel des Aesop hat disen Zug.

eine „Nidstaung“ und wende die Verwünschung (nid) gegen König Erich und Gunhild; ich wende sie gegen die Landwaettir (die Schuzgeister), welche dis Land bewonen, sodasz sie alle auf Irrwegen faren sollen und keiner eher seinen Wonsiz widerfinde, bevor sie Erich und Gunhilden aus dem Lande getrieben.“ Dise Verwünschung schnitt Egil in Runen auf die Stange und wandte das Haupt des Rosses gegen das Land. König Erich wurde darauf den Seinen verhast und muste Norwegen verlaszen. — Saxo Grammaticus berichtet, wie sich Grey gegen einen anderen Erich, der ihn im Wortkampf besigt hatte, ebenfalls rächt, indem er eine Neidstange gegen ihn errichtet. Hiebei ist erwänt, dasz der Rachen des Pferdes durch hineingestekte Pfäle aufgesperrt war. Warscheinlich sollte dis die Feindseligkeit des Beiszenwollens darstellen und gehörte ein für allemal zur Ceremonie. Wenigstens beginnen die altisländischen Geseze, das „Landnámabók“, mit der Vorschrift: man solle kein Schiff mit einem Haupte in der See haben, wenn man aber eins habe, so solle man es abnemen, bevor man angesichts des Landes komme, und nicht heransegeln mit „gänendem Haupte oder offenem Rachen“, damit die Landwaettir nicht erschreckt würden. — Eine besondere Verstärkung der Verwünschung scheint darin gelegen zu haben, dasz man eine ganze getötete Stute auf eine schwere Stange steckte, deren Spize man zu einem rohen Bildnis des Feindes zugeschnizt hatte, sodasz ihm nun die Schmach angetan ward, mit dem Herzen der Stute, dem Size der Feigheit, eng verbunden zu sein. Dis sind Züge der „Watnsdaelasaga“. — Die auf deutschem Boden erhaltenen hiehergehörigen Gebräuche sind nicht von so dramatischer Energie, wie die in jenen Sagen erhaltenen Scenen; aber sie sind darum nicht minder bedeutungsvoll.

Durch Anhängen und Aufstecken von Rosshäuptern in der Nähe ihrer Ställe suchten die alten Deutschen wie die Wenden Viehseuchen abzuweren. Zum Schuze gegen böse Geister schmückten sie mit den Schädeln geopferter Pferde ihre heiligen Haine, und diser Gebrauch hat sich insofern bis ins späte Mittelalter übertragen, als man bis dahin fortfur, wirkliche Pferdeschädel an den Umgebungsmauern der Klöster anzuheften. — Ueberhaupt haben sich die hiehergehörigen Vorstellungen ser lange, noch bis weit über die Reformationszeit, erhalten. M. Fugger (1584), ein ser vorurteilsfreier klarer Kopf, bringt in seinem Capitel „von Artzeneyen genommen von Pferden“ die Mitteilung: „Wann man

den Kopff von einer Stuten (verstehe das Gebayn vom Kopff) in einem Garten an einem Pfal oder Stangen auffstöcke, so geraht alles dasjenige desto baser, was im selben Garten wächszt, insonderheit aber vertreibt es die Raupen und Ratzen, welliches dem Kraut ein gar schädlich vnzifer ist." — Und ferner meint er: „Ein Schedel von einem Rossz auf einen Acker gelegt, machet er denselbigen gleichfalls fruchtbar, beschützt jn auch vor gemachten (d. h. künstlich erzeugten, angezauberten) Hägeln". — Und noch heutzutage gilt es in Böhmen für segenbringend, wenn sich zur Zeit der Zwölften ein feuriger Mann zeigt, der, mit groszen Schritten wandelnd, einen schwarzen Pferdekopf um das beglückte Haus trägt, das nun für das ganze Jar vor bösen Geistern geschützt ist.*) — Alles das sind also Vorkerungen zur Abwer von Feinden, seien dise menschlich oder dämonisch gedacht.

Nahe lag nun der Gedanke, am eignen Hause solche Köpfe, anfangs wol den natürlichen Schädel des geopferten Pferdes, später künstliche Nachbildungen anzubringen, welche neidstangenänlich als Säulenkapitäle Tor und Sal hüteten oder, am Gibel angebracht, rechts und links die Strasze hinunterschauten und gleich versteinernden Medusenhäuptern**) alle Gefar fern halten sollten.

Die Uebertragung natürlicher Schädel auf das Wonhaus fand noch Haxthausen bei den kaukasischen Osseten, einem Stamme, der in viler Beziehung an die Niderdeutschen erinnern soll; die Sitte schien dort in graues Altertum hinauf zu deuten; aber auch die künstliche Herstellung der Pferde und Pferdehäupter als Hausschmuck musz schon in ser früher Zeit geübt worden sein. An Resten altpersischer Prachtgebäude, namentlich an den Säulenkapitälen der Paläste von Persepolis und der persischen Königsgräber von Merdasch erscheinen z. B. in ser auffallender Weise die Gestalten von knieenden Rossen oder Einhörnern. Am meisten verbreitet aber sind die **Ross-**

*) Die Wenden legten ihren vom Mar müdegerittenen Pferden nachts ein Rosshaupt unter die Krippe, um durch dis den schädlichen Geist abzuschrecken. Abwer des Uebels ist aber eng verschwistert mit Herbeifürung des Glücks und daher sezen die negirenden Eigenschaften des Rosshaupts ser leicht in positive Segenskräfte um. (Vergl. unten die Zaubermittel und Rezepte u. s. w. unter Wodan-Sleipnir. „Das Ross als Heilstier".)

**) Die Medusa war bekanntlich von Poseidon Mutter des Pegasos, wie Demeter Erinnys von demselben Gotte Mutter des Pferdes Arion. (Vergl. unten Wetterrosse. „Wolkenrosse" und Reitende Götter. „Herbstwodan." Die Note zu St. Hubertus.) Die Erinnerung an sie ist also eine durchaus sachgemäsze

häupter als Gibelholzschnizwerk. Derartiger Hausschmuck läszt sich von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen, ja von der Maas bis zum fernen Wolgastrom verfolgen, dessen Flusztal wol einst den Nordgermanen auf ihrer Herwanderung aus der arischen Heimat als Strasze diente. Bei weitem am häufigsten jedoch erscheinen die Rosshäupter auf sächsischem Boden.

Wer in nidersächsischen Landen alte Bauerhäuser genau betrachtet, der wird bemerken, dasz fast überall die Bretter, welche die Spize des Dachfirstes bilden, nach oben verlängert und mer oder weniger deutlich zu Rossköpfen ausgeschnitten sind. Dis Zeichen findet sich sowol dort, wo der Sachse ursprünglich angesessen war, als dort, wo er einwandernd den Slawen verdrängte oder germanisirte, ja man begegnet ihm selbst in solchen Gegenden, wo Slawen in alte germanische Size einrückten, wie eben im heutigen Ruszland. One Zweifel war das Sonnenross ein kumbal*) (Stammzeichen) der Sachsen, und da in alter Zeit das Recht nicht am Grund und Boden, sondern an der Stammesangehörigkeit der Person haftete, so hatte auch der ausgewanderte Sachse noch Grund, sein Haus mit diser Stammesmarke zu schmücken, selbst dann, wenn sie ihm nicht auch zugleich das schüzende und segenbringende Zeichen der Lichtgottheit gewesen wäre.

Vom ersten Erscheinen der Sachsen, wie des Sachsenrosses weisz denn auch die westfälische Sage noch heut zu berichten. Freiherr Georg Vinke hat ihr kräftig und schön nachgesungen:

Im Urwald ragt ein Fels, sein mosig Haupt
Von alter Eiche mächtig überlaubt ....
Im Osten wird es hell; ein Sonnenstral
Flammt zündend auf, trifft Eich' und Fels zumal.
Da kracht der Fels und klafft zu weitem Risz;
Der Tag verscheucht die träge Finsternis,
Und aus dem zackigen Tor zum Lichte dar
Tritt hochgewachsen eine Männerschar.
Stolz fliegt der Blick umher, voll Drang zur Tat,
Ins frische Leben sucht der Fusz den Pfad. —
Von wilden Rossen stürmt hervor ein Hauf,
Die Männerschar hat ihn ereilt im Lauf.
Hinauf! Die Mäne fliegt, die Nüster schnaubt,
Das Auge blizt, hoch trägt der Mann das Haupt,
Und in die Nacht des Waldes sprengt der Trosz,
Der erste Sachs — das erste Sachsenross.

---

*) Altsächsisch: *chumbal* oder *cumbal*, angelsächsisch: *cumbal*, althochdeutsch: *kumpal*, d. i. „signum“, hängt zusammen mit althochdeutsch *kumpân*, d. i. Gesell, Genoss, Compagnon.

Dise oft behandelte Sage zeigt, mit wie groszer und treuer Anhänglichkeit der Sachse sein uraltes Stammzeichen liebt.

Die drei Hauptabteilungen der Sachsen scheinen sich übrigens durch die Gestalt des Kumbals unterschieden zu haben. — Im Westen und Nordwesten Deutschlands, sowie in Holstein und bis jenseits der Oder sind die Pferdeköpfe an den Gibeln der Bauerhäuser nämlich wie Neidstangen nach auszen gewendet. Oestlich der Elbe, bis jenseits des Ratzeburger Sees erscheinen einwärts gekerte, sich umschauende Rosshäupter, deren Stellung somit schon ein Verblassen der Neidstangen-Idee und nur noch das Festhalten an ein und demselben Abbild der Licht-Gottheit verkündet. Endlich im nördlichen Westfalen wechselt sogar dis Apotypom, und an Stelle des Pferdehauptes tritt der allerdings auch der Sonne heilige, tagverkündende Han, der sich als Wetterhan bis heut auf Häusern und Türmen, ja sogar über dem Kreuze unsrer Gotteshäuser allenthalben sigreich erhalten hat.

Dise drei verschidenen Stammzeichen nun entsprechen den Sachsenstämmen der Westfalen, Ostfalen und Engern. Wo sie in slavischen Ländern erscheinen, da verkünden sie, welcher Zweig der Sachsen die Gegend wider germanisirte; und das Vorkommen der Pferdeköpfe in der Richtung von Türingen durch Baiern nach Tirol, Graubündten und dem Berner Oberlande läst villeicht auf eine Wanderung ein und desselben Sachsenstammes nach Süden schlieszen. (Petersen: „Die Rossköpfe an deutschen Bauerhäusern".)

Die Eigenschaft blendender Unnahbarkeit muste übrigens das Bild des Rosses ganz besonders zum Gränz- und Feldzeichen geeignet erscheinen laszen. Es war ja ser natürlich, dasz man grade an der Landesgränze die Neidstange errichtete, und möglicherweise stammt vom Aufrichten eines Gränzbildes in Gestalt einer Märhe *(March, Marke)* überhaupt das Wort *Marke* im Sinne von „Gränze" und damit zugleich das Zeitwort *markiren* oder *merken*.*) Es ist überdis, namentlich in Sachsenlanden, auch Gebrauch, die Figur des Hufeisens

*) Leztere Bedeutung fürt dann zum Begriffe *Mark* als Gewichtseinheit. Und nun dürften sich auch leicht Worte wie *markten*, *Markt*, *marché* und *marchand* anschlieszen. Doch genug! Dergleichen fürt leicht zu weit, und schon Hermann Kurz sagt in seiner Einleitung zum „Tristan": „Die Bedeutung des Namens *Mark* (Pferd) auf die Hieroglyphen zurückzubeziehn, möchte, mit Gottfried von Straszburg gesprochen, *hochsprünge* und *witweide* sein."

auf Gränzsteinen einzuhauen (vergl. unten Wodan-Sleipnir. „Rosstrappen und Hufeisenzeichen."), und dis bestätigt die oben mitgeteilte Anschauung der „Watnsdaelasaga", wonach es nicht ausschlieszlich das Pferdehaupt, vilmer das ganze Ross ist, dem die besprochene Eigenschaft blendender Unnahbarkeit zukam. Daher war es denn ser natürlich, dasz man über des Heres Schlachtreihen, gleich der hellenischen Aegis, das änlich wirkende heilige Ross im Banner flattern liesz, und aus disem Grunde dienten schon den Kelten die der Sonne geheiligten Tiere, Pferd und Eber, als Feldzeichen; nicht minder zeigten auch Frankenfanen wildausschreitende weisze Rosse; vor allem aber blieb der springende Schimmelhengst „frei und treu" Warzeichen der Sachsen und prangt daher noch heut in den Wappen von Engern, Westfalen, Kent, Braunschweig und Hannover.

Weisz ist das Sachsenross von jeher gewesen. Wenn es ganz im Widerspruche mit seiner altheiligen Lichtbedeutung von Einigen als ursprünglich schwarz bezeichnet wird, nur um es bei Wittekinds Taufe christlich weisz werden zu laszen, so ist dise Wendung offenbar eine fränkische Tendenzmythe, so schön sie auch erzält werden mag.*) — Auch in die Schilde andrer Sachsenlande, als der schon obengenannten, ist das Sonnenross, wenn auch einigermaszen verändert, übergegangen. Der goldene Hals eines Pferdes in rotem Felde ist das Wappen von Lauenburg, und im gleichen Schilde fürt Schleswig-Holstein für Dietmarschen auf silbernem, rennendem Pferde einen goldenen Harnischreiter.

Wie dise Wappenbilder, so erinnert an die Rossköpfe der Bauerhäuser eine weitverbreitete deutsche Sage, welche namentlich in Köln zu groszer Volkstümlichkeit gelangt ist. Dort, wie zu Dünkirchen, Havelte, Glückstadt, Danzig, Magdeburg, Torgau, Schweinfurt, Memmingen, Nürnberg und auch an andern Orten erzält man nämlich von der wunderbaren Auferstehung einer verstorben geglaubten Ehefrau, deren Gatte, als ihn die Nachricht trifft, ungläubig ausruft, dasz sein Rossegespann eher den hohen Söller besteigen, als sein abgeschidenes Weib aus ihrem Grabe wider heimkeren werde. Sogleich besteigen die Rosse den Söller des Hauses, die Frau ist wirklich auferstanden, und zum ewigen

*) Vergleiche „das weisze Sachsenross", Gedicht von Max von Oer.

Angedenken werden die Schimmel entweder ausgestopft oder künstlerisch dargestellt und schauen noch heute aus der Bodenlucke herab oder prangen in Relief über der Haustür.*) — Es dürfte nicht zufällig sein, dasz dise Sage nahezu gleiche Verbreitung hat mit den Pferdeköpfen der sächsischen Gibel, und schon aus disem Grunde ist es höchst warscheinlich, dasz jenes alte Kumbal auch an sächsischen Stadthäusern angebracht war, die sich ja ehedem onedis nur wenig von Dorfhütten unterschieden haben werden. Im Verlaufe der Zeit, als die stark gemischte Bevölkerung der Städte ihr eigenes Recht entwickelte, eigene Territorial-, ja Blutbann-Hoheit aufrichtete, da ging mit der Bedeutung des Stamm rechts für den Einzelnen auch die Bedeutung des Stamm zeichens verloren. Gedankenlos pflanzten sich an sächsischen Gebäuden die Rosshäupter fort; bald heftete sich die immer tätige Sage an ihre absonderliche Erscheinung; nur eines zufälligen Ereignisses bedurfte es, und die eben erzälte allbekannte Anekdote war fertig.**) Indes bedingt die weite Verbreitung jenes Märchens, die es kaum auf irgend welchen beliebigen Einzelvorfall zurückzufüren gestattet, vilmer auf eine ältere, gemeinschaftliche Grundlage deutet, doch wol noch tiefere Erklärung. Solche findet sich denn abermals in der Bedeutung der Schimmelköpfe als Abbild der Sonne, und es scheint eine alte Göttermythe zu sein, welche dem Stadtgeschichtchen zu Grunde ligt. — Der reiche Kaufherr oder Bürgermeister, der Kölner Patrizier von Aducht, steht an Stelle des Himmelgottes (Freyr); seines Weibes, der Erdgöttin (Gerda) Tod bezeichnet den Eintritt des Winters. Zu neuem Leben erwacht die abgestorbene Frau wenn die Schimmel über dem Hause vom Söller herabschauen, d. h. zu neuem Lenze verjüngt sich die Erde, wenn die höher gestiegene Sonne hell und warm das Zeichen zu der in jedem Jare wider wunderbaren Auferstehung gibt. (Petersen.)

Aus der hiemit erläuterten Sitte des Tierhauptaufsteckens deuten sich auch uralte Ortsnamen in Deutschland und Frank-

---

*) Poetisch behandelt wurde die Sage von Ziehnert.

**) In Hamburg ist das Ross zum *Einhorn* geworden, das bis vor kurzem noch als altertümliches Schnitzwerk an einem Hause an der Ecke des Nesses und des Brotschranges zu sehn war. Auch an dis Warzeichen knüpfte sich die Sage von der begrabenen und widerauferstandenen Ehefrau, zugleich aber auch eine andere zur Erklärung des fremden Tiers, welche die Söne jener Frau heranzieht, die, aus fernen Landen heimkerend, vor der Elbe Schiffbruch leiden, sich auf dem von ihnen mitgebrachten schwimmkundigen Einhorn ans Land retten und so das bodenbesteigende zweifellösende Wundertier in's Haus bringen.

reich: z. B. *Tierhaupten*, *Rosshaupten* u. s. w. (vergl. Teil I. die von „Ross“ und „Pferd“ abgeleiteten „Ortsnamen“), ebenso Localitäten, die unter lateinischer Bezeichnung in den Annalen erscheinen. Die „Gesta Abbatum Fontanellensium Cap. 6 de Arlauno sylva“ sagen: „Aliae vero terminationis fines sunt a termino It cinse de Valle Tabellis per illum lacum, qui vadit ad locum, qui nuncupatur Caput cabellinum, inde ad illam salsosam cisternam, quae dicitur Sarcosos etc.“ — Wachter ist der Ansicht, dasz der See und die Salzcisterne auf einen im Heidentum wichtigen Ort schlieszen laszen, zu dessen Schuz das Haupt des geopferten Rosses aufgesteckt worden und von disem der Name des Ortes hergenommen sei. — Ebenfalls einen geheimnisvollen Plaz heidnischer Vorzeit erwänt die „Vita S. Magni“. Sie berichtet: „Cumque venissent (nämlich Magnus und seine Begleiter) ad locum, qui vocatur Caput equi, jacebat ibi in quodam loco draco magnus, qui non permittebat ullum hominem per illam viam transire neque equum.“ Warscheinlich war dort ein Rosshaupt aufgehängt, um gegen den gefürchteten Drachen zu schüzen.

Anhang.

Wenn das Blenden der Sonne trozige, abweisende Eigenschaften auf das Rosshaupt übertragen liesz, die es zum Schuzmittel und Feldzeichen stempelten, so muste der alleserhellende, überall hindringende, weltüberschauende Blick des leuchtenden Sonnenauges, auf das Pferd bezogen, disem die Kraft verleihen, in's Verborgene und Zukünftige zu schauen, lichtscheue Taten „an den Tag zu bringen“ und allsehend zu richten. Deshalb begert Völundur, dasz Nidudur Eide leiste „bei Rossesbug und Schwertesspize“. Denn der Eid wird geleistet bei dem allschauenden und dem alldurchdringenden Principe, das Sonnenross und Schwert symbolisiren.*) (Vergl. hiemit unten: „Ross und Reiter im Recht“. Privatrecht. Der Eid.)

Die visionäre Kraft, ins Verborgene zu schauen, findet aber

*) Zu diser allen arischen Völkern gemeinschaftlichen Vorstellung hat mutmaszlich auch noch jener uralte Volksglauben beigesteuert, der den Pferden das Vermögen des zweiten Gesichts beilegt und der wol auf jenen allerdings oft wunderbaren Erscheinungen nervöser Erregbarkeit beruht, die sich der Physiologe nur als Folgen der überaus scharfen Sinneswarnemungen der Pferde erklärt. (Vergl. Teil I. Seite 73 f.)

ihren Ausdruck im War- und Weissagen. Es ist somit nur ein durchaus natürlicher Fortschritt, den Rossen auch die Gabe der Weissagung zuzuerkennen. Der geistige Inhalt diser, ebenfalls sämtlichen Indoeuropäern gemeinsamen Vorstellung knüpft also offenbar an das mythische Naturbild des Sonnenrosses an: die äuszere Form dagegen, das eigentliche Weissagen, das Reden der Pferde selbst, jene sich freilich mit Notwendigkeit ergebende Erweiterung der ursprünglichen Idee, entstammt aber wol andren Vorstellungen, nämlich den Naturbildern der Sturm- und Gewitterrosse. Bei der nächstfolgenden Besprechung diser Formen kommen wir daher auf das in Rede stehende Thema ausfürlicher zurück und weisen jezt nur darauf hin, wie sich schon bei diser Gelegenheit eine ser enge Verbindung gleichgestalteter, aber verschiedenen Reichen angehöriger Apotypome offenbart, eine Verbindung, die sich in der Schöpfung menschlich gedachter Götter zu völlig organischer Durchbildung erhebt.

Dis ist in groszen Zügen der Inhalt des Vorstellungskreises vom Sonnenrosse, welcher noch im späten Mittelalter so fest im Volke wurzelte, dasz man keineswegs anstand, auch dem der Sonne geheiligten Wochentage, dem Sonntage, sein Pferd zu geben. Auch ihn dachte man beritten, und so lautet es z. B. in einem altdeutschen Segen:

Grüsz dich Gott, du heiliger Sonntag!
Ich seh dich dort hervorkommen *reiten*.

Anhangsweise bleibt hier nur noch darauf hinzuweisen, dasz auszer Sonne und Mond auch noch andere Himmelskörper als Rosse oder reitend gedacht worden sind. — Das Auftreten des Pferdes als Sternbild haben wir schon Teil I. S. 225 erwänt. Die *nysäischen Rosse* scheinen ursprünglich nichts anderes zu bedeuten, als die den Pol (Nysa) umkreisenden Sternbilder. Die siben Rosse am Wagen der Sonne dürften auf die Planeten deuten, und auf indischen Bildwerken werden die siben Planeten (unter Einrechnung von Sonne und Mond) als ein Ross mit siben Köpfen abgebildet. Auch der Hundsstern wird im Zend-Avesta als *Taschtar* unter der Form des Rosses gedacht. Häufig aber stellte man sich Kometen und Meteore reitend vor. Campe singt: „Kein Meteor, der durch den Luftraum *reitet* und ihn mit Feuer überwallt," und Heine sagt: „Der grosze Komet, der heuer blutrot am nächtlichen Himmel *ritt*." — Ganz besonders glänzend

ist zumal die hiehergehörige Schilderung, welche Hebbel seinem König Etzel in den Mund legt:

> Ich ritt einmal das Ross, von dem dir nachts
> In dem gekrümmten funkelnden Kometen
> Am Himmel noch der Schweif entgegenblizt.
> Im Sturme trug es mich dahin; ich blies
> Die Throne um, zerschlug die Königreiche
> Und nam die Könige an Stricken mit.

2.

Wetter-Rosse.

Wolken-Rosse.

Wolken- und Sturm-Rosse! Noch heut ist Jedermann dise Vorstellung geläufig! In der herrlichen Sturmscene seines „Faust“ darf Lenau auf's sicherste unser Verständnis voraussezen, wenn er sagt:

Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
Hinsausend an den schlanken Graseshalmen,
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen dise Himmelsrosse rasend
Die grüne Mereshaide als Verwüster
Und wihern Sturm aus aufgeriszener Nüster,
Der Masten schlanke Halme niderblasend.

Und würdig reiht sich diser prächtigen Darstellung jene andere aus dem Gedichte „die Haideschenke“ an, wo Lenau ebenfalls den Wolkenzug unter dem Bilde einer Rossherde schildert:

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten,

Der Sturm, ein wackrer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Dasz sich die Herde tummle recht,
Des Blizes Geiszel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heisz,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide sank ihr Schweisz
In schweren Regentropfen.

Thom. Moore vergleicht in „Lalla Rookh“ die vom Winde getriebene Wolke mit der Mäne eines Geisterrosses. So ruft auch Heinrich Heine aus:

O könnt ich mit euch jagen
Auf dem Wolkenross
Durch die stürmische Nacht,
Ueber die rollende See
Zu den Sternen hinauf!

und in den Liedern des Grafen von Württemberg meint der mit einem Araberrosse um die Wette jagende Sturm:

Der Renner wäre wol
Für meine Wolkenrosse
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genosse!

Man sieht, ausgestorben ist die Vorstellung von Wolkenrossen bis heutzutage keineswegs; als Zeugen aber für ihr hohes Alter und ihre unmittelbare Verbindung mit reitenden und farenden Göttern füren wir vorzugsweise die nachstehenden Stellen aus Hymnen des „Rigveda“ an, von denen die erste an Parjanya, den Gewittergott der alten Inder, gerichtet ist.

Singe den starken mit disem Liede, preise Parjanya, anbetend verere ihn! — Wie ein Wagenlenker, der die Rosse mit der Geiszel anstachelt, treibst du die Regenboten her. Fernhin tönt das Gebrüll des Leu'n, wenn Parjanya den Himmel regenschwanger macht. — Brülle, donnere, gib Frucht! Umfliege uns auf deinem wasserbeladenen Wagen!

Und ebenfalls im Rigveda heiszt es von Indra:

O Maghavan! Furchtbar und herrlich sind deine Zügel, deine goldne Peitsche, dein Wagen und du selbst Catakruta!

Wie lebhaft erinnern dise Vedenhymnen an Psalm 104, 3: „Du färst auf den Wolken, wie auf einem Wagen und gehest auf den Fittigen des Windes.“*) Nicht minder weisen Psalm 18, 11 und Habak. 4, 8 engverwandte Bilder auf.

Aus den gegebenen Beispielen ersehn wir, dasz die Vorstellung der Gewitterwolke als Ross auf drei Punkten beruht, auf ihrer schnellen Bewegung, auf ihrer Gestalt und auf dem Donner der an den Hufschlag erinnert.

Faszen wir zunächst die **Bewegung der Wolken** in's Auge! *„Die Wolken jagen sich!“* Dise uns noch gegenwärtig, auch in der alltäglichen Rede durchaus geläufige Anschauung ist so natürlich, dasz auf sie eine der reichhaltigsten Mythen-Reihen zurückzufüren ist, welche die Völkergeschichte überhaupt aufzuweisen hat.

Der Entwicklungsgang dabei war folgender: Wol das heftigste Begeren, das der Mensch kannte, war der Geschlechtstrieb. Den wilden Ausdruck diser Naturgewalt glaubte man daher auch in den heftigsten Bewegungen der Atmosphäre wider zu erkennen. Die *„Windsbraut“* tanzte einher, der Sturm jagte ihr nach; und faste man die rossegestalteten Wolken ins Auge, so waren es natürlich göttliche Stuten, welche wihernden

---

*) Noch Opitz sagt mereremale von Gott: „er *reite* auf den Wolken des Himmels;“ und es tut disen Bildern keineswegs Eintrag, ja es bestätigt vilmer ihre Bedeutsamkeit, wenn wir hören, dasz die Araber ihre Wolken als Kamele zu bezeichnen lieben.

himmlischen Hengsten zu entfliehen strebten. Dise Auffaszung begegnet uns nun in der Tat bei allen Völkern und zu allen Zeiten.

Die heiligen Veden der Inder erzälen von der am Himmel gleich wilder Stute hinbrausendender Sturmwolke *Saranya*, zu der sich der Himmelsgott als Hengst gesellt.

Die Griechen berichten, wie der Donnerwolke *Demeter-Erinnys* der Sturmgott Poseidon nachjagte, wie jene sich, in eine Stute verwandelt, unter die arkadischen Herden des Onkos mischte, wie aber Poseidon sie entdeckte, sie als Hengst bezwang und mit ihr das Pferd *Arion* erzeugte, jenes hochberümte redende und weissagende Ross mit der meerblauen Mäne. — Derselbe Sturmgott Poseidon ist es aber, der im Lenzgewitter mit der *Gorgo Medusa* die Rosse *Chrysaor* und *Pegasos**) erzeugt und der als *Poseidon-Hippios* für den Schöpfer des Rosses und aller ritterlichen Künste galt, eine Auffaszung, die ihn später mit dem italischen *Neptunus*, der ursprünglich nur ein ländlicher Gott war, identifiziren liesz.

Grade bei disem Beispiel sieht man einmal recht deutlich, wie eine ursprünglich atmosphärische Mythe nach und nach ihren ganzen Karakter wechseln und rein irdischer Natur werden kann; und das ist im vorligenden Falle um so bemerkenswerter, als es den Hellenen keineswegs an Parallelmythen felte, welche die ursprüngliche Bedeutung erläutern und sichern konnten. So erzeugt Kronos mit der Philyra, einer Okeanide, der Tochter des Wassers, also mit einer Wolke, den Kentauren *Chiron*. Diser wird dann Vater der „schnellflieszenden“, bei Euripides nicht minder weise als Chiron selbst erscheinenden Okyrrhoë, die auch *Hippe* d. i. „Stute“, hiesz und als solche unter die Sterne versezt wurde, weil sie von Aeolus, dem Winde, schwanger ward und die Geheimnisze der Götter ausgeplaudert hatte. — Mit Chiron in Verbindung steht aber ferner ein ganzes Volk rossefüsziger Halbmenschen, die *Kentauren*, welche nach der griechischen Sage von Ixion gezeugt sein sollen und zwar ebenfalls mit einem Wolkenbilde (*Nephele*), das sich an Stelle der Hera und unter ihrer Gestalt in seine Arme schmiegte,

*) Es ist bezeichnend, dasz die *Medusa*, enthauptet, zugleich mit dem Pegasos, dem „equus Gorgoneus“, wie Ovid ihn nennt, auch den Bliz gebärt. (Vergl. unten „Blizrosse“.) Der *Pegasos* ist von den Gräko-Italern ursprünglich nicht als Flügelross gedacht. Eratosthenes wie Aratos wiszen nichts von Flügeln, welche erst spätere indische Einfürung zu sein scheinen.

wärend des Ixions Gattin wider der Umarmung des *wihernden Zeus* erlag.*)

Ueberall erkennt man klar das Spiel der Wolken und Winde in Verbindung mit den Rossen und begreift, warum die Griechen an Stelle der ebengenannten Götter auch gradezu **Winde** sezten und z. B. den Boreas mit einer Erinys (Donnerwolke) des Ares Pferde oder des Erichthonios Stuten zeugen lieszen, oder die unsterblichen Isabellenrosse Xanthos vom Zephyros und einer Harpyie (Sturmvogel) abstammend dachten. Darum hiesz auch Aeolus, der Gott der Winde, *Hippodates*; ja endlich war es ein Aberglaube des ganzen Altertums geworden, dasz der Westwind im Stande sei, wirkliche Stuten zu befruchten. Selbst wiszenschaftliche Schriftsteller der Alten, wie Plinius, Varro und Aelian sprechen hiervon in ernsthaftem Tone.**) Virgil singt in der „Georgica" III. 266:

*) Im Kampf der *Kentauren* mit den Lapithen werden erstere von ihrer Mutter Nephele durch Regengüsse unterstüzt. Heiszt dis nun deutlich: irdische Wasser werden durch himmlische neu gekräftigt, so ergeben sich die Kentauren so gut als die auch oftmals pferdegeschwänzten *Silene* als Dämonen rinnender Gewässer, wie denn auch einer von ihnen, *Nessos*, des Herakles Feind, von Hesiod gradezu als Fluszgott aufgefürt wird.

Die feindliche Stellung des Herakles sowol zu den Kentauren, als überhaupt zu den Repräsentanten des Wassers rürt von seiner solarischen Wanderung durch den Tierkreis her. Das Eintreten der Sonne in das Sternbild der Fische — bestimmt durch den Morgenaufgang des *Pferdes*, welches seinen Kopf auf den Wassermann legt — entspricht in der Mythe dem Kampf des Herakles mit dem Diomedes, dem Enkel des Flusses Peneios, den er nebst seinen menschenfreszenden Pferden: Lampos, Deinos, Xanthos und Podarges tötet. Wegen dises Siges über die verderblichen Ueberschwemmungsrosse hat der solare Herakles den Zunamen *Hippoktoeos* empfangen. Wegen der Besigung der Pferde der Orchomenier, die er mit den Schweifen zusammenband, hiesz er *Hippodetes*.

**) Von der Superstition dises dem klassischen Altertum angehörenden Glaubens in das deutsche Mittelalter gibt eine Stelle in der „Eneit" des Heinrich von Veldecke Zeugnis, in der es heist:

Ir ros waren lussam,
snel unde vile gut,
von einer slahte stut,
diu wont in deme mere...
die muder, die sie tragent,
die emphânt sie von dem winde
an des meres ende;
daz ist gûngen unverholen.
von den rossen und den volen
en kumet nimer deheim fruht.

Hervorragende Geltung haben hiehergehörige Vorstellungen jedoch weniger in der germanischen als in der orientalischen Fantasie gewonnen. Abd-el-Kader berichtete dem General Daumas auf dessen Anfrage bezüglich der arabischen Entstehungsgeschichte des Pferdes: „Bei uns gilt der Glaube, Gott habe das Ross aus dem Winde, wie den Menschen aus Erde gemacht. Darüber ist nicht zu

Siehe, gewaltig erhebt sich die rasende Liebe der Stuten . . . .
Ueber den Gargarus hin und den lauten Askanius fürt sie
Banges Gelüst; sie ersteigen die Höhn; sie durchschwimmen die Flüsse.
Stehn dann nach Westen gewendet auf zackigen Höhen des Berges,
Atmen die wehenden Lüfte, und one Bespringen des Hengstes
Füllt sie der schwängernde Wind in wunderbarer Begattung.

Solchem Reichtum hellenischer Mythe tritt auch die nordisch-deutsche Sage mit verwandten Gestaltungen gegenüber, die teilweise ser bedeutungsvoll und umfaszend sind. Zunächst ist es eine Erzälung der „Edda“. — Ein Rise gelobt den Asen, ihnen nur mit Hilfe seines Hengstes *Swadilfari*, d. i. „Eisfarer,“ eine feste Himmelsburg zu bauen, und verlangt zum Lon Freija nebst Sonne und Mond. Das heist: ein Repräsentant der rohen Naturgewalt erbietet sich, mit Hilfe des Nordsturms eine Wolkenburg aufzutürmen, deren Wetternacht Sonne und Mond, so wie die heitere Himmelshelle „Freija“ verschlingen wird. Die Götter gehn auf den Handel ein; aber wie die Burg der Vollendung nahe ist, graut ihnen vor dem ungeheuren Verlust. Da schafft der verschlagene Loki Rat. Er verwandelt sich in eine Stute. Sofort wird der Hengst *Swadilfari*, welcher dem Risen die gewaltigsten Baublöcke herbeigeschleppt, wild, er zerreist die Stricke, jagt der Stute nach, bespringt sie und erzeugt mit ihr Odhins Götterpferd, das Grauross Sleipnir. Auch diser ist also ein winderzeugtes Ross, und wie in den antiken Mythen jagt auch hier der Sturm eine Wolkenstute, oder eine Windsbraut, und die Wolkenburg stürzt ein, Sonne und Mond werden frei im Augenblick der Begattung jener einander nachstürmenden Gewitterwesen.*)

---

streiten. Mere Profeten verkünden: Als Gott das Pferd schaffen wollte, rief er dem *Südwinde*: „Ich will ein Geschöpf aus dir hervorgehen laszen! Verdichte dich!“ Und der Wind verdichtete sich. Der Engel Gabriel aber nam eine Hand dises verdichteten Stoffes und reichte sie dem Herrn dar, welcher daraus ein braunrotes Ross erschuf.“ — Von Mohammed wird erzält, dasz er, als mere Stämme Yemens ihm zum Zeichen der Unterwerfung Pferde gesandt, aus dem Zelte trat, die Stuten streichelte und mit den Worten begrüste: „Seid gesegnet *ihr Töchter des Windes!*“ Diser islamitischen Anschauung entspricht die Koran-Sage, dasz Salomo einen sanften starken Wind geritten habe, den ihm Gott einst als Belonung verliehen. Denn da der weise König einmal seine edelsten Rosse bis zur Stunde des Abendgebets getummelt, hatte er nicht erlauben wollen, dasz man sich die Zeit näme, sie in den Stall zu füren. Er überliesz sie sich selbst, damit die heilige Stunde nicht versäumt werde.

*) Ein merkwürdiges Gegenstück findet dise Eddaerzälung in der antiken Sage von den Aloiden, jenen dem Mer entsproszenen Titanen, welche dem Olymp Krieg erklärten und nur unter der Bedingung Fride machen wollten, dasz ihnen Juno und Diana überlaszen würden. Schon hatten sie den Ossa auf den Pelion getürmt und drohten den Himmel zu stürmen, als sich Diana in einen Hirsch verwandelte. Sie eilten ihr nach, aber vermochten sie nicht einzuholen und versäumten darüber den für die Olympier gefärlichsten Augenblick.

Zum eigentlichsten Mittelpunkt der Mythe wird aber dis Jagen von Sturm und Wolken in der groszen bis zum heutigen Tage noch im Volke lebendigen Sage von der wilden Jagd. Da indes dise Mythe sich ganz vorzugsweise an eine bestimmte Göttergestalt, an den Himmelskönig Wodan angeknüpft hat, so versparen wir ihre Besprechung bis dahin, wo wir disem herrlichen Reitergotte unsre besondere Aufmerksamkeit widmen werden.

Der Grummelkop.

Wenn wir bisher vorzugsweise die Bewegung der Wolken, ihr Stürmen und Jagen ins Auge gefast haben, so richten wir nun den Blick auf die Form der zusammengeballten Masse des heraufziehenden Gewitters, und da fällt uns eine einzelne voranziehende Wolke auf, wetterfal und schwer, die, wärend es schon anungsvoll grollt und donnert, immer höher am Himmel emporsteigt. Der Volksmund nennt dise Wolke einen *„Grummelkop“*; man erblickt in ihr ein im Wind und Donner schnaubendes*) oder grummelndes (murmelndes) Haupt, und zwar zunächst ein Rosshaupt. Nun aber tritt eine ser natürliche Ideenverbindung ein! Rosshäupter kannte man bereits vom Abbilde der Sonne her als allsehend, allwissend; hier nun erscheinen redende, murmelnde Rosshäupter. Was lag näher, als beide Vorstellungen zu mischen und mit den Rosshäuptern im Allgemeinen den Begriff des Allwiszenden, Weissagenden und Richtenden zu verbinden? Ein Vorgang, der um so natürlicher erscheint, als auch das Wesen der Wetterrosse an sich, selbst one die Parallelidee der Sonnenrosse, wol befähigt war, die Vorstellung von profezeienden, anenden Rossen herauszubilden. Denn *„anen“* ist dasselbe wie *„wittern“* (von *Wetter, Wind*) und stammt vom sanskritischen *an* d. h. „wehen“, wovon das lateinische *animus*, das sowohl Geist als Wind bedeutet. — Und so erscheint denn die **Vorstellung der profezeienden Rosse** bei allen indoeuropäischen Völkern.

Die indische Sage erzält: Einem Priestersone mit Namen

*) Wir erinnern an Bürgers:
„Der Tauwind kam vom Mittagsmer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht.“

Dadhyanc (der, wie Analogien erläutern, hier den Sonnengott Wischnu vertritt) lerte Indra die himmlische Weisheit und zwar mit dem Beding, dasz Dadhyanc den Kopf verlieren müsze, wenn er das Erlernte andern mitteile. Da hieben ihm die wiszbegirigen Sonnensöne, die *Acwinen* (d. h. wörtlich „Reiter"), Abbilder der beiden ersten Lichtstralen der Morgenfrühe*), von vornherein das Haupt ab und ersezten es durch einen Pferdekopf. Mit disem nun predigte Dadhyanc die göttliche Weisheit. — Wir erkennen den grummelnden Gewitterkopf, der die Geheimnisze des sonst stummen Himmels verrät. Zwar schlägt ihm nun Indra, wie bedingt, mit der blizenden Donneraxt das Haupt herunter, d. h. der Himmel reinigt sich unter Donner und Bliz von den Wetterwolken. Sogleich aber sezt das Zwillingspar der Acwinen dem Dadhyanc sein eigenes menschliches Sonnenhaupt wider auf, mit dem er fürderhin ungestraft die Geheimnisze Indras verkünden darf.

Dise Mythe legt mit seltener Deutlichkeit dar, in welcher Weise die Abbilder der Sonne und der Wolken sogar auf einem und demselben Rumpfe wechseln und die gleichen Rollen spielen können.**)

Tritt in diser indischen Sage die weissagerische Kraft des Rosshauptes in den Vordergrund, so knüpft sich an eine hieher gehörige hellenische Gestalt der Begriff des Richtens und Rächens. Schon oben sind wir der Demeter-Erinys, der Donnerwolke, als Mutter des Rosses begegnet. Bei Pausanias erfaren wir, dasz dise Göttin zu Phigalia in Arkadien gradezu mit Pferdehaupt und Mäne dargestellt wurde. Da nun dise arkadische Demeter ursprünglich die einzige Erinys ist, so erkennt man in ihrer Gestalt das Urbild jenes furchtbaren Furienchors, der demnach eigentlich als eine Schar drohender, blizeschwangerer Wetterwolken gedacht ist, die, in „wilder Jagd" einherbrausend, den Verbrecher verfolgen.

Arm an hiehergehörigen Beziehungen ist die eigentliche ger-

*) Dise Acwinen entsprechen vollkommen den rossebändigenden griechischen Dioskuren Kastor und Pollux, von denen namentlich ersterer unter dem Zunamen „Bändiger" als Patron der Rennbanen und Kampfspiele galt.

„Castor gaudet equis, avo prognatur eodum
Pugnis . . . ."

**) (Vergl. hiermit oben, Seite 248, das ebenfalls doppeldeutige Risenross *Gullfaxi*.)

manische **Mythologie**, desto reicher aber hat sich grade diser Vorstellungskreis in **Kultus**, **Aberglaube** und **Märchen** der Deutschen ausgebildet.

Zunächst war es die wirkliche **Stimme des Pferdes**, die als weissagerisch galt. Oeffentlich lauschte der Priester dem **Orakel** der Pferde, die dem Volke als Vertraute und Mitwiszer der Götter erschienen, wärend er selbst nur ihr Diener war. **Tacitus** berichtet: „proprium gentis, equorum quoque praesagia ac monitus experiri — hinnitusque ac fremitus observant". Man beobachtete also Wihern und Schnauben der Rosse, um Vorhersagungen und Weissagungen zu erlangen. — Aenlich sagt Saxo von den Rossen des slawischen Swantewit: „equum, qui maximus inter alios habetur et ut sacer ab his veneratur, perhinc quasi divinum augurantur". Auch hier erkennt man wider deutlich eine den stammverwandten Nationen gemeinschaftliche Auffaszung.

Da der Hengst ganz vorzugsweise dann **wihert**, wenn er den Trieb zur **Begattung** empfindet, Zeugungskraft und Lebensfülle dem Lichte aber ebenso eng verbunden sind, wie Unfruchtbarkeit der Finsternis und dem Tode, so muste auch aus solchen Gründen das mutige Gewiher als gutes Omen gelten. In welcher bedeutungsvollen reichen Mannigfaltigkeit der **Volksglaube** dise Anschauungen weitergebildet, bis in die Neuzeit bewart und zumal um die heilige Zeit der Zwölften gruppirt hat, werden wir ausfürlich an anderen Stellen besprechen.*)

Der Widerschein der alten heidnischen Ueberzeugung spiegelt sich aber auch im **Volksmärchen**:

In „**Ferenand getrü und Ferenand ungetrü**" empfängt der Held als Glückspfand von seinem geheimnisvollen Paten *„'n Perd, 'n Schümmel"* zum Geschenk. Und als er in groszer Not nicht aus noch ein weisz, da tröstet ihn das Pferd. Er will seinen Oren nicht trauen. *„Döst Du dat, min Schümmelken, kannst Du küren?"* (reden), so ruft der Staunende, und nun berichtet er dem Pferde: *„ik sull da und da hin un sull de Brut na den König halen, west Du nig, wie ik dat wol anfange?"* Und richtig, der Schimmel weisz es, sagt Alles voraus, und „Ferenand getrü" wird am Ende selbst ein glücklicher König.

---

*) (Vergl. unten: **Reitende Götter**. Wodan als Jargott. „Weihnachtswodan"; ferner: Wodan-Sleipnir. „Das Ross als Heilstier"; und endlich: **Ross und Reiter im Kultus**. „Das Ross im Kultus.")

Merkwürdiger und bedeutungsvoller ist das Märchen von „Falada", dem Pferde jener Königstochter, die auf der Reise zum künftigen Gemal gezwungen wird, ihrer bösen, gewalttätigen Kammerjungfer den Plaz als fürstliche Braut abzutreten, wärend sie selbst zur Gänsemagd ernidrigt wird. Und Falada, der das falsche Weib zu Hofe hat tragen müszen, wird auf der vor Verrat bangen Betrügerin Geheisz geköpft und sein Haupt ans Tor genagelt. Nun aber beginnt es zu reden. Wenn die ächte Braut des Morgens ihre Gänse durch's Tor treibt, so seufzt sie ihm zu: „*O du Falada, der du hangest!*" und der Kopf antwortet:

„*O Jungfer Königin, da du gangest,*
Wenn das deine Mutter wüste,
Ihr Herz tät ihr zerspringen!"

Durch dis Wechselgespräch wird endlich das Verbrechen entdeckt, und die böse Kammerjungfer wird von zwei weiszen Pferden zu Tode geschleift. — In disem Märchen stellt sich das Rosshaupt auf's deutlichste als warsagend und zugleich als rächend dar; und auch durch die Furcht, welche die Kammerfrau vor dem Falada hat, erinnert diser auf's entschidenste an die rossköpfige Demeter-Erinys.

In weniger phantastischer Weise, aber doch immer noch wunderbar genug, wird in der Lübeck'schen Volkssage von dem „Mädchen zu Rosse" das weisze Pferd Anlasz zur Entdeckung eines Mörders, indem der Schuldige, als jenes Ross, das er in der Mordnacht geritten, zufällig an ihm vorübergefürt wird, ausruft: „Ich hab dich wol eher gekannt, aber nun nicht mer!"

Und bis in die neuste Poesie hinein haben sich die Vorstellungen von den Erinyen-Rossen, wenn auch freilich unbewust und absichtslos, erhalten. So gibt es eine merkwürdige Analogie des Falada-Märchens. Grade wie sich in disem die Magd auf das Pferd der Herrin schwingt und nachher durch dasselbe Tier gerichtet wird, genau so geschieht es dem Knechte in Uhlands Ballade:

Die Rache.

Der Knecht hat erschlagen den edlen Herrn,
Der Knecht wäre selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erschlagen im dunklen Hain
Und den Leib versenkt in den tiefen Rhein,
Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herrn Ross sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück,
Da stuzet das Ross und bäumt sich zurück.
Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm, mit Fusz er rudert und ringt:
Der schwere Panzer ihn niderzwingt.*)

Uebrigens weissagten Rosse den Deutschen nicht nur durch die Stimme; auch die Art ihrer Bewegung war bedeutungsvoll, wie das schon in dem eben mitgeteilten Gedichte der Fall ist. Auch gegenwärtig wird noch geglaubt, dasz dem Reiter Unheil nahe, wenn sein Pferd stolpert, oder dasz sich etwas Ungewönliches begeben werde, wenn ein Ross wärend des Aufsizens scharrt, und im deutschen und slawischen Altertum sah man bei bevorstehendem Kriege oder änlichen groszen Ereignissen eine Vorbedeutung darin, ob heilige Pferde sicher über nebeneinander gelegte Lanzen schritten; es ist dis die Bedeutung des „Angangs"**), eine Vorstellung, die wider an die Wolkenrosse erinnert, welche über die Blizesspere dahinjagen.

Wer seine Zukunft kennen lernen will, der musz, österreichischem Brauch zufolge, in den Zwölften auf einen Kreuzweg gehen. Da sieht man ein weiszes Ross voraustraben; dem aber darf man ebensowenig folgen, als zurückzublicken gestattet ist; sondern grade vor sich hin schauend, musz man aus dem, was man erblickt, die Zukunft zu ergründen suchen. Sieht man das weisze, gewaltig trabende Pferd nicht, so erfärt man auch nichts Zukünftiges; man musz daher so lange hinausgehen, bis man das Ross an der Spize des Zuges erblickt, dessen Gestalten die Zukunft offenbaren.

Auszer der Bedeutsamkeit des „Angangs", welche auch wol disem österreichischen Brauch zu Grunde ligt, scheint man im Altertum der Richtung, nach welcher die Pferde die Oren spizten, eine besondere Aufmerksamkeit beim Orakel zugewandt zu haben.

Im Mittelalter treten widerholt weisende und zwar vorzugsweise blinde Pferde auf, welche den Gläubigen wichtige Stätten, namentlich solche zum Kirchenbau bestimmen.***) Wir

*) Eng verwandt ist auch die westfälische Sage vom „Trompetersprung", die F. W. v. Krane ser lebendig besungen hat.

**) (Näheres über den Glauben vom „Angang" vergl. unten: Ross und Reiter im religiösen Leben. „Das Ross im Kultus.") Dasz auch dem hellenischen Altertum änlicher Glaube nah gelegen habe, beweist der Umstand, dasz die Priester, welche die Eiche von Dodona bestiegen, um von dort aus Orakel zu erteilen, *Hippodes*, d. i. Rossfüszler, hieszen. Es scheint hier eine Vermenschlichung älterer Rossangangs-Orakel vorzuligen.

***) (Vergl. unten: „Ross und Reiter im religiösen Leben".) Wenn ganz ausnamsweise in einer Schweizersage die heilige Stätte zum Kirchenbau von Ochsen

berichten von der Fülle hiehergehöriger Sagen, deren wir bei Besprechung der Kultusverhältnisze eingehender gedenken werden, nur die folgende, weil sie sich durch einen besondern Nebenumstand auszeichnet: — Als die Friesen in der Gegend, wo Bonifazius den Märtyrertod gestorben, Kirche und Kloster bauen wollten, felte Trinkwasser. Lange hatte Abbo, der Gesandte Pipin's, nach einem Quell gesucht, um bei ihm den Grundstein zu legen, da sank plözlich das Pferd des ihn geleitenden Knaben mit einem Vorderfusz in den Boden und gleich darauf schosz ein mächtiger Stral klaren Wassers nach. Der gewünschte Ort war gefunden.*) — Hier tritt das weisende Ross zugleich als Quellengeber auf, eine Function, die wir sogleich näher ins Auge faszen werden.

Wasser-Rosse.

Wir haben die Erscheinung des Gewitters von dem ersten Heranjagen der Wolken bis zum massigen Ueberziehen des Himmels mit dem „Grummelkopf" an der Spize nunmer so weit verfolgt, dasz wir an dem Punkte angelangt sind, wo der Regen hereinbrechen musz. Und wenn wir bis hieher überall der Vorstellung der Wolkenrosse Rechnung tragen und eine bedeutende Reihe mythischer Gestalten durch sie erklärt sahen, so wird uns auch bei der Naturerscheinung des Regens, ja des bewegten Wassers überhaupt, das alte Bild nicht verlaszen. Fürt der „*Regen*" seinen Namen doch davon, dasz er sich *regt*, und die Beweglichkeit des Wassers ist für dis ebenso ser das entscheidende Kriterium in Sprache und Mythus, wie für das Ross, und schon hieraus erklärt sich ihre innige Verwandschaft.

Im Sanskrit heist das Pferd *Sri-Bhratri*, d. i. Bruder der Sri, der Göttin der Fruchtbarkeit, weil es gleich ihr aus den Wellen des Meres emporgestiegen sei: ein ser richtiges Bild für die Entstehung der Wolken.**) — „Wasserbeladen" wird auch in

gewiesen wird, so darf man um so mer vermuten, dasz dis auf einer Entstellung der ursprünglichen Mythe beruht, als es sich sogar ausdrücklich um die Kirche des Schuzheiligen der Rosse, St. Stephan, zu Matten im Fermeltale handelt.

*) In gleicher Weise entstand ein Brunnen beim Bau des Klosters „Maulbronn".

**) In der mohamadanischen Mythe verbinden sich das Ross der Fruchtbarkeit und das der grauen Regenwolke zu einer einzigen Gestalt in *Borek*, Mohamads silbergrauer Stute. Denn „unter deren Füszen empfing selbst der Wüstensand die Eigenschaft, Leben zu erzeugen, und verwandelte sich in Gold". — Kann man sich ein deutlicheres Bild der Fruchtbarkeit und Reichtum spendenden Regenwolke denken?

dem oben bereits angezogenen indischen Vedahymnus der Wagen der Parjanya genannt.

Im Zend-Avesta der Perser erscheint *Anahita*, die reine Göttin des überirdischen befruchtenden Wassers, mit vier weiszen Rossen.

Ein groszer Reichtum hiehergehöriger Formen tritt bei den Griechen auf. Es ist in hohem Grade bezeichnend, dasz ihnen Poseidon, der Mergott, als Schöpfer des Rosses gilt. Im Wettkampf edler Gaben mit der Athene spendet er das Ross, sie den Oelbaum. Unfraglich ist ursprünglich nicht ein wirkliches Pferd, sondern ein frischer Springquell gemeint*); die beiden Vorstellungen gingen aber den Griechen früh völlig ineinander auf. Und gleich der Welle, so identificirten sie bald mit dem Rosse auch das wellengeschaukelte Merschiff, wovon wir an anderer Stelle (Teil I, Seite 222) bezeichnende Beispiele beigebracht**); und wie Welle und Ross, Schiff und Ross, so verbanden sie in den mythisch-künstlerischen Gestalten ihrer „Hippocampen" auch Fisch und Ross zu einer einzigen Gestalt. Die *Hippocampen* sind Merpferde mit gebogenem Fischschwanz; der Name stammt von *χάμπή*, Biegung, Krümmung; *χαμπος*, Mertier, und *ἵππος*, Pferd. Sie sind Lieblinge der hellenischen Bildkunst: bald haben sie Rosshufe an den Vorderfüszen, bald sind dise floszenartig gespalten; bald sind sie ungeflügelt, bald erscheinen sie mit floszenartigen Fittigen: immer aber endet der Leib in den Fischschwanz, und immer bedenten sie die bewegte Welle, die emporspringend ihre weisze Schaummäne perlend schüttelt.

Ueber das wüste wogende Wasser
Weithin rollen die Donner
Und springen die weiszen Wellenrosse,
Die Boreas selber gezeugt
Mit des Erichthons reizenden Stuten.

*) Aufrecht steht der Beherrscher des Mers; mit dem länglichen Dreizack
Schlägt er das rauhe Gestein, und hervor aus klaffender Wunde
Springt das Ross . . .

So schildert Ovid den Vorgang. Dasz dem mit einem Stabe geschlagenen Felsen Wasser entspringt, ist ein Zug, der den Sagen viler Völker gemeinsam ist (man denke nur an Moses); dasz aber ein Ross aus dem Felsen springt, klingt allerdings befremdlich. Ovid braucht für Ross den Ausdruck *ferum*, den auch Virgil (Aeneide II, V. 51) für das hölzerne Pferd vor Troja anwendet. Dis hat manche Ausleger veranlast, statt *ferum* lieber *fretum*, d. i. Mer, Sprudel, Wasserstral, zu lesen — gewisz mit Unrecht; mythologisch aber sind *ferum* und *fretum* völlig identisch.

**) Dem Busen von Volo, „der Wige hellenischer Schiffart," schliest sich binnenwärts eine Ebene an, welche als Tummelplaz thessalischer Kentauern und als der Ort gilt, an dem die Reitkunst erfunden sei. So schlagen mythische Ideenassoziationen Wurzeln, die sich auch topographisch eng verschlingen.

Auf dem Kirchhof zu Bergkirchen an der Egge trafen einmal zwei Brüder in feindlichem Kampfe zusammen. Der eine erkannte den andern und rief ihm zu: „Ich bin dein Bruder!“ Der andere glaubte ihm nicht. Aber sein Pferd traf, als der Zweifelnde zum Kampf ansprengen wollte, den Stein mit dem Hufe; siehe da sprang ein Quell empor. Die Warheit war erwiesen und die glücklichen Brüder bauten zum Andenken Bergkirchen.

An denselben Ort Bergkirchen knüpft auch eine auf Wittekind bezogene Mythe von besonderer Schönheit an, die wir auszüglich in der Form folgen laszen, welche ihr Freiherr Georg von Vinke in seinen „Westfälischen Sagen“ gegeben hat:

Ein Reiter ziehet des Wegs entlang
Vom Tal hinauf an den grünen Hang;
Ins Weite schaut er ernstgemut,
Auf des Rosses Hals der Zügel ruht.
Und langsam schreitet das weisze Ross
Als ob's der Ernst des Reiters verdrosz.
Das ist der Sachse, der Wittekind,
Er wägt die Gedanken, forscht nnd sinnt:
„Wer weisz es recht, wer schlichtet den Zwist,
Sagt, welches der rechte Glaube ist? —
Sind stärker die Götter, die wir verert,
Ist's jener Gott, den der Franke lert? . . .
Ist er der rechte? Desz gebet mir,
Ihr Unsichtbaren, ein Zeichen hier!“
Still steht und scharrt sein Ross auf der Stell:
Aus dem Fels entspringt dem Huf ein Quell.
Vom Rosse wirft sich der Wittekind
Und trinket des Borns, der sprudelnd rinnt.
Des Zwistes ledig ist da der Mann:
Ein Christ zu werden gelobt er an . . .
So lang war stets im Sachsenpanier
Ein schwarzes Ross Feldzeichen und Zier.
Ein weiszes trat hiefür in die Stell,
Das gemant an den hufentsprungenen Quell.

Endlich klingt dise Mythe auch im Märchen nach, z. B. in dem „Von den beiden Wanderern“, wo ein Füllen den bedrohten Helden rettet, indem es durch seinen Hufschlag aus des Schloszhofs Boden einen Springquell lockt. Alles das sind vollständige deutsche Widerholungen der Pegasosidee und galten wie dise unmittelbar und zunächst der regenspendenden Donnerwolke.

Die Idee vom Himmelansteigen des verdunstenden Wassers konnte unsrer Sagenwelt, in welcher die Söne des Nebels, die Nibelungen, so hervorragende Rollen spielen, nicht fremd bleiben. Eine überaus deutliche Vertretung wird ihr in dem schwäbischen *Bachreiter*, welcher, in den Nebelmantel gehüllt, auf weiszem Rosse durch Wald und Wisentäler auf- und niderjagt, als ob er fliege. Und das Volk erzält von seinem Rosse,

er hole es morgens aus dem Mer, dem es vor Sonnenaufgang entsteige, dann fasze es der Reiter bei den Oren, size auf one Sattel und Zaum, leite es wohin er wolle; und vermöge er damit ebensowol in der Luft, als auf der Erde und im Wasser zu reiten. — Ein treffenderes Bild ist kaum zu denken!

Bei Amstetten in Nider-Oesterreich sehn die Bewoner zuweilen einen risigen Mann auf weiszem Rosse auf den Berg reiten, und das bedeutet allemal Regen.

Der Begriff schaummäniger Wellenrosse erscheint in deutscher Dichtung ebenso oft, als in antiker Mythe, und gern vergleichen mittelalterliche Poeten überhaupt das Ross mit der Welle. So heist es bei Konrad von Würzburg:

Des wilden meres unden (Fluten)
vor einem sturmwinde
ze stade nie sô swinde
geliefen noch gesluogen:
so balde sie do truogen
diu snellen ros zeinander.

Auch den Kentauern entsprechende Quelldämonen felen keineswegs in Deutschland: es sind männliche Nixe, die vorzugsweise beim Gewitter als apfelgraue, wetterfale Rosse am Meresstrande erscheinen und daran zu erkennen sind, dasz ihre Hufe verkert stehn, oder dasz ihre Unterkifer von Holz sind. Dis Verkertstehn der Hufe ist ein in vilen deutschen Sagen widerkerender Zug, den man freilich meist solarisch aufzufaszen hat, der jedoch, unter Hinblick auf die antike Mythe von Cacus, wol auch im atmosphärischen Sinne gedeutet werden kann. Den Rossen pflegt man bekanntlich umgekerte Hufeisen anzulegen, um jede Spur zu verwischen, jeden Verfolger irre zu leiten. Aenlicher Sinn dürfte daher in der Sage jenem atmosphärischen Symbole zuzusprechen sein, und zwar scheint es die Rückker der aus den Wassern aufgestiegenen Dünste als Tau zur Erde zu bedeuten und somit das geheimnisvolle Verschwinden vorher deutlich sichtbarer Dunst- und Nebelmassen auszusprechen.*) Dasz der Unterkifer der Wasserrosse hölzern gedacht wird, scheint ein Bild ihrer Unzämbarkeit zu sein. Man hat

*) Das Symbol der verkerten Hufeisen ist später auf eine Menge irdischer Reiter, namentlich auf Räuber, übertragen worden, wozu die oben näher zu schildernde räuberische und grausame Natur der Nixe bequemen Anlasz gab. Bei manchen solcher Räuber ist übrigens noch die Beziehung zum feuchten Element beibehalten worden. Wie anders als durch dunkle Erinnerung an den Nix wäre es sonst zu erklären, wenn der in Westfalen mit Karl dem Groszen kämpfende Urnd, der stets ein Pferd mit umgekerten Hufeisen reitet, ein „Seeräuber“ genannt wird? —

zwar den Nix (wie Bellerophon den Pegasos) mit einem künstlichen Zaum aus geweihter Erlenrinde gefangen, ihn mit Steinen gefüttert und mit ihm gepflügt; aber als der Zaum zufällig aufging, sprang der Neck wihernd in den See und zog die Egge mit sich in die Tiefe.

Solchen Bauern, die am Sonnabend, an welchem man altem Aberglauben nach kein Pferd anschirren soll, pflügten, haben sich wol auch gewaltige Hengste, die dem Wasser entstigen, selbst vor den Pflug gespannt und mit so übermäsziger, tötlicher Kraft gezogen, dasz die natürlichen Pferde erlagen. Oft stellen die Wassermänner auch den Pferden auf der Hutweide nach; sie erscheinen dann als graue Männchen, und wenn man ihnen die Tiere nicht gutwillig verkauft, so schwingen sie sich plözlich hinauf und jagen ins Wasser; ja bei Werna ligt ein Erdfall nebst einem Teiche, die „Kelle" genannt, woselbst oftmals Nixe auf weiszen Rossen erscheinen, welche sogar Menschen entfüren oder ins Wasser schleppen. In Böhmen heist der Nix gradezu *Hastrmann*, d. i. „Pferdemann", und man hört ihn zuweilen im Wasser wihern. Sein deutscher Name ist hier auch ins Czechische übergegangen, und die Kinder singen:

Hastrmann, tatrmann,
dei kuzi na buben,
mi ti budem bubnowati
as budes z wodi wen.

Das heist:

Hastrmann, Tatrmann,
gib die Haut her auf die Trommel,
wir werden dir trommeln,
Bis du aus dem Wasser herauskommst.

In Norwegen glaubt man vom Nixe, dasz er, wenn Sturm aufsteigt, sich als schwarzes Pferd mit ungeheuren Hufen auf dem Wasser ergehe. Ebenso kennen die Hochschotten den pferdegestalteten Wassergeist *Waterkelpje*, und auch in den Märchen von „Tausend und einer Nacht" erscheinen die wasserentstigenen Hengste. (75. Nacht.)

Dise weite Verbreitung der hiehergehörigen Formen läst es villeicht nicht allzu befremdlich erscheinen, wenn wir auch die eigentlichen *Kentauern* als ebensowol germanisch wie griechisch bezeichnen möchten. Ihre Gestalten erscheinen z. B. auf dem uralten Horne von Tondern. Dise deutschen „*Mannrosse*" scheinen übrigens geflügelt gedacht worden zu sein, ganz entsprechend der oben erläuterten Idee vom Himmelansteigen des Wassers. — Unter den Runenbildern der gothischen Goldgefäsze in Wien er-

scheinen solche cherubänliche Reittiere; besonders merkwürdig aber ist in Bezug auf sie ein Abenteuer in dem schönen altdeutschen Gedichte „Eggen Ausfart“, das in Ettmüllers trefflicher Uebertragung wie folgt lautet:

Gegen Mittag in der Wildnis kam ein Ungetüm ihm quer;
schnaubend fur es aus dem Westen über seinen Weg ihm her;
einem Rosse glich es unten, oben aber einem Mann;
seitwärts ragten ihm zwei Schwingen, wie kein Vogel je gewann.
Lindwurmflügeln glichen dise, fest mit Hornhaut überdeckt,
die von hier in gleichem Braunschwarz um den ganzen Leib sich streckt.
Einen Wurfger seine Rechte kreisend über'm Haupte schwang;
an der Seite hing ein Schwert ihm, spannenbreit und klafterlang.
Aus dem Mer emporgestigen war dereinst dis Ungetüm,
in die Wildnis hier verlockt' es dann sein eigner Ungestüm.
Hier nun warf es alle Tiere nider, die sein Grimm ersah;
auch so manchem künen Recken gleiches Leid von ihm geschah.
One Grusz mit wilder Grimmwut auf den Held den Ger es schosz,
dazu brüllt es, dasz der weite Wald ergoll, der sie beschlosz.
War so fest nicht Eggen Brünne, hätte nimmermer er traun
fürderhin gesucht nach Dietrich, den so gern er wollte schaun.
Da der Gerwurf ihm versagte, zog es flugs sein breites Schwert;
Mit der Kraft des Donners schlug es grimmig auf den Recken wert,
dasz das Feuer aus den Ringen loht' und er zu Boden sank:
nimmer tat in seinem Leben noch der Recke solchen Wank. —
Doch nicht lange lag der Kühne; neue Kraft ihm gab der Zorn,
und nun liesz sein Schwert erklingen er an seines Feindes Horn.
Hageldicht die Streiche fielen ihm auf Schultern, Haupt und Brust,
Denn mit jedem guten Schlage wuchs am Kampfwerk Eggen Lust.
Bald ringsum die Stücke fliegen, klein' und grosze sonder Zal.
Wer nach Wunderbeinen ginge, fände hier die schönste Wal;
denn nicht früher hemmte warlich Egge seines Schwertes Schlag,
als bis hier in tausend Trümmer dises grimme Mertier lag.

Die mitgeteilten mythologischen Beziehungen laszen erkennen, wie die Verbindung von Wasser und Rossen bei allen arischen Völkern besteht; und angesichts diser Beobachtung darf man schlieszlich wol auch auf eine etymologische Uebereinstimmung der beiden Begriffe hinweisen. Die meisten Wörter, welche „Pferd“ bedeuten, bezeichnen bekanntlich ursprünglich eine Bewegung; es ist daher ser begreiflich, dasz das schnellströmende Wasser und das flüchtige Ross in gemeinschaftlichen Benennungen zusammentrafen. Tatsächlich sind denn auch das (von Fick aufgestellte) altindogermanische: *akva* = „Ross“ und *akvâ* = „Wasser“, beide von *ak* = „eilen“ stammend, ein und dasselbe Wort; und das sanskritische: *apa*, das lateinische: *aqua*, *aequor* d. i. „Mer“, das deutsche: *aha* oder *ach*, welche sämmtlich „Wasser“ bedeuten, sind durchaus Eins mit den pferdebedeutenden Wörtern: sanskritisch: *açvas*, lateinisch: *equus*, altsächsisch: *ech*. — Das lateinische *mannus* = „Pferd“ steht zusammen mit *manare* = „fließen“. — *Ross* dürfte

mit *rieseln* zusammenhangen, wie „Floss“ mit „flieszen“, „Schoss“ mit „schieszen“, ja seine Verbindung mit den Bezeichnungen des Flüssigen ist villeicht noch tifer zu suchen. Denn „*ur*“ und „*or*“ sind uralte, jeden *Ur*sprung bezeichnende Wörter, welche vilen Sprachen zur *Quell*bezeichnung dienten. Das lateinische *orire* = „entstehen“ gehört zu diser Wurzel, und es ist nicht unwarscheinlich, dasz auch das altdeutsche *ors* hier anknüpft, welches in ser vilen Lokalitätsbezeichnungen auf Wasser deutet und somit als eine gemeinschaftliche Bezeichnung für Quelle und Ross erscheint. — Das lateinische Wort für Tau, der, wie wir oben sahen, von der Mäne des Nachtrosses trieft, ist: *ros*, und dieselbe Bedeutung hat nicht nur das provenzalische *ros*, das portugiesische *rocis*, sondern auch das slawische *rossa*. *Ross* nannten die Litauer heilige Ströme; auch der Njemen fürte ehedem disen Namen. — Das keltische Wort *buel* für Wasser, lateinisch: *palus*, deutsch: *Pful*, englisch: *pool*, tritt uns villeicht in der Bezeichnung des *Folens* entgegen. — Irisch: *feor*, bretonisch: *beradur* bedeuten das Flüssige, Strömende, speziell das Wasser, und wir haben beim Beginn des ersten Teiles diser Abhandlung gesehn, wie man auf dise Wurzel das keltisch-lateinische *vehorheda*, das deutsche *Pferd* zurückzufüren gesucht hat; grade wie andre Keltologen auch *Märhe* auf das Wasser beziehn, indem dieselben zunächst an die Bezeichnung der sumpfigen Weide: *Marsch, Moor, marais,* und in weiterem Sinne an das gälische *mara* = Mer erinnern. Dasz Wörter wie: *Renner* und *rinnen* zusammenhangen, ligt auf der Hand. In der antiken Dichtung ist von merkwürdiger Durchsichtigkeit in diser Beziehung der Name einer Nebengestalt des Poseidon, nämlich des rosseberümten troischen *Rhesos*. Denn diser Name bedeutet gradezu den „Rinnenden“ (Ῥῆσος v. ῥέω), und darum füren auch zwei Flüsse disen Namen: einer in Troas (Iliad. 12, 20), ein andrer in Bythinien. — Doch genug! Mer wie Anknüpfungen können und sollen hier nicht geboten werden, und als solche werden die gegebenen Hindeutungen genügen.

Bliz- und Donner-Rosse.

Mit den Wolken-, Regen- und Wasserrossen sind die Erscheinungen des Gewitters noch nicht völlig erledigt, denn:

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke one Wal
Zuckt der Stral.

Und so bleiben uns schlieszlich noch die Erscheinungen von Donner und Bliz in ihrer Beziehung auf das Ross abschlieszend und kürzlich zu besprechen.

Dise Beziehungen sind ser einfacher und klarer Natur. Bei allen Völkern vernam man im Getöse des Donners den Hufschlag göttlicher Rosse oder das Rollen göttlicher Wagen. Den Griechen erschien die *βροντή* (der Donner) als *ὄχημα τοῦ Διός* (als Faren der Gottheit). Bei Euripides*) trägt Pegasos (also das Sinnbild der Donnerwolke), an des Zeus Wagen gespannt, den Bliz. Er also ist das klassische Donnerross par excellence. Nicht umsonst nennt Homer die Pferde des Zeus wie des Poseidon „erzhufige“, und Horaz singt:

Siehe, Diespiter,
Der Wolkennacht mit zuckender Flamme sonst
Zerspaltet, trieb durch klaren Aether
Donnernde Ross' und den Flügelwagen.

Der germanische Volksglaube dachte sich den Gewittergott Thor zu Wagen farend. Die Schweden sagen vom Donner: „*godgubben åker*“, der gute Alte färt. Der in ganz Schweden übliche Ausdruck *åska*, d. i. Bliz, ist als *åsikkia*, Faren des Gottes (ås), zu verstehn. Altnordisch heist daher auch das Gewitter *reidarthruma* (Wagendonner), angelsächsisch: *thunarrad* (Donnerswagen), norwegisch: *Thorsreia*. — Ganz ebenso faszen aber auch die entferntest stehenden Völker den Donner auf. *Hung-lui*, d. i. Wagenrasseldonner, nennen ihn die Mandschuh-Chinesen; und die altaischen Tataren sagen von ihrem Himmelsgotte: „Wenn er ausreitet, verursacht das Drönen der Hufe seiner vilen Rosse den Donner, die Funken des Hufes den Bliz.“ — Gradeso heist es in der deutschen Oberpfalz vom Bliz: „Die Rosse,

*) Nach dem Zeugnis des Scholiasten des Aristophanes (Frieden 2. 75) in der verloren gegangenen Tragödie „Bellerophon“. — Jean Paul nennt den Vesuv, die Stätte also, wo Vulkan der antiken Sage zufolge die Blize schmidet, den „Stall der unaufhörlich polternden Donnerrosse“.

welche Unsre Liebe Frau am Himmel spazieren faren, schlagen mit ihren Hufen an einen Stein". — Dise allgemeine natürliche Vorstellung beweist dadurch ihr Heimatsrecht auch in Deutschland. Das Wort *Donnergalop* ist nahezu in die alltägliche Sprache übergegangen, und die Dichter brauchen es sämmtlich. Bürger singt vom „Donnergalopschlag des Hufs" und Rückert spricht in seinem „Festliede" von Gott als dem „Herrn mit den blizenden Speren und den donnernden Rossen".*)

Aber auch unter dem Bilde des Blizes wird das Ross gedacht und, zumal der Schnelligkeit wegen, oft mit ihm verglichen. So heist es in der Beschreibung des Turnier von Nantes: „gelich zwein donderspfilen gesnurret komen sie do her", und:

er kam durch sie geschozzen
mit snelleklicher ile,
gelich dem donderpfile,
der schieszen kan durch einen baum.

Nicht minder erscheinen im Märchen Rosse, welche *Bliz* heiszen und gewisz auch ursprünglich den Bliz bedeuten, weil sie ihren Reiter wie Pegasus durch die Lüfte tragen. Schon des iranischen Rustems Ross hiesz *Reksch*, d. i. Bliz.

*) Im Hebräischen bezeichnet ein und dasselbe Wort „Rossmann" und „Donner"; daher Luthers wunderliche Uebersezung von Hiob 39, 9.

3.

Elementen - Rosse.

Wenn wir auf die Reihe der bisher betrachteten Typen zurückblicken, so erscheint villeicht die Anordnung, der zufolge wir die Gesammtmasse mythischer Rossegestalten in Sonnenrosse und Wetterrosse eingeteilt haben, einigermaszen willkürlich. Und in gewissem Sinne ist sie das auch, wie jede Systematisirung organischer Entwicklungsreihen. Faszen wir die „Sonnenrosse“ ins Auge, so müszen wir gestehn, dasz sie durch die Idee von „Sternenrossen“ sich kosmischen Anschauungen nähern, durch die Vorstellung von „Tagesrossen“ aber dem Begriffe des leuchtenden Aethermers verwandt erscheinen, wärend ihnen andererseits in den „Blizrossen“ das Element des Feuers nahe tritt. Der Begriff des bewegten Aethers nähert sich aber wider dem der Luft, wie er in den „Sturmrossen“ als einer Unterabteilung unsrer Wetterrosse so scharf ausgeprägt ist. Nicht minder deutlich hat sich der Typus der „Wasserrosse“ in Regen, Mereswogen und Quellen vor uns ausgesprochen. Entfernter freilich steht der Gedanke an „Erdrosse“; aber auch für ihn, der eigentlich der Idee der Schnelligkeit, welche man durch das Ross zu symbolisiren sucht, gänzlich widerspricht, felt es doch nicht ganz an Analogien, wie wir denn weiter unten einem Pferde begegnen werden, dessen Hufschlag nicht Quellen, sondern Stufen edlen Metalls in Felsen bloslegt, indes andere Rosse in dem Innersten der Berge einen Auferstehungstag erwarten. — Bedenkt man nun, dasz die Veden im Rosse ein Abbild des gesammten Kosmos erblickten, dasz sein Auge ihnen die Sonne, sein Odem die belebende Luft, sein Körper das Jar, sein Fleisch die Wolke, seine Mäne die Vegetation, sein Rücken das Paradies, seine Knochen die Fixsterne, sein Schäumen den Donner, sein Wihern die Sprache, seine Adern das Mer in orientalisch-hyperbolischen Bildern darstellte, so hätten wir füglich eine Construction des gesammten Weltganzen in typischen Rossformen versuchen können. Wir hätten namentlich statt der innegehaltenen Einteilung ser gut auch eine Anordnung nach den vier Elementen geben können, welche ja

so gern mit den vier Hauptfarben des Pferdes und den vier Temperamenten verglichen werden*); und dasz eine solche Einteilung auch den Vorstellungen alter Denker wol entspräche, beweist unter andern die Kosmologie der vierundzwanzigsten Rede des Dio Chrysostomus, jenes wunderbaren griechischen Rhetors des ersten Jarhunderts nach Christo, der in gewiszer Weise wie der Vorläufer der Gnostiker zu betrachten ist. Als karakteristisch für eine solche allegorisirende Weltanschauung und gleichzeitig als Abschlusz des von uns gemusterten Vorstellungskreises laszen wir die Hauptzüge dises Systems, das auf altparsischer Grundlage zu ruhen scheint, hier folgen:

Dio stellt jedes der vier Elemente durch ein Ross vor, das zugleich eine bestimmte Sphäre seines Kosmos versinnbildlicht. Das erste Pferd gehört dem *Element des Aetherfeuers* (Jupiter); es steht an der obersten Stelle der Elementenordnung. Dis schnellste aller Rosse ist geflügelt; der Kreis, den sein Weg beschreibt, umfast alle übrigen; es glänzt vom reinsten Lichte; an seinem Bug trägt es die Bilder der Sonne, des Mondes und aller Gestirne, und es ist das von Gott am meisten geliebte.

Das zweite Ross, einen inneren Kreis beschreibend, ist das der *Luft* (Juno). Weniger stark und geschwind, ist es auch schwarz von Natur; aber der der Sonne ausgesezte Teil leuchtet und glänzt, wärend der im Schatten bleibende in nächtlichem Dunkel verharrt.

Abermals schwerer und langsamer im Gang, beschreibt das dritte Ross, das des *Wassers* (Neptun), einen noch engeren Kreis.

Alle drei aber bewegen sich um das vierte Pferd, um das der *Erde* (Vesta). Dis knirscht, unbeweglich feststehend, unmutig in den Zügel.

Dise vier Rosse lebten lange Zeit, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Temperaments, in gutem Vernemen miteinander, d. h. die Welt erhält sich durch die Harmonie ihrer Elemente.

Nach jarhundertelangen Umkreisungen aber fiel der starke und heisze Hauch des Aetherfeuerrosses auf die andren und verbrannte namentlich dem Erdpferde die Mäne und allen Schmuck, auf den es stolz war. Dis ist also ein Erdbrand, wie ihn ser änlich die hellenische Mythe vom Phaëton erzält.

Nach dem Verlaufe neuer Zeitfristen bedeckte sich das Pferd des Neptun, indem es sich zu ungewönlicher Geschwindigkeit aufstachelte, dergestalt mit Schweisz, dasz es das Erdross überschwemmte: ein Bild der Sinflut.

Endlich brausen die vier Rosse, aus ihren Banen brechend, im Wettsturm einher; da aber das Pferd Jupiters das gewaltigste ist, so besigt es die andern; sie schmelzen vor seinem Odem dahin und lösen sich in sein Element auf. Doch aus diser Gleichartigkeit des Wesens wird sich eine beszere Weltbildung erzeugen, indem das Aetherross seine Genoszen aufs neue, aber kräftiger, edler und stärker wiedergebären wird. — **)

Es musz uns wunderbar berüren und einen eigentümlichen Begriff von der Gleichmäszigkeit der menschlichen Vorstellungen

---

*) (Vergl. Teil I, S. 44.)

**) Man vergleiche hiemit die griechische *Vorstellung von der groszen kosmischen dreigestaltigen Diana*, welche mit einem Frauenkopfe Göttin des Himmels, mit einem Hundekopfe Göttin der kerberosbewachten Unterwelt, mit einem Pferdekopfe Göttin der Erde war, als deren Repräsentant also hier das Ross erscheint: eine Bestätigung der oben angedeuteten Möglichkeit der Idee von „Erdrossen“.

erwecken, wenn man sich angesichts diser Darstellung des Chrysostomus eines Rückertschen Ghasels, aus den pantheistischen Gedichten des Dschelaleddi-Rumi erinnert, in dem es heist:

Vier widerspänst'ge Tiere ziehn den Weltenwagen;
Du zügelst sie; sie sind an deinen Zäumen Eines.
Luft, Feuer, Erd und Wasser sind in Eins geschmolzen
In deiner Furcht, dasz dir nicht wagt zu bäumen Eines!

und noch erhabener und auf rein psychisches Gebiet überfürend ist eine Stelle im „Phädros" des Platon, welche die zwei Grundrichtungen der menschlichen Begabung unter dem Bilde zweier Rosse faszt. Ursprünglich habe die Seele in Gestalt einer vom Wagenlenker geleiteten Biga in Gemeinschaft der Götter alle Ideen rein und unberürt vom Werden angeschaut. Aber durch die Schwäche und Vergeszlichkeit eines jener Rosse wurde sie herabgedrückt und fiel in Verkörperung.

Wir schlieszen hiemit die Betrachtung der typischen Formen. Gegenüber den Einzelgestalten reitender Götter und ihrer Rosse, denen wir uns nunmer zuwenden, werden wir erkennen, wie die bisher auseinander gehaltenen Typen von Sonnen-, Wetter- oder Elementenrossen mit ihren besonderen Unterabteilungen sich zu bestimmten Individualitäten mischen und verschmelzen.

Gisl und *Falhofnir*, *Gulltopp* und *Lettfeti*.
Dise Rosse reiten die Asen
Täglich, wenn sie reiten, Gericht zu halten
Bei der Esche Yggdrasils.

Zu den hier genannten zehn Rossen kommt nun noch als das elfte und vornemste *Wodans* herrlicher *Sleipnir*. Der zwölfte der Asen dagegen, der mächtige Donnerer, *Donar* (*Thor*) der Ströme-Water, ist der einzige unberittene. Er wandelt entweder zu Fusz, oder färt auf einem von Böcken gezogenen Wagen.*) Sonst aber sind die Asen, sobald sie ihre Size verlaszen, fast immer zu Rosse. — Wir wenden uns nun der Betrachtung der für „Ross und Reiter" wichtigsten germanischen Götter zu und beginnen mit der gewaltigen und unvergleichlich vilseitigen Erscheinung Wodans.

*) Geringe Spuren deuten freilich an, dasz auch Thor einst wie alle andren Götter des Rosses mächtig war. *Biörn*, eine Hypostase (Ablösung) Thors war nach Saxo im Besize eines Rosses, auf welchem er „mit Schnelligkeit Ströme durchwatete". — „Strömedurchwater" ist aber einer der beliebtesten Beinamen Thors. Biörns Ross scheint auch „Skaldskaparm" K. 58 zu kennen, denn hier wird unter den Götterrossen aufgefürt: „Biörn reid *Blakki*".

1.
Wodan.

Wir lesen im zweiten Capitel des zweiten Buchs Mose: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenklosz und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase und also ward der Mensch eine lebendige Sele." Mit Ein und demselben Worte: *„atasa"* bezeichnen die heiligen Veda-Hymnen der Inder zugleich „Sele" und „Wind"; *„animus"* bedeutet den Lateinern sowol „Sele" als „Hauch;" *Wittern* und *Anen* sind noch uns Deutschen engverwandte Begriffe.*) — Semiten und Arier also, die beiden groszen, alle Cultur tragenden Hauptstämme der Menschheit, stimmen überein in der uralten und so natürlichen Vorstellung, dasz Luft und Leben, Odem und Sele ein und dasselbe seien. Mit dem lezten Atemzuge scheinen wir ja beides zu verhauchen. Die nimmer versigende Quelle aber, aus welcher wir eben bis zum Tode den Hauch göttlichen Lebens trinken, das ist der allumflieszende, unergründlich tiefe, weltumspannende Aether.

Darum singt Hölderlin ebenso schön als war:

Treu und freundlich wie Du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Fasztest Du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen. —
Nicht von irdischer Kraft gedeihen einzig die Wesen;
Aber Du nährest sie all' mit Deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus Deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.

Wenn so innig und kindlich ein moderner, von der Religion und Filosofie langer Jarhunderte erzogener Dichter das Element der Luft vererend grüst, wie gewaltig muste es da den unentwickelten Naturmenschen zur Anbetung des heiligen Aethers manen. Denn die Luft, welche geatmet das Leben seines Geistes närt und auszumachen scheint, musz sie nicht der ursprünglichen Gottesvererung das Göttliche selbst sein, und bieten sich nicht

*) (Vergl. oben S. 269.)

ihr Allumfaszen, ihr Allesdurchdringen, ihre Grenzenlosigkeit unwillkürlich dar als die sinnlichen Attribute auch einer schon hoch entwickelten Gottesvorstellung?! So ist durchaus verständlich, dasz die Luft als eine Gottheit erschien. —

Dazu kam aber noch ein anderes Moment. Jenes „Sele“ und „Luft“ bezeichnende Sanskritwort atasa bedeutet eigentlich: „der Eilende“ d. h. der sich rastlos bewegende Hauch. Auch dise Ideenverbindung ist eine uralte und allgemeine. Wo wir Leben erkennen, da erkennen wir auch Bewegung; wo Bewegung ist, da vermutete deshalb der natürliche Mensch sogleich auch Leben, ja er sezte es mit Bestimmtheit voraus. Nun gibt es aber nichts Beweglicheres als die Luft, die, in so unendlicher Mannigfaltigkeit vom holden warmen Hauch einer liebeflüsternden Menschenlippe bis zu der entsezlichsten Erschütterung jäher Donnerschläge, vom lauen Hyazinthen-umsäuselnden Frühlingszephyr bis zum fürchterlich brausenden Herbstorkan jedesmal eine andere und doch immer und immer wider dieselbe ist.

Also auch nach diser Seite der Bewegung hin stellt sich die Luft recht eigentlich als die vollkommenste Erscheinungsart des Lebens — und der Gottheit dar. Denn abhängig von ihrem Wehen und Wesen treten dem Menschen die ihn zu allernächst berürenden Naturerscheinungen entgegen. Es ist der Wind, welcher die Scharen regenspendender, segnender Wolken zu uns her treibt, der Wind, welcher die lastende, trübe Nebeldecke zerreist, so dasz das himmelsblaue Auge wider lacht; der Wind ist's, der mit unheimlicher Schnelle des Gewitters dunkle Wolkenburg am Himmel baut; es ist der Sturm, der in nächtlichem Wüten zur Tag- und Nachtgleiche über die Erde braust und den Lenz emporfürt oder den Sommer zu Grabe trägt;

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhle.
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen . . . .
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind! —

Dachte man aber einmal die bewegte Luft als Gottheit, so war es ganz dem Sinne kindlicher Naturmenschen angemeszen, wenn man vor Allem die gewaltigste, die furchtbarste Gestaltung derselben, also den Sturm, zum Gegenstande mythenbildender Verehrung machte. Denn alle Gottesfurcht, alle Erfurcht geht ja, wie dis schon im Worte ligt, zuerst von der wirklichen Furcht aus. Und so ist denn ser begreiflich, dasz die vornemste,

die am reichsten entwickelte Göttergestalt des altdeutschen Glaubens ursprünglich ein Sturmgott ist.

Indesz keineswegs bildet die Fantasie eines jugendlichen mit erfurchtsvollem Schauer in die Welt hinausspähenden und hinauslauschenden Volksgemüts von vornherein menschlich geformte, menschlich empfindende Göttergestalten; vilmer treten die Personificationen der Naturerscheinungen fast immer zuerst unter der Form von Tiergestalten auf. Ein ungeheurer Wolf schien der heulende Wind, vor dem die Herde weiszer Wolken eilig flieht; oder man glaubte im Sturme Flug und Krächzen schwarzer Raben, oder eines weltüberfliegenden Adlers Flügelschlag zu vernemen, wie ja noch Lenau singt:

> Drauszen schlägt der Nachtgesell
> Sturm sein brausendes Gefieder.

Bei weitem am häufigsten aber dachten die Deutschen Sturm und Wind unter der Form des Rosses, eine Anschauung, die noch jezt so geläufig ist, dasz die Dichter sie mit groszer Vorliebe gebrauchen, und z. B. der eben schon angefürte Lenau in der herrlichen Sturmscene seines Faust sicherlich auf unser volles Verständnis rechnen kann, wenn er singt:

> Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
> Hinsausend an den schlanken Graseshalmen
> Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen
> Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
> So fliegen auch die Himmelsrosse rasend
> Durch grüne Meereshaiden als Verwüster
> Und wihern Sturm aus aufgeriszner Nüster,
> Der Masten schlanke Halme niederblasend!

Auch als die Stufe des Theriomorphismus, (der Anschauung von Naturerscheinungen unter dem Bilde der Tiere) verlaszen, und die höhere Stufe des Antropomorphismus erstiegen wurde, d. h. als man anfing, die Erscheinungen im Bilde menschlich gestalteter Gottheiten aufzufaszen, da blieben jene Tierbilder doch noch als Attribute der neuen Gottheiten zurück, und der deutsche Sturmgott Wodan erscheint deshalb im Geleit von Wölfen und Raben, ja wol gar selbst mit einem Adlerkopf, stets aber, und dis ist ein durchaus karakteristischer Zug, zu Rosse, als ein reitender Gott. — Und wenn uns ja überhaupt „Ross und Reiter“ gewiszermaszen als ein Wesen erscheinen, so ist dies bei Wodan und seinem Rosse Sleipnir im höchsten Masze der Fall; denn beide bezeichnen und bedeuten ursprünglich wirklich ein und dasselbe Naturprincip.*) — Milchweisz ist

*) (Vergl. weiter unten „*Wodan-Sleipnir*“.)

dis wunderbare Ross, Feuer sprüht ihm aus den Nüstern, und die nordische Mythe erkennt ihm sogar acht Füsze zu, sowol um seine ungeheure Schnelligkeit auszudrücken, als um die acht Hauptrichtungen der Windrose zu symbolisiren. Auf seinem Rücken trägt es den hohen gewaltigen Reiter, um dessen Schultern sich stets ein langwallender Mantel schmigt, und dessen Haupt selten ein Helm, fast immer aber ein groszer breitkrämpiger Hut bedeckt. Hut und Mantel aber sind wie das Ross Natursymbole, es sind Abbilder der bedeckenden und umhüllenden Wolkenmassen, als welche sie beide in unsren Märchen als Nebelkappe und Wunschmantel noch heute grosze Rollen spielen. So ganz und gar gehörten sie zur wesentlichen Erscheinung Wodans, dasz sogar merere seiner Beinamen von ihnen hergenommen sind. Nach dem Hut nannten die Skandinaven ihn *Odhinn-Hőthr*, d. h. Odhinn-Hutträger; nach dem Mantel nennen die Westfalen ihn *Hackelbärend* d. h. Mantelträger; und wie er im Norden den Beinamen „*Hrossharsgrani*“ d. i. des „Rossbärtigen“ trägt, ein Name, der darauf hindeutet, dasz Odhinn selbst einmal als Ross gedacht worden sein musz, so ist auch im deutschen Märchen vom „*König Drosselbart*“ (d. i. „Hrosselbart“) dise Auffassung des Gottes unschwer wider zu erkennen.

Bedeutungsvoller und weit ausschauender ist jedoch der eigentliche Name des germanischen Sturmgottes. Derselbe lautet hochdeutsch: *Wuotan*, niderdeutsch, wie wir ihn schon angewendet: *Wodan*, nordisch: *Odhinn*. Das Wort ist stammverwandt mit „*Wut*“ und bedeutet den stürmisch Einherbrausenden. Das althochdeutsche: „*wuoti*“ bezeichnete nämlich nicht wie unser heutiges Wort „Wut“ eine onmächtige Leidenschaft, sondern jedes unwiderstehliche Vorwärtsdringen*), zunächst in der Welt der Körper, dann aber auch in der des Geistes. Es ist also eine durchaus treffende Bezeichnung nicht nur des Sturmgottes, sondern auch jenes vorher geschilderten, dem „Heiligen Vater Aether“ und dem groszen weltumfassenden Element der Luft entsprechenden göttlichen Princips.

Dis Princip, welches den Gott der bewegten Luft unmittelbar und durchaus ungezwungen in die Sphäre eines Himmelsgottes erhebt, fürte denn auch ganz naturgemäsz dahin, den

*) Vergl. althochdeutsch: *watan*, mittelhochdeutsch: *waten*, sovil wie gehen, dringen, *waten* (hievon die *Wade*), italienisch: *guadare*, provençalisch: *guazar*, französisch: *guéer*. Vergl. endlich auch das französische *va—t—en*

Jaresgott in ihm zu erblicken; denn die Erscheinungen des Himmels bedingen ja, wie wir schon angedeutet, vornemlich auch durch den wechselnden Wind, die Jareszeiten.

Wodan hat freilich noch eine Reihe anderer göttlicher Vorsteherschaften übernommen; als *Allvater*, d. h. als Fürst der Götter, als *Walvater*, d. h. als Schlachtengott, als Erfinder der Runen und Vater der Dichtkunst, als Wunsch gott, d. h. als Verleiher aller guten und vollkommenen Gabe; am bedeutungsvollsten aber und den innersten Kern seines Mythus bildend, erscheint doch **Wodan als Jaresgott.**

Weihnachts-Wodan.

Das Jar der alten Deutschen begann etwas früher und zu einem vil passenderen Zeitpunkte als das unsrige, dessen Beginn ser willkürlich von den Römern festgestellt und höchst unbegründet von uns übernommen worden ist.

Das altdeutsche Jar fing nämlich mit dem Wintersolstitium an, d. h. zu jener Zeit, in welcher die Sonne auf ihrem tiefsten Standpunkt stillzustehn und auszuruhen scheint, bevor sie ihre aufwärts gewendete und nun von Tag zu Tag wider wachsende neue Laufban beginnt. Der 24. Dezember, den man (statt des 21.) für den kürzesten Tag hielt, der auch den Römern als *dies natalis Solis invicti* galt und dessen Nacht die Deutschen *modranaht* (Mutternacht) nannten — die Wintersonnenwende war Jaresanfang.

Das Leben des Jares ist aber dasselbe, wie das Leben der Sonne; es ist ihre Erneuerung, ihr Wachsthum, ihr Sig über die Nacht und den Winter, ihre fröhliche früchtereiche Herrschaft, ihr Ermatten und das Nachlaszen der Tageslänge, ja ihr allmäliges Absterben und endliches Begrabenwerden in der Nacht des Winters. Alles das spigelt sich denn auch im altdeutschen Mythus und verschwistert sich aufs Innigste mit den wechselnden Gestaltungen des Luftlebens zu einer organischen Gemeinschaft. Dise aber ordnet sich um den Himmelskönig Wodan, der als solcher nicht nur Gott des bewegten Luftmers, sondern auch Herr der Sonne ist, und den die uralte Sage daher auch als einäugig darstellt, weil ja der Himmel nur eine Sonne, nur ein Auge hat. Daneben kommt indesz auch die Bedeutung Wodans

als Sturmgott nicht zu kurz; bald tritt jene, bald dise Seite seines Wesens in den Vordergrund, und es ist ein Zug tiefsten Verständniszes für das Leben der Natur, dasz unsere Altvordern Sturm und Licht Hand in Hand gehn laszen, dasz ihnen das Licht im Sturm geboren wird, im Sturme wider untergeht.

Der Jaresbeginn, die Frist des Solstitiums, des Ausruhens der Sonne war die hochheilige Jul-Zeit, Weihenächte, *Weihnachten*, und weil der Weihnächte zwölfe waren, nämlich von unserem Weihnachtsabend bis zum Dreikönigstage, so nannte man dise vornemste Festperiode des Altertums auch einfach: „die Zwölften“. Um dise Zeit erwachte nach des Volkes Glauben der Jargott Wodan aus dem Winterschlafe; mit dem Neulicht der Zwölften ritt er aus den Wolkenbergen hervor, hielt, in brausendem Sturm, gefolgt von allen Göttern des Himmels, seinen segnenden Umzug durch das vererungsvoll feiernde Land, und seine Gegenwart weihte das neu beginnende Jar. Dis ist der Umritt des „*Weltjägers*“ (wie er noch heut in Nidersachsen heist) oder des „*Wuotansheres*“, dessen Vorüberbrausen unsere Altvordern andächtig lauschten und aus dem erst bei der späteren Abneigung der zum Christentum bekerten Nachkommen gegen die heidnische Sage ein „wütendes Her“ in üblem Sinne geworden ist. Den germanischen Heiden klang aus dem Heulen und Pfeifen des Orkanes, aus dem gewaltigen Sturmliede des Gottes Stimme; er erschien daher als der Sänger im Sturm, und es ist dise Anschauung vorzugsweise, aus der heraus Wodan zum Gott der Dichtung wurde.

Wenn der Sturmgesang des Götterumzuges in den Zwölften durch die Luft brauste, so herrschte heilige Stille, sogar Gerichtsfride im ganzen Lande, gröste Ordnung, Sauberkeit und feiertägliche Ruhe im Hause, und die Gemeinde versammelte sich, um den als festliches Opfer geschlachteten Jul-Eber gemeinschaftlich bei heiterem Biergelage zu verzeren. Zur heiligen Zeit der Zwölften sollte nicht gesponnen werden; ist dennoch wärend diser Tage Flachs auf dem Rocken, so heist es in Norddeutschland: „*De Wod jagt durch!*“ Ja zum Zeichen, dasz er wirklich hindurchgefaren sei, stecken die Knechte den Dirnen Pferdemist in den Flachs als deutliche Spur seiner Rosse.

Auch auf die Tiere glaubte man die Feierlichkeit und Andacht diser heiligen Zeit ausgedent. Sie stehn in ihren Ställen auf, um dem Gotte (später dem Christkinde) ihre Erfurcht zu bezeugen, oder sie knien alle nider und beten an. Und noch mer:

Die Gabe der Rede und Weissagung überkommt sie. Wodans Lieblingstiere, die Rosse, stecken die Köpfe zusammen und teilen einander mit, was sie wärend des verfloszenen Jares erlebt und erduldet und was sie für die Zukunft erwarten. Vile Bauern wagen nicht, in der Weihnacht die Pferde anzuspannen: dis Reden untereinander sei die einzige Freude, welche Gott ihnen gewärt; das müsze sie für die Arbeit des ganzen Jares entschädigen. Ja, die Scheu vor den Tieren geht in diser Zeit oft so weit, dasz man nicht mer wagt, sie mit ihrem gewönlichen Namen zu benennen, sondern sich statt dessen liebkosender und erender Umschreibungen bedient. Dabei spielt wol der Respect vor den Weissagungen der Pferde ebenfalls mit. Oft schlafen die Knechte in der heiligen Nacht unter oder gar in der Pferdekrippe, und die Träume in solcher Bettstatt sind vorbedeutend für das ganze kommende Jar; denn im Schlafe hört man, was die Rosse reden. – Mädchen reiten wol auf einem Besen bis an die Tür des Pferdestalls und horchen. Wihert ein Ross, da kommt die Magd bis Johannis in die Ehe, hört sie dagegen die laute Blähung eines Pferdes, so musz sie im kommenden Jare Kindtaufe geben one einen Mann zu haben. – Man darf an solchen Weissagungen nicht zweifeln. Ein ungläubiger Bauer legte sich auch einmal in die Raufe und horchte wachend. Da sprach um Mitternacht das eine Pferd zum anderen: „Dis Jar machen wir noch mit unserem Bauern los!“ Der Schreck warf ihn auf's Krankenlager und bald zogen ihn die Pferde zum Kirchhof. Ueberhaupt ist dis Belauschen der Tiere gefärlich, und mancher schon ist dabei blind oder taub geworden oder gar gestorben. — Auch wenn die Rosse am Weihnachtsmorgen im Stalle schwizen, so bedeutet das, dasz sie bald vor einen Leichenwagen kommen. Die Tiroler nennen dis Profezeihen der Pferde: *Viehlosen.*

Jeder Tag der Zwölften gab die Vorbedeutung für Wetter und Schicksal eines der zwölf Monate des Jares. Aber auch unmittelbaren segnenden Einflusz übte der Umzug des mächtigen Gottes. Je gewaltiger der im Sturm einherjagende Wodan die laublosen Kronen der Bäume schüttelte, um so fruchtbarer wurden sie. Und in treuem Glauben stellte der Bauer eine Korngarbe, dazu scheffelweise Hafer und Gerste unter freien Himmel, ja er buk vor dem Hause; denn der Tau diser Nächte, der von den heiszgerittenen Rossen der den Wodan begleitenden Schlachtjungfrauen (Walküren) niderströmte, segnete Korn und Brod und

bewarte den davon Eszenden auf ein ganzes Jar vor Krankheit. — Reste diser Anschauungsweise haben sich bis heutzutage erhalten. Ein Knecht, der selbst bei mäszigem Futter, immer gesunde und dicke Pferde haben will, geht in den Zwölften nachts dreimal um die Kirche, in erhobner Hand ein Bündchen Heu haltend, das er nachher seinen Tieren zu freszen gibt; oder er stielt in der Julnacht etwas Kol, um ihn unter das Futter zu mengen; oder er macht, bevor er zur Christmette geht, ein Bündel Heu, das „Mettenheu" zurecht, legt es auf den Mist, und füttert, wenn er aus der Kirche kommt, sein Pferd damit; ja er kann es sich noch bequemer machen: nur den Waschhader braucht er zu Weihnachten, Neujar oder Dreikönigsabend an einen Zaun zu hängen und nachher mit dem Taugetränkten die Pferde zu puzen, so werden sie ebenfalls fett. — Im Samlande legt man wärend der Zwölften die Zäume der Pferde unter den Tisch; dann halten sie sich im Frühjar wärend des Weideganges gut zusammen. — So segnende Kräfte schrieb man der heiligen Zeit des Götterumzugs zu.

Die Zwölften waren eine in Nord und Süd allgemein für heilig geltende und hochgefeierte Zeit. In Italien fiel in dise *duodecim noctes* das Fest der Saturnalien, bei welchem, wie in den deutschen Weihnächten, Arbeitsruhe, ja Fröhlichkeit und ausgelaszene Lust sogar für die Sklaven herrschte und üblich war, sich gegenseitig zu beschenken. Als nun die christliche Kirche zur Herrschaft gelangte, da legte sie das Fest der Geburt Christi bald ebenfalls in dise so uralt heilige Zeit. Anfangs freilich hatte man des Heilands Geburt später, nämlich am 6. Tage nach Neujar, am jezigen Dreikönigstage gefeiert, weil man die Geburt des ersten Adams, welcher am sechsten Tage der Schöpfungswoche geboren worden, in Beziehung sezen wollte mit der Erscheinung des Heilands als des zweiten Adams, der die Widergeburt der Menschen bewirkt, und darum nannte man disen Tag *Epiphania*, das Fest der Erscheinung Christi. Später aber verlegte man das Geburtsfest des Herrn auf den 25. Dezember, also in die Zwölften, denn man wollte — und dis war eine ser schöne Idee — die Geburtsfeier der sinnlichen Sonne adeln und zu einem christlichen Feste erheben, indem man gleichzeitig mit ihr die Geburt des geistigen Neulichts feierte, das allen Menschen aufgegangen sei aus dunkler Nacht und nun von Tag zu Tag wachsen werde, um nimmer zu erlöschen.

Diser Anschauung gemäsz wurden alsbald auch die altger-

manischen Symbole des Weihnachtsfestes umgedeutet. Wodans Heiligtümer waren goldgeschmückt; und noch heut schmücken die Kinder mit Schaumgold ihren Weihnachtsbaum. Diser äpfelbehangene, erleuchtete Baum bedeutete aber ursprünglich die Weltesche, den Weltenbaum, der die Idunas-Aepfel ewiger Jugend trug, und dem die Wintersonnenwende den ersenten Glanz neuen Frühlingslichtes verkündete und verhiesz. Von den christgewordenen Germanen wurde dann der Weihnachtsbaum als jener Baum Edens aufgefaszt, an dessen Aepfeln sich der Mensch den Tod gegeszen, der aber nun im neuen Lichte strale, da der welterleuchtende Christus den Menschen das Paradies widergewonnen habe.

Minder bedeutungsvoll für die Kirche, für uns aber wichtiger ist eine andere Umdeutung altheidnischen Gebrauchs. — Zu allen Zeiten verlangt das Volk, die andächtig vererten Gestalten seines Glaubens und ihre heiligen Werke versinnlicht dargestellt zu sehn. Disem Drang entsprechend scheinen auch im deutschen Altertum Festprozessionen stattgefunden zu haben, welche in priesterlichem Reigen den Umritt des Weltjägers wärend der Zwölften durch lebendige Gestaltung zur Anschauung brachten. Sie waren dem Volke lieb und erwürdig, und die conciliatorische Kirche war daher anfangs durchaus nicht gemeint, sie abzuschaffen, sondern beschränkte sich darauf, sie einigermaszen christlich zuzustuzen. So wurden denn die uralten Cultusgebräuche der Germanen, welche den **Umzug Wodans in dramatischen Spielen gefeiert** hatten, nun mit den Christmetten des heiligen Abends verbunden, bei welchen onedis bereits herkömmlicherweise dramatische Darstellungen, namentlich solche von der Geburt Christi zur Auffürung kamen, naive Schauspiele, denen die betreffenden, von den Evangelisten erzälten Nebenumstände zu Grunde gelegt und in der mannigfachsten Weise ausgeschmückt und erweitert wurden. In Folge diser Verbindung haben sich die Reste der altheidnischen Cultus-Spiele, die den Umzug des Sonnenwend-Wodans dargestellt, ser lange erhalten, ja sie treten, freilich als höchst einfache und unkünstlerische Darstellungen, noch bis heut zu Tage unter den Weihnachtsgebräuchen des Volkes auf. — In manchen österreichischen Dörfern reitet z. B. zu Weihnachten der *„Sunnenwendfeuermann auf dem golda Rössl“* von einem Markstein des Dorfes zum andern, legt den Kindern Gaben auf's Fenstergesims und bringt auch Erwachsenen, die an das *golda*

Rössl glauben, „a Feiertag'wand, und a Zwieguld'n". – In Westfalen kommt, dem Volksglauben nach „das Christkind" auf einem Schimmel geritten, und man sezt Heu und Hafer vor die Tür, damit das Pferd freszen könne.

In den meisten Gegenden Deutschlands aber ziehn zur Adventszeit Bauern als Schimmelreiter verkleidet von Hof zu Hof. Die Art der Darstellung ist verschieden. Entweder wird dem Burschen ein Sib mit langer Stange vor der Brust befestigt, ein Pferdekopf daran gebunden und das Ganze mit weiszen Laken verhängt — so construirt man im Braunschweigischen den Schimmelreiter — oder drei Knaben stellen den Schimmel dadurch her, dasz zwei von ihnen die Hände auf die Schultern des Vordermannes legen, der seinerseits durch seine vorgestreckten Arme, (die wie das ganze seltsame Wesen mit Betttüchern überdeckt sind) den Kopf des Tieres bildet. Auf den Schultern des Mittelsten sizt der gleichfalls weisz verhüllte Reiter, der oft einen erleuchteten Kürbis als Kopf unter dem Arm trägt. Dise Form ist in Schlesien gebräuchlich. Ebenso, oder doch in änlicher Weise, erscheint der Schimmelreiter in den verschiedensten Gegenden Deutschlands von Schwaben bis zur Nordsee*), ja sogar in England, dessen *Wodenhorse* oder *Hobbyhorse* noch heute der Mittelpunkt heiterer Volkslustbarkeit ist, grade wie es uns als solcher bei Shakespeare begegnet.

Disem Schimmelreiter oder Sunnwendfeuermann, der offenbar nichts anderes als eine rohe Repräsentation Wodans ist, schlieszen sich häufig noch andere Weihnachtsmasken an, welche nicht minder Reste alter Göttergestalten sind, wie sie einst neben Wodan im Götterumzuge der Zwölften auftraten, dann aber in christlicher Zeit, zu Knechtsgestalt herabgedrückt, halb oder ganz komische Figuren wurden: so namentlich der Schmid, in welchem unzweifelhaft der hammerschwingende Gewittergott *Doner* zu erkennen ist, ferner, und zwar wol als Hindeutung auf die mit dem Neulicht erwachende Sat, der „*Haferbräutigam*", vornemlich aber der „*Knecht Ruprecht*". Mit solcher Gefolgschaft wandelt der Schimmelreiter von Haus zu Haus, nicht mer, um den alten Göttern gleich, zum Jarbeginne himmlische Verheiszung reichen Segens und köstliche Gaben zu spenden, sondern um Gaben zu empfangen: Würste, Speckschnitte und Trinkgelder,

*) Im Osnabrückschen heist der Schimmelreiter sonderbarerweise: „Spanischer Hengst".

bis des buntscheckigen Aufzuges Weg endlich zu einer Spinnstube fürt, wo sich die Mädchen im Halbkreise aufstellen, der Schimmelreiter aber unter mancherlei Kurzweil Orakel erteilt und Rätsel aufgibt, zu denen der alte „rätselkundige Odhinn“, welchen die Edda ja gern mit Sterblichen um die Wette raten läst, wol den Kopf geschüttelt haben würde.

In einigen Gegenden heist der Schimmelreiter auch selbst „*Ruprecht*“, und zwar mit vollem Fug, denn *Ruprecht*, d. i. *Ruodperath*, heist der „rumglänzende“; das aber ist ganz eigentlich ein Beiname Wodans, und in der Tat erscheint Ruprecht auch in einigen Gegenden, z. B. in Nord-Westfalen, selbst auf dem Schimmel und mit dem breitkrämpigen Wodanshute auf dem Haupte. Anderwärts hat er wenigstens die Erinnerung daran bewart, dasz er, als ein Wodan, eigentlich reiten müsze, und so entschuldigt er sich denn z. B. im Erzgebirge ser ausdrücklich:

Ich komme geschritten;
Hätt ich ein Pferdlein,
so käm ich geritten.
Ich hab wol eins im Stalle stehen,
aber es kann nicht über die Schwelle gehen.*)

Die Zähigkeit, mit welcher das Volk beim Umzuge des Schimmelreiters die Erinnerung an die alten Götter festhielt, muste frühzeitig die Kirche veranlaszen, sich der altgewonten Formen zu bemächtigen und ihnen eine christliche Gestalt zu substituiren. — Zunächst scheint der Heiland selbst eingetreten zu sein, wenigstens kommt noch jezt zuweilen in Westfalen das „Christkind“ auf einem Schimmel am Heiligenabend geritten, und man sezt Hafer und Heu vor's Hoftor, damit *das Christpferd* freszen könne. Indes leuchtete das Unpassende diser Stellvertretung doch zu deutlich ein, als dasz sie sich auf die Dauer in weiten Kreisen hätte halten laszen; es galt, einen andern Träger zu finden für die alte, dem Volke unentberliche Gestalt. Und da bot sich am natürlichsten ein schon vorhandener Nachfolger Wodans in der christlichen Mythologie dar, dessen Fest kurz vor die Wintersonnenwende, auf den 6. December, fällt, nämlich **der heilige Nikolaus.**

*) Drum stolpert Ruprecht auch zuweilen gleich auf der Schwelle, fällt der Länge nach hin und schreit:

Eine Thürschwelle ist mir unbekannt
Ich falle wie ein Sack voll Sand u. s. w.

Die ursprüngliche Verbindung dises Heiligen, der ein frommer venezianischer Bischof war, mit Wodan hatte freilich mit nichts weniger zu tun, als mit dem heitern Glanze weihnachtlicher Freude. Es war der Name des Bischofs, der ihm seine Bedeutung verlieh. Das griechische Wort „*Nikolaos*“ bedeutet nämlich „Volksbesiger“ und war ein Beiname Plutos, des Gottes der Unterwelt, weil der Tod ja alle Völker besigt. Dasselbe Prädicat eignete sich aber auch vortrefflich für Wodan, erstlich als Schlachtengott, dann aber auch als Wintergott. Denn als solcher sizt Wodan, dem Volksglauben zufolge, vor dem Zeitpunkt des Neulichts, also am 6. Dezember, dem Nikolaostage, allerdings noch unterirdisch im Hügel und sammelt hier — wie wir später näher sehen werden — als Fürst der Toten, als Herrscher in der Unterwelt, ein groszes Her, um mit dem Neulicht hervorzubrechen aus der Tiefe und erst im Sturm, bald aber als Sonnensiger über die erwachende Erde zu ziehen.

Vor der Wintersonnenwende entsprach Wodan somit wirklich dem *Pluto-Nikolaos*. Und so errichtete denn die Kirche dicht vor Weihnachten in disem St. Nikolaos eine Heiligengestalt, welche durch ihren Namen, wie durch das Datum ihres Festes die ganze düstere Macht des Todes noch einmal mächtig und vollgewaltig aussprechen sollte, um den Segen des neugebornen Heils dann desto leuchtender hervortreten zu laszen.

Indeszen — Namen sind Schall und Rauch! Von der grollenden Kirche immer mer aus den Weihnachtsgebräuchen vertrieben, wanderte der Schimmelreiter zurück bis zum Feste des Todeswodans, und die Geistlichkeit, der es ja vor allem auf Reinigung des Christfestes ankam, unterstüzte vermutlich dise Uebersidelung. Der heitere Festglanz der Sonnenwendfeuer ward aber zugleich mit hinüber genommen, und in Folge dessen sah sich der grimme Pluto-Nikolaos und mit ihm der venezianische Bischof St. Nikolaos zum Menschen- und ganz besonders zum Kinderfreund gestempelt.

Im Mittelalter wurde nunmer — namentlich in den Hansestädten — Nikolasnacht mit Maskerade und Schmaus, also mit all' den prächtigen Feierlichkeiten der Zwölften ausgestattet; in Lübeck zumal fanden grosze Reiterspiele „*Nikolas-Bohurte*“ statt; denn die ganze Erscheinung Wodans, der reitenden Gottheit, wurde mit auf den Heiligen übertragen, der daher auch noch heutzutage als Schimmelreiter und von

Ruprecht begleitet in den meisten katholischen Gegenden Deutschlands am 6. Dezember umherzieht.*)

Am Vorabend des Nikolastages findet in einigen Gegenden (z. B. in Mähren) das Peitschenknallen statt. Die Burschen des Dorfes versammeln sich auf einer Anhöhe mit Peitschen und laufen, sobald es dunkelt, knallend hin und her. Dis soll den Kindern zum Zeichen dienen, dasz der heilige Nikolas vom Himmel auf die Erde gekommen ist, seinen Umzug zu halten. Jeder, der ihn schauen will, musz barfüszig und im bloszen Hemde auf den Berg laufen. Hier wird er sehen, dasz die Pferde des heiligen Nikolas den Wagen, durch das Peitschenknallen erschreckt, umgeworfen haben. Das Zuckerwerk und alle guten Dinge sind herausgefallen und ligen da zum Abholen. — Anderwärts sezen die Kinder ihre Schuhe unter den Tisch oder auf den Herd, füllen sie mit Hafer und fügen ein Bund Heu dazu, beides als Futter für des Heiligen Pferd. Nachts kommt er dann auf seinem „weiszen Schimmel“ und legt guten Kindern Obst und Backwerk, unartigen jedoch Rossäpfel in die Schuhe. Haben aber die Eltern keine Zeit oder Mittel, die Kinder zu beschenken, so sagen sie, des heiligen Niklas Ross habe gläserne Beine, sei ausgeglitten, habe den Fusz gebrochen und könne nicht kommen.

Seiner innigen Verschmelzung mit dem altgermanischen Wodan hat es *„sinte Niklaas, den nobelen baas“* (St. Niklas, der edle Herr) allein zu danken, dasz er sogar in den Niderlanden, dem Hauptgebiet der heiligenfeindlichen Reformirten, noch volle Geltung hat. Er ist auch hier der gütige Gabenspender, der seine Geschenke entweder überraschend in einen Zimmerwinkel legt oder gar durch den Schornstein herabwirft, und zu ihm beten die gläubigen Kinder:

Sint Niclas, Gods heil'ge man
Doe uwen besten tabbaerd aen
En rydt er meê naer Spanje
Om appelen van Oranje
Om peeren van den boom!

Das heist:

St. Nikolas, Gott's heil'ger Mann,
Tu deinen besten Kittel an
Und reit darin nach Spanien
Um Aepfel von Oranien (Orange)
Um Birnen von dem Baum.

---

*) Auf Wodan deutet auch der ostpreuszische Aberglaube, dasz am Nikolaostage „die Wölfe zusammenkommen und dasz man an disem Tage nicht spinnen dürfe, weil sonst der Wolf in die Herde falle.“ Wölfe aber sind dem Wodan heilige Tiere.

Am Abend des 5. Dezember reiten dann Bauern auf wirklichen, oder künstlichen Schimmeln durch das Dorf, wärend die Bescherung in die aufgestellten Schuhe oder Schüsseln der Kinder und Dienstboten gelegt wird.

Und änlich ist es in den verschidensten Gegenden Deutschlands, von Helgoland an, wo *Sönner-Klâs* waltet, bis zum Bodensee, wo *Zemiklas* regiert, vom Böhmerwalde, wo *Nikola* ganz als weiszer Mann erscheint, bis nach Flandern, wo der Heilige nicht minder seine überall erwünschten Leckerbiszen, das „*Klassüsz*“ spendet. Dise Leckerbiszen aber haben auch ihre besondere mythologische Geschichte.

Denn wie in den Resten alter Kultusdramen, die heutzutage der dörfliche Schimmelreiter mit seinem Chorgefolge darstellt, so sind auch in den Weihnachtsgebäcken noch manche Spuren von Nachbildungen des segnenden Wodanzuges zu erkennen, freilich abermals mit der Nikolaosvorstellung gemischt.

Uralter Brauch der antiken Völker war es nämlich, den Totengöttern Honig und Honigkuchen zu opfern, weil sie den Honig zum Einbalsamiren der Toten gebrauchten. Mit dem kalendarischen Plutokarakter übertrug sich nun auch dise Form des Opfermals auf Nikolaos und sein Fest, und Honigkuchen mit dem Bilde dises Heiligen wurden früh ser allgemein. Aber wie in den dramatischen Spielen, so trat auch auf den Lebkuchen an des Heiligen Stelle gar bald das Bild des göttlichen Reiters Wodan oder seines Rosses und verwischte die düstere Bedeutung des Honigtotenopfers so vollständig, dasz jezt kein Mensch mer bei seinem Weihnachtspfefferkuchen an die dunklen Mächte der unterirdischen Götter denkt. Das Bild von Ross und Reiter aber, welches (wie vile andere Anzeichen bestätigen) dem Festgebäck bei Wodansfeiern als Form gegeben wurde, das hat sich auch in disem Teig erhalten. Noch heute verkaufen Dresdener Lebkuchenhändler in den Adventstagen, also zur Zeit der Zwölften, „*Pferde*“ und „*Ruprechte*“ aus Pfefferkuchenteig, und überall ist der Pfefferkuchenreiter die beliebteste Form des süszen Backwerks. In der Mark bäckt man ebenfalls zu Neujar „*Pereken*“, Kuchen in Pferdegestalt; in Ostfriesland die „*Neujarskaukjes*“, dünne Kuchen mit darauf gedrückten Rossen, und wie innig sich die heidnischen und christlichen Vorstellungen auch auf disem Gebiet verschmolzen haben, zeigt sich z. B. darin, dasz die Mönkguter auf Rügen ihre in Pferdegestalt gebackenen Weihnachtskuchen harmlos „*Kinjees*“ (Kind Jesus) nennen. Auch den

St. Nikolas stellen die Zuckerbäcker geharnischt und zu Pferde dar, wie der fromme Bischof vermutlich nie erschienen, wie es aber für eine Wodans-Darstellung allerdings ganz angemeszen ist.

Dis sind in allgemeinen Umriszen die noch heut in Deutschland vorhandenen Beziehungen auf den Weihnachts-Wodan.*)

Wodan-Maikönig.

Gleich den zwölf Nächten der Wintersonnenwende waren unseren Vorfaren auch die zwölf ersten Tage des Mais heilig, und wurden als Beginn des Sommers festlich und feierlich begangen. In diser Weihezeit fand der altgermanische Landtag statt, der daher auch in späteren Zeiten, ja noch im eigentlichen Mittelalter „Maifeld“ oder „Mailager“ hiesz. — Bei dem feierlichen Cultus diser Tage bildete wider Wodan als Gott des Himmels und des Jares den geistigen Mittelpunkt, und auch die Reste solcher Frühlings-Wodans-Feste sind uns noch an vilen Orten in mannigfaltigen *Kampf- und Wettspielen*, im *Maireiten* und in der Einholung des *Maikönigs* erhalten.

Von jeher nämlich war den Germanen die Lenzfeier ein **Kampffest.** Dargestellt wurde in ihm die Grundidee des alten Götterglaubens: Sig des widererwachten guten Sonnengottes und seiner lichten Hergesellen über die finsteren Dämonen des Winters. Wunderschön ist diser Kampf in alten Sagen abgespiegelt, so in der vom König *Grünewald*, der gegen des greisen Winterkönigs Burg (Christenberg in Oberhessen) am Maientag herangezogen kommt, das ganze Her eingehüllt in grüne Büsche. Traurig ruft des greisen Burgherrn Töchterlein:

> Vater, gebet euch gefangen,
> Der grüne Wald kommt gegangen!

Und nur mit Mühe gelingt ihm die Flucht. Es ist dieselbe

---

*) Die allerwunderlichste Beziehung auf das Pferd, die man sich nur irgend denken kann, tritt in einem Neujarsgebrauch der Lausiz und des Voigtlandes auf. Hier verspeist man nämlich am Sylvesterabende Heringe und wirft die Heringselen zur Zimmerdecke empor mit dem Ausruf:

> „Die Sele schwingt sich in die Höh,
> Der Leib bleibt auf dem Canapee!“

Wer am Sylvester gesündigt hat, dessen Heringssele fällt herab, die der Uebrigen bleiben an der Decke kleben, und aus jeder diser Selen wird nach hundert Jaren — ein Pferd!

Scene, welche Sheakespeare im V. Akt seines **Macbeth** schildert, wo ebenfalls gegen Dunsinan, des grimmen, dämonischen Tyrannen Schlosz, der grüne Wald heranzieht, um zu stürmen. Der Bote meldet:

> Als ich die Wache auf dem Hügel hielt
> Schaut ich gen Birnam und mir schien, dasz plözlich
> Der Wald anhub zu wandeln . . . Treff Euer Zorn mich, wenn es nicht so ist.
> Ihr könnt ihn meilenweit selbst kommen sehn;
> Ich sag', ein Wald, der wandelt!

Auch ein modernster Dichter, Anastasius Grün, fült jenes streitbare Moment in dem Herannahen des Frühlings heraus und singt in seinem „Sig der Freiheit“;

> Sieh, im Lager überrumpelt hat den alten Winter schnell
> Jetzt mit seinem ganzen Heere Lenz, der fröhliche Rebell!
> Sonnenstrahlen seine Schwerdter, grüne Halme seine Speer'!
> O wie ragen und wie blitzen Speer' und Schwerdter ringsumher!

Gradeso faszten die Römer jene Spizen der Saten und Gräser, die aus dem Boden sprieszen, als Lanzenspizen eines Kriegsheres auf, und eben diser Anschauung wegen war der römische Kriegsgott *Mars* gleichbedeutend mit dem Monat *März*. König Grunewald und Mars — beide sind der sigreiche Frühlingsgott, derselbe, wie unser sonnenmächtiger *Wodan-Maikönig* *), dessen glorreicher Kampf mit den dunklen Winterrisen bei den germanischen Maifesten in dramatischer Feier dargestellt wurde, und zwar mit ebenso frischer Symbolik wie zu Weihnachten der Umzug des Wuotansheres.

Noch um die Mitte des 16. Jarhunderts herrschte zu Gothland und in Süd-Schweden der Gebrauch, dasz am 1. Mai zwei Reiterscharen von verschiedenen Seiten in die Stadt rückten. Die eine, ganz eingehüllt in Pelze, mit Handspieszen bewaffnet, Schneeballen und Eisschollen schleudernd, fürte der Winter; an der Spize der anderen, die mit Maien und Erstlingsblüten geschmückt war, stand der „*Blumengraf*“, der Frühling. Auf dem Markte begegneten sich die Züge und hielten ein Sperstechen. Natürlich überwand der Lenz den Winter; der jubelnde Ausspruch des Umstandes“ (d. h. der umherstehenden Menge) begrüste ihn als Siger, und von Stund an begann die Herrschaft des Königs Frühling im Lande.**)

---

*) (Wie sich **Mars** und **Wodan** auch sonst noch innig berüren, ja für einander eintreten, vergl. unter „Herbstwodan“. St. Martin.)

**) In Erinnerung diser Kämpfe hat sich noch bis heutzutage auf dem Lande in Schweden der Gebrauch erhalten, alle Händel und Herausforderungen den Winter durch aufzusparen und am Maitage auszumachen.

Es ist unzweifelhaft, dasz ganz änliche Spiele in alter Zeit auch in Deutschland üblich waren*), und diser Umstand erklärt die auffallende Beharrlichkeit, mit welcher alle gröszeren Ritterspiele des Mittelalters als Lenzfeste auftreten und ganz vorzugsweise zur Pfingstzeit abgehalten wurden. Dis bezeugen Tausende von Urkunden und Chroniken, und mit Recht singt darum der volks- und vorzeitkundige Uhland:

> In des Maien holden Tagen
> In der Aue Blumenglanz
> Edle Ritter fechten, jagen
> Um den werthen Rosenkranz.

Den Maispielen des Adels, den ritterlichen Sperkämpfen *Tjost* und *Buhurt*, über die wir an anderer Stelle ausfürlich berichten werden**), stellte sich in der Sitte des Volks eine manigfaltige Fülle von Wettspielen zur Seite, Lenzspiele, die gleich jenen einst die Feier des rossemächtigen Wodan-Maikönig verherrlicht hatten und aus denen sich später das *Carrousel* der Renaissancezeit ebenso wie das moderne *Wettrennen* mer oder minder direkt entwickelt haben.***)

Die mythologische Bedeutung freilich ging früh verloren. Bald kam es nicht mer darauf an: in dramatischer Kampffeier den Sig des Maikönigs über den Winterfürsten darzustellen, sondern das Wettspiel begann um seiner selbst willen zu gelten, es wurde nicht mer als Kultushandlung aufgefast, sondern ernsthaft genommen, und der wirkliche Siger im Spiel wurde: König, welcher übrigens den Namen „Maikönig“ oder „Blumengraf“ noch vilerorten behalten hat.

Welcher unter den Burschen als Maikönig prangen soll, das entscheidet sich in der Altmark z. B. durch ein Wettrennen zu Pferde, wobei man im Vorbeijagen mit Stangen nach einem Hute, einem Kranze oder nach einem auf einer Tanne aufgesteckten Pferdeschädel sticht. Der Siger reitet, von allen Genoszen

---

*) In Böhmen. Oesterreich und der Schweiz ist der Wettkampf der Waffen zwischen Winter und Sommer zum Wettgesange zwischen ihnen geworden, in Steiermark sogar zu einem symbolischen Rechtshandel, der regelmäszig durchgefürt wird und in Folge dessen man den Winter de jure des Landes verweist.

**) (Vergl. Teil III. Mittelalter. „Kriegerisches Reitertum.“ Turniere.)

***) (Vergl. Teil III. 16. Jarhdrt. „Kriegerisches Reitertum“. Kampf- und Reit-Art. Ferner: Mittelalter. „Ross und Reiter im Volksleben.“ Oeffentliche Vergnügungen, und endlich: 19. Jarhdrt. „Reiterwesen.“ Wettrennen. — Ueber das Wettrennen als Kultushandlung vergl. unten: Ross und Reiter im religiösen Leben. „Umritt und Wettritt.“; sowie: „R. u. R. bei Bestattungen.“)

zu Rosse begleitet, als König in's Dorf; sein Gaul wird mit Maien geschmückt und drei Vorreiter sprengen ihm voraus. Hierauf folgt gewönlich Vogelschieszen und Tanz unter der Dorflinde, wärend dessen die typische Figur des *Schimmelreiters* in der jauchzenden Menge umher trabt. Ein lebendiges Bild diser Feier gibt das folgende lustige altmärkische Gedicht:

To Pfingsten, ehr in Höhnerstall
De Hoahn kraiht morgens fröh,
Doa sitten ook die Peerjungs all
Stramm up dät Krakenveeh,
Und jackeln los, dät dampft man so
Und krischen: Hujuhuh!
Wer up den Anger kümmt vör to
Is Maienkönnig nu!
Drup schniedern se den Könnigsrock
Uut frische Maien an,
Süht uut, just als en Immenstock,
Rund um Pajangen dran.
Doa mütt Peerjungs Könnig rin;
Denn is von Kopp to Töhn
Steit he stief up erst midde in
Keen Tippel mer to sehn.
So föhren se den Könnigsjung'n
Dät Dörp entlang ümher;
En Bäddelspruch werd afgesung'n
Üm Goaben, Döär bei Döär.
Speck, Eier, Schinken, Kooken, Worst
Mank in ook en Stück Geld,
Dät werd för Hunger un för Dorst
Den Peerjungs togestellt.
Up Oabend fängt bi Hunsmanns-Beer
Dät Schnaabeleeren an;
Und Jung för Jung hölt siene Peer
Upt Beste drümm in Stann. —
De Engelänner, dät segg' ick,
(Vör Tied is't all geschehn)
Hem'n moal in unse Ollmark sick
Det Wettrönn'n afgesehn.

Unter den pferdeliebenden brandenburgischen Märkern ist die Sitte des Pfingstritts überhaupt ganz vorzugsweise ausgebildet. Ueberall spielen bunte Fanen und hölzerne Säbel Hauptrollen; aber der alte Brauch ist doch auch manigfach variirt. In Stapel z. B. musz der beim Wettritt zulezt anlangende Junge im Festzuge die Terlappen tragen, mit denen die Peitschen geschmiert werden; ganz besonders eigentümlich ist aber die Festform auf dem kalbeschen Werder. Hier errichten die Jungen am ersten Ostertage einen „Knochengalgen". Der älteste und stärkste von „den neuen Jungen" (von denen, die im laufenden Jare zum erstenmale die Pferde hüten) pflanzt nämlich eine Tanne auf einen Hügel und besteckt die Aeste mit Knochen, die Spize aber mit einem Pferdeschädel. Nach disem Ziele nun beginnen sie den

„Königslauf“; wer zuerst den Baum erreicht, heist „König“; wer zulezt ankommt: „der lame Zimmermann“. Jeder „neue Junge“ gibt einen Groschen „Zaumgeld“, wofür Getränk gekauft wird. — Im altmärkischen Wendlande findet ebenfalls der Wettritt nach einem Kranze, jedoch erst um Johanni, statt. — Im Vierradenschen, bei Fürstenwalde, Storkow u. s. w. wird am Pfingstheiligabend von den auf dem Dorfplaz versammelten Pferdejungen mit einer gewiszen Feierlichkeit im Takt mit den Peitschen geknallt; am folgenden Tage findet dann das sogenannte „Kranzreiten“ statt, bei welchem übrigens nicht nach einem Kranze, sondern nach einem auf eine Stange gesteckten Weck geritten wird. — In Schlettau und Edersleben prangt auf diser Zilstange dagegen Wodans altes Zeichen: der Hut; und bei dem nach dem „Hutreiten“ erfolgenden Tanze erscheint auch der „Schimmelreiter“.

Die Parodie des lezteren begegnet auch bei dem Pfingstrennen der Deutschböhmen in der Gestalt des „Gschboasmocha“ (Spaszmachers), welcher auf der elendesten Märhe unter den tanzenden Paren umherhumpelt. Uebrigens wird grade in diser Gegend das alte Fest ser solenn begangen; und ein ortsangehöriges Gedicht schildert das „Pfingst'lhränna“ im Böhmerwalde mit folgenden Versen:

„Laud (Herrlich) is, wä d'Hrössa (Rosse) schei geströckt,
Krod as wå's Nochtgoid (Nachtgespenst) hrid gschröckt,
Äho'nt (einhann) und pfalgschwing hi fluiget,
Und äeg (euch) d'Hröda (Reiter) so füarassö buiget;
Wei äeg dö's Nos'nlo (Nüster) schnurrt!
Wei sö da Hräda hoisarö keart (heiser schreit)
Kschwinka füarö sa (sein) Hrapperl meart“ (durch Lärm treibt).

Der feierliche **Einzug**, welcher die meisten Wettspiele abschliest, ist übrigens ein durchaus wesentliches, ebenfalls allgemein verbreitetes und höchst altertümliches Moment, das sich nicht minder innig als die Lenz-Wettkämpfe an den Kultus des Mai-Wodans anlent. — Der Gedanke, welcher solchen Einholungen zu Grunde lag, war nämlich der, dasz man eilte, den sigreichen Frühlingsgott im Walde, dessen grünsprieszende Zweige als die freundlichen Erstlingszeichen seiner neuen Macht erschienen, zu begrüszen und ihn zu den Wonpläzen der harrenden Menschen zu geleiten. — Jar für Jar ritten ehedem in den Städten Niderdeutschlands die bewaffneten Bürger zu Walde, um den „Maigrafen“ zur Stadt zu füren. Der sasz dann in Laub eingehüllt auf weiszem Rosse, und die Maien, die ihn geschmückt hatten,

20*

wurden in der ganzen Stadt als segenbringende Gaben verteilt. Disen warhaft poetischen und schönen Gebrauch, der in einigen Gegenden, wie z. B. in Holstein, noch heute gilt, nannte man: „den Sommer in's Land reiten", oder: „die Zit empfahen". — Geschichtlich denkwürdig ist jener Mairitt, den die Bürger von Soest 1446 unternommen. Obgleich der Erzbischof von Köln sie belagerte, wollten sie sich's nicht nemen laszen, nach alter Sitte in den Mai zu reiten, machten einen starken Ausfall bis in den Arnsberger Wald und kerten sigreich „unter dem grünen Maien" in die umlagerte Stadt zurück.

Auf dem Lande hat sich dise Sitte, oft in noch altertümlicherer Form, bis zur Gegenwart erhalten, aber sich zugleich meist vom St. Walpurgatage, dem 1. Mai, auf das christliche Pfingstfest übertragen. Man versteckt dabei in einem, durchaus mit Birkenbüschen umwundenen und gekrönten Holzgestell einen Bauerburschen, der die Rolle als Maikönig zu spielen hat. Das ganze Gerüst wird im Walde verborgen und die junge Welt macht sich auf, den Maikönig zu suchen. Ist er endlich gefunden, so wird er jubelnd und hoch zu Rosse sizend in's Dorf zurückgefürt, wo ein festlicher Reiterzug um den Maibaum die Ceremonie beschliest: grade wie einst der sächsische Adel vorkarolingischer Zeit beim Gottesdienste die der Sonne geheiligte Irminsul in feierlicher Cavalcade ceremoniell umritt. — An vilen Orten Süddeutschlands werden dem einziehenden Maikönig, der hier gewönlich „Pfingstbutz", bei der kölnischen „Holzfart" aber „Rittmeister" heist, Gaben entgegengebracht: Schmalz, Eier u. dgl., merkwürdigerweise aber auch ein Pferdekopf, also eine deutliche Reminiscenz alter Wodansopfer, die sich übrigens nicht minder klar ausspricht, wenn in die festlichen Maifeuer, oder in die Flamme des angezündeten Maibaums Pferdeknochen und Pferdeschädel geworfen werden.

Verwandte Gebräuche finden sich in allen deutschen Gauen*), und sie felen auch weder in Schweden noch in England, wo der „*King of May*" und das „*Hobbyhorse*" um den Maibaum tanzen; ja selbst in der Bretagne, also auf altkeltischem Boden,

*) Etwas verfrüht, nämlich schon um Mitfasten, erscheint der heilige Graf, „*de sinte Greef*", der um dise Zeit allerdings noch nicht „Blumengraf" beiszen kann, in Brabant. Bis vor wenigen Jaren noch ritt zu Antwerpen „Meinher der Graf von Halbfasten" mit seiner Gräfin und Gefolge prächtig aufgeputzt durch die Straszen, begleitet von einer unabsehbaren Kinderschar, denen die Diener allerlei Näschereien zuwarfen.

fürte zu Frühlingsanfang das „*Cheval-Mallet*“, welches änlich wie der deutsche Schimmelreiter hergestellt wurde, einen Reigen auf dem Dorfplaz aus.

Auch rituelle prozessionsartige **Umritte**, „*Königsreiten*“ um die Fluren, sind in Deutschland (Flandern und Lothringen eingeschloszen) am Oster-, Mai- oder Pfingsttage an ser vilen Orten gebräuchlich.*) Es wird ihnen eine segnende, heiligende Kraft zugeschrieben, welche die Fruchtbarkeit der Aecker steigere. Namentlich in österreichisch Schlesien fürt man das Sat- oder Königsreiten mit groszer Feierlichkeit aus, indem die vornemsten Männer des Dorfs auf den besten Pferden andächtig langsam ihre Aecker umreiten und fromme Lieder singen oder beten. Der Besizer des schönsten Pferdes wird König. Unterbliebe der Ritt, so würden die Bauern bald keine Rosse mer zu hüten, kein Korn mer zu schneiden haben. — Wenn man nun erwägt, dasz es uralter, aber noch historisch nachweisbarer Brauch der Germanen war, dasz ihre Könige nach der Schilderhebung oder Krönung „ihr Land umritten“, und es eben durch disen Akt recht eigentlich, ja sogar rechtlich und formell in Besiz namen, so ist nicht zu bezweifeln, dasz auch der weitverbreitete Maiumritt der Rest eines Kultusspieles sei, welches darstellte, wie der neugekrönte Wodan-Maikönig durch den Umritt Besiz nam von dem Lande.**)

Hie und da tritt der Umritt insofern an die Stelle der Einholung, als sich an ihn der Wettkampf anknüpft. So z. B. zu Baumgarten in Niderbaiern. Da wird wärend des Umritts auf dem Schloszhofe ein ganz mit Reifen beschlagenes Fasz um eine Säule befestigt und die heimkerenden Reiter, sämmtlich mit Lanzen (Stangen mit scharfen Disteleisen) bewaffnet, traben beim Klang der Musik heran und stechen nach den Reifen. Sind alle ausgestochen, so richten sie die Stangen gegen einen zu oberst aufgestellten grünen Busch, die Maie, und wer die herabstöst, ist der Siger.

Solche Kampfspiele erscheinen, auf's Manigfaltigste gestaltet, aller Orten in germanischen Landen und zwar ursprünglich immer als Frühlingsfeste; denn überall sollte ja durch sie der rossemäch-

*) Oft genannt sind z. B. der „Oster-Kreuzritt“ der Deutschwenden und der 1772 von Maria Theresia aufgehobene „Pfarrritt“ im österreichischen Traungebiete.

**) (Vergl. weiter unten: Fro, Baldur und die Alfen. „Das Stefansreiten“; und: Ross und Reiter im religiösen Leben. „Das Ross im Kultus.“)

tige Wodan verherrlicht werden, und durch all' den hellen Schall von *„Ringelrennen“*, *„Kranzreiten“*, *„Mannstechen“*, *„Rolandfarten“*, *„Kopfstechen“* oder *„Pfalkampf“* (lauter Analogien späterer adliger Carrouselarten) sollte des ritterlichen Maikönigs Sig gefeiert werden. — Nicht selten übrigens tritt bei disen Kampfspielen, z. B. in dem Lübeck'schen *„Ring- und Jungfern-Reiten“*, noch häufiger aber bei dem Fest der Einholung, auch die Mitbetheiligung der Frauen und Mädchen ein. In vilen Gegenden erscheint neben dem Maikönige die „Frühlingskönigin“, neben dem Blumengrafen auch die holde Gräfin — eine Manung, dasz die heiligen Maizwölften einst auch als Hochzeitfest des Jargottes, als Vermälung des Himmelsherrn Wodan, mit der im zarten Brautschmuck ihn sensuchtsvoll erwartenden Erdgöttin Frigg, der holden Frau Holda gefeiert wurde.*) Die Festformen sind sich dabei überall ser änlich. Bei dem erwänten Lübeckischen Fest reiten Junggesellen und Jungfern in ihrem besten Puz, mit Bändern und Blumen geschmückt, auf überreich mit Goldpapier, Bändern und Flittern bunt ausstaffirten Bauerpferden und werfen in vollem Galop mit starken Bolzen nach einem gewönlich herzförmig gestalteten Ziele. — Wer es dreimal trifft, ist König oder Königin, empfängt ein schönes Kleidungsstück oder eine andere Gabe als Preis und wird mit einer prächtigen Blumenkrone königlich gekrönt. — Nach dem Rennen halten Reiter und Reiterinnen einen festlichen Um- und Einzug und beschlieszen endlich wie billig die Feier mit frohem Zechgelage und muntrem bis zum Morgen dauerndem Tanze. — In Thüringen ist es üblich, dasz, wenn der in Maien eingehüllte Pfingstkönig in's Dorf reitet, die Mädchen raten, welcher Bursch darin steckt.

Wie an die Stelle des winterlichen Wodan der heilige Nikolas getreten war, so hatte die christliche Kirche natürlich auch für den sigreichen Maikönig Wodan eine entsprechende Heiligengestalt zu schaffen, und da bot sich eine Anknüpfung der eigentümlichsten Art.

Ein Son oder ein Beiname Wodans, insofern diser nämlich als ein den Winter und die Nacht besigender Sonnenherr auf-

*) Dise Beziehungen laszen auch jenen groszen Sagenkreis als mit hiehergehörig betrachten, in denen eine Jungfrau (wie Andromeda, Brunhild oder Dornröschen) durch einen künen Ritter, einen Sonnenhelden (wie Perseus oder Sigfrid) befreit wird. Wir werden dise Sagen weiter unten näher erläutern. (Vergl. „Wodan der Reiter.“)

gefast wurde, war „*Sige*“, den die Edda den „Herrn des Frankenlandes“ nennt; und eine dem germanischen Volksbewustsein auf's Tiefste eingepflanzte Heroengestalt, welche sich aus diser besondern Seite Wodans zu eigner abgeschloszener Individualität heraus entwickelt hatte, ist der Lindwurm-Tödter *Sigurd* oder *Sigfrid*, ein Gott des Fridens durch den Sig. Disem deutschen Nationalhelden Sigfrid aber entspricht nun wider Zug um Zug die Gestalt eines kriegerischen Heiligen orientalisch-griechischer Abstammung, der seinerseits doch nichts Anderes war als ein unmittelbarer Nachfolger des fernhintreffenden Apollo, des Pythontöters, und als solcher ein den hellenischen Sonnengott vertretender Heros der Christen. Wir meinen den heiligen Ritter **St. Georg**, dessen Fest die Kirche am 23. April, somit grade zur Zeit der Frühlingsfeier begeht.*) Diser grosze Kampfheilige, diser Ritter par excellence, welcher bald in ganz Europa heilig wurde, verschmolz nun vollständig mit unserm Sigfrid und ist in Deutschland also nichts anderes als eine modificirte

---

*) Die alte Heiligenlegende läst die Verbindung St. Georgs mit Apoll in ihrer Weise erkennbar durchschimmern, wenn sie erzält, dasz Georg, ein Kriegsmann unter Diocletian, den Märtyrertod erlitten habe, weil er mit Hilfe eines Crucifixes den Apoll in seinem eigenen Tempel gezwungen habe, einzugestehn, er sei kein Gott, sondern nur ein gefallener Engel. — Wenn *St. Georg* den Hellenen und Römern an die Stelle des *Apollo*, den Deutschen an die des *Wodan-Sigfrid* trat, so erscheint er bei den Briten als der umgewandelte keltische Drachentöter *Tristan*. Und ganz änlich erklärt sich die bevorzugte Stellung St. Georgs bei den Slaven, eine Stellung, die ihn sogar in den Herzschild des russischen Reichswappens gefürt hat. Georg stieg hier auf den ler gewordenen Altar des slavischen Wodan, des *Swantewit*, eines Licht- und Sonnengottes, dem wie Wodan weisze weissagende Rosse heilig waren und der auszer durch Georg auch durch *St. Veit* ersezt wurde; denn „*Swantewit*“ klingt verfürerisch änlich wie „*Sanctus Vitus*“. *St. Vit* ist ein unter Diocletian als Märtyrer gestorbener, sonst durchaus unbekannter zwölfjäriger, in Rom bestatteter Knabe, den nur der Klang seines Namens und nichts als diser zum vornemsten Heiligen der Westslaven erhob. Er ist ebenso identisch mit Wodan-Swantewit wie St. Georg, und nun begreift man, warum unmittelbar neben dem Veits-Dom auf dem Prager Hradschin, der einst ein Tempel des Swantewit war, die broncene Statue St. Georgs mit dem Lindwurm prangt. Veit und Georg decken sich eben völlig. — Derselbe *Vitus* trägt dann in Ungarns adliger Heroensage den Beinamen „*Bathor*“, d. i. Drachentöter, und gilt als Stammherr des Sibenbürgischen Fürstenhauses. Er steigt hier also schon in's Halbgöttertum hinab, so dasz sich an ihn die Namen anderer drachentötender Edelleute, wie der Stillfried (Stoymir) Böhmens, der Visconti in Mailand u. a. m. ungezwungen anschlieszen. — So wunderbar verästeln sich die uralten Drachentötersagen, welche in die fernste Vorzeit des arischen Menschenstammes hinauf deuten. Denn in der indischen und persischen Götterlere schon erscheinen *Wischnu* und *Ormuzd* als Drachentöter; in der persischen Heroenmythe begegnet, dem Sigfrid-Georg zum Verwechseln änlich, der Drachentöter *Rustem*, welcher seinerseits wider in nicht minder naher Verwandtschaft zu den Pegasosreitern *Bellerophon* und *Perseus* steht, von denen jener die Chimära, diser die Aegis und das Merungeheuer erlegt, welches die Andromeda bedroht. Auch die drachentötenden Sonnenheroen *Herakles*, *Kadmos* und *Jason* schlieszen sich unmittelbar an dise Reihe.

Wodansgestalt. Er ist der alte Maikönig Wodan-Sige, der den Winterdrachen besigt; er ist der Kulturbringer, der mit warmem Sonnenstral den Schnee schmilzt und den Sumpf austrocknet; und nicht umsonst heist „*Georgos*“ wörtlich „der Ackerbauer“ und der Drache „*Lindwurm*“; denn „*Lind*“ (kelt. *lin*) ist ein altes Wort für Sumpf *(lutum)*. St. Georg ist ganz einfach an Sigfrids Statt getreten, wobei die Erinnerung an andere Drachentöter des germanischen Sagenkreises, wie *Frodi* und *Beowulf, Otnit, Dietrich* und *Wolfdietrich* mitgewirkt haben mag. Merfach hat auch in Sage und Epos *Orendel von Trier* als Ueberleitung gedient. Wie z. B. den Sigfrid seine Hornhaut, so schüzt den Orendel sein graues Hemd, und dem entsprechend gewärt später das Hemde oder (z. B. in der Sage vom Schuster zu Lauingen) auch der Däumling St. Georgs dem Besizer übernatürlichen Schuz. Weil der Ritter St. Georg ein Sonnenheld, darum ist auch sein Schildzeichen eine Sonne, grade wie Sigfrid eine Krone im Schilde fürte; denn Krone und Heiligenschein sind aus dem alten Lichtdienst übernommen. Und wie der Fernhintreffer Apollon (Ilias I.) Seuchen sandte und Seuchen stillte, so ist auch St. Georg durch das ganze Mittelalter der Schuzheilige der Pestkranken und Aussäzigen geblieben und die vor den Toren gelegenen Pesthospitäler sind allenthalben ihm geweiht. Durch die genaue Uebertragung des Sigfridwesens auf die Gestalt des St. Georg erklärt sich auch erst die grosze Volkstümlichkeit, deren sich der Heilige in Deutschland erfreut, obgleich er doch eigentlich eine späte orientalische Errungenschaft der Kreuzzüge ist. Hauptsiz seines Kultus war Franken, d. h. die Heimat Siges. Dort stiftete der Adel die grosze „Fränkische Georgengesellschaft“, dort lebt noch eine Menge auf ihn bezüglicher Lokalsagen, wie namentlich die von Marktbreit und Volkach, und eine Fülle malerischer und plastischer Abbildungen des heiligen Georg bietet, wie wol kaum irgend eine andere Stadt, noch heut das fränkische Nürnberg. — Die vorzüglichste ihn betreffende Lokalmythe knüpft sich jedoch an Leipzig, an die alte „Lindenstadt“ (slav. Lipzko). Denn unter einer Linde hatte auch der Hörnerne Sigfrid den Lindwurm besigt. Zu Leipzig auf der „Ritterstrasze“ ereilte der Ritter Georg den fliehenden Drachen; aber sein Ross verlor ein Hufeisen, welches in eine alte Linde fur, die dort blühte, wo jezt die Nikolaikirche steht, an der das Eisen noch heutzutage eingemauert zu erblicken ist. Endlich am Portal des „Georgenhauses“ erlag der Wurm, und hier, wie am

Thomaskirchhof, wo der Kampf begann, finden sich auch noch Darstellungen des Drachenkampfs.*)

Als modificirter Sonnengott muste St. Georg natürlich einen Schimmel reiten, und in der Tat sieht man ihn selten in anderer Weise dargestellt. Aber er zeigte sich auch als besonderer Schuzheiliger der Rosse überhaupt und gilt als solcher noch heutzutage in den meisten Gegenden Oberdeutschlands. Da versammeln sich am St. Georgstage die Bauern bei einer dem Heiligen geweihten Kapelle oft in so groszer Zal, dasz an tausend Rosse, Wagen und Gespanne um das Heiligtum im Kreise stehn. Man lagert im Grünen beim Bier; der Geistliche predigt indes in der Kapelle, und wenn er damit fertig ist, so tritt er in die Tür und segnet die einzeln herangefürten Rosse, indem er sie mit dem Weihwedel besprengt. Diser christliche Segen ist indes nur eine captatio benevolentiae, eine verschämte kirchliche Zutat des Festes. Die Hauptsache ist der *„Georgiritt“*. One Sattel und Bügel schwingen sich die jungen Bursche auf ihre besten Pferde und sprengen in vollem Laufe, feierlich jauchzend dreimal um die Kapelle. Und wie uraltertümlich heidnisch dise Sitte ist, beweist der Umstand, dasz mancherorts der Georgiritt nicht bei einem christlichen Gotteshause, sondern um einen jener vilhundertjärigen Tingbäume stattfindet, die an alten Gerichts- und Opferstätten noch heut hier und dort vom freien Hag die knorrigen Risenarme gen Himmel strecken. Da fürt — vollständig dem Frankenritt um die Irminsul entsprechend — der Georgiritt um solchen Tingbaum, und ein in seinem Schatten stehender greiser Bauer bewirft die Rosse mit feuchter Erde, die aus dem Wurzelgebiet des heiligen Baums gegraben ist. Das schützt Ross und Reiter bis zum nächsten Lenz vor Krankheit, zumal wenn man eine Hand voll solcher Heilerde mit heim nimmt und in einem Säckchen im Rossstall aufhängt. — Der Georgiritt ist ein schöner Rest vom Frühlingsgottesdienst des rossemächtigen Wodan-Sige-Georg. — St. Georgstag gilt viler Orten für besonders günstig zum Austreiben des Viehs und ist für den Hirten überhaupt bedeutungsvoll. In Preuszen fastet diser sogar, wenn sein Dorf nahe an einem Walde ligt, am Georgitage, damit der Wolf, *„St. Georgs Reitpferd“*, seine Herde verschone. Dise

*) Auch in Mansfeld soll St. Georg auf dem Schlosze gewont und am Schloszberge den Drachen getötet haben. Er ist der Schuzpatron der Grafschaft und sein Bild prangt auf allen Mansfeldischen Münzen. — Bis 1788 feierte man auch in Apolda durch feierlichen Umzug einen Lindwurmtöter.

Bezeichnung ist angesichts der Identität Georgs und Wodans und der innigen Beziehung des lezteren zu den Wölfen in hohem Mase interressant und bezeichnend.*)

In anderen Gegenden Norddeutschlands, zumal in der Mark, werden die Pferde gern am Pfingstmorgen zum erstenmale auf die Brachweide gebracht. Welches Tier nun zuerst dort ankommt, wird mit der *„Dausleipe“* (einem Maibusch) geschmückt, und der betreffende Junge erhält den Erentitel *„Tauschlepper“*.**) Das zulezt ankommende Pferd heist das *„bunte Pferd“* und der zu ihm gehörige Junge *„Pfingstkäärel“* oder *„bunter Junge“*, und diser wird, von Kopf bis Fusz mit Feldblumen behangen, durch den *Tauschlepper* unter spöttischen Reimsprüchen von Hof zu Hof herumgefürt.***)

Dasz man auch bei der Lenzbestellung des Ackers an Wodans Ross „Sleipnir“ dachte und ihm grade wie dem Pferde des Wodan-Nikolas Hafer opferte, beweist ein nordsächsischer Gebrauch: Wenn die schleswigschen Bauern in der Umgegend des Hesterbergs (d. i. Rossberg) Hafer säen, so bringen sie stets einen Sack mer mit als sie brauchen und laszen ihn stehn. Nachts kommt dann allemal König Abel, der wilde Jäger, also Wodan, und holt das Opfer für sein Ross getreulich ab.

Wie an das Julfest, so knüpft auch an Ostern und Pfingsten mancherlei die Pferde betreffender Aberglaube.

Zu Sachsenburg an der Unstrut z. B. reitet man am Ostermorgen vor Sonnenaufgang die Pferde ins Wasser, die damit das laufende Jar vor Krankheit geschützt sind. In derselben Absicht wäscht man sie in Böhmen mit Wasser, das in der Karfreitagsmitternacht schweigend geschöpft ist. — Ser bemerkens-

---

*) Zauberformeln, durch welche man die Herde zu schüzen sucht, knüpfen ebenfalls an Wodansgestalten an. So beginnt eine preuszische Formel: *„Ich treibe das Viehchen auf ein grünes Wieselein aus unter die Hand des Herrn Jesu. Heiliger George, heiliger Nikolaus, heiliger Antonius nemet einen Zaum und einen Halfter und zäumt den Wolf und die Wölfin auf im grünen Hain, wo die Vöglein singen, damit diser Wolf und die Wölfin die Stimme des Viehs nicht hören und meiner Herde keinen Schaden tun!“*...

**) Dis erinnert an die Rosse der Walkyren, von deren Mänen der Nachttau troff.

***) Interessant ist, dasz auch die groszen englischen Wettrennen, welche jezt, so weit sie noch Frühlingsrennen sind, meist zu Pfingsten stattfinden, ursprünglich ebenfalls am Georgi-Tage gefeiert wurden. Die ununterbrochene Reihe der berümten Chester-Races, welche später in die erste Maiwoche verlegt wurden, und deren Preise anfangs in drei Silberglocken bestanden, wurden im Jare 1610 für den Georgstag gestiftet. Und wenn auch diser jezt in den Hintergrund getreten ist, die Lenz-Rennen, namentlich die Ascott-Frühlingsrennen, sind noch immer die vornemsten und beliebtesten Alt-Englands.

wert ist endlich auch eine schwäbische Sitte. Im Welzheimer Walde werden nämlich in der Pfingstnacht auf der Düngerstätte jedes Hauses, in welchem sich Rosse oder Rinder befinden, Tannenbäumchen oder Birkenstauden aufgepflanzt. Die Tannen beziehn sich auf die Pferde, die Maien auf das Rindvieh. Man wält gradwüchsige, junge Tannen mit schönen Wipfeln, befreit sie von den unteren Zweigen und schmückt den Stamm durch kunstreiche Schälung. So vil Pferde im Stall, so vil Tannen werden hingesezt; sind es alte oder junge Rosse, so sind auch die Tannen teils gröszer, teils kleiner. Das Rindvieh bekommt nur kleine Büsche, und zwar stallweise, nicht jedes Tier besonders. Diser Akt, der von den Bauern streng beobachtet und für höchst segenbringend gehalten wird, darf zu keiner andern Jareszeit vorgenommen werden; die aufgehende Sonne des Pfingsttags musz die Zurüstung beleuchten.

Von vil geringerer Kraft und Deutlichkeit als St. Georg, der so prächtig und farbenreich den alten Wodan-Sige repräsentirt, sind zwei andere christliche Heiligengestalten, welche ebenfalls einen Anlauf genommen, den alten Maikönig zu ersezen und deren Weihetag gradezu auf den 1. Mai fällt. Da ist zunächst **St. Philippus.** Vergleicht man disen Namen, welcher wörtlich „Rossfreund“ bedeutet, mit der Sage, dasz diser Heilige in Skythien einen wilden Drachen erlegte, so ist er allerdings geeignet, um Sigfrid-Georg und somit auch den Maikönig Wodan unter der Hülle seines Apostelgewandes zu verbergen. — Derselbe 1. Mai ist aber auch dem heiligen **Jakobus** geweiht, dem Vetter Jesu, und es ist charakteristisch für die katholische Mythologie, dasz die Sage nicht anstand, auch ihn beritten zu machen, warscheinlich damit er gegen seinen Genoszen Philippus nicht zu kurz käme. Vor Allem erscheint er auf spanischem Boden als streitbarer Schimmelreiter. Dergestalt soll er denn auch dem kastilischen Here gegen die Mauren zu Hilfe gekommen sein; und St. Jakob de Compostella ist seitdem der vornemste kriegerische Heilige der ganzen iberischen Halbinsel. — Beide Heilige, Philippus und Jakobus, gelten übrigens auch anderwärts, namentlich in Bömen, als des Rosses ganz vorzüglich mächtig, und darum laszen sich am Philippus- und Jakobustage Pferdehirten jene Erlenrinde weihen, mit der das Leitseil einer Halfter umwickelt werden musz, die im Stande sein soll, sogar den „*Hastrmann*“, d. h. den pferdegestal-

tigen Nix*) troz seines hölzernen Unterkiefers wirksam zu zäumen. —

Sommersonnenwende.

Nicht so deutlich und entwickelt wie in den Sitten und Sagen, die sich um Weihnachts- und Lenzfest gruppiren, erscheint die Gestalt des Jaresgottes Wodan in der feierlichen Zeit der Sommersonnenwende. Immerhin ist aber auch hier einiger beziehungsreicher Züge zu gedenken.

Wenn die Wintersonnenwende als Geburtszeit der Sonne galt, so schien die Mittsommernacht, von der an die Tage nicht mer zunemen, sondern kürzer werden, als Beginn des Alterns der Sonne. Sie wird kraft- und machtloser. Uralte Vorstellungen der Asiaten fasten dise Warnemung unter dem Bilde auf, dasz der Sonnenheros weibisch werde (wie z. B. *Herakles* am Spinnrocken der *Omphale***) oder dasz er seiner goldenen Hare, in denen seine Macht beruhe, d. h. seiner Stralenkrone, beraubt werde und dadurch kraftlos in der Feinde Gewalt gegeben sei (wie *Simson*, den die *Delila* verriet). Noch derber und kräftiger aber drückten die Germanen der Urzeit dieselbe Vorstellung aus. Nach ihnen verlirt in der Sommermitte der Sonnenheld nicht nur die Locken, sondern gar den Kopf, oder er trägt ihn doch nicht mer zwischen den Schultern, sondern nur noch unter dem Arme — und dis ist der Grund, warum in so unzälig vilen Sagen und Märchen, Spukgeschichten und Aberglauben, und zwar ganz besonders in solchen, welche an die Johannisnacht anknüpfen, ein kopfloser Reiter auftritt. Es ist Wodan, der in der Sommersonnenwende enthauptete! Und noch eine andere Vorstellung sezt hier an. Wie der sich durch den Tierkreis hindurcharbeitende Sonnenheros Herakles im Zeichen des Krebses weibisch wird, so erschien auch den Germanen die Sonne von der Juniwende an als rückläufig gleich dem Krebse. Und daher sind dem Rosse, auf welchem der kopflose Reiter erscheint, gewönlich die Hufeisen verkert aufgenagelt.

In hohem Grade merkwürdig ist aber die Art, in welcher die christliche Mythologie den Wodan der Sommersonnenwende zu ersezen wuste. Das in die Augen springende Abzeichen desselben

*) (Vergl. oben Wetterrosse. „Wasserrosse.")

**) Omphale heist „Nabel" und bedeutet eben den Mittelpunkt des Sonnenjares.

war seine Enthauptung. Nirgend spielt eine solche im Evangelium eine bedeutsame Rolle als bei **Johannis dem Täufer.** Und da diser Heilige (zufolge Lucas 1, 26) sechs Monate vor dem Heilande geboren sein soll, so empfal er sich durch dis Zusammentreffen allerdings zum Ersaz des Sonnenwendwodans, mit welchem der Prediger vom Jordan freilich sonst so ganz und gar nichts gemein hat. Die Kirche hat sich die Sache dann später noch bequemer zurecht gelegt. Schon der heilige Augustinus (400 n. Chr.) sagt: „Ut humiliaretur homo hodie natus est Joannes, quo incipiunt decrescere dies; ut exaltetur Deus, eo die natus est Christus, quo incipiunt crescere dies. Sacramentum magnum est!" Und zu diser astronomischen Beziehung pasten dann trefflich die Worte des Täufers: „Er (Jesus) musz wachsen, ich aber abnemen!" (Joh. 3, 30.) Auch an einer Frau, die den Enthaupteten geliebt und doch verraten hat, die also fähig war, Omphale und Delila zu ersezen, felte es nicht; und die manigfaltigen Bezüge, in welche deutsche Legende und Dichtung die geheimnisvolle Gestalt der Herodias gebracht, laszen vermuten, dasz auch für Wodan einst änliche Mythen gegolten haben mögen, wie sie sich an die Liebesverhältnisze des Simson und des Herakles knüpfen. Einer diser Züge (eine Episode des lateinischen Reinardus)*) läst dabei in wunderbarer Weise in Johannis sogar den alten Sturmgott noch erkennen. Denn als Herodias das blutende Johannishaupt auf der Schüssel getragen und mit Tränen benezt und geküst habe, da sei sie plözlich aus seinem Munde wie vom Sturmwinde angeblasen und so furchtbar hinweggestoszen worden, dasz sie noch jezt in der Luft schwebe. Seitdem heisze sie nicht mer Herodias, sondern Pharaïldis.**) — Wie mächtig bricht hier durch die Maske des christlichen Heiligen, ja durch die kosmische Vorstellung vom abgeschlagenen Sonnenhaupt die ältere und rohere von dem gewaltigen Sturmgott Wodan überraschend hindurch!

Mit dem Namen des Johannis ist nun aber auch ein uraltertümliches Kultusmoment verbunden worden, welches in bestimmtester Weise auf die Sonnenwende deutet — nämlich das Johannisfeuer. — Alles Feuer dachte man sich ursprünglich von der Sonne stammend; es ist heilig, aber der irdische Gebrauch verunreinigt es. Am Tag der Sommersonnenwende nun, wo das

---

*) Vergl. Wolfg. Menzel: „Vorchristliche Unsterblichkeitslehre."

**) Wol „*Fara-Hildis*", die farende Hilde. (Vergl. unten „Holda und die Walküren".)

Himmelslicht die höchste Höhe erreicht, um von nun an einzubüszen an Kraft und Helle, da schien es angemeszen, das im irdischen Gebrauch befindliche Feuer zu erneuern. Darum löschte man überall das Herdfeuer und entzündete an festlicher Stätte ein neues, heiliges, ein sogenanntes „Notfeuer“.*) — Dis wurde in allerurtümlichster Weise durch Reibung von Hölzern — vorzugsweise in der Nabe eines (Sonnen-)Rades — erzeugt und mit seiner Hilfe grosze Heu- oder Reisighaufen in Brand gesteckt, von denen sich dann Jedermann neues reines Feuer für den häuslichen Herd holte. Dis Feuer ist in hohem Grade segenbringend; es wird deshalb umritten, umtanzt und durchsprungen (was die Kirche auf den Tanz der Herodias bezog), ja man benuzt es zu einer vollständigen Feuertaufe, indem man das Vieh, nach Ordnung seiner Würde und seines Alters hindurchtreibt, wobei man den Beginn macht mit den Pferden und den Abschlusz mit den Schweinen. Bezüglich der Pferde ist bemerkenswert ein Notfeuer-Ritus der Ruszen, der warscheinlich auch einst in Deutschland üblich war. Sie bringen nämlich am Johannistage die Rosse zur Dorfkirche, an deren Seite man abends zuvor eine Grube mit zwei Ausgängen gegraben hat. Durch dise laszen sie die mit einem Zaum aus Lindenrinde**) aufgeschirrten Pferde eins nach dem andern hindurchgehn, wärend am andren Ausgang der Priester steht und die hervorkommenden Tiere mit Weihwasser besprengt. Hierauf müszen die Pferde zwischen zwei Notfeuern hindurch schreiten, und das Ritual schliest endlich damit, dasz die Rindenzäume in das „lebendige Feuer“ geworfen und verbrannt werden.

Herbst-Wodan.

Wir haben nunmer Wodan kennen gelernt als den Bringer weihnachtlichen Neulichts, wir sind ihm begegnet als sigreichen

*) Das „neue Feuer, wilde Feuer, Notfeuer (engl. Willfire, needfire)“ ist uraltheidnischen Ursprungs. Die Capitularien Carlomans aus dem 8. Jarhundert enthalten ein Verbot, betreffend „illos sacrilegos ignes, quod niedfyr vocant“; aber es hat nicht nur die Angriffe der Kirche, sondern selbst die Reformation, ja die modernen Aufklärungsangriffe glänzend überstanden; denn wie ein plattdeutsches Buch von 1593 vom „Nodfüre“ spricht, das sie „aus Holz sägten“, um das Johannisfeuer anzuzünden, so hat man Beispiele seiner Anwendung in Nidersachsen und England selbst noch aus unsrem Jarhundert.

**) (Vergl. Teil III. Altertum. „Urzeit.“ Tracht von Ross und Reiter; sowie Teil II. Ross und Reiter im Kultus. „Umritt und Wettritt.“)

Sonnenhelden und Maikönig; wir sahen ihn in der Sommersonnenwende auf dem Scheitelpunkte seiner Ban — nun haben wir den Himmels- und Jaresgott auch als Herbstgott und Herrn der Ernte kennen zu lernen.

Dasz unser Wodan in der Tat Erntegott war, lert schon die Erscheinung des „Schimmelreiters", sowie des „Haferbräutigams" bei den Erntefesten, namentlich der südlichen Sachsen; aber der alte Gott wird sogar noch heut unmittelbar bei der Ernte angerufen. Denn man läst z. B. in Meklenburg und der Mark bei der Kornernte einen Büschel Getreide auf dem Felde stehen, welcher der „*Vergodenteil*"*) heist. Um disen Büschel, der oben zusammengeflochten, und mit Bier besprengt wird, sammeln sich die Arbeiter im Kreise, nemen die Hüte ab, richten die Sensen aufwärts, und rufen Wodan dreimal mit folgendem Spruche an:

„Wode, Wode,
Hal dinem Rosse nu Voder;
Nu Distel unde Dorn,
Tom andren Jar beter Korn!"

Sie laszen das Aehrenbüschel also ausdrücklich für Wodans Ross stehen und hoffen dafür im nächsten Jar noch beszeres Korn zu erhalten.**) — Nach diser Ceremonie, welche „Erntesegen" heist, gibt der Edelmann den Knechten ein Gelage, das „Wodelbier". — Bier scheint überhaupt eine namhafte Rolle beim Wodansdienst und besonders bei der Erntefeier gespielt zu haben. So traf der heilige Columban seiner Zeit heidnische Schwaben bei einem solchen Opfer für Wodan, und in ihrer Mitte stand eine Kufe, welche gegen dreiszig Masz Bier enthielt. Daher war es denn bis zur Neuzeit, ja noch am Ende des vorigen Jarhunderts, z. B. im Schaumburgischen, Sitte, dasz die Schnitter, unmittelbar nachdem die lezte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begoszen, dann selbst tranken und nun, um die lezte Garbe, den „Waulroggen", entblösten Hauptes, in feierlichem Reigen tanzend, eine alte Strophe sangen, welche hochdeutsch folgendermaszen lautet:

*) *Vergodenteil* ist gleich „Für-Wodan" oder „Fro-Wodens", d. i. Herrn Wodans Teil. *Wode* wechselt vilfach in *Gode*, ein Wechsel, der sprachlich wol begründet und auch durch das Anklingen von „Gode" an „Gott" befürwortet sein mag.

**) In einigen Gegenden von Mecklenburg läst man dis Aehrenbüschel stehn für „das Pferd des Wolfes", wobei eine Vermischung der Namen und Begriffe von *Wodan* und *Roggenwolf* zu Grunde zu ligen scheint.

„Wode, Wode, Wode!
Himmelsrise weisz, was geschieht,
Immer er nider vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Garben hat er,
Auch in dem Wald wächst's mannigfalt;
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wode, Wode, Wode!"

Noch jezt tanzen am Steinhuder Mer, in Lippe und Hessen, die Schnitter um die lezte Garbe, durch welche sie einen blumenbekränzten Stab geschoben, schlagen an die Stufen und rufen: *Wauden, Wauden, Wauden!* oder sie begehen dise Erntefeier gar auf einem „Heidenhügel", indem sie hutschwenkend um ein loderndes Feuer tanzen. — Am deutlichsten tritt die uralte Verehrung Wodans, des Erntegottes, in einigen baierischen Gegenden hervor. Hier nämlich werden die stehngelaszenen Roggenbüschel zu einer Menschengestalt zusammengebunden und mit Blumen geschmückt. Dise Gestalt heist: der *Oswald* oder *Oanswald*, d. i. *Answalt*, Walter der *Ansen* oder *Asen*, der Herrscher der Götter, Wodan. Und diser Deutung gemäsz, fallen die Schnitter vor der Garbengestalt auf die Knie und beten: „Heiliger Oswald, wir danken Dir, dasz wir uns nicht geschnitten haben!" — Ganz entsprechend dem Himmelsherrn Wodan gilt denn auch in Süddeutschland der heilige Oswald als der „mächtigste Wetterherrscher", der im Zorn alles Getreide zu Boden schlagen könne, von dessen Güte also vorzugsweise das Gedeihen der Ernte abhängig sei. — In Franken ist seine Gestalt bereits verblast, und die Schar der Mäher tanzt um das geschmückte Aehrenbüschel, welches der *„Olle"* genannt wird, indem man es mit dem ganz willkürlichen Namen *St. Mäha* anruft.

„O heiliger St. Mäha,
Bescher über's Jahr meha;
Sovil Köppla,
Sovil Schöckla;
Sovil Aehrla,
Sovil Järla!"

Aber nicht St. Oswald und noch weniger St. Mäha, sondern andere und zwar wieder reitende Heilige sind es, welche ganz vorzugsweise in der Einbildungskraft und im Glauben des Volkes an die Stelle des groszen Herbstwodans traten.

Wodan stand sowol der Ernte des Winzers und des Jägers, wie der des Ackerbauers vor. Die katholische Mythologie, welche die einfachen Göttergestalten zu Gunsten ihrer Massengötterei auseinanderfaserte, hat an die Stelle des Ernte-

Wodans drei Heilige gesezt, welche mit der **Ernte** freilich an und für sich gar nichts zu tun haben, in anderen Beziehungen aber Wodan zu vertreten wol geeignet schienen, und deren Feste derart angeordnet wurden, dasz eines von ihnen mit der **Kornernte**, das andere mit der Eröffnung der hohen **Jagd**, also der Ernte des Wildes, das dritte aber mit dem ersten Trunk vom neuen **Weine** zusammenfiel. Dise drei Heiligen sind **St. Michael**, **St. Hubertus** und **St. Martin**.

St. Michael, der streitbare Erzengel, der Bekämpfer des Teufels, der „Fürst der Selen und Fanenträger der himmlischen Herscharen", dem die Apokalypse ja schon ein Ross zuerkennt, und den uns unendlich vile Heiligenbilder mit geschwungenem Schwerte auf stralendem Schimmel einhersprengend zeigen, der war allerdings vortrefflich geeignet, als ein zweiter St. Georg an Wodans Stelle zu treten.*) Als solcher ist er dem Volksgemüt auch alle Zeit nahe geblieben, sogar in Zeiten protestantischen Purificationseifers: wie denn noch 1551 die belagerten Magdeburger meinten, der Feind sähe bei ihren Ausfällen „den Helden Michael" auf weiszem Rosse vor ihnen herreiten, und ergriffe deshalb jedesmal die Flucht vor den Städtern.

Die Einfürung des alttestamentlichen Erzengels in Deutschland ist von ziemlich frühem Datum. Schon der heilige Bonifacius hat christliche Kirchen, die dort errichtet wurden, wo vorher Wodanstempel gestanden, dem Erzengel geweiht, und dis ist in der Folgezeit noch häufiger geschehn. Um aber den heidnischen Erntejubel zu christianisiren, wurde ebenfalls schon früh, jedenfalls vor dem fünften Jarhundert verordnet, das Kirchweihfest gleich nach vollendeter Ernte zu feiern, und zwar am 29. September, auf

„Sankt Michelstag
Da der Summer endespflag,
Alle die Feld berobet sind
Und das Lob der kalte Wind
Zerfüret und zerströbet!" **)

Dises Zusammentreffens wegen wird Michaelis schon in frühester Zeit ganz besonders festlich begangen worden sein, feierlicher gewisz als die Kirchweihen der Gegenwart. Die Fülle der betreffenden Festformen hier zu schildern, würde zu weit

*) Wie St. Georg in Franken, so war der heilige Michael in Frankreich lange Zeit Patron eines der edelsten Ritterorden.

**) Groszer Ausschweifungen wegen wurde die Kirchweihe später wider durch bischöfliche und weltliche Gebote vom Erntefest abgetrennt.

füren; wesentlich ist jedoch für uns: erstlich das Erscheinen des wolbekannten „Schimmelreiters“, welcher (dismal höchst passend aus Erntesymbolen, aus Rechen und Dreschtüchern, zusammengesezt) den „Schwingabend“ belebte, und ferner der weitverbreitete Aberglaube, dasz am Michaelistage (29. September) kein Getreide gesäet werden dürfe, sonst gäbe es mer Stroh als Körner. Der Festtag des Herbstgottes sollte durch Arbeit nicht entheiligt werden. Auch das deutet auf Wodan hin, dasz der Michaelistag ein wichtiger Wetterlostag ist; endlich aber karakterisirt sich die ursprüngliche Bedeutung des Erzengels durch das unmittelbare Auftreten von einem, ganz ausdrücklich Wodan geheiligten Symbol, nämlich von Pferdeköpfen, vorzüglich bei den rheinischen Erntefesten. Noch im Jare 1788 eiferte ein Pfarrer Magerus darüber, dasz die Dorfburschen zur Kirmes einen Pferdeschädel mit Kazendärmen überspannten, und neben dem Hackebret darauf schnurrten „zu teuflischem Halloh und Hopsa“. — Auch Wettrennen der Bauern erscheinen, wie bei allen Wodansfesten, zu Michaeli und haben sich namentlich in dem altsächsischen Mittellande (bei Halberstadt u. a. O.) als „Fanenreiten“ fröhlichen Ruf erworben. — Der helle Schall diser Feste musz bis über die deutsche Gränze geklungen sein; denn eben der heilige Schimmelreiter Michael, welcher zugleich als Erntegott erschien, der ist es ja wol, dem das deutsche Volk den Scherznamen „deutscher Michel“ verdankt.

Der Jubel der Ernte ist aber nur eine Seite des Herbstkarakters; das vornemste Herbstsymbol ist doch die Sense, die zugleich das Attribut des Todes ist. Das Jar stirbt im Herbst; mit ihm wird der Jargott Wodan zum Geleiter in die Unterwelt; er stellt sich an die Spize des wütenden Heres der Herbststürme, und fürt das Jar, fürt die Selen der Menschen hinab unter die Schneedecke des Winters und in den Grabhügel.*) Darum glaubt man in Süddentschland, dasz das „wütische Her“, das Wuotansher aus den Selen der Abgeschiedenen bestehe, die in langem Zuge mit dem Herbststurme durch die Lüfte zögen. „Wenn dises Her naht, so vernimmt man zuerst leisen Gesang, den Harfentöne begleiten: süsz schaurig, dasz es den Hörer bis in des Herzens Tiefen durchbebt. Das Gras der Matten,

*) (Vergl. hiemit die Stellung des Wodan-Nicolaos (oben S. 300) und weiter unten — Tod und Teufel, Hel und Hexen — die Vorstellung vom reitenden Tode überhaupt.)

das Laub des Forstes wogt und neigt sich im Mondenschein, sobald die Töne nur ansezen. Dann zieht es nah und näher, wie eine ungeheure Musik von tausend Instrumenten, und endlich bricht der rasende Orkan los, so dasz krachend selbst des Waldes stärkste Eichen brechen.“ An der Spize dises Heres aber zieht der Herbst-Wodan als Psychopompos, als Selenfürer. Er steht hier also genau in derselben Stelle, welche bei den Gräko-Italern der selenfürende Hermes-Merkur einnahm; und das war gewisz auch einer der Hauptgründe, um derentwillen die von Germanien redenden Römer den Wodan mit ihrem Merkur indentifizirten. Auch dis Hermes-Amt Wodans ist auf St. Michael übergegangen, und der ritterliche Heilige leitete nach dem Glauben des ganzen Mittelalters die Selen der gefallenen Helden in den Himmel. Darum ist in der ungarischen Volkssprache z. B. der Ausdruck für die Todtenbare allgemein: *Michael lova,* d. i. „Michaelspferd;“ vom tötlich Erkrankten heist es: „des heiligen Michael Pferd hat ihn geschlagen“, und eben darum wird Michael „Fürst der Selen“, „Fanenträger der himmlischen Heerscharen“ und namentlich auch „Dux“ genannt. Eine altberümte lateinische Hymne beginnt:

„O magnae heros gloriae
Dux Michael!
Protector sis Germaniae!“

In der Tat stand das Bild des heiligen Michael ursprünglich im Fanentuch des Reichsher-Banners deutscher Nation. Nun, unser Volk, der deutsche Michel, braucht sich nicht zu schämen, nach dem ritterlichen Erzengel genannt zu werden, der für uns zugleich eine Phase des groszen Wodan ist und der dem Volke villeicht grade deshalb so lieb wurde, weil der semitische Name „*Michael*“ genau zusammen klingt mit dem altdeutschen Wort „*michel*“, welches so vil wie „grosz, vollkräftig und stark“ bedeutet.

Der Ernte des Korns folgt im Spätherbste die Ernte des Wildes, die eigentliche Jagdzeit, deren Vorsteher, Patron und Schuzheiliger, an Wodans des groszen Himmelsjägers Stelle **St. Hubertus** geworden ist, jener *Hut-bertus*, d. h. „Hut-träger“, der sich in seinen vornemsten Attributen, wie in seinen Funktionen als ganz unmittelbar aus Wodansvorstellungen abgeleitet erweist. Und zwar nimmt Hubertus eine besonders interessante Stellung als Kalender-Heiliger ein. Nicht one Absicht ist nämlich sein Fest zu Beginn des Novembers gesezt, dessen uraltes

Kalender-Monatszeichen bekanntlich der „*Kentaure*"*), Chiron der Schütze ist, jener Schüz nämlich,

Vor dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht.

Ein solcher Schüze ist aber der Herbst. Schon die Brahmanas der Veden bringen die Sage, dasz auf *Parjapati*, den Sonnenherrn, *Rudra*, das heranziehende Novembergewölk, einen tötlichen Pfeil geschoszen habe. Ganz dieselbe Sage vom Schusz in die Sonne gilt aber auch vom wilden Jäger, vom Herbst-Wodan, der sich somit als derselbe November-Schüze darstellt.**) Dasz diser „Schüze" allezeit beritten gedacht wurde und also auch in diser Hinsicht dem Wodan entspricht, beweist seine Kentaurengestalt, derentwegen ihn die Alten auch „*Hippotes*" oder „*Eques*" nannten; und daher wird denn auch der Jagdheilige, der im christlichen Kalender an der Pforte des November steht, nämlich eben St. Hubertus, von Malern und Bildnern stets

*) Der Kentaure ist in griechischer Mythologie ein Wasser- und Regen-Symbol (vergl. oben S. 266): Schüze und Kentaure decken sich. Im orientalischen Zodiacus tritt an Stelle des Schüzen das Ross, und dis wird in orientalischen wie klassischen Sagen durch dise Stellung oft gradezu zum Symbol des Winters im Gegensaz zu dem den Sommer bedeutenden Löwen. Man erinnere sich hier auch, dasz die Römer zur Zeit der Herbstgleiche dem Mars (St. Martin) ein Ross opferten, und dasz um dieselbe Zeit die Pallas-Hippia im Rossquell badete. Von disem Standpunkt aus möge man die nachfolgende Stelle aus J. Brauns „Historischen Landschaften" würdigen, deren Anschauungsweise in ihren Consequenzen von der unsrigen freilich nicht unwesentlich abweichen dürfte. „Wir werden niemals irre gehen, wenn wir bei allen Heroen der Jagd- und Schüzenkunst (Nimrod, Rustem, Herakles, Orion etc.) typhonische Erbschaft voraussezen, und werden jedesmal finden, dasz auch die übrigen, davon weit verschidenen Merkmale stimmen. Auch der Teufel unserer Volkssage erscheint gern als Jäger und gibt Anleitung zu unfelbarem Schusz. Symbol des sagengeschichtlichen Typhon in Aegypten war das Nilpferd, von dem man erzälte, es habe seinen Vater umgebracht (Typhon den Kronos). Da es im Auslande keine Nilpferde gab, hat man sich begnügt, ein Landpferd daraus zu machen. Wie die ägyptische Rhea zur Erinnerung an den eigenen Sohn (der ihr Gewalt angetan) in den Abbildungen einen Nilpferdkopf trägt, so trug die griechische Demeter zu Phigalia einen Pferdekopf — gleichfalls zur Erinnerung an die Gewalttat, die sie von Seiten einer Typhonform (des rossgestaltigen Poseidon) erlebt. Aber nicht nur für Poseidon-Typhon, für Ares-Typhon etc. ist das Pferd eine bezeichnende Beigabe geblieben, sondern auch der germanische Teufel hat noch einen Pferdefusz. Als schwarzes Ross erscheint er im Gefolge der drei Fräulein, holt den Dietrich von Bern in die Hölle etc."

**) Wodan handelt hier gewissermaszen gegen sich selbst: Er ist die Sonne; aber er ist auch der Herbststurm, der gegen die Sonne kämpft und sie erlegt. Dergleichen Widersprüche sind bei der Vildeutigkeit ächter alter Mythengestalten ungemein häufig. Denn man darf nie vergeszen, dasz dise Vorstellungen in keiner Weise systematisch entstanden sind. — Der Schusz in die Sonne wird zuweilen vom Volksglauben auch schon in die Sommersonnenwende verlegt. Jäger, die am Johannistage einen Schusz in die Sonne tun, werden dadurch „Freischüzen", müszen aber zur Strafe ewig jagen.

mit dem Ross und zwar mit einem Schimmel, mit Wodans stolzem Sleipnir dargestellt, selbst wenn er, der bekannten Legende gemäsz, als bekerter wilder Jäger vor dem kruzifixtragenden Hirsche kniet.

Die Hubertuslegende ist indessen überhaupt nur eine Abwandlung der groszen gewaltigen **Sage von der wilden Jagd**, in welcher die eigentümliche Gestalt Wodans, des Sturmgottes, am meisten und unmittelbarsten aufbewart geblieben. Denn nachdem der Jargott mit dem neuen Licht emporgestiegen war auf die winterliche Erde, in den Kämpfen der Frühjarsstürme die Dämonen des Winters besigt und als sonniger Maikönig festlich triumphirt hatte, nachdem er dann der Ernte vorstand und den Seinen zum Abschied Brod und Wein verlieh, da musz er das Jar auch wider hinabfüren in die dunkle Nacht des Winters. Wie das Licht im Sturm geboren ward, so scheidet es nun auch im Sturm. Und wenn in der Mythe vom Wodan-Michael als dem Psychopompos, dem Selenfürer des wütenden Heres, der Tod der Natur geistig umgedeutet erschien auf den Tod der Menschen, so tritt in der Sage vom wilden Jäger unmittelbar und unverkennbar die Vorstellung jener furchtbaren Herbst-Orkane vor uns hin, die der Todeskampf des Jares sind.

Die allgemeine Gestalt der „Sage von der wilden Jagd" ist bekannt. „Oft in rauher finsterer Nacht bellen Hunde der Luft auf öder Haide, im brausenden Wald; Rosse wihern und Hüfthörner drönen, Peitschen knallen und Treiber klappern. Der Landmann kennt dise Jagd, kennt ihren wilden Fürer und bedauert den einsamen Wanderer. Um Mitternacht, wenn der Regen niderprasselt, der Sturm heult und schrankenlos durch die knarrenden, knackenden, krachenden Waldungen färt, um Mitternacht, wenn der Fuchs im sichern Bau, der Vogel im warmen Nest, der Mensch im Arm der Liebe ruht, dann braust der *Heljäger* in rasender Hast, in wirrem Getümmel zu grausiger Jagd heran. Voraus fliegen krächzende Raben, flattert die Eule „*Tutursel*", stürmen heulende Wolfshunde mit heiserem Kläffen, und dann naht der „*Wilde Jäger*" selbst auf luftigem, grauweiszem Rosse, dem das Feuer aus den Nüstern sprüht. Das Haupt des Reiters bedeckt ein groszer breitkrämpiger Hut; ein mächtiger schwarzer Mantel wallt um seine Schultern. Sturmgeschwind jagt das Gespenst vorüber, und ihm nach toben blasze Geisterscharen (einst die Walkyrien und Einherier). Dann folgen zallose Schatten erlegten Wildes, und vier Männer, die einen blutenden Eber

tragen, schlieszen den wüsten Zug. — Wer ihm aus dem Wege geht, oder, noch beszer, sich mit dem Antliz platt auf den Boden wirft, dem widerfärt selten Uebles; wehe aber dem, der der Wilden Jagd neckend oder hönend nachruft, oder gar Wodans Jagdgeschrei zu widerholen wagt. Dann stürzt auf einmal ein ungeheurer Reiter nider und würgt den Spötter mit kalter Faust; oder ein Pferdeschinken saust herab, zerquetscht den Unglücklichen wie ein Meteorstein oder bleibt an ihm kleben, und eine Donnerstimme ruft:

„Hast du mit helfen jagen,
Must auch mit helfen tragen!“

Befindet sich der verwegene Spötter im Hause, so färt ein glänzender Rosshuf durch's Fenster und erschlägt ihn, wärend eine schreckliche Stimme das ganze Gebäude in den Grundfesten erschüttert.

Die Rosskeule, welche der wilde Jäger wirft und die sich, wenn der Wode gnädig gesinnt ist, zuweilen am andern Morgen in Gold verwandelt, ist zunächst wol eine Erinnerung an die einst dem Wodan gebrachten Rossopfer, von denen natürlich auch die Opfernden ihr Teil beim Schmause erhielten, um durch den Genusz des heiligen Mals ihre mystische Vereinigung mit dem Gotte darzustellen. Auszerdem aber bedeutet jene herabstürzende Keule, die immer stark „nach Schwefel“ riecht, sowie der durch's Fenster stoszende Rosshuf jedenfalls den Bliz; und das Geschrei Wodans, das erschütternde Gebrüll, das den Wurf begleitet, erklärt sich dadurch von selbst als der Donner. — Noch deutlicher aber erkennt man die Reste elementarer Sturm- und Gewitterbilder, wenn man auch den Gegenstand der Jagd in's Auge faszt. Diser ist nämlich bald ein koboldartiges Wesen, das „*Blizkerlchen*“, bald ein geisterhaftes, nacktes Weib mit schneweiszen Brüsten: die „*Windsbraut*“ (d. h. der dem gröszeren Sturm vorauffarende Wirbelwind). Diser Windsbraut sezt der wilde Jäger siben Jare nach, bis er sie ereilt und, quer über das Ross geworfen, heimbringt. — Häufiger aber noch als dise Gestalten jagt Wodan „wilde Rosse“, also die alten wolbekannten Abbilder der Sturmwolken, und holt er sie ein, so besteigt der Sturmgott auch wol die erjagte rossgestaltete Wasserfrau zu eilig dahinbrausendem Weiterritt. — An disen Zug der Sage hat später eine ungemein ergiebige Vorstellungsreihe des Hexenaberglaubens angeknüpft, der wir weiter unten nähere Betrachtung widmen werden. Hier wollen wir nur auf

einige in ihrer mythischen Beziehung reiner gehaltene Lokalsagen hinweisen, namentlich auf die von der Harzer Rosstrappe, deren merere die Flucht einer geängsteten Königstochter schildern, die, von einem risenhaften Reiter (König Bodo) gejagt, über das Bodetal sezt. Beim furchtbaren Sprunge prägte ihres Rosses Hufschlag sich dem Felsen unauslöschlich ein. — Hier ist das allgemeine Bild von dem die Wolkenfrau jagenden Sturmgott zu einer lokalisirten und personifizirten Sage weiter entwickelt, und unverkennbar stellt sich in König Bodo der wilde Jäger Wodan dar.*)

Deutlich tritt auch in Wodans Ross, in *Sleipnir*, die Vorstellung vom Sturmrosse hervor, wenn es heist, der wilde Jäger pflege sein Pferd an bestimmten Stellen zu füttern oder grasen zu laszen, und an solchen Orten wehe ein fortwärender Wind, oder wenn man meint, dasz das Wihern dises Rosses Veränderung der Witterung vorhersage.

Es würde über die Gränzen unserer Abhandlung hinausfüren, wenn wir die Reihe mythischer und historischer Gestalten betrachten wollten, die sich an den wilden Jäger lenen. Der Samiel der Freischützsage, welcher auch auf der modernsten Büne nicht one gewaltigen Mantel und Breithut aufzutreten wagen würde, der schon genannte deutsche St. Hubertus, wie der schottische Robin Hood (d. i. Ruprecht-Hutträger, also eine ganz genaue Bezeichnung Wodans), ferner eine lange Reihe unersättlicher Jäger, welche zur Strafe noch nach ihrem Tode weiter jagen müszen, und endlich auch eine schöne Folge historischer Gestalten: Herodes und Artus, Karl der Grosze und Karl der Quinte, ja sogar Gustav Adolph und der alte Fritz, sowie vile andere weniger erlauchte Figuren**) —

---

*) In meren Gestalten diser Sage (Kuhn und Schwartz No. 193) wird die fliehende Hünentochter Brunhildis genannt — Dis aber ist der Name einer Walkyre, und zwar derjenigen, welche Odhin, da sie gegen seinen Befel einem Helden den Sig verschafft, verfolgt, ereilt und mit dem Schlafdorn rizt. (Vergl. unter: Hosda und die Walkyren.)

**) Selbst mit dem ewigen Juden hat der rastlos stürmende wilde Jäger gemeinschaftliche Züge. Denn im Harz erzält man: als unser Herr Jesus aus einem Flusse habe trinken wollen, da habe ihn der wilde Jäger fortgejagt und gemeint, aus einer Pferdetrappe, wo sich Wasser gesammelt, da könne er seinen Durst löschen. Dafür musz er nun ewig wandern und jagen und sich von Pferdefleisch nären, und wer ihm nachruft, den ereilt er und zwingt ihn, ebenfalls Pferdefleisch zu essen. (Ueber disen lezten Zug vergl. Teil I. S. 188 und unten: Ross und Reiter im Kultus. „Rossopfer.") Vilfach deckt sich auch Rübezal mit dem wilden Jäger, und besonderer Berümtheit geniest der Rodensteiner, dessen wir weiter unten (Tod und Teufel, Hel und Hexen. „Der Tod.") noch näher gedenken werden.

sie erscheinen sämmtlich bald in diser, bald in jener Gegend als Fürer der wilden Jagd, und sind als solche allemal umgewandelte und getrübte Gestalten des düstern Gottes der Herbststürme, Wodans des Weltjägers.

Die Vorstellung von Wodan, als dem wilden Jäger, ist offenbar eine der ältesten und rohesten, aber darum freilich auch handgreiflichsten und dauerhaftesten von disem Gotte. Sie ist unabhängig geblieben von der Christianisirung desselben in der Gestalt des heiligen Hubertus, der daher unter den Herbstheiligen eine zwar vorneme, aber doch nicht die erste Stelle einnimmt.

Tiefer als St. Hubertus, ja tiefer noch als des Erzengels Michael erhabene Gestalt, hat sich vilmer die des **heiligen Martin** in das Gemüth des Volkes eingeprägt, das auch in ihm eine Form des altheimischen Wodan liebt und verert.

St. Martin gilt meist als der eigentliche Schuzheilige der Reiter. Das Volksrätsel fragt: „*Welches sind die vornemsten Heiligen?*“ und antwortet: „*St. Georg und St. Martin, denn sie reiten, wärend die andern zu Fusze gehn!*“ Die Legende, dasz St. Martin Krieger gewesen, ist freilich sicherlich aus seinem Namen entsprungen, welcher „der Ritterliche“ bedeutet, und *Martinus*, der zuerst auf romanischem Boden zu Hause war, ist dort nichts als ein christianisirter *Mars*. Mars ist aber auch in den antiken Vorstellungen Reiter. Bei den Griechen hatte Ares den Beinamen *Hippias*, wärend der römische Name *Mars* sogar mit nicht geringer Warscheinlichkeit auf die uralte Bezeichnung des kriegerischen Rosses selbst, auf „*mar*“ zurückzufüren sein dürfte.

Wie St. Georg in Franken, so wurde St. Martin am Rhein, namentlich in Mainz, als dessen Schuzheiliger er gilt, Patron eines ritterlichen Bundes. Er hatte ja der Legende nach als wackerer Krieger unter zwei römischen Kaisern gedient und wird stets zu Pferde dargestellt, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerschneidet, um ihn mit einem frierenden Bettler zu teilen; er eignete sich also ganz vortrefflich zum Beschützer und Vorbilde ritterlicher Hingebung und Selbstaufopferung.

Die Beziehungen zu Wodan liegen nah. Zunächst ist Wodan, wie wir erwänt haben, als Gott des Sturms auch Schlachtengott; und ein Heiliger, der den Mars vertrat, konnte daher auch ser wol an seine Stelle treten. Aber es gab auch noch feinere und nähere Beziehungen. Schon die erwänte Mantellegende muste ja an den „Mantelträger“, den „Hakel-

bärend“ des alten Glaubens, manen und die Identificirung des „Reiters Martin“ mit dem reitenden Wodan einleiten, der selber, vilen und weitverbreiteten Mythen zufolge, auch seinen Mantel Bittenden als „Wunschmantel“ verlieh.*)

Durch Gründung viler Martinskirchen gewönte sich das Volk an die Gleichstellung beider Gestalten, und manch alter Heidenglaube verlor sich in die Legende. Noch jezt werden die Krähen und Raben, Wodans weise Vögel, welche fast allein noch im Herbste die Felder bevölkern, „Martinsvögel“ und in demselben Atem „Godeshäner“ genannt. Im Jare 590 wurde „heidnischer Unfug“ bei der Martinsfeier verboten; aber das half wenig, und selbst die Fürsten des Volkes scheinen mer den Schlachtengott, als den milden Gabenspender in dem Heiligen anerkannt zu haben. — Wenn die Merowingischen Könige in die Schlacht ziehen wollten, so beteten sie zunächst am Grabe des heiligen Martin um Sig, und dann wurde sein Mantel aus der Kapelle geholt und dem Here vorgetragen, sodasz Martin Fanenheiliger ist, wie Michael. Diser aber für die himmlischen Herscharen, jener für die irdischen.

Der kriegerische Karakter Martins stand also von Alters fest. Nun kann sich der Deutsche einen Reitersmann one eine wackre Kriegsgurgel gar nicht denken, und da man just um Martini den ersten neuen Wein trinkt, von dem man einst dem erntespendenden Wodan den ersten Becher geweiht, seine „Minne“, sein Andenken getrunken hatte, so trank man jezo „Martinsminne“, und das launige Sprichwort jubelte: „Heb an Martini! Trink Wein ad circulum anni!“ Aber wie einst bei den Wodansfesten, so trinkt sich noch heut das Volk in manchen Gegenden (z. B. im Böhmerwalde) am Martinstage „Schönheit und Stärke“ zu. — In seinen Göttern spiegelt sich der Mensch! Daher kam St. Martin bei den Deutschen gar bald in den Ruf eines Zechers; wer sein Gut verpraste und vertrank, wurde ein „Martinsmann“ gescholten; ja selbst die Freiwilligkeit der Mantelgabe, des Fortschenkens der Tunika des Heiligen, wurde nun schelmisch in Zweifel gezogen, und das Volkslied sang:

*) Solch ein Wunschmantel ist z. B. der des Faust. Immer ist der Begriff zauberschneller Ortsveränderung mit ihm verbunden, ganz entsprechend der ursprünglichen mythischen Bedeutung des Göttermantels als der umhüllenden und doch so schnell dahin eilenden Wolken. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!“ (Vergl. unten: „Wodan-Sleipnir. „Wunschrosse.“)

„St. Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam
Und hatt' doch keinen Pekuniam
Drum must er laszen Tunikam!“

Denn so grosze Milde, wie die der Martinslegende, bleibt ja nun einmal den meisten Menschen unverständlich, und von ihren Gaben gilt nur allzu oft das traurige Sprichwort: *„Du heiliger St. Martin! sie opfern Dir einen Pfennig und stelen Dir ein Pferd!“* *)

Wie zu anderen Jareszeiten ist Wodan auch zu Martini ein Schuzpatron des Viehs, namentlich der Pferde, daher es denn z. B. in der Chronik von Schneeberg heist: „Da sasz am Mertenstag der heilige Merten auf einem Pferd, welchen die Bauerweiber als einen Patron des Viehes sonderlich ehreten und dabei Geld und anderes opferten“ — woraus man zugleich sieht, dasz die Herren Geistlichen, die sich untereinander so gern mit dem Namen des „Martinsmanns“ neckten, es verstanden, ihre Auslagen für einen guten Keller pünktlich wider einzubringen. — Eine Verordnung Karls des Groszen befielt, ihm die Folenernte des Jares: die Füllen seiner Stutereien am Martinstage nach der Messe zur Besichtigung vorzufüren.

Dise Beziehungen Martins zu den Rossen treten sogar in unmittelbare Verbindung mit seinem Patronat der Weinernte. Ein schönes Beispiel davon ist die Auffart des Martinsmannes zu Schwerin, welche bis zu Anfang des laufenden Jarhunderts Statt hatte.

Die Reichsstadt Lübeck war nämlich seit uralter Zeit verbunden, zu Martini den ältesten Ratsdiener als „Martinsmann“ an das Schweriner Hoflager zu senden, um dem Herzoge ein Om Rheinweinmost zu überbringen. Auf offenem Wagen, unterwegs allerlei kleine Gaben spendend, von vier raschen, schönen Pferden gezogen, legte er die Reise zurück. Angekommen fur er in festlichem Aufpuz und von den Wachen militärisch begrüst zur Burg, in deren Hof er ein feierliches Kreisfaren veranstaltete. Dann hielt er und übergab des Herzogs Vogt „aus nachbarlicher Freundschaft und Ergebenheit“ das Om Wein, wärend der Vogt versicherte, es geschehe das nicht aus guter Ergebenheit, sondern aus Pflicht und Schuldigkeit. — Nun ward der Wein

*) „Heiliger St. Martin! Dis lebendige Opfer geb' ich Dir!“ sprach die Frau, als ihr der Falk das Hun entfürte. — Man vergleiche hiermit auch die an die Martinssage anklingende Anekdote von Münchhausen, der einem nackten Bettler seinen Mantel vom Pferde herab wirft und dem dafür eine Stimme von Oben zuruft: „Hol' mich der Teufel, mein Son, das soll Dir nicht unvergolten bleiben!“

gekostet, nicht minder aber wurden durch Sachverständige Pferde und Wagen auf das Genaueste untersucht, ob auch irgendwo der allergeringste Feler anzutreffen sei. Fand sich da auch nur ein lockerer Hufnagel, oder ein schadhafter Riemen, so waren Pferde und Wagen sogleich dem herzoglichen Hause verfallen. In den Jaren 1670, 1706, 1712 sowie 1755 wurden dergleichen Mängel entdeckt, Pferde und Wagen für verfallen erklärt, aus herzoglicher Milde jedoch, wiewol unter feierlicher Verwarung gegen die Unverlezbarkeit des alten Herkommens, wider freigegeben. — Diser wunderlichen Sitte dürfte kaum etwas Anderes zu Grunde ligen, als eine uralte Kultusgabe an den Wodan-Swantewit jener einst westslawischen Lande, die aus Wein und Rossen bestand und deren Erhebung von der Priesterschaft auf den Landesherrn übergegangen war.

Der Martinstag, der 11. November, gilt an vilen Orten auch für Winter-Anfang und wird durch hellleuchtende Festfeuer verherrlicht.*) Wenn's um Martini schneit, sagt man in Schlesien: *„Der Märten kommt auf seinem Schimmel geritten“*; wie am Georgstag werden auch zu Martini vilerorts (namentlich in der Oberpfalz) die Rosse um eine Martinskapelle gefürt und vom Priester gesegnet; und ser häufig stellt man den Heiligen an seinem Feste auch geradezu als „Schimmelreiter“ dar, und zwar ganz in derselben Weise wie zu Weihnachten oder zu Pfingsten. Und wie zu Weihnachten werden auch die Kinder mit Aepfeln und Nüszen beschenkt, vorzüglich jedoch mit „Martinshörnern“, einem Gebäck, dessen Form die der Hufeisen des Rosses nachamt, auf welchem Wodan-Martin reitet. Aber auch die Erwachsenen kommen nicht zu kurz; sie schmausen zum Martinstrunke die Martinsgans. *„Isz gans Martini, wurst in festo Nicolai!“* ist ein alter Spruch, und er hat seine Begründung nicht nur darin,

„Weil die Gäns' alsdann recht flück in vollem Fleische stehn,
Auch von der Weide ab und in die Ställe gehn,“

sondern auch darin, dasz die Martinsgans ein zum Jaresgotte Wodan gehöriges, oder doch ihm leicht zu gesellendes uraltes mythologisches Naturbild, nämlich das Bild der Sonne ist.

Denn in des Aethers azurblauem Mere,
Das wonnevolle, glanzerfüllte Wogen

---

*) Die Asche diser „Märtensfeuer“, auf die Felder gestreut, soll sie vor Schneckenfrasz schüzen.

In unergründlich tiefen Räumen rollt,
Da schwimmt (so schauten's einst die Alten an)
Der schönste Wasservogel aller Welten,
Da schwimmt die Sonne leichtgeflügelt hin.
Der Süden nannte lieblich sie den Schwan,
Der rauhe Norden grüste sie als Gans,
Die dem bescheidnen Sinne schön erschien.
Und dises Sonnenvogels leichten Flug,
Der auf der feuchtverklärten Himmelsban
Im Herbst sich tief und immer tiefer senkt,
Den trifft zu Tod des Weltenjägers Pfeil.
— Doch wie um Abschied von der Sonnengans,
Der winterlich verblutenden zu nemen,
Verordneten die Alten sich ein Fest,
Ein Sonnenfest, novemberlich zu feiern.
Da griffen sie von ihrem Hofe auf
Lebend'ges Sinnbild jenes Himmelsvogels
Und rupften es und brieten's, und der Gottheit
Mit frommem Mut als Opfer brachten sie's. —
Und weil's nun einmal Menschensitte ist,
Das Sinnbild eines Gottes zu verspeisen,
Wenn man sich mystisch ihm vereinen will,
So taten's unsre Alten mit der Gans
Denn auch nicht anders. — Zechend saszen sie
Am stürmischen Novemberabend froh
Zu feierlichem Opfermal beisammen.
— Wenn dann das Sonnensinnbild, wol zerlegt,
Im eignen Fette schwimmend, sie entzückte,
Dann ward's den Schmausenden von Herzen wol,
Und Manchem kam der kez'rische Gedanke:
Ein Vogel auf der Schüssel sei am Ende
Noch vorzuziehn dem Vogel hoch im Blauen —
Und von der Sonne schied man voll von Trost.

Wodan im Hügel.

Man sieht: an den Jaresgott Wodan knüpfen sich die verschiedenartigsten Gestalten! Von den ernsten Todesgöttern zu der lichten Heldengestalt des Drachentöters, von der dämonischen Macht des wilden Jägers bis zu dem in einigen Zügen an's Burleske streifenden Zecherfürsten St. Martin — immer geht man in ein und desselben Gottes Geleite, ja man verert ihn sogar in seiner primitivsten Form als *atasa*, als „wehenden Hauch", als den „*Wind, das himmlische Kind*" noch in unseren Tagen, und selbst geopfert wird ihm als solchem noch heut. Um ihn freundlich zu erhalten, „füttert" man in Kärnten den Wind, indem man eine hölzerne Schale mit verschiedenen Speisen auf einen Baum stellt und Heu in die Luft wirft, als Wegzerung für den *Windreiter* und für *Windreiters Ross*. In anderen Gegenden, z. B. in Schwaben, wirft man ihm eine Handvoll Mel entgegen mit dem Ausruf:

„Da Wind, hast Du Mel für Dein Kind; aber aufhören must Du!“ und so sucht man in ganz erstaunlich altertümlicher und kindlicher Weise den Gott im Elemente zu beschwichtigen. — Aber neben disen rückständigen, naivsten Vorstellungen entwickelten sich die erhabensten und umfaszendsten Anschauungen, die, um sich selbst genug zu tun, auch über das Bild des die Sonne und die Selen hinabgeleitenden Herbstwodans noch hinausgehen und die Continuität des göttlichen Prinzips, die Unsterblichkeit, zum Ausdruck bringen musten. Denn sobald Wodan im Volksbewustsein vom bloszen Sturmgotte zum allgemeinen Himmelsgotte geworden, da hatte er sich so hoch über das rohe Naturwesen, von dem er ausgegangen war, erhoben, dasz man nun vorzugsweise einen Segenspender in ihm erblickte, und wol noch die das Jar abschlieszenden Herbststürme, aber nicht mer den wirklichen Winter mit ihm in Verbindung brachte, dise trostlose Zeit, in welcher alles Leben erstirbt, die Sonne nur tiefer und tiefer hinabsinkt, die Tage immer kürzer und kürzer werden, und der Tod zu herrschen scheint. — Darum dachte man sich Wodan von den Herbststürmen bis zu Weihnachten ruhend. Als Aufenthalt des schlummernden Gottes betrachtete man, und das erscheint als eine höchst natürliche Vorstellung, die gewaltigen Wolkenberge, welche der Spätherbst am nordischen Himmel emportürmt.

Dise tiefsinnige mythologische Anschauung wurde jedoch bald wider auf die Erde übertragen, sodasz man Wodan in irdischen Bergen ruhend dachte. So sizt er zu Cochstädt im Berge als *Hackelberg* auf seinem Schimmel und bewacht Schäze (d. i. ursprünglich die Wintersat), und in Pommern erzält man gar, dasz der Schimmelreiter sich wärend der Zeit, wo er nicht jage, in einen Feldstein verwandele. Als solcher läge er still am Wege; aber man könne ihn daran erkennen, dasz die Pferde vor ihm scheuten und nicht vorüber wollten.*) — Das „Ruhen im Berge“ hatte nun aber bei unsern Altvordern eine ganz bestimmte Bedeutung. „Im Hügel sizen“ hiesz sovil als begraben sein. Wodan im Hügel, war also der Begrabene;

---

*) Wunderbar übereinstimmend hiemit ist ein Zug griechischer Mythe. Poseidon, der Schöpfer des Rosses, wurde zugleich als „Pferdescheucher“ gedacht. — Zu Nemea war über der Biegung der Rennbau ein feuerrot schimmernder Stein, welcher die Rosse scheu machte. Welchem Gotte er eignete, erkennt man, wenn man sich erinnert, dasz zu Olympia am Anfang des verlängerten Schenkels der Rennban ein Altar stand, auf dem die Wagenlenker dem Pferdescheucher (ταράξιππος) opferten, auf dasz er ihnen gnädig sei.

er war indes auch der der **Auferstehung** entgegenharrende, jener Auferstehung, die ihm mit dem weihnachtlichen Neulicht sicher kam. Da Wodan aber nun auch, wie wir gesehen haben, **Selenfürer**, Fanenträger der Abgeschiedenen ist, so lag nahe, die in den Herbststürmen von ihm entfürten Selen in derselben Weise wie den Gott selbst, und unter seinem Vorsize im Wolkenberge, ruhend zu denken. Dise Vorstellung hat in der „Edda" zu der schönen Anschauung gefürt, dasz in Walhalla, der Wolkenwonung des himmelbeherrschenden Schlachtsturmgottes, sich aller im Kampf rumreich gefallenen Krieger Selen sammelten, um hier einst unter des Gottes Vorkämpferschaft die Schlacht der „Götterdämmerung" auszufechten. Auch in Deutschland lebte dise Vorstellung, ja sie hatte noch eine besonders liebenswürdige Vertiefung erfaren, indem man die **Sterne** als die Selen der Abgeschiedenen auffaste, die der Himmelsherr um sich versammelt. Darum meint ein schweizerisches Rätsel, dessen Auflösung „der Sternenhimmel" ist: *„Der Muot (Wuot) mit dem Breithut hat mer Gäste, als der Wald Tannenäste."* — Im Allgemeinen aber herrscht doch in **deutscher** Sage, soweit sie uns erhalten ist, die schon entstellte Form des Mythus vor, die den Gott in **irdischen** Bergen ruhen läst, und grade in diser Gestalt hat sie eine ungemein reiche Entwicklung erfaren, indem sie hundertfältig lokalisirt und — grade wie der Mythus von der wilden Jagd — **historischen Lieblingsgestalten** des Volkes auf's Innigste verbunden wurde.

An vilen Orten Deutschlands nämlich weisz man von einem **Kriegsher, das in dem Berge schläft**, mit irgend einem Helden an der Spize, sei es Carolus Magnus, Heinrich der Vogler oder Otto der Grosze, an dessen manches Jarhundert durch innegehabte Stelle im Kyffhäuser später Friedrich Rotbart trat. Jedermann in Norddeutschland ist bekannt, wie **Barbarossa**, unten im Berge mit seinen Helden schlummernd, jenes Auferstehungstages harrt, an dem die Raben (Wodans Vögel) nicht mer um den Berg fliegen werden, und jeder Süddeutsche hofft auf den Tag, an dem der Kaiser **Karl** an der Spize eines gewaltigen Heres aus dem Untersberge bei Salzburg hervorbrechen wird, um die lezte aller Schlachten zu schlagen.

Und dise Sagen entsprechen urältesten Vorstellungen aller indogermanischen Völker. — Im äuszersten Westen des Meeres glaubten die Alten den **Chronos**, den Urgott, in tiefer Höle schlafend, umschwärmt von Vögeln, die ihm Ambrosia zutragen,

und umgeben von seinen alten Dienern. Einst werde er erwachen und das goldene Zeitalter widerbringen.*) — Britischem Glauben nach schläft ebenso auf der Insel Owalon der mythische König Arthur und wird einst erwachen, um die Kelten wider emporzuheben zur ersten Macht der Welt. — Unaustilgbar lebt bei den Portugiesen der Glaube an den „verborgenen Fürsten“ (*o prencipe encubierto*), der auf ferner Insel unterirdisch lebe, einst aber widerkeren und sein Volk erhöhen werde.**) Die Herstellung der Macht und Grösze wird aber überall durch einen ungeheuren Kampf geschehen, und zu disem Kampfe bedarf es wie der Männer, so auch der Rosse. Die Notwendigkeit der lezteren wird besonders in germanischen Sagen betont.***) Ihnen zufolge sind zugleich mit dem Gott und den Helden auch ihre Pferde eingeschloszen†), die rasseln gewaltig mit den Ketten und in ihren Krippen ligt statt des Heus das alte Todessymbol, der Dorn. Aus solchen Bergen flieszen Quellen von Farbe und Geruch der Mistjauche. Sie rüren von den Rossen her, die der Reihe nach gesattelt in den Felsen stehen; und nicht selten werden Knechte in den Berg gerufen und aufgefordert, die Stände des Stalls zu reinigen. Sie erhalten gewönlich den Pferdemist zum Lon, der sich nachher in Gold verwandelt.††) Auch Beschlagschmide ruft man in den Berg. Ein solcher, der dort one Feuer schmiden muste und zum Lon die sich später in Gold verwandelnden Hufspäne empfing, stiesz beim Beschlagen einen der im Sattel schlummernden Ritter an; da erwachte der und frug: „Ist es schon Zeit?“ — als er aber keine Antwort empfing, senkte er das Haupt auf seines Rosses Hals und entschlief von neuem. — Zuweilen sind auch Schmide mit im Berge eingeschloszen und manen dann ihrerseits ser deutlich an den den Hammer fürenden Gott

*) Plutarch in der Abhandlung vom Mondgesicht.

**) Vergl. v. Döllinger: „Weissagungsglaube und Profetentum in der christlichen Zeit.

***) Verwandte Züge erscheinen aber auch bei anderen Völkern, z. B. in der herodotischen Mythe von der Schlangenjungfrau, die des Sonnenheros Herakles Pferde geraubt hat.

†) Vergleiche hiemit die göttlichen Rossehüterinen Holda und Ilse.

††) Das Wasser in den Wodansbergen scheint überhaupt schlecht zu sein, denn der Gott, resp. sein Stellvertreter, sieht sich veranlast, gelegentlich anderswo zu tränken. Die Nürnberger wenigstens erzälen, dasz sich in jeder Walpurgisnacht in dem tiefen Brunnen ihrer Burg ein eisernes Tor öffne, aus dem Kaiser Karl hervorreite, der vom Karlsberge bei Schnipling komme, um Wasser zu holen für seine Rosse.

Donar, der ja auch bei den Umzügen der „Zwölften" als Schmid in Wodans Geleit erscheint. So soll im Kyffhäuser bei *Wodan-Barbarossa* auch der Schmid *Boldermann* (d. i. Poltermann, also der Donnernde) sizen, um des Kaisers Pferde zu beschlagen. — In andren Fällen endlich reiten die Helden hervor aus dem Berge, um ihren Rossen neue Eisen zu gewinnen. Zu Grumbach am Schnellert z. B. soll ein Schmid gewont haben, bei dem der ausreitende Geist des *Rodensteiners* die Pferde habe beschlagen laszen, grade wie die „Inga Bandasonar Saga" von *Odhinn* erzält, dasz er zu Pislir bei einem Schmid eingekert sei und Herberge und Hufeisen begehrt habe. Ser änlich ist auch die Helgolandsage:

Der schnelle Reiter.

Meister Oluf, der Schmid auf Helgoland,
Verläst den Ambos um Mitternacht;
Es heulet der Wind am Meresstrand,
Da pocht es an seine Tür mit Macht.

„Heraus, heraus, beschlag mir mein Ross,
Ich musz noch weit und der Tag ist nah."
Meister Oluf öffnet der Türe Schlosz,
Und ein stattlicher Reiter steht vor ihm da.

Schwarz ist sein Panzer, sein Helm und Schild,
An der Hüfte hängt ihm ein breites Schwert;
Sein Rappe schüttelt die Mäne gar wild,
Und stampfet mit Ungeduld die Erd'.

„Woher so spät? Wohin so schnell?" —
„In Norderney kert ich gestern ein;
Mein Pferd ist rasch, die Nacht ist hell,
Vor der Sonne musz ich in Norwegen sein!"

„Hättet Ihr Flügel, so glaubt' ich's gern!" —
„Mein Rappe, der läuft wol mit dem Wind.
Doch bleichet schon da und dort ein Stern:
Drum her mit dem Eisen und mach' geschwind."

Meister Oluf nimmt das Eisen zur Hand;
Es ist zu klein, — da dent es sich aus.
Und wie es wächst um des Hufes Rand,
Da ergreifen den Meister Angst und Graus.

Der Reiter sizt auf, es klirrt sein Schwert;
„Nun. Meister Oluf, gute Nacht!
Wol hast du beschlagen Odins Pferd;
Ich eile hinüber zur blutigen Schlacht!"

Der Rappe schiest fort über Land und Mer,
Um Odins Haupt erglänzt ein Licht;
Zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
Sie fliegen schnell und erreichen ihn nicht. (Schreiber.)

Ueberall erkennt man die Sorge um des unterirdischen Herrschers und seiner Gesellen Rosse, sei es auf schweifendem Ritt, sei es im schlummernden Hügel; und unzweifelhaft sind die Rosse, um welche es sich handelt, ursprünglich Wodans Wolkenrosse.

Auch ihre Zal zu vermeren, ist der unterirdische Herscher eifrig bestrebt, und die Sagen aller germanischen Völker wiszen von wunderbar geheimnisvollen Rosskäufen zu erzälen, die irgend ein Greis für das schlummernde Her besorgt. Eine solche Sage ist die folgende:

Durch den Wald hin ritt der Müller,
Will verkaufen seinen Schimmel;
Finster ist's, kein Mondenschein,
Und die lieben Sternelein
Halten sich verborgen.

Aus dem Busch tritt da ein Alter:
„Müller, mag dich Gott erhalten:
Ist der Schimmel dir nicht feil?
Vierzig Taler sind dein Teil,
So du ihn willst geben.“

Voran geht der Alte schnelle,
Und der Müller folgt zur Stelle;
„Schau' hier an das Felsenhol,
Hier ist unser Stall so wol:
Folge mit dem Schimmel.“

Sag' was sollen all' die Rosse
An die Krippen angeschlossen
In dem ungeheuren Raum;
Und darneben Sattel, Zaum:
Geht es bald zum Reiten?

Sag', wer ist dort eingeschlafen
Auf der weiszen Marmortafel?
Und sein Bart wie Feuersglut
Wächst ihm durch den festen Tisch:
Sag' es mir, du Alter?

„Der da schläft, ich will ihn nennen:
Sollst den röm'schen König kennen!
Wenn es an der rechten Zeit,
Wacht er auf und sein Geleit,
Auf wol zu den Waffen!

All' die Ross' in disen Hölen,
Vile tuen uns noch felen,
Laufen dann in weiter Welt,
Wo der Herr die Fane hält,
Unser röm'scher König!“ *)

Der Alte, welcher in diser Sage auftritt, ist, dis ergeben eine Menge von Analogien, ursprünglich Wodan selbst. Der Gott erscheint also, um Rosse für das unterirdische Her der Toten anzukaufen; starben nun irgend Jemandem unvermutet tüchtige Pferde, so lag der Gedanke nahe: sie seien für das Totenher geraubt, der Gott, der im Dunklen haust, habe sie für die Seinen gestolen. — Und hier knüpft die wunderbare Vorstellung von Wodan, dem Rossediebe, an, die zwar eine klassische Parallele in den Mythen von Hermes-Merkur hat, die aber dem modernen Menschen, der den Begriff „stelender Götter“ nicht faszen kann, stets etwas Widerwärtiges haben wird, so lange er sich nicht klar macht, dasz es sich ursprünglich um das Heranziehen kleiner Wolkenrosse an die dunkle Wolkenburg des Spätherbstes handelt.

Im Bereich der eigentlichen nordischen Mythologie begegnet uns Wodan übrigens nirgends in der bedenklichen Beschäftigung des Rossediebes. Im Gegenteil ruft er (wie schon

*) Aenlich kauft, englischer Sage zufolge, ein Mönch Rosse für das unter der Heide von Alderbey-Edge schlafende Her

an anderer Stelle erwänt) als Färmann „Harbart" dem Asathor zu:

„Man widerriet mir, Strolche und Rossdiebe zu faren,
Nur erliche Leute und die mir lange kund sein."

Aber das alte Sprichwort: „man sucht Niemanden hinter einem Strauche, hinter dem man nicht schon selbst geseszen", scheint sich hier mit Grund auf Wodan anwenden zu laszen, denn die deutsche Volkssage wimmelt von Rossdiebstalerzälungen, die ganz zweifellos auf Wodan zu beziehen sind und die eine Erklärung nirgends als in den eben dargestellten Rosseerwerbungen für das unterirdische Her finden dürften.

Bei Betrachtung der eigentümlichen kulturgeschichtlichen Stellung des Pferdediebstals (Teil I Seite 141) haben wir eines Meisterdiebes erwänt, der als „Sonnenwendfeuermann mit dem Breithut" ein schneeweiszes Pferd stielt. Der Name wie die Attribute dises Meisterdiebes laszen schon keinen Zweifel, dasz man es mit Wodan zu thun habe*); aber es gibt Gestalten, die sogar noch deutlicher als jene auf den alten Gott zurückweisen, so namentlich ein Meisterdieb westfälischer Sage, der berümte „Johann Hübner".

„Der war einäugig; aber er sah mit dem einen Auge ser weit durch's ganze Land umher; wenn er dann einen Reiter sah, da rief er: „Holoh! da reitet ein Reiter! ein schönes Ross!" Dann zogen sie hinaus, gaben acht, wann er kam, namen ihm das Ross und schlugen ihn tot." Mit groszer Mühe haben ihn endlich Fürst und Bauern besigt, doch erscheint er noch oft um Mitternacht; „mit seinem einen Auge sizt er auf seinem schwarzen Pferde und reitet um den Wall herum".

Ebenfalls deutlich in der Beziehung auf Wodan als Rossedieb ist eine österreichische Sage aus Niderhollabrunn:

Zwei Holzbauern hatten sich im Walde verirrt und verzweifelten an der Heimker. Da begegnete ihnen ein Mann mit schwarzem Mantel und groszem schwarzen Hut und bot sich an, sie aus dem Walde zu füren, wenn sie ihn unterwegs auf ihrem schwarzen Pferde reiten lieszen. Die Bauern erkannten ihn als den Bösen, aber sie willigten aus Not ein und gaben ihm das Pferd. Der Teufel bestig es und ritt vor ihnen her; nach einer viertel Stunde machte er halt und sagte: Jezt faret nur grade fort, so werdet ihr euch nicht mer verirren können. Darauf lenkte er sein Pferd um und wollte wider zurückreiten Wie die Bauern sahen, dasz er mit dem Pferde davon reiten wollte, namen sie ihre Hacken, welche sie bei sich hatten, um Holz zu hauen, und liefen ihm nach. Schon stund ein Bauer hinter ihm und

---

*) Der Sonnenwendfeuermann ist derselbe gewaltige schwarze „Gigas-Gogasmann", von dem vile österreichische Kinderlieder als dem Pferdediebe par excellence erzälen. So singt ein Abzälreim aus Heilig-Kreuz:

D'Herrn gangen in Garten,
Dan auf Fischle warten;
Kimmt der Gigas-Gogasmann,
Nimmt den Schimmel und reit't davon.

hieb auf ihn los. Aber statt den Teufel zu treffen, traf er das Pferd in den linken Hinterfusz, welcher sogleich auf der Erde ligen blieb und sich in Stein verwandelte. Man kann ihn noch heutigen Tages sehen. Seit der Zeit ist das Pferd, auf welchem man den Teufel nachts reiten sieht, nur dreibeinig. Die Bauern kerten zu ihrem Wagen zurück und furen nach Hause; aber sie starben noch dieselbe Nacht.

Hier ist, wie so häufig in christlich zugestutzten Sagen, an Stelle Wodans der Teufel getreten; jedoch auch andere seiner gewönlichen sagengeschichtlichen Nachfolger haben mit den groszen und erhabenen Eigenschaften des alten Gottes den unangenemen Zug des Rossestelens übernehmen müszen. Am bekanntesten ist die Märe von Karl dem Groszen und Elbegast, der zufolge der heilige Kaiser (wie die christliche Legende versichert, auf besondern Rat eines Engels und um Karl vor einer groszen Gefar zu bewaren) mit dem verrufenen Elbegast in dunkler Nacht Pferde zu stelen geht. Der Elfe vertritt hier nur die dem Gott sonst selbstverständlich zukommende Eigenschaft der Unsichtbarkeit, Karl aber den Gott selbst. Darum kann Elbegast allein auch nichts leisten; er bedarf des Kaisers und klagt, als er sich des besten Rosses in Harderichs Stall bemächtigen will:

„Ich stele die Eier aus der Brut;
Dis Pferd litt nicht, dasz ich's bestieg:
Ich weisz kein Ross, so wacker und gut,
Und wer es reitet, mit dem ist Sig!

Es hat gewihert und sich gebäumt.“ —
Der Kaiser sprach: „Lasz mich heran.“
Der hat es gesattelt und hat es gezäumt,
Lammfromm trug es den herrlichen Mann.

Der Kaiser ritt es aus dem Tor,
Er ritt zu seiner Pfalz in Hast;
Den Zwerg er aus den Augen verlor;
Nie sah er wider den Elbegast.

Dasz Karl der Grosze hier an Wodans Stelle steht ist sofort einleuchtend, und die furchtbare Gefar, um welche es sich handelt und der zu begegnen er das Ross stielt, das ist der Risenkampf, den der Kaiser auszufechten hat, wenn er aus dem Untersberg hervorgehen wird, die Auferstehungs-Schlacht, nach deren glorreichem Gewinn er seinen Herschild aufhängt an dem längst abgestorbenen dürren Birnbaum auf dem Walserfeld, der in dem Augenblicke dann ergrünen und Deutschlands neue Grösze durch solch lichtes Frühlingswunder künden wird. Denn dise lezte Schlacht des Kaisers, sie ist ja ursprünglich auch nichts anderes, als der in den Lenzstürmen auszufechtende Kampf zwischen Winter und Sommer und in weiter entwickelter, kosmischer Auf-

faszung die Götterdämmerung, die Weltschlacht beim Anbruch des jüngsten Tages, jene Wigridsschlacht der „Edda“,

> In der zum Kampf sich finden
> Surtur und die ewigen Götter.

Der Baum, an den der auferstandene Götterkönig den funkelnden Herschild hängen wird, das ist der Weltenbaum, über welchem die sigende Sonne leuchtend erscheint, so dasz er, der verdorrte, neu aufgrünt bei ihrem warmen himmlischen Stral; sei diser Stral nun das Neulicht des einzelnen Jars, oder das Licht einer neu anbrechenden Weltepoche. In beiden Fällen ist's recht eigentlich der Weihnachtsbaum; und so steht denn dis volkstümliche, uns allen so liebe und vilvertraute festliche Symbol an der Schwelle wie am Ausgang des reichen Sagenkreises, der sich geschart hat um Wodan als Jargott.

Wodan, der Reiter.

Wir haben Wodan als den das Jar durchreitenden Himmelsgott gewürdigt; es erübrigt uns nun noch, einen Blick auf die sagengeschichtlichen Spiegelbilder zu werfen, welche der grosze germanische Gott speziell als Reiter hinterlaszen hat. — Dise Spiegelbilder reflectiren namentlich einen Zug der Odhins-Mythe, welcher von jenem wunderbaren fürchterlichen Ritte des Gottes erzält, der ursprünglich nur ihm als Psychopompos, als Selenfürer, möglich war: Der Ritt zum Hause der Hel. Denn als dem Baldur Tod drohte, war Odhinn „nidergefaren zur Hölle“, um den Geliebten zu schützen.

> Auf stand Odhin, der Allerschaffer,
> Und warf den Sattel auf Sleipnirs Rücken;
> Nach Nebelheim ritt er hernider.

Diser einfache Zug des Wegtamsliedes der „Edda“, der ist's, an welchen jene unendliche Reihe von Mythen und Märchen angesezt hat, die von wunderbaren Ritten, fabelhaften Sprüngen, todesmutigen Ueberwinden grauenhafter Gefaren zu Rosse in immer neuen fantastischen Gestalten bewundernd meldet.

Die erste Uebertragung von Odhins Helritt ist die auf seinem Son Hermodur, der, um den gestorbenen Baldur zu befreien, mit Hülfe des ihm von Odhin geliehenen, festge-

gürteten Sleipnir, über das ungeheure Gitter der Hel springt und in die Unterwelt gelangt.

Nächstalt ist dann die Uebertragung des Odhinsrittes auf Skirnir. Aber an Stelle des zu erlösenden Baldur ist hier ein Weib getreten: die Gerda. In dise hat sich Freyer, der Gott der befruchtenden Sommersonne, verliebt; sein Freund und Diener Skirnir, d. i. der Erheiterer, übernimmt es, sie aus der Unterwelt heraufzufüren, wenn Freyer ihm sein Ross leihen wolle.

Gib mir dein rasches Ross, das mich sicher
Durch die flackernde Flamme fürt.
Gib mir das Schwert, das von selbst sich schwingt
Gegen der Reifrisen Brut.

Freyer gibt ihm Sonnenross und Sonnenschwert und Skirnir spricht zum Rosse:

Dunkel ist's drauszen; wol dünkt es mich Zeit
Ueber feuchte Berge zu faren.
Wir beide vollfürens, fängt uns nicht beide
Jener kraftreiche Rise.

Und sie vollfüren es wirklich; sie dringen durch die flackernde Flamme, in welcher der Winterrise die weiszarmige Gerda, die Erde, gefangen hält, und dise willigt ein, des Sonnengottes Braut zu werden. —

Simrock vermutet, dasz einst an Freyr-Skirnirs Stelle Wodan selbst gestanden hat, und das ist um so warscheinlicher, als dieselbe Sage auch von Sigurd-Sigfrid berichtet wird, den wir ja schon als ursprünglich Eins mit dem Gotte kennen gelernt. (Vergl. S. 311.) An der Gerda Statt steht hier die in Zauberschlaf versenkte Walkyre Brünhilde und auch sie umflammt die feurige Waberlohe.

Ein Hof ist auf dem hohen Hindarfiall (in Franken)
Ganz von Glut umgeben auszen.
Ihn haben here Herrscher geschaffen
Aus undunkler Erdenflamme.
Auf dem Stein schläft die Streiterfarne
Und lodernd umleckt sie der Linde Feind.

Niemand kann durch dise Flammenfluten reiten, als Sigfrid auf dem Rosse Grani, das, wie Sigfrid eine Abwandlung oder ein Enkel Wodans, seinerseits eine Nebengestalt (in der Sage ein Abkömmling) Sleipnirs ist.*) Den skandinavischen Sagen zufolge

*) Grani heist entweder „Grau“, und dann ist es also ein Grauross wie das Sturmross Sleipnir, mit dem es eben so vilfach zusammenfällt, wie Sigfrid selbst mit Wodan; oder es heist „bärtig“, und dann erinnert es wieder auf's Genaueste an den „Hrossharsgrani“, an den Wodan-Drosselbart.

riet Mime-Regin dem Sigurd, sich von König Hialpreck ein Ross zu erbitten. Diser liesz ihm die Wal in seinem Gestüt. Da erschien ein hoher vollbärtiger einäugiger Greis und gebot, die Rosse in die Seeflut Busiltiörn zu treiben. Alle wurden scheu; nur eins, ein aschgrau freudig junges Tier, durchbrach die Wogen wie in leichtem Spiel. — Das war Grane, den der Alte — Odhinn — zu wälen riet. In der ursprünglich deutschen Wilkinasage empfängt Sigfrôd den Grâni von der Brunhild, bei deren Stuten er weidete; und obwol ihn sonst zwölf Männer nicht zu fangen vermochten, kam er ihm von selber zam entgegen. — Noch anders gewendet ist die Erwerbung Granis in der Sage von „Wittich, Wielands Son". Hier lautet es (nach Simrock) folgendermaszen:

Der erste Hengst, der Brunhild von Odhins Götterross,
Dem achtgehuften Sleipnir, auf Segard entsprosz,
War Grani der wilde. Ihr hörtet von dem Schmid,
Der Sigfrid, den schnellen, in den Wald beschied,
Wo brütend über Schäzen der giftge Drache lag:
Da gewann der Held den Grani und den Hort mit einem Schlag. —
Es war aus seinem Stalle Grani, Sleipners Sprosz,
Verkauft an Fafners Bruder (d. i. Mime) das windschnelle Ross;
Von dem empfing es Sigfrid, als er den Schmid erschlug:
Davon ist vil gesungen, ich übergeh' es mit Fug. . . .
Noch zornig aus der Schmide ritt der Degen gut,
Er verhing dem Rosse Zügel und Zaum im wilden Mut,
Es durfte mit ihm rennen, wohin es ihm gefiel:
Da war die liebe Heimat seines Laufes erstes Ziel.
Es trug den Unverzagten Brunhildens Burg so nah,
Dasz er das Zauberfeuer um Segard weben sah
Und auf dem Turm bewegungslos das Königsbanner stehn. —
Der Drachentöter konnte der Vögel Stimmen verstehn.
Da klang es in den Lüften wie Nachtigallenschlag:
„Nun lodert fünfzig Jare die Glut und einen Tag;
Der sie löscht, ist nahe. Wer zu Brunhildens Sal
Durch Webelohe reitet, der wird ihr Herr und Gemahl!"
Der treue Degen hörte, was ihm der Vogel sang;
Doch wie er durch die Flammen den wilden Grani zwang,
Da war es eine Schildburg, beglänzt von Sonnenschein:
Die Schilde schoben willig sich auf und lieszen ihn ein.
Da fand er in der Veste die allertiefste Ruh',
Die Sonne schien vom Himmel, doch Alles schlief noch zu . . . u. s. w.

Unverkennbar Eins mit diser Mythe von der Erlösung der schlafenden Brunhild ist das deutsche Märchen von „Dornröschen", nur dasz an die Stelle der Flammen ein anderes Todessymbol: der dornige Hagen, getreten ist, der das Schlosz der Schlummernden umgibt und durch den der Königsson zu reiten hat.

In der Sage von Kunigunde von Kynast sind die Flammen und Dornen durch den schmalen Rand der Burgmauer

ersezt, um den der Held reiten musz und unter dem ein furchtbarer Abgrund gänt, der noch heut den Namen „Hölle“ trägt. — Genau dieselbe Sage haftet am Schlosze Goldbrunn im Altmültal, wo es nach vilen unglücklichen Versuchen endlich einem „Schimmelreiter“ gelang, den schmalen Felssaum zu umreiten.*)

Hieran nun schlieszen sich unmittelbar diejenigen Sagen, in denen es steile Höhen auf einem Schimmel zu erklimmen gilt: so unter andern die Sage von Wolfstein im bairischen Walde oder die vom Ritt auf den Kedrich bei Lorch im Rheingau. — Deutsche Märchen bilden dise steilen Höhen häufig auch zu einem verwandten Bilde des Selenaufenthaltes, nämlich zum „Glasberge“ (der den Himmel bedeutet) poetisch um, wie denn ein solcher in dem Märchen: „Die Rabe“ unter Beihülfe aller drei Wunschdinge Wodans: Schwert, Mantel und Ross, glücklich erklommen wird, wärend ein anderes Märchen an Stelle diser drei Dinge einzig und allein einen fliegenden Sattel sezt, zu dem also hier Sleipnir oder Grani zusammengeschrumpft ist. — Auch im Volksliede erscheint das Erreiten des Glasbergs, z. B. in dem von den „Eitlen Dingen“. Da heist es:

„Soll ich dir den Sibenstern
Am hellen Mittag weisen,
So sollst du mir die gläserne Burg
Mit einem Pferd erreiten.“
„Soll ich dir die gläserne Burg
Mit einem Pferd erreiten,
So sollst du mir die Sporen machen
Wol von glattem Eise.“
„Soll ich dir die Sporen machen
Wol von glattem Eise,
Must du sie an die Füsze schlagen
Im heiszen Sonnenscheine.“ u. s. w.

Auch „Schneewittchens“ gläserner Sarg ist ursprünglich der „Glasberg“, der Aufenthalt der Abgeschiedenen, aus dem sie ein küner Liebender befreit.

Auf dieselbe Urquelle aber, wie die geschilderten oder angedeuteten Mythen und Mären, scheint sich ferner eine lange Reihe deutscher Sagen von künen Reitern und Springern zu Rosse zurückfüren zu laszen, welche zwar gewönlich an geschichtliche Personen und bestimmte Oertlichkeiten gebunden sind, daneben aber unverkennbar mythische Züge tra-

*) Villeicht galt vom Hofturm zu Lauingen in Schwaben auch dise Sage; denn hier ist ein groszes stolz galopirendes Ross gemalt von 15 Schuh Länge; man müste eine Leiter anlenen, es zu besteigen. Es soll 1620 geboren sein und zwei Herzen gehabt haben wie Sleipnir acht Füsze.

gen. Bezeichnend in disem Sinne dünkt uns die Märe von Eppo von Gailingen, Herrn auf Gailenreut, der „in hohen Sprüngen über Felsen und Risze sezte, über Flüsze sprengte, one das Wasser zu berüren, über Heuwagen auf der Wiese ritt, one dasz des Rosses Fusz ein Hälmlein bog,“ und der endlich, um sich zu befreien, hoch vom Wall der Nürnberger Burg herabgesprungen sein soll, woselbst man noch heut auf der Mauer die Eindrücke der Hufe seines Rosses zeigt. Zwar ist der mit den Nürnbergern verfeindete Eppo von Gailingen unleugbar eine historische Figur; ebenso gewisz aber ist es, dasz dise mit älteren, änlich oder gleichbenannten Heldengestalten vermischt worden ist. Hierauf deutet schon der Umstand hin, dasz „*Eppo*“, der Gründer des „*Eppsteins*“ im Taunus, von der Sage als ein „Risenbesiger“, also in einer Eigenschaft gerümt wird, die ein spezielles Kriterium der alten Götter ist, und dasz überhaupt die Sage mit demselben Namen merfach erscheint. Denn auch beim Rotenstein im Saltal wird ursprünglich *Eppelin* als küner Springer genannt und erst in der Folge sind an seine Stelle zunächst ein schwedischer, dann ein preuszischer Trompeter getreten. Der Name „*Eppo*“ selbst dürfte aber nichts anderes sein, als ein nun verloren gegangenes altes Wort für „Pferd“*); und „*Gailenreut*“ bedeutet nicht unwarscheinlich „Gaulreiter“, sodasz sich villeicht der ganze Name als eine den Wodan umschreibende Bezeichnung kund gibt, grade wie z. B. der wilde Jäger „Schimmelreiter“ heist.

Aber auch wenn dise Vermutung nicht durchaus zuträfe, so stellt sich doch in Eppo von Gailingen der Typus einer Fülle ganz änlicher und eng verwandter Gestalten dar, die gewisz gröstenteils auf Wodan deuten. Denn nicht minder berümt ist Harras, der küne Springer, ferner Ludwigs des Türingers Sprung vom Giebichenstein**), oder jener des Herrmann von Trefurt vom Hallerstein. Sogar Heilige treten an Stelle der Ritter als küne Springer auf, und auch diser Umstand deutet wider auf eine mythische Grundlage des ganzen Sagenkreises hin. So sprengte St. Capratius zu Ross vom steilen Fels in's Marnetal, und der Stein, auf dem das Ross herabkam, bewarte

*) (Vergleiche Teil I. Seite 38, und über Eppo von Gailingen Teil III. Mittelalter. Kriegerisches Reitertum. Stegreifleben.)

**) Ludwig Salicus springt zwar zu Fusz, aber erst dann, als er einen seiner Diener mit einem weiszen Hengst, „der Schwan hiesz“ (Schimmel und Schwan sind beide der Sonne heilig), unten am Salufer sah und in disem Zeichen den Wink des Himmels erblickt. (Vergl. übrigens auch die Sage vom Grafensprung zu Eberstein. Teil III. Mittelalter. Stegreifleben.)

bis vor wenigen Jaren das Hufeisen. Allbekannt namentlich sind die hier einschlagenden Sagen von der Rosstrappe im Harz, deren verbreitetste Gestaltung, welcher auch die Erzälung von der „Bodenstädter Rosstrappe“ bei Salzwedel, sowie die vom „Jungfernsprung“ im Jonastal bei Arnstadt ser nahe kommen, ebenfalls an den Sagenkreis wunderbarer Sprünge rürt.

Manche solcher Sprünge dürften nun allerdings historisch sein; aber fast alle an sie anknüpfenden Sagen sind mit Einzelheiten ausgestattet, die durchaus mythisches Gepräge tragen und darauf schlieszen laszen, dasz sie ursprünglich einem Gotte zukamen. Dasz diser Gott Wodan sei, ist aber um so warscheinlicher, als sämmtliche in derartigen Sagen aufgefürten Rosse als weisz geschildert werden, alle dise künen Springer also „Schimmelreiter“ sind.

Wodan-Sleipnir.

a. Identität und Metamorphose.

Bei Allem, was wir bisher über Wodan mitgeteilt, haben wir den göttlichen Reiter in's Auge gefast und nur von Zeit zu Zeit auf sein Ross hingewiesen. Jezt gilt es, dis selbst in seiner Eigentümlichkeit und mythologischen Bedeutung näher kennen zu lernen, weil wir nur so ein vollständiges Gesamtbild von dem Ross- und Reiter-Doppelwesen: *Wodan-Sleipnir* gewinnen können. Denn als ein solches Doppelwesen faste das germanische Altertum den höchsten seiner Götter auf.

Wir haben bereits an anderer Stelle (Teil I, Seite 163) eines uralten und doch noch heut in vilen Formen dem Volke geläufigen Rätsels gedacht, dessen interessanteste Gestaltung lautet:

Keem en Deert ut Norden,
Harr ver Oren,
Harr sösz Foet,
Harr en langen Steert —
Rade, wat is dat?!

An derselben Stelle haben wir darauf hingewiesen, dasz sich ein ganz gleiches Rätsel schon in der altnordischen Göttersage findet, wo es der rätselweise Odhin dem Könige Haidreckr von Gothland in folgender Form vorlegt:

Wer sind die zwei, die zum Thing faren?
Drei Augen haben sie zusammen,

Zehn Füeze und einen Schweif die beiden,
Und reisen so über Land?

Die Lösung ist *der einäugige Odhin auf dem achtfüszigen Sleipnir*, und man kann sich wol kein schärferes Bild von der innigen Zusammengehörigkeit von Ross und Reiter bilden, als es sich in disem Rätsel bietet. Dasselbe ist uralt und manigfach abgewandelt. In einem faröischen Rätselliede z. B. lautet das Gespräch zwischen Odhin und Heidreckr etwas anders, nämlich wie folgt:

„Höre du Heidrick, König mein,
Wie ist der Reiter genannt?
Er reitet, so bei Tag wie bei Nacht,
Und so über Mer wie Land.“
„Lösen mag ich das Rätsel dein,
Hab' es wol recht erkannt:
Odhin reitet sein gutes Ross,
Beides, auf Mer und Land.
Lösen mag ich das Rätsel dein,
Rüme mich desz nicht danach:
Odhin reitet sein gutes Ross,
Beides, bei Nacht und Tag.“

Dasz eine solche enge Verbindung Wodans mit seinem Ross disem lezteren eine groszartige, ja heilige Stellung anweisen muste, läst sich denken. Das Eddalied von „Grimnir“ singt:

Die Esche Yggdrasils ist der Bäume erster,
Odhin der Asen, aller Rosse *Sleipnir!*

Sleipnir vereinigt sämtliche Eigenschaften des Sonnen- wie des Sturmrosses. Als Sonnenross wird er stralend weisz gedacht; auf seinen Zänen sind wunderbare Kraftrunen eingegraben, unverkennbare Symbole der oben eingehend geschilderten weissagerischen Begabung des Sonnenrosses.*) Als Sturmross erscheint Sleipnir grau und mit acht Füszen. Man hat dise auf die acht Wintermonate des Nordens deuten wollen, weil Sleipnir geboren wird, wenn des Winterrisen Macht zu Ende geht; näher aber als dise immerhin künstliche Erklärung ligt wol die bereits erwänte Vermutung, dasz Sleipnirs Achtfüszigkeit die acht Hauptwinde repräsentire. Jedenfalls tritt Sleipnir in alle die zum Beginne unsrer Abhandlung ausfürlich entwickelten groszen Eigenschaften und Bedeutungen des Rosses als Natursymbol; damit aber documentirt er sich unverkennbar als eine zweite Darstellung der Individualität des Gottes selbst, eine Darstellung, die möglicher-, ja war-

*) Grani, den wir oben als eine Nebengestalt Sleipnirs erwänten, hatte dise Runen nicht auf den Zänen, wol aber auf der Brust.

scheinlicherweise sogar älter ist als die vermenschlichte Auffaszung diser Naturkräfte, wie wir sie in Sleipnirs Reiter erkannten. Denn der Theriomorphismus (das Denken der Gottheit in Tiergestalt) scheint bei allen Völkern dem Anthropomorphismus (der Vorstellung menschlich gearteter Götter) vorangegangen zu sein. Wie dis bezüglich der Fantasietätigkeit des naiven Menschen möglich war, haben wir an vilen Stellen unserer Abhandlung über „das Ross als Naturbild" dargelegt und erläutert. Ueber eine sittliche Ursache derselben Erscheinung hat sich Herder ebenso schön als treffend ausgesprochen. Er sagt:

„Es ist in den Thieren etwas unbekanntes, wir könnten sagen geheimnisvolles vorhanden, das den Wilden veranlassen muszte, sie zu verehren. Die Unmöglichkeit, sie zu beurtheilen und zu begreifen, ihr Naturtrieb, viel sicherer als unsre Vernunft, ihre Blicke, die so kräftig und lebhaft ausdrücken, was in ihnen vorgeht; die Verschiedenheit und Seltsamkeit ihrer Gestalten, die oft in Staunen setzende Schnelligkeit ihrer Bewegungen; ihr Mitgefühl mit der Natur, das ihnen die Annäherung der natürlichen Erscheinungen verkündigt, die der Mensch nicht voraussehen kann, endlich die Scheidewand, die der Mangel der Sprache auf ewig zwischen ihnen und ihm bildet, dies alles macht sie zu räthselhaften Wesen. So lange er ihnen durch ihre Unterjochung nicht den räthselhaften Zauber genommen hat, so lange theilen sie mit ihm Leben und Herrschaft, so lange herrschen sie als seinesgleichen in den Wäldern. Sie sprechen ihm Hohn in den hohen Lüften, wie in den tiefen Wellen, sie besitzen einige seiner Kräfte in einem höheren Grade; sie sind bald seine Sieger, bald seine Beute; man begreift, dasz, indem er überall den verborgenen Sitz der unsichtbaren Kräfte sucht, er ihn oft im Innern jener Wesen findet, deren Dasein sich ihm durch nichts erklärt, und deren Bestimmung ihm durch nichts offenbart wird. Die Verehrung, welche der Wilde den Thieren erweist, erstreckt sich sogar über den Zeitpunkt hinaus, wo er sie zähmt und sich dienstbar macht. Der Besitz eines Hausthiers bringt in seinem Leben eine so grosze Umwälzung hervor, dasz er darüber nur noch geneigter wird, diesen neuen Gefährten seiner Arbeit eine fast göttliche Natur beizulegen."

Alle dise Momente mögen auch bei der göttlichen Schäzung des Rosses mitgewirkt haben und machen es erklärlich und warscheinlich, dasz sich aus der Gestalt Sleipnirs heraus diejenige Wodans gebildet habe. Es felt auch keineswegs an bestimmten Anzeichen für die ursprüngliche Identität Sleipnirs und Wodans. Schon früher (S. 292) haben wir *Hrossharsgrani*, d. i. der „Rossbärtige", als einen Beinamen Odhins erwänt, der in dem deutschen *Drosselbart*, d. i. „Hrosselbart", sein unmittelbares Seitenstück findet, und haben bemerkt, wie diser Beiname darauf hindeute, dasz Wodan dereinst unter der Gestalt des Rosses gedacht worden sei. Denn gern wird irgend ein Rest der früheren Form auf die neu angenommene übertragen, und dis Stehnlassen rudimentärer Organe einer überwundenen Gestaltungsphase nach dem Eintritt in die höhere, ist eine Eigentümlichkeit, welche die Entwicklung mythologischer Formen mit

der der natürlichen Arten gemein hat.*) Weniger plastisch, aber villeicht noch schlagender als das äuszerliche Abzeichen des „Rossebartes" ist die innere Bedeutung der Namen Sleipnir und Wodan. — *Sleipnir* heist sovil als „der dahin Gleitende", der „unaufhaltsam Wandelnde". Ganz gleichen Inhalts aber ist der Name *Wodan*, den wir bereits (vergl. Seite 292) als „der unwiderstehlich Vorwärtsdringende" erklärt und erkannt haben. Ja noch mer: *Wodan* ist sogar ein wirklicher Ausdruck für Pferd. Wir haben bei Besprechung der deutschen Benennungen für das Ross gesehen (Teil I, Seite 2—39), wie bei weitem die meisten derselben auf Bewegungsbezeichnungen, also auf ganz dieselbe Ideenquelle, aus der der Name *Wodan* flosz, zurückfüren. Und da ist es denn kaum zu verwundern, dasz die noch jezt gebräuchliche Füllenbezeichnung „*Watte*" (vergl. Teil I, Seite 30), sowie der altfriesische Name „*Wos*" (ebenda S. 37) auch etymologisch mit *Wuotan* zusammentreffen, mit dem Namen jenes Gottes, zu dessen Grundeigentümlichkeit das *watan* (d. h. laufen, stürmen, gehen) so durchaus gehörte, dasz sein nordischer Beiname „*Gangleri*", d. i. der Wandernde, sogar auf seine Carricatur, den Teufel, übertragen wurde, der in Deutschland nicht selten „*Gan-hart*", in Kärnten sogar gradezu „*das Ganglere*" heist.

Dasz dise Auffaszung des Verhältniszes zwischen Wodan und Sleipnir nicht die einzige der nordischen Göttersage war, versteht sich bei der Vilgestaltigkeit und Inconsequenz aller Mythologien der Welt von selbst. Bei Besprechung der Wolkenrosse (Seite 268) wurde auf eine Sage hingewiesen, die sogar einen Gegensaz Sleipnirs zu Odhin involvirt und gleichzeitig auch noch eine Verwandlung von Gott in Ross (Lokis in die graue Stute) aufzuweisen hat. Wenn nämlich berichtet wird, dasz der Risenhengst Swadilfari, der Nordsturm, den Sleipnir mit dem in eine Stute verwandelten mannweiblichen Loki-Sleipnirfrändi gezeugt habe, so darf man nicht verfelen, darauf aufmerksam zu machen, dasz dise Abstammung Sleipnirs vom bösen Principe *(Loki)* und seine Unterwerfung unter das in Wodan dargestellte höchste Gute, ein ser merkwürdiges Gegenstück in der Sage vom Perserkönig *Tach-*

*) Man denke an die Satyrschwänzchen, die Bocksfüsze, die Fischleiber, die Pferde- und Löwenleiber, die Schlangenfüsze der klassischen Göttergestalten, ganz abzusehn von der ägyptischen oder assyrischen Mythenwelt, in denen dis Vermischen der Formen in's Ungeheure getrieben wurde.

murath findet, einem Agathodämon, welcher dreiszig Jare lang den *Ahriman*, den Teufel selbst, als Reitpferd benuzt haben soll. Damit aber zeigt sich die seltene Spur eines sittlich dualistischen Princips in der nordischen Mythologie, eine Spur, die wir, ihrer Seltenheit und Fremdartigkeit ungeachtet, hier länger zu verfolgen nicht veranlast sind.

Wenn nun die ursprüngliche Identität Wodans und Sleipnirs troz solcher Neben-Mythen erwisen sein dürfte, so wird man erwarten, an den dadurch möglichen, ja bedingten Wechsel der Gestalt von Wodan in Sleipnir, von Sleipnir in Wodan eine Mythenreihe geknüpft zu finden, welche zunächst den Odhin-Sleipnir selbst, dann aber — wie bei den oben mitgeteilten Reitermythen — seine Nachfolger in Sage und Märchen bezüglich des Gestaltenwechsels von Ross und Mann uns vorüberfürt. — Was jedoch in diser Beziehung den Gott selbst betrifft, so ist uns keine derartige Mythe bekannt; die Zeit, aus welcher die überliferten Nachrichten von der nordischen Götterlere stammen, hatte den Theriomorphismus schon zu vollständig abgestreift, um derartige Wendungen der Göttersage noch annembar zu finden und aufzubewaren*); dasz sie aber einst bestanden haben, dafür bieten eine Reihe von Märchenzügen, welche zum Teil in ein vil höheres Alter zurückdeuten, als es die Edda repräsentirt, vollgültige und ser interessante Beispiele.

Eins der hübschesten Märchen derart ist das schon früher (Seite 271) von uns erwänte niderdeutsche von „Ferenand getrü und Ferenand ungetrü". Der weissagende ratkundige Schimmel, welcher dem jungen Helden zur Seite steht, als er die risenbewachte Jungfrau erlöst**), der geht, als endlich alles wol vollendet ist, „up de Hinnerbeine stahn un verwandelt sik in'n Känigssuhn". — Es ist der helfende Gott, der hier aus der Hülle des Rosses hervortritt, ganz genau ebenso wie er (sogar

*) Die klassische Mythologie mit ihrem bedeutenden Hange zur Metamorphose ist dagegen reich an solchen Zügen Man denke an *Poseidon*, an dessen Stelle Rhea dem Saturn ein Füllen zu verschlucken gab (der also doch rossgestaltig sein muste), und der als Hengst jene Demeter schwängerte, die zu Phigalia mit einem Rosshaupte dargestellt wurde. Man denke an *Odysseus*, der (Parthenop Erot 3) der *Evippe* rossgestaltig naht, um den Euryalus mit ihr zu zeugen u. s. w.

**) Diser göttliche Schimmel ist dem Ferenand von seinem Paten zur Seite gestellt, grade wie im dänischen Swendalliede der unermüdliche Hengst, mit dessen Hülfe der Held die schönste Jungfrau erlöst, ihm von seiner verstorbenen Mutter zugefürt wird. So ist es in anderen Mären der von der Mutter überliferte treue Gottesglaube, welcher den Kindern hilft.

noch im Geleite seines heiligen Raben) auch in den Resten ältester nordischer Poesie, z. B. im isländischen Hildebrandsliede, zu höchst änlichen Zwecken in Rossgestalt hülfreich handelt.

Tjödbjörg ist nämlich einem heidnischen Grafen vermält worden, der sie enterend behandelt. Weinend sizt sie am Fenster;

Sie blickte zur Wolke, die droben zog,
Und wo ein mächtiger Rabe flog.
Der sasz am Fenster des Kerkers hin,
Ihr Trost zu spenden im trüben Sinn . . .

Und der Rabe bringt ihrem Bruder Kunde:

„Lasz Hildebrand nun das Harfen sein,
In Banden schmachtet dein Schwesterlein“ . . .
Hildebrand stiesz an den Tisch vor Zorn,
Zu Boden strömte des Methes Born;
Sprang erbittert aus dem Schlosz,
Zog hervor sein braunes Ross,
Hildebrand sprach: „Wirst du es wagen,
Mich auf disem Ritt zu tragen?“ *)
„„Gern tu ich den Willen dir;
Rede nur kein Wort mit mir!““
Fort ging's über Mer und Land
Pfeilschnell; da rief Hildebrand:
„Niemals noch in allen Reichen
Sah ich Rösslein deines Gleichen!“
Und tiefer sank es und tiefer da,
Doch war der rettende Strand schon nah . . .
Da heischte zum Zweikampf er den Grafen,
Den seine Streiche tötlich trafen . . .
Zum Thinge dann sprengte das Ross heran,
Zertrat und zerrisz manch edelen Mann. —
Tjödbjörg neigte zum Rosse sich:
„Wirst du es wagen zu tragen mich?“
„„— Gerne, wie gerne trag ich dich fort,
Rede nur, rede mit mir kein Wort!““
Sie neigte sich tiefer und küst' es zum Lon,
Da ward es zum schönsten Königsson! —

Dasz nun diser Königsson göttlicher Natur ist, geht schon aus seiner Stellung im deutschen Märchen wie im isländischen Gedichte deutlich hervor. Er ist nicht der Held desselben, er ist nur Helfer des Helden, also recht eigentlich in der Function tätig, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern

*) In einer norwegischen Version desselben Liedes steht an Stelle dises Gespräches ein anderes:

Hildebrand spricht zu dem Diener klein:
„Du sattle mir den Renner mein,
Du sattle mir nicht den weiszen;
Er kann nicht hurtig heiszen.
Du sattle mir nicht den Renner rot,
Er trägt den Reiter in den Tod.
Du sattle mir den Blak so gut,
Er trägt mich über die wilde Flut!“

den Göttern gegenüber epischen Helden zugeteilt worden ist.*) —

In weiterer Entwicklung der Verwandlungsidee ging natürlich die Göttlichkeit der in Mären und Liedern auftretenden Metamorfosen-Rosse immer mer verloren. Die Verhüllung in Tierleiber, jedes mythologischen Inhalts entkleidet, muste als ein Unglück, als die Folge irgend einer boshaften Zauberei erscheinen; und wenn der so Verzauberte in Rossgestalt noch immer übernatürliche Eigenschaften und wunderbare Kräfte zeigte, so sind solche, freilich noch an Wodan-Sleipnir manenden Züge doch durchaus secundärer Natur.

Aus den in dise Kategorie gehörenden Sagen ragen die drei untereinander engverwandten nordischen Volkslieder von *Bedeblak*, *Beiarblak* und *Klein-Lavrands* als besonders schön hervor. Das norwegische Lied von *Klein-Lavrands* beginnt:

Der König verlobet sich Sigaros
Und fürt sie vom Berge heim;
Das schuf klein Lavrands dem jungen
Wol Jammer vil und Pein. —
Und das war der dänische König,
Der soll't in den Herzug hinaus,
Und das war die Frane Sigaros,
Sollt walten des Landes zu Haus.
„Und hör' du Fraue Sigaros,
Ich bitte dis allein:
Du hüte klein Lavrands den jungen,
Das traute Sönlein mein.“
„Und höre du dänischer König,
Ich hüte dein Gold im Schrein,
Ich hüte klein Lavrands den jungen,
Als wärest du selber daheim.“ —
„Und höre du Kari, mein Mägdlein,
Was ich dich fragen wollt':
Und wie behagt's dir, im Königshof
Zu hüten mein Gut und Gold?“
„So behagt mir's, im Königshof
Zu hüten dein Gold und Gut,
Dasz wär' nicht klein Lavrands der junge,
Da hegten wir frölichen Mut.“
„Höre du Kari, mein Mägdlein,
Das schafft uns nimmer Leid,
Wir werfen ihm über das Folengewand
Und jagen ihn fort durch die Haid.“ —
Sie namen klein Lavrands den jungen
Und plagten ihn gar so ser,
Sie warfen ihm über das Folengewand,
Dasz Keiner es wüst umher. —
Und das war der dänische König,
Er steuert' sein Schifflein an's Land,
Und das wilde flüchtige Folen,
Es spielt' auf dem weiszen Sand.
Und das war der dänische König,
Er sprach zu den Dienern jach:
„Ihr fangt mir das flüchtige Folen
Und sattelt mir es danach!“
Sie wollten fangen das Folen,
Da mühte sich mancher Mann.
Doch das wilde flüchtige Folen,
Es braucht so Huf als Zan.
Das war der dänische König.
Er rürt es mit linder Hand,
Da stand das flüchtige Folen:
So fromm und zam es stand.
„O nemt nun das flüchtige Folen
Und fürt's in den Stall hinein.
Derweil ich geh' in den Frauensal
Zu Lavrands, lieb Sönlein mein!“ —
„Und hört Ihr kleinen Diener zumal,
Ihr tut mir Gutes durchaus,
Trinken last mich vom oberen Brunn,
Jenen Rossen voraus;

*) Noch eine Strophe eines Wunsch- und Liebesliedes aus dem 16. Jarhdrt. erinnert an den rosseverwandelten Helfer und Jungfrauenträger:

„Wollt' Gott, ich wär' ein kleins Pferdelein,
Ein artlichs Zelterlein!
Gar zartlich wollt' ich ihr traben
Zu ihrem lieben Knaben!“

Ich bin's nicht gewont, im Stalle zu stehn
Und Heu zu eszen und Korn,
Vilmer zu gehn in den Frauensal
Und zu trinken aus silbernem Horn."

Herein kam der kleine Diener
Und sagte die Botschaft an:
„Das flüchtige Folen im Stalle steht
Und spricht als wie ein Mann!"

Herein kam der dänische König,
Vom Aug' ihm die Zäre rinnt:
„Und Gott vergebe dir, Sigaros,
Was hast du verzaubert mein Kind!?"

Das ebenfalls norwegische Lied von „Beiarblack" wendet die bisher geschilderte Begebenheit derart, dasz es voraussezt, die Stiefmutter habe den Knaben zu Gunsten ihres Sones (Nikuls) erschlagen und dann hätten erst andere Zauberfrauen aus den Gebeinen des Ermordeten das Folen gebildet. Zugleich gibt dis Lied eine für die Rückbeziehung auf Sleipnir höchst interessante Fortsezung. — Die betreffenden Strofen lauten wie folgt:

Es saszen drei Weiber unter dem Stein
Sie schufen ein Folen aus Menschengebein.
Sie schufen ein Folen und Namen ihm gaben,
Und *Beiarblack*, den sollt' es haben.
Und als sie geschaffen das Folen alldort,
Da sandten sie's vor des Königes Pfort'.
Der König, er ruft über all sein Reich:
„Und wer darf reiten das Folen gleich?"
Da sprach die Stiefmutter arg gesinnt:
„Nikuls soll reiten den Black geschwind."
Er schlug sie im Zorn auf's Wängelein:
„Mein Son mag nicht schlechter als deiner sein."
Nikuls geht sich zum Stalle daher,
Sattel und Zaum in Händen hatt' er.
Nikuls streichelt das Folen gut,
Black, er brauchte so Zan als Huf.
„Guter Black, steh ruhig jetzund,
Derweil ich dir lege den Zaum in den Mund.
Guter Black, du halte nur still,
Weil ich dir den Goldsattel auflegen will.
Guter Black, fall' auf's Knie gemach,
Derweil ich mich schwing' in den Sattel jach!"
Der erste Sprung, den das Folen sprang,
Fünftausend Ellen von der Erde sich schwang
Der andere Sprung, den das Folen sprang,
Da war bis zur Höllenpforte sein Gang.
Der dritte Sprung, den das Folen sprang,
Da war bis zum Tor des Himmels sein Gang.
Und als es kam vor des Himmels Pfort',
Ihm deucht', es kennte von früher den Ort!
Und das Folen sprang, und froh war sein Gang,
Oben sasz Nikuls bleich und krank.
„Guter Black, du kere geschwind,
Derweil wir so weit von Hause sind."
Und da rann Schweisz, und da rann Blut,
Nikuls war müd' und es sank ihm der Mut.
Herein kam der Diener, er meldet im Lauf:
„Nach Haus kam der Black und Nikuls darauf."
Willkommen Nikuls, willkommen zu Haus,
Ich dachte, du bliebest auf immer aus! —

Beiarblack springt in diser Beschreibung in groszen Säzen zur Höllenpforte und bis zum Himmelstor; unwillkürlich wird man an Odhins oder Hermodurs Niderfaren zur Hel gemant; aber am naivsten klingt die Erinnerung an Sleipnir wol im Gedichte selber an, wenn es heist:

„Und als er kam vor des Himmels Pfort,
Ihm deucht' es kennte von früher den Ort."

Indes so klar diser Ton anklingt, er wird nicht festgehalten. Beiarblack lebt und endet vilmer als herrliches und tapferes Streitross seines königlichen Vaters, den er, alle Schlöszer und Riegel zersprengend, die ihn zurückhalten sollen, auf den Herzug begleitet hat.

Der Black, er tat mer mit Zan und Huf,
Als der König mit all seinen Mannen gut
Und also sprach ein alter Mann:
„Ob Niemand den Beiarblack schieszen kann?"
Und Antwort also gab Sigurd der Held:
„Ihr schauet, ob ihr Beiarblack fällt!"
Der erste Pfeil, der vom Bogen sich schwang,
In Beiarblacks Herzen in Stücke sprang.
Der Black, er kämpfte mit Bisz und Schlag,
Bis tot er dem König zu Füszen lag.
„Und lieber misset' ich zwölftausend Mann,
Als Beiarblack hier im fremden Land.
Und wär' es nicht um's Gerede der Leut',
So legt' ich den Black in Erde geweiht;
Und wär' es nicht um der bösen Zungen,
So wollt' ich, dasz Priester über ihm sungen.
Doch weil das nicht Brauch in Mannheim (d. h. auf Erden) mag sein,
So grab' ich den Black nur unter den Stein."
So gruben sie Black wol unter den Stein,
Dasz Raben und Krähen nicht über ihm schrei'n.

Dis ist die norwegische Sage von Beiarblack! — In einem analogen schwedischen Liede scheint der König in Black sogar seinen Son widerzuerkennen; denn er ruft an seiner Leiche aus:

„Und ob einer reich, ob arm er sei,
Wer so sein Kind sieht, Gott steh ihm bei!" *)

Das dänische Lied von „Bedeblak" ist fragmentarischer als die oben mitgeteilten, hat aber ganz dieselben Grundzüge. Ja, dise Verwandtschaft deutet wol noch weiter. Denn durch

*) Verzauberungen von Kindern durch die Stiefmutter treten übrigens merfach in Sagen auf: so in dem norwegischen Volksliede von „Ingeborg" und in dem deutschen Märchen vom „Brüderchen und Schwesterchen", in welchen beiden das Opfer Hindegestalt erhält. In solcher felt es ihm aber völlig an jeder übernatürlichen Begabung, wie sie in Flugkraft und Kampfesmacht den Beiarblack so bedeutungsvoll auszeichnen und ihn eben als eine Spätgestalt Sleipnirs erkennen laszen.

Namen*) und Taten erinnert *Beijar-black* ganz auszerordentlich an *Bayard*, das Ross der Heimonskinder, über welches wir im historischen Teile (Urzeit. „Ross und Reiter im Volksleben.“ Die Rosse der deutschen Heldensage) nähere Data bringen, und welches man somit ebenfalls auf Sleipnir zurückzufüren, keine geringzuschäzende Veranlaszung hätte. Für die Geläufigkeit der Vorstellung von Verwandlungen von Menschen in Pferde spricht ser auffallend das noch heut übliche schweizerische Sprichwort, das bezüglich eines Lügners meint: *„Er wäre ein alter Gaul, wenn er beim ersten Lug zum Füllen worden wär!“*

b. Wunschrosse.

Wir haben bisher nur solche Wunderrosse als Vertreter Sleipnirs in's Auge gefast, bei denen die Metamorfose zwischen Ross und Reiter, also die innige Zusammengehörigkeit zwischen Wodan und seinem göttlichen Rosse noch erkennbar war. Wenn wir aber die sagengeschichtliche Nachkommenschaft Sleipnirs auf disen Kreis einschränken wollten, so würden wir sicherlich einen Feler begehn. Ueberaus oft vilmer, wo in Märchen und Mythe ein wunderbares, Zeit und Raum verschmelzendes Zauberross erscheint, wird man es für eine Reminiscenz an Sleipnir halten dürfen! Die Anknüpfung ligt nahe:

Wodan, der Gott des Alles überspannenden Himmels wie der Alles überschauenden Sonne, und Wodan, der stürmisch einherbrausende Gott der wehenden Lüfte, ritt denselben Sleipnir. Diser musz also, wenn man den Gott geistig fast, als Symbol der Allgegenwart erklärt werden, einer göttlichen Eigenschaft, die dem Wodan freilich durch die, allen Göttern gemeine Vermenschlichung, ser beeinträchtigt wurde. Denn wenn er auch in kürzester Frist weiteste Räume auf dem windgezeugten Hengste durcheilte, so waren doch die Entfernungen keineswegs gänzlich für ihn aufgehoben. Indes grade ein solches Ross empfilt sich der menschlichen Fantasie; grade dis war allen Sterblichen ein Gut „auf's Innigste zu wünschen“, und so felt

*) Das Wort „*Black*“ (isländisch: *blakkr*, norwegisch: *blakk*, schwedisch: *black*, dänisch; *blak* und *blakket*) bezeichnet in allen germanischen Sprachen eine Farbe, aber nicht immer die schwarze.

es denn nicht an Sagen, in denen Wodan sein Ross Begünstigten verleiht.

Die meisten solcher Mythen treten in Deutschland auf, freilich zur Merzal so entstellt, dasz an Wodans Statt der Teufel oder ein Engel Herr des Rosses ist; alle aber füren auf den Karakterzug hülfreicher Güte zurück, den wir schon an dem rossegestaltigen Gotte im „Hildebrandsliede“ und in „Ferenand getrü“ erkannten, und der sogar noch klareren Ausdruck in einem Zuge der dänischen „Haddingssage“ gewinnt. — Hadding nämlich, ein Liebling Odhins, ist in einer Schlacht geschlagen; da erscheint der Gott als einäugiger Alter, hüllt ihn in seinen Mantel und schwingt ihn zu sich auf den Sattel. Durch ein Loch des Mantels gewart Hadding mit Staunen, wie das Ross über Wellen und Wolken trabt und ihn endlich wolbehalten zur Heimat fürt.

In den deutschen Sagen überläst der Gott das Ross dem Sterblichen meist zu ganz selbständigem Gebrauch, zu welcher Auffaszung solche Sagen einen vermittelnden Uebergang bilden, in denen das Ross, das dem Sterblichen hilft, als der Teufel selbst bezeichnet wird; denn als solcher erscheint Wodan ja gewönlich in christlicher Mythe. Eine Sage diser Art gehört zu der groszen Fülle von Märchen, die sich um die Harzer Rosstrappe gesammelt.

In Behrens „Curiosem Hartz-Wald“ 1712, wird nämlich erzält, wie „Einige meynen, dasz vor Alters ein König auf einem der da herumgelegenen alten Schlösser gewohnt, der eine sehr schöne Tochter gehabt, welche einstmals ein Verliebter durch Hülfe der schwarzen Kunst auf einem Pferde entführen wollen, worbey es sich zugetragen, dasz das Pferd mit einem Fusze auf diesen Felsen gesprungen und mit dem Hufeisen dies Wahrzeichen eingeschlagen habe; und Einige wenden vor, dasz solches Pferd der Teufel selbst gewesen“.

Am häufigsten wird das Wunderross edlen Helden gewärt, die eine versprochene Frist, binnen deren sie heimkeren wollten, nicht inne halten konnten, und die nun unter allen Umständen schleunigst nach Hause müszen, da die, den Verschollenen totwänende Gattin just zur zweiten Ehe schreiten will.*) So geschieht es z. B. nach der Reimchronik im Cod. pal. mit Kaiser Karl bei seiner Heimker aus Ungarland; am berümtesten aber ist die hiehergehörige Sage von Herzog Heinrich dem Löwen,

*) Diser Zug weist zugleich speziell auf Wodans Eigenschaft als Schüzer der Ehe hin, in Bezug auf welche der „Schimmelreiter“ auch bei den Hochzeiten einiger Gegenden erscheint. (Vergl. unten: „Das Ross als Heils-Tier“.) — Ganz in derselben Weise, wie hier unser Wodan, tritt in der antiken Mythe Poseidon auf. So ist nach Pindar Ol. I. 37—150 der *Pelops*, welcher die *Hippodamnia* gewann und in der Wettfart den Oenomaos besigte, ein Liebling des Poseidon und hatte von ihm geflügelte Rosse zum Geschenk erhalten.

der eine Menge anderer gleichartiger, namentlich die vom Helden Thedel, dem sagenhaften Gegensaze Fausts, zur Seite stehn. (Vergl. die Heinrichssage in Menzels „Odin“ S. 98.)

„Die Sage von der wunderbaren Fart von und nach dem gelobten Lande, wobei das heilige Grab leicht an die Stelle der Hel oder der heidnischen Unterwelt treten konnte (wie wir sie oben von Odhin auf Sleipnir, von Sigurd auf Grani lebend aufgesucht sahen), scheint namentlich in vilen vornemen nidersächsischen Familien zur Zeit der Kreuzzüge heimisch gewesen zu sein. Da sie bei Heinrich dem Löwen allein zur allgemein deutschen Sage wurde und sonst verschwand, konnte die braunschweigische Familie von Walmoden späterhin einen Anteil an der Entrückung nur dadurch ihrem Anherrn, Theodulos, sichern, dasz ihre Familiensage den Thedel zu Heinrich dem Löwen in das ihm auch sonst angemessene untergeordnete Verhältnis brachte und ihn im gelobten Lande mit Heinrich dem Löwen zusammentreffen liesz. Un 1549 lernte ein Schüler Melanchthons, Georg Thymus (Klee), dise Familienüberlieferungen als Lehrer eines von Walmoden in Goslar kennen und bearbeitete sie in einem gröszeren Helden- und Zaubergedichte.“ Dise bedeutende und für unsren Gegenstand besonders interessante Sage laszen wir, als karakteristisch für den ganzen groszen hier anknüpfenden Sagenkreis, auf Grund der Pröhle'schen Erzälung folgen.

Thedels Besiz war das Haus Luther am Barenberge oder, nach Anderen, die *Pagenburg* (d. i. Pferdeburg). Von hier zog er einst mit seinem Schreiber in das Tal bei Brelem nach der Hahr, wo sie Hasen fangen wollten. Da trug sich's plözlich zu, dasz Thedel unter einige bekannte Reiter aus der Heimat geriet, die doch vor langer Zeit schon gestorben waren. Vor ihnen ritt als schwarzer Mann der Teufel, der fürte eine grosze schwarze Fane und sasz auf einem feinen schwarzen Rosse, das sprang und trieb seltsame Geberden. Thedel erschrak nicht, gab seine Springschnur und die Glocken dem Schreiber und sagte: „Stelle du die Garne, ich will der Reiter warnemen“. Nun kam ein Gevatter daher geritten auf einer schwarzen dreibeinigen Geis. Der fragte den Thedel, was er da mache und ob er Lust und Gefallen hätte, mit nach dem heiligen Grabe zu ziehn. Dann sollte er hinter ihm auf die Zige sizen. So wolle er ihn hinbringen und er konne das schwarze Pferd verdienen, auf welchem der stolze schwarze Mann reite. Auf dem Wege dürfe er kein Wort sprechen, sonst würde ihm der böse Feind den Hals brechen. Thedel sagte, wenn er ihm geloben wolle, dasz er wieder auf dieselbe Stelle käme, so wolle er um's Pferd ringen und sich getrost auf die Zige sezen, ob sie gleich nur drei Beine hätte. Er sei durch Jesu Christi Tod erkauft worden von des Teufels List. In Gottes Namen wolle er faren! Der Held sprang auf die Zige, und rasch ging's durch Wald und Feld. Da sie nun an das Mer gekommen waren und das heilige Land daligen sahen, sprach der Gevatter zum Thedel: „Nun soll's nicht mer lange wären“. Sogleich kamen sie zum heiligen Grab und stiegen ab. Hier beichtete Thedel seine Sünde, tat Busze, sah nichts vor sich als den Tod, vertraute aber auf Gott und ging mutig hin und her, sich Alles zu besehn. Zulezt ward er unter Anderen gewar des Her-

zogs Heinrich, welcher damals mit seinem Löwen in dem Dome erschien. Der Herzog verwunderte sich über die Maszen, dasz er seiner Untersassen einen in so fernen Landen angetroffen, weil seit zwei Jaren dort niemand aus dem deutschen Lande vorgekommen war. Thedel berichtete, wie es zugegangen. Bald hernach fing der Herzog an den Thedel zu fragen:

„Wie geht's unserm lieben Gemahl
Mit den Kindern auf unserm Sal?
Und wie hält das Hofgesind Haus.
Weil ich so lang bin gewesen aus?“

Thedel sprach: Sie sind noch samt und sonders frisch und gesund; allein die gemeine Sage ist, Euer fürstliche Gnaden sollen im wilden Mere ertrunken sein. Dises Gerücht ist auch vor Eure fürstliche Gemalin gekommen, und deshalb will sie sich einen Pfalzgrafen zum Gemal geben lassen. Und das wird gewisz geschehen, wenn Ihr nicht vor Michaelis gen Braunschweig heimkert. Da bat ihn der Herzog zu Gast und nam ihn mit in seine Herberge, um ihm Aufträge an seine Gemalin zu geben Als nun die Malzeit gehalten und die Briefe zubereitet waren, kam des Fürsten berümter Kanzler vor den Tisch gegangen, schlosz die Briefe und petschirte sie. Er sprach zum Thedel, der wegfertig war: „An disen Briefen ligt unserm Herrn vil, drum bewart sie vor Regen und last euch die Sache anempfolen sein“. Der Unverzagte nam die Briefe mit Ererbietung und versprach, sie womöglich innerhalb vier Tagen zu bestellen. Damit nam er Abschied von seinem gnädigen Herrn. Ehe er aber von Jerusalem wegging, besuchte er noch die Kirche und verharrte darin bis Mitternacht. Der Böse klopfte an und fragte: „Was machst du doch allein da? hoffst du villeicht des schwarzen Mannes schwarzes Pferd zu erhalten?“ Der gute Gesell kerte sich nicht daran, dasz er klopfte, und hörte wie der Teufel zum zweitenmale vorüberrauschte; und so blieb er zu seinem Glücke die ganze Nacht munter, bis zum drittenmale an die Thüre geklopft wurde. Der Teufel schrie laut: „O weh, o weh, ich verneme dich! Ich hoffte, du solltest dich verschlafen und mich nicht anpochen hören. Dann hätte ich dir ein ander Lied gesungen! Allein dein Glaube ist so stark, dasz weder Berg noch Wasser dir etwas anhaben kann.“ Bald darauf, ehe er vom heiligen Grabe wider heimreiten wollte, gab ihm der Teufel in der Gestalt des schwarzen Mannes das schwarze Pferd und sagte ihm: „Als Futter gib dem Rösslein glühende Kolen und darneben ser scharfe Dornweilen. Wenn du dis tust, wirst du es gebrauchen können, wozu du es nur haben willst. Bei Turnier, Streit und Kampf brauchst du auf disem Pferd Niemand auszuweichen, Alles wird dir zum Glück ausschlagen. Doch darf dein Mund nicht melden, woher du es genommen hast! Handelst du gegen dis Verbot, so must du drei Tage darauf gewiszlich sterben.“ Thedel sezte sich auf das Ross, und so kam er in derselbigen Nacht an die Stelle auf's grüne Gras, wo er am Tage vorher aufgeseszen und Abends spät seinen Schreiber beim Hasengarn gelaszen hatte. Der Schreiber hatte sich um seinen Herrn ser bekümmert und war in seiner Abwesenheit ganz grau geworden. Thedel ritt mit ihm nach Luther zu seiner Hausfrauen und trabte fein auf dem schwarzen Pferde. Niemand konnte es, selbst mit Gewalt, zäumen, satteln und anbinden, der nicht sein Wesen kannte . . . Nach der Malzeit fragte des Thedel unverzagt ehelich Gemal ihren Junker: „Wo und wie seid Ihr doch an solch schwarz Pferd gekommen, das sich so ungern läst greifen, wenn man es zäumen, satteln und zum Reiten gerüstet machen will, das ganz wild ist, strampelt mit den Füszen und reiszt jezt hin, jezt her, geschweige denn, was es tut mit Rütteln und Schütteln, wenn Jemand im Reiten darauf sizt“. Der Thedel gab seiner Frau zur Antwort: „Heute habe ich's gekauft auf dem Mahr von einem verschmizten Kaufmann aus Niderland, der da nicht wollte melden, wie er mit Namen hiesz, und bezalt mit barem Gelde, welches ich noch von meinem lezten Solde übrig hatte“. Am andern Morgen machte Thedel sich wider auf den Weg, und zog nach Braunschweig, allda diejenigen Briefe abzugeben, die er zu Jerusalem empfangen hatte. Die Herzogin sagte anfänglich, dasz er unmöglich in so wenig Tagen eine solche Reise gemacht haben könne. Allein Thedel übergab der Herzogin die Briefe. Da küste die Frau das Sigel und sprach weinend: „Thedel, nun glaube ich deinem Worte. Dise Briefe sandte über Wasser, Mer und trockenes Land

mein Herr und allerliebster Gemahl, welchen ich von Gott wider haben soll."

Nach Heinrichs des Löwen Rückker erfocht Thedel grosze Sige auf seinem schwarzen Rosse und zog endlich gegen die heidnischen Preuszen. Da Thedel nun lange Zeit in Livland gewesen war, begerte einst der Ordensmeister zu wiszen, wie er doch an das schwarze Pferd gekommen wäre. Thedel bat, dasz er es nicht sagen müsze, weil er sonst sterben würde. Allein das glaubte der Ordensmeister nicht und wollte ihm als sein Oberer kein Stillschweigen gestatten. Da bat Thedel noch um vierzehn Tage Aufschub, bereitete sich wie ein Christ zum Tode, eröffnete seinem Oberen das Geheimnis und starb."

In diser interessanten Sage hat nicht nur das Ross, um welche sie sich dreht, manchen Zug von Sleipnir bewart und erinnert durch seine Narung: die Dornen, ein uraltes Todessymbol, unmittelbar an das Totenross, sondern auch sein ursprünglicher Reiter, der Teufel, tritt auf als fanentragender Fürer der Abgeschiedenen, also ganz wie St. Michael, wie Wodan-Psychopompos, der Selenfürer des wütenden Heres*), und nicht umsonst nennt ihn Thedel einen „Kaufmann aus Niderland"; denn dis bedeutet die Unterwelt. — Aber es gibt auch eine Reihe von Mären und Mythen, in denen keine Spur von Wodans Göttlichkeit übrig geblieben und nur die Grundeigenschaften des asischen Rosses: seine ungeheure Schnelligkeit und sein übernatürliches Verschwinden zurückgeblieben sind. Denn bis in die unbedeutendsten alltäglichsten Verhältnisze hinein hat das Volk die alte Mythe von Wodans Wunschross getragen und hat sie an immer neue Persönlichkeiten gehängt. — Aus der groszen Zal hiehergehöriger Geschichten, die von Aschenbrödel und Albertus Magnus, von Gerhard v. Hollenbach wie von Johannes Teutonicus berichtet werden, heben wir folgenden Zug von Theophrastus Paracelsus heraus.

Theophrast hörte einmal in St. Gallen einen Spielmann beklagen, dasz er nicht zu Baden sei, wo die Gesandten bei der Tagsazung im Herrengarten tractirt würden; da könnte er mit Musik und Liedern vil verdienen. Sogleich verschaffte ihm Theophrast einen Schimmel, mit dem der Spielmann in einer halben Stunde nach dem 16 Stunden entfernten Baden durch die Luft ritt. Angekommen verschwand der Schimmel und der beglückte Spielmann musizirte im Herrengarten.

Es bleiben uns nun endlich noch jene Pferde des Aberglaubens oder des Märchens zu erwänen übrig, die völlig one irgend einen mythischen Hintergrund aus dem bloszen Bedürfnis nach dem Abenteuerlichen und Wunderbaren erdichtet worden sind. Denn auch one alle Beziehungen auf Sleipnir würde kein Mangel an Zauberpferden unter den Fan-

*) (Vergleiche hiermit die Erzälung vom Rechberger bei der weiter unten folgenden Besprechung der Totenrosse.)

tasiegebilden der Deutschen sein, so wenig, wie unter denen der Orientalen oder Griechen; ja es existirt sogar eine höchst eigentümliche altdeutsche Beschwörung, um selbst ein Zauberpferd herzustellen.

„Wilt du machen ein pferd, das dich trag, wo du wilt, so nymb ein plut von einer fledermaus: wen es dan nacht ist, so gang zu einem Haus, heimlich an das ende sin und schreib an die Haustür: „*Im namen: annie, geopha, diado*". Wen du sie geschrieben hast, so gang dann ein weil und komm dann herwider, so findest du ein ros bereit mit satl und mit zaumb und mit allem gezeuge. Wan du dan uf das ros wilt sizen, so tritt mit dem rechten Fusz in den linken Stegreif und sprich dise Beschwörung: „*Ich beschwer dich, ros, bei dem vater und bei dem Sone und bei dem heiligen Geiste und bei dem schepfer himmelreichs und erdreichs, der alle Dinge aus nichts gemacht hat; ich beschwer dich, ros, bei dem lebendigen Gott, das du an meinem leib, noch an meiner sel, noch an meinen glidern nit schaden magst, noch mit keinerlei hindernus.*" — So siz frölich up das Pferd und solt dich nicht segen und förcht dich nit. — Wan du komst an die statt, da du gern werest, so nymb den zaumb und grab ihn unter die Erde. Wan du das ros wilt haben, so nymb den Zaumb und schutel ihn vast, so kumbt das ros. So beschwer es aber als vor und siz daruf und rit wo du wilt, und lug, das du den zaumb wol behaltest. Verleurst du den zaumb, so musz tu das Pferd wider machen." *)

In einem 1455 geschriebenen, dem Markgrafen Johann v. Brandenburg gewidmeten Buche Dr. Hartliebs erwänt diser ausdrücklich jenes Zauberstücks als einer „Torheit der bösen, schnöden Kunst Nigramancia.... Dabei musz sich der Mensch dem Teufel mit unkunden Worten verschreiben als *Debra ebra!* Das Stück ist bei etlichen Fürsten gar gemein, davor soll sich Dein fürstlich Gnad hüten."

In jener Beschwörung wird nicht mitgeteilt, ob das erzeugte Ross übernatürliche Geschwindigkeit und Flugkraft besize oder ob es wie alle anderen mit Hufen den Boden stampfe; aber auch an eigentlichen Flugpferden felt es in der Volksvorstellung nicht. Reinecke Fuchs z. B. berichtet von jenem Wunderrosse, das ein trefflicher Künstler unter König Kranpardes aus Ebenholz gefertigt:

Ein Stunde brauchte der Reiter und mer nicht zu hundert
Meilen! Ich könnte die Sache für jezt nicht gründlich erzälen;
Denn es fand sich kein änliches Ross, so lange die Welt steht.

Und ganz änlich disem Rosse sind hundert andere der Dichter: das hölzerne Pferd, auf dem Peter von der Provence die schöne Magelone entfürte, der Chevillard, den Sancho Panso ritt und der Hippogryf, der bei Ariost und Platen, und mer oder weniger variirt in tausend Märchen immer wider auftaucht.

---

*) An Zäumen hängt gewönlich der Besiz der Zauberpferde, z. B. auch im Märchen von König Beder in „Tausend und einer Nacht". —

Es ist wol die tiefinnerliche Sensucht des Menschen, fliegen zu können, welche dise schönen Träume erzeugt, an denen sich alle Zeitalter und Bildungsstufen erfreut haben und immerdar erfreuen werden; es ist die Sensucht, unabhängig zu sein von Zeit und Raum; und wenn ein altes Volkslied singt:

O! ich möcht' haben einen Eisenhut,
Der für Lügen und Trügen wär gut,
Und für alles Unglück ein schnelles Pferd,
Was in der Welt hin und her färt
Und allem Uebel möcht' entlaufen,
Das wollt' ich ein'm teur g'nug abkaufen —

so ist es dagegen ächt Goethe'sch, wenn der Dichter in den Tagen napoleonischer Schlachtgrösze unmutig ausruft:

Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht ich reiten!

c. Rosstrappen und Hufeisenzeichen.

Nicht nur Spigelbilder in Sage und Märchen, nicht nur eine reiche und glänzende Nachkommenschaft rumreicher Wunderrosse hat uns Sleipnir als Pfand seines Daseins hinterlaszen, nein, auch handgreifliche wirkliche Spuren, ächte Reliquien besizen wir noch von unseres höchsten Gottes stolzem Rosse, und noch heute können wir im ganz eigentlichen Sinne „in seine Fusztapfen treten“.

Um dise Behauptungen näher zu begründen, müszen wir wider etwas zurückgreifen und zunächst und vorzugsweise an die oben geschilderten Sagen von künen Sprüngen und Ritten, ferner aber auch an die früher geschilderten deutschen Pegasosmythen, sowie an die Sagen von den durch Angang weisenden Rossen erinnern.

Wenn man nun beachtet, dasz bei den meisten diser Märchen handgreifliche *Rosstrappen* — teils Naturspiele, teils Nachbildungen, sowol in gewachsenem Felsen und in erratischen Blöcken, als in getürmter Mauer die Ausgangspunkte der Sage sind, von denen sie sich oft in ser verschiedener Richtung entwickelt hat, so dürfte man geneigt sein, dise „Rosstrappen“ als altheidnische Heilszeichen, als Segensspuren der reitenden Gottheit anzusprechen, Heilszeichen, welche uns da, wo sie sich unmittelbar auf einer Berghöhe im Felsen finden,

frühere Kultus- und Opferstätten bezeichnen. Hierauf deuten ser vile Momente unmittelbar hin. So wird in Pommern ein Rosstrappenstein (bei Buschmühl) gradezu als Opferstein bezeichnet, auf welchem dereinst järlich dem Teufel eine schöne Jungfrau hätte geopfert werden müszen; so lautet eine der Sagen von der Harzer Rosstrappe dahin, die Heiden hätten dort ein Ross opfern wollen, aber es sei ihnen entsprungen und nur seine Spur sei zurückgeblieben im Felsen; so war es ferner noch 1838 treu innegehaltene Sitte, am Hufeisenstein auf der Zaberner Steige zu Michaeli ein ländliches Fest zu feiern und ihn zu bekränzen, und so ruhen endlich manche solcher Rosstrappensteine, wie z. B. der beim schleswigschen Ludwigsburg, inmitten uralter Steinwälle, deren Anlage an und für sich schon unzweifelhaft eine bedeutungsvolle Stätte bezeichnet; wärend andere wider (z. B. die Rosstrappe im Harz, die an der Hölle bei Bautzen, die bei Baden-Baden, die bei Hackelshöre in Holstein und die beim altmärkischen Reetz) in unmittelbarer Nachbarschaft von Teufelskanzeln oder Hexentanzpläzen ligen, und durch dise Gesellschaft abermals darauf schlieszen laszen, dasz sie einst Mittelpunkt altdeutscher Kultusstätten waren. Und wenn für das germanische Altertum die innige Verbindung der religiösen Feiern mit den Volksgerichten karakteristisch ist, so läst der Umstand, dasz sich Steine mit Hufabdrücken an Pläzen finden, die (wie z. B. *Orseprunk*, d. i. „Rossesprung" bei Engter im Osnabrückischen) notorisch als Dingstätten alter Freigerichte nachgewisen sind*), mit groszer Sicherheit darauf schlieszen, dasz in den noch vorhandenen Hufeisensteinen Altäre der Vorzeit überblieben sind. Und wie auf dem Gerichtsplaze, so ist ja auch heute noch der Altar auf Begräbnispläzen heimisch — und an solchen Stellen, welche Gräber unserer Vorfaren bergen, begegnen uns denn auch abermals die Rosstrappensteine. — Schon in einer Schrift des vorigen Jarhunderts**) ist es anerkannt: „Pferdehufe sind auf der Helden Begräbnisze ausgehauen".

Bedenkt man nun, dasz eine schon oben erwänte harzer Sage

*) An anderen Stellen ist wenigstens die Warscheinlichkeit grosz, dasz es sich um eine alte Dingstätte handele, so bei dem Hufeisenstein auf der Pickelsteiner Heide und bei dem zwischen Serheim und Niderbeerbach

**) „Das eröffnete Monumentum des vergötterten Helden Turlurs" in den „Hannoverschen Beiträgen zum Nutzen und Vergnügen" 1759. Speziell angefürt werden ein Stein im „Damm zur Burch" und einer bei „Freisdorfer Mühlen".

den wilden Jäger deshalb umgehn läst, weil er den durstigen Jesus daran gehindert, aus einem Flusze zu trinken, und ihm zugerufen habe, er solle aus einer Pferdetrappe trinken, in der sich Wasser angesammelt; bedenkt man ferner, dasz dem Volksglauben nach die Hexen bei ihren Versammlungen aus Pferdehufen trinken und dasz noch jezt sympathetische Heilungen mit Regenwasser stattfinden, welches in Hölungen groszer Steine (namentlich auch der Leichensteine) zusammengelaufen ist, so scheint es nahe zu ligen, dasz im Kultus unserer Alten die in flache Steine eingehauene Hufspur bestimmt gewesen ist, für die Götter ein Trankopfer, für die Irdischen Weihwasser aufzunemen, nämlich den Himmelstau, den Regen, der, geweiht durch seine Ansammlung in der Hölung des heiligen Altarsteines, vortrefflich zu Kultuszwecken dienen konnte. — Dasz solche Hufstätten gleichzeitig Heilsstätten sein konnten, versteht sich hienach von selbst und eine Stelle des eddischen Fiölswinnsmâl bestätigt es. Denn der Berg, auf welchem die helfenden Jungfrauen wonen,

> *Hyfiaberg* heist er, Heilung und Trost
> Seit lange der Lamen und Siechen.
> Gesund ward jeder, wie verjärt auch das Uebel
> Der den steilen erstieg.

Solche Anschauungen finden ihre Bestätigung in den oben (S. 274) ausfürlich geschilderten Sagen von der Entstehung der Quellen durch Rossestritt, die, wie wir gesehen haben, ursprünglich nicht von irdischen Brunnen, sondern von den Regenquellen des Himmels galten. Die Regenströme, die Fruchtbarkeit spendenden, bilden in disem Sinne aber gewiszermaszen die Füsze des Wolkenrosses*); der Huf desselben berürt die Erde; aus der Rosstrappe sprudelt der Pegasosquell; und zur ritualen Erinnerung an das göttliche Wunder läst man sich in der Hufspur des heiligen Steines das Wasser sammeln, dessen man zu religiöser Weihe oder Waschung benötigt ist.

Fast man endlich dise athmosphärischen Beziehungen im allgemeinsten kalendarischen Sinne auf, so ergibt sich noch eine weitere folgenreiche Entwicklung. Die Zeit nämlich, in welcher der segensreichste Regen fällt, die Zeit, in welcher die bis dahin vom Eise gefesselten Quellen am kräftigsten aufsprudeln, das ist der Lenz, das ist jene Zeit, in welcher Wodan-Sige,

*) In der Mythologie spielt die Zeugungskraft der Füsze eine bedeutungsvolle Rolle. Vergl. Petersen: Hufeisen und Rosstrappen.

der Maikönig, über den Winter triumfirt und als maiengeschmückter Siger seinen Umzug hält durch die prangende Welt. Also auch an disen Göttersig über die Winterrisen musten die Spuren des Quellrosses im Stein manen; es sind Spuren des Sigesgottes, und in der Tat knüpft die bei weitem gröste Masse aller der vilen Sagen, die sich an die Rosstrappen gelent, grade an disen Ideengang an.

Fast immer nämlich handelt es sich in solchen Sagen um um einen Kriegsfürsten, der, in tiefem Schlafe ligend, plözlich erweckt wird, weil der Feind da sei. In scheinbar unbesiglicher Stärke rücken die Scharen desselben heran und der Erwachte verzweifelt am Sige. So wenig er im Stande sei, einen Fels mit dem Schwerte zu spalten, so wenig sein Ross mit dem Huf in den Stein treten könne, ebenso wenig vermöge er den Sig davon zu tragen. Siehe, da tritt sein Ross wirklich Spuren in den Fels; der Fürst gewinnt Mut, er versucht sein Schwert, auch dis vermag es, in den Stein zu dringen; nun glaubt er, greift an und überwindet den furchtbaren Feind in glänzendem Kampfe. Dise Sage — zuweilen auch dahin gewendet, dasz des Rosses Huf zugleich einen Quell hervorruft, ist ungemein verbreitet in Deutschland; Petersen hat sie nachgewiesen vom *Karlstein* bei Rosengarten (eigentlich „Rossgarten") in der Nähe von Harburg, von der *Rosstrappe* zu Bornhövnd*), vom *Alberg* bei Segeberg, vom *Bickelstein* im Amte Knesebeck, von *Hufeisensteinen* bei Salzwedel, bei Stendal und bei Edesheim im Fürstentum Calenberg, vom *Heiligenberg* bei Uenzen, vom *Wittekind-*, *Karl-* oder *Schlupp*-Stein beim Dorfe *Haste*, d. i. „Pferd", im Osnabrückschen und endlich von dem schon bei den Quellsagen erwänten *Bergkirchen* in den Lübekker Höhen.**)

Die Heiligkeit der Rosstrappenbilder zeigt sich auch in ihrer Anwendung als Gränzbezeichnung, die der Verwendung des Rosshauptes in eben demselben Sinne durchaus entspricht. (Vergl. Seite 256). Eine auf solche Gränzheiligung bezügliche Sage schliest sich eng an die eben geschilderten Siges-

*) Hier erscheint eine weibliche Sigerin, „die schwarze Greet" (Margarete die Grosze von Dänemark), warscheinlich eine sagengeschichtliche Umgestaltung der *Holda-Hilde* (vergl. weiter unten).

**) Eng ist die Verbindung diser Sage auch mit den Vorstellungen von den durch Angang weisenden Rossen (vergl. Seite 275 und unten „Das Ross im Kultus"). Uebrigens erscheinen auch in der antiken Sage sigverkündende Rosse. So weissagte dem Cäsar sein „menschenfüsziges Ross", dasz er die Welt beherrschen werde.

sagen an und zeigt damit die genaue Verbindung dises ganzen Mythengebietes. In der Gegend des westfälischen Erndebrück nämlich, soll vor Alters ein Graf geseszen sein, der mit einem Nachbar Streit um die Gränze gehabt und endlich ausgerufen habe: „So gewisz mein Pferd in disen Stein treten wird, so gewisz ist diser Boden mein!“ Und kaum hatte er das gesagt, so drang der Huf des Pferdes tief in den Stein, und der ligt dort als Denkmal am Bache noch bis auf den heutigen Tag. — In Holstein kommt das Bild des Hufeisens ser häufig auf Gränzsteinen eingemeiselt vor*); derselbe Gebrauch hat sich auch in Baiern erhalten, und nicht minder dient die schon oben erwänte Rosstrappe an der Zaberner Steige als Marke auf der alten Gränze zwischen dem Elsasz und Lothringen.

Andere Sagen, welche sich an Rosstrappen knüpfen, haben wir schon bei Besprechung der wilden Jagd erwänt, noch anderer werden wir beim Hexenwesen gedenken; immer aber begegnen wir ser bestimmten mythischen Beziehungen diser uralten Warzeichen, und wenn an einige derselben sich auch nur noch ganz allgemeine Erzälungen vom Teufel oder irgend einem ungeheuren Frevler anknüpfen**), wenn auch andere, wie z. B. die Hufabdrücke bei Lüttich, Charleroi und Dinant, als Denkzeichen *Bayards* (vergl. Seite 354) gelten, immerdar werden wir erkennen, dasz es sich ursprünglich um Wodan und Sleipnir handelt, dasz alle dise Rosstrappen segnende Spuren des reitenden Gottes sind, uralte, erwürdige Heilszeichen und als solche durch Jarhunderte äuszerlich, wie innerlich im Gedächtnisze des Volkes geschont und geliebt.

Dise Erklärung der Rosstrappen dürfte nun wol auch von den so häufig vorkommenden eisernen Hufeisen gelten, welche von Ostpreuszen bis Schwaben, vom Rhein bis nach Tyrol, namentlich aber in nidersächsischen Landen, selbst in dem sonst so mythenarmen Berlin, auf oder unter der Schwelle des Hauseingangs ligen und vom Volk im Allgemeinen als Glückszeichen betrachtet werden. Gilt es doch schon für ein Glück, ein Hufeisen zu finden, zumal, wenn es siben Löcher

*) So namentlich auf der Gränze zwischen den Dörfern Ellerbeck und Wellingsdorf bei Kiel, an der des Amtes Tritta gegen den Sachsenwald hin, sowie auf der Gränze der Güter Depenau und Bockhorn.

**) So z. B. bei den Rosstrappen bei Eutin, bei Darnstedt unweit Stendal, bei Nübel in Angeln, bei Reetz in der Altmark und bei Dollbach in Hessen.

hat, oder wenn gar die Nägel darin steken; sagt man doch: *„Auch der Blinde findet einmal ein Hufeisen!“* um einen glücklichen Zufall zu bezeichnen, und ruft doch der Niderländer: *„Hi lacht als en boor, die en hoefizen vindt.**) Die Hufeisen an der Hauspforte haben aber in den Augen des Volkes noch den besonderen Zweck, Spuk aller Art, Zauber, Teufel, Bliz und Krankheit kurz jedes Uebel abzuhalten**), und somit ganz ebenso zu wirken, wie die der Neidstangenidee entsprungene Rosshauptverzierung am Gibel deutscher Häuser.***) Zugleich aber schlieszen sie sich ganz unmittelbar an die Rosstrappen in Fels und Mauer an. Denn wie man z. B in christlicher Zeit nicht nur Kirchen und Kapellen mit dem Kreuze oder dem Bilde der Heiligen schmückt, sondern auch gern Bürger- und Bauerhäuser solcher weihenden Zierde teilhaftig macht, so verfur man im heidnischen Altertum mit den Bildern der Rosstrappe als der Segensspur der reitenden Gottheit; und wie sich an griechischer Pforte die Säule des schwellenhütenden Apollon erhob, wie die Tür des Juden durch die Kapsel mit der Thorastelle geheiligt wird, so soll das Hufzeichen auf deutscher Schwelle den Eingang weihen und alles Böse und Feindliche von ihm abweren und zurückweisen.

Dise mythisch-religiöse Erklärung wird bestätigt durch das häufige Vorkommen von Hufeisen in und an Kirchen, sowie durch den Karakter der darauf bezüglichen Sagen. Einige derselben mögen (z. T. nach Petersen) hier folgen:

An der Kirche des Dorfes Hausen vor der Rhön ist ein Hufeisen von ungewönlicher Grösze eingemauert. „Ein Ritter *v. Rapp,* berichtet die Sage, verlor in einer Schlacht sein Pferd, und da er mit dem Leben davongekommen, so weihte er zur dankbaren Erinnerung dis Hufeisen an die Kirchtür.“ Der Ritter *v. Rapp* ist wol kein anderer als der Reiter Wodan gewesen, dessen Heilszeichen die triumfirende Kirche als Trofäe aufbewart.

*) Oder noch änlicher dem Hochdeutschen: *„hij komt achteraan en raapt de hoefizen up!“*

**) Ganz besonders kräftig bewären sich solche Hufeisen, die in der Nacht vor St. Johannis von einem reinen Junggesellen geschmiedet worden sind. — Oberpfälzischem Glauben nach hilft ein gefundenes Hufeisen, das an den Rousbaum des Hauses aufgehängt wird, wider Gewitter, Bliz und Feuer.

***) Daher kommen beide Symbole auch verbunden vor. Ein Hufeisen, welches ganz ebensolche Pferdeköpfe einschliest, wie sie sonst auf Bauernhäusern vorkommen, findet sich z. B. in achteckigem Kalkrelief neben der Pforte eines Hauses in Handschuhheim bei Heidelberg eingemauert.

Zu Ellrich bewart man vier Hufeisen, die ehedem an der Tür der dortigen „*Niclas*kirche“ festgenagelt waren, weil ein als taumelnder Siger vom Wetttrinken heimkerender Graf v. Klettenberg in der Trunkenheit bis vor den Altar geritten sein soll, wo dann dem niderstürzenden Pferde plözlich die vier Hufeisen abgefallen wären. Bedenkt man, dasz es sich um eine Nicolaskirche handelt, so erkennt man in dem Reiter leicht Wodan selbst, der sich nach Umweihung seines eigenen früheren Heiligtums in eine christliche Kirche vor dem Altar demütigen musz, und dessen altes Heilszeichen man halb abergläubig, halb triumfirend an die Kirchtür genagelt hatte. — Ganz änlicher Art ist die Sage, welche sich auf die Hufeisen an der Kirchtür des schwäbischen Hirschau bezieht; denn auch hier handelt es sich um einen das Christentum verspottenden Reiter, der durch Festbannen seines Rosses gedemütigt und bekert wird.

Noch klarer in ihrem mythischen Gehalte und ihrer genauen Beziehung auf den Reiter Wodan ist aber die engverwandte Sage von Stekkelhan im Spessart. Da hatte einst ein „Rise auf schwarzem Rosse“, einen ungeheuren Sper schwingend, also mit allen Abzeichen Wodans versehn, die Verkündigung des Evangeliums hindern wollen; aber vor dem predigenden Einsidler scheute das Pferd, überschlug sich und der Rise brach zu den Füszen des Kreuzes den Hals. Sein Ross indes war sanft und weisz geworden und hatte die Gnade empfangen, dasz, wenn man ihm kranke Pferde nahe brachte, es jedes Uebel heilte. Als es starb, nagelte man zum Andenken und als Heilszeichen eins seiner Hufeisen an die Kirchtür, wo man es noch heute als Reliquie zeigt.

An vilen Orten überhaupt ist die mythische Bedeutung der Hufeisen an Gotteshäusern vergessen. — Zwischen Ingolstadt und Augsburg steht eine dem heiligen Sebastian gewidmete Kapelle, die bis zur Gibelspize mit Hufeisen benagelt ist, welche die Landleute aus Dankbarkeit für die an ihren kranken Pferden verrichteten Genesungswunder gewidmet haben, one dasz sich sonst bestimmte Wodansbeziehungen des Ortes oder der Sage ergäben. — An der Tür der Kirche zu Friesau im Voigtlande waren bis vor Kurzem grosze Hufeisen angenagelt, one dasz etwas über deren Bedeutung verlautete. — In der Schwarzensteiner Kirche bei Rastenburg hangen zwei hölzerne (früher eiserne) Hufeisen, von denen erzält wird, dasz mit ihnen einst der Teufel eine Wirtin beschlagen laszen, welche sich vermeszen hatte: der

böse Feind möge sie lebendig reiten, falls ihr Kerbholz nicht erlich gefürt sei.*) — Noch seltsamer ist der Grund, welchen man für das Dasein eines an der Stefanskirche zu Tangermünde prangenden eingemauerten Hufeisens angibt, denn es soll andeuten, „wie weit die Hufschmide (!?) die Kirche hätten bauen laszen". Dise triviale Erklärung**) ist sicherlich eben so schlechten und späten Ursprungs wie jene, die das grosze Hufeisen an der Heilsberger Kirche als Symbol des Rechtes, einen eignen Hufschmid zu haben, anspricht, ein Recht, welches eine Gräfin von Schwarzburg den Heilsbergern verliehen haben soll. Aber hier besteht neben diser ärmlich-dummen Lesart noch der durchaus mythische Bericht Paullinis, der jenes Hufeisen vom Ross des Bonifazius stammen läst und dise thüringische Sage eng an die früher (Seite 272) besprochene Quellenmythe knüpft. Denn Paullini zufolge liesz Bonifazius, als er auf einem Bekerungszuge rastete, sein Ross weiden. Dis, welches einen bösen Schenkel hatte, scharrte im Sande, da entsprang ein Quell und heilte das Ross. Der Quell springt noch heut, heilt auch Menschen, und nach ihm heist der Ort „Heilsberg"; das Eisen aber, welches dem Pferde abgefallen war, nagelte man als Heilszeichen an die Kirchtür.

Auch an Kirchen auszerhalb Deutschlands erscheint das Hufeisen und mit ihm Rückbeziehungen auf Wodan-Sleipnir. — Im Dome zu Wexiö hangt z. B. ein Hufeisen, von dem noch jezt gradezu berichtet wird, dasz es von Odhins Ross herrüre. Als hier nämlich zum erstenmal Christenglocken zur Messe riefen, ritt Odhin just über die Berge; sein Ross erschrak, schlug mit gewaltigem Huf den Fels, der noch immer die Spur bewart, das Eisen aber fiel ab und wurde im Dome aufbewart.***)

Die bunte Verschiedenheit der angefürten Sagen bei der Gleichartigkeit des Vorkommens von Hufeisen an und in Kirchen läst vermuten, dasz die betreffenden christlichen Gotteshäuser unmittelbar an der Stelle alter Wodanstempel stehn und noch immer das Warzeichen ihres ursprünglichen Patrons und Meisters, wenn auch sagenhaft entstellt, hegen und bewaren.

---

*) (Vergl.: Tod und Teufel. Hel und Hexen. „Die Hexen." Hufbeschlagene Hexen.)

**) Dieselbe wunderliche Bedeutung soll nach Voglers Chronicon das Hufeisen an der Leipziger Nikolaoskirche haben, dessen mythische Beziehungen wir bereits bei Besprechung der Georgs-Sage (Seite 312) erläutert haben.

***) Nahe verwandt diser schwedischen Sage sind in Deutschland die Sage von der Rosstrappe beim Schleswigschen Ludwigsburg und die vom Hufeisen im Turm zu Naabsburg in Baiern.

In solchen Kirchensagen nähert sich indes das uralte Symbol nicht nur äuszerlich dem christlichen Vorstellungskreise; sondern, wie wir schon bei Einfürung des Bonifazius in die alte Quellensage sehn, bemächtigt sich die christliche Mythe gradezu des alten Symbols. In der von Goethe so trefflich behandelten „Legende vom Hufeisen“ z. B. richtet des Heilands fürsorgende Aufmerksamkeit sich auf ein verlorenes, zerbrochenes Hufeisen, dem dadurch schon ein ganz besonderer Glanz verliehen wird. Weiter aber gingen die Flammänder. Sie lieszen Jesum selbst einmal als Beschlagsschmid zur Erde herabkommen.

Sankt Elig nämlich war ein Hufschmid, der seine Kunst verstand und sich ein Schild machen liesz: „*Elig ein Meister über alle Meister*“. Das ärgerte den lieben Gott und er sandte Jesum auf die Erde, um Elig zu bestrafen. Der Heiland trat deshalb in des Meisters Dienst und beschlug vor dessen Augen ein Pferd derart, dasz er dem Tiere die Beine abnam, sie in den Schraubstock sezte, dann mit groszer Kunst beschlug und demnächst wider ansezte. Elig glaubte das nachmachen zu können, schnitt auch den Pferden die Beine ab, konnte sie aber, als es zum Klappen kam, nicht wider ansezen, wie der Herr getan, und er wäre one dessen Hülfe in der übelsten Lage gewesen. Da sah er denn ein, dasz er kein Meister über alle Meister sei und zerschlug sein hochtrabendes Schild eigenhändig mit dem Schmidehammer.*) — Auch in Nürnberg erzält man dise Geschichte, die jedenfalls auf eine ganz besondere Bedeutung des Hufeisens hinweist und die Veit Stosz in einem seiner schönsten Reliefs gar anmutig dargestellt hat.

Einleuchtend ist es, dasz es keine einfachere, mer zur Hand ligende Nachbildung der Hufspur gibt, als das Hufeisen selbst, dessen Material zugleich den Vorteil bietet, dauerhafter zu sein, als eine etwa in die hölzerne Schwelle eingegrabene oder eingelaszene Darstellung.

Das Material aber war auszerdem auch noch an und für sich bedeutungsvoll. „Eisen ist nämlich allentalben ein bevorzugtes Schuzmittel gegen böse Geister. Wenn dem Volksglauben nach die Zuckungen kranker Kinder aufhören, sobald man ihnen ein Hufeisen unter das Kopfkissen legt, so kann man hier ebensowol wie eine mythische auch eine stoffliche Bedeutsam-

**) Die kanonische Heiligenlere weisz übrigens nichts von diser Legende. Ihr ist St. Eligius ein edelgeborener Bischof von Noyon in Frankreich.

keit vermuten. Denn Irrlichter verschwinden, wenn man ihnen einen Schlüssel hinwirft; vor dem Widerkeren Gestorbener schüzt man sich, indem man ein Messer über die Tür steckt; eine Schere auf dem Bette der Wöchnerin oder des Neugeborenen behütet sie vor der Tücke der Alben; ja eine lauenburgische Beschwörungsformel lautet gradezu:

Unbenöm scham di
Isen und Stal jagt di!

d. i. „Schäme dich Uebel! Eisen und Stal jagt dich fort!“ — Diser Glaube ist unergründlich alt und stammt villeicht aus jener Epoche, wo das Eisen zuerst an Stelle des bis dahin allein gebrauchten Kupfers trat und sich an seine hohen Vorzüge vor disem leicht Vorstellungen von übernatürlichen Eigenschaften knüpfen mochten, die villeicht durch magnetische Frscheinungen an dem neu bekannt werdenden Metalle noch gesteigert wurden.*)

So hatte das Hufeisen, entsprechend den beiden Wörtern, aus denen sich seine Bezeichnung zusammensezt, also eine doppelte Heiligkeit, die sich sogar auf die Nägel des Hufs übertrug, von denen z. B. Hans Vintler 1400 in seinem Gedicht vom Aberglauben sagt:

vnd vil lutt. die tribent
wunder mit dem huofnagel.

Zu diser Doppelbedeutung des Hufeisens kommt nun endlich noch eine dritte aus seiner Form entspringende, geheimnisvolle Beziehung. Es stellt nämlich mit seinen Stollen annähernd einen Dreifusz, die Basis des „Drudenfuszes“ dar.**) Diser soll, wenn

*) Man nam an, dasz starke feindliche Kräfte magnetischer Art auch dem Hufeisen gefärlich würden. Wenn z. B. ein Pferd auf eine „*Springwurzel*“ trat, so muste es nach dem Volksglauben das Hufeisen einbüszen. Bei den Italienern heist jene Wurzel sogar *sferra cavallo.* — Und nicht nur in Deutschland lebt der Glaube an heilige Kraft des Eisens. In Irland schwört man sogar „beim heiligen Eisen“; und so gut wie sich der Tiroler Bauer gegen den Wirbelwind, „den Hexentanz“, zu schüzen glaubt, wenn er eisernes Werkzeug auf die Schwelle legt, ebenso ruft der ägyptische Fellah, der eine wirbelnde Sandhose auf sich zukommen sieht, dem darin sizenden bösen Dämon zu: „Chadid ya maschum!“, d. i. „Eisen, o Unseliger!“ und meint sich dadurch gerettet.

**) Druden sind weibliche weissagende Wesen der germanischen Mythologie, welche, zwischen Göttern und Menschen stehend, in Wäldern, Bergen und Wassern lebten. Die Spur ihres Fuszes, der „Drudenfusz“, ist wie das Hufeisen ein altes Heilszeichen. — Als die Druden aber durch das Christentum zu bösen Hexen herabgedrückt waren, wurde ihr eigenes Zeichen zum Schuze gegen die bezaubernden Druden an Ställen und Wonungen angebracht. Darum sagt Mephisto im Faust:

Gesteh' ich's nur, dasz ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hindernisz,
Der Drudenfusz auf Eurer Schwelle . . . .
Der Pudel merkte nichts, als er hereingesprungen,
Die Sache sieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

seine offene Seite nach auszen, die Spize nach innen gerichtet ist, dem Glück die Tür öffnen, böse Geister aber am Eintritt hindern. Daher findet man die Schwellenhufeisen gewönlich in diser Lage aufgenagelt. — Nach andren musz das Hufeisen, wenn es Glück bringen soll, gefunden sein und genau so aufgenagelt werden, wie es im Augenblick des Findens lag. Ueberhaupt ist die Art der Befestigung wechselnd; bald ligen die Stollen oben, bald unten, zuweilen ist auch die geschloszene Seite nach auszen gekert, und nicht selten begegnet man halben Hufeisen, welchen man dieselbe Wirkung vindicirt wie den ganzen, so dasz bei disen die Form in keiner Weise Teil an der Bedeutung haben kann. — Endlich bemerken wir noch, dasz Sleipnirs Heilzeichen auszer auf Haus- und Zimmerschwellen und über dem Tore oder im Wappenschilde der Städte, (namentlich des Elsasz) nicht selten auch auf dem Vorderteil von Schiffen, Känen und Nachen erscheint, und zwar in der Nordsee wie im Mittelmeer, auf dem Missisipi wie auf der Elbe. Es ist dis wider eine höchst interessante Parallele zu dem Auftreten des Rosshauptes, welches ja, wie oben erwänt, gleichfalls an Häusern wie an Schiffen angebracht wurde; und das Hufeisen erscheint am Schiff ganz in demselben Sinne und zu gleichem Zweck: es schüzt das Schiff vor Gefar. Wenn z. B. des fliegenden Holländers furchtbares Gespensterschiff einem andern Farzeuge begegnet, so kommen einige von der unheimlichen Mannschaft im Bote heran und bitten, ein Paket Briefe mitzunemen. Die musz man am Mastbaum festnageln, sonst widerfärt dem Schiff ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord oder — am Fockmast kein Hufeisen ist.*)

d. Das Ross als Heils-Tier.

Wie des heiligen Sonnenrosses Haupt schüzend und schirmend des deutschen Hauses Gibel ziert, wie des Götterrosses Hufeisen, Segensspur der Gottheit, welche das Haus durch

*) (Ueber Bedeutung des Hufeisens im Rechtsleben vergl. unten: Ross und Reiter im Recht. „Privatrecht." Das Hufeisen.) Das bekannte Hufeisen am Palais Friedrich Wilhelms III. zu Berlin ist, wie bei der Natur dises Königs zu erwarten, nichts weniger als mythischen Ursprungs. Es ist vom Rosse des vorbeisprengenden Herzogs Karl von Mecklenburg mit groszer Gewalt fortgeschnellt und durch das Fenster auf den Arbeitstisch des Königs geflogen, one disen zu verlezen. Der König befal, es zum Andenken an disem Fenster zu befestigen.

ihren Eintritt beglückt, auf der deutschen Schwelle ruht, wie an altheiligen, nun längst verlassenen Weihestätten noch jezt die Rosstrappe Kunde gibt davon, dasz im nationalen Kultus unserer Väter das Ross den Mittelpunkt feierlichster Religionsübung gebildet, so erscheint überhaupt im Volksglauben das Pferd als Heils-Tier. — Saxo Gr. erzält eine schöne Sage von der Jungfrau von Swanhwitha, die mit ihren Schwestern, rings von bösen Geistern umdroht, die Nacht durchritt. Dringend empfal sie ihnen, ja nicht abzusteigen, weil sie nichts zu fürchten hätten, so lange sie zu Rosse blieben. — Auch gegenwärtig noch wird vom Aberglauben das Pferd als Glücksbringer und Kraftverleiher aufgefast. *„Der hat Pferdeglück!“* *) sagt man, wenn Jemand einen ganz besonderen Treffer hat; verwandte, hier anknüpfende Vorstellungen lassen sich in unserer Literatur weit zurückverfolgen, und wie tief sie bei geistig hochstehenden Männern noch im 16. Jarhundert wurzelten, zeigt z. B. die Einleitung Fuggers zu seinem Kapitel über die von den Pferden entnommenen **Arzeneien**, in welcher er sagt:

„Vnd halte dafür, dasz nicht ohn ein sonders Mysterium oder Geheymnusz sey, dasz so viel guter Künsten von diesem Thier herkommen, die man (in dergleichen menge) sobald bey keinem andren finden wird. Will derhalben von solchen Künsten etliche anzaigen, doch mit dieser Protestation, dasz man nicht solle vermainen, ich habs also ausz mir selbst erdichtet (dann ich habs oben bekandt, das solches mainer Facultet nit seye) sonder ich habs von guten Scribenten zusammengetragen; sie helffen gleich so viel als sie mögen.“ **)

Fugger bringt nun 75 verschiedene Rezepte, von denen wir probeweise die folgenden geben:

„So eine Frauw gern wolte schwanger werden, sol man jr Rosszmüllich zu trinken geben, doch dasz sie nichts darvon wisse, so wird sie bald schwanger.“ (Man erinnere sich des Wolkenrosses als Symbols der Fruchtbarkeit. Milch jener Rosse ist der befruchtende Regen.)

„Rosszmüllich in Wein getrunken ist eine bewehrte Kunst für den Schlangenbissz und auch sonst für Gifft.“

---

*) Man sagt auch *„Schwein“* oder *„Sau“* statt „Glück“; ebenfalls weil dis Tier dem Sonnengotte heilig war, der namentlich im Norden als auf dem Sonneneber „Gullinbursti“, d. i. „Goldborste“, reitend gedacht wurde.

**) Auch der Süden kannte dise Heikraft des Rosses, ja sogar künstlicher Nachbildungen. Das bronzene Pferd z. B., welches als Symbol der neapolitanischen Freiheit galt und welchem Konrad IV. Zügel angelegt haben soll, stand in dem Rufe, kranke Pferde zu heilen, wenn man sie in seinen Schatten brachte. (Ueber die Segenskraft des Rosshauptes vergl. S. 255.)

„Den Schaum vom Rosszemanl soll man streichen auff die anssetzige flecken vnder den Angesicht; es hilft.“ (Modernem Aberglauben zufolge wäscht man sich zu gleichem Zweck mit Tau. Beides ist aber dasselbe; denn dem Eddaliede zufolge ist der Schaumschweisz Hrimfaxis, des Rosses der Nacht, eben dasselbe wie der Tau. — Vergl. S. 248.)

„Für die Schwindsucht ist das beste und gröste Mittel (dann es auch die hülfft, an deren Leben man verzaget), wann man den Speichel vom Rossz mit warmem Wein den Menschen eingibet.“

„So man ein Wunden oder sonst ein Schaden, es sey was es wölle, will etzen oder offen halten, darzu ist das Blut von einer Stuten, so schon einmal getragen hat, ser gut.“

„So ein Kindt bey einer Frauwen abgestanden, sol man jr pulverisirtes Miltz von einem Rossz eingeben. so treibt es das Kind von jr. — Eben diese Würkung thut auch, wann man ein Rosshüff brennt, vnd denselbigen Rauch ein solche Frauw schmeckt.“

„So man ein Wehr läszt beym Feuwer hitzig werden vnd löscht solche in einem Rosszschweisz ab, so wirdt sie hefftig vergifft, also dasz (wann einer darmit verwundet) man das Blut nicht mehr stillen kann.“ (Vergleiche die zaubrischen Kräfte des von den Walkyren-Rossen träufelnden Schweiszes, des Nachttaues in den Zwölften, Seite 295. — Auch unter den Mitteln, mit welchen zu Plinius Zeiten Zauberer einen Mann unüberwindlich machten, erscheint der „Schaum eines sigreichen Renners“.)

„Rosszschweisz mit Harn im Bad getrunken machet, dasz ein Schlang einem ausz dem Leib gehet, so eine darinnen were.“

„Wenn man die Warzen nimpt, so den Rossen an den vorderen Füszen inwendig wachsen, pulverisirt vnd in einem Essing einnimmt, sind sehr nützlich, wann einen der Schlag getroffen hat oder für allerley bisz der wilden Thiere.“

„Wann einer im Schlaff fast schnarcht, soll man einem die Zän von einem Hängst vnder den Kopff legen, so wirdt er nicht mehr also schnarchen.“

„Die Zän, so man die Jungen nennet, wann sie den Rossen ausfallen, doch dasz sie die Erde nicht berühren, vertreiben das Zanwehe, wann man den bösen Zan darmit berühret.“

„So man einem Rosz andere Roszzän anhanget, geben sie demselbigen Rossz Krafft, dasz es im Lauf vnd sonst an der arbeyt nicht bald geligt.“ (Man erinnere sich, dasz auf den Zänen mythischer Rosse Kraftrunen stehn.)

„Die Rossz haben im Hertzen ein kleines Bainlein, wie ein Hundtszan; Ist gut die Zän darmit zu stüren, wann sie einem wehe thun.“

„Die Erden, so man find den Rosszen under den vordern Eysen, dieselbige mit Wein vermengt vnd dem Rossz eingegeben, treibt den verhaltenen Stall.“

„Wann ein Rossz Erden einballt (wie dann offt zu geschehn pflegt, wann weich Wetter ist), dieselbigen Ballen aufbehalten vnd so dich der Höstchen anstöszt, vnd du kannst gedenken, wohin du disen Ballen behalten, so vergehet dir der Höstchen.“ *)

„Die Nieren von einem Pferd gedörrt, eingenommen in Wein ist gut ad potentiam excitandam.“

„Wann ein Kind ein Pferd auf das Maul küst, so wirdt jm kein Zan mehr wehe thun und wirdt das Kind auch kein Rossz mehr beiszen.“

„Einen Rosszschwanz sampt dem Har an ein Thür gehefft, verhindert, dasz die Schnacken und Mücken nicht in das Zimmer fliegen.“ (Er schüzt also vor dem „Fliegengott“, dem Bösen.) **)

---

*) (Andere Beziehungen der eingeballten Erde vergleiche unten: Tod und Teufel, Hel und Hexen. „Die Hexen.“ Behexte Rosse.)

**) Italienischem Volksglauben gemäsz schützt es gegen die Jettatura, den bösen Blick, wenn man einen Finger mit einem Pferdehar umwickelt. — In Bezug auf die Jettatura ist überdis interessant, dasz Philarchus von den durch den Blick behexenden Frauen in Skythien erzält, ihr Merkmal sei ein Zwillingspüppchen in dem einen Auge und im andern das Bild eines Pferdes.

Fugger schliest seine Aufzälung mit folgender Bemerkung: „Vnd seindt disz also die Artzeneien und Künsten, so von den Pferdten dem Menschen vnd andren Thieren mögen zu gutten kommen, vnd mich für gut angesehn, allhie für zubringen, damit man nicht vermaine, dasz ein Rossz so gar ein schlechtes Thier sei. Mir zweifelt auch nicht, so einer baser wollte nachsuchen, als ich wol getan, er würde deren noch viel mehr finden. Wir wöllen vns aber an diesen begnügen lassen."

In der Tat lieszen sich, selbst zu den 75 Rezepten Fuggers, noch manche Ergänzungen geben. Schon die 1689 zu Nürnberg erschienene „Pferd-kunst" des Freiherrn H. v. H. bringt deren, und auch sonst begegnet man ihnen allenthalben in der Literatur, bei Kenntnisname von altertümlichen Gebräuchen und selbst in der heut noch weiter wuchernden und webenden Volksmystik. Es scheint uns geeignet, auch aus disen Gebieten noch Einiges aufzufüren.

In Mecklenburg gilt für das beste Mittel, die Fantasien eines Fieberkranken zu stillen, wenn man ihm das Skelett eines Pferdekopfes unter das Bette legt. — Zu Gilgenburg in Preuszen heilt man ein rückendarres Kind, indem man es in Regenwasser badet, durch welches ein Pferdekopf dreimal am Tage hindurchgezogen ist. Es musz das aber an drei aufeinanderfolgenden Donnerstagen geschehen, wenn es helfen soll. — Die Wenden legen müdegerittenen Pferden nachts ein Rosshaupt unter die Krippe; das erfrische sie. — Um den bösen Geist zu vertreiben, den man bei „Besessenen", bei Tobsüchtigen voraussezt, bringt man in Mecklenburg den Kranken nackt in einen engen Raum unter grosze Decken und räuchert den bösen Geist aus, indem man auf ein mit unter gestelltes Feuerfasz beständig frische Rossäpfel wirft, bis der Kranke onmächtig wird vom Dunst. — Der Mönchguter läst krankes Vieh zur Heilung gewiszer Uebel durch Pferdegeschirr kriechen. Eine ser eigentümliche Anweisung bringt das „Buch der Vorteile" zu dem Zwecke, einen Teil der Stärke eines Pferdes auf einen Menschen zu übertragen. Es heist:

„Man kann den warmen Mist von Pferden, den man im Neumond sammeln musz, nehmen, solchen mit guter Erde vermengen, das chamaelon nigrum darein pflanzen, es aufwachsen lassen, es hernach dem Menschen zu essen geben, ihm auch anhängen und um starke Pferde immerdar seyn lassen, so wird der Mensch stark und die Pferde schwach werden. Die Wurzel musz aber bald nach dem Neumond darin fortgepflanzt und zwei Tage vor dem Neumond, der hernach folgt, wieder genommen werden. Gleichergestalt

mag solche Kraft einem andern Thiere benommen und den Menschen oder andern Thieren mitgetheilt werden."

Verständlicher als solche Rezepte ist es immer noch, wenn in einigen Dörfern der Altmark jeder neugeborene Knabe noch vor dem ersten Bade auf ein in die Stube gebrachtes Pferd gesezt wird, zur glücklichen Vorbedeutung männlicher, tüchtiger Tätigkeit für das ganze Leben. — Aenlich ist anderer Volksglaube:

„Läst man kleine Kinder auf einem schwarzen Füllen reiten, so bekommen sie leicht Zäne."

„Wer Pferdegewiher hört, soll fleiszig zuhören; denn sie deuten gut Glück an!" heist's in der Chemnitzer „Rockenphilosophie."

Hans Vintler sagt 1400:

„Und etlich sendent die pferde
fur elenpug und auch fur renken."

„Riecht ein Schwein am Melkeimer, so würde Milch, die man hineingösse, gleich gerinnen. Man musz schnell einen Hengst aus dem Eimer tränken, dann schadet's nichts." Im Sprichwort lautet dis: *„Was der Odem des Schweines verunreinigt, stellt der des Pferdes wieder her!"*

„Begegnet man beim ersten Schritte aus dem Hause einem tüchtigen Pferde mit einem wackern gesunden Reiter darauf, so wird einem ein groszes Glück widerfaren."

„Man vertreibt Warzen, indem man, sobald zwei Leute auf einem Pferde vorüber reiten, ausruft: *„Nemt den dritten mit!"* und dabei die Warze streicht." U. s. w.

Eigentümlich ist das Auftreten von Pferdefleisch als sympathetisches **Liebesmittel**, eine Anwendung, die so uralt ist, dasz der Sage nach schon Dido ihre Zuflucht dazu nam, um das Herz des Aeneas zu gewinnen.*) „Man findet nämlich (dem Volksglauben zufolge), oft an der Stirn von Füllen ein Stück Fleisch, welches die Stuten gleich nach ihrer Geburt abzubeiszen pflegen. Die Alten nannten es *„Hippomanes"*, und es ist von wundersamer Wirkung in Betracht der Liebe. Man trocknet es im Backofen in einem neuen, irdnen, glasirten Topf.

*) Aeneide IV. 515, 16:
„Quaeritur et nascentis equi de fronte revulsus
Et matri praereptus amor."
(Auch forscht man nach dem Liebesbiszen,
Der auf der Fole jungem Haupt sich bläht,
Dem Zan des Mutterpferds entriszen.)

Trägt man es dann bei sich und läst es die Person, von der man geliebt sein will, berüren, so wird es Einem gelingen. Gewiszer wird die Wirkung noch, wenn man ihr auch nur ein ganz klein wenig von dem Fleisch in Confect oder Brühe beibringen kann. — Ratsam ist es, dazu den Freitag zu wälen, da er der Venus geheiligt ist, die alle Geheimnisze der Liebe lenkt. Siehe, was der berühmte J. B. Porta sagt von den erstaunlichen Kräften des Hippomanes, die Liebe zu erregen." — Nach Anderen ist das Hippomanes ein milzänlicher Körper, den die Füllen bei ihrer Geburt auf der Zunge haben, aber beim ersten Atemzuge verschlucken sollen. — Fugger spricht sich in seinem von uns oft zitirten Buche (1584) ser heftig gegen den Aberglauben vom Hippomanes aus und erzält, dasz er widerholt in seinen Gestüten zuverlässige Leute beauftragt habe, jenen beiden fabelhaften Fleischkörpern nachzuforschen, dasz man aber niemals etwas gefunden habe.*)

Dasz das heilbringende, segenspendende und wie wir gesehen, auch liebesmächtige **Ross bei Hochzeitsgebräuchen** eine Rolle spielt, läst sich schon voraussezen, weil Wodan als Schüzer der Ehe galt. Daher erscheint auch — wie zur Weihnachtszeit, wie bei der Aussat und beim Erntefest in vilen Gegenden zur Hochzeit der Schimmelreiter. — So kommt in der Altmark am ersten Hochzeitstage der „Puust-de-Lamp-ut", ein Reiter, der einen roten Weiberrock als Mantel nebst groszem breitkrämpigen Hut trägt. Er ist offenbar eine Form des Schimmelreiters. Sein Pferd tut wunderbare Sprünge; Einer aus der Gesellschaft stellt den Schmid vor und sieht, ob die Hufe in gehöriger Ordnung, was der ungeduldige Schimmel natürlich nicht günstig aufnimmt. — In der Lausitz fungirte gemeinlich der Hochzeitskoch, nachdem er seine Arbeit vollendet, als Schimmelreiter und kam auf einem aus groszen „Rättern" (Siben) zusammengesezten Pferde in die Stube hereingeritten, unbewust an Wodan,

*) Jenen der Sage nach auf der Zunge des Füllens vorkommenden Körper erklären einige Scriptoren auch für ein ser starkes Gift, „Pferdegift" genannt. — Der modernen Wissenschaft ist das Hippomanes ein Niderschlag aus der Flüssigkeit der Allantois (Harnhaut), welcher bei neugeborenen Füllen die innere Fläche der Eihaut auskleidet und von der Grösze einer Erbse bis zu vier Zoll Länge in der Allantois schwimmt. Es ist dunkelbraun, leimig und von hornartigem Geruche. Meist frist die Stute das Hippomanes gleich nach dem Werfen und soll, falls sie es nicht tut, bald gleichgültig gegen das Füllen werden. — Auch der Schleim, der aus den Scheiden rossiger Stuten abgeht, wird Hippomanes genannt und wurde als Liebesmittel in Anwendung gebracht.

den Geber aller gütigen Gabe und den glückbringenden Schüzer der Ehe manend. — Auf der Halbinsel Mönchgut ging noch vor einem Menschenalter keine ordentliche Hochzeit vorüber, bei welcher nicht vor den Brautleuten ein hölzerner vierarmiger Leuchter stand, dessen hauptsächlichste Zier unabänderlich vier Pferdehäupter waren, die also auch hier als Heils- und Hochzeitszeichen galten. — In der Altmark vornemlich wird bei der Hochzeit ein gewaltiger Pferdeluxus getrieben. Es ist üblich, dasz das Brautpar in einem vom Bräutigam besorgten sechsspännigen Wagen färt, dem die Verwandten vierspännig, die Aeltern der Braut aber zweispännig folgen. Gelangt man an des Bräutigams Feldmark, so fragt der Furmann des Brautwagens:

„Ich frage die Jungfer Braut
Wer sie gefaren hat?
Im Dorf der Braut da stäubt der Sand,
In Bräutigams Dorf ist Waizenland!"

Die Braut antwortet:

„Mit Gott und gute Leut
Far ich dahin bereit
Mit sechs Ross und Wagen."

Auch ein friesisches Gedicht schildert den Pferdereichtum einer landesüblichen Hochzeit:

All wat Hengste lupe kône,
Kâme Riddne langs et Tarp;
Jughe, sinnge as er kône
Bringe Lewent langs et Tarp . . .
Kâme hjurt fon ale Sidde,
Propre Hengste ön a Tim;
Mans de kere, Jungkiarls ridde,
Gungt forbai as wann ik' drim.
Lait dilait! Nü hat et Prost!
Lait dilait! We skenn to Kost!

Im Mittelalter, als die Wagen noch eine Seltenheit waren, ritten Braut und Bräutigam gemeinlich zur Traue, es gab besondere Brautpferde (vergl. Teil III. Mittelalter, „R. u. R. im Volksleben"), und auch später noch ritt in Nord und Süd, in Pommern wie im Elsasz, wenigstens der Hochzeitbitter auf prächtig buntstaffirtem Rosse von Haus zu Haus, um die Gäste einzuladen. Vor allem aber ist es in Mecklenburg noch gegenwärtig Brauch, dasz zu den gewönlich nach beschaffter Ernte stattfindenden Hochzeiten die Gäste wochenlang vorher durch zwei oder drei solcher berittenen Boten eingeladen werden. Dieselben heiszen hier „Köstenbidders" und reiten auf ihren wolgeschmückten Rossen, wenn irgend möglich, in die Häuser, ja bis

in die Stuben hinein und sprechen hier „Hochtiden-Gebet“, eine gereimte Einladung, welche folgendermaszen beginnt:

„Hier komm ich angeritten;
Hätt ich kein Pferd, so käm' ich geschritten.“

Dis Auftreten besonderer Reiter bei der Hochzeit scheint in uralter Sitte begründet, da es auch bei den skandinavischen Germanen üblich. So wird in Upland der „Brautlauf“, der Zug nach der Kirche, stets von den Hofreitern (hofriddare) begleitet, und auf dem Heimgange reiten sie zwischen dem rückkerenden Zuge und dem Hause hin und her, wie um eine segensreiche Verbindung zwischen den geweihten Nahenden und der bräutlichen Stätte sichtbar herzustellen. — In Oldenburg meint man, dasz, wenn Pferde bei Annäherung eines andern Wagens mit den Oren klappten, so werde diser Wagen bald ein Hochzeitswagen werden. — Ebendort ist auch noch eine Erinnerung an die besonders glückliche Bedeutung des Schimmels bei Hochzeiten erhalten. Der Sage nach ist nämlich das Schlosz zu Oldenburg verflucht. Der Fluch aber kann gehoben werden, wenn einmal eine neuvermälte Landesfürstin mit einem Gespann von sechs Schimmeln, nebst einem schimmelberittenen Vorreiter, einzöge in das Schlosz. Aber bisher ist das stets vergeblich versucht worden. Als im Jare 1852 der jezige Herr neuvermält einziehen wollte, hatte man, um ganz sicher zu gehn, sogar neun Schimmel bereit gehalten; aber ehe man sich versah, erkrankten drei davon und der Einzug hatte doch wieder mit dunklen Pferden zu geschehn. — In Preuszen sagt man: *„Reitet der Freier zur Brautwerbung, so darf er nicht auf einer Stute kommen, sonst gibt es in der werdenden Ehe lauter Töchter“*; und *„Kommt der Bräutigam zur Hochzeit geritten, so löse man ihm gleich nach dem Absteigen den Sattelgurt, das sichert seiner künftigen Frau eine leichte Entbindung.“* — Noch enger ist die Verbindung zwischen Braut und Pferd bei den hannöverschen Wenden. Hier werden vor der Wonung des jungen Pares die Rosse vom Hochzeitswagen abgespannt und die Braut musz den Wagen in vollem Laufen vor dem Hause vorbei ziehen. Tut sie das recht geschickt und one anzustoszen, so wird's auch wenig Anstosz in der Ehe geben. (Vergl. über den Zusammenhang von Pferd und Frau Teil I. Seite 77 ff.)

Scherzhafte Hochzeitsstrafen werden auf improvisirten hölzernen Schalkspferden vollzogen. — So sucht man in der Priegnitz gern Hochzeitsgäste auf, die sich auf kurze Zeit vom Feste entfernt und sezt sie auf einen mit einem Sattel versehenen

Baumstamm. In diser Lage werden sie dann jubelnd zur Gesellschaft zurückgetragen.

Auch noch auf anderen Gebieten erscheint das Pferd als Segensbringer und Helfer. So lebt in den Elblanden die Meinung, dasz man einer **Feuersbrunst** Herr werden könne, indem man sie auf weiszem Rosse dreimal umjage. In Mecklenburg ruft man bei disem Umritt beim erstenmal durch die Tür hinein:

„Füer, Füer, Füer,
Wat blökst un smökst du hier?"

Beim zweitenmale:

„De Bös' hött di anbött
De Bös' di brennen lett!"

Beim drittenmale:

„Gott Vader sall rerren,
Gott Sün di utgerren,
Gott Güst di utpusten,
In't Water di pusten.
Kumm mit, kumm mit, kumm mit!"

Hierauf jagt der Reiter eilends zu einem flieszenden Wasser und reitet in dasselbe hinein. — Noch in allerneuster Zeit kam (Stuhlmann zufolge) ein Fall diser Sympathie vor. Das Wasser hatte allerdings das Beste getan, der glückliche Ausgang aber wurde nicht dem Löschen, sondern dem „Böten" zugeschrieben. — Kopisch hat disen Volksglauben ser hübsch benuzt in seinem Gedichte:

Der Bürgermeister zu Pferde.

In Kriebeln war vor Zeiten gar grosze Feuersnoth;
Doch einmal kommt ein Männlein mit einem Käpplein roth
Und bringt gefaszt am Zügel ein blütenweiszes Pferd
Und schenkt's dem Bürgermeister und sprach: „Das haltet wert!
Ist in der Stadt ein Feuer, so setzt euch auf das Tier
Und reitet um die Flammen; ihr dämpft sie, trauet mir!" —
Der Bürgermeister folgte, und sieh, jedweder Brand,
Sobald er ihn umritten, verdampft' in sich und schwand.
Und weil das weisze Rösslein besasz die Wunderkraft,
Ernärt es vile Jare mit Lust die Bürgerschaft,
Ja selbst die Kinder brachten ihm Gras und Obst und Brot.
Auf einmal starb's, als eben die gröste Feuersnoth!
Da lief der Bürgermeister zu Fusz um's Feuer her
Und es war just dasselbe, als ob zu Ross er wär.
Die Flamme sank. — Ich habe nicht Kunde mir verschafft,
Ob jezt der Bürgermeister noch hat dieselbe Kraft,
Ob er sie in den Beinen, ob in dem Kopf verspürt —;
Doch soll es immer gut sein, wenn Obrigkeit sich rürt.*)

*) Ganz dieselbe Sage wird von Stendal erzält. Bis zum Jare 1840 ist, wenn der Bürgermeister schweigend und betend das brennende Gebäude umkreiste, immer nur dis eine Haus zu Asche geworden.

Ursprünglich bedeutet das Kreisjagen des weiszen Rosses villeicht das Aufgehn der Sonne, mit deren Erscheinen sich das Gefärliche der meist nächtlichen Feuersbrünste ja so ser verringert.

Auch in Märchen und Sagen erscheint das Pferd als Glücksbringer; so in dem schon oben (S. 269) erwänten Märchen von „Ferenand getrü und Ferenand ungetrü". In „Der arme Müllerbursche und das Käzchen" wird demjenigen das Erbe versprochen, der das beste Pferd nach Hause bringen werde. — Die „Gaungu-Hrólfs-Saga" berichtet von Hreggwidr, dem Könige von Holmgardáriki (einem Teile von Ruszland), dasz er einen Hengst [Dulcefal] besasz, der, der Menschenrede mächtig, aller Rosse stärkstes war und sich nie besteigen liesz, wenn dem, der ihn reiten wollte, Unsig bestimmt war, wärend er freiwillig seinen Rücken den Helden bot, denen das Schicksal den Sig gönnte. — Bekannt ist die schöne Sage von dem rosserkorenen Gemal der Böhmenkönigin Libussa, und nicht minder hat Uhland mit seinem feinen Gefül für das Volkstümliche dise Beziehung des Rosses gefeiert:

Im Walde läuft ein wildes Pferd,
Hat nie den Zaum gelitten,
Goldfalb mit langer dichter Mähn',
Schlägt Funken bei allen Tritten.

Der Königssohn, er fängt es ein,
Hat sich darauf geschwungen,
Es bläht die Brust und schwingt den Schweif,
Kommt wiehernd hergesprungen.

Und alle horchen staunend auf,
Die in den Thälern hausen;
Sie hören's vom Gebirge her
Wie Sturm und Donner brausen.

Da sprengt herab der Königssohn,
Umwallt vom Fell des Leuen;
Des wilden Rosses Mähne fleugt,
Die Hufe Feuer streuen.

Da drängt sich alles Volk herzu
Mit Jubel und Gesange:
„Heil uns! Er ist's, der König ist's,
Den wir erharrt so lange!" —

2.
Holda und die Walküren.

Unter den Göttergestalten, welche auszer Wodan unsrer Besprechung zufallen, steht ihm keine näher, als seine Gattin *Frigg*, die erhabene gütige **Holda**, die auch Frau Gode heist. Unter den verschiedensten Namen geht sie dem Wodan in ihren Lebensäuszerungen parallel oder ergänzt sein Wesen, das doch ursprünglich das eines schranken- und geseзlosen Sturmgeistes ist, zu ruhigerer und reinerer Göttlichkeit.

Fast man zunächst die Erscheinung der wilden Jagd in's Auge, so werden, wie Wodan, auch *Frigg* und *Gode* vom heutigen Volksglauben als wilde Jägerinnen gedacht; und *Holda* reitet auf einem prächtigen Schimmel, dem *Rollegaul* über Land und Wasser; Sattel, Decke und Zaumwerk sind mit silbernen Röllchen besezt, die ein wunderbar melodisches Geläute geben. Der Schimmel berürt nicht die Erde, sondern schwebt einige Fusz über dem Waldboden dahin, zuweilen aber geht es auch hoch in der Luft von Berg zu Berg über weite Täler fort. Türingischem Volksglauben zufolge färt Frau Holle vorzugsweise am Abend vor der Erscheinung Christi über die Kreuzwege, hält, wie Wodan, mitternachts vor Schmiden, läst ihr Ross beschlagen und lont reichlich, wenn der Schmid bescheiden genug war, nichts für seine Mühe zu fordern.

Wie Wodan so schlägt auch Holda zur Winterszeit ihren Wonsiz in Bergen auf, aus denen sie zuweilen nachts hervorstürmt. Das Berg-Innere, wo sie haust, erscheint als groszes lichthelles Gewölbe: da gewart man Rosse mit kunstvoll geflochtenen Mänen, und in den manigfaltigsten Lagen ernst schweigend die Abgeschiedenen, die Toten, deren Herrin also neben Wodan auch Holda ist. Als Berg-Bewonerin minnt Holda, als die „Frau Venus“ des späteren Mittelalters, den Tannhäuser im Hörselberge und als solche tritt sie auch als Gattin des Wodan-Barbarossa im Kyffhäuser auf. Sie läst hier den Heldengenossen des Kaisers und ihren Rossen hausmütterliche Pflege angedeihn, und man hat Exempel von ihrer Schaffnertätigkeit: Holda ist

nämlich ächt frauenhaft sparsam, sogar die den Rossen abgefallenen Hufeisen sammelt sie in Körben,*) und davon darf man durchaus nichts nemen. Ein Hirt, der sich einst im Kyffhäuser widerrechtlich ein halbes Hufeisen angeeignet, muste es schwer büszen: denn als er den Berg verliesz, schlosz sich das Tor so früh, dasz es ihm die Hacken von den Füszen schlug und er zum Krüppel ward.

Doch felt neben solcher Strenge auch die Güte nicht. — Ein Par Musikanten z. B. kamen einmal von einer Hochzeit heim; da fiel ihnen bei: „Wir wollen auch einmal dem alten Fridrich eins vorspielen!“ Als sie fertig sind, tritt Frau Holda aus dem Tor, bringt ihnen schönen Dank vom Kaiser und verert jedem einen Pferdekopf. Merere warfen die Gabe verächtlich weg, nur einer behielt sie und legte das Haupt, um sich einen Spasz zu machen, daheim seiner Frau unter das Kopfkissen.**) Wie erstaunte die, als sie in der Frühe einen groszen und schweren Goldklumpen fand!

Ganz diser Sage entsprechend ist das Gebaren der Prinzessin Ilse im Ilsenstein, welche vollständig in die Functionen der alten Göttin tritt. Auch Ilse hütet unterirdische Rosse, ja sie sucht die Zal derselben noch zu vermeren, indem sie von Zeit zu Zeit auf der Oberwelt erscheint und Pferde entfürt. (Vergleiche hiemit den unterirdischen Wodan als Rosse-Hüter, -Käufer und -Dieb, Seite 337, sowie auch die pferdeentfürenden Wassergeister Seite 278.)

In einigen Tälern Tyrols nennt man die Holda auch „Stempe“, und erzält, dasz sie früher Rossgestalt gehabt habe. Noch jezt klopft sie, mit einem Pferdekopf auf dem schönen Körper***), zumal zur Zeit der Zwölften, an die Fenster und schaut hinein. Diser Rossgestalt wegen hat Holda warscheinlich auch den Namen *Mutter Rose* (von *Hrosa* = Stute) empfangen, ein Ausdruck, der im Nord und Süd, vorzugsweise bei Kinderspielen, noch heutzutage umklingt und ganz unmittelbar an Holda-Freias nordischen

---

*) Die Verbindung von massenhaft gesammelten Hufeisen und geheimnisvollen Schäzen tritt merfach in deutschen Sagen auf: z. B. in denen von der Altenburg zu Nidda.

**) Ein Pferdekopf unter dem Kopfkissen lindert nach dem Volksglauben sicher Menschenleiden.

***) Dis erinnert auf's Frappanteste an Demeter-Erinnys (vergl. S. 268), welche mit so vilen anderen groszen antiken Göttinen: Here-Pelasgia oder Juno-Marina, Aphrodite-Euplöa und Minerva-Nautica das Prädicat „*Hippia*“ (Stute) gemein hat.

Beinamen *Hryssarófa*, d. i. „Stutenschweif" erinnert. — Denn Frija die grosze Himmelsgöttin der Skandinaven, wurde als eine hohe und stolze Frau von erhabenem Liebreiz gedacht; aber sie trug einen Stutenschweif — offenbar, weil man die Göttin einst als Wolkenross gedacht hatte. Als solche heist sie auch *Guros* (*Gurre* = Stute) und ist in norwegischen Sagen Fürerin der wilden Jagd oder des wütenden Heres aller der Selen, welche nicht so vil Gutes taten um den Himmel, nicht so vil Böses um die Hölle zu verdienen. Von vorn erscheint der Zug diser Reiter in stattlicher Gestalt, von hinten sieht man nichts als Guros langen Pferdeschwanz. Ueber Land und Mer geht der Zug der Geister; wo sie einen Sattel über ein Dach werfen, da musz ein Mensch sterben, wo sie wüste Gelage erwarten, da halten sie totschlaglaunig vor der Tür. Still harren sie bis eine Untat geschieht, aber so bald sie verübt ist, lachen sie gell auf und rasseln mit den glühenden Stangengebiszen ihrer schwarzen Rosse. — In Deutschland scheint dise gespenstige *Aaskereia* nicht bekannt gewesen zu sein.

Holda erscheint auch als Stallgöttin. Märkischen Sagen zufolge läst sie sich als solche namentlich zur Zeit der Zwölften erblicken, tritt in den Pferdestand und bittet brave und wachsame Stallknechte, ihr einen Holzpfal zuzuspizen. Ist das geschehn, so verwandeln sich die abgefallenen Späne in lauteres Gold, mit dem sich die Knechte für alle Aufmerksamkeit und Arbeit reich belonen können. — Desgleichen berichtet „Beckers bezauberte Welt" von einer schloszweiszen Frau, die über Wisen und Weiden wallt und zuweilen mit brennenden Kerzen in der Hand in Pferdeställe tritt, Rosse puzt und kämmt und wie zum Segen Wachstropfen auf ihre Mänen fallen läst. Hier, wie fast überall ist die *weisze Frau* unverkennbar Holda-Gode.

Dise alte innige Verbindung *„Mutter Rosas"* mit dem Ross wurde nach Einfürung des Christentums, wie vile andere Züge der groszen germanischen Göttin auf **Maria** (der die „Rosen" heilig sind) übertragen und zwar so strickte, dasz man der Gottesmutter die genaueste Beschäftigung mit dem edlen Tiere zutraute und zumutete; daher denn Landshut unter andern sogar eine „sattelnde Maria" aufzuweisen hat. Einige Eigentümlichkeiten der alten Göttin, wie z. B. ihr Erscheinen im Stalle mit Kerzen boten auch bequeme Ueberleitungen zur neuen Himmelskönigin, da grade eben Maria, die man mit der Lichtmesz

feierte, in allernächstem Verhältnisse zu segnenden, geweihten Kerzen stand.*)

Weil man nun wol keineswegs annemen mochte, dasz die Mutter der Maria nicht änliche Neigungen habe, wie dise selbst, unsre liebe Frau auch schon überhäuft mit Erenämtern war, so übertrug man gewönlich das Vorsteher-Amt für gute Rosspflege auf die Groszmutter Christi, und deshalb gilt denn bis heutzutage die heilige **Anna** als besondere Schuzpatronin sämmtlicher Stallknechte, denen überdis auch noch der heilige **Marzellus** ganz vorzugsweise zugetan ist, da:

Marzellus in groszer Trübsal
Must den Tod leiden in einem Stall.

Alledem schliest sich endlich die Anschauung Holdas als Kampfgöttin **Hilde** an, als welche sie der kriegerische Wodan einst unter dem Namen Horant-Hettel heimgefürt hatte. In Hilde ist der nie endende Streit alles Irdischen personifizirt, in dem aber die Fallenden immer wieder ersezt werden bis zum Ende der Welt. Nach ihr heiszen edle Kämpfer Helden (Hildinger), nach ihr die Schlacht Hildarläckr (Spiel der Hilde). Auch hier begegnen die späteren Uebertragungen von Holdas Wesen und Pflichten auf die Maria, indem z. B. erzält wird, wie die gnadenreiche Jungfrau für einen Ritter hoch zu Ross im Turniere focht und sigte, und wie sie in Schlachten reitend am Himmel erschien und die Krieger ermutigte, oder auch die Sonne, welche ihren kämpfenden Verehrern die Augen blendete, mit weitem Mantel verhüllte. Endlich aber haben sich die Attribute der Kampfgöttin Hilde auf eine besondere Heiligengestalt, auf Sancta **Hildegunde** übertragen. — Hildegunde heist wörtlich die „schlachtenfrohe", die „kampfesfreudige", und die kirchliche Legende berichtet von ihr, dasz sie in Mannskleidern zum heiligen Lande und nach Rom als küne Streiterin zu Rosse zog, begleitet von reitenden Engeln. Von solchen Engeln zu Pferde umgeben, pflegt auch die Kunst Hildegunden darzustellen und pflanzt somit unbewust noch immer das Bild Holda-Hildes und der Walküren treulich fort.

Frau Gode, die wilde Jägerin, wie Holda-Hilde die Kampfgöttin, färt nämlich selten allein; ein Gefolge göttlicher

---

*) Holda-Maria steht hier ganz an Stelle der griechischen *Hippona*, der Patronin der Pferde und der Pferdeställe, deren Fest man feierte, indem man Rosse um ihre Altäre fürte. — In Rom hiesz sie *Epona*. (Vergl. die lezte Note Teil I. S. 39.)

Frauen und Jungfrauen begleitet sie. Als Holdas vornemste Gehülfinen werden die Göttinen der Fülle und des Gerüchts bezeichnet. Die leztere, die *Gnâ*, Friggs Botin, reitet auf dem herrlichen Rosse *Hufwerfer* und bereist in Holdas Geschäften alle Weltteile. Einst geschah es, dasz sie, durch die Luft reitend, von einigen Wanen gesehn ward. Da sprach einer:

Was fligt da, was färt da?
Was lenkt durch die Luft?

Und Gnâ antwortete:

Ich fliege nicht, ich fare nicht;
Ich lenke durch die Luft
Auf Hôfhwarpnir, den Hamskerpir (Schenkelrasch)
Zeugte mit Gardrofwa (Starkschweif).

Die übrigen Genossinen Holdas werden oft auf Kazen reitend gedacht, ein Zug, der später in den Hexenglauben überging, für welchen aber, wie wir unten noch näher nachweisen werden, den vornemsten Ausgangspunkt wol **die Walküren** boten. Zunächst und ursprünglich wurden auch die Walküren als Holdas Dienerinen gedacht. Sie freilich ritten nichts weniger als Kazen, sondern recht eigentlich die Wolkenrosse des Himmels und sind in der nordischen Sage endlich ganz losgelöst von der Gestalt Holdas und als Wunschmädchen, als Schildjungfrauen, Wodans unmittelbare Kampfgenossinen und seine Lieblinge. Der Name „Valkyrien“ stammt von *waldr* (Wal) d. i. Inbegriff der Erschlagenen (daher *Walstatt*) und von *küren*, wälen. — Völuspa 24 zält sie auf:

Sie sah Valkyrien
Weither kommen
Bereit zu reiten
Zum Rat der Götter.
Skuld hielt den Schild,
Skögul war die andre,
Gunn, *Hilde*, *Gönndul*
Und *Geierskögul*.
Nun sind genannt
Die Nornen Odins,
Die als Valkyrien
Die Welt durchreiten.

Skuld heist Schuld, die schrankenlose Freiheit, der unbändige Wunsch sind in ihr repräsentirt; *Skögul* bedeutet die Vordringende, *Gunn* Streit, *Hilde* Heldentum, *Göndul* Wirrsal, *Geirskögul* lanzenwerfend. An anderen Stellen werden andere Namen genannt, immer aber beziehn sie sich auf Streit und Schlacht; denn der Kampf ist der Walküren Element.

Walküren reiten bewert durch Luft und Mer,
Auf künen Wolkenrossen stürmen sie einher,
Licht stralt von ihren Spieszen und Funken sprühn aus Nacht,
Wenn sie die Helden kiesen, die blutigen Opfer der Schlacht.
Von den Mänen ihrer Rosse befruchtend träufelt Tau,
Doch oft zerschmettern auch Schloszen die Hoffnung der Au.
Wen aber Odins Mädchen im Grimm der Schlacht gefällt,
Dem küst sie die Wangen und schön erligt der Held.
Sie führt ihn gen Wallhalla zu hoher Väter Schar,
Sie reicht mit holdem Grusze den Met im Becher ihm dar.

Die sagenberümteste der Walküren ist *Brunhild*,

. . . . die Maid unter Helme,
die vom Walfelde Wingskornirn ritt,

d. h. das „die Luft durchschneidende“ Ross —

Als Odin Brunhilden zur Kriegsnorne kor,
Da tat sie es an Künheit den Schwestern all zuvor.
Sie fur unersättlich von Krieg daher zu Krieg
Und Königreiche zitterten, wenn sie das Schlachtross bestieg.

Brunhild verlor ihre Walkürenwürde, als sie gegen Wodans Willen focht. Sie wurde in die Waberlohe eingeschloszen und dem Helden preisgegeben, der es wagen würde, dise zu durchreiten. Die Sagen von künen Ritten, welche sich an disen Zug der Mythe knüpfen, haben wir bereits oben erwänt. (Vergl. S. 342.)

In der deutschen Sage sind die Gestalten der Walküren weniger klar herausgebildet als in der des Nordens und konnten sich daher auch später in trüben Hexenglauben verlieren. Ganz untergegangen sind aber sogar im deutschen Christentum die erhabenen Züge der Schildjungfrauen nicht, und wenigstens auf Eine Heiligengestalt ist die Walkürennatur deutlich übergegangen: auf Sancta **Walpurga**, deren Name doch gar zu verfürerisch an Walküre anklang. Ihr ist — ganz wie den Hexen — nur in anderem Sinne, der 1. Mai geheiligt, der ja den Schildjungfrauen Wodans, des Maikönigs, als Festtag gebürt. Denn dasz die Hexen in der Walpurgisnacht zum Brocken faren, ist notorisch Nachklang mythischer Züge, welche die Versammlung der Walküren in diser Weihenacht festsezten. Da sich nun aber einmal für die Christen etwas Unheimliches um disen altheiligen 1. Mai gelagert hatte, so muste die arme Walpurga darunter leiden. Wir wiszen, dasz derselbe 1. Mai auch zwei Wodansnachfolgern, den Aposteln Philippus und Jakobus, gewidmet ist. (Vergl. Seite 315.) Da erzält denn die Legende: die heilige Walpurga sei beschuldigt gewesen, mit jenen Aposteln unzüchtigen Umgang getrieben zu haben, indes habe sie ihre Unschuld dadurch gezeigt, dasz sie einen dürren Stab in's Erdreich senkte, der

anderen Tages frisch im Safte stand. — Die naive Erinnerung an das Verhältnis der Walkyren, der Wunschmädchen, zu Wodan war also doch in christlicher Zeit noch stark genug, um es auf die eine Nachfolgerin der vilen Walkyren und die beiden Nachfolger des einen Wodan unmittelbar (wenn auch als Verleumdung) zu übertragen, und die Maiheilige beweist ihre Unschuld, indem sie einen Maibaum pflanzt.

Eine niderösterreichische Sage zieht die heilige Walpurga auch in den Kreis der wilden Jagd hinein; freilich nicht als Mitjägerin, sondern selbst gejagt (in den 9 Nächten vor dem 1. Mai) und von rohen Reitern auf weiszen Rossen verfolgt, und diser Zug läst vermuten, dasz Walpurga identisch sei mit Brunhild, welcher Wodan, als sie ihm ungehorsam war, wütend nachjagte und endlich mit dem Schlafdorn stach. — Wie an St. Nikolasabend wird auch in der Walpurgisnacht feierlich mit den Peitschen geknallt; und deutlich zeigt sich die Heilige als ursprünglich rossesmächtige Göttin, wenn man hört, dasz, der kirchlichen Legende zufolge, das noch immer aus ihren Knochen ausschwizende Oel als vorzüglich wirksam gegen vile Pferdekrankheiten gerümt wird.

3.

Fro, Balder und die Alfen.

Fro.

Eine Göttergestalt, welche nur im skandinavischen Norden klar und abgerundet in Sage und Kultus auftritt, ist *Freyr*, dessen deutscher Name *Fro* gewesen zu sein scheint. In ihm tritt uns eine Ablösung Wodanischen Wesens, die Individualisirung einer besondern Seite des groszen Himmelsgottes entgegen, die für uns deshalb von vorzüglicher Wichtigkeit ist, weil Fro als Gott der Sonne erscheint, sein Ross *Blodhûghofi* also das eigentliche Sonnenross ist. Näher auf sein Wesen einzugehen, kann jedoch um so weniger Aufgabe diser Blätter sein, als die Nachweisung seiner Eigenheit im deutschen Heidentum immer nur Resultat einer Reihe von Analogien bleiben wird. Dagegen ist grade für unser Thema Fros Umwandlung in eine christliche Göttergestalt von hervorragender Wichtigkeit; denn die Figur, zu welcher sich Fro unter den Händen der christlichen Priester umgestaltete, ist: **St. Stefan.**

Der Festtag dises Heiligen, welcher der Apostelgeschichte zufolge, als erster Märtyrer der Kirche gilt, ist der Tag unmittelbar nach Weihnachten, der 26. Dezember, den das Volk den *Groszen Pferdstag* nennt und der im Mittelalter in ganz hervorragender Weise gefeiert wurde. Schon morgens wärend des Gottesdienstes rief der Priester nämlich Christus und den heiligen Stefan an und bat sie, die Pferde zu segnen und eine gute Hafverernte zu bescheren. Nach der Messe trieb man aus Dorf und Schlosz alle Pferde auf dem Burghofe oder an der Kirche zusammen. Der Geistliche segnete sie und gleich ihnen auch Hafer und Heu. Ein Teil dises geweihten Futters ward den Tieren sogleich vorgelegt und soll ihnen vorzugsweise gut bekommen sein. Dis Segnen des Futters durch den Geistlichen ist jedoch sicherlich die Christianisirung eines älteren Heidengebrauchs; denn noch jezt stellt man in Westfalen Karren mit Häcksel am Stefanstage in's Freie, damit „himmlischer Tau"

darauf falle, und die Rosse, deren Hafer mit solchem Häcksel gemischt wird, bleiben das ganze Jar gesund. — Nach der Ceremonie der Einsegnung wurde den Pferden stets zur Ader gelaszen und zwar in schonungslosester Weise, so dasz es z. B. im „Simplicissimus" (1680) bei der Schilderung eines argen Blutbades heist: „Es sah aus, wie vor eines Schmids Notstall an St. Stefanstage". Ein bairischer Aberglaube sagt noch jezt: „Wenn mer e rosse an Steffelstag ade lasst, so bleiben's 's ganze jar gsund!" und in England ist bis heutzutage der Stefans-Aderlasz im Schwang. War dise blutige Prozedur beendigt, so kamen mittags die Lehnsmänner auf's Herrenhaus, liferten Pfennigzins und Weiszbrod, und nun war's Pflicht des Herrn, ihnen gütlich zu tun. Dabei steckte man ein Wagenrad, das sechs Wochen und sechs Tage im Wasser gelegen hatte, in's Herdfeuer, und die Lehnsleute musten so lange mit Speise und Trank gut verpflegt werden, bis auch die Nabe, die man weder drehen, noch stochern durfte, ganz zu Asche verzert war.

In einigen Gegenden haben sich dise und änliche mittelalterliche Gebräuche bis zur Gegenwart erhalten. Noch immer reiten an vilen Orten Süd-Deutschlands die Bauerburschen am Stefanstage in die Wette zum Nachbardorf, wobei ebenso tapfer getrunken als mutig geritten wird. — In München reitet jeder Pferdeknecht die Rosse seines Herrn am Stefanstage auf den Kirchhof, um mit seinen Genoszen einen feierlichen Reiterzug um die Kirche zu tun. Dadurch werden die Tiere gegen jeden bösen Zauber gefeit, und kein Herr würde es wagen, disen Ritt zu verweigern, da jedes Uebel, welches seine Pferde im Laufe des Jars beträfe, sicherlich auf die Unterlaszung dises Stefanritts geschoben würde. — Im kärntischen Lavantale strömen am 26. Dezember die Bauern scharenweis nach der am Abhang der Koralpe gelegenen Kirche St. Stefan. „Die einen kommen herangeritten, die andren füren geschmückte Pferde neben sich. So wonen sie dem Gottesdienste bei; wärend dessen Brod und Salz für die Rosse geweiht wird, sprengen dann alle dreimal um die Kirche herum und halten endlich bei dem vor der Tür errichteten Opferstocke. Hier erhalten die besten und schnellsten Pferde Preise (*gró*), alle aber von dem vorhin geweihten Brod und Salz. Nun keren die Bauern heim, um Nachmittags die Fluren auf den geweihten Rossen zu umreiten und mit Salz und Wasser zu besprengen. — In diser Form der alten Sitte kommt also zur Futterweihe noch ein Wettritt — das Stefanreiten — und

ein Umritt der Fluren. — In Schweden findet das *Stefansjagen* als Wettritt nach einer fremden Pferdetränke statt, und noch im vorigen Jarhundert sollen dort die *Staffansmän* (Stefansleute) truppweise durch die Dörfer gezogen sein, um althergebrachte Lieder zu Eren Fros zu singen und auf das Andenken des heiligen Erzmärtyrers die *Staffanskanna* oder *Staffansminne* zu trinken.

Betrachtet man alle dise Sitten des Stefantages, so erklärt sich die Haferweihe deutlich genug durch jene Gebräuche, die wir schon am Christabend als Reste des altväterlichen Glaubens vom Götterumzug zur Zeit der Zwölften kennen gelernt, und die meisten anderen ergeben sich als den Gebräuchen der Georgs- oder Pfingstfeste eng verwandt. Neu und besonders bedeutungsvoll erscheint dagegen das Verbrennen des Rades, und grade dises läst in St. Stefan den Sonnengott vermuten. Denn das Rad war allenthalben ein Sinnbild der Sonne, und sein Verzeren im Feuer ist ein Rest des alten Opferfeuers zu Eren der in der Wintersonnenwende neu angezündeten Sonne und ihres freundlichen Herrschers Fro. Inwiefern das Umreiten der Fluren aber eine Hindeutung auf die Bewegung der Sonne, also auf den Sonnengott Fro (resp. Wodan) involvirt und wie diser Circuition auch der Wettritt ser nahe steht, das werden wir bei der Betrachtung der auf Ross und Reiter bezüglichen Kultusformen („Umritt und Wettritt") noch deutlicher erkennen.

St. Stefan fand den „groszen Pferdstag" jedenfalls schon vor, als ihm, dem Protomartyr, der Erenplaz des 26. Dezember im Kalender angewiesen wurde; Stefanstag und Pferdstag wurden im Volksmunde identisch, und in Folge davon sah sich der Heilige bald genug wol oder übel zum besondern Schuzheiligen der Pferde befördert.*) Bei diser Installirung hat sogar möglicherweise sein Name mitgespielt, denn im Althochdeutschen bedeutet *stephan* so vil wie „stampfen, stapfen", niderdeutsch: „tappen", was kein übler Name für den Schuzheiligen der Pferde ist.

Auszer dem biblischen Protomartyr gibt es nun bekanntlich noch merere Heilige und Märtyrer gleichen Namens: was wunders, dasz auch auf einige von disen Herren die Eigenschaften des

---

*) Des heiligen Stefan Stelle als Schuzheiliger der Pferde nimmt im Süden *St. Antonius von Padua* ein, dem zu Eren man auch am 17. Januar zu Rom das Fest der Tierweihe feiert, zu dem alle Bauern der Campagna mit aufgepuzten Pferden und Eseln zur ewigen Stadt gewallfartet kommen. Die Kunst stellt ihn häufig neben einem Pferde dar, das vor einer vorgehaltenen Hostie niderkniet: ein Wunder, das der Heilige bewirkt haben soll.

Fro und seine Beziehungen zum Pferde übergingen. Dasz der heilige König Stefan von Ungarn ein wackrer Reiter gewesen, wird wol Jedermann glauben; weniger plausibel ist es von Helsinglands Apostel, der ebenfalls den Namen Stefan fürte. Die Sage aber berichtet von ihm, dasz er auf seinen Rundreisen dem Lauf der Sonne folgte, sodasz er morgens von Norrala ausritt und in Arbra übernachtete. Daher füre dis Kirchspiel noch heut ein Pferd im Sigel. Der Heilige liebte dise Tiere auch ganz besonders, verstand sie zu warten und besasz selbst fünf rasche Rosse, die ihn stets begleiteten. Wenn eins ermüdete, bestieg er ein frisches und eilte weiter durch's Land. Aber die Heiden steinigten den frommen Mann; und um Odhinns Willen zu erforschen, wo sie den Leichnam beisezen sollten, banden sie ihn auf ein ungezäumt Ross, welches nicht eher als in Norrala stehen blieb. Dort ward Stefan begraben und auf seine frühere Anordnung hin eine Kirche gebaut, wohin man kranke Pferde zur Heilung fürte.

Das Andenken dises helsingländischen Stefan wird ebenfalls am 26. Dezember gefeiert und bei diser Gelegenheit von den Knechten ein Wettrennen, der *Stefansritt*, gehalten, welcher noch bei Sternenschein beginnen musz; und hieraus sowol wie aus der ganzen Legende selbst erkennt man klar, dasz auch disem Stefan die Gestalt des Sonnenreiters Fro zu Grunde ligt.

Balder.

Ein mildes Sonnenwesen, villeicht nur eine besondere Seite Fros, ein Gott der Frühlingsherrlichkeit ist *Balder*, in Deutschland auch *Phol* oder *Vol* genannt. — Bereits oben bei Besprechung der Quellenrosse haben wir das Ross Balders, den *Silfrintopp*, als einen germanischen Pegasos erwänt, auf welchen eine Menge von Sagen zurückzufüren sind, welche Quellenentstehung durch Hufschlag melden. Wenn Balder ein Lenzgott ist, so ziemt es ihm, ein Donnerross zu reiten; denn in den Frühlingsgewittern erscheint der Lenz; der steinhart gefrorene Boden birst im warmen Sonnenschein; hell und reich brechen die lange gefangenen Quellen wider hervor. Darum heist auch sein Ross *Silfrintopp*, d. i. „Silberzopf“: seine Mäne bedeutet die niderströmende Flut silberheller Bäche, und darum knüpfen so vile auf

Wasser deutende Ortsnamen an Balder oder Vol an: *Pholesbronn*, *Baldebrunno*, *Baldeburn*, *Ballersbach*, *Vollenborn*, *Phulsborn*, *Falsborn* u. s. w. — Aber wenn die Frühlingszeit vorüber ist, erlamt die Kraft der Quellen; das Ross Balders erlamt, und eben hievon berichtet jener hochberümte Merseburger Zauberspruch, den einst ein Geistlicher, im 9. Jarhundert etwa, niderschrieb, den man dann vor einem Dezennium wider aufgefunden hat, und der um so merkwürdiger ist, als er zu den wenigen, unmittelbar schlagenden Beweisen von der Identität der nordischen und deutschen Mythologie gehört. Er lautet:

Phol endi Wodan vuorun zi holza,
Do wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit:
Do biguol en Sinthgunt, Sunna era suister,
Do biguol en Frua, Volla era suister,
Do biguol en Wodan, so he wola conda,
Sose benrenki, sose bluotrenki, sose lidirenki,
Ben zi bena, bluot zi bluoda,
Lid zi geliden, sose gelimida sin.

Dis heist neuhochdeutsch:

Vol und Wodan furen zu Walde,
Da ward Balders Folen der Fusz verrenkt.
Da besprach ihn Sindgunt (und) Sonne, ihre Schwester;
Da besprach ihn Fraua (und) Folla, ihre Schwester;
Da besprach ihn Wodan, wie er wol konnte,
So die Beinverrenkung, so die Blutverrenkung, so die Gliderrenkung:
Bein zu Beine, Blut zu Blut,
Glid zu Glid, als ob sie geleimt seien.

Diser Zauberspruch, der im germanischen Altertum dazu diente, die Fuszverrenkung eines Pferdes zu heilen*), ist villeicht ursprünglich Fragment eines alten Götterliedes, das bei irgend einer chorischen Feier gesungen wurde. Es berichtet einen Vorgang, der sich auf die Sommersonnenwende zu beziehen scheint. Das Ross Balders oder Vols, also das Quellenross, wird gelämt. Sonne und Mond (Sunna und Sindgund) versuchen vergeblich, es mit ihrem Galderlied zu heilen, denn die Hochsommersonne kann nur noch austrocknen, und die nach der Sommersonnenwende folgenden Monde haben keinen Schnee mer zu schmelzen, um die erlamenden Quellen neu springen zu laszen. Ebenso vergeblich

*) Alles Unheil erscheint abergläubischen Ungebildeten bekanntlich als Folge einer Bezauberung, die durch Gegenzauber gelöst werden musz. Bei Uebeln der Pferde hatte man aber vorzüglichen Grund, feindlichen Einflusz vorauszusezen; denn in der Tat pflegte sich ein dem Herrn gerufener Fluch ganz vornemlich auch auf sein Ross zu beziehen. So wird in einem Spruchgedicht des 14. Jarhunderts dem untreuen Manne gewünscht, „dasz ihm Ross und Pferd abstehe, wo sonst auch niemand nur einen Riemen verliere, dasz ihm in rechter Not seines Rosses Gurt aufgehe, dasz ihm auf weiter Heide sein Ross rehe (steif) werde, wenn er vor'm Feinde fliehe“ u. s. w.

mühen sich Fraua (Sommergöttin?) und ihre Schwester Folla, die herbstliche Fülle, Balders Ross zu heilen; denn das vermag nur Einer, Wodan nämlich, der Herr des Himmels und des Jars.

Besondern Wert hat der alte Zauberspruch übrigens noch nach einer andern Seite hin. Er ist nämlich auch eins der frappantesten Beispiele von der ganz unmittelbaren Umsezung heidnischen Inhalts in christliche Formen. Vor etwa fünfzig Jaren, demnach früher als man den Merseburger Spruch entdeckte, wurde aus Skandinavien der folgende, damals noch in steter Anwendung stehende Zauberreim mitgeteilt:

Jesus ritt zur Heide,
Da ritt er seines Folens Bein entzwei.
Jesus stieg ab und heilte es:
Jesus legte Mark in Mark,
Bein in Bein, Fleisch in Fleisch;
Jesus legte darauf ein Blatt,
Dasz es solle bleiben und beisammen stehn.

Diser Spruch, der sich wol unverkennbar als eine Umwandlung desselben Götterliedes ergibt, dem einst die Merseburger Beschwörung zugehörte, stammt gewisz aus der frühsten Zeit der Bekerung Skandinaviens; wäre es anders, wäre die christliche Mythologie schon zu ihrem vollen Reichtum ausgebildet gewesen, so hätte man gewisz nicht die Göttinnen fortgelaszen, sondern ihre Statt wäre durch die Heiligen nebst der Himmelskönigin angemeszen ausgefüllt worden. — Auch in Schottland repetirt derselbe Zauberspruch und zwar in folgender Lesart:

Der Herr las und das Füllen gleitet;
Er sezt sich nider und richtet es auf,
Fügt Glid an Glid und Sene an Sene. —
Heil in des heiligen Geistes Namen!

Hier ist schon jede Spur eines etwaigen Naturvorgangs ausgelöscht und das Ereignis so ser vermenschlicht, dasz sogar das Ausgleiten des Füllens dadurch motivirt ist, dasz der Herr las, also unaufmerksam ritt. In beiden Fällen bleibt es bemerkenswert, dasz an die Stelle Balders und Wodans nur die eine Gestalt Jesus tritt, und angesichts dises Umstandes möchte man fast darauf schlieszen, dasz einer dritten christlichen Paraphrase, welche bei den siben-bürgischen Sachsen noch heut als Beschwörungsformel gebraucht wird und zwei Göttergestalten festgehalten hat, eine ganz vorzugsweise Autorität gebürt. Dieselbe lautet:

Gott der Herr und der liebe St. Märten
sie ritten über einen grünen Wasen,
über einen harten Dosem,
über einen marmorinnen Stein.

Da sprach Gott der Herr:
„Märten, komm mir nach!"
— „„Herr Meister, wie soll ich dir nachkommen?
mein Rösslein ist mir krank. —""
„Nimm Schmär und Salz klein,
Und schmier dem Röszken sein Gebein,
so wird es bald heilen!"

In disem merkwürdigen Spruch ist St. Märten, der sonst — wie wir oben gesehen — stets an Stelle Wodans tritt, in die Rolle Balders eingefürt, ein Zug, der um so eigentümlicher ist, als wir in zwei anderen sibenbürgischen Versionen unserer alten Zauberformel denselben Gott durch St. Pitter ersezt finden, wobei aber der bedeutungsvolle Umstand erscheint, dasz diser Heilige nicht reitet, sondern, zu Fusze gehend, selber lam wird. — Aus disem Unterschiede erhellt, dasz das Reiten nicht ein zufälliges Accidenz beliebiger Gottheiten ist, sondern nur gewiszen Götter- und Heiligen-Gestalten als stehendes Attribut zukommt.

Dises Resultat findet seine Bestätigung in einer lateinischen, dem nördlichen Deutschland angehörenden Formel des 10. Jarhunderts, die da lautet: *„Petrus, Michael et Stephanus ambulabant per viam; sic dixit Michael: „Stephani equus, infusus!"*) Signet illum deus, signet illum Christus, et herbam comedat et aquam bibat."* Hier finden wir gelegentlich ganz desselben Vorganges zwei reitende Heilige: Michael und Stefan und einen Fuszgänger Petrus, zusammengenannt. Lezterer aber hat gar keinen Anteil an der Handlung, die sich durchaus um das Ross Stefans dreht. Diser Heilige, sonst der Vertreter Fros, steht hier also an des ihm engverwandten Balders Stelle; und Michael, stets ein Vertreter Wodans, wird redend eingefürt. Warscheinlich kam dann ihm ursprünglich auch das „signare" zu, das der Spruch den vorhin gar nicht als anwesend aufgefürten Gestalten: „Deus" und „Christus" vindicirt.

Von Balder wie von seinem Rosse weisz man auszer den Quellensagen und der Lämungsgeschichte übrigens nicht vil. Wie sich die ganze Baldermythe an den Tod des geliebten Jünglingsgottes heftet, so wird auch von seinem Ross nur noch berichtet, dasz es mit allem Geschirr auf Balders Scheiterhaufen verbrannt worden sei. Erwänt zu werden verdient indes noch die Warscheinlichkeit, dasz die Bezeichnung *„Phol"* mit *Folen* und der

*) Dis „infusus" scheint „mit dem Spat behaftet" zu bedeuten. Das „signare" heist „segnen".

Name „*Balder*“, d. i. der Schnelle (von „*bald*“), ebensowol mit Pferdebenennungen sinn- und wurzelverwandt sind wie der grosze Göttername Wodan (vergl. Seite 348 und 292).*)

Die Alfen.

Wir haben den Reigen der deutschen Licht- und Himmels-Gottheiten, die in näherer Verbindung zum Rosse stehen, hiemit erschöpft.**) Ehe wir uns indessen zu den düsteren Gestalten des Todes, der Hel und der Hexen wenden, wollen wir noch einen Blick auf die Beziehungen der Alfenwelt zu den Rossen werfen.

Alfen- und Zwergsagen sind durch die Lokalitätsbedingungen, unter denen sie erwuchsen, ungemein verschiedenartig gefärbt. Bald werden die „Elfen“ holdselig, klein und zierlich gedacht, bald erscheinen die „Albe“ koboldartig und derb. Im ersteren Falle leben sie in Wise und Wald, reiten auf lichten, weiszen Pferdchen, deren Hufschlag nicht einmal den Tau einer Hyacinthe abzuschütteln vermag, andrenfalls, als Nibelungen und metallbearbeitende Zwerge, stehen sie den Rossen besonders als kunstreiche Schmide nahe. War doch selbst einer der Alfenfürsten ein Hufschmid, Wieland nämlich, der das von Sleipnir stammende Ross *Ramm****) besasz, jenes berümte Ross, dessen Ruf noch heute nicht verklungen ist und dem, wie sonst nur dem Sleipnir selbst, im Saterlande bei der Ernte ein Aehrenbüschel, der „Ramslon“, stehen bleibt. Ramm verdient das schon um seines Herrn Wieland willen, der als „Schmid im Berg“ dem Landmanne so gern hülfreich und gefällig ist. Legt man z. B. rohes Eisen nebst Arbeitslon an einen der Umgegend wolbekannten Ort, so findet man nach einiger Frist das gewünschte Gerät fertig vor: Wieland hat es gemacht. Der Reisende, dessen Pferd ein

*) Die Verbindung zwischen *Phol-Balder* und dem von Herakles getöteten Kentauren *Pholos*, dem Vater der Hippodamia, eine Anknüpfung, die man herzustellen versucht hat, ist denn doch zu locker, um hier berücksichtigt zu werden.

**) Die nordische Göttergestalt Heimdallr, ein Gott des Morgenrots, der dem *Gulltoppr* (Goldschwanz) reitet, entbert der deutschen Analogie, so dasz sie hier unberücksichtigt bleibt. Dasselbe gilt von dem Seite 248 erwänten Risenrosse *Gullfaxi*.

***) *Ramm* heist sowol „Rabe“ als „Widder“; es ist also entweder ein Rappe oder eine Ramsnase.

Hufeisen verloren, darf es an gewiszen Pläzen dreist zurücklaszen, ein Stück Geld dazu legen und sicher sein, wenn er bald darauf zurückkert, das Tier beschlagen zu finden. — Man sieht, Wieland will auch bezalt sein, und das ist seinem soliden deutschen Karakter ganz gemäsz.*)

Eine volkstümliche Umwandlung des Alfenschmides scheint der westfälische Grinkenschmid zu sein, welcher den Bauern seinen Spiesz zur Hochzeit zu leihen und dafür einen Braten zu erhalten pflegte, und welcher, als ihm diser einmal vorenthalten wurde, dadurch Rache nam und sich bezalt machte, dasz er dem „Buer sien bestes Perd 'nen Been utriet“, one den Stall desselben zu betreten, eine Strafart, welche ser an die von Wodan, dem wilden Jäger, geschleuderten Pferdekeulen mant.

Nach Wielands Ross *Ramm* heist mutmaszlich der *Rammelsberg* im Harz, welcher freilich der gemeinen Sage nach von Ramm, einem Jäger Kaiser Ottos, benannt sein soll. Diser band nämlich einst hier sein Ross an, um zu Fusze dem Wilde nachzustellen. Unterdes scharrte das ungeduldige Tier den Boden und brachte Silberstufen zum Vorschein, auf die seitdem dort gebaut wird. Das Pferd ist also der eigentliche Entdecker dises Silberquells, und genau so, wie es sonst durch seinen Hufschlag die Wasserquellen aus dem Boden lockt, so ruft es hier den Silberquell des Reichtums mit weisendem Hufschlag aus der dunklen Tiefe. Da nun der Bergbau mit der Jagd gar nichts mit der Schmide dagegen vil zu tun hat, so wird wol das Ross, nicht der Jäger, *Ramm* geheiszen haben**), Ramms Reiter aber wird Wieland der Schmid gewesen sein.

Andere Alfen sind weniger gut daran als Wieland, sie besizen keine göttlichen Rosse; aber dennoch lieben sie die Pferde und als Erdmännchen schlagen sie gern ihren Wonsiz unter Pferdeställen auf. Es mag ihnen da warm sein, ja manch-

*) Mit ihm würde sich der heilige Franz v. Assisi gewisz noch schlechter abgefunden haben, als mit dem Schmid von Policastro. Bei dem hatte er nämlich seinen Esel beschlagen laszen, und der brutale Meister besasz die Unverschämtheit, vom heiligen Franz dafür Bezalung zu verlangen. Der aber befal entrüstet seinem Tier, dem habsüchtigen Schmid die Hufeisen widerzugeben, worauf der kluge Esel sofort die Eisen abschüttelte und noch acht Meilen mit St. Franzisco lief, bis ihn ein anderer Schmid umsonst beschlug. Unser Wieland wäre warscheinlich höchst unangenem gegen den Heiligen geworden.

**) Auch Grimm sagt (Deutsche Sagen No. 475): „Nach andren hat nicht der Jäger, sondern eines Jungherrn Pferd „Rammel“ geheiszen, das so am Berge gerammelt und gestampft habe, dasz seine wolgeschärften Hufeisennägel eine Goldader bloszgelegt.

mal ist's ihnen sogar zu warm geworden. So hatte einmal ein Bauer einen Hengst zum Bespringen in den Stall genommen. Aber er war noch nicht lange da, so kam ein Unterirdischer und sagte, sie könnten's nicht länger aushalten, denn der Hengst stehe grade über ihrem Quartier und verunreinige das auf die garstigste Weise. Sie sollten sorgen, dasz er fortkomme, sonst werde es ihnen übel ergehen. Da hat der Bauer ihn denn auch schnell beseitigt, denn man hat Beispiele — z. B. vom Meyer in Bergkirchen —, dasz dem Ungehorsamen in einer Nacht alle Pferde gefallen sind.*)

Gern benuzen die Zwerge nachts Rosse der Menschen. Haben die Tiere auf der Weide in der Morgenfrühe feuchtes Har und heiszen Atem, so meint der Landmann, „die Elfen haben sie nachts geritten," ist ihre Mäue seltsam gewallt und gelockt oder gar zu *Wichtelzöpfen* verwickelt, so hat auch das der Wichtelmännchen Hand getan, die sich im Sternenlicht fröhlich mit ihnen getummelt. Sind die Pferde nachts unruhig im Stall, so *drückt sie ein Alb,* oder das Stallmännchen ängstigt sie durch Kneipen, Zwicken und Aufhocken, daher sie morgens oft in Schweisz gebadet sind. So war im Schloss zu Gerstungen kein Pferd zu halten und sei es mit doppelten Ketten gebunden. Sie schäumten, schrien und tobten; denn unter dem Stalle wonten Wichtelmänner, und das waren arge Schelme.

Nicht selten erweisen sich die Alfen dagegen auch gar zutätig im Stalle, strigeln und puzen die Pferde und tragen vil zu ihrem Gedeihen bei. Selbst gegen den Willen der Herren sind sie hülfreich und dienstfertig. Zu Besenstedt legten sich einmal zwei Pferdejungen quer über die Stallschwelle mit den Köpfen aneinander, damit der Alb, wenn er mit seinen kleinen Schritten herankäme, sie treten und wecken müsze und sie ihn fangen könnten. Doch als sie morgens erwachten, lag der eine rechts, der andere links und der Alb hatte die Pferde doch gefuttert. Namentlich den Schimmeln sind die Unterirdischen gewogen und man hat sie oftmals rufen hören: „Noch 'ne matten för'n witten!"

Die Gestalt der Alfen denkt man sich höchst verschiedenartig. Wärend sie den Seeanwonern gleichartig mit dem „Klabauter-

*) Dise Art sich durch Schaden an den Pferden zu rächen, wie wir sie ganz änlich schon vom Grinkenschmid erzälten, haben die Unterirdischen übrigens allenthalben. Auch in Preuszen, namentlich zwischen Eilau und Landsberg, weisz man von dergleichen vil zu erzälen. — In Baseram bei Brandenburg riszen die Kobolde dem Pferde eines ihnen feindlichen Mannes die Zunge aus u. s. w.

manne" dünken, meinen die Harzer „Bergmännchen" in ihnen zu erkennen; die Sachsen halten dafür, dasz sie als „Mönch" erscheinen. Ein solcher soll z. B. häufig nach Krosigk kommen, und zwar durch einen unterirdischen Gang, der vom Petersberge bei Halle herüberfürt. Er strigelt die Rosse, neckt die Mägde und mitternachts schwingt er sich gern auf einen Schimmel und jagt auf des Petersbergs Spize im Mondenschein umher. — Zuweilen tritt aber der dämonische Stallgeist sogar unter der vertrauenerweckenden Gestalt eines einfachen Pferdeknechtes auf. Solcher Art war namentlich der auch in Luthers Tischreden erwänte Rechbergers Knecht. Diser zeigte sich stets als treuer Diener, welcher sich nur dadurch vor seinesgleichen hervortat, dasz er mächtiger war als sterbliche Menschen. — Einst wurde sein Ritter auf den Tod von Feinden bedrängt. „Herr," ruft er, „erschrecket nicht, gebt eilends die Flucht; ich aber will zurückreiten und Kundschaft von den Feinden nemen." Der Knecht kam wider, klingelte und klapperte feindlich in seinen vollgepfropften Taschen. „Was hast du da?" sprach der Herr. „„Ich hab allen ihren Pferden die Eisen abgebrochen und weggenommen, die bring ich hier."" Damit schüttelte er die Hufeisen aus und die Feinde konnten Herrn Hansen nicht verfolgen. — Aber so erenfest diser Stallkobold auch sonst erscheint, zuweilen schlägt ihn doch der Schalk in den Nacken. Im „Wendunmuth" z. B. wird folgende Sage von ihm berichtet: Einmal ritt sein Herr fort und befal ihm ein Pferd, das ihm auch lieb war, er sollt dessen fleiszig warten. Als der Junker weg war, fürte der Knecht das Pferd auf einen hohen Turm, höher denn zehn Stufen; wie aber der Herr wiederkam, vernam und erkannte es ihn im Hereinreiten, steckte den Kopf oben im Turm zum Fenster hinaus und fing an zu schreien, dasz er sich gar ser verwunderte und es mit Stricken und Seilen muste vom Turm herablaszen.

4.

Tod und Teufel, Hel und Hexen.

Der Tod.

Dem gesamten Altertum, sagt Grimm, war der Tod kein tötendes Wesen; sondern nur ein in die Unterwelt abholendes, geleitendes. Seuche und Schwert töteten; der Tod aber war Bote einer Gottheit und Selenfürer. — Im germanischen Glauben, wie in dem der meisten Völker, teilten sich die Selen in Bezug auf ihren künftigen Aufenthalt. Die rümlich in der Schlacht Gefallenen zogen nach Walhall, die siech Dahingestorbenen und Bösen wallten zur Todesgöttin Hel. Immer aber werden sowol die Toten selbst, als die selenfürenden Gottheiten reitend gedacht.*)

Die nach Walhall bestimmten Selen werden entweder von Wodan selbst, den wir widerholt als Psychopompos kennen gelernt, oder von den Walküren geleitet, den herrlichen Schlachtjungfrauen, die in Wodans Dienst über Luft und Mer zum Kampfgewül reiten, den sinkenden Helden auf ihr Nebelross heben und ihn empor zu Wodans Halle füren. Die unrümlich gestorbenen werden der Edda zufolge nicht abgeholt; Hel erwartet sie. In späteren Zeiten aber, als der harte Gegensaz zwischen den Walhallgenossen und anderen Verstorbenen sich verwischte, treten auch hier Selenfürer auf.

Zunächst erscheint **Hel**, die „Pferdejungfrau", selbst und zwar als dreibeiniges Ross, oder als Reiterin eines solchen gespenstischen Tieres. Dreibeinig ist ihr Ross im Gegensaz zu Wodans achtfüszigem Sleipnir; denn alles, was Hel an und um sich hat ist das Sinnbild äuszersten Elends und jämmerlichster

*) Bei den alten Griechen wurde ebenfalls der Abscheidende meist zu Pferde dargestellt, das ein Genius zum geöffneten Tore fürt; oft sogar symbolisiren sie den Tod nur durch eine offene Tür oder einen Pferdekopf. Auch der Tod der Neugriechen reitet und zarte Kinder sind an seinen Sattel gebunden. Dis leztere ist ein Zug furchtbaren Triumfes, der auch in germanischer Sage eine bedeutende Rolle spielt: Wodan fängt die Unterirdischen, knüpft sie mit den Haren zusammen und hängt sie über den Sattelbogen; Eckens abgeschlagenes Haupt bindet Dietrich an den Sattel. Auch die Jäger schleppen ihren Fang so heim.

Unvollkommenheit. Nichtsdestoweniger scheint sie in das höchste Altertum zurückzudeuten, da sie ungemein änlich ausgestattet ist wie die indische Göttin Kali, welche gleich Hel Tod und Pest bringt und deren Pferd Pischascha (oder Kalighi) ebenfalls dreibeinig ist. Die Sagen von Hel sind grauenhaft. Vor welchem Hause sie stehen bleibt, da musz Jemand sterben; umreitet sie aber mit ihrem Rosse die Erde, so brechen furchtbare Seuchen aus. In Nordeuropa spukt diser Glaube fort. Zu Schleswig heist's, wenn eine Krankheit wütet, noch heut: „*Die Hel reit umher!*“ Von einem schwer und drönend Auftretenden sagt man dort: „*Ha gaaer sam en helhest*“, d. i. „er geht wie das dreibeinige Pferd der Hel“; und wenn jemand von einer gefärlichen Krankheit genest, so meint man: „*Jeg gav döden en skiäppe havre*“ (er hat dem Tod einen Scheffel Hafer gegeben), oder „er hat sich mit der Hel abgefunden“.

Hier knüpft auch die fürchterliche Gestalt der reitenden Pest an, von der noch Lingg singt:

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,
Mein sausend Ross geht weiter;
Ich bin der schnelle schwarze Tod,
Ich überhol' das schnellste Bot
Und auch den schnellsten Reiter!

Der alten Göttersage zufolge sezte Hel sich an die Spize des schattenhaften Zuges, in dem die Selen hinabritten zur Unterwelt. Der Weg fürte über die Gjallerbrücke *); aber so leise ritten sie, dasz das Getrappel von funfzig Rossen der Abgeschiedenen nicht lauter tönte, als der Ritt eines einzigen lebenden Menschen.

In ganz unmittelbarer Weise erinnerrt der Ritt der Hel an der Spize der Selen an das von der skandinavischen Hrysarofa gefürte wütende Her (vergl. S. 382), und hierin ligt wol ein verbindendes Glied für die allmälige Uebertragung eines groszen Teiles der Helvorstellungen auf den Fürer des wütenden Heres in Deutschland, nämlich auf den selenfürenden und totenbeherrschenden Wodan, welche wir schon oben erläutert haben. Wodan-Nikolaos der Totengott, (S. 300) Wodan-Hermes-Michael, der Selenfürer, (S. 322) Wodan der Bergentrückte, also der im Grabhügel tronende Fürst der Toten (S. 333), der war ja zugleich Anfürer der

---

*) Vermutlich in Erinnerung an dise Brücke, sowie an die Rosse der Toten, tritt in einigen Sagen, z. B. in der vom Camernsee und der von den Rügenschen Perden (vergl. S. 199) der Pferdekopf selbst als Brücke auf.

wilden Jagd, Herr des wütenden Heres, von dem man, nach dem Erlöschen der ursprünglichen Vorstellung einer Sturm- und Wolkenjagd, namentlich in Süddeutschland meinte, es bestehe aus den Geistern der Toten. (Vergleiche Seite 325). Daher heist in unserer Volkssprache der Tod auch: *„Hauptmann vom Berge“* (Wodan im Hügel), das Sterben: *„zum groszen oder zum alten Here gehn“*, und so nimmt denn der Schimmelreiter Wodan in disem Vorstellungskreise Attribute der Hel an; der grosze Himmelsgott, der Beherrscher der Zeit, der den Wechsel des Tages und der Nacht, des Sommers und des Winters schafft, der Psychopompos, der den Uebergang vom Leben zum Tode leitet, der wird nun mit dem Tode selbst identificirt.

Bereits in den Gedichten des Mittelalters findet man das Umreiten der Hel nie mer geschildert; wol aber herrscht allgemein die Vorstellung, dasz der **Tod** die Selen auf sein Ross lade. So heist es z. B. bei Beschreibung einer Schlacht im Lohengrin: „Seht, ob der Tôt dâ ist, sie soumerluede? ja er was unmuezec gar!“ d. i. „Seht, ob der Tot sie dort auf's Saumross ladet? Ja er war gar eifrig dabei!“ — Bei Ottokar heist es: „daz ich des Tôdes vuoder mit in lüed (mit ihnen lüde) und vazzet“. — Dise Vorstellung vom reitenden Tode ist seitdem immerdar lebendig geblieben; alte Sagen erzälen, dasz ein herrlich gestalteter Reiter dem Kaiser Heinrich VII im Palast der Mailänder Burggrafen einst nach Sonnenuntergang den Tod verkündete. In niderösterreichischen Sagen erscheinen ebenfalls risenhafte Reiter als Vorboten des Todes, die sich dem Betroffenen unausweichbar, unvermeidlich überall in den Weg stellen; und aus eben disen örtlichen Anschauungen heraus, die den Tod häufig als ein buckliges (d. i. mit Selen beladenes) Wesen auffaszen, singt ein Volkslied, welches ebenfalls die Unvermeidlichkeit und Allgegenwart des Gefürchteten schildert:

Muasz i schnell auf d'Wisen gehn
um a weng a Küm'l (Kamillen),
steht das buckladi Manderl do
auf oam weisz'n Schimmel.

Und wie i mi mal umschaun tua
woar des Manderl schon a grosza Bua,
und is mit sein Schimmel
g'ritten bis am Himmel!

In denselben Gauen erscheint der Dodoman (Totenmann) zu gewiszen Zeiten, aber immer nur für einen Augenblick, auch auf

einem goldenen Rösschen. Vile behaupten, dasz diejenigen, die ihn solchergestalt gesehen, noch recht glücklich sein könnten, wärend der, der ihn mit der Sense gesehen habe, drei Jare nicht überleben werde. *)

Auch den Dichtern haben die Vorstellungen vom reitenden Tode stets nahe gestanden und noch Geibel singt:

Der schnellste Reiter ist der Tod,
Der überreitet das Morgenrot!

Disen Anschauungen verdankt die alte Redensart: *„Der Reiter soll mich holen!“* ihren Ursprung. Sie erinnert an die früher (S. 228) besprochene Bedeutung von *Ritten* für „Fieber“ und deutet zugleich die mythische Grundlage derselben an. In besonders schlagender Weise kommt jene Redensart im Volksliede von der „Ungetreuen Braut“ vor, die um den reichen Kaufmannsson einen jungen Schiffer verliesz. Der sagt zu ihr:

„Gieb mir die Treue wider,
Die ich Dir gegeben hab!“

Sie aber antwortet:

„Ich weisz von keiner Treue,
Ich weisz von keinem Gold;
Der Reiter soll mich holen,
Wenn ich von Treue weisz!“

Und der Reiter erscheint denn auch bei ihrer Hochzeit:

Das erste, das er täte,
Er tanzet mit der Braut;
Schwenkt dreimal sie herumme
Und dann zum Fenster hinaus;
Er nam sie unter die Arme,
Zerbrach ihr Hals und Bein;
Der Reiter war geworden
Zu lauter höllischer Flamm!

Verwandte Sagen klingen allentalben, in allen Jarhunderten und in allen Landen mit wunderbaren Aenlichkeiten an. Ein holländisches Märchen z. B. erzält von drei schönen Schuhmacherstöchtern: In des Vaters Abwesenheit kommt ein Herr in prächtigem Wagen und nimmt eine der drei Jungfrauen mit sich, die nicht widerkert. — Dann holt er die zweite und endlich die dritte. Unterwegs, als der Abend hereingebrochen, fragt er sie:

*) Noch in ganz modernen Sagen, wie in der vom „Schimmel auf dem Potsdamer Wall“ (bei Reinhard Seite 174) vibrirt die Vorstellung vom weiszen Totenrosse. Hier folgt einem fliehenden Deserteur auf die unbegreiflichste Weise sein Schimmel nach und wird Ursache seiner Entdeckung und seines jähen Todes.

„Der Mond scheint so helle,
Meine Pferdchen laufen so schnelle,
Süsz Liebchen, reuets Dich auch nicht!"

Der Anklang an die weiter unten zu besprechende Leonorensage ist unverkennbar; nur ist hier der tötliche Menschenräuber mit einem Wagen statt des Saumrosses ausgerüstet, wie das auch der Fall ist in einer niderösterreichischen Sage, in welcher der Tod mit einem sechsspännigen Wagen zur Müle färt, um Menschenschädel zu malen, eine Sage, die dadurch besonders merkwürdig ist, dasz in ihr der Tod ausdrücklich als einäugig und das Sattelpferd als achtfüsziger Schimmel bezeichnet wird, so dasz Wodan und Sleipnir unverkennbar sind.

Vilfach hat das Volkslied noch bis heut die Vorstellung vom Reiten in's Jenseits festgehalten. So fragt ein altes Soldatenlied:

Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Auf einem weiszen Schimmel,
Da reiten die Soldaten in den Himmel!

woran sich die bedenkliche Gegenstrophe schliest:

Wie kommen die Offiziers in die Höllen?
Auf einem schwarzen Folen,
Da wird sie der Teufel schon alle holen! —

Abraham a Santa Clara, obgleich auch er wol einmal sagt.

Wer nicht ist wie der Himmel,
Den holt der Teufel auf'm Schimmel!

und er sich somit selbst nicht ganz frei von heidnischen Reminiszenzen zeigt, predigt dagegen:

Mit schlenkeln und spazieren,
Mit leffeln und galanisiren,
Mit springen und tanzen,
Mit ligen und ranzen,
Mit Räppel und Schimmel
Kommt man weisz Gott nit in Himmel!*)

In anderen Sagen erscheinen reiterlose Rosse als Todesboten, wie sie das ja auch gar oft in Wirklichkeit sein mochten. So erzält Gudrun:

„Vom Thinge traurig traben hört ich *Grani*;
Sigurden selber sah ich nicht.
Alle Rosse waren rot von Blut
Und in Schweisz geschlagen von den Schächern.

---

*) (Vergleiche hierbei die trabenden toten Frauen der Artussage Teil I. Seite 66; ferner die Grabschrift des Ritters Molken Teil I. Seite 231, und endlich merere Züge der Sage von „Ritter Ulrich" (Grimm No. 533).) Noch ein Buch vom Jare 1607 (Philos, Max von Trier, Bäbstlicher Triumpff) enthält ein satyrisches Gedicht: „Der Papisten Eynritt zum ewigen Leben".

Gramvoll gieng ich mit Grani reden,
Befragte das Pferd. Mit feuchter Wange
Senkte da Grani in's Gras das Haupt.
Wol wuste der Hengst, sein Herr sei tot!"

Otnits Hund und Ross, aus dem Walde vor das Tor zu Garten widerkerend, sind der Kaiserin Boten von dem Tode des Gemals. — Helche, aus dem Blumengarten tretend, erblickt schaudernd die Pferde ihrer Söne mit blutigen Sätteln im Hofe:

Die so schönen Pferde beide,
Die kamen Frau Helchen da zu Leide.
Sonder Aufsicht liefen vor die Pfalz sie dar.
O weh des groszen Leides: jedweder Sattel rot war
Von der jungen Könige Blute.
Zu der Zeit kam Helche, die gute.
Die blutbefleckten Rosse sah sie laufen dort.
Zu ihren Frauen sprach sie ser erschrocken dises Wort:
„O weh! mein Herz belastet Schwere,
Mir kommt bald kummerreiche Märe!

Rüdigers Ross *Boymund*, geht rückwärts blickend, an der Hand des Knappen, der es nach Bechlarn heimfürt; denn dahinten ligt sein Herr tot, der es hingeritten und mannlich auf ihm gekämpft. Und zuvor schon war es der Tochter seines Gebieters im Traum erschienen, wie es mit silberner Decke klingend einhersprang und dann aus einem Wasser trank, in das es auf der Stelle hineinsank.

Wenn in disen Beispielen natürliche Ursachen den Sattel der edlen Rosse erledigten; und sie dadurch zu Todesboten wurden; so begegnen uns in einer Reihe anderer Mären und selbst noch im heutigen Volksglauben Rosse als Todesboten oder als Schauende des Todesvorspuks, one dasz andere Beziehungen möglich wären, als mythische. So meint man im Voigtlande, dasz wenn einem Leichenzuge ein zweispänniges Furwerk begegne, in dem Ort, aus welchem die Leiche sei, ein Ehepaar sterben müsze; und eine ganze Reihe hiehergehöriger Volksanschauungen teilt Strackerjan in seinen Oldenburgischen Sagen mit: Wenn das Pferd seine Nüstern aufbläst, die Mäne sträubt, den Kopf hin und her wirft, die Oren spizt und schnaubt und wihert, dann sieht es einen zukünftigen Leichenzug.*) — Wenn es an einer Person im Hause nicht vorbei will, dann wird dise oder ein Hausgenosze bald sterben. — Wenn es am Weihnachtsmorgen im Stalle schwizt, one doch Arbeit getan zu haben, so kündet das einen baldigen Todesfall. — Ein Landmann aus

*) Dagegen meint man, dasz wenn ein Pferd mit den Oren klappe, so begrüsze es einen künftigen Hochzeitswagen.

Viarden fur eines Abends von Minchen zu Schlitten heim. Auf einmal stuzen die sonst frommen Pferde und wollen nicht von der Stelle. Der Kutscher steigt ab, fast die Pferde am Zügel und bringt so das Farzeug ein par Schritte weiter; kaum aber sizt er auf der Pritsche, so bleiben auch die Pferde wider stehen. Krugleute kommen dazu und helfen; die Pferde verweigern den Gehorsam. Als man endlich mit Mühe und Not die eigentliche Landstrasze erreicht, geht es mit einemmal flott weiter und bald sind sie zu Hause. Indes hatte man doch vier Stunden auf eine Strecke gebraucht, die ein Fuszgänger in einer Stunde zurücklegt. Einige Zeit darauf verunglücken siben Fischer und der aus siben Wagen bestehende Leichenzug fur auf demselben Wege in das Dorf ein, wo das nächtliche Abenteuer mit den Pferden stattgefunden. Nun erklärte sich Alles: die Pferde hatten den Leichenzug gesehen.

Verwandt, aber etwas anders gewendet erscheint die Vorstellung von Totenrossen in den Erzälungen von gespenstischen Cavalcaden mit leren Pferden, welche sie für Solche bereit halten, denen ein baldiger jäher Tod dräut und welche zu besteigen sie nicht selten Vorüberkommende mit furchtbarem Zurufe auffordern. Diser mythische Zug ist weit verbreitet. Man erzält dergleichen in der Mark Brandenburg, wie auf dem österreichischen Marchfeld; der Anfang der Thedel-Mythe ist desselben Schlages, und zu dem gleichen Kreise gehört auch die bekannte Sage von des Rechbergers Tod, die Uhland so schön gestaltet hat. Der Junker begegnet dem Zuge „vermummter Rittersleute“ —

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger tritt heran und frug:
„Sag an! wer sind die Herrn vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?“

„„Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt man ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen.
Dann wird das Räpplein ihn tragen.““

Der Schwarze ritt den Andren nach.
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Ross ich steige,
Es geht mit mir zur Neige!“

Rechberger in ein Kloster ging,
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu 'ring!
Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie.“

Du bist gewesen ein Reitersmann,
Ich seh' es dir an den Sporen an,
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten.

Am Tag, da selbiges Jar sich schlosz,
Da kaufte der Abt ein schwarzwild Ross,
Rechberger sollt es zäumen,
Doch es thät sich stellen und bäumen.

Es schlug den Junker mitten aufs Herz,
Dasz er sank in bitterem Todesschmerz.
Es ist im Walde verschwunden.
Man hat's nicht wieder gefunden. —

Um Mitternacht an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab.
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandschuh am Sattel hangen.

Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh vom Sattelknauf.
Er schwang sich in Sattels Mitte,
Der Grabstein diente zum Tritte.

Einst erblickte man im wilden Here ein gewaltiges Ross, von dem man vernam, es sei ausdrücklich bestimmt, den wilden Grafen von der Mark abzuholen, der auch bald darauf starb. — Im Schwarzwald ersah einmal der alte böse Rochus Merz von Stafelfelden wärend eines heftigen Gewitters ein schneeweiszes Ross. Aus Neugier bestig er es, aber es fürte ihn unter Bliz und Donner in den Abgrund. — Auch Pabst Benedikt soll von einem schwarzen Teufelspferde in die Hölle geholt worden sein. —

Unter allen Berichten von Totenrossen am berümtesten ist aber wol die geheimnisvolle, den Tod des groszen **Dietrich** betreffende Mythe. Diser erhabene Fürst muste seines Arrianismus wegen in den Augen der Orthodoxen verdammt erscheinen; Pabst Gregor I läst ihn daher von Teufeln in den Aetna stürzen. Solcher Tod war jedoch der deutschen Volkssage schlecht angepast, sie änderte ihn deshalb dahin ab, dasz sie die Entrückung Dietrichs, ganz der alten heidnischen Vorstellung gemäsz, durch ein gespenstiges Ross geschehen läst.*) Nach der einen Lesart entfürte ihn dis Ross, welches der Teufel selbst war, in die Wüste Rumenei, wo er bis zum jüngsten Tage mit wildem Gewürm streiten musz; oder es schiebt sich ihm (nordischer Sage zufolge) plözlich auf der Jagd unter; er kann nicht abspringen, fült welch ein Tier er reite und antwortet dem Diener, welcher ihm zuruft: „Herr! warum reitest du so schnell und wann willst du zurückkeren?" — „Ich tue einen bösen Ritt und komme zurück, wann Gott und die Jungfrau Maria es wollen!"**) — Nach und nach ist Dietrichs Gestalt ganz in die des wilden Jägers übergegangen; der Tote ist zum Totengotte geworden und reitet als ein Wodan an der Spize des wütenden Heres.

Aber noch ein anderer wichtiger Zug knüpft an Dietrichs Namen an. Als Totengott verkündet er auch den Tod. Des groszen Kaisers, Heinrichs VI., Tod, den man als den Wendepunkt der ganzen älteren Geschichte Deutschlands ansehen darf, verkündete (den Annalen Godofreds von Köln zufolge) i. J. 1179 ein ungeheurer Reiter an Mosel und Rhein, der sich Dietrich

*) Dise Anschauung war um so natürlicher, als auch sonst vile Wodanszüge auf Dietrich übertragen wurden, so namentlich der, dasz ihm der Teufel in drei Nächten die berümte Burg zu Bern erbaut, grade wie Locke dem Wodan Walhalla erbaut. (Vergl. S. 268.)

**) Nach der ursprünglich deutschen Wilkina-Sage hatte sich Thiodrek das Ross, auf dem er von dannen geritten, selbst siben Jare lang heimlich unter der Erde grosz ziehen laszen. — Schön und eigentümlich ist G. Kinkels poetische Behandlung der Sage von „Dietrichs Ende".

von Bern nannte. Und so erscheint seine Gestalt mer oder minder deutlich auch in der Folge, den Tod Einzelner oder männermordenden Krieg vorausverkündend oder bedeutend.

In diser Stellung als Ankündiger bevorstehenden Krieges findet man übrigens Dietrich gewönlich durch einen anderen Wodansnachfolger ersezt, den wir auch schon als „Wilder Jäger“ erwänten, nämlich durch den **Rodensteiner** im Odenwald. Der zieht, so oft dem Reiche Krieg droht, bei grauender Nacht vom Schnellerts zum Rodenstein — ein furchtbar lärmender Spuk mit Kampfgetöse, Schlachtgeschrei und Trompetengeschmetter. Man hat das Knarren der Wagen, das Hohoschreien zum Antreiben der Pferde, ja selbst die Befehlsrufe der Fürer gehört. Zeigt sich Hoffnung zum Friden, dann kert er in gleichem Zuge, jedoch in ruhiger Stille zum Schnellerts zurück und man kann dann gewisz sein, dasz der Fride wirklich abgeschloszen wird. — Seit Anfang des vorigen Jarhunderts ist das Gerücht von „des Rodensteiners Auszug“ mermals durch die deutschen Zeitungen gegangen. Vor Begin des s anischen, des polnischen und des österreichischen Erbfolgekrieges, sowie des sibenjärigen Krieges haben vile Personen gerichtlich bezeugt, dasz sie den Zug des Rodensteiners gehört. — Die ursprüngliche Bedeutung der Sage: Auszug des Schlachten- und Totengottes Wodan zur Walstatt war der damaligen Welt natürlich ganz abhanden gekommen und es wurden die mannigfaltigsten Märchen erfunden, um zu erklären, warum der Rodensteiner „verwünscht“ sei. Die dem Inhalt nach vernünftigste diser Sagen ist diejenige, welche in dem benachbarten Fränkisch-Crumbach heimisch ist.

Nach ihr nämlich zog ein Rodensteiner mit des Kaisers Her wider die Türken vor Wien, das er durch küne und gewaltige Waffentat entsezte. „Deine Stammburg ward von Deinen Vätern verpfändet? So löse ich die Pfandschaft und gebe Dir zum Dank die Burg wider zu ewigem Lehen!“ sprach der Kaiser darauf zu ihm. Und: „Habt Dank, Herr Kaiser!“ antwortete der Ritter; „treu diene ich Euch dafür im Leben und im Tod; und dräut Euch und dem heiligen Reiche Krieg, — aus Grabesnacht zieht Rodenstein noch aus zur Schlacht!“ — Und Wort hat er gehalten treu und redlich. Seit manchem Jarhundert deckt ihn die Erde. Doch wenn Krieg sich entspinnt im deutschen Reich, dann erhebt sich der Rodensteiner sogleich, den Kaiser und Deutschland zu schüzen.

Die scherzhafteste Wendung nimmt dagegen die Rodensteinsage, und zwar soweit sie sich auf das wütende Her bezieht, in Scheffels köstlicher Dichtung — da geht er um, weil ihm der lezte Schoppen felt. Sein Durst läst ihn nicht schlafen im Grab.

Eigentümlich ist eine vilfach abgewandelte Sage vom Tode durch ein Pferdehaupt. In der Oervaroddasaga reizt

Oddr durch seinen Uebermut eine Wole ihm zu profezeihen, dasz er durch einen Pferdekopf sterben werde, den er in der Hand halte. Er begrub den Kopf, lebte zweihundert Jare in vollem Glück, weithin durch die Lande schweifend. Endlich trieb ihn der Uebermut an die Stelle zurück, wo er den Kopf begraben, und indem er dieselbe betrat, fur eine Schlange, die in dem Schädel lebte, heraus und gab ihm den tötlichen Stich. — Ganz änlich ist eine berümte russische Sage vom Groszfürsten Oleg, und dasz es sich um eine Wodansmythe handelt, beweist der Umstand, dasz dieselbe Sage (nur dasz an Stelle des Pferdekopfes ein Eberzan steht) von Hackelberg berichtet wird. Menzel (Odin) deutet dise Mythe tiefsinnig als den Tod durch den Tod. Es ist der Todesgott, der durch das Todessymbol gefällt wird. Auch der Tod ist nicht ewig, auch er wird einst enden.

Höchst merkwürdig ist es, dasz zuweilen die Toten wider hervorreiten aus ihren Hügeln, ein Zug, welcher uns in seiner groszartigsten Wendung bei Wodan selbst begegnet, der vom „Herrscher im Hügel“ zum Auferstehungsgotte wird in den Zwölften. Bei weiterer Vermenschlichung der Mythe wird dieselbe dann auch auf die Häupter einzelner Sterblicher übertragen nnd dahin gedeutet, dasz liebende Sensucht den Abgeschiedenen nicht ruhen läst. So singt ein ser schönes Lied im Böhmerwalde von des toten Ritters Spazierritt.

Tout'n Hritta sa Spoziahritt.

„Haz, Hritta, mö sprengts denn ös ollö Tag
Af engan troarän schwoarz'n Hross
Füra os engan fowoxna Gro
Affö in enga fowunsch'ns Kschloss?“

„„Kann i denn schloffa und bläm im Gro
Wä durt dös wäszkopfat dianal singt?
Deaf i's fosamma (dürft ich's versäumen) r an oizäe To (Ton)
Dosz mia nöd's Hearz os da Tout'ntrua springt?

„„Heid i sched (hätt ich nur) oamal dö guldaro Fräd
Af man troarän Toutenhritt,
Brad i's (brächt ich's) sched oamal, oamal so wöd
Gang ma dös wäszkopfat Dianal mit!““

Häufiger aber als von eignem wehmütigen Verlangen getrieben, kommen Verstorbene zurückgeritten zur Erde, von Klagen und Sehnsucht der hinterbliebenen Geliebten bewegt. So ziehn (Helga-Quida Hundingsbana II) Singruns Tränen ihren Gatten Helgi von Walhall wider zu seinem Hügel herab. Staunend sieht man ihn mit groszem Gefolge heranreiten:

„Ist es Sinnentrug, was ich zu schauen meine,
Ist's der jüngste Tag? Tote reiten! ?
Die raschen Rosse reizt ihr mit Sporen:
Ist den Helden Heimfart gegönnt?!"

Und wirklich ist er's! Und Sigrun geht zu Helgi, ruht bei ihm im Grabhügel und redet mit ihm. Zulezt aber, als er bei der Morgenröte wider scheiden musz, spricht er:

„Zeit ist's zu reiten gerötete Wege,
Den Flugsteg das fale Ross zu füren!"

Dis Eddalied ist wol die älteste Grundlage der Leonorensage, die dann in alter dithmarsischer Märe schon in einer Form auftritt, die dem vilberümten Bürger'schen Gedichte ser nahe kommt. Denn der Reiter, welcher sein jammerndes „Gretchen" mit weiszem Rosse abholt, singt ihr widerholt:

„De Man de schynt so hell,
De Doet de ritt so snell,
Myn Grentjen, grunt dy ni?"

Das ist aber vollständig das Bürger'sche:

„Graut Liebchen auch? . . . . Der Mond scheint hell.
Hurrah! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?" —

In einem Märchen Nider-Oesterreichs, wo die Vorstellung vom Totenreiter ser fest wurzelt und vil verbreitet ist, lauten dise Worte:

„Wie scheint der Mond so hell,
Wie reiten die Toten so schnell —
Furchst Dich?"

Und ganz änlich ist auch ein Münster'sches Volkslied. Da singt der Tote:

„De Mônd de schynt so helle,
De Doden ryet so snelle.
Fyns Lêfken grâvelt dy ôk?"

Und sie antwortet: „Wat schall my gruwele! Du büst ja by my!"

Was die Leonorensage von dem eddischen Helgiliede unterscheidet, ist der Umstand, dasz in dem lezteren Helgi nach der mit Sigrun verbrachten Nacht allein wider heimkert nach Walhall, wärend der Reiter der Leonorensage als Todesbote und Selenfürer die Geliebte mit sich nimmt in das dunkle Jenseits.

Der engen Verbindung des Rosses mit dem Tode und der Hel verdankt wol die uralte nordisch-deutsche Sitte ihren Ursprung, auf jedem Kirchhofe, ehe er Menschenleichen empfängt, ein lebendes Pferd zu begraben, von welchem man später glaubte, es sei das gespenstisch umwandelnde Totenpferd. — Auch die Vorstellung, dasz der Tod auf einem Pferdeknochen wie auf einer Geige spiele, gehört hierher, und hineinspiegeln mögen dise

Fantasien in die schon früher (Seite 253) erwänte Sitte der Mönche, Pferdeschädel an den Klostermauern aufzuhängen. Sie mochten ihnen, nachdem die Neidstangenidee vergeszen war, als „memento mori“ dienen.

Endlich ist, hier anknüpfend, noch ein Punkt in Betracht zu ziehen. Der Gedanke des Todes ist zugleich der der ablaufenden Zeit. *Vita cum hora fugit!* Disen alten Warspruch hielt sich das Mittelalter mit besonderer Vorliebe in oft furchtbaren Sinnbildern vor Augen. Denn furchtbar zu nennen ist doch z. B. das Schlagwerk der Uhr von der Heilsbronner Kirche bei Anspach aus dem Jare 1480 (jezt im baierischen National-Museum). Da reitet der als naturgroszes Gerippe dargestellte Tod auf einem Löwen und schlägt auf der Schallplatte die Stunden mit einem Menschenknochen. Wie der Löwe (vergl. S. 250, I. Note), so ist aber auch das Ross Sinnbild der Sonne und eben dise Bedeutung hat es bei Indern, Persern und Germanen zum Jarsymbol gemacht. Die Identität Wodans des Jargottes mit Sleipnir zeigt dis auf deutschem Boden; besonders entschiden und fantastisch jedoch spricht es sich bei den Indern aus. Eine Stelle des Yagu-Veda lert ausdrücklich: „Des Rosses Körper ist das Jar, seine vier Füsze sind die Jareszeiten und seine Knochen die Fixsterne, welche die achtundzwanzig Stationen des Mondes bilden“. Auf dise Vorstellungen deutet das Wunder hin, welches der persische Zoroaster an des Königs Gustasp Ross verrichtete, indem er demselben allmälig ein Bein nach dem andern vom Körper löste, und nicht minder schliest sich hier das indische Dogma vom dreibeinigen Rosse *Kalighi* an, das Wischnu am Ende aller Tage reiten wird. Dis Ross ist identisch mit dem Pferde der oben erwänten indischen Todesgöttin Kali, und sobald dasselbe den vierten Fusz nidersezen wird, so bricht die Erde zusammen: ihre Zeit ist um.

Dise märchenhaften Vorstellungen sind nun freilich orientalisch; doch auch auf den ältesten christlichen Gräbern der Katakomben Roms erscheint das Pferd als Sinnbild der Vergänglichkeit, und bis zur Gegenwart ist die Idee vom **Ross der Zeit** im Bewustsein des Volkes lebendig geblieben und bringt sich in manigfaltiger Weise zur Geltung. So ist es offenbar dis „Ross der Zeit“, von dem der Seite 271 mitgeteilte österreichische Brauch die Verkündigung der Zukunft erwartet, und auch im Volksliede hat sich die Vorstellung von disem Rosse oftmals er-

greifend ernst oder humoristisch ausgesprochen. Für die leztere Auffaszung folge hier als Probe ein dem Volksmunde der Pfalz entstammendes Gedicht:

Vum a Gaul.

Es sächt a altes Sprichwort
Un 's ischt gar ehrenwert:
's hätt uf der Welt a jeder
Sei eige Steckaperd.

's hot awer aach a jeder
A anner Perdche noch,
Un will er's nimmer reite,
Pfeift er am leschte Loch.

Ich will's euch explizire,
Die Zeit, so heeszt der Gaul,
Un der leid't gar kenn Züch'l
Un Zaam im grosze Maul.

Desz Thier isch voller Staupe;
Dann, sin mir klen und jung,
So will's nit b'sunners laufe,
Als fehlt's ihm an der Lung.

Doch wie mir älter werre,
Werrd jünger als (immer) der Gaul,
Un fangt hübsch an zu springe
Un tut nimmer so faul.

Un laaft un springt als ärger,
Am End im Carriere,
Des geht wie's Donnerwetter,
Mer sicht un hört nix mer.

Do isch ke' Red' vum Halte,
Der Gaul, der werrd nit müd,
Bis mer de Hals zerbroche,
Desz isch das End vum Lied.

Rittmeschter un Bereiter!
Die ihr so gut dressirt,
Do tut amol dressiren!
's hat's kenner noch probirt

Das Bild ist ser klar durchgefürt und von ächt volkstümlichem Geist, wie denn auch ein altes rheinisches Kirchenlied mit den Worten beginnt:

O Ewigkeit, o Ewigkeit,
Wie lang bist du, o Ewigkeit!
Doch eilt zu dir schnell unsre Zeit,
Gleichwie das Heerpferd zu dem Streit!

Anschlieszend endlich an die oben geschilderten Reitergestalten von Pest und Tod, wie sie der Glaube unserer Voraltern erzeugt hat, müszen wir zulezt noch von jenen Fantasiegebilden reden, die zwar nicht auf germanischem Boden erwachsen sind, die aber grade durch ihre genaue Verwandtschaft mit den eben geschilderten Vorstellungen einst grosze Macht im deutschen Volksbewustsein erlangt hatten. Wir meinen die apokalyptischen Reiter, von denen Albrecht Dürer und Peter Cornelius uns so grandiose Darstellungen gegeben. — Es ist jenes fürchterliche Viergespann, dem das „Lamm" die Sigel löst: „Ein weisz Pferd, und der darauf sizt, hat einen Bogen und zieht aus zu überwinden; ein rot Pferd, und dem, der darauf sizt, ist gegeben, den Frieden zu nemen von der Erde und ist ihm ein grosz Schwert gegeben; ein schwarz Pferd, und der darauf hat eine Wage in der Hand; und endlich ein fal Pferd, und der darauf sizt, desz Name heist Tod und die Hölle folgt ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben, zu töten das vierte Teil auf der Erde

mit dem Schwert und Hunger und mit dem Tod durch die Tiere auf Erden."

Das Hexen- und Teufelswesen.

An Hel und Tod reiht sich das Hexenwesen, das Treiben der Nachtreiterinnen, enge an. — Der Glaube an eine persönliche, ja fleischliche Verbindung von Weibern mit bösen Geistern ist uralt. Er scheint aus der Zendreligion zu stammen, und die ältesten Nachrichten darüber bringt der Vendidad. Aber auch auf germanischem Boden besteht dise unselige Vorstellung seit grauen Zeiten und zwar in unmittelbarer Verbindung mit dem Glauben an die Verwandlung in Stuten. Diser Glaube tritt schon in der „Edda" auf, aber allerdings als Schmähung (Helgakwida I.), und es scheint, dasz er seine Wurzeln nur in nideren Volksschichten hatte.*) So zeigt sich das Hexentum schon in der ältesten Zeit als ein dem Glauben gegenüberstehender Aberglaube, welcher seinen Inhalt vorzugsweise durch Vermischungen der Vorstellungen von der Hel und von den Walküren erhielt. Denn wie die Hel selbst häufig als Pferd erscheint, um den Menschen in ihr dunkles Reich zu entfüren, zuweilen aber auch ihr gespenstiges Pferd zu schlafenden Menschen schickt, dasz es sich über sie werfe und auf ihnen reite**), so glaubt man auch dasselbe von den Hexen, zu denen in der gemeinen Fantasie vorzugsweise die Gestalten der Walküren (daher niderdeutsch: *Walriderske* = Hexe), bald aber auch irdische Weiber ernidrigt wurden.

Die nachtfarenden Weiber treten also, analog dem Pferde der Hel, in zwei verschiedenen Hauptformen auf: entweder als Nachtmare, Nachtmärhen, die als rossegestaltete Dämonen zum drückenden Alb oder noch häufiger zum Träger des Träumenden werden, oder als Nachtreiterinen (nordisch: *Kwedridur*), welche dann selbst, als Aufsizende, schlafende Menschen oder schlummernde Rosse reiten.

Die hiehergehörigen Vorstellungen gewannen eine grosze und verhängnisvolle Ausbreitung. Manigfaltige, den dunklen Erregungen des Gangliensystems entsprungene Empfindungen wurden von der erhizten Einbildungskraft für Wirklichkeit genommen, und so

*) (Vergl. Brauns Zusammenstellung von Rossgestaltungen und geschlechtlichen Gewalttaten, Seite 324, I. Note.)

**) (Vergleiche *„der Ritt"* als Bezeichnung des Fiebers Teil I, Seite 228.)

kam es vor, dasz erbare Matronen ihren Beichtvätern vertrauten: „sie fülten, dasz sie unwillkürlich nachts über Feld und Aue ritten; ja wenn sie mit dem Ross über ein Wasser sezten, so wone irgend Jemand ihnen mit dem vollen Lustgefül des Aktes bei.“ Da war denn der offenbare **Hexenritt** und die offenbare Vermischung mit dem Satan eingestanden. Später wurden dann, schon in Folge der Anlenung an die Walküren, auch die Vorstellungen von der wilden Jagd herbeigezogen.

Wenn die Sage berichtet, dasz die jagenden Sturmgeister rossegestaltete Wolkenfrauen zu nächtigem Ritt besteigen, so wurde das nun zunächst dahin gedeutet, dasz Hexen und nicht minder die armen Selen anderer böser Frauen, namentlich solche, die mit Priestern Unzucht getrieben, zu Rossen des Teufels oder der wilden Jäger würden, welche dann von Zeit zu Zeit an Schmiden Halt machten und sie mit Hufeisen beschlagen lieszen*), und der Aberglaube heftete sich mit Vorliebe grade an disen lezteren Zug, der durchaus als eine Reminiscenz der Schmidetätigkeit an Wodans und seines Gefolges Rossen, sei es im Hügel, sei es auf einzelnem Weltritt, zu betrachten ist. (Vergl. S. 336.) In Schlesien meint man, dasz die vom „Nachtjäger“ in Rossgestalt beschlagenen Selen noch lange Zeit ruhelos umherwandern müsten, bis sie erlöst würden. Je nach Schwere ihrer Sünden würden ihnen zwei, drei oder vier Hufeisen aufgenagelt. Die mit drei Eisen seien schwirig, die mit vieren gar nicht zu erlösen. — Steierischem Aberglauben zufolge müszen lüderliche Dirnen, mit Hufeisen beschlagen, in der Weihnachtszeit den Schlitten des wilden Jägers zum Berge Harkogel faren. Der Schmid, der sie beschlägt, heist „der Strammer“ und trägt stets einen groszen Breithut auf dem Haupte. — Zuweilen mischen sich die hier einschlagenden Vorstellungen auch mit denen der Lenorensage, so z. B. in einem Volksliede aus dem schlesischen Oppalande. Da heist es:

Es ritt ein Jäger wolgemut,
Er trug drei Federn auf seinem Hut.
Er ritt vor eines Sünders Tür,
Ein schönes Mädchen stand dafür . . . .
Er schwang sie zu sich auf das Ross,
Ach weh, ach weh, mein Sammetrock! . . . .
Er ritt vor eines Schmides Tür:
Ach Schmid, steh auf beschlage mir! . . . .
Wie er den ersten Nagel schlug:

*) Der die Pfaffenmägde betreffende Aberglaube besteht merkwürdigerweise sogar in Brasilien: auch hier werden sie zu beschlagenen Pferden.

Ach Schmid, hör auf, 's ist schon genug!
Wie er den zweiten Nagel schlug:
Ach Schmid, hör auf, es ist dein Blut!
Und habet ihr ein Töchterlein,
Last sie nicht bei Verfürern sein!

In den Ostseeländern, namentlich in Mecklenburg, der festen Burg norddeutschen Aberglaubens, ist noch heut die Vorstellung nicht ganz ausgestorben, dasz sich Weiber zur Walpurgisnacht in Pferde verwandeln und zu teuflischen Festen jagen.

Solchem Pseudo-Rosse ging es einstmals schlimm, denn ein Bruder, der Verdacht geschöpft, fing die Stute, just als sie zum Hoftor hinausschlüpfen wollte, listig ein und liesz sie auf der Stelle beschlagen. Als nun der Tag graute, da sah das Dorf sein blaues Wunder; denn die verdächtige Frau war für ewige Zeiten gekennzeichnet und trug an Handflächen und Solen unablösliche schwere Hufeisen.

Aenlich ist eine Geschichte, die Erasmus Franzisci erzält:

Eine Frau adlichen Herkommens (deren Namen bekannt zu machen man nicht gesonnen) hat, als sie neben andren Gabelspostilioninen und Bocksreiterinen auf den Hexentanz ausgefaren, ihres Herrn seinen Reitknecht, indem derselbe im Schlaf gelegen, aufgezäumt und ist also auf ihm davongeritten, wie man auf einem Pferde reitet: angemerkt er, sobald sie ihn aufgezäumt, die Gestalt eines Rosses gewonnen und sie auch aufsizen laszen müszen. Es hat sich aber endlich einstmals unter wärendem Hexentanze der Knecht abgezäumt, und wie seine Frau wider zu ihm kommt, willens ihn heim zu reiten, springt der Reitknecht behende auf sie zu und legt ihr eben den Zaum an, womit sie bishero ihn gezäumt hatte. Worüber sie allsofort zu einer Stuten worden.*) Er nicht faul, sezt sich hurtig drauf, reitet auf disem wunderlichen Pferde nach Hause und zieht es in den Stall. Zu morgens in aller Frühe geht er hin, zeigt seinem Herrn an, er habe eine schöne Stute in den Schoden auf dem Felde bekommen und dieselbe in den Stall gefürt. Als der Herr hingegangen in den Stall, solche Stuten zu besehn, hat er sich über deren Schönheit höchlich verwundert, auch dem Knecht befolen, er solle ihr den Zaum abziehen und ihr ein Futter zu freszen geben. Da nun der Knecht solches getan, ist die Stute augenblicks wider in seines Herrn Frau verwandelt. Worauf sowol die Frau als der Herr dem Knecht hart verboten, von disem Handel was zu sagen, ihn auch mit einem guten Stück Geldes beschenkt haben. Nichtsdestoweniger hat man ihm mit so reicher Vererung das Maul nicht verstopfen können.

Es geschieht auch, dasz Hexen als *Nachtreiterinen* nur wie der „Alp“ auf Menschen oder Rossen reiten, one den Ort zu verändern. Die Mellenthiner Sage erzält, wie solche *Walriderske* einmal gefangen worden, weil der Stallknecht, als ein Pferd unter der *Mart* ächzte, das Astloch der Tür verstopfte, durch welche das Gespenst hereingekommen. Und da's nun „ein Gesez der Teufel und Gespenster, wo sie hineingeschlüpft, da müszen sie hinaus“, so fand man den andern Morgen eins der

*) Ganz änlich lautet eine holsteinsche Sage von einer Predigerfrau (Müllenhof No. 310) und eine niderländische „von dem verwandelten Pferd“. (Wolf. S. 473.)

hübschesten Mädchen des Dorfs nackt auf dem geplagten Pferde sizen.

Eine auszerordentlich grosze Rolle spielt das Behexen der Pferde. — Hans Sachs sagt vom Bauern:

> Wurd' etwan ihm hinkend ein Pferd
> Oder that ihm ein Kuh verseyhen.
> So that ers alls die Truten zeyhen.

An vilen Orten steht es noch heute so. „Mindestens die Hälfte aller Erkrankungsfälle" sagt Spitzer (Teufelsbündler) wird dem bösen Blicke zugeschrieben. Sobald der Grund des Leidens nicht unzweifelhaft offen ligt, hat das Tier entgolten (einen bösen Blick nämlich). Als Gegenmittel gilt das Anspeien des Viehs durch den Betrachtenden; daher Bauern und Viehhändler so lange sie in einem fremden Stalle Vieh besichtigen ihre Speicheldrüsen zur Beruhigung des Eigentümers fortwärend in Tätigkeit erhalten. Die disem Ausspeien zu Grunde ligende Idee scheint derjenigen verwandt, die eine christliche Sekte des 4. Jarhunderts, die Messaliner, bestimmte, das Ausspucken zu einer religiösen Handlung zu machen, weil sich der Mensch so des eingeatmeten Teufels wider entledigen könne." — Wenn dem Bauer widerholt ein Füllen fällt so begräbt er es im Garten und pflanzt dem Leichnam eine Sazweide in's Maul. Der daraus wachsende Baum wird nie eines Zweiges beraubt und soll das Gehöft in Zukunft vor änlicher Behexung bewaren. — Ganz besonders ist ein Pferd dem Behexen ausgesezt, wenn man es in einem fremden Dorfe gekauft hat. Man kann es vor disem Uebel schützen, wen man aus der ersten Hufspur, die das neuerworbene Tier auf der eigenen Feldmark tritt, etwas Erde nimmt und sie rückwärts über die Grenze wirft.*) Hat man das jedoch versäumt und das Pferd wird nachher von Hexen geritten, was leicht daran zu merken ist, dasz es schlecht frist, so werfe man dem Tier einen gesalzenen Häring in's Futter. Das hilft! — Gut ist's auch gegen Hexerei, wenn man beim Anspannen von Zugpferden den einen Strang rechts, den andern links überhakt. Das hindert die Hexe wenigstens, wärend der Fart aufzusizen.

*) (Ueber den segensreichen Einflusz solcher eingeballten Erde vergleiche Seite 372.) Auch die Hufspur selbst ist beim Behexen wesentlich. So schreibt ein Aberglaube vor: „Willst du ein Pferd hinket machen, so nimm des Baums, da der Hagel ein hat geschlagen und mach daraus einen Nagel, oder eines neuen Galgen, oder von einem Messer, das einer Pfaffenkellerin ist gewesen und drück es in den Tritt!"

Zu den Hexensabbathen holt der Teufel nicht selten die Hexe mit einem schwarzen Rosse ab und nimmt sie hinter sich auf die Krupe: zuweilen aber kommen die Rosse, auf denen die Hexen faren, unmittelbar aus dem Boden. Märkischen Sagen zufolge dienen ihnen Kazen*) als Grauschimmel und besondere Vorliebe hegen sie für Böcke**), sowie für die Vögel der Hel, die Elstern, deren niderdeutscher Name *Hestern* schon mit *Hest* = Pferd zusammenklingt. Darum fragt das Volksrätsel:

Was ist swerzer denn ein kol
Und zeltet rehter denn der fol? —
„Die Algester ist swerzer denn ein kol
Und zeltet rehter denn der fol!“

Und darum soll man auch geschoszene Elstern, zu Pulver verbrannt, Fieberkranken eingeben. Denn die Hexe, welche die Siechen reitet, sizt ab, wenn sie die Gegenwart des anderen bevorzugten Reittieres merkt, auf dessen Schwanz sie sonst durch die Lüfte zu jagen pflegt.

Auch der schwarzrote Han, der nach Wöluspa 34, in Hels Sälen singt, kommt als Reittier der Hexen vor, ja sogar andere Menschen als Hexen können einen „Spornhan“ zum Reiten brauchen.***)

Jedermann ist endlich bekannt, dasz Hexen in Ermanglung eines Reittiers auch auf Bänken, Bohnenstangen, Spinnrocken, Kochlöffeln, Strohwischen und Rechen, namentlich aber auf Heu- oder Ofen-Gabeln, Deichseln und Besen vorlieb nemen. Daher ist *Gabel-* oder *Besenreiterin* sovil wie Hexe, und in der Pfalz flucht man *„Reit dich der Deichsel!“* angeblich weil die Hexen auf solchen reiten.

Die Reit-Besen dürften übrigens nichts anderes als der Zauberstab sein, den, nach dem Bericht des Guilelmus Alvernus der Runenzauber in Pferdegestalt verwandeln konnte. Irischen Elfenmärchen zufolge, werden aus Binsen und Halmen

*) (Ueber die Kaze als Reittier vergl. bei den Gefärtinen der Holda Seite 384, und ferner Teil I, die Note Seite 161.)

**) (Ueber den Bock als Reittier vergl. Teil I, Seite 160—162.) Genossinen der Hexen können die Luftfart auf einer dem Bock in den Hintern gesteckten Stange mitmachen.

***) Das ist nämlich ein Han mit verkertem Kamm, kleinen goldenen Sporen, lang herabhängenden Flügeln und neun feuerroten Schwanzfedern. Um Walpurgismitternacht musz dis fatale Tier Sporen und Kamm in reinem Quelle waschen, dabei kann man den Spornhan fangen. Wenn man ihm dann den einen Sporn ausreist und an geweihter Schnur um den Hals hängt, so macht man den Vogel dienstbar und er leistet ganz dasselbe, wie der Greif oder Fausts Wunschmantel oder des Teufels Zauberpferde.

sobald man sie rittlings beschreitet Pferde. Auf **Island** glaubt man an Zauberzäume (Gandreid) die man nur zu schütteln brauche, um aus jedem Stabe oder Knochen sogleich ein Ross zu machen. So finden wir denn hier beim Hexen- und Zauberwesen den alten Liebling unsrer Kinderwelt, das **Steckenpferd als Zauberross***) wider, und in diser mystischen Bedeutung erscheint es gar nicht so selten. Anknüpfend z. B. an die Eigenschaft des Zauberstabes, Grabhügel zu erschlieszen, wird in der Thorstein Bäarmagesaga der Zauberstab aus dem Hügel geworfen, und der Knabe besteigt ihn und reitet ihn als Ross. — In ser drastischer Form tritt das mythologische Steckenpferd in einem altdeutschen Zauberspruche auf, dessen sich Liebende bedienten, um den Gegenstand ihrer Sensucht herbeizuwünschen.

„Zaunstecken, ich wecke dich,
mein Lieb das wollt' ich.
Vil mer ich beger',
als aller Teufel Her.
Rür dich, Zaunstecken,
alle Teufel müszen dich wecken
und hinfüren in das Haus,
Da mein Lieb geht ein und aus.
Du far in die vier Wände,
wo sich mein Lieb hin wende.
Es ist wol aller Ehren wert,
ich send' ihr einen Stock zum Pferd.
Ich rufe her euch alle gleich
bei den drei Nägeln reich,
und bei dem rosenfarbnen Blut,
das aus Gottes Wunden flosz.
Ich gebiet' euch Teufel her,
ihr bringet zu mir mein Lieb her
zwischen Himmel und Erden,
dasz es nicht berür' die Erden;
fürt es ob allen Bäumen her.
Das ist an euch mein Beger,
wie man fürte unsre Frauen gleich,
da sie fur in ihres Kindes Reich.“

(Nimm die Charakteres alle zu dir, blase dreimal auf die Hand, schlage dreimal gegen die Teufel, so mögen sie dir nicht schaden.)

---

*) Menzel eröffnet in seinem „Odin“ in diser Beziehung noch eine ganz seltsame Perspective. Er sagt: Dem Odin wurde auszer dem Sleipnir noch ein zweites Reitpferd beigelegt, „welches die Bewegung der Menschheit in der Zeit oder die Weltgeschichte bedeutet, nämlich die Esche *Yggdrasil*. Odin heist *Yggr* (Schrecken), *Drasill*, Träger oder Pferd, *Yggdrasill*, der Träger, das Pferd des Yggr oder des schrecklichen Gottes, der durch die Weltgeschichte stürmt. Auf dem Sleipnir reitend beherrscht Odin den Raum und was sich darin begibt, auf der Esche reitend die Zeit und ihr ganzes Schicksal bis an's Ende.“ — Uns scheint dise Erklärung mer dunkel als glücklich. Ihr zufolge wäre die Weltgeschichte Odins Steckenpferd, und das gibt denn doch ein gar wunderliches Bild. Wir haben bereits an anderer Stelle (Teil I. S. 230) ausgesprochen, welcher Ansicht über das *Reiten* Odins auf der Esche wir uns anschlieszen.

Hexentänze fanden an bestimmten verrufenen Stellen statt; und zwar hatte der christliche Eifer nicht gesäumt, grade solche Orte zu bezeichnen, welche ursprünglich heilige Opferstätten der Heiden gewesen waren: so z. B. den Blocksberg und den Hörselberg (von *Horsa* = Pferd).*) Da nun das vornemste Opfer der alten Deutschen, wie wir weiter unten näher sehen werden, das Schlachtopfer von Rossen war, so bestanden die Malzeiten der Hexen in der Fantasie der Christen natürlich aus Pferdefleisch, das überdis vom christlich-semitischen Standpunkte aus als unrein bezeichnet wurde, weil das Pferd den Juden als besonders geil galt und dise Geilheit durch den Genusz seines Fleisches auf den Menschen übergehen sollte. Dis schien aber den Hexen grade ganz angemessen**), ja um das Fleisch noch pikanter zu machen, muste es vom Schindanger aufgelesen sein. Zu solcher Speise tranken sie aus Pferdeköpfen und Pferdehufen (vergl. S. 362); die Ueberbleibsel ihrer Malzeit verwandeln sich in Pferdemist, und ihre nahe Verwandschaft mit dem Tode spiegelt sich wider darin, dasz die Geige, auf der ihnen zum Tanze gefidelt wird, wie die des Todes ein Pferdskopf ist. — In westungarischen Sagen kommen der Teufel und seine Gattin zu solchen Hexenfesten wie Wodan und Holda auf Schimmeln geritten, und da Beelzebub sich alle Jar eine neue Frau wält, so musz die abgesezte der neuerkorenen als Zeichen der Herrschaft den Schimmel übergeben.

Die Verbindung von Tod und Teufel, Hexen und Teufel konnte nicht stattfinden, one die Rossgestalt des Todes und der Hexen endlich auf den Teufel selbst zu übertragen, der ja so häufig auch an des ebenfalls ursprünglich rossegestaltigen Wodans Stelle trat; und wenn diser Prozesz auch nicht vollständig durchgefürt wurde, so spukt das eigentlich Teuflische doch in so vil Sagen von schwarzen Rossen, verhexten Schmiden u. dgl. m. hinein, dasz die Grenze ser schwer zu bestimmen ist, wo Tod und Hexe aufhören und der eigentlich Gottseibeiuns beginnt, welchen niderösterreichische Sagen, der Hel gleich, auf dreibeinigem Pferde reiten laszen. Dasz diser Satan oft ein recht „dummer Teufel" ist, zeigt schon eine früher (Seite 87) erzälte

*) (Ueber die Namen solcher Pferde-Berge vergl. Teil I, Seite 199—216.)

**) (Ueber den Genusz des Rossfleisches vergl. Teil I, Seite 188 und unten: Ross und Reiter im religiösen Leben. „Rossopfer".)

Anekdote, der zufolge ihn ein Schimmel überlistet, und klug erscheint er auch keineswegs in der steierischen Sage, welche berichtet, wie denn eigentlich der Teufel zum Pferdefusz gekommen sei:

Ein Bauer aus Schileiten hatte sich in der Not dem Bösen verschrieben. Als nun die Zeit verstrichen war, wuste er den Teufel unter eine Windmüle zu bringen. Die schlug ihn ganz schief, und die Windpracker (Mülenflügel) haben ihm die linke „Hacksen" abgehauen. Seit der Zeit musz der Teufel hinken. Es ist aber von ungefär ein Ross dahergekommen, dessen Hackse sich der Teufel angesezt hat, und daher sein Pferdefusz.

Seitdem sind Teufel und Pferdefusz so ganz untrennbar von einander, dasz Mephistofeles ja selber sagt:

„Der Pferdefusz, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden,
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden."

III. Hauptabschnitt.

Ross und Reiter in Kultus und Recht.

1.

Ross und Reiter im religiösen Leben.

Das Ross im Kultus.

Es bleibt nun noch übrig einen Blick auf den Kultus der Germanen zu werfen, in sofern er in Beziehung zum Rosse steht. Und da offenbart sich eine doppelte Stellung des Pferdes: erstens wurden heilige Rosse zum Gebrauche der Orakel in besonderen Hainen gehegt und zweitens wurden Pferde geopfert.

Im 10. Kapitel seiner „Germania“ berichtet Tacitus, dasz es den norddeutschen Volksstämmen eigentümlich sei, durch **Pferdeorakel** die Zukunft zu erforschen. Weisze Rosse würden, von irdischer Arbeit unberürt, in heiligen Hainen gezüchtet und gehegt. Von den Priestern und des Gaues Oberhaupt geleitet, spanne man von Zeit zu Zeit die Rosse vor einen Wagen der Gottheit und deute aus ihrem Wihern und Schnauben das Zukünftige. — Was die weissagerische Begabung des Rosses betrifft, so haben wir die elementare Begründung derselben bei den Sonnen- und Gewitterrossen eingehend und ausfürlich besprochen.*) Wir haben dort auch einige Beispiele angefürt, in welcher Weise sowol aus dem Gewiher, als aus dem Angang, aus der Bewegung der Oren wie aus dem Huf-

*) (Vergleiche Seite 259, 267—272 und bezüglich der Weissagung durch Hufschlag auch Seite 363.)

schlage in den manigfachsten Formen geweissagt wurde, und dabei haben wir zugleich die durchgängige Verbreitung der hier einschlagenden Vorstellungen bei allen arischen Völkern angedeutet. Höchst änlich finden sich dieselben besonders bei den Persern, und da ist hier vornemlich an die bekannte Erzälung Herodots zu erinnern, derzufolge die siben Fürsten, aus welchen nach Bardjas Tode der neue Groszkönig gekürt werden sollte, in der Frühe zusammenkamen, um denjenigen, dessen Pferd zuerst wihern würde, die Krone zu verleihen. Man weisz, durch welche List Darius das Wihern seines Hengstes erzilte; gemeint aber war von den Achämeniden die Orakelstimme des der Sonne heiligen Tieres, das dem aufgehenden Mitra entgegen wihert.*)

Die Pferde, welche zum Zweck der Weissagung in Deutschland und Skandinavien gehalten wurden, scheinen ebenfalls vorzüglich dem allesschauenden Sonnengotte, dem Frey geheiligt gewesen zu sein. — Von einem groszen ihm geweihten **Rossehain** gibt die Sage von König Olaf Kunde. Diser war Christ geworden. Als er hörte, dasz die Drontheimer wider in's Heidentum zurückgefallen seien, eilte er zu ihnen, bestig vor ihren Augen im heiligen Hain des Frey dessen geweihten Hengst, liesz seine Ritter auf die Stuten sizen und ritt mit ihnen zum Tempel, wo er des Gottes Bildnis zerschlug. Er bekerte damit die Drontheimer auf's neue in derselben drastischen Weise, die seinerzeit der streitbare Bischof Buko von Halberstadt anwandte, als er auf dem heiligen Rosse von Redra heimritt in seine Diözese. (Buckardus Halberstatensis, episcopus Luiticiorum, provinciam ingressus incedit, vastavit, avectoque equo, quem pro Deo in rheda colebant, super eum sedens in Saxoniam rediit. — Chronica Augustensis.)

Bei Windbergen soll ein dem *Hesus***) geheiligter Hain gestanden haben, an einem Orte, der noch jezt *Heseholt* heist. Dort sollen dem Gotte zwei weisze Pferde, ein junges und ein altes ernärt worden sein, die Niemand besteigen durfte. Ihr Gewiher und ihre Sprünge deutete man als gute und böse Zeichen. Nach

*) Schauplaz diser Begebenheit war mutmaszlich das wegen seiner Rosseweiden hochberümte Nisaja, woselbst es nach Diodor mer als 150.000 durch ihre Schönheit ausgezeichnete Rosse gab.

**) *Hesus* heist Pferd (*Hess*), grade wie *Phol* = Folen (vergl. Seite 393). Villeicht ruht in disem Rossnamen die Bestätigung der vermuteten Identität von Fro und Balder in Deutschland.

Anderen hielt man hier sogar 20—30 heilige Pferde und weissagte, indem man sie langsam über Stäbe springen liesz.

Mäne und Schweif solcher geweihten Rosse wurden mit Goldfäden durchflochten, mit Silberbändern umwunden. Hare, die sich dabei lösten, wurden hochgehalten und sorgsam aufbewart.*) Auch wegen des Goldschmuckes hieszen die Pferde zuweilen: *Gulltoppr* (Goldschweif) oder *Silfrintoppr* (Silberzopf). Andere häufig vorkommende Namen sind *Gyllir* (Golden) und *Gler* (glänzend). Aus disen Bezeichnungen geht zugleich hervor, dasz es sich um lichtfarbige Pferde, um Sonnenrosse, gewisz meist um Schimmel, handelte. — Was die Ernärung der heiligen Rosse betrifft, so scheint dieselbe wärend des Sommers dadurch gesichert gewesen zu sein, dasz auszer ihnen keine anderen Tiere im Haine geduldet wurden. Ob sie im Winter eingestallt wurden steht dahin; warscheinlich blieben sie aber im Walde und wurden nur durch Heufütterung unterstüzt. Wachter meint: „Wenn der Priester sie an den heiligen Wagen spannen wollte, so trieb er sie vermutlich in eine Umzäumung, um sie zu fangen. Doch können sie auch wie die Pferde der Colonisten in Brasilien gewönt gewesen sein, welche beständig auf der Weide gehalten werden, aber jeden Tag bei dem Herrn erscheinen, um einige Maisstengel in Empfang zu nemen. Aenlich könnten auch die Priester der Deutschen durch eine Lockspeise die heiligen Pferde gewönt haben, sich zu einer bestimmten Zeit des Tages freiwillig bei ihnen einzustellen.“

Noch heutzutage scheint das Andenken an solche heiligen Rossehaine erhalten in der ser häufig vorkommenden Bezeichnung *Rosswald* sowol für Ortschaften, als für Wälder. (Vergl. Teil I. S. 199. ff.) Auch die nicht seltene Benennung „heiliges Holz“, „Heilinghölzl“ mant an derartige Kultusstätten. Oft knüpfen sich auch noch bedeutsame Sagen an dise Oertlichkeiten. So sollen in den Eichenhagen des Dürlings (bei Westheim in Mittel-

*) Dise Hochhaltung des Rosshars begegnet bei allen pferdeliebenden Völkern. „Ere sizt in der Rosse Mänen!“ ist ein Ausspruch Mohammads, und es ist bekannt, welche hohe Bedeutung in der Türkei dem Rossschweif als Abzeichen vornemer Würde zukommt. — Dasz die christliche Kirche auch gegen germanische Vererung oder vilmer Hochhaltung der Rossemänen aufgetreten ist, scheint daraus hervorzugehen, dasz im späteren Mittelalter und noch zu Shakespeares Zeiten der Aberglaube vorkommt, Pferdehar in Mistwasser gelegt, verwandle sich in giftiges Gewürm. Darum heist es in „Antonius und Kleopatra“ (Act I. Sc. 2):

„Viles gärt,
Was, gleich dem Rosshar erst das Leben hat,
Noch nicht das Gift der Schlange! —“

franken) um die dort vilfach vorkommenden Heidengräber nächtens weisze gespenstische Rosse weiden, in denen wol die heiligen Schimmel des altvererten Eichenhags wider zu erkennen sind.

Auch preuszische und slawische Gebräuche werfen Licht auf dise Kultusverhältnisse. Petrus Duisburg sagt: „Prussorum aliqui equos nigros, quidam albi coloris, propter Deos suos non audebant aliquater equitare.“ — Saxo-Grammaticus berichtet von Swantewit, der, wie schon früher bemerkt, völlig unsrem Odhin-Frey entsprach: „Huic idolo equi pascebantur, inter quos unus candidus, in quam nemo nisi summus sacerdos ascendebat.“ Also auch hier wurden dem Lichtgotte geweihte Rosse gehalten, von denen das eine, der glänzendste Schimmel nur vom Oberpriester bestiegen werden durfte. — Aenliches meldet Dietmar von Merseburg von den Wilzen. Dise hielten ein heiliges weiszes Ross, das nachts von der Gottheit selbst geritten wurde. Um Orakel befragten sie den Schimmel indem sie ihn über zwei in den Boden gesteckte und gekreuzte Spere fürten. Wenn die Deutung glücklich sein sollte, so muste er jedesmal mit dem rechten Fusze zuerst vorschreiten. — Diser Gleichartigkeit des Kultus entsprechend, manen, wie unter den deutschen auch unter den slavischen Ortschaften manche Bezeichnungen an die alten Rosshaine des Licht- und Kriegsgottes. So *Dierhagen* (Tierhain) bei Suante Wustro (heilige Insel, das jezige „Fischland“) wo noch heut die Spuren des alten Tempelwalls erkennbar sind. Hügel, welche „ein Rise mit seinem Schimmel in einer Nacht zusammengefaren“ haben soll. Es bestätigt die Bedeutung Dierhagens als heiliger Rossehain, wenn man erwägt, dasz daselbst noch im späten Mittelalter, ja noch in der Neuzeit ein Gestüt bestand, welches in änlich altertümlicher Art eingerichtet war, wie das der Sennerhaide in Westfalen (vgl. Teil III.) — Ganz genau der deutschen Benennung „Dierhagen“ entspricht aber das slawische Wort: *Schwerin*, *Zuerin* d. i. „Tiergarten.“ Und wenn man bedenkt, dasz nahe der heutigen Residenzstadt dises Namens ein Ort *Osdorf*, im Mittelalter *Orsedorf* (d. i. *Rossdorf*), grade an der Stelle ligt, auf welcher die Tempelburg der Obotriten stand, so wird die Vermutung Beyers („die wendischen Schwerine“), dasz die Schwerine ehemalige Rossehaine seien, fast zur Gewiszheit erhoben, um so mer, als bei einer namhaften Anzal sobenannter Ortschaften Tempelwälle und Schimmelreiter nachgewiesen werden können. — So wird das nahe verwandte slavische Heidentum hier in glücklichster Weise zur

Erläuterung und Bestätigung der gleichartigen germanischen Verhältnisze herangezogen werden können.

Der Glaube an die Zuverläszigkeit der Pferdeorakel hat ser tief im germanischen Gemüt gewurzelt. Die Weissagung durch Gewiher wird merfach constatirt. Das Wihern der Hengste beim Kriegsausbruch galt als Sigesvorbedeutung. „Equos hinnitu alacriore et ferociore fremitu victoriam ominari etiam nunc militibus persuasum est.“ (Demster. Antiq. Rom.) Wenn man Weihmitternachts auf Scheidewegen Rossgewiher hört, so steht zum Frühjare ein Krieg bevor. — Was den Glauben vom **Angange** betrifft, dessen Formen wir bereits früher (Seite 271 und 363) erläutert, so haben wir bestimmte Nachricht von seinem Bestehen bei den Cheruskern. Er wird indessen bei den anderen Stämmen nicht minder gegolten haben; für die Longobarden wenigstens beweist es eine schöne Sage von König Alboin. Als diser Fürst 572 nach dreijäriger Umlagerung Pavia einnam, hatte er der Stadt Vernichtung geschworen. Aber sein Ross strauchelte beim Einritt, und ob solchen „Angangs“ brach er sein böses Gelübde:

„So mag der Wind verwehen, was ich zuerst beschlosz:
Ich will verzeihn. Erhebe dich hoch, mein edles Ross!“
Auf stand das Ross und milder ritt er zum Tor hinein;
Statt Weheklang empfing ihn Gejauchz und Jubelschrein.

Auch in der Haltung des Rosses erkannte man bedeutsamen Angang. Noch heute beobachten die Esthen, wenn der Beichtvater einen Schwerkranken besucht, genau die Haltung seines Pferdes. Geht es mit gesenktem Kopf, so verzweifelt man an der Widergenesung des Kranken. — Und wie die Haltung, so gilt auch das gesammte Verhalten als profetisch. In der „Grettis-Saga“ erzält Asmund, er habe eine falbe Stute, die Keingála heisze, welche mit voller Sicherheit dadurch Unwetter verkünde, dasz sie sich weigere, „auf die Erde zu gehen,“ d. h. im Freien zu weiden. — Vorstellungen von solcher Macht verwischen sich nicht leicht, und daher hatten die fränkischen Kirchenversammlungen eifrig gegen Zeichendeutungen von Pferden zu predigen. Zur Zeit des dreiszigjärigen Krieges herrschte der halb scherzhafte Glaube, ein Pferd strauchele, wenn der Reiter einer Hure begegne*), noch in unserm Jarhundert deuteten die mit Napoleon nach Ruszland ziehenden Reiterhere sich traurige Zukunft

*) Vergleiche Zincgraf (Straszburg 1639) Seite 330 und des Waldis „Esop“ Buch IV, Fabel 59: „Von einem Gesellen vnd einer Frawen“.

aus dem Benemen ihrer Pferde. Denn wenn sie früher zu Felde zogen, so hatten die Rosse gewihert, so oft sie aus dem Stalle gezogen wurden; dismal hingen sie traurig die Köpfe. Und Napoleon selbst soll geschaudert haben, als er, die Njemenbrücken zum verhängnisvollen Uebergang besichtigend, plözlich von seinem bäumenden Ross in den Ufersand geworfen ward.*)

Die grosze Bedeutung des Angangs muste leicht zu der Vorstellung füren, dasz es segensreich sei, bei Kriegsauszug, wie bei Niderlaszung oder bei Gründung von Tempeln und anderen bedeutungsvollen Unternemungen dem Vortritt heiliger Rosse zu folgen. — Die „Islands Landnámabók" erzält, dasz Grimrs Son angewisen wird, zu wonen und Land zu nemen, wo Skálm, seines Vaters Stute, sich legen werde. Da ging Skálm einen ganzen Sommer, den folgenden Winter und wider in den Sommer hinein, one sich jemals zu legen. Endlich aber legte sie sich im Süden und da nam Thorir, Grimrs Son, Land von der Grupá bis zur Kalldá. — Wenn man liest, dasz die der Sonne geweihten Pferde bei den Persern stets die Züge ihrer Here begleiteten, so wird es ser warscheinlich, dasz auch *Hengist* und *Horsa*, die Urenkel Wodans, nicht wirkliche Herfürer gewesen seien, sondern dasz ihre Namen die heiligen Rosse bezeichnen, welche den Kriegszug der Angelsachsen eröffneten. Schritt doch noch im 15. Jarhundert beim Constanzer Concil dem Papste ein weiszes Ross mit einer Glocke am Halse als Träger des allerheiligsten Sakramentes voraus.

Aber noch vil entschidener als in solchen allgemeinen Ceremonialformen übertrug sich die Vorstellung heiliger Rosse und zwar grade in Bezug auf die heidnische Bedeutung des Angangs in das Christentum. Bei Besprechung der typischen Rossformen haben wir bereits erwänt, dasz im Mittelalter die **„weisenden Rosse"** auch Stätten zur Gründung von Kirchen an-

---

*) An einem Turm des Minnebrüderklosters zu Augsburg ist eine änliche Geschichte im Gemälde dargestellt, wie nämlich:

Als aus dem Land Italia
Das leztmal zog der Attila
Nach Haus mit seinem ganzen Her,
Ist ihm damals ohn all's Gefähr,
Als er wollt über den Lech sezen
Bei Augsburg sich seins Leids ergötzen,
Begegnet auf eim stolzen Ross
Ein rasend Weib, unsinnig grosz,
Die mit gar erschrecklicher Stimm
Dreimal die Worte zuschrie ihm:
„O du mein lieber Attila
Weich hinter dich zurück allda!"
Das hielt nun, nach Laut der Geschicht,
Für ein bös Zeichen männiglich. —

Dise Begegnung ist jedoch nicht eigentlich als „Angang" zu betrachten; vilmer läst sich in dem „unsinnig groszen Weibe" wol die Todesgöttin Hel nicht verkennen, die hier dem Bösen selbst als Todesboten erscheint, wie ja auch sonst todverkündende Reiter (vergl. Seite 400) nichts Seltenes in deutscher Sage sind.

wiesen. Dergleichen scheint namentlich in den Elbherzogtümern häufig vorgekommen zu sein.

Als das Gotteshaus zu Delve in Norderdithmarschen gebaut werden sollte, kam man überein, man wolle ein Marienbild auf eine bunte Stute binden und wo man dise am andern Morgen fände, da solle sich die Kirche erheben. Das Pferd stand zur bestimmten Stunde in einem Dornbusch. Der wurde mit groszer Mühe fortgeschafft und an seiner Stelle erbaute man die Kirche: „Unse leve Fru up dem Perde“.

Ebenso sind auch in anderen dithmarsischen Orten Schimmel die weisenden Tiere gewesen, deren Benemen den Kirchbauplaz bestimmte: so zu Immenstede, Tellingstede wie zu Jevenstede bei Rendsburg; und analoge Sagen finden sich noch in manchen anderen Gauen.*) — Als die Kirche zu Neunkirchen gebaut wurde, sah man jede Nacht ein weiszes Ross den Bauplaz umkreisen und fand sogar morgens im tauigen Grase die Spur. — Villeicht deuten dise Züge auf einen älteren Brauch zurück, dem zufolge die Rosse sich die Weidestätte ihres heiligen Haines selbst wälen und den Priestern weisen mochten.

Umritt und Wettritt.

Nahe verwandt der Auffindung und Bezeichnung heiliger Stätten durch weisende Rosse ist das **Umreiten eines Heiligtums** ein uralter Kultusbrauch, der mutmaszlich in seinen lezten Bezügen zur Idee des Sonnenrosses zurückfürt.

Wir sind schon oben bei Besprechung der Georgs- und Stefansfeier dem Umreiten der Kirchen und Fluren, bei Schilderung der Maifeste dem Umreiten des Maibaums, des Maifeuers wie der Gemarkungen begegnet**); auch das Umreiten der Johannisfeuer haben wir bereits erwänt, und so seien hier nur einige noch nicht mitgeteilte Bräuche und Sagen gleicher Art ergänzend aufgefürt: — Zu Wien wurde seit unvordenklichen Zeiten das Sonnwendfeuer von Bürgermeister und Ratsherren umritten. — Die steierische Sage erzält von heiligen, endlich im Feuer emporgelohten Bäumen, welche von ihrem Schuzgeist in Gestalt

*) Eine eigentümliche Perspective eröffnet sich, wenn man mit disen germanischen Zügen die alte punische Sage vergleicht, der zufolge die tyrischen Auswanderer Karthagos Gründung beschloszen, als sie bei zufälligem Graben auf afrikanischem Boden auf einen Pferdeschädel stieszen.

**) (Vergl. besonders S. 309. 313, 318, 389 und auch das brandstillende Umreiten S. 378.)

eines weiszen Rosses umkreist wurden. — Aus grauer Vorzeit datirt das Usterreiten an sächsisch-böhmischer Grenze. Da versammeln sich vor Aufgang der Ostersonne die Bauern und Knechte auf dem „Kirchangel“ zu Pferde. Unter Trompetengeschmetter und Böllerknall ziehen sie beim Aufflammen des ersten Morgenstrals zunächst dreimal um die Kirche, dann durch's Dorf, sammeln Gaben und schlieszen die Feier mit abermaligem Umreiten der heiligen Stätte. — An anderen Orten hat sich dis Umreiten noch entschidener christianisirt, so in dem bei Weingart in Oberschwaben stattfindenden sogenannten Blutritt. Die dortige Abtei besizt nämlich einen Teil des Blutes, das Christus bei dem Lanzenstiche des Longinus vergosz, und das Gefäsz mit disem Blute hochhaltend umreitet ein Geistlicher auf schönem Schimmel an jedem 31. Mai die Gemarkungen der die Abtei umgebenden Ortschaften, um die Aecker zu weihen und den Rossen Segen zu bringen. — Ganz besonders eigentümlich erscheint es endlich, dasz auch die Halloren zu Halle ihr bestes Gut, die Salzbrunnen, feierlich auf einem weiszen Rosse zu umreiten pflegen, das ihnen bis heutzutage der Landesherr aus seinem Marstall für jenen uralten Brauch gelegentlich der Huldigung herkömmlich überlifern läst.*)

Wenn nun alle dise Gebräuche auf alte Kultusformen deuten und wenn man bedenkt, dasz Verträge und Rechtsübertragungen meist mit gottesdienstlichen Feiern verbunden wurden, so kann es nicht befremden, das Weisen der Pferde auch auf allgemeinere öffentliche und feierliche Handlungen ausgedent zu finden.

Bei den Chatten, den „blinden Hessen“, wurden blinde Pferde verwendet, um neue Gränzen abzulaufen, deren Richtung streitig war. In westfälischen Orten wurde die Ausdenung des Dingplazes für das Gaugericht durch ein Pferd bestimmt. Denn es heist bei Nunning monum. monast.: „De gogrefe mag kommen selfderde und sin

*) Dises Rossgeschenk (vergl. unten „Ross und Reiter bei Bestattungen“ und Teil III, Mittelalter. „Ross und Reiter im Volksleben.“ Rechtliche Verhältnisze.) fürt die Sage auf Karl den Groszen zurück, der den Halloren, als den besten seiner Krieger, das Pferd, welches er selbst im Kriege geritten, geschenkt und verordnet habe, dasz jeder seiner Nachfolger den Halloren bei der Huldigung ein Ross mit königlichem Sattelzeug geben solle, welches er selbst geritten habe. Dis ist nun sechsunddreiszigmal geschehen, denn von Karl d. Gr. an sind bisher fünfunddreiszig Kaiser und Könige gefolgt; von Fridrich Wilhelm III. haben die Halloren aber zweimal, vor und nach der Franzosenzeit, ein Pferd erhalten.

gericht spannen und sin perd binden an den schwerdpael vor dem Gerichtsstoel, und so werre dat perd ummegan mag mit der haltern gebunden an den pael, so werre mag de warf gaen und staen vor gericht".

In beiden genannten Fällen sind es Gränzfeststellungen, die durch das Pferd geschehen und zwar ganz im Karakter der Anweisung und Auffindung von Kultusstätten. Diser Art der Gränzfeststellung aber verbindet sich überaus häufig eine dem vorhin geschilderten Umreiten der Heiligtümer höchst änliche rechtliche Erwerbsform, nämlich die uralte Bestimmung der **Circuition.** An dise Rechtsform, welche zwar auch schreitend und farend, ganz vorzugsweise jedoch zu Rosse vorgenommen wurde, schliest sich dann wider eine fast noch bis zur nächsten Gegenwart fortwuchernde Sagenreihe von Gränzfeststellungen durch Umreiten von geschenkten Ländereien an, die wir auch wegen ihres reichen mythologischen Gehaltes etwas näher in's Auge faszen müszen.*)

Chlodowig schenkte dem heiligen Remigius sovil Land, als er wärend des Königs Mittagsschlaf umreiten konnte. — Waldemar der Däne begabte 1205 den heiligen Andreas mit sovil Grund und Boden, als er auf einem neun Nächte alten Füllen umreiten mochte, indes der König badete.**) Und der Heilige ritt so scharf, dasz die Hofleute bestürzt zum Könige eilten und ihn baten, das Bad zu verlaszen, damit ihm nicht das ganze Land umritten werde.

Von Karl dem Groszen gibt es merere dergleichen Sagen. Die eine erzält, wie er auf der Jagd von einem Hirsche verwundet worden, da sei ihm von der heiligen Lufthildis durch Berürung mit ihrer Spindel Heilung gekommen, er aber habe ihr dafür mit sovil Land gelont, als sie wärend seines Schlummers mit der Spindel umrizen könne.

---

*) (Vergl. auch das Rosshaupt und das Hufeisen als Gränzsymbol Seite 256 und 363.)

**) Ganz in derselben Weise, nur nicht auf wirklichem Pferde, sondern auf dem „Ross Gottes", dem Esel, erreitet sich St. Florentius ein Gebiet vom badenden König Dagobert; und in eng verwandter Form wird, wie schon bemerkt, Land auch durch Umschreiten und Umackern gewonnen. Nahe steht ferner die sagenhafte Bestimmung, dasz sovil Land erworben werden solle, als ein gewiszes Masz von Erde oder Samen oder die Haut eines Tieres auf dem Felde bedecken könne; und auch hier felt es nicht an einer das Ross betreffenden Beziehung. Mit den Riemen einer Pferdshaut umspannte Iwar, Ragnar Lodbraks Son, den Boden, welchen ihm König Elle in England abgetreten, und in dem so gewonnenen Raum gründete er London.

Da sasz zu Ross Lufthildis und liesz
Die Spindel hinter sich schleifen.
Den leuchten Zelter die Ferse stiesz,
Um weiteste Flur zu umgreifen;
So grosz war der Raum, den die Spindel umpflügte,
Dasz er wol städtischem Weichbild genügte.

Da gab ihr der Kaiser zum Klosterbau
Den Berg mit Wäldern und Wisen.
Da wonte die hohe, die herrliche Frau,
Vom Volke verert und gepriesen.
In „Lüftelberg", das die Spindel errungen,
Wird heute der Heiligen Lob noch gesungen.

Betrachtet man die Attribute der in diser Sage beteiligten Gestalten, so erkennt man in ihnen leicht einen alten Jaresmythus. Karl scheint, wie so oft, an die Stelle Wodans getreten zu sein. Ihn, den Gott des Himmels und des Jars, verwundet der Winter; denn dessen Abbild ist der Hirsch. *Lufthildis*, d. h. „Luftstreiterin", hier wol eine Vertretung der Frühjarsstürme, heilt ihn mit ihrer Spindel, welche von Alters her (man braucht nur an Omphale und Delila zu erinnern) ein Attribut der Sonnenjungfrauen ist. Das Ross, auf dem sie nachher reitet, ist natürlich die Sonne selbst, von der schon Bürgers Abt von St. Gallen mit Fug und Recht behauptet, dasz

Wenn man zugleich mit ihr sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So läst sich's vortrefflich berechnen und sagen,
Wie bald man zu Rosse die Welt mag umjagen.

Eine andere hiehergehörige und auf den groszen Karl bezogene Sage knüpft an das Dorf Arnoldsweiler auf der Bürge an.

Der heilige Arnold war Sänger und Harfenspieler an Karl des Groszen Hof und der einzige von allen Dienern, der den greisen Helden nach dem Tode der schönen Kaiserin Fastrada erheitern und ihm ein glückliches Lächeln abgewinnen konnte. Und um ihm dise holde Kunst zu lonen, versprach der Kaiser ihm die unbedingte Gewärung einer Bitte. Aber Arnold bat nichts für sich selbst; ihn jammerten die armen Waldansidler in der Bürge, und er erflehte für sie sovil Wald zum Eigentum, als er umreiten könne, wärend der Kaiser zu Tafel sasz. Der Kaiser schüttelte den Kopf ob der allzu bescheidenen Bitte. Indes

Das war ein eitles Sorgen;
Es stand im weiten Raum
Mit Rossen schon am Morgen
Umstellt des Waldes Saum.
Ihm hielt je ein Genosse
Ein Ross von Rast zu Rast;
Von Rosse schwang zu Rosse
Der Sänger sich in Hast.

So umjagte er denn einen Forst, der eine Tagereise an Umfang hatte und zwanzig Orte einschlosz. Mit dem Schwerte hatte er an den Waldecken Warzeichen gehauen und schenkte nun den Wald jenen armen Ansidlern, die sich zum Teil noch heutzutage in seinem Besiz befinden und järlich eine Menge Wachs auf dem Altar des Heiligen in Arnoldsweiler opfern, wo das Steinbild

des Sängers in romanisch-fränkischer Kleidung, die Harfe in der Hand, ernst und schlicht auf seinem Sarkophage ruht.*)

Von Karls des Groszen Son, dem frommen Ludwig, erwarb der Sage nach Heinrich der Welf sovil Land, als er mit einem Pfluge zur Mittagszeit umwandeln konnte.

Heinrich liesz sich einen goldenen Pflug schmiden, den er unter dem Kleide verbarg, stellte Pferde aus und umjagte bei Ravensburg ein groszes Gebiet, das noch vil bedeutender gewesen wäre, wenn er nicht zulezt, als er einen Berg übetreiten wollte, an ein bös Mutterpferd gekommen wäre, das gar nicht zu bezwingen war, so dasz er nicht zu Sattel kam. „Daher der Berg davon *Märhenberg* heist bis auf den heutigen Tag und die Ravensburger Herren das Recht behaupten, dasz sie nicht genötigt werden können, Stuten zu besteigen." (Grimm, deutsche Sagen No. 525.)

Nun soll von Ravensberg kein Herr
Als nur in höchster Not
Ein Mutterpferd gebrauchen je,
Sonst treff ihn jäher Tod!

heist es in Goedeckes etwas willkürlicher Umdichtung der Sage. — Mit ganz derselben List wie Heinrich erwarb übrigens Gertrud von Rochenstain das Gebiet zur Anlage des Klosters Wettenhausen und zwar ebenfalls als Reiterin. (Grimm, deutsche Sagen No. 532.)

Wenn dise Sagen unmittelbaren Erwerbs durch Umreiten auf einen Rechtsbrauch zurückdeuten, der schon ser früh ausgestorben sein musz, da seiner nicht nur in keiner Gesezsammlung, sondern auch in keinem Weistum Erwänung geschieht, der aber sicherlich uralt und auch bei nichtgermanischen Völkern**) heimisch war, so erscheint das Umreiten als Symbol auch noch in historischer Zeit.

Erstes Geschäft jedes germanischen Königs war die Umreitung oder Bereitung seines Landes, durch welche feierliche Lustration er es gewiszermaszen wie der Erwerber eines Grundstückes in förmlichen Besiz nam. Kaum ist Konrad der Salier gewält und geweiht, so berichtet Wippo, sein Lebensbeschreiber: „de itinere regni per regna." In altschwedischen Gesezen heist diser Ritt, der der Sonne entgegen, von Norden nach Süden stattfand: „Bereitung der Erichsstrasze".

*) Gradeso erwirbt nach brandenburgischer Sage ein Dorfschulze vom Markgrafen Wald, wärend diser sich mit seiner Frau belustigt. — Hieher gehörig ist auch die Sage von der „Wette um's Gardelegner Tor". Dis muste den Herren von Alvensleben ständig offen sein. Da wettete einst ihr Haupt: die Gardelegener könnten das Tor nicht vermauern, wärend er um die Stadt jage; vermöchten sie's, so wolle er sein Oeffnungsrecht verlieren. Das geschah denn auch, da er kurz vor dem Ziele mit dem Pferde fiel.

**) Herodot berichtet, die Skythen hätten dem Goldwächter so vil Land gegeben, als er in einem Tage zu Pferde umreiten gekonnt. — Mohamad belehnt einen Held türkischer Romanzen mit so vil makedonischem Boden, als er wärend eines Tages umreiten konnte.

Läst sich hier schon ein mythologisches Moment verspüren, so offenbart sich dis ganz deutlich und zwar mit unverkennbarer Beziehung auf Wodan bei den wunderbaren Bestimmungen, die für eine Reihe deutscher feierlicher Handlungen, namentlich für den Umritt des Jülicher Markgrafen festgestellt waren. Da heist es:

„Item so soll der markgrave von Gulich uf einem einägig weiszpert sitzen, dat soll hawen: einen basten sadel und einen linden zoim und he soll hawen zweie hagendorn sporen und einen weiszen Staf*) und soll reiten dar die Ruire springet, wons ausz dair sei in die Masz velt, also verre als he met einem henxt reiden mag und vort mit einer geleien schieszen mag."

Auch in dem Gebrauch der Landgrafen von Türingen, ihr Land durch einen Ritt in der ganzen Länge des berümten *„Rennsteigs"* in Besiz zu nemen, scheint ein Abglanz diser Form der Besizergreifung bis in die späte Zeit des Mittelalters überbliben zu sein, allmälig aber Abwandlung erfaren zu haben, so dasz aus der ursprünglichen Besizergreifung durch Umritt vilmer eine Besiz-Bestätigung d. h. eine Grenzcontrole durch Umritt ward. In disem Sinne schildert J. V. Scheffel in seiner herrlichen „Frau Aventiure" den Rennstig-Ritt:

Wir trabten aus, getreue Waldespfleger,
Die Henneberger, die des Abts von Fuld
Und and're mer, bestand'ne Meisterjäger,
Wie sie berief verschiedner Landherrn Huld.
Auf Bergesscheiteln läuft ein alt Geleise,
Oft ganz bedeckt vom Farrnkrautüberschwang;
Schickt sich der Storch zum siebtenmal zur Reise,
So nent sich dort der Nachbarn Grenzbegang:
  In Forst und Jagd gilt's Zweiungen zu einen
  Und neu die Mark zu zeichnen und zu steinen.

In dem gleichen Sinne einer Besizbestätigung kommt auch heutzutage noch der Grenzumritt in Mittelfranken vor. Ihn beschliest die Gemeinde, one an einen bestimmten Tag gebunden zu sein, in Zwischenräumen mererer Jare, gewönlich zu einer Zeit, wo die Felder frei sind. Unter Glockenschall versammeln sich morgens die Gemeindegenoszen zu Pferde vor dem Tor, wo der Pfarrer, gleichfalls „hoch zu Rosse", ihrer wartet, ihnen den Segen erteilt und dann, den Gemeindevorsteher zur Seite, den Umritt beginnt. Ihm folgen zunächst die „Sibner"

*) Dis Kostüm erscheint auch sonst bei feierlichen Gelegenheiten. (Vergl „Ross und Reiter im Recht". Fronboten.) Eine häufig widerkerende Formel in alten Weistümern und Rechten knüpft sicherlich ebenfalls hier an. Sie lautet: *„inriten als ein gewaltiger Herre"*. So soll zum Beispiel nach Rheingauer Landrecht des Bischofs Amtmann, wenn er kommt, Gericht zu halten, „inriten als ein gewaltiger Herre und legen den Zaum sines Pferdes zwischen sine bein". (Also in vollster Würde und Ruhe.)

oder „Steiner“, nämlich das „Grenzgericht“, welches aus siben Alten besteht, die genau mit der Flurgrenze vertraut sind. Ihnen schlieszen sich die berittenen Bauern an und endlich folgt die Jugend. An jedem Markstein macht man Halt und wirft ein kleines Geldstück nebst einigen Nüszen aus, welches die flinksten Buben zu erhaschen suchen. Aber an den glücklichen Gewinner tritt ein Abgeseszener der Sibener heran und versezt ihm eine handfeste Maulschelle mit dem Rufe: „Merk Dir's!“ — Nachdem diser Auftritt sich an allen Marksteinen widerholt hat, folgt ein Wettritt der Burschen um einen Hut, also um Wodans altes Zeichen.

An einigen Orten Frankens hat übrigens der Umritt mer und mer den Karakter einer kirchlichen Prozession angenommen. In Eichstädt z. B. ist er zu einem an jedem Pfingstmontag widerholten Bittgang um die Felder der Stadtgemarkung geworden, bei dem man eine gesegnete Ernte erfleht. Merere hundert Reiter von den Klöstern und der Stadt ziehen dabei unter Vorritt der Geistlichkeit und unter Anfürung des „Umrittverwalters“ um die Marken des Stadtbanns und machen an siben Stellen Halt, an deren jeder das Evangelium verlesen wird. Hier ist also der praktische Zweck ganz und gar verwischt und der Grenzumritt durchaus der Kategorie jener Umritte genähert, die wir bei dem „Umreiten von Heiligtümern“ bereits näher erwänt.

Die Sage von der Besizergreifung durch „Umreiten“ hat sich später, als die mythologischen Reminiszenzen völlig verblast waren, umgewandelt und hat das grosze Geschlecht landläufiger Sagen vom **„Erreiten“ von Ländereien** erzeugt. Eine der älteren solcher Sagen knüpft sich an „diu wisziu Gurre zu Prunne“ d. h. an den bäumenden Schimmel in rotem Felde, welcher auf der östlichen Mauer des Schloszes Prunn dargestellt ist. Dis auf schroffem Felsen weit in's Altmültal schauende Schlosz gehörte ursprünglich den „Gurren (*gueronos*) vom Hag“, und das Wappen war also ein redendes; als aber 1225 die Frauenberger das Schlosz und mit ihm das Wappen erbten, verstand man dis nicht mer und erfand die nachfolgende Sage vom Erreiten des Schlosses:

Es was ein griser Degen biderbe unte guot
Drei suen im erblüten kuon unte hochgemuet.

Dietwin so hiez der eine, ze jungest im geborn,
Diu andern Walther und Hiltpolt zween rekken uzerkorn.
Da wolt er den drien sunen teilen das erbe sin,
er sprach: „Nu wellet horen vil libiu suen min
Ir solt ze prise riten, swer erste kumt ze ros
gein Rietenburch und keret, sol han daz hoch gesloz.
Man zoch in uz dem marstal diu rosse snell und starck,
Dietwin dem jungen ward gesatelt sin wizes March,
Hiltpolt der kuone Degen wol uf einem walven saz
Walther het ein rappen daz deheiner je rante baz.
Daz zeichen ward in geben, do fluochen sie von dan:
hei wie diu gute degen ranten, daz gesloz wolt jeder han;
Und kleiner je sie schienen sam dri vogelin
ze forderest sach man vliegen des wizen rosses schien.
Und daz bi Rietenburch wider sie wanten den rit
vor waz Dietwin der junge wol eines veldes wit
Und nächer je und nächer man in vliegen sach.
hei waz do uf dem gesloze ein schreien und winken geschach!
Do er zur burch gekommen der rekke hochgemuot
gruozt freudenrot der vater den jungen kuon und guot,
er sprach: „Nu sollt du wonen als herre in disem gesloz
doch soltu auch immer eren diu edel und triuwe ros!“
Ja, sprach der junge Degen, daz sie mit triuwe getan
want miniu snelle gurre mir den siz gewan!
Und sider ziert diu gurre daz rote hohe gesloz.
So lont der milde Degen diu triuwe dem guoten ros.

Eine der spätesten Sagen vom Erreiten ist wol die, welche sich an Henning von Treffenfeld knüpft, den ersten Mann, welchen ein Hohenzoller aus eigner Machtvollkommenheit geadelt.

Henning hielt in Stendal beim groszen Kurfürsten um das erledigte Lehen Könnigde an, hatte aber einen andren Offizier zum Mitbewerber. Der Kurfürst versprach das Gut demjenigen, der zuerst in Könnigde ankommen würde. Beide ritten zugleich ab; Henning aber wuste am besten Bescheid, schlug unversehens die nächsten Richtwege ein und begrüste den sich durchfragenden Kameraden vergnügt in der Tür seines neuen Rittersizes.

Vile solcher Wettrittssagen sind übrigens gewisz auch ganz selbstständigen und nicht minder alten Ursprungs als diejenigen, welche von der Circuition ausgehen. Denn sicherlich stammen auch die Wettrennen aller Nationen von Kultusgebräuchen ab.*) Was insbesondere den germanischen Völkerkreis betrifft, so sind uns sowol bei den Maifesten Wodans als bei der Feier Frey-Stefans festliche Wettritte begegnet, die wir

*) Bei den Persern wie bei den alten Polen scheinen Wettritte Entscheidungen bei Königswalen gegeben zu haben, ein Umstand, der ebenfalls auf eine Kultusbedeutung des Wettrennens mit Sicherheit zu schlieszen erlaubt und der es villeicht als nicht unmöglich erscheinen läst, dasz das slawische Wort „*konj*“, d. i. „*Pferd*“, mit unserm „König“ wurzelverwandt sei.

(S. 305 und 388) ausfürlich geschildert und deren gottesdienstlichen Ursprung man nicht verkennen kann, und weiter unten werden wir bei Leichenbestattungen germanischer und anderer stammverwandter Völker ebenso wie das Umreiten auch das Wettreiten auf's neue antreffen, und in bedeutungsvoller Anwendung finden.

Auszer den Wettrennen wurden auch **Kampfspiele** zu Ross, die Anen der späteren Turniere, beim Gottesdienst abgehalten. Warscheinlich gehörte zu ihnen jener schon erwänte feierliche Reiterzug, mit dem der Sachsenadel die Irminsul begrüste. Wenigstens deutet eine Analogie darauf hin. Der heilige Barbatus predigte nämlich im 7. Jarhundert gegen die Vererung eines heiligen Baums bei Benevent. An disen hingen die Langobarden ein Fell auf, jagten dann alle zusammen, sodasz die Rosse von den Sporen bluteten, hinweg, warfen mitten im Lauf mit Wurfspieszen rückwärts nach dem Fell und erhielten schlieszlich jeder einen Teil des Opfertieres zur Malzeit. Der Ort soll „Votum“ (d. i. *vadium*, Wette, Gelübde) geheiszen haben; doch ist dise Bezeichnung wol irrtümlich aus *Wodani*, d. i. „Stätte des Wodans“, entstanden. Merkwürdig scheint hiebei vor allem die grosze Aenlichkeit mit vil späteren Waffenspielen zu Pferde, wie sie sich namentlich in den Karousels darstellen. Aber auch noch eine andere interessante Parallele bietet sich: die nämlich mit den antiken Festspielen, und man gestatte uns, dise Beziehungen, welche one Frage auf die deutschen Anschauungen von der Kultusbedeutung alter Ritterspiele manches erklärende Streiflicht werfen, etwas näher zu schildern.

Es ist warscheinlich, dasz die antiken Spiele asiatischen Ursprungs sind; denn die ersten Wett- und Wagenrennen, deren die Geschichte erwänt, wurden bei den Festen des persischen Sonnengottes, des Mithra, abgehalten. Sie drangen mit dem Kultus dises Gottes sogar bei den Hebräern ein, denn es heist im zweiten Buch der Könige: „Josiah nam die Rosse fort, welche die Könige von Juda der Sonne dargebracht, und verbrannte die Wagen“. Der griechischen Sage nach ist es Herakles, also der den Tierkreis durchwandernde Repräsentant der Sonne, der auf dem Rosse Arion reitend nach Elis kommt und hier die olympischen Spiele mit ihren Wett- und Wagenrennen inaugurirt, deren regelmäszige Widerholung sogar der Zeitrechnung der Griechen zu Grunde gelegt ward. — Ganz ebenso waren Roms circensische Spiele zu Eren licht-

spendender Gottheiten eingesezt. Am nächsten den altdeutschen Spielen wie dem späteren Karousel steht jenes altrömische Ritterspiel, welches Tacitus „Ludricum Troiae" nennt und welches ursprünglich dem Kultus der Aeneadenmutter, der Venus equestris galt. Das himmlische Vorbild seiner manigfachen Reiterverschlingungen war wol das Dioskurenpar, doch galten sie villeicht auch unmittelbar dem Kreislaufe des Jarrosses. — Der Cursus der Rosse des Hippodroms amte jedenfalls den Lauf der Sonne nach. Die weitgedente und ausdrücklich der Sonne geheiligte Rennban stellte die olympischen Fluren dar; in ihrer Mitte prangten Altar und Standbild des Sol, in der des Circus maximus ein 132 Fusz hoher Sonnenobelisk. Wie die Gränzsteine an den äuszersten Enden des Circus die Gränzen des Sonnenlaufs bezeichneten, so repräsentirten 12 verschiedene Pforten die Orte des Tierkreises. Der sibenmalige Kreislauf der Rosse, der in der Richtung von Morgen gegen Abend stattfand, deutete auf den Wandel der Planeten oder auf die siben Wochentage; ja selbst die Bewegung der um den Pol herumligenden Sterne, der beiden Bären, wurde beschrieben. Vier weisze Rosse zogen den Wagen der Sonne, zwei den des Mondes; und durch solche Fülle unzweideutiger Beziehungen stellt sich das Ganze diser ursprünglich zur Zeit der Sonnenwende stattfindenden circensischen Spiele wie das der olympischen den germanischen Sitten erläuternd und bestätigend zur Seite: jene wurzeln ebenso in alten Kultusformen, wie die alten deutschen Maispiele (Umritt, Kampf und Wettritt), deren mythische Beziehung auf den Sig des Maikönigs über den Winter wir oben (S. 305 ff.) eingehend geschildert und begründet haben.

So tönen die Nachklänge urältester Mythen bis in unsre jüngste Vergangenheit frölich herüber.

Rossopfer.

Auch aus dem Blute der Pferde, das man über den Boden auszugieszen pflegte, wurde geweissagt, und das konnte natürlich nur bei Rossopfern geschehen. Das Rossopfer aber war das vornemste Opfer der Germanen überhaupt und galt in erster Reihe dem Wodan und dem Fro. Alle arischen Völker teilten dise Sitte. Das indische Gesezbuch

des Manu nennt das Pferd den „König der Opfer". Die Perser opferten dem Mithra, die Hellenen dem Helios, die Skythen ihrem Kriegsgotte Acinaces und die Massageten, die Armenier und Kelten ihren Sonnenherren Rosse. In Rhodos versenkte man järlich dem Sonnengott ein Viergespann in's Mer und die Salentiner verbrannten järlich dem Jupiter zu Eren ein Ross. Neben disen auf den Sonnendienst bezüglichen Rossopfern stehn dann diejenigen die von den Alten dem Mere oder Flüszen dargebracht wurden. Sie waren noch häufiger, und schon Homer erwänt, dasz die Troer als Opfer lebende Rosse in den Skamandros stürzten. Xerxes opferte, als er nach Hellas zog, dem Strymon Pferde; dem Diomedes opferten die Veneter das berümte weisze Ross, nach welchem auch das diomedische Argyrippa im apulischen Daunien seinen Namen hat. — Die Römer brachten, wie alljärlich dem Mars ein equus curtus, bei anderen groszen Opfern ebenfalls Pferde dar. Vitellius opferte dem Fluszgotte des Euphrat ein prächtig gerüstetes Streitross; Pompejus stürzte als Dankopfer für seinen Sig ein herrliches Schlachtross in's Mer. Zuweilen begnügte man sich, die als Opfer geweihten Rosse im Flusztal frei laufen zu laszen. In diser Art opferte Cäsar, als er den Rubicon überschritt, dem Gotte dises Fluszes eine grosze Anzal von Pferden. — Auch dem Winde brachten die Alten Rosse dar, z. B. die Lakedämonier, welche die Asche des Opfers durch den Hauch der Winde vom Taygetos in's Land tragen lieszen.*) So findet die vilseitige Bedeutung des Rosses als Naturbild nicht nur der Sonne, sondern auch der Wettererscheinungen und Elemente bei den Opfern abermals deutlichen Ausdruck.

Was das germanische Altertum betrifft, so fanden Pferdeopfer vermutlich bei allen groszen Volksfeier-

*) Auch bei nichtarischen Völkern erscheint das Rossopfer. Eine bedeutende Rolle spielt es bei den Kalmücken, ja bei ihnen finden sich sogar die aufgesteckten Pferdehäupter, und die Richtung derselben nach Ost oder West tut dar, ob einem guten oder bösen Geist geopfert worden. — Nicht minder besteht das Rossopfer im Reich der Mitte. Den chinesischen Jarbüchern zufolge schrieb nämlich Fohi seinem Volke vor, neben fünf anderen Tieren (Rind, Hund, Schwein und Hun) vor allem das Pferd zu Nuz und zu Opfern aufzuziehen. Uebrigens ist in China und seinen Nebenländern jezt, wie vile andere Opfer, auch das Pferdeopfer zu einem nur symbolischen Ritual hinabgesunken, da es disem sparsamen Volke als unnüze Verschwendung erscheint. Der Chinese opfert Papierfiguren. In Huc und Gabets „Geschichte der tibetanischen Lamas" wird z. B. erzält, wie Opfernde zur Hilfe für erschöpfte Pilger, die nicht weiter konnten, in einem Windsturm fliegende Rosse vom Bergesgipfel sandten — Stücke Papier nämlich, auf deren jedem ein mit Sattel und Zaum versehenes Pferd in gestrecktem Galop abgedruckt war.

lichkeiten statt: bei schwedischen Königswalen schlachtete und verzerte man ein Ross und bestrich mit seinem Blut das Opferholz: dasselbe „*hroszaslâtr*" geschah bei den Versammlungen der norwegischen Volksgemeinde und scheint, einer Nachricht des Agathias über die Alamanen zufolge, bei gleichen Gelegenheiten auch den Deutschen eigentümlich gewesen zu sein. — Die regelmäszigen gottesdienstlichen Pferdeopfer feierte man ganz vorzugsweise in den für den Sonnenkultus bedeutungsvollsten Tagen, nämlich zu Neujar, zur Sommersonnenwende und zur Herbstnachtgleiche.

> Sommersonnwendnacht, o heilige Zeit,
> Opfer schon stehn Dir am Ufer bereit.
> Diener der Göttin, unfreier Geburt,
> Führen die Schimmel am silbernem Gurt.
> Rosse, schneeweisze, vom edelsten Blut
> Schütteln die Mähnen voll Todesmuth,
> Schlagen die Hufe und schnauben empor,
> Opferdampf steigt aus den Nüstern hervor. (Lingg.)

Dise Opfer an den bedeutungsvollsten Wendepunkten des Jares erinnern daran, dasz Indern, Persern und Germanen das Pferd Jarsymbol war, und inwiefern dise Bedeutung auch in Bezug auf die äuszere Gestalt des Pferdes und die einzelnen Teile desselben beim Rossopfer zur Geltung kam, lert eine Stelle des Yagu-Veda, welche wir oben (S. 409) angefürt haben.

Was die **Oertlichkeiten** betrifft, an denen man Rossopfer vorzunemen pflegte, so ist in den Ueberliferungen keine bestimmte Angabe über dieselben enthalten. Es ligt aber ser nahe, anzunemen, dasz, abgesehen von den heiligen Hainen und etwaigen Tempeln, vorzugsweise diejenigen Stätten dazu ausersehen waren, welche durch Hufeisenzeichen und Rosstrappen von vornherein dem Kultus des Wodan oder des Fro, oder dem des Rosses an sich gewidmet waren. Alle die oben (S. 360 ff.) aufgefürten sagenumgebenen Kultus- und Heilsstätten dürften also auch zum Rossopfer in Beziehung gestanden haben, und dasselbe gilt sicherlich von manchem anderen noch nicht genannten Heiligtum, namentlich von den berümten *White Horse Downs* in Berkshire. Etwa zwei englische Meilen nördlich von Lambourne ligt nämlich ein Kalkhügelzug, auf dessen westlichem Abhang sich das Risenbild eines Rosses befindet. In rohen Zügen ist drei bis vier Fusz tief und breit der deutliche Umriss eines springenden Pferdes grabenartig in den Kalkfelsen hineingearbeitet, so dasz er sich blendend weisz von dem üppigen Rasengrün des Hügels abhebt. Der umschloszene Binnenraum des Bildes ist wol

einen Morgen grosz und war ursprünglich sicherlich ein altsächsischer Opferplaz. — Der Volksmund fürt das Bild auf Hengist oder Horsa zurück; andere meinen, Alfred der Grosze habe es zum Denkmal einer sigreichen Schlacht gegen die Dänen herrichten laszen; aber zuverläsziger als solche Traditionen erscheint ein alter Brauch, der an dem White Horse haftet. Denn just zu der Zeit, in welcher die vornemsten Rossopfer des Altertums stattfanden, zur Sommersonnenwende, versammeln sich die Bauern der Umgegend bei dem alten Rossbild und jäten sorgfältig alles Unkraut aus, das sich etwa in den Umriszgräben eingenistet hat. Das im Lande weithin sichtbare Ross blizt dann wider scharf und deutlich über den alten Sachsengau; die Opferstätte für die Mittsommernachtsfeier ist festlich hergerichtet wie vor 1000 Jaren — aber Niemand kommt, um dort wie einst zu opfern.

Die äuszeren **Formen** des Rossopfers der verschiedenen arischen Völker erscheinen einander nah verwandt. Bei allen wurde mit Feierlichkeit das Blut aufgefangen und das Fleisch des Opfertieres verspeist.*) Ebenso scheinen überall die Rosshäupter als Weihegabe am Opferplaze aufgehängt worden zu sein. Dem Indra lieszen, einem Vedenhymnus zufolge, Aga, Cigru und Jaxu auf der Walstatt Pferdeköpfe als Weihegabe zurück, und gradeso wurden dem Wodan nach der Schlacht die Häupter der gefallenen Rosse an Bäumen aufgehängt.

Als Cäcina sich im Jare 15 nach Christo dem Schauplaz der Varischen Niderlagen nahte, sah er vile Pferdeköpfe auf Baumstämmen befestigt und erblickte in nahen Hainen die Altäre, an welchen man die Tribunen und Centurionen der Römer nebst ihren Rossen hingeschlachtet hatte. — Auch der schon erwänte Agathias berichtet von diser Sitte, in Beziehung auf den Gottesdienst der Alamannen, und dis Aufhängen der Rosshäupter an den Bäumen des heiligen Haines gemant unmittelbar an das Errichten der Neidstangen (S. 252), an das Aufhängen von Pferdeschädeln an den Klostermauern des Mittelalters (S. 253) und an die Rosshäupter an Bauer- und Bürger-Häusern, über

*) Herodot berichtet, dasz die Perser an Geburtstagen ihre Tafeln sogar mit im Ganzen gebratenen Pferden zu besezen pflegten. Chinesen, Tataren und andere asiatische Völker betrachten noch heut Rossfleisch als Leckerbissen. Nach Virgil mischten die Skythen der Milch, welche sie tranken, Pferdeblut bei, und auch Horaz erwänt, dasz die Thracier Pferdeblut zu trinken pflegten. Alles das sind Völker, welche Rosse auch opferten.

deren elementare Bedeutung wir uns früher eingehend ausgesprochen haben. — Weitere Einzelheiten über die Ausfürung der deutschen Opfer sind leider nicht bekannt. — Da indes die angegebenen Grundzüge derselben sich bei den arischen Völkern widerholen, so möge hier zum Ersaz mangelnder Nachricht über die Art des deutschen Rossopfers ein Auszug aus dem Berichte des Missionairs Dubois folgen (*Exposé des principaux articles de la Theogonie des Brahmes, contenant la description détaillé du grand sacrifice de cheval* 1825), welcher das grosze indische Rossopfer schildert, one jedoch damit sagen zu wollen, dasz das unglaublich umständliche Vorbereitungsritual desselben jemals bei deutschen Stämmen gegolten haben könne.

Ueber dem Rossopfer, dessen indischer Name *Aswamedha* ist, gibt es kein höheres; seine Umständlichkeit und Kostbarkeit sind aber auch ganz unerhört. Es beginnt damit, dasz am Ufer eines Stromes ein besonderer Plaz mit fünf Tempelhütten eingerichtet und ser feierlich geweiht wird. Dann fängt ein vorbereitender Opfercyclus an, welcher alles in allem fünfzehn Monate dauert, die in die Vererung Indras, Yamas und Varunas geteilt sind. Wärend diser ganzen Zeit wird keine Handlung verrichtet, kein Gefäsz gebraucht, one dabei einen Anruf, Dank oder Wunsch an die Himmlischen auszusprechen und one alles was angewendet wird, Wasser, Feuer, Holz u. s. w., zu begrüszen und anzureden. — Endlich erscheint der Zeitpunkt des Rossopfers selbst. Eine trächtige Rapp- oder Fuchs-Stute wird in besonders geheiligtem Stalle gebadet und bekränzt und von den Brahmanen eine feierliche Anrede an sie gehalten. Dise lautet: „Stute, du bist das ausgezeichnetste unter den vierfüszigen Tieren! Dir ist die Macht gegeben, uns den Himmel zu erwerben. Ich wasche dich mit Oel und Wasser, damit das Füllen, das du gebären wirst, rein und one Befleckung geboren werde! Stute, du dienst den Königen als Trägerin!“ Wenn die Stute gefolt hat, so untersucht man die Abzeichen des Füllens. Entsprechen sie den priesterlichen Anforderungen nicht, so hat der ganze Opfercyclus von neuem zu beginnen; sind sie nach Wunsch, so wird alsbald von einem im Rigveda vorzugsweise gelerten Brahmanen mit einem durch nächtliche Weihe vorbereiteten Spaten die Grube gegraben, in welcher ein groszes einleitendes Feueropfer dargebracht wird. Nun fürt man das Füllen herbei, frottirt es mit Oel und Safran, bedeckt es mit einem weiszen Schleier und hängt ihm an goldner Schnur ein Glökchen und ein Palmblatt um, worauf geschrieben steht: „Ross, durchrenne die ganze Erde und komme als Besiger der Könige zurück!“ Man läst es dann frei, indem man ihm zuruft: „Ross, durchstreife die Gebirge, die Wälder, die Wüsten, die Städte; stampfe alles nider unter deine Füsze, sei Siger über die Könige! Vertilge die Dämonen und die Bösen, erschrecke sie durch dein Wihern und verjage sie mit Hufschlag und scharfem Zan!“ Hiemit läst man das Füllen von Norden auslaufen und sendet ihm zur Begleitung und Verteidigung eine Schar von Kriegern nach. Erfolgt die Rückker des geweihten Tieres nicht binnen sechs Monaten, so wird eine andere Schar auf Kundschaft nachgesandt. Geht das Füllen verloren, so musz eine andere Stute gesucht werden und der ganze lange Turnus beginnt auf's Neue. Wärend der Abwesenheit des jungen Tieres musz der Oberpriester sammt seinem Weibe fasten und sich kasteien. Ist das Füllen endlich wider zurückgekert, so feiert man das frohe Ereignis durch eine Reihe von Feueropfern und schreitet nach einiger Zeit zum groszen Opfer selbst. Blumengeschmückt, mit Sandelstaub und anderen Düften eingerieben, wird das Füllen herangefürt. Sämtliche Brahmanen besprengen es mittelst eines Stengels der Dardapflanze mit Weihwasser und sprechen: „Ross, du bist von einem Tier geboren, du hast vier Füsze, bist herumgeschweift durch vile Länder, darum hast du manche Unreinlichkeit in dich aufgenommen

Wir reinigen dich, weil du jezt den Himmlischen zur Speise dienen sollst." Der Tötung geht dann folgende Anrede vorher: „Ross, ich kann dich nicht opfern, one zu sündigen; denn es ist eine grosze Sünde, dich zu töten; verzeihe sie mir; du trägst durch deinen Tod zu meiner Glückseligkeit bei. Du bist von einer Milde one Gleichen; die Menschen werden durch deinen Tod ihr Heil erlangen." Nun wird dem Pferde, welches man von jezt an selbst als ein höheres Wesen betrachtet, eine Opfergabe dargebracht, und dann spaltet ihm der stärkste Brahmane das Haupt. Man fängt das Blut in ehernen Gefäszen; in ebensolche legt man das zerstückelte Fleisch, reinigt es mit Gangeswasser, bestreicht es mit Butter, Zucker, Milch und Honig und bietet es den Himmlischen zur Speise. Dabei betet man zu Brahma: „Dir, dem Schöpfer aller Wesen, opfere ich das Fleisch von disem Rosse, das ich gereinigt habe; genieszе davon und befreie meine Anen aus dem Reiche der Finsternis." — Neue Feueropfer und ein Vollendungsbad beschlieszen endlich die fast zweijärige grosze Ceremonie.

Wir glauben, wie gesagt, nicht, dasz orientalische Ueberschwänglichkeiten solcher Art jemals auch bei den Deutschen heimisch gewesen seien. Dasz aber auch ihre Pferdeopfer ser feierlich eingeleitet gewesen sein dürften, darauf laszen analoge Züge bei anderen kultusverwandten Völkern schlieszen, von denen sich die Germanen schwerlich durchaus unterschieden haben werden. So erzält z. B. das Zendavesta, dasz bei den turanischen Königen ein zum Opfer bestimmtes Ross, von vilen Dienern aufmerksam gehütet, ein Jar lang frei durch Wald und Flur herumstreifen muste. Wurde es in diser Zeit von Niemandem gefangen oder geraubt, so war es zum Opfer geeignet. — Villeicht genügte es in Deutschland, wenn das Opfertier eine bestimmte Zeit sich frei in dem heiligen Rossehain getummelt hatte, der dem betreffenden Gotte gewidmet war.

Ausschlieszung von den Pferdeopfern galt bei den Germanen für indirekte Lossagung vom alten Glauben. Als König Hakon Adelstan in Norwegen das Christentum einfüren wollte, verlangten die Bauern, dasz er Pferdefleisch esze als Beweis der Treue gegen die väterliche Religion. Da er sich weigerte, wollten sie ihn erschlagen; wie er sich endlich dazu bequemte, ein par Biszen Opferfleisch zu eszen, sahen sie ihn gleich wider für rechtgläubig an. Denn, von jüdischen Vorstellungen ausgehend, traten die christlichen Bekerer, den heiligen Bonifazius an der Spize, mit Feuer und Schwert gegen den Genusz des Pferdefleisches, als gegen einen erzheidnischen Gebrauch, in die Schranken; Papst Zacharias I. bedrohte ihn sogar mit dem Bannfluche. Dennoch hielt die Ausrottung des alten Brauchs so schwer, dasz selbst im 10. Jarhundert noch Rossfleisch auf der Tafel der Mönche von St. Gallen vorkommt. Aber allmälig begannen doch die christlichen Völker

etwas Unreines und Verächtliches im Pferdefleisch zu finden, so dasz schon das „Islendinga bôk“ das Eszen des Pferdefleisches *(hrossakiötsât)* als heidnisch bezeichnete, bekerte Normannen die noch altgläubige Schweden *„Hrossäturnar“*, d. i. Rossefreszer, schimpften. — Nach einer Erzälung in der groszen Olafs-Saga stellt Kaiser Otto in Beratung mit den Häuptlingen seines Heres und mit Olaf Tryggwason die Schwirigkeiten vor, sein groszes Her zu unterhalten, da die Dänen alle Lebensmittel jenseits des Danewerkes geflüchtet hätten. Zögernd antwortete man, dasz nichts übrig bleibe, als den Feldzug aufzugeben, oder die Rosse zu schlachten und mit ihnen das Her zu ernären. „Grosze Hindernisze,“ antwortete der Kaiser, „ligen in disen Ratschlägen, denn für getaufte Menschen, welche auf irgend eine andere Art ihr Leben erhalten können, ist es das gröste Christentumsverderben, Rosse zu eszen.“ — Im Rolandliede (1180) wird von den Heiden gesungen: „Si ezzent diu ros; Si lebent mit grimme; Der tuvil wont darinne!“, und ganz ebenso gebrauchte auch der Chronist Thurocz von den Pferdeblut trinkenden Ungarn den Ausdruck: „Libaverunt se daemoniis“. — Im Laufe der Zeit sezte sich die Abneigung dann so fest, dasz noch 1629 in Frankreich ein Stallknecht hingerichtet wurde weil er Pferdefleisch gegeszen und dasz bis heut die vernünftigsten Förderungen des Pferdefleischgenuszes, denen sogar die Regierungen ihre Hand geliehen, nicht stark genug sind, das Vorurteil allgemein zu besigen. *„Giulefleisk is düer* (teueres) *Fleisk un doech werd et nit geaten“* sagt ein friesisches Sprichwort. So kann eine törichte Maszregel auf Jarhunderte hinaus gemeinschädlich wirken. (Vergl. S. 188 ff.)

Der Esel im Kultus.

Die hohe Bedeutung des Rosses im heidnisch-germanischen Kultus liesz dasselbe der christlichen Mythologie und Symbolik stets in bedenklichem Lichte erscheinen. Keine stärkere Entweihung z. B. glaubten die florentinischen Arrabiaten der Kirche Santa Maria del Fiore, in welcher Savonarola gepredigt hatte, bereiten zu können, als dasz sie ein Pferd hindurch jagten und es am Ausgange töteten. — Zwar sind wir reitenden Heiligen in nicht geringer Zal, ja sogar einer „satteInden Maria“ und „unserer lieben Frau auf dem Pferde“ begegnet; aber wir haben

zugleich gesehen, dasz dise Gestalten nur unfreiwillige und unwillkürliche Fortentwicklungen der alten Götter waren. Und wenn auch in der kirchlichen Symbolik gelegentlich das geschmückte Ross als Sinnbild des Siges über den Tod erscheint, wenn auch das Seepferd zuweilen als Symbol der Auferstehung verwendet wird, so ist doch immerhin das Ross ein ser seltner Gast in christlichen Vorstellungen, und es ist auf's deutlichste erkennbar, wie vil Schaden ihm „das Ross Gottes“, nämlich der Esel, getan hat, dem von uralter Zeit her eine teils blasphemische, teils ernst gemeinte Heiligkeit innerhalb des christlichen Vorstellungskreises zugewiesen worden. Denn die antike Vorstellung, dasz dem Juden der Eselskopf eine res divina sei, welche im Salomonischen Tempel angebetet werde, wurde auch auf die Christen übertragen. Tacitus sogar verbreitete dise Unterstellung, und Tertullian war genötigt, sie ernstlich zu bekämpfen. Ja die älteste Darstellung der Kreuzigung, welche überhaupt vorhanden ist, nämlich ein an die Wand eines palatinischen Gemachs gekrizeltes „Spottcrucifix“ stellt schamloserweise den Gekreuzigten mit einem Eselskopfe dar. — Zu disen blasphemirenden Reminiscenzen kam aber nun im Mittelalter die wirkliche Vererung des Esels als des Tiers, auf dem Maria nach Aegypten geflohen und der Heiland in Jerusalem eingezogen war. Sie fand ihren Ausdruck in einem besondern, meist im Januar gefeierten Eselsfest, welches namentlich in Frankreich groszen Anklang fand und bei welchem der Esel, prächtig aufgeschirrt, ein geschmücktes Mädchen in feierlicher Prozession vor den Altar trug. Hier wurde ein Hochamt gehalten, welchem der Esel, dem das Knieen gelert war, mit der Gemeine knieend beiwonte. Ein unsinniger sibenstrofiger Gesang mit dem Refrain: „*He, Sire Ane, he!*“ beschlosz die Feier, nach welcher der Priester nicht den gewönlichen Segen sprach, sondern dreimal yate und von der Gemeinde gleiche Antwort empfing.

Scheinen dise Sitten vorzugsweise wälschen Ursprungs und nur ausnamsweise nach Deutschland verschleppt, so wurde hierlands desto eifriger der Palmesel verert, auf den sich das spöttische Sprichwort bezieht: „*In der Andacht ligen, wie der Priester vor dem Palmesel*“. Noch heut spielt er im bairischen Hochwalde eine auszerordentlich vorneme Rolle am Palmsonntag. Der reitende Erlöser wie der Esel sind aus Holz geschnizt und bunt grell angestrichen. (Ein schönes Exemplar bewart das erzbischöfliche Museum zu Köln.) Wärend die Palmkäzchen (die Blütenkäzchen

der Palmweide) geweiht werden, steht der Esel am Altar; dann aber wird er in festlichem Zuge von Haus zu Haus gerädelt, um durch seine Gegenwart die Verteilung der Palmreiser zu adeln, welche durch die Schuljugend, die „Pueribuben", geschicht. Dise singen dabei ein Lied, dessen zwei erste Strofen folgenderart lauten:

Jesus in das Haus reitet ein
Demütig auf einem Eselein.
Schämt euch, ihr stolzen Weltkinder!
Ihr richtet alles auf den Schein,
Geprangt, gespizt musz alles sein —
Das gfällt Gott nit, o Sünder!

Im Stall geborn zu Bethlehem,
Hernach kam er nach Jerusalem,
Auf einem Eselein er reitet,
Der merer als die Welt ist wert;
Prangt nicht auf einem stolzen Pferd,
Die Demut das andeutet.

Ganz besonders feierten die Müller von altersher den heiligen Esel. So endet z. B. ein Loblied ihres Handwerks:

Da bring ich nun zu Ende
Dis schlechte Reimgedicht:
Schleusz mich in deine Hände,
Jesu, mein Trost und Licht;

Denn du hast selbst geritten
Des Müllers Ritterpferd,
Eh du für mich gelitten,
Was Gott von dir begert.

Freilich schien nicht Jedermann wärend des rossestolzen Mittelalters Christi Eselsritt würdig. Eine alte Anekdote erzält: „Wie auf eine Zeit ein Priester bei einem groben Völklein predigt vom Einritt Christi am Palmsonntag, sagt er, dasz er auf einem schönen hohen Gaul geseszen wäre. Und wie er ermant wird vom Meszner, er solle recht predigen, es wäre nur ein Esel gewesen, schreit er mit lauter Stimme: gehe hin und küsz den Esel, du Narr; wenn ich auch noch in anderen Sachen meines Heilands Ere verbeszern könnte, wollt' ich kein' Arbeit sparen, so war ich Johannes heisz!"

2.

Ross und Reiter bei Bestattungen.

Nahe verwandt den gewönlichen Rossopfern, welche den Göttern dargebracht wurden, ist die Sitte, mit dem abgeschiedenen Reiter auch sein Ross zu bestatten.

Ursprünglich verbrannten die Deutschen ihre Toten, und dasz dis mit dem Leibpferde des Verstorbenen ebenfalls geschah, bekundet des Tacitus Bemerkung: „quorundam igni equus adjicitur.“ — Ein berümteres Beispiel germanischer Leichenverbrennung gibt es nicht, als das von Baldur, dem lichten Götterjünglinge: Nanna, sein Weib, starb vor groszem Harm und ward mit in die Flammen gelegt, in welche Thor auch einen Zwerg stiesz, dann aber wurde sein Ross herangeleitet und mit allem Sattelzeug verbrannt. — Auch Sigurds und Brynhildis Leichenfeier lifert einen wichtigen Beleg zu disem Brauche.

Fragt man nach dem tieferen Sinne solcher Sitte, so erkennt man, dasz der Verstorbene sowol als sein Ross und andere Schäze als Opfer für den Totengott betrachtet wurden und dasz der Scheiterhaufen den Alten als Altar galt. Dann aber leitete bei der Mitverbrennung jenes nächsten Eigentums des Abgeschiedenen wol auch der Gedanke, dasz es den Helden bei ihrer Ankunft im Jenseits gleich wider zur Hand sein müsse, damit sie ungestört die alte Lebensart fortsezen könnten.*) — Asche und Gebeine wurden nach der Verbrennung stets in Urnen gesammelt und in Gräbern beigesezt, wärend die Priester, durch ekstatischen Gesang begeistert, gen Himmel starrten und leidenschaftlich versicherten, wie sie den Dahingeschiedenen auf dem prächtig geschmückten Rosse und

*) Dise Erklärung gibt ganz ausdrücklich Diethmar von Merseburg, indem er auf das grosze, sich alle neun Jar auf Seeland widerholende Dänenfest sagt: „Et ibi Diis suimet LXXXX et VIII homines et totidem equos cum canibus et gallis (leztere Wachter zufolge an Stelle mangelnder Habichte) pro accipitribus oblatis immolant, pro certo, ut praedixi, putantes, hos eisdem apud inferos servituros et commissa crimina apud eosdem placaturos“. Das Frauenverbrennen der Inder, das auch bei den Litauern im Mittelalter noch üblich war, hatte ganz denselben Grund.

der mit ihm verbrannten Begleitung über die Wolken hin zur Götterwonung reiten sähen.

Schon früh scheint indes — nicht erst durch christliche Einflüsze — das Beerdigen an Stelle des Verbrennens getreten zu sein. In der Wilkinasage erkennt man den Uebergang dazu. Dietrich von Bern läst da den Iron unter einem hoch von Balken aufgerichteten Gerüst bestatten und auf das Gebälk Pferd, Hunde und Habichte des Toten stellen. Hier war also das Verbrennen schon vergessen und doch die Zurüstung des Scheiterhaufens beibehalten.

Am längsten dürfte sich die eigentliche Leichenverbrennung bei den Sachsen erhalten haben, denen noch Karl der Grosze sie bei Lebensstrafe zu einer Zeit verbot, wo bei den meisten andren Germanen sogar der minder stolze Brauch, den Toten in voller Rüstung zu begraben, allmälig zu veralten begann. — Dise Sitte hatte lange geherrscht. Noch der grosze Kaiser selbst war in solcher Weise bestattet worden. Früher aber hatte man den Abgeschiedenen, wenn er ein hervorragender Mann gewesen war, sogar auf seinem Lieblingsrosse sizend, im Grabhügel beigesezt, wärend seine übrigen Gäule auf demselben Hügel als Opfer fielen.*) Dise deutschen Sitten kannte nicht minder der Norden. Als in der groszen Bravallaschlacht (320) König Haraldr getötet worden, liesz sein Gegner, König Hríngr, des Gefallenen geschmückten Leichnam auf dessen Wagen sezen, ihn sammt Wagen und Pferd in den Hügel faren und das Ross töten. Darauf nam er seinen eignen Sattel und übergab ihn dem toten Harald, um zu tun was er wolle: nach Walhall zu reiten oder zu faren.**)

*) Auch da, wo der Tote selbst verbrannt wurde, scheint man mit der Asche zuweilen noch Pferde begraben zu haben. So fand man bei Kalbe ein Rossgerippe, um welches einige zwanzig Urnen herumgesezt waren.

**) Eine sicherlich entstellte Sage in Müllers Sagabibliothek läst Ross, Hunde und Habicht lebendig mit dem Toten in die Gruft einschlieszen, der dann nachts aufsteht und Hund und Habicht verzert. — Dagegen scheint bei der Strafe des Lebendig-begraben-werdens zuweilen wol auch das Ross mitbegraben worden zu sein. Wenigstens deutet darauf eine von Vernaleken mitgeteilte böhmische Lokalsage. — Bei Duschnik (zwischen Prag und Beraun) ist ein kleiner Hügel, der heist Semole. Wer dreimal mit zurückgehaltenem Atem um denselben geht, der hört im Innern Pferdegewiher und das Stönen eines Reiters. Man sagt, ein Ritter habe sich an den Bewonern schwer vergangen. Dafür ward er auf dem Rosse sizend an einen dicken Pfal gebunden, jeder füllte dann seinen Helm mit Erde und schüttete sie um den Sträfling herum. Das wurde so lange fortgesezt, bis auch der Kopf nicht mer hervorragte. Ein Helm voll nach dem andern wurde hinzugetragen, bis endlich der Schuldige samt seinem Rosse Klafter hoch mit Erde bedeckt war.

Uralte Gebräuche anderer Völker weisen verwandte Züge auf. Fantastisch vor allen ist, was Herodot von den Leichenfeiern der Skythenkönige erzält. Denn dem Gestorbenen wurden nicht nur eine Beischläferin, ein Koch, Mundschenk, Diener, Bote, merere Rosse und die wichtigsten Lebensbedürfnisse mit in den Hügel gelegt, sondern am Jarestage der Bestattung wurden auf dem Grabe funfzig Männer erdrosselt und funfzig Pferde getötet. Leztere, ausgeweidet und ausgestopft, wurden dann über Räder gebunden, als ob sie liefen; in den Sattel sezte man die Erdrosselten, und die schauerliche Kavalkade ward im Kreise um den Hügel her aufgestellt, als ob sie ihn umritte. — Auch die Perser opferten allmonatlich auf dem Grabe des Koresch (Cyrus) ein Ross. – Bei Bestattungen in dem christlichen (!) Ossetien legt der Redner dem Toten einen Pferdezaum in die Hand und spricht: Wenn du kein gutes Pferd hast, so gehe mit disem Zaum zu deinem Nachbar und suche dort eins. Findest du es nicht, so gehe zum heiligen Gregorius und suche dort. Sind alle Rosse seiner Herde schon fort, so gehe zum Afzurda und suche dir ein Pferd mit drei Füszen (das Totenross); es ist schneller als der Wind. Besteige es und fliege hinaus in die Ewigkeit!" u. s. w. -- Merkwürdig ist auch ein Gebrauch der Wolga-Russen. Sie jagten nämlich vor dem Verbrennen des Toten dessen Rosse so lange bis sie von Schweisz troffen, zerhieben sie dann mit Schwertern und warfen ihre Stücke in das Totenschiff (den Sarg).

Scharfe Lichter auf den alten Brauch werfen einige Nachrichten über die Littauer, welche erst so spät dem Glauben ihrer Väter entfremdet wurden. So berichtet die livländische Reimchronik um 1300 von den Samländern:

> Ir tôten, die sie hâten,
> die brantens mit ihr zinge,
> (vürwar ich nicht enlinge):
> spere, schilde, brünje, pfert,
> helme, keyen unde swert
> brannte man durch ir willen;
> dâ mit solden sie stillen
> den tiuvel in jener werlte dort. —
> sô grôz tôrheit wart nie gehôrt!

Lasicz sagt von denselben Sameiten in „de diis Samagitarum": „Defunctorum cadavera vestibus induuntur et erecta super sellam locantur*), quibus assidentes propinqui perposant ac helluantur....

*) Dis Sezen der Leiche auf den Sattel mant unmittelbar an die „pyra equinis sella constructa" des Attila.

Cum ad sepulturam effertur cadaver, plerique equis funus prosequuntur et adcurrum obequitant, quo cadaver vehitur, strictisque gladiis verberant auras vociferentes *„geigeite begaite pekelle!“* (weichet von hier böse Geister!)

Gebräuche, welche solchem Herkommen entsprangen, haben sich übrigens auch bei den Deutschen vil länger erhalten, als man gemeinlich voraussezt; sie finden sich bei ihnen noch im späteren Mittelalter wider, und ihre Nachzügler laszen sich bis zum heutigen Tage erkennen. — Bei den deutschen Herren in Preuszen war es noch im 14. Jarhundert nicht ungewönlich, das Schlachtross mit dem toten Ritter zu begraben, obgleich sie sich schon 1239 von den bekerten Preuszen geloben lieszen: quod ipsi et heredes eorum in mortuis comburendis vel subterrandis cum equis sive hominibus.... vel etiam in aliis quibuscunque ritus gentilium de cetero non servabunt. — Höchst eigentümliche Anschauungen gewärt aber eine Beschreibung der Leichenfeier Kaiser Karls IV., wie man sie in Onfales „Excerpta Boica ex Burkardi Chron.“ liest; wo es unter Anderem heist:

„Und ehe man ihn begrub, da besang ihn der Erzbischof selb mit einer Seelmesz und da opferte man zum ersten die obbeschriebenen Banner mit 26 verdeckten Rossen und mit dem letzten Ross opferte man sein Schild, den trugen zwei Landsherrn, und danach opferte man seinen Helm, der was gekronet, den trug Markgraf Jobst von Merhern, und auf dem lezten Ross ritt ein Ritter, wol gewappnet, und ritt unter dem gulden Himmel, da man den Kaiser vor unter getragen hat, und opferte sich sammt dem Ross.“

Hier geschieht also bei einer Kaiserbestattung im Jare 1378 eine Opferung von Ross und Mann. — War dis Opfer blutig? — Zwei Jarhunderte später jedenfalls nicht! Bei der Leichenfeier Max' II. zu Prag (1577) wurden die von dem Chronisten als „Todtenopfer“ bezeichneten Pferde, wärend des Totenamtes im Dom aufgestellt und beim Offertorium feierlich um den Altar geleitet. Das Rossopfer, einst so furchtbar von der bekerenden Kirche verfolgt, erscheint hier also in fridlichster Verbindung mit dem Offertorium der christlichen Messe. Allerdings kommt es nicht mer zum Schlachten. Dis wäre zu ser gegen alles Christentum — und gegen den Vorteil der Kirche gewesen. Die Pferde wurden nach dem Offertorium zu einem Seitenausgang wider hinausgefürt und als Oblate (Abgabe) von der Domkirche behalten.

Zu solchen **Weihegeschenken** hatten sich übrigens auch bei nicht kaiserlichen Toten die Grabesopfer wol schon früh um-

gewandelt. Das Ross wurde im Trauerzuge dem früheren Herrn nachgefürt, dann aber nicht mer auf dem Hügel getötet, sondern irgend einer zuständigen Persönlichkeit oder Behörde als Geschenk übermacht. In vilen Gegenden Deutschlands war bis zur Ablösung der Servituden die betreffende Behörde der Kirchenpatron, der Gutsherr. Ihm verfiel vom Nachlasz jedes Hintersaszen das beste Ross, auf das die rechten Erben daher keinen Anspruch hatten. Es ist das Recht auf das sogenannte „Bestehaupt" oder „Teuersthaupt", welches zwar auch auf andere Tiere, ja bis auf den Han hinunter ausgedent werden konnte, gewönlich aber bei dem vornemsten aller Haustiere stehen blieb und vor allem „das Pferd, das einen Zagel hat", d. h. den Hengst, in Anspruch nam. So heist es in den „monumentis boicis": „item, wenn unser amtmann mit dem tod abgeht, so sull sein hausfraw und erben des amtmanns ros, darauf er das amt beritten, mit dem satl, swert und sporen mit seinem Zugehör stellen in unsren marstall." — Im dreiszigjärigen Kriege fiel das hinterlaszene Pferd eines gestorbenenen oder gefallenen Reiters, dem Hauptmann oder Rittmeister desselben zu, und noch später galt es als Gesez, dasz eines Offiziers hinterblibenes bestes Ross seinem Regimentschef zuständig sei. Als König Friedrich Wilhelm I. von Preuszen sterbend in seinem Holzstul sasz, liesz er noch das „Totenpferd" aus dem Stalle holen, um es (da er sich in seiner eigenen Armee nur als Oberst betrachtete), nach altem Brauch, dem kommandirenden General aus seiner Hinterlaszenschaft zu senden. Als ihm das Ross vorgefürt wurde, befal er vom Fenster her, das edle Tier zum alten Dessauer zu füren und die Stallknechte zu prügeln, weil sie versäumt, die Schabrake vom Regimente des Feldmarschalls aufzulegen.

Am längsten von allen disen Gebräuchen, ja bis heutzutage, hat sich das Auffüren des **Trauerpferdes** hinter dem Leichenwagen erhalten.

Es erscheint schon bei den Römern. Bei des Pallas Leichenfeier in der Aeneide wandelt hinter dem Toten sein Schlachtross her:

> Post bellator equus, positis insignibus, Aethon
> It lacrimans, guttisque humectat grandibus ora.

Grade wie Leidtragende Zierde und Schmuck verhüllen oder ablegen, wurden den Trauerrossen Schweif und Mäne geschoren oder in Flor eingeflochten. Auch dise Sitte ist uralt und allgemein. Herodot (IX.) bezeugt, dasz sie in Persien zu seiner

Zeit Geltung hatte; und in des Euripides „Alcestes“ befilt Admet, als er den Tod des Alcest vernommen, den Rossen in ganz Thessalien die Mänen abzuschneiden.

Ehedem wurde das Trauerpferd auch *vernagelt*, so dasz es hinkte und somit unmittelbar an das dreibeinige Pferd der Hel erinnerte. — Zuweilen erschien auszer dem Trauerpferde auch noch ein „*Freudenpferd*“ bei Bestattungen, welches meist den ganzen Leichenzug schlosz und wol auf die durch den Nachfolger herbeizufürenden Freuden hindeuten sollte.

Eine grade in Bezug auf dise Symbole ser vollständige Trauerfeierlichkeit war die, welche der prachtliebende Friedrich III. für den *groszen Kurfürsten von Brandenburg* angeordnet. Da fürten hinter dem Leichenwagen zwei Stallmeister zuerst das *Bataillenross* des Entschlafenen; dann folgten hinter den 27 Wappenfanen der zum Kurfürstentum gehörigen Provinzen 27 *aufgezäumte und mit derselben Wappenstickerei geschmückte*, von je zwei Hauptleuten gefürte *Wappenpferde*. Damit aber nicht genug. Diser Rosseschar folgten, unter Vortritt des groszen Hauptbanners, sowie einer Trauer- und einer Freudenfane: *Trauer- und Freudenpferd*. Ersteres war durchaus in schwarzen goldgestickten Sammet gekleidet, lezteres in fleischfarbene Sammetdecken gehüllt, auf deren einer Seite man einen zum Himmel auffliegenden Adler vom Bliz getroffen erblickte, wärend die andere Seite einen zur Sonne aufstrebenden gekrönten Ar wies. — Beiden Pferden folgten, von schwarzen Trabanten geleitet, vollständig *geharnischte Reiter*. — Am *Portale des Domes* wurden sämmtliche Rosse, in erster Reihe: Bataillen-, Trauer- und Freudenpferd, aufgestellt und die ganze Prozession zog zwischen ihren Reihen hindurch: — eine lezte Erinnerung daran, dasz die Rosse eigentlich im Dome selbst am Altare als Opfer zu fallen oder zu verbleiben hatten.

Gegenwärtig ist dise Form wol überall auszer Uebung, und nur das *Trauerpferd* hat sich erhalten. Bei berittenen Offizieren namentlich ist dis noch jezt allerorts gebräuchlich, in Oesterreich mit der besonderen Eigentümlichkeit, dasz auf dem Totenpferde ein geharnischter Reiter sizt, der wol den Verstorbenen selbst darstellen soll. — Sogar bis jenseits des Oceans, in das neue Land one Traditionen, in das radicale Amerika, hat sich die alte Sitte Ban gebrochen. Bei dem im Jare 1865 stattgehabten *Begräbnisse Lincolns* z. B. wurde dem Leichenwagen das Leibross des Präsidenten nachgefürt, *dessen mit Sporen versehene Schaftstiefel in den Steigbügeln standen*.

Fernerstehend dem Begriffe des im Leichenkondukte einherschreitenden Trauerrosses, dennoch aber hiehergehörend, sind die Nachrichten vom **Umreiten der Gräber** und von den zu Trauerfeierlichkeiten gehörenden **Wettritten**.

Es ist schon oben darauf hingewisen worden, dasz das Umreiten eines Heiligtums, so wie karouselartige Rennen an geweihten Stätten *Kultushandlungen* waren, die sowol bei

Sachsen als Longobarden erscheinen. — Wenn man dis in's Auge fast und sich zugleich erinnert, dasz die Manen der Abgeschiedenen zu allen Zeiten und bei allen Völkern in änlicher Art gefeiert wurden, wie die Götter selbst, so wird man die Uebertragung auch jener Kultformen auf Bestattungsfeierlichkeiten wol begründet finden. — In Griechenland fanden solche religiöse Reiterspiele seit uralter Zeit statt. Die gröszere Hälfte des 23. Gesanges der Ilias hallt wider von dem Schall donnernder Wagenrennen, die zu Eren des gefallenen Patroklos stattfanden, nachdem sie denselben feierlich klagend umfaren hatten.

Dreimal lenkten sie rings schönmänige Ross um den Leichnam.

Bei den Römern waren änliche Spiele bei Bestattungen üblich. Zumal die Desultoren übten ihre Springerkünste von Ross zu Ross zur Verherrlichung der Leichenfeiern. — Was die nordischen Völker angeht, so berichtet das älteste aller erhaltenen germanischen Gedichte, das von „Beowulf“, indem es die Leichenfeier des angelsächsischen Helden schildert: dasz die Männer über der Brandstätte einen hohen und breiten Hügel aufwarfen und zwölf Krieger, ihres Herrn Preis singend, den Hügel umritten. — Von wirklichem Wettrennen bei Bestattungen bietet eine Nachricht Vulfstâns über estische Leichenfeiern ein Beispiel. Am Tage, wo ein Este zum Scheiterhaufen getragen wurde, teilte man seine Habe in fünf, sechs oder mer Teile und legte sie auf einer mindestens meilenlangen Strecke derart aus, das der reichste Haufen am fernsten lag, der geringste dem Hause des Toten am nächsten. Hierauf sammelten sich die besten Reiter, etwa sechs Meilen vom Hause und ritten untereinander in die Wette um das ausgelegte Gut. Der Schnellste erlangte den grösten und fernsten Haufen und so jeder nach dem andren, bis auf den lezten und kleinsten Haufen am Sterbehause selbst.

3.

Ross und Reiter im Recht.

Privatrecht.

An die Kult- und Opfergebräuche schlieszen sich naturgemäsz auch die Rechtsformen an, und da in jenen das Ross eine so hervorragende Rolle spielt, so darf man nicht staunen, es auch auf dem Boden von Herkommen und Gesez im Vordergrunde anzutreffen. Diser Boden ist übrigens ganz besonders bezeichnend für die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der verschiedenen germanischen Völker. „Was ehedem in Baiern galt, gilt auch in Norwegen und noch spät in Sachsen. Am Rheine, an der Mosel und am Neckar galt derselbe Gebrauch; schwedische Geseze bestimmen, was friesische. Die Schweiz, Trier und Thüringen kennen dieselbe Weise.“ Dise Gleichartigkeit der Rechtsformen deutet auf Ursprung aus einer gemeinsamen Quelle; als dise aber ist eben mit gröster Warscheinlichkeit der Kultus zu bezeichnen.

Solche Beziehung auf religiöse Symbolik und rituale Gewonheiten läst gleich die rechtliche **Geltung des weiszen Rosses** als des vornemsten, des königlichen Pferdes leicht verstehen. Dise Geltung ist unbestritten. Zu Krönungen und Einzügen oder zur Austeilung von Lehnen ritten deutsche Könige bis zur Neuzeit heran allezeit Schimmel, und da bei den Triumfen der Römer ebenfalls weisze Pferde gebraucht worden, so amten das auch die Päbste nach und erblickten ihr Herrenrecht im Reiten edler Schimmel. Gern lieszen sie sich solche Rosse als Tribut zalen: so von den Königen von Neapel oder von den Bischöfen von Bamberg. Wie eifersüchtig auf solche Symbolik, der man ser ernste statsrechtliche Bedeutung zuschrib, gehalten wurde, beweist ein Zug, welchen der Fortsezer des Nangius vom Einzuge Karls IV. und seines Sones Wenzel in Paris (1378) erzält:

> Und er (Karl) ward auf ein Pferd gesezt, auf den Destrier (Streitross), welchen ihm der König nach Paris geschickt hatte, das war schwarz (morel). Und auf gleiche Weise stig der König der Römer (Wenzel) auf dasselbe, welches ihm der König gesandt hatte; dises war gleichfalls schwarz. Und mit Fleisz gab der König von Frankreich ihnen Rosse, von solcher Harfarbe,

welche am fernsten von weisz und ihm entgegengesezt ist; denn es ist Gewonheit des Kaiserreichs, dasz die Kaiser in gute Städte ihres Reiches und die unter ihrer Herrschaft sind, auf einem weiszen Pferde einzuziehen pflegen. Da wollte der König nicht, dasz es in seinem Reiche ebenso geschähe, damit es nicht als ein Zeichen der Herrschaft gedeutet werden könne. Und zu derselben Zeit begab er sich von seinem Palaste, monté sur un grand palefroi blanc, richement ensellé tout aux armes de France.

Wie durchaus übrigens noch heutzutage vom Volksbewustsein der Schimmel als Königsträger anerkannt ist, zeigt eine hübsche Erzälung Riehls. Diser nam im Jare 1857 an der Reise Teil, welche König Max von Baiern mit einem kleinen Gefolge von Gelerten, Hofleuten und Künstlern in seinem Lande unternommen hatte und meist zu Pferde ausfürte. Ueberall ging ihnen der Ruf voraus, und am Eingang jedes Oertchens war die Bauerschaft versammelt, um den König zu begrüszen. Wo es aber auch sein mochte, immer wurde derjenige der Gesellschaft als der König mit feierlicher Anrede begrüst, der da zufällig einen Schimmel ritt, worüber der erlauchte Unerkannte sich jedesmal „königlich" amüsirte. — Zu so heiteren Erlebnissen geben jezt Vorstellungen Anlasz, die noch vor wenigen Jarhunderten ernste Etikettenfragen bildeten und die in der Vorzeit sogar von dem Nimbus feierlichster Heiligkeit und anungsvoller Götterfurcht umgeben waren.

In bedeutungsvoller Beziehung zum Rosse stand auch der **Eid.** Bereits an anderer Stelle (Seite 259) haben wir darauf hingewiesen, dasz die Alten „bei Schwert und Rosseshaupt" oder bei „Rossesbug" schworen.*) Häufig legte der Edle auch, indem er eine Versicherung aussprach, nur die Hand an seines Rosses Steigbügel, so wie wir jezt auf das Evangelium schwören; denn der Steigbügel ist ein Sinnbild der Ritterschaft. „*Im Stegreif sizen!*" ist ein Ausdruck für „Ritterschaft üben".

Auch als Symbol augenblicklichen, unaufschiebbaren Handelns erscheint der **Steigbügel**, also ganz im Sinne unsrer heutigen Redensart: *„aus dem Stegreif"*; z. B. heist es in alten Hoferechten, dasz, wenn der Grundherr auswandernden Armen begegne, „so soll unser erwürdiger Herr mit einem Fusz aus dem Stegreif treten und in dem andren bleiben und dem armen Manne forthelfen, dasz er kommt, wo

---

*) Gradeso fordert (Iliad. XX) Menelaos den Antilochus auf: „Berüre die Rosse und schwöre zum Erderschütterer Poseidon!"

er sich ernären möge". An den Stegreif knüpft sich ferner noch der äuszerliche Ausdruck von Personal-Rechtsverhältniszen, nämlich der allbekannte *Steigbügeldienst*, welcher, aus uralter Zeit stammend, sich im Mittelalter zur gewichtigsten Bedeutung entwickelte. Fürsten und groszen Helden wurde schon ser früh als Anerkenntnis ihrer hervorragenden Stellung und zum Zeichen der ihnen geschuldeten Dienstbarkeit der Bügel gehalten. — Beim Hergehen neben dem Reiter

durch sine zuht der knappe greif
dem herren an den stegereif.

Vor allem aber geschah das Bügelhalten beim Ab- und Aufsteigen. So hält im Nibelungenliede Sigfrid dem Gunther auf der Brunhildfart Zaum und Bügel, und so taten, troz aller überzarten Minnetändelei, auch die ritterlichen Ehefrauen ihrem heimkerenden Gatten. Breide hält dem Orendel den Bügel; „Blanscheflûr den stegereif huob unz er ûf gesaz" heist es in „Flore und Blanscheflûr", und im Parzival küst Bêne gar den Steigbügel des Gâwân:

Gâwân bot ihr seinen Grusz;
Sie küst ihm Stegereif und Fusz . . .
Sie hatte seinen Zaum genommen
Und bat Gâwânen: „steigt vom Pferd!"

Eine ernste, der ganzen Christenheit bedeutsame Frage war es, ob der Kaiser schuldig sei, dem Pabste den Bügel zu halten, eine Streitfrage, welche entbrannte, seit Kaiser Ludwig II. vor dem Nachfolger Petri abgeseszen war und des Pabstes Ross einen Pfeilschusz weit am Zügel gefürt hatte. Der Sachsenspiegel entscheidet dise Frage zu Gunsten des Papstes, indem er sagt: „Dem Pabste ist gesezt das geistliche Schwert, dem Kaiser das weltliche. Dem Pabste ist auch gesezt zu reiten zu bescheidener Zeit auf einem blanken Pferde und der Kaiser soll ihm den Steigreif halten, auf dasz der Sattel nicht weiche". — Tief hat sich die Bedeutung dises Steigbügeldienstes der Volkssele eingeprägt; noch Platen singt von Napoleon:

Fürsten hielten dir den Bügel,
Kaiser dir den Baldachin;
Zwischen deinen Schenkeln stönte
Das gezämte Ross der Zeit.

Noch ein zweiter wichtiger Rechtsgebrauch bezieht sich auf den Stegreif, und zwar auf Anwendung oder Nichtanwendung desselben. Es galt nämlich als ein Zeichen von Mannhaftigkeit und Rüstigkeit, one Berürung selbst des dargebotenen Steigbügels aufzusizen. Darum heist's von Wolfdietrich im Heldenbuche:

On stegreif der freige
da in den Sattel sprang;
Des seit die schöne ameige
jm gar groszen Dank —

und in „Orendel von Trier“:

Eise, der küne Weigand, on Stegreif in den Sattel sprang*);
Da nun sprach der Graurock: „Dises Sprunges walte Gott!“

Auch lebt bis heut das Sprichwort: *„Das will mer sagen, als one Stegreif in den Sattel springen!“* Indeszen das vermag doch keineswegs ein Jeder, und hieran knüpft sich eben der Rechtsgebrauch des *Rittersprungs* oder des *Vorritts.* Schon im alamanischen Geseze nämlich wird die Fähigkeit eines Herzogs, seinem Dienste vorzustehen, danach abgemeszen, ob er noch one Hülfe sein Ross besteigen könne; und dise Form, die volle persönliche Zurechnungsfähigkeit darzutun, erhielt sich durch das ganze Mittelalter, wärend dessen Urkunden und Rechte stets erheischen, dasz ein Geber oder Verpfänder verfügt habe, *„dieweil er reiten und gehen konnte,“* oder *„dieweil er noch so jung und gesund war, dasz er in seinem kurisz von der erden auf ein hengstmäszig Pferd sizen und sich in diser Stellung dem Landvogt erzeigen mag“.* — Hatte z. B. der adlige Besizer eines Mannlehntums keine männlichen Erben, so durfte er sein Gut one weitere Erlaubnis des Landesherrn veräuszern, sobald er seine „unzweifelhafte Dispositionsfähigkeit“ dadurch bewiesen, dasz er — vollkommen kriegerisch gerüstet, one Hilfe, namentlich one die Steigbügel zu berüren, „in daz gereite sprang“. — Die Verordnung des Sachsenspiegels ist milder; sie verlangt nur, dasz der Vererbende noch vermöge, mit Schwert und Schild auf ein Ross zu kommen „von einem Stein oder Stock, einer Daumellen hoch, also doch, dasz man ihm Ross und Stegreif halte“. — Der „Vorritt“ wurde stets mit groszer Feierlichkeit bei Trompetenschall vorgenommen, und ist der lezte nachweisbare „Rittersprung“ 1778 in Sachsen geschehen. — Man sieht aus dem Zusammenhange diser Gebräuche, welche hohe Wichtigkeit dem Besteigen der Rosse beiwonte, und daher ist es ganz folgerichtig, wenn die altgermanische Justiz wie der rechten Hand, so dem linken Fusz höheren Wert beilegt, als der linken Hand und dem rechten Fusze.**) Denn wenn

*) (Noch einige andere Beispiele vergl. Teil III.)

**) Auch Risen, Zwerge und Ungeheuer der Sagen fordern als Busze „die rechte Hand und den linken Fusz“, so Laurin für die Verwüstung seines Rosengartens; wer sie leistete, war nicht mer kampffähig, also eigentlich gar kein Mann.

die Rechte das Schwert fürt, so ist es der linke Fusz, der „intapfet", d. h. der beim Aufsizen in den Steigbügel tritt. Es gehörte zum Ritter,

> daz er den linken fuoz gestiez
> wol vaste in den Stegereif.

Auf die **ceremonielle Bedeutung der Sporen**, namentlich der goldenen haben wir schon (Teil I Seite 172) hingewiesen werden ihrer im historischen Teile (Teil III. Mittelalter „Geschichte des Rittertums") ebenfalls gedenken. Ihre Anname bedeutete die Uebername bestimmter Ritterpflichten. Als Orendel auszieht um die schöne Breide, des heiliges Grabes Herrin, zu freien, will er nur solche Gefärten mitnemen, die ihm freiwillig folgen. Deshalb läst er goldene Sporen auf den Hof schütten; die Ritter, welche ihm folgen wollen, heben sie auf; nur ein Par bleibt zurück, aus dem Orendel ein Christusbild machen läst, um es in Jerusalem zu opfern.

Abgabe der Sporen bedeutet Aufgeben der ritterlichen Machtfülle. In's Kloster tretende Ritter legten ihre Sporen auf dem Altar nider; Ueberwundene reichten dem Siger den rechten Handschuh und den rechten Sporn. Die Sporen der Erschlagenen galten als Trofäen. Darüber belert u. a. ein etwa 1300 entstandenes Volkslied der Flaminger über Johann Barliit, den Siger von Worringen und Kortryk mit der Strofe:

> Tin kerke onser lieve vrouw
> Sint gy die goude sporen,
> Achthondert synt er int getael
> Von Grafen und en herrn verlooren.
> Maria a ter locken syn
> Die Sporen hier gehangen —
> Nu bid voor't land uw kindekyn
> En die dit liedekyn sangen.

Pontus Heuter (Rer. Burg.) erzält, dasz 1382 in der Oberkirche Courtrays noch 500 Par diser goldenen Sporen gehangen und Zeugnis gegeben hätten vom Sig der Flamen über die französische Ritterschaft. — Auch die 1479 geschlagene Schlacht von Guinegate heist Sporenschlacht (*journée des éperons*) sowol wegen diser Trofäe, als weil die flüchtenden Franzosen mer die Sporen als den Degen gebrauchten.

Wie innig dagegen mit dem Begriff stolzer Männlichkeit das Bild der Sporen verbunden war, bezeugt jenes treffende Wort, das in Mitte des 15. Jarhunderts von Wilhelm dem Tapferen, Thüringens Herzog, im Schwange war:

„Wenn Herzog Wilhelm zu Weimar seine Sporen angürtete, so hörte man sie im ganzen Reiche klingen."

Wie dem Steigbügel und den Sporen, so kamen auch dem **Hufeisen** besondere rechtliche Bedeutungen zu.

Hufeisen und Hufnägel erscheinen nicht selten als gesezlicher Zins, namentlich als Nebenverpflichtung der Futterzinsigen. Drum heist's z. B. im „Hörnen Seifried": „man schenket fuoter und nagel beidiu ros und dem man."

Aber das Hufeisen galt auch als Erenzeichen, als Beweis der Makellosigkeit von Ross und Reiter. Bei Beschreibung des schmachvollen Aufzuges der Jeschute im „Parzival" sagt der Dichter:

Ein barfusz Pferd, das muste tragen
Eine Frau, die vor ihm ritt,
In einem hinkenden Schritt.

Hiemit wäre denn auch die Bedeutung des Hufeisens als Glückspfand (Seite 364) zu vergleichen und nicht minder das von gefallenen Mädchen geltende Sprichwort: *„Sie hat ein Hufeisen verloren!"* (Vergleiche S. 101).

Es war eine Strafe auf „barfüszigem" Pferde reiten zu müszen; und namentlich in Schlesien war es noch spät üblich, straffällige Edelleute zu verurteilen, nur mit drei, zwei oder einem Eisen zu reiten. Auch auf die Prozeszformen wirkte dis Herkommen ein. Appellirende Parteien ritten nämlich noch bis tief in's Mittelalter hinein zur höheren Instanz mit acht Pferden, die aber nur vorn, nicht hinten beschlagen sein durften. Villeicht hatte das noch den Nebensinn, sie zu langsamen und vorsichtigen Reiten zu bewegen, damit sie sich's lieber unterwegs noch einmal überlegten.

Endlich ist zu erwänen, dasz auch dem **Gebisz** der Rosse eine symbolische Bedeutung beigelegt wurde, sodasz z. B. die germanische Sage für das höchste Heiligtum der Welt: die Nägel des Kreuzes Christi, keine beszere Verwertung erfinden mochte, als dasz sie umgeschmidet worden seien zu einem Gebisze für das Schlachtross Kaiser Constantins, auf dasz es seinen Herrn zum Sige trage.

Strafrecht.

Fast noch enger als die Privatgerechtsamen lent sich an den Gottesdienst das Strafrecht; denn die Urteilssprüche galten für Gottesurtheile. — Auch hier begegnen wir daher häufig dem Rosse und seinem Zubehör.

Ganz entsprechend dem Verlust der Hufeisen und noch häufiger als diser erscheint als Strafe der Verlust der Sporen oder des Sattels.

Der **Sattel** wurde entweder ganz abgesprochen, oder durch einen von unedlem Stoffe ersezt. So reitet im Parzival zum Zeichen der Ernidrigung Jeschûte auf hölzernem Sattel. Herzog Orilus, der sie der Bulerei beschuldigt, ruft ihr zu:

„Euer Zaum sei ein Seil von Bast.
Der Hunger lad' euer Pferd zu Gast;
Allen seinen Schmuck verliert
Euer Sattel wolgeziert!“
Hurtig zerrt und risz er da
Den Sammt herab. Als das geschah,
Und der Sattel brach, den sie geritten,
(Ihre keuschen reinen Sitten
Hatten seinen Hasz erfochten),
Mit dem Strick, von Bast geflochten*),
Richtet er ihn wider zu,
Sein Hasz benam ihr gar die Ruh.“

Dise Bedeutung des Sattels als juristisches Symbol scheint uralt und ist ihm lange geblieben, namentlich bei den späteren Turniergerichten. Jedem Ritter nämlich, der in den Schranken eines Verbrechens überfürt worden, nam man das Pferd, schnitt die Sattelgurte durch und hing den Sattel als Strafverkündigung innerhalb der Planken auf. Daher wurde dann *Sattelhenken* sprachlich als „richten“, „aburteilen“ u. s. w. gebraucht, und so ruft z. B. Kohl im „Götz von Berlichingen“, (5. A. 2. Sc.) um die Erwägungen Stumpfs und des Ritters zu unterbrechen: *„Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit!“*

Nicht minder alt ist eine andere Form der Sattelstrafe: das *Satteltragen,* welches für Freie und Edle, ja für Fürsten in Anwendung kam. Das älteste Zeugnis davon reicht bis in's 9. Jarhundert zurück. Gewönlich erklären die Berichterstatter die

*) (Vergleiche hiemit die Mitteilungen über „Bast-Sättel“ Seite 459 und Teil III, Altertum. „Urzeit.“ Tracht von R. u. R.) Ueber das Reiten auf dem hölzernem Pferde vergl. Teil I. S. 72 und 160, über die *Zaunritter* und das Reiten auf den Turnierschranken Teil III, Mittelalter. „Kriegerisches Reitertum.“ Turniere.)

Strafe dadurch, dasz der Verurteilte sich dem beleidigten Herrn gleichsam zum Reiten darbot. J. Grimm vermutet aber Zusammenhang mit Gebrauch der Sättel bei Verbrennungen, so dasz der Sattel die eigentlich verdiente Strafe des Scheiterhaufens symbolisirte. — Die adlige Strafe des Satteltragens besteht übrigens für die Mannschaften mererer Kavallerien, wenn auch in unendlich abgeschwächtem Sinne, noch bis heute.

Die **Zügel** galten von jeher als energisches und klares Symbol der Unterwerfung. König Konrad IV. von Hohenstaufen legte dem bronzenen Wappen- und Freiheitsrosse von Neapel Zügel an. Ein alter Rechtsbrauch hiesz, Landfridensbrecher an ihres eigenen Rosses Zaum erhängen; und so geschah noch im 14. Jarhundert, laut Spruch eines freien Schöffengerichts einem Herrn aus erlauchtem Harzer Grafenhause.

Die **Vollstreckung des Todesurteils durch Rosse** trägt den Karakter eines den Göttern dargebrachten Sünopfers, das man in verschiedener Weise vollzog. Der gothische Geschichtsschreiber Jornandes berichtet, dasz Sonilda, an den Schweif eines Rosses gebunden, zu Tode geschleift wurde, eine Strafe, die auch Lothar von Soissons 614 an der greisen austrasischen Fürstin Brunhilde vollstreckte. — Fürchterlich lebendig ist die Schilderung, welche Freiligrath von diser Exekution entwirft:

. . . . Wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden liesz mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, dasz an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durch's Frankenlager schleife,
Der Son des Chilperich, der andere Chlotar.
Der Hengst risz wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut und schaudernd sah'n die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erschrecklich Strafgericht.

In der Sage „Idda von Toggenburg“ (Grimm No. 513) verhängt der argwönische Graf über seinen Dienstmann dieselbe Strafe und auch merere Märtyrer duldeten den Tod in diser Weise. Die Maler pflegen St. Quirin, die heilige Irene und St. Hippolytus darzustellen, wie sie von Pferden geschleift werden. — Diser Todesstrafe entspricht die alte Sitte Selbstmörder oder auch andere Verbrecher, denen man schimpfliche

Bestattung zuerkannte, an eines Pferdes Schweif gebunden auf einen Kreuzweg schleppen zu lassen.

Im Hamdirlied der „Edda“ wird das Zertreten durch Pferde erwänt:

> Eure Schwester war es, Swanhild geheiszen,
> Die der stolze Jörmunreck von Gäulen zerstampfen liesz,
> Auf offnem Wege von weiszen und schwarzen,
> Grauen, gangzamen, gothischen Rossen.

Swanhilde war so schön, dasz die edlen Pferde, welche gegen sie anstürmten, bewundernd stillstanden, und man muste die edle Fürstin in einen Sack hüllen, um die Rosse über sie hinfüren zu können. So ward sie von den Hufen zerstampft. — Dise Todesart erinnert an das Zerbrechen der Glider durch das Rädern, von dem Grimm meint, dasz es ursprünglich wirklich durch Ueberfaren mit einem Wagen (warscheinlich dem des Gottes) ausgefürt worden, wie denn für Ackerdiebe das Abpflügen des Hauptes vorkommt. Das Herrenbreitinger Petersgericht z. B. verordnet: „Wer rain, stein und markung ausgrebt, den soll man in die Erden graben bis an den Hals und sol dan vier Pferde, die des ackers nit gewon sind, an einen pflug, der da neu ist, spannen... und sol man jm alslang nachdem hals ern (pflügen) bis man jm den hals abgeern hat.“

Die am häufigsten erscheinende der hiehergehörigen Todesstrafen ist jedoch das Vierteilen (*zerliden*, zerglidern). „Ich wäre wert, daz mich zevourte ein pfert!“ heist es bei Herbert. Arme und Beine wurden an Pferden befestigt und dise nach verschiedenen Seiten auseinander getriben, bis sie den Körper zerrissen. Dise Strafe erscheint vorzüglich im karolingischen Sagenkreise. So schliest das Rolandslied damit, dasz „Genalun der Verrater“ zu Achen von vier Pferden zerrissen wird.

> Genelunen sie bunden
> mit fuozen unde mit handen
> wilden rossen zuo then zagelen;
> thurh thorne unde thurh hagene
> an theme buke und an theme rucke
> brachen sie in ze stucke.

Nach Livius kannten auch die Römer dise Strafe, und dieselbe entsezliche Todesart bildet in vilen Kindermärchen das Ende der Bösen.

Fronboten.

Der innige Zusammenhang der Kultusformen mit denen des Rechts, ja der Verwaltung stellt sich für die Vorzeit unseres Volkes auch in der höchst eigentümlichen Ausstattung dar, welche alte Weistümer von der äuszeren Erscheinung heischender Boten verlangen und welche offenbar Reminiszenz elementarer wodanischer Attribute ist, wie sie teils dem Gotte selbst persönlich zukamen, teils, als ursprünglich einzig bekannte und allein gebräuchliche, noch in späterer Zeit den Boten fordernder Behörden altertümliche Erwürdigkeit und höheres Ansehen vermitteln sollten. Im Braunschweigischen z. B. gab es einen *Maigassenzins*, der jeden Weihnachtsabend durch einen Reiter auf einäugigem Pferde an das Amt gelifert wurde. — Zu Weiszensee erhob denselben Zins der Pfaffenhof. Hier lieszen sich also die Behörden in gemütlichster Form die Steuern vom Weihnachtsmann bescheren. — Die Hubner des Bischofs von Mainz konnten zu ausnamsweiser Gerichtssizung nur befolen werden durch einen einäugigen Budel (mittelhochdeutsch: *putil* d. i. Büttel, Herold), auf einäugigem Pferd mit basten stigleder, holzen stegreif und hagen sporn. — Der Schoszbote der Herrn von Odenheim, wenn er Gefälle eintreibt, soll haben nur ein Aug, desgleichen soll sin Pferd wisz sin und nit mer dan ein aug haben. — Die Einäugigkeit und das Schimmelreiten sind deutliche Beziehungen auf Wodan. Ueber das primitive Reitzeug aus Bast und Holz, dessen wir schon oben (Seite 456) erwänt haben, werden wir im III. Teile (Altertum „Urzeit“, Tracht von Ross und Reiter) Näheres mitteilen.

Endlich sei hier noch die Vermutung ausgesprochen, dasz bei der in Baiern bis zur jüngsten Zeit üblichen Sitte des Haberfeldtreibens, welches Panzer auch Haberfeldreiten nennt und welches ein unverkennbarer und keineswegs verächtlicher Ueberrest alter Volksjustiz war, der Haberfeldmeister ursprünglich eine ganz änliche Figur gespielt und nicht minder den göttlichen Wodan vertreten haben dürfte als die vorher aufgefürten heischenden „Budel“ der alten Weistümer.

Masz- und Gewichts-Bestimmungen.

In Erwägung, dasz Masz- und Gewichtsbestimmungen nicht nur den Rechtsverhältniszen ser nahe stehen, sondern dasz ihnen auch ihrer hohen Wichtigkeit wegen ein gewiszermaszen heiliger Charakter aufgeprägt ist, erlauben wir uns zum Abschlusz noch die Beziehungen von Ross und Reiter zu Masz und Gewicht zu betrachten. An mythischen Anknüpfungen felt es dabei villeicht gänzlich; so gut wie jedoch an den Pforten mancher christlichen Kirche, zum Beispiel im Vorbau des Freiburger Münsters, die landesüblichen Längen- und Flächenmasze an die geweihte Mauer angeheftet sind, ebenso können wol auch die nachstehenden Bemerkungen an der Ausgangspforte unsrer Abhandlung stehen und den geneigten Leser wider zum alltäglichen Verkersleben hinüberleiten.

Die Maszbestimmungen für Grösze, Höhe, Weite, Schwere, Ferne u. s. w., welche das deutsche Altertum aufgestellt, erscheinen in ihrer sinnlichen Anschaulichkeit ganz besonders karakteristisch. — Die Breite des Weges ordnete der vorn über den Sattel quergelegte Reiterspiesz in der Höhe des Pferderückens. — Die *Last* war ursprünglich ein Masz, welches das Gewicht bezeichnete, das ein Pferd tragen kann, wie es denn z. B. in der „Eneit": von dem Zelte heist, welches Dido dem Eneas gibt: „zweinzich soumâre ne mohtenz dar niht getragen." — Die Leistung des Rosses diente also dem Altertum in ganz änlicher Weise zum Ausgangspunkte der Vergleichung, wie noch heutzutage uns, die wir die ungeheure Arbeitsfähigkeit unserer Maschinen, dankbar redend, nach *Pferdekräften* berechnen. Das ist ein überaus schlagendes Beispiel dafür, wie fundamental die mit uns arbeitende Kraft des Rosses unsere Kulturergebnisse bedingt, und zugleich eine frappante Illustration zu Karl Ritters Ausspruch: die alten Amerikaner seien keiner höheren Entwicklung fähig gewesen, weil ihnen deren mächtigste Factoren, das Pferd und das Eisen gemangelt. Wir aber drücken unsren Reichtum auf das Treffendste aus, indem wir die Arbeit des bewegten Eisens an der Arbeit des Pferdes messen. — Sogar als Masz geistiger Arbeit hat das Sprichwort die Pferdekraft angewendet; und wenn man sagt: *„Natur zieht stärker als siben Pferde"* oder *„dazu bringen mich keine zehn Gäule!"*, so ist das gewisz ein plausibles Resultat volkstümlicher Psychologie.

Auch die Höhe des Pferdes diente den Alten als Masz. In manchen Verordnungen, welche gute Pflege anempfelen, heist es, man solle „den Rossen streuen bis an die Vorbug und Haber geben bis an die Augen". (Im Frankfurter Fronhofsrecht: „Futter bis über die Naslöcher und strohe bis an den Buch.") — In alten Wildbannordnungen werden die Jäger angewisen, fremde Hunde zu fangen oder zu töten. Doch „Ist der Hund also klein, dasz er nit reichet an des reiters stegreif, so soll er ihn laszen gehn." — Da nach altem Rechte ein Acker Gemeingut ward, sobald ihn der Besizer dergestalt verwildern liesz, dasz sich Gebüsch darauf erhob, so galt der alte Rechtsspruch:

Wenn der Busch dem Reiter reicht an die Sporen,
So hat der Bauer sein Recht verloren.

Sowol die Erscheinung als der Lauf des Pferdes wurden im deutschen Altertum zu Entfernungsbestimmungen verwendet. Das alte Wendhager Bauerrecht z. B. beurteilte gröszere Entfernungen danach: „wie weit man ein weiszes Pferd absehen kann", oder soweit „als ein Reuter in vollem Galop eine halbe Stunde jagen kann." Die oben erläuterten rechtlichen Bestimmungen von Gränzen durch Umreiten zu Rosse, obgleich jedenfalls auf altem Kultusgebrauch basirend, finden durch solche Angaben eine ser natürliche Anknüpfung in der alltäglichen Auffassung des bürgerlichen Lebens. In mittelhochdeutschen Gedichten (wie im „Erec", in Ulrichs „Frauendienst", im Heinrichs Tristanfortsezung und an anderen Orten) erscheint „*rosselouf, rosslouff*" sogar als Bezeichnung einer ganz bestimmten Entfernung, und aus einer Stelle des „Iwein" erhellt, dasz auf eine deutsche Meile 24 Rossläufe kamen. Noch Karten des vorigen Jarhunderts, namentlich süddeutsche, richten ihren Maszstab gern nach „Pferdsschritten" ein. — So rechnet man freilich gegenwärtig nicht mer; aber noch heut dient uns beim Wettrennen wie bei kriegerischen oder ceremoniellen Cavalcaden die *Pferdelänge*, ja die *Nasenlänge* als Kriterium.

Endlich liebte man im Altertume die Zeitdauer nach Rittstrecken zu bestimmen; und darum heist es ser schön im Gudrunliede, als der göttliche Sänger Horant eine Weise anstimmt, die nie ein Mensch vernam, die keiner je erlernt:

Der Lieder sang er dreie,
die waren wundersam.
Keinem ward es lange,
der solchen Ton vernam. —

Die Zeit, die einer brauchte,
tausend Wegestunden
Zu reiten, wäre hier ihm
wie ein einzger Augenblick verschwunden.

Wir wünschen, dasz der Leser, wenn er dis Buch aus der Hand legt, keine entgegengesezte Empfindung haben möge, wie die Hörer bei Horants Gesang, und hoffen, dasz unsere Ansicht von der kulturhistorischen Bedeutung des Pferdes uns ein richtiger Maszstab gewesen sei für die Behandlung unseres Themas von „Ross und Reiter".

Schlusz des I. Bandes.

Druck von O. Pätz in Naumburg a/S.

Ross und Reiter

in

Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen.

Eine kulturhistorische Monografie

von

Max Jähns.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1872.

II. Hauptabschnitt.

Mittelalter.

(1000—1500.)

III. Hauptabschnitt.

Sechszehntes Jarhundert.

IV. Hauptabschnitt.

Sibzehntes Jarhundert.

V. Hauptabschnitt.

Achtzehntes Jarhundert.

VI. Hauptabschnitt.

Neunzehntes Jarhundert.

Einleitung.

Wilhelm's von Kaulbach berümtes Bild, „die Völkerscheidung", stellt der Gruppe herdenbegleiteter Semiten wie den vor dem Apis gebeugten trübsinnigen Sönen Ham's in königlicher Freiheit die Japetiten gegenüber, die arische Völkergruppe, welche auszieht, Hochasien und Europa zu bevölkern. In ihr pulsirt das herrlichste Leben im Gemälde wie in der Weltgeschichte; in sie ausschlieszlich hat der Künstler die glänzende Gestalt des Rosses eingefürt; und sicherlich wäre auch die Weltgeschichte eine ganz andere als sie ist, wenn in ihrem groszen Drama grade jenen Völkern der mächtige Kulturgenosse, das Pferd, gemangelt hätte. Zwei Reiter diser arischen Volksgruppe scheinen auf stolzen Rossen aus dem Bilde herauszusprengen. Einer von ihnen schaut zurück nach Babel; er repräsentirt die asiatischen Japetiten; der andere, welcher begeistert emporblickt, ist ein Germane. Mit Recht! Denn bei den teutonischen Stämmen ist ja in der Tat das Reitertum, wenn auch nicht zur massenhaftesten Verbreitung, so doch zur herrlichsten und edelsten Entwicklung gediehen.

Die nachfolgenden Blätter wollen eine Einzeldarlegung diser Entwicklung versuchen, und somit wenden wir uns zur **Geschichte von Ross und Reiter in Deutschland.**

Disen groszen Gegenstand teilen wir, der Uebersichtlichkeit wegen, in merere Abschnitte, von denen der erste, das Altertum umfassend, bis zum Jare 1000 unsrer Zeitrechnung reicht. Der zweite umfast als Mittelalter das folgende halbe Jartausend. Die dann bis zur Gegenwart heranfürenden Jarhunderte sollen, jedes für sich, im dritten Abschnitte behandelt werden.

Wir wollen in disen Abteilungen eine Schilderung des jedesmaligen Pferdestandes geben. Ihr wird eine Darlegung von der Verwendung des Rosses und seiner, sowie des Reiters Stellung im sozialen und privaten Leben der Nation zur Seite stehen, welche die Verhältnisse des Kostüms und des Verkers, die wissenschaftliche und künstlerische Stellung des Menschen zum Pferde in's Auge fast, den Hauptnachdruck aber auf die Verwertung des Rosses als Kriegsgenosse legen wird. Denn in diser findet, wie männiglich bekannt, jede Geschichte von „Ross und Reiter" die meisten Berürungspunkte mit der allgemeinen Geschichte einer Nation, und um sie gruppirt sich auch unwillkürlich die gröszere Menge aller anderen mit dem Pferde zusammenhängenden Kulturmomente.

Eine offene und villeicht immer offenbleibende Frage ist die nach der **Herkunft des Pferdes.** Schon Griechen und Römer waren zweifelhaft, woher das Ross stamme und versezten seine Heimat bald in die Berge des Kaukasus, bald in die Flusstäler Hindostans, suchten sie bald in den Alpen oder den Pyrenäen, bald wider in den skythischen Ebenen. Bis vor Kurzem galt es wenigstens als unzweifelhaft, dasz das Pferd nur der alten Welt angehöre, da bei der Entdeckung Amerikas der neue Continent sich vollständig one irgend eine Art der Gattung „*Equus*" zeigte und das Pferd den Indianern als ein unerhörtes Wundertier erschien. Die geologische Forschung hat aber auch dise so allgemein geltende Anname umgestoszen, ja Sir Charles Lyell hat ihr sogar die Hypothese entgegengesezt, dasz grade die neue Welt das Schöpfungscentrum der Pferde gewesen sei, weil sich in Amerika in den Schichten der pliocänen und postpliocänen Zeit, also unmittelbar an der Schwelle der geologischen Gegenwart, fast viermal so vil verschiedene Arten des Equus gefunden haben*), als in sämtlichen durchsuchten Schichten des alten

*) Die ersten fossilen Pferdereste aus Nordamerika brachte Kapitän Beechey von den schlammigen Küsten der Eschholzbay, wo er sie unter versteinerten Mammuth- und Rinderknochen gefunden. In Südamerika kam Darvin zuerst Pferderesten auf die Spur; dann machte Claussen die Entdeckung der fossilen Pferdeknochen in den Grotten der Minas Geraes, einem brasilianischen Bergwerksdistrikt; und von nun an häuften sich die Funde. — Vor Kurzem gab Prof. Marsh in der National-Akademie von Philadelphia Mitteilungen über Pferdereste, welche nahe der Eisenbanstation Antilope (450 engl. Meilen westlich von Omaha) 68 Fusz tief beim Brunnengraben gefunden worden und vorzüglich aus Teilen des Gangwerks bestan-

Kontinents. Er meint deshalb, dasz vermutlich eine Einwanderung des Pferdes von dem amerikanischen nach dem asiatischen Festlande stattgefunden habe und dann später erst das Pferd in Amerika ausgestorben sei.*) — Es bleibt nun zu erweisen, ob sich nicht doch noch eine änliche Manigfaltigkeit fossiler Pferdearten wie in Amerika auch in Asien finde**), dessen mittlere Hochländer ja erst neuerdings durch die Fortschritte der russischen Waffen wissenschaftlicher Durchforschung geöffnet werden. Denn grade Mittelasien, sowie das Tal des Oxus wurden bisher neben Europa mit groszer Warscheinlichkeit als Urheimat unsres Pferdes *(Equus Caballus)* bezeichnet. Dort schwärmen noch heut Rudel wilder Rosse in ungebundener Freiheit vom Kaspi bis zu den Bergen des iranischen und tübetanischen Gebirges, in denen sie sich zuweilen bis zu 16,000 Fusz Höhe versteigen. Auszer dem Pferde lebt dort auch der pferdeänliche, isabellengelbe, schwarzmänige Dschiggetai *(Equus hemionus)* in zalreichen Herden, und so möchte man nach der gegenwärtigen Verteilung der Pferde-Arten, sowie auf Grund historischer Data allerdings vermuten: Asien-Europa sei die Urheimat des *Equus-Caballus* und Afrika die Wiege des *Equus-Asinus (Onager, Zebra* und *Quagga)*. wärend von den heut lebenden Arten der Gattung Equus keine aus Amerika abzuleiten ist.

Was die Reste vorsintflutlicher Rosse in Europa betrifft, so finden sich die frühesten in den Tertiärschichten. Und zwar sind es die immergrünen Laubwälder der Braunkole, in welchen zuerst ein an das Pferd erinnernder Typus: das *Hippotherium* erscheint. In den späteren Braunkolenformationen tritt aber auch das eigentliche *Equus* auf, und noch häufiger begegnet es im Diluvium. — Cuvier sagt: „Die Zäne des fossilen Pferdes kommen zu Tausenden unter den Ueberresten des Mammuth, Mastadon u. s. w. vor und zwar beinah in allen ihren Lagerungsstätten; es ist aber nicht möglich zu entscheiden, ob damals nur

---

den. Die Race kann nicht gröszer als 2, höchstens $2^1/_2$ Fusz gewesen sein, weshalb sie Marsh: *Equus parvulus* benennt und sie als die sibzehnte Spezies versteinerter amerikanischer Pferde bezeichnet.

*) Das Aussterben des Pferdes in Südamerika erklärt Lyell durch ein in Paraguay vorkommendes Insekt, welches seine Eier in die Nabel frisch geborner Pferde, Rinder und Hunde legt und dadurch deren Tod herbeifürt, sodasz dise Tiere sich in der Wildnis nicht fortzupflanzen vermögen. Das erklärt jedoch nicht, warum das Pferd auch in Nordamerika ausgestorben ist.

**) Aus Indien hat Kapitän Cautley die fossilen Knochen von zwei, warscheinlich sogar von drei Gattungen nach England gebracht.

eine oder mere Arten existirten, weil die Skelette diser Spezies einander so änlich sehen, dasz man durch die blosze Vergleichung ihrer zerstreuten Fragmente auf keinen Unterschied kommen kann.“ Schon Martin behauptete indessen auf Grund der Sammlungen des britischen Museums die Existenz merer antediluvianischer Pferdespezies in Europa, und neuerdings ist man der Ansicht, dasz die Fündlinge auf drei verschiedene Arten deuten. Die Fundstätten ligen über ganz Europa zerstreut. In Deutschland sind als solche seit längerer Zeit bekannt: das Neandertal bei Düsseldorf, die Lemablagerungen von Plaue, die Geröllmassen des Dresdener Weisseriz-Tals und die Gegenden von Canstadt, Eppelsheim und Nordhausen. Bei lezterem Ort hat Professor Germar 1840 ein fast vollständiges Rossgerippe ausgraben lassen, das sich jezt im mineralogischen Museum zu Halle befindet. — Dr. Wankel fand im diluvialen Lem einer der Slouperhölen bei Ostrowo in Mähren Pferdeknochen mit Einkerbungen und Einschnitten, welche warscheinlich der Steinzeit angehören. Aenliche Reste hat man an der Schussenquelle in Schwaben, in den Schuttablagerungen des groszen Rheingletschers der Eiszeit oberhalb des Bodensees entdeckt. Andere Fundstätten ligen bei Hoxen in der englischen Grafschaft Suffolk, im Themsebecken, in den Hölen der Grafschaft Somerset, in der berümten Engishöle des Lütticher Landes und in Frankreich bei Amiens und Abbéville, sowie namentlich bei Aurignac in den Pyrenäen. An lezterer Stelle fand man Knochen von Pferden und anderen Pflanzenfressern auf einer durch Menschenhand regulirten Plattform und zwar vor der Oeffnung einer Höle, welche als Begräbnisstätte gedient zu haben scheint, da sie Gerippe von 17 Menschen enthielt. Die dort gefundenen Tierknochen waren zum Teil angebrannt oder verkolt; sie zeigten Spuren von Hieben mit stumpfen Werkzeugen, und die gröszeren schienen zur Gewinnung des Marks künstlich gespalten, sodasz erhellte, die Tiere seien hier gebraten und verzert worden. Lage und Ausstattung dises Fundplazes läst seine Einrichtung in frühster Ferne der Steinzeit, in der Hölenbärenperiode, vermuten. — Ser änlicher Art sind die Umstände des jüngsten bedeutenden Fundes, desjenigen nämlich, welchen Professor Fraas im Holenfels bei Blaubeuern gemacht. Die dort gefundenen Pferdereste deuten auf eine dem isländischen Pferde änliche Gestalt mit kleinem Körper und groszem Kopf und rürten jedenfalls auch von gejagten, als Wildpret eingebrachten Rossen her. Nach Escher v. d. Linth

dürften dise Reste der **Eiszeit** angehören. — Den Versuch der **Datirung** solcher Funde zu machen, erscheint in hohem Grade gewagt; es genüge die Bemerkung, dasz Lyell den Beginn der Hölenbärenperiode auf 50.000 Jar vor unsrer Zeitrechnung ansezt, und damit verliert sich das Auftreten des Pferdes in Europa in bisher ungeante Tiefen der Vorzeit.

Ob das jezt lebende Pferd von einer der fossilen Gattungen abstammt, steht dahin. Möglich ist es, dasz etliche Pare von einigen derselben unter besonders günstigen Umständen den allgemeinen Untergang überlebten. Dasz hiebei der Mensch schon helfend mitgewirkt habe (wie Martin vermutet), dürfte kaum anzunemen sein; vilmer ist das Pferd sicherlich ebensowol als **wildes** Tier neben dem Menschen zu denken, wie alle anderen Arten der Quadrupeden. Es ligt gar keine Ursache vor, wie es oft geschieht, die asiatischen frei schwärmenden Herden nicht für wilde, sondern nur für verwilderte Rosse zu halten. Auch die Alten namen jene Pferde für **ursprünglich** wild; Oppian nennt sie *hippagri*, Plinius *equiferi*, und beide bezeichnen als ihr Verbreitungsgebiet: Scythien, Thracien, längs der Donau und selbst Europa. Die Kasaken und Tataren hegen gleichfalls keinen Zweifel über disen Gegenstand und versichern, dasz sie unter allen Umständen ein verwildertes Pferd (*Takja* oder *Muzin*) von einem wilden (*Tarpan*) unbedingt unterscheiden können.

Wann mag das Ross zum Gesellen des Menschen, zum Haustier geworden sein?

Die neuentdeckten **Pfalbauten**, welche der vierten Periode der Steinzeit angehören, die schon in das Zeitalter bronzener Werkzeuge hinüber reicht, bieten vilfach Reste des Pferdes. Zwar in den ältesten Seedörfern (circa 9000 v. Chr.) hat man seine Knochen gar nicht oder nur, wie im Mos-See, in polirten, zugerichteten Exemplaren gefunden, sodasz es in ihnen entschieden noch nicht Haustier war; in jüngeren Wasseransidlungen dagegen (3000 v. Chr.) und in den italienischen Terramaren sind Pferdereste häufiger. Die Pfalbaumänner waren indes, wie das ja auch aus der Natur ihrer Ansidlungen selbstverständlich hervorgeht, kein Reitervolk. Die wenigen Rosse, welche ihnen als Haustiere dienten, scheinen sie mit Fischen gefüttert zu haben, entsprechend dem Berichte Herodots von jenen Pfalbaubewonern des Sees Prasias, welche des Darius Feldherr Megabazos vergebens zu unterwerfen trachtete.

Die Vorträge Lenormants, Milne Edwards und Fayes in der

Pariser Akademie (Dezember 1869 und Februar 1870) weisen mit Entschiedenheit auf die arischen Völker als diejenigen hin, welche zuerst die Kulturmission des Pferdes erkannt und es zum nächsten und treusten Genossen des Menschen erhoben haben. Die vergleichende Sprachforschung beweist, dasz jene Völker sich des gezämten Pferdes bereits in den allerältesten Epochen ihrer Geschichte bedienten, und zwar noch vor der Trennung in östliche und westliche Stämme, also zu einer Zeit, wo das Pferd in Aegypten notorisch noch nicht bekannt war. Denn Pickering hat festgestellt, dasz das Ross auf keinem Denkmal des Niltals vor der Zeit der 18. Dynastie (also etwa 1800 Jare v. Chr.) erscheint. Die Wanderungen der arischen Stämme waren dann wol das wirksamste Mittel zur Verbreitung des Pferdes; doch erst spät, frühestens 2000 Jar vor unserer Zeitrechnung, erscheint es bei den Semiten. Möglicherweise haben es die Hethiter nach Syrien und Aegypten gefürt. — Später wurde übrigens das Niltal ein Hauptsiz der Pferdezucht; selbst der hebräische Name des Pferdes: *sus*, ist ägyptisch; dasz es aber trozdem dort nicht eingeboren war, beweist schon der merkwürdige Umstand, dasz das Ross, ser im Gegensaze zur arischen Mythologie, in der ägyptischen Religion gar keine Rolle spielt.

So fürt uns dise Betrachtung zurück auf unsern Ausgangspunkt, auf das Bild von der Völkerscheidung, und bestätigt unsern Ausspruch, dasz sich das Ross mit Recht nur in der Gruppe der Japetiten, der Arier, hier aber auch als entscheidendes Kennzeichen, darstellt.

Wie über die Heimat und den Ursprung des Pferdes, so gehen auch über die **Erfindung der Reitkunst** Mythen, Traditionen und Vermutungen der verschiedenen Völker und Zeiten weit auseinander. Einige derselben mögen hier skizzirt werden, um wenigstens einen Begriff von der Mannigfaltigkeit diser Vorstellungen zu geben.

Die altgermanische Anschauung hat sich nur andeutungsweise in der Edda erhalten, und zwar da, wo im Rigsmal die Entstehung der drei verschiedenen Stände geschildert wird. Denn die Stamm- und Ur-Väter der Knechte, der Frei-Bauern und der Edelinge betätigen ihren Beruf durch die von ihnen gewälte und erfundene Beschäftigung. Und da ist es der

jüngste der Göttersöne, Jarl, der als Schöpfer aller ritterlichen Künste dargestellt wird.

Den Schild lernt' er schütteln, Senen winden,
Bogen spannen und Pfeile schäften,
Spiesze werfen, Lanzen schieszen,
Hengste reiten, Hunde hezen,
Schwerter schwingen, den Sund durchschwimmen.
Dann sasz er und herrschte in achtzehn Hallen,
Verteilte die Güter, Alle begabend
Mit Schmuck und Geschmeide und schlanken Pferden.
Er spendete Ringe, hieb Spangen entzwei.

Wenn diser Blick in die nordische Bibel wenigstens die leisen Umrisse einer die Reitkunst schaffenden Heroengestalt bietet, so bleibt die Forschung in der götterarmen semitischen Bibel ganz unbelont. Der Pentateuch erwänt das Pferd zuerst bei der Ankunft des Josef und seiner Brüder in Aegypten, ein Zufall, der lange Zeit mit Unrecht Anlasz gegeben, das Niltal als Urheimat der Pferde zu betrachten. Aber indem die Bücher des Moses uns von Faraos Wagen und Reitern berichten, teilen sie nichts über den Ursprung der Reitkunst mit, beleren uns über keinen Umstand, der nicht schon aus der Fülle überblibener ägyptischer Skulpturen und Malereien hervorginge.

Genauer als die jüdischen Mitteilungen, ja anscheinend datirbar sind einige Andeutungen, welche die heiligen Bücher der Chinesen über die Zämung des Pferdes gewären. Sie füren bis auf das Jar 2155 v. Chr. zurück. Denn in der Geschichte der Dynastie Schang (der vierten Abteilung des Schu-King) wird bei Gelegenheit einer in jenes Jar fallenden Sonnenfinsternis erzält: „Sonne und Mond standen am ersten Tage des lezten Herbstmondes nicht im richtigen Verhältnis (d. h. es fand eine Mondfinsternis statt); der Blinde schlug die Trommel, die Mandarinen ritten auf Pferden und das Volk eilte herbei.“*) Da hier die Mandarinen reiten, so musz die Erfindung diser Kunst schon früher fallen, und in der Tat scheint sie dem mythischen Kaiser Schinnung zugeschrieben zu werden, wärend man auf dessen Nachfolger Hoang-ti die Erfindung der Wagen und die Abrichtung der Pferde zum Ziehen zurückfürt.

Diser nüchtern analenhaften Kaisertradition gegenüber greift die arabische Sage gleich direkt hinauf zu Allah. Ihr zu-

*) Alles, um den die Sonne fressenden Mond durch Lärm zu verscheuchen — eine auch den Germanen noch im Mittelalter durchaus geläufige Vorstellung.

folge ist das Pferd ausschlieszlich zum Reiten geschaffen und zu disem Zwecke unmittelbar dem ersten Menschen übergeben worden. Denn als Gott den Adam erschaffen hatte, rief er ihn beim Namen und sprach zu ihm: „Wäle zum Reiten zwischen dem Pferde und dem Borak“ (dem Tier, auf welchem Mohammed durch die Himmel ritt und das man als eine Art geschlechtsloses Maultier denkt). Adam erwiderte: „Das Ross ist von beiden das schönere!“ Und Gott sprach: „Das ist recht! Du hast deinen und deiner Kinder ewigen Rum erwält; so lange sie leben ist mein Segen über ihnen; denn nichts habe ich geschaffen, das mir teurer wäre, als der Mensch und das Pferd!“ — Nach anderer arabischer Sage soll das erste Pferd erschienen sein als Adam bei seinem ersten Erwachen nieste.*) Der erste Mensch aber, welcher ein Ross zämte und ritt, soll Ismael gewesen sein.

Reicher als alle anderen ist der hieher gehörige Gräko-Italische Sagenkreis, wie denn überhaupt das Pferd unläugbar dasjenige Tier ist, welches die aller Schönheit frohen Hellenen zu ihrem Liebling erkoren und mit unvergleichlicher Meisterschaft darstellten.

Wir haben schon an einer andern Stelle (Band I, S. 273) eingehend über die mythologische Bedeutung des Poseidon als Erzeuger des Rosses gesprochen. *Ιππων δοτηρα*, d. i. Pferdegeber, nennt ihn Pamphos, der uralte Liederdichter. Er, dem auf den Stosz des erderschütternden Dreizacks das erste brausende Ross hinströmte gewaltigen Laufes, muste natürlich auch als Erfinder der Reitkunst gedacht werden. Als „der Bändiger“ oder als „der Reisige“ (Hippios) wurde er daher vilerorts in Hellas verert, namentlich zu Kolonos, von dem der sophokleische Chor dem Oedipus singt:

„Fremdling, du kommst in den schönsten Gau
des rossereichen, des attischen Landes,
der herrliche Hain Kolonos ist's!“

In disem Hain hatte Poseidon einen gemeinschaftlichen Altar mit der Athene (= Hippias) und dise wurde ebenfalls beteiligt gedacht bei der Zämung des Pferdes. Denn als die spätere griechische Sage, wie auch Plinius, die Erfindung der Reitkunst nicht mer dem Poseidon selbst, sondern einer Nebengestalt desselben, dem Pegasosbändiger Bellerophontes, zuzuschreiben begann, da trat ihm zu Korinth helfend die „Aufzäumerin (*Χαλινῖτις*)

*) So entsteht arabischer Sage nach die Kaze, als der Löwe niest.

Athene" zur Seite, indem sie ihm im Traume die Idee des Zaums eingab.

Sonach wäre denn der Pegasus das erste gezäumte Pferd, eine Auffassung, welcher die Herleitung seines Namens aus dem Hebräisch-syrischen entsprechen würde. Denn *pag* oder *pega* ist semitisch „Zaum", *sus* aber bedeutet, wie schon erwänt, „Pferd", *Pegasus* also würde „Zaumpferd" heiszen. (Bochart, hiroz. I.) Indes ist wol kein Zweifel, dasz dise euhemeristische Erklärung späten Datums ist und die Urbedeutung des Wortes Pegasos in *πηγή* = Quelle wurzelt und auf das Ross als Naturbild zurückfürt. (Vergl. Band I, Seite 274.)

Ser nahe steht in der griechischen Mythologie dem Bellerophon der Erechtheus, ja ein und dasselbe Sternbild, der „Zügelhalter" (Furmann) wird bald auf jenen, bald auf disen gedeutet. Erichthonius ist ebenfalls ein Beiname des Poseidon (Plutarch erwänt merfach des Poseidon-Erichthonius), und so erscheint denn auch er als Bezämer des Pferdes, freilich aber nicht als Reiter, sondern als Erfinder des Rossegespannes.

Primus Erichthonius currus et quatuor ausus
Jungere equos rapidusque rotis insistere victor

singt Virgil, und Plinius versichert: „Bigas prima junxit Phrygum natio, quadrigas Erichthonius". — Zeus staunte, als er ihn so, dem Helios gleichend, auf Erden einherfaren sah und sezte ihn bewundernd unter die Sterne.*)

Lucretius (5, 1297 ff.) ist der Meinung, dasz, wenigstens im Kriege, das Ross früher geritten als eingespannt worden sei, und singt:

Et prius est armatum in equi conscendere costas,
Et moderarier hunc freno, dextraque vigere,
Quam biiugo curru belli tentare pericla.

Horaz nennt als früheste Reiter der Welt die Dioskuren, deren mythologische Beziehung zum Pferde wir früher (Band I,

*) Wenn die früher beliebte euhemeristische Mythenerklärung noch im Schwange, so wären wir, wie vorher beim Pegasos über das erste gezämte Ross, so aus Anlasz des Erichthonius jedes Zweifels wegen des Erfinders der Reitkunst überhoben; denn wir hätten ihn dann in disem altattischen Fürsten mit Haut und Har. Anknüpfend nämlich an den Bericht des Diodorus Siculus von der ägyptischen Abkunft des Erichthonius, erklärt Frederic Samuel Schmidt de Berne gegen Ende des vorigen Jarhunderts in einer „Dissertation litteraire sur une Colonie egyptienne, etablie à Athenes" den Namen des Heroen folgendermaszen: „das altägyptische Wort ist *erichto*; dis ist zusammengesezt aus *eri* = rei alicujus auctorem esse, Erfinder einer Sache sein, und aus *chto* oder *ichto* = equus, equitatus, Pferd oder Reiterei; dise zusammengesezt macht *erichto*, d. i. Erfinder der Reiterei.

Wie der Geist unserer Zeit das Verhältnis von Mensch und Ross auffast, darüber wollen wir zwei deutsche Altmeister vernemen, die für alle Dinge der Welt das klarste Auge hatten und den reinsten Ausdruck fanden: Kant und Goethe.

Kant bemerkt: „Das erste Kriegswerkzeug unter allen Thieren, die der Mensch binnen der Zeit der Erdbevölkerung zu zähmen und häuslich zu machen gelernt hatte, ist das Pferd. Denn der Elephant gehört in die spätere Zeit, nämlich des Luxus schon errichteter Staaten.“ Goethe endlich sagt:

„Das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende, weitreichende Intelligenz wird auf eine wundersame Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja groszen Eigenschaften sich nur im Treten, Laufen und Rennen zu äuszern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung, ja man überzeugt sich beinahe, dasz es nur zum Organ des Menschen geschaffen sei, um gesellt zu höherem Sinne und Zwecke das Kräftigste wie das Anmuthigste bis zum Unmöglichen auszurichten. — Warum denn auch eine Reitbahn so wohlthätig auf den Verständigen wirkt, ist, dasz man hier, vielleicht einzig in der Welt, die zweckmäszige Beschränkung der That, Verbannung aller Willkühr, ja des Zufalls mit Augen schaut und mit dem Geiste begreift. Menschen und Thiere verschmelzen hier dergestalt in Eins, dasz man nicht zu sagen wüszte, wer denn eigentlich den andern erzieht.“

I. Hauptabschnitt.

Altertum.

(Bis zum Jare 1000.)

1.

Urzeit.

Das Pferd des deutschen Altertums.

Erst in ser vil späteren Perioden, als diejenigen sind, auf welche die uralten Ueberreste in Gestein und Mor oder in Sprache, Mythe und Dichtung zurückdeuten, treten wirklich **historische Nachrichten vom germanischen Pferde** auf. Dasz dasselbe aus eingeborenem, wildem Stamme emporgezüchtet worden, ist ser warscheinlich. — Herodot berichtet, es gäbe in den Ländern jenseits der Ister Pferde, die sich durch ihre 15 Zoll langen Mänen auszeichneten, aber brauchbarer zum Ziehen als zum Reiten seien. Dise Beschreibung entspricht nicht schlecht den Eigentümlichkeiten des langharigen und schweren germanischen Pferdes, wie es das frühe Mittelalter aufweist. — Plinius meldet, dasz es in septentrione Europas wilde Pferde gebe*); freilich aber läst sich bis jezt nirgends nachweisen, dasz irgendwo das eigentliche wilde Pferd *(equus ferus)* vorgekommen sei, welches ser wol vom verwilderten *„equus vagus“* zu unterscheiden ist. Die Urentwicklung des deutschen Pferdes bleibt

*) Auch einer etwas problematischen hippologischen Merkwürdigkeit des heutigen Deutschlands erwänt Plinius. Er sagt nämlich: Lib. XI, cap. 49: Nero spannte zuweilen auch Zwitterstuten (hermophroditos equos) an sein Carpentum, die von Gallien (aus der Gegend des heutigen Trier) gekommen waren.

also dunkel und wir müssen uns begnügen, es in der Form kennen zu lernen, in welcher es den klassischen Kulturvölkern entgegentrat.

Die antike Welt hatte eigentlich nur eine einzige Gattung von Pferden gekannt, nämlich das leichte Pferd von orientalischem Typus, wie es alle klassischen Denkmale darstellen. — Von dem Augenblicke an, wo die germanischen Stämme in den Reigen der Weltgeschichte eintreten, erscheint auch eine neue Pferderasse, wie sie das Bedürfnis der jungen Stämme erforderte. Es ist das schwere Pferd *(equus robustus)*, wie es auf jenen Triften Deutschlands aufwuchs, von denen Plinius sagt: „Was ist geprisener, als Germaniens Weiden, und dennoch liegt dicht darunter der Sand, nur von einer ganz dünnen Rasendecke überwachsen“. Tacitus ist nicht ser entzückt von disem schweren Pferde. Nach ihm zeichnete es sich weder durch Wuchs noch durch Geschwindigkeit aus. Ebenso urteilt Cäsar: „quin etiam jumentis, quibus maxime Gallia delectatur, quaeque impenso parat pretio, Germani importatis non utuntur, sed, quae sunt apud eos nata prava atque deformia, haec quotidiana excercitatione summi ut sint laboris efficiunt.“ — So das deutsche Pferd zur Römerzeit! Villeicht geben die Schläge der Nordküste von seiner Erscheinung noch ein einigermaszen änliches Bild; denn warscheinlich hat auch schon zu Cäsars Tagen grade die Eigentümlichkeit der von Plinius gerümten Weiden jene glänzende pralle Fülle des Fleisches erzeugt, in welcher sich der nervöse Ausdruck der feinen orientalischen Rosse und ihrer Abkömmlinge nicht entwickeln kann, welche vilmer einen ser vollen Bau mit breiter Brust und Hirschhals notwendig bedingt. Aber der Derbheit solcher Pferde entsprach und entspricht noch jezt eine dem anstrengendsten Dienste gewachsene Kraft und Dauer. — Dise Karakteristik gilt jedoch nur von den Pferden des damaligen eigentlichen Deutschlands. Die mecklenburgischen Pferde jener Zeit müssen nach den in Hünengräbern gefundenen Gerippen klein und schmächtig gewesen sein. — In der Gegenwart unterscheidet man 6 Arten als Reste des alten germanischen equi robusti: das deutsche Pferd, das schwere französische Pferd, das Alpenpferd, das friesische, das dänische Pferd und endlich den mächtigen englischen Karrengaul.

Was die **Art der altdeutschen Zucht** betrifft, so deutet schon die weisze Farbe der den Göttern geweihten Rosse zweifelsone auf rein erhaltene Zucht. Die heiligen Hengste der Tempelhaine hatten eine gewisse Anzal Stuten, die sich nur mit

ihnen parten, und so erhielt sich durch den Kultus der auserlesenste Stamm der Urrace unvermischt.

Den grösten Teil des Jares, ja in ältester Zeit sogar das ganze Jar, scheinen die Rosse ununterbrochen auf der Waldweide zugebracht zu haben, die Füsze mit Leinen gekoppelt und mit einer Schelle *(skella)* am Halse, auf deren Entwendung bei den Saliern eine empfindliche Strafe gesezt war. Nur wer eins seiner Rosse auszerordentlich liebte, behielt es im Winter inne. So z. B. Groa den Hengst, den sie höher hielt als all ihr anderes Eigentum und den sie *Innikrákr* nannte, weil er eben jeden Winter eingestallt wurde. — Mit dem wachsenden Wolstande der Germanen wird sich dis Verhältnis indessen wol geändert haben. Zu den Wirtschaftsgebäuden der Alamanen wenigstens gehört schon ein „armentum equorum". — Als vollständige Herde *(Stodhross, equaritia)* galten ein Hengst nebst zwölf Stuten unter einem Rosseknecht oder Marischalk *(mariscalcus)*.

Die Kastration war besonders bei den Quaden üblich. — Ein Stolz des Besizers, ein Hauptabzeichen des Wertes waren die herrlichen Mänen und Schweife. Als wir an anderer Stelle (Band I, S. 421) die den Göttern geweihten Rosse der heiligen Haine besprachen, haben wir der sorgsamen, fast feierlichen Pflege ihrer wallenden Harzier gedacht; aber nicht nur bei disen geweihten Rossen, sondern allentalben hielt man mit einem uns jezt fast befremdenden Eifer auf Länge und Pracht von Schweif und Mäne. Ein groszer Teil der Pferdenamen des germanischen Altertums war disem Schmuck entlent, und nach angelsächsischem Rechte muste derjenige, welcher einem Pferde Hare vom Schweif schnitt, es so lange füttern, bis sie wider gewachsen waren, unterdessen aber dem Besizer ein anderes Pferd geben. Verlor ein Ross gänzlich den Schweif, so wurde es für völlig dienstunfähig erklärt. — Pferdediebstal wurde, wenigstens bei den Sachsen, mit dem Tode bestraft. (Vergl. Band I, S. 139.)

Einige Stellen alter Dichtungen geben annähernde Begriffe von jenem ältesten Gestütwesen: so eine Episode aus „Orendel von Trier". Auf der Rückfart von Jerusalem kommt Orendel's und Breide's Schiff nach Bari und die Königin befielt, hier Rosse und Gewand zu kaufen, damit sie mit Glanz auftreten könnten. Der grimme Eise jedoch meint, für Rosse werde er sorgen, er habe deren gestern in Menge am Strande laufen sehen. Er rudert sich also an's Land und versucht Rosse einzufangen. Die Jagd gewarten aber die Herzoge Warmut und Bervin, denen

das Gestüt gehörte. Sie machen sich auf, es zu beschirmen; da sie aber den furchtbaren Eise erblicken und erfaren, Orendel und Breide seien auf den Schiffen, da fangen sie selbst Rosse ein und bieten sie zum Geschenk an. Breide geht gern darauf ein, läst aber jedem der Herzoge fünfzig Rosse gutschreiben.

Das 17. Kapitel der „Niflungasage“ erzält von der Stuterei Brunhildens. Heime berichtet:

Ihr stand am Friesenmere die Burg, die Segard hiesz,
Wo sie auf fetten Marschen ihre Stuten weiden liesz,
Die wie die Vögel flogen; vater- und mutterhalb
Aus edelm Stamm gezogen, weisz, grau, braun oder falb,
Doch stäts von einer Farbe. Da sah man auch die Zucht
Der muntern Folen grasen, berümter Rosse Frucht;
Dazwischen mut'ge Hengste, beides schön und grosz,
Zu allem abgerichtet, schnell wie der Habicht im Stosz. —
Brunhildens Stuten pflegte mein Vater Adelger;
Mit Rossen umzugehen verstand kein Mann wie er.
Nie einen Hengst beschreiten wollte die stolze Maid,
Eh sie für König Gunther der küne Sigfrid gefreit
Das schuf meinem Vater herrlichen Gewinn;
Er hatte so gedungen mit der Königin:
Was männlichen Geschlechtes von ihren Stuten fiel,
Das sollt ihm angehören. Brunhilden deucht es nicht vil;
Doch konnt es ihm genügen, er ward ein reicher Mann.
Hei! was er Tonnen Goldes für manchen Hengst gewann!
Ein ganzer Hort alleine kam in der Friesen Land
Durch Brunhilds Lieblingsstute, die *Disa* wurde genannt.

Beiname Adelger's oder auch seines Sones Heime war *Studas*, was also den Gestütsvorsteher bezeichnete. Diser leitete die Parung, kannte die Abkunft, Vorzüge und Mängel jedes Tiers und bewarte sie in Ermangelung eines Gestütbuches im Gedächtnis. Als Heime zu Dietrich von Bern fur, ritt er den guten Hengst *Rispa*, dessen Stammbaum, wie der des sagenberümten *Grani* und der seines Bruders *Schimming* auf *Disa*, jene vorzüglichste Stute der Brunhilde zugefürt wird. Den *Schimming* aber, Wielands Ross, nennt die Sage den edelsten der Hengste, der schnell wie ein Vogel im Fluge und in allwege stark und mutig war. Auch Dietrich's von Bern guter Hengst *Falke* ist ein Bruder *Grani's*, *Rispa's* und *Schimming's* und von derselben grauen Zucht Brunhilden's, sodasz schon aus disen Verwandtschaftsverhältnissen hervorgeht, wie ser man im germanischen Altertum edle Abstammung und Reinzucht der Rosse zu schäzen wuste.

Unter den geschichtlich zuerst erwänten Schlägen glänzte der friesische durch Ausdauer und Kraft. Schönheit und Gewandtheit rümte man an den Burgundischen, ganz besonders aber an den türingischen Rossen, die sich überhaupt eines hohen Rufes erfreuten. Empfilt sie doch Vegetius sogar den

Römern wegen ihrer Tüchtigkeit, um deren Kriegspferdezucht wider herzustellen; bei Jornandes heist es: „Thuringi equis utuntur eximiis“, und Theodorich der Grosze, dem der Türinger König Hermanfrid edle Pferde gesandt, gedenkt mit groszer Anerkennung ihrer Trefflichkeit, preist ihre schöne silberne Farbe, ihre edle Gestalt, den feinen hirschänlichen Hals, die bei ihrer Grösze und mächtigem Bau auffallende Schnelligkeit, ihren leichten Schritt und ihre Ausdauer. (Epist. Theodor. Reg. Ital.) Solche Vorzüge erhielten sich lange Zeit, und die türingischen Silberschimmel standen noch im Mittelalter auf der höchsten Stufe der Achtung.

One Frage war die Pferdezucht eine nicht unergibige Quelle des Wolstandes unserer Altvordern. Abgesehen davon, dasz Stutenmilch getrunken, Pferdebutter bereitet und Pferdefleisch gegessen wurde, und also ein dem Pferdezüchter jezt entgehender Nuzen mit der Zucht verbunden war, so musz auch die **Ausfur** nicht unbedeutende volkswirtschaftliche Vorteile gebracht haben. Schon ser früh fand ausgedehnter Pferdehandel mit den römischen Provinzen statt, später aber war namentlich nach England starker Absaz. Pennant weist in seinem „britischen Tierreich“ nach, wie die älteren guten Pferderassen der Insel ausschlieszlich deutschen Stammes gewesen seien, da die eingeborenen Schläge ihrer Kleinheit wegen fast unbrauchbar waren. Noch Hugo Capet sandte dem britischen Athelstan, um dessen Schwester er warb, als vorzüglichstes Geschenk germanische Hengste; und mere sächsische Rosse erwänt jener britische König als besonders wertvoll sogar mit Namen in seinem Testamente.

Nicht zalreich sind die Nachrichten über **Pferdepreise** des Altertums. Nach altenglischen Gesezen schäzte man ein Folen unter einem Jar auf 24 Schilling, im zweiten Jare wurde es 48, im dritten 60 Schilling wert und für dienstfähig anerkannt. Acker- und Karrenpferde bliben nun in disem Preise stehen, wärend Schlacht- und Saumrosse doppelt so hoch geschäzt wurden. Nach der lex salica betrug der Preis eines solchen Pferdes 40 Solidi, der des „warannionis regis“, des edelsten Rosses, 60 Solidi. — Ein Stier galt 35 Soldi. Diser Vergleich lert, dasz die Pferde nicht bedeutend teurer waren als das Rind, somit also ser häufig sein musten.

Ein ganz eigentümliches Augenmerk altgermanischer, zumal nordischer Pferdezucht war die **Hengsthaz** *(Hestating, Hestavig)*

d. h. der Kampf von Hengsten untereinander. — Es ist ein Vergnügen aller rohen (oder überreizten) Völker, Tiere untereinander kämpfen zu lassen. Die Löwengärten des Mittelalters, wie die Circuskämpfe der Alten sind Beispiele dafür, ebenso die bis zur Gegenwart fortlebenden Hanenkämpfe der Engländer. — Von kämpfenden Rossen bringen die nordischen Sagen merfach Nachricht. — Die „Landäla-Saga" berichtet z. B.: Bolli hatte einen im Kampfe versuchten, groszen und schönen Hengst, weisz von Farbe, doch mit rotem Zopfe zwischen den Oren. — Die „Wigaglunrs Saga" erzält von den Sönen Holmkatil's, dasz sie einen braunen Beschälhengst hatten, der ser wild war und übel mit ihm umzugehen. Jeden Hengst, mit dem er kämpfte, warf er auch und hatte so grosze „Kampfzäne" *(vigtennur)*, wie sie nie bei einem andern Rosse vorgekommen waren. — Dieselbe Sage meldet (Kap. 23), dasz Glumr seinem Blutsfreunde Biarni einen sechs Winter alten Hengst schenkte, den Biarni sogleich zu Heu sezte (weil dise Narung die Rosse kampflustig machen sollte). Im Sommer darauf war er dann ser neugirig, wie der Hengst sich beiszen würde, und redete davon, ihn gegen Thorkell's Hengst zu hezen. — Man sieht also, dasz es sich um ein vollständiges Trainiren für den Zweck der Hengsthaz handelt, welche offenbar als eine Art Wettspiel allgemeine Geltung hatte.

Altdeutsches Reitertum.

Von je an erscheinen die Deutschen als ritterliches Volk. Der Kriegsdienst zu Pferde war von frühster Zeit bei ihnen heimisch und enthielt den Begriff einer Auszeichnung. — Schon beim Beginn unserer Zeitrechnung tritt eine zwar nicht zalreiche, aber vortreffliche Reiterei namentlich bei den Grenzstämmen der Germanen auf. Das Bedürfnis und die Bodenbeschaffenheit begründeten dabei zwischen den Völkerschaften natürlich grosze Unterschiede. Wärend z. B. die in Hennegau und Namur wonenden Nervier fast ganz one Reiterei waren, konnten die in den Niderungen und am Rhein angesessenen Bataver, Usipeter und Tenchterer, sowie die Sigambrer und Friesen grosze Scharen davon aufstellen. Namentlich ist es die Kavallerie der Tenchterer, die im heutigen Herzogtum Berg und in der Grafschaft Mark saszen, welche Tacitus als

die vorzüglichste des deutschen Herbanns rümt, indem sie als solche eine ebenso ausgezeichnete Stellung einnam, wie unter dem Fuszvolke die Mannschaft der Katten, eines Stammes, der zwar auch vortreffliche, an Zal jedoch schwache Reiterei besasz Nur bei einer einzigen altdeutschen Völkerschaft, bei den Vandalen*), hat sich die Kavallerie zur eigentlichen Hauptwaffe erhoben.

Das erste Mal, dasz deutsche Reiterei den Römern auf dem Schlachtfelde bedeutsam entgegentrat, war in der planmäszigen, festgeschlossenen Flankenbewegung der **kimbrischen Reiter** gegen das Her des Marius auf dem raudischen Felde. Plutarch berichtet: „Herrlich anzuschauen stürmte die Reiterei daher“. Sie war 15,000 Pferde stark, fürte Helme mit Tierköpfen und hohen Federbüschen, eiserne Panzer und weisze Schilde; im Handgemenge brauchte sie grosze und schwere Degen.

Bald sollte auch Cäsar die deutschen Reiter kennen lernen. Er lobt in seinen Commentaren namentlich die Kavallerie der **Sueven**, welche es verstand, die kleinen unansehnlichen Pferde durch Uebung und Abhärtung vorzüglich auszubilden. Die Vortrefflichkeit der germanischen Reiterei veranlaste Cäsar sogar, sich eine Schar derselben als Leibwache zuzulegen, die ihn zumeist umgab und die nach dem Gewinn der Schlacht von Pharsalus und des Pompejus Flucht nach Aegypten den Sig von Alexandrien dadurch vorbereitete, dasz sie schwimmend durch einen Nilarm sezte, eine Fertigkeit, in der die deutsche Reiterei vorzugsweise hervorleuchtete.

Anfangs machte Cäsar seine deutschen Reitersöldner auf römischen Pferden beritten, erkannte aber bald die groszen Vorzüge der deutschen Rosse grade für die Fechtart der Germanen und fürte sie wider ein. Denn auch die eigentümlichen, von allen übrigen Heren damaliger Zeit abweichenden taktischen Organisationen der Deutschen haben Cäsar beschäftigt, seine Anerkennung gefunden, ja ihn zur Nachamung gereizt. Jeder germanische Reiter war nämlich mit einem leichten Fuszkämpfer aus der behendesten und kräftigsten jungen Mannschaft zu wechselseitiger Unterstüzung für den Kampf auszerhalb der geschlossenen Schlachtreihe verbunden und pflegte sich disen Mit-

*) Die Sage berichtet (bei Aimoinius), dasz, als Gelimer am byzantinischen Hofe gefangen gehalten und von den Höflingen gehönt und beschimpft wurde, er den Kaiser anflehte: man möge ihm das Pferd geben, dasz er vordem geritten, so wolle er es auf einmal mit zwölfen jener Spötter aufnemen. Es geschah nach seinem Wunsch und der Vandalenkönig besigte zwölf Jünglinge in Einem Kampfe.

kämpfer selbst zu wälen. Bei den unmittelbaren Kämpfen, Mann gegen Mann, die jene Zeit kennzeichnen, erwuchsen aus solcher engen Vereinigung grosze Vorteile, und noch im 4. Jarhundert trug sie wesentlich zu dem Sige der **alamanischen Reiter** über die schwergeharnischten Ritter Kaiser Julian's bei Straszburg bei. Der gleichzeitige Schriftsteller Aurelius Victor spendet disen Alamanen das glänzendste Lob, indem er sie bezeichnet als: „Allamannos gentem ex equo mirifice pugnantem“ — ein Volk, das zu Pferde Wunder der Tapferkeit verrichtet.

Auch in den späteren Kämpfen der **Gothen** mit den Oströmern spilt die Reiterei eine bedeutende Rolle, ja bildete zulezt ihre Hauptstärke. Ihre Pferde scheinen fast die besten Kriegsrosse aller deutschen Stämme gewesen zu sein, und ihre Reiter waren trefflich geübt in Fürung des Spieszes, den sie mit vilfarbigen Fänlein schmückten. Künste, wie sie heut von Tscherkessen oder Beduinen gern ausgefürt werden: Auf- und Abspringen vom jagenden Pferde, Niderbeugen, um im vollen Laufe eine Waffe vom Boden aufzuheben, das waren Lieblingsübungen gothischer Reiterei. Dise gewärt wol auch das früheste Muster turnierartiger Zweikämpfe und ritterlichen Lanzenbrechens zu Glimpf und Schimpf, ein Umstand, der um so merkwürdiger ist, als grade die gothische Gesezgebung sich gegen den gerichtlichen Zweikampf, der sonst bei allen deutschen Völkern im Schwange war, entschieden ausspricht. Des Beispiels halber und um eines der ersten Scharfrennen, von denen man Kunde hat, anschaulich zu machen, erzälen wir nach Prokop:

Unweit Verona, im Angesicht beider Here, ritt der Gothe Villaris „von risigem Gliderbau und dräuendem Antlize, mit Harnisch und Helm,“ mitten durch die Walstatt und rief von allen Römern irgendeinen zum Kampfe auf. „Alle senkten den Blick, nur der Armenier Artabazos, ein ausgezeichneter Oberster, stellt sich dem Herausforderer. Als Beide mit gespornten Rossen gegen einander stürmten und in unmittelbarer Nähe ihre Lanzen einlegten, durchborte der Armenier des Gothen rechte Seite, so dasz derselbe, tötlich verwundet, im Begriffe war, rücklings zur Erde zu sinken, wenn nicht seine hinter ihm gegen einen Stein gestemmte Lanze ihn aufrecht erhalten hätte. Artabazos strengte sich an, dem Manne seine Lanze tiefer in's Eingeweide zu boren; da geschah es, dasz die Spize der Lanze des Viliaris, welche fast aufrecht stand, jenem durch den Harnisch drang und eine Blutader am Halse zerschnitt. Viliaris blib auf der Stelle tot; der Siger ritt one Schmerz, aber unter strömendem Blute zu den römischen Reihen und starb nach drei Tagen an Verblutung.

„So unklar sonst auch des tötlichen Kampfes Darstellung ist,“ meint Barthold in seiner Geschichte des deutschen Kriegswesens, „so leuchtet doch Hauptsächliches ein, und möchte man sogar annemen, dasz Viliaris' Lanze, mit langem Schaft, wie eine

Gleve, am Harnisch selbst eingehängt war, weil sie anders seinem sinkenden Leibe nicht zur Stütze dienen konnte." — Dasz die gothische Jugend auch allerlei Reiterkünste zur Schau erlernte, sehen wir am Könige Totilas selbst, welcher zwischen den Schlachtreihen, auf den Zuzug der Seinen harrend, „zur Kurzweil auf erlesenem Rosse die kunstvollste Schule ritt, dabei die Lanze in die Höhe warf, die flatternde wie ein Fanenschwenker in der Mitte wider auffing, aus einer Hand in die andere schleuderte und mit nie gesehener Geschicklichkeit auf seinem Tiere stundenlang sich hin und her wandte". In der Schlacht wurde er dann tötlich verwundet und starb. — Ueberhaupt fesselten so ritterlicher Sinn und so chevalereske Fertigkeit das Glück nicht an den Königssper der Gothen. „Nach dem manigfachsten Wechsel eines nahe zwanzigjärigen Krieges erlag Tejas, der lezte gothische Königsheld (453), in homerischer oder nibelungenartiger Schlacht unweit des Vesuvs. Von der Frühe des Morgens begann das Morden. Die Gothen, von den Pferden gestigen, fochten, in tiefen Keil geordnet, zu Fusze. Wie der Mensch seiner Liebe oder seiner tiefsten leidenschaftlichen Erregung nur in der Muttersprache Worte leihen kann, bemerken wir vilmals, dasz deutsches Reitervolk in der furchtbaren Stunde der lezten Entscheidung von seinem vertrauten Tiere sich trennt und sich gleichsam auf seine eigentlichste Kraft und Geschicklichkeit stemmt, unabhängig vom Zufälligen." Denn die Gegenwer zu Fusz ist als die natürlichste auch die zuverlässigste; wärend der Angriff, stürmisch wagend, die eigene Kraft und Geschwindigkeit gern durch den mächtigen Anprall des edlen Rosses verdoppelt. — Nicht selten nötigte übrigens auch das Terrain, zu Fusz zu fechten, und dann warteten, wie Cäsar mitteilt, die deutschen Pferde, völlig unbeaufsichtigt, an ein und derselben Stelle, bis ihre Herren wider aufsaszen.

Hiemit wäre wol ein möglichst genaues Bild der altdeutschen Kriegsreiterei entworfen. Wenn dieselbe auch nicht als ein so wichtiges taktisches Element erscheint wie z. B. die Hippeis der altgriechischen Phalanx oder die Rittercenturien der phalangitischen Legion, weil sie nicht als Reserve für den entscheidenden Augenblick gespart wird, so wart sie doch ihren offensiven Karakter überall mit küner Entschlossenheit; sie ist schnell, nie zersplittert und löst namentlich die ihr als Vorhut zufallenden Aufgaben mit Sicherheit und glänzendem Erfolge.

Ross und Reiter im Volksleben.

Unter den geschilderten Umständen muste das Streitross im Leben der alten Deutschen eine bedeutende Rolle spielen, um so mer, als die Einrichtung der „Gefolgschaften“, deren Fürer ihren Begleitern die Ausrüstung zu stellen hatten, der Erteilung edler Rosse eine besondere Auszeichnung verlieh. Wir gehen auf disen Gegenstand weiter unten noch näher ein. Die Gabe des Rosses nämlich erscheint als die erste und ursprünglichste Belehnung (equum et arma dare, francisco more reterno. Erm. Nig. 4, 607.) und somit **das Ross als ältestes Lehnsgut.** — Bei den Tenchterern wurde das Streitross daher auch nicht auf den ältesten Son, wie der übrige Nachlass, sondern auf den künsten und besten Krieger unter den Hinterbliebenen vererbt. — Verwandte Sitten haben sich lange erhalten: Ein freier Mann im Lande Wallis, der Schulden halber gepfändet wurde, durfte nicht beraubt werden seines Schwertes, seiner Harfe und seines Rosses.*)

Tacitus meldet, dasz **Rosse beim Brautkauf** die erste Rolle spilten. Der germanische Bräutigam brachte ein gezäumtes Ross und Waffen als Heiratsgabe ein. Die oben (Seite 17) angefürten Rosse, welche König Hermanfrid, der sich mit Amelberge aus dem Hause des groszen Theodorich vermälte, disem gothischen Volksfürsten schenkte, werden aufgefürt als „silberweisze Pferde, wie Hochzeitsrosse sein sollen“. Im westgothischen Geseze werden neben Sklaven dreiszig Rosse und Rinder als die wesentlichen Teile des Mundschazes erwänt, und auch bei Ostgothen und Franken füren edle Freier dem Brautvater erlesene und geschmückte Pferde zu. So ist es denn auch zu verstehen, wenn im Hegelinliede der König seinem Schwäher „Rosse von Dänemark“ auf den Strand füren läst, deren Mäne bis auf die Hufe reicht.

Dise feierliche Bedeutung der *Märhen (Mar)* könnte verfüren, an das französische *mariage*, *mari* und an das persische *maehrieh*, d. i. Heiratsgut, zu denken und hier etymologische Beziehungen zu suchen, namentlich wenn man sich erinnert, dasz auch die antike Welt Rosse als Brautgeschenke kannte. So schenken die bei der Vermälung der Thetis und des Peleus als Gäste anwesenden Götter dem lezteren die prächtigen Rosse

*) (Vergl. über die hier zusammengestellten Gegenstände Band I, Seite 80.)

Xanthos und Ballios, welche durch den Peliden Achilleus so berümt geworden.

Das Besteigen des Rosses gehörte zur Werhaftmachung, zum Ritterwerden; es war also nicht nur eine Standesauszeichnung der Edlen, sondern selbst ein Kennzeichen des Mündigwerdens und der Vollkraft. Darum findet, alten Sagen zufolge, die Schwertleite auch häufig an St. Stefan, am „Groszen Pferdstage“, statt. — Das Reiten hat also eine feierliche symbolische Bedeutung.*) In disem Sinne bestieg Chlodwig, als er die ihm vom Kaiser Anastasius übersandten Insignien, Diadem und Purpur, angelegt hatte, sein Ross und zeigte sich dem Volke, das ihm jubelnd die Titel „Consul und Augustus“ entgegenrief. — Dem gegenüber darf man sich dann nicht wundern, das „Zufuszgehen“ der Edlen gradezu als schimpflich bezeichnet zu finden.**) Vom König Harald, Kanuts des Groszen Son, erzält der Chronist, er sei von seinem Vater so abgeartet und so unbekümmert um edle Sitten gewesen, dasz er gegen seine königliche Würde lieber zu Fusze gegangen als geritten sei und daher auch den Namen „Harald Harefoet“ (Hasenfusz) empfangen habe. — Der gewaltige Fuszkämpfer Egge, den kein Ross zu tragen vermag, wird von der königlichen Jungfrau gebeten, die ihn herrlich gewappnet, um ihrer Ere willen zu reiten, und es betrübt sie ser, als er das verweigert:

Endlich hiesz das beste Streitross, breit von Brust, von Auge klug,
Seburg dar dem Recken ziehen, das noch je den Sattel trug:
aber Egge nicht es wollte. „Last das Ross nur ruhig stehn,“
rief der küne Held, sich weigernd, „gern ich mag zu Fusze gehn.
Auf die Länge ja nicht trüg' es mich mit aller seiner Kraft,
darum, hohe Jungfrau, wäre doch für mich es nur ein Haft.
Munter mag dahin ich schreiten unbehindert vierzehn Nacht,
Dasz nicht Hunger je noch Müde mich beraubet meiner Macht.“
—„Lasz dich, Egge, doch erbitten,““ sprach die königliche Maid:
„„wolltest so du gehn zu Fusze, traun, das wäre ser mir leid.
Bitter würde man mich schelten. Wisse, wohin auch du färst,
all mein Lob mir, so zu Fusze wandernd, Recke, du verzerst. —
Seht doch, sprechen alle Leute, Brünne gab man, Helm und Schwert
und den Schild auch: doch des Rosses war der Held, so scheint's, nicht wert.
Pfi dem Geber und der ganzen Sippe! — Darum reit es, Held!““
„Nein! erlasz es mir: zu Fusze mag ich wandern Berg und Feld.“ —
So versagt es ihr der Recke. Zu der minniglichen Maid
nam er Urlaub, und von dannen schritt er frölich sonder Leid.
Nach ihm blickten Frau'n und Recken. Wie der Hirsch zu Walde springt,
also sprang er weiten Sprunges. Laut die Brünn an ihm erklingt.

*) (Vergl. in Bezug auf dise Bedeutung auch Band I. Seite 226 und 453.)

**) (Ueber den Stolz des Reiters gegenüber dem Fuszgänger vergl. auch Band I, Seite 164. Im späteren Mittelalter steigerte er sich bis zur Absurdität. Vergl. Mittelalter: „Ross und Reiter im Volksleben“.)

Aber überall erregt Egge's Aufzug Unzufridenheit. Sogar der alte Hildebrand, der mit ihm von den Zinnen Berns herab redet, nimmt argen Anstosz daran:

Und es rief der alte Recke zu dem jungen ungemut:
„Wollenschaube basz dir ziemte denn der Brünne güldne Glut!
Nicht gebürt es sich in Waffen so zu Fusz nach Fürsten gehn:
der dir gab die güldne Brünne, mochte wenig wol verstehn!“
Ruhig sprach der junge Degen: „Eure Sitte kenn' ich nicht;
doch kein Ross vermag zu tragen mich; der Rücken ihm zerbricht.
Eine königliche Jungfrau sandte mich in dises Land,
dasz ich ihr den Berner holte: sie verlieh mir dis Gewand.“ —

Selbst der Zwerg Laurin erscheint beritten, weil er werhaft, kampfgerüstet dargestellt ist. — Dietrich's Vertreibung von Bern, dis Opfer, welches er der Treue bringt, wird dadurch besonders mitleidswert geschildert, dasz er zu Fusz von dannen zieht: „Dir wird die Ere nimmer getan, dasz ich dich reiten liesze,“ ruft Ermenrich ihm nach, „zu Fusze must du arbeiten auf der Strasze, damit du dich selbst verunerst“. Gleicherweise sagt Rüdiger, als er mit seinen Gastfreunden kämpfen soll: „Ich will (lieber) auf meinen Füszen in das Elend gehn!“ —

Die Rosse der deutschen Heldensage.

Es ist ein Hauptmerkmal der alten Helden, dasz sie herrliche und kluge Pferde besizen, und zwischen beiden besteht ein ser inniges trauliches Verhältnis, ein warer Freundschaftsbund für Kampf und Sig, für Not und Tot. Wie die Helden untereinander, so wetteifern auch ihre Rosse und danken ihren Herrn durch Taten. Die berümtesten derselben müssen wir hier — obgleich sie groszenteils nur Gestalten der Sage und Dichtung sind — als höchst karakteristisch für das deutsche Altertum in allgemeinen Zügen schildern. Wenn wir dabei vilfach auf Dichtungen des eigentlichen Mittelalters vorausgreifen, so gehören solche Citate freilich nicht der Form, wol aber dem Inhalte nach an dise Stelle.

Des groszen Armin Pferd entriss den verwundeten Cheruskerfürsten der römischen Gefangenschaft. Westfälischer Volkssage zufolge floh Wiek (d. i. Wittekind) einst nach verlorener Schlacht vor Karl dem Groszen und war fast von ihm erreicht, als ein Verhack der Franken den Schluchtweg sperrte. Wiek

aber ritt einen kleinen schwarzen Hengst mit glänzender Mäne, und zu dem sprach er in diser Gefar:

„Hengstken spring äwer,
Krigst en Spint Hawer,
Springst du nicht äwer,
Freten di und mi de Raven!“

Da schosz das kluge Tier wie ein Pfeil über das Verhack hin und brachte seinen Reiter glücklich nach Osnabrück; hier aber stürzte es tot zusammen.

Ser änliche Züge hat auch die eigentliche poetische Heldensage.

Als der zürnende Dietrich in der Rabenschlacht Wittichen bis zum Mer verfolgt, mant der Fliehende sein Ross *Scheming* zur Eile und verspricht ihm Oehmd und lindes Heu, wenn es ihm das Leben rette. Da tut das Ross weite Sprünge. Der Berner aber macht dem Scheming, der einst ihm gehört, bittere Vorwürfe, dasz er nun seinen Feind von hinnen trage. — Scheming's Bruder hiesz *Benig*, er war „michel unde starc“ und gehörte dem tapfren Mönche Ilsam, der auszerdem (in der Rabenschlacht) auch *Blanke* „überschritt“. — Heime reitet auf *Rispa*. — Des Berners Ross *Falke*, „ditz edel kastelân,“ galt für das schnellste aller Pferde.*) Ser schön ist die Schilderung diser Eigenschaft in dem altdeutschen Liede von „Sigenot“ und so möge sie in der trefflichen Bearbeitung Ettmüller's hier folgen:

Hin nach Norden ritt der Berner wol zween Sommertage lang,
bis er kam an's Hochgebirge. Leicht war seines Rosses Gang.
Da gewart er auf der Heide einen hochgehörnten Elch,
(Andere sind jedoch der Meinung. dasz es war ein grimmer Schelch).
Als er dises Tier erblickte, sprach er: „Oft man hat gesagt,
windschnell sei mein Ross: wolan denn, mit dem Elch dort sei's gewagt!“
Und er trieb sein Ross zum Sprunge, flüchtig über's Heideland
sprang es, trug den Held behende, bis er an dem Elch sich fand.
Doch der Elch war auch nicht träge, und so gab's ein Rennen hier,
dasz man bei dem jähen Laufe Mann nicht unterschied noch Tier.
Nur ein einzig Wesen schinen warlich dise drei zu sein;
schin der Elch jetzt vorzudringen, holt ihn Dietrich gleich doch ein.
Endlich an des Elches Halse stätig unser Reiter ritt;
Da vom Halse mit dem Schwerte schleunig er das Haupt ihm schnitt.
Aus da war es mit dem Rennen. Dietrich kniff des Rosses Or:
„Ja, mein Falk, du bist der schnellste. läufst selbst einem Elche vor!
Nie will dich von mir ich lassen, gebe Keinem jemals dich;
denn auf dich, mein schneller Falke, kann man fest verlassen sich.“
Also spricht der junge Recke, und das Ross sieht klug ihn an,
wihert, hebt den Fusz, als wollt' es nochmals messen dise Ban.

*) (Ueber die Abstammung diser Rosse vergl. oben S. 16. In Caspars Gedicht wird *Falke* dem Wolfdietrich zugeschrieben.) — (Ueber *Grane*, das Ross Sigfrids, vergl. ebenda und auszerdem die Mitteilungen Band I, S. 341 und 342.)

Aber Falke war nicht nur schnell, er war auch klug. Als Dietrich unter der Zauberlinde eingeschlafen ist und der Lindwurm herankommt, weckt ihn sein Ross mit Schreien und Scharren, ein Zug, der sicherlich urältester indogermanischer Sage angehört, da er auch in der persischen Heldenmythe erscheint, wo *Reksch* (d. i. Bliz) dreimal den entschlafenen Rustem beim Herannahen des Drachen weckt. Und so schnell und klug, so mutig und treu war Falke auch. Als er wärend des Fuszkampfs mit Egge an einen Baum gebunden ist, schlägt er um sich und schreit, da er seinen Herrn in Bedrängnis sieht:

One Trost der Held jezt kämpfte, sonder Hoffnung und Vertraun;
Hatte Gott ihn denn verlassen? durft er nicht auf ihn mer baun?
Laut begann sein Ross zu wihern: seines Herren Ungemach
Angst und schweren Zorn ihm regten. Gern es jezt den Zügel brach.
Der's am Baume festhielt; deutlich konnte man das wol erschaun;
Denn das Ross begann mit seinen Füszen grimmig auszuhaun.
Doch umsonst; der starke Zügel hielt es, und so konnt es nicht
Seinem Herren Hülfe bringen; traurig wandt es sein Gesicht:
Ja, wenn Rosse weinen könnten, hätte dieses Ross geweint,
Hatt' es doch mit seinem Herren lange Lust und Leid geteilt.

Auffallend erinnert dis Verhalten Falke's an einen Zug von *Sleipnir**) (Forum. säg. 9. 55). Da hat Odin, der zu Fusz mit einem Gegner kämpfen will, sein Ross an einen Felsen gebunden, in den er zuvor mit dem Sper ein Loch gebort. Sleipnir aber reist den ganzen Felsen aus und macht sich frei. Noch jezt bezeichnet ein unergründlicher Sumpf die Stelle, wo der ausgerissene Felsen stand.

Der Wunsch der Rosse, teilzunemen am Kampf, ist übrigens ser begründet: wurden sie doch ausdrücklich darauf hin erzogen und geübt. Wir erinnern an die Taten Beiarblak's im norwegischen Liede (Band I, S. 353). Die Gaungu-Hrólfs-Saga erzält von dem Hengste *Dulcefal* (vergl. Band I, S. 379), dasz er, als Hrólfr mit Sörwirk kämpfte, vile Männer, mit den Vorderfüszen schlagend, lämte und mit den Zänen zu Tode bisz. Gradeso beist und schlägt des „vil getriuwen" Eckehart's *Roschlin* (oder *Rusche*) zornig in der Schlacht und treibt dreihundert Pferde zurück.

Puzzât, das Ross Willehalm's, war von seinem Herrn so hochgeschäzt, dasz der verwundete es um Rat fragt, als er das Feld vor sich mit Heiden bedeckt sah.**)

*) (Vergleiche Band I, Seite 345 ff.)

**) Solche an Achill's rürende Unterredung mit *Balios* und *Xanthos* manenden Gespräche zwischen Ross und Reiter sind nicht selten in germanischer

„Ouwê — sprach er — Puzzât
Kundestu nu geben rât,
War ich kêren möhte!
Wie mir dîn kraft getöhte;
Waer wir an disen stunden
Gesund und âne wunden,
Wolden mich die beiden jagen,
Ez möhte etliches mâg beklagen.
Nu si wîr bêde unvarende,
Und ich die frende sparende.
Du maht des wen sicher,
Wicken, habern, kicher,
Gersten unde lindez heu.
Daz ich dich dâbî wol gefreu,
Ob wir wider ze Oransche komen,
Hânt mirz die beiden niht benomen.
Ich enhân hie trôstes mêr wan dich:
Dîn snelheit mueze troesten mich.“

Puzzâts Har war wie beschneit von weiszem Schaum; aber als ihn Willehalm mit einem kostbaren Tuche abgewischt, fült sich das edle Ross erquickt, wihert mutig und versucht den Herrn zu retten. Doch es ist selbst zu schwer verwundet. Auf *Volatin*, früher Arofel's Pferd, musz Willehalm Oransche zu erreichen streben, und obgleich ihm Puzzât zu folgen versucht; die Kraft versagt; er stürzt endlich tot zusammen.

Hildebrand, den wir oben den Egge verspotten hörten, weil er gerüstet zu Fusze ging, reitet das Ross *Lewe*, von dem er sagt:

„Was ros vff erde (ich) ie gesach,
Der vant ich keines nie so guot!“

Denselben Namen (*Leo*) fürt auch das Ross Walthari's. — Dietleib's Ross heist *Belche* (Wasserhun).

Ganz änlich wie der seinen Herrn weckende „Falke“ handelt das Ross Adelhart's, des Haimonssones. Es weckt seinen Herrn, als die Burg desselben verräterisch erstigen wird. Als es nachher im Kampfe fällt, da wird Adelhard von seinem Bruder

---

Sage. In der „Edda“ spricht Skirnir zu seinem Rosse, als er den gefärlichen Ritt nach Jötunheim antritt (vergl. Band I, Seite 341). — Gudrun spricht mit Grani (vergl. Band I, Seite 403) und im „Parzival“ heist es bei der Schilderung von des Helden Aufenthalt bei Trevrezent:

Zum Stall ging nach dem kargen Mal
Mit dem guten Manne Parzival,
Der nach dem Ross noch nicht geschaut. —
Mit betrübter Stimme Laut
Der Wirt zum Ross sprach: „Mir ist leid
Deines Kummers Bitterkeit
Des Sattels wegen, der dich ziert
Und der des Grales Wappen fürt.

Denn Trevrezent kann das edle Ross nur mit dürrem Winterlaube füttern. — (Ueber das Reden mit dem Pferde vergl. auch Band I, Seite 165.)

Reinhart gerettet, indem ihn diser hinter sich auf seinen Braunen **Bayard** nimmt. „Und als der Braune vernam, dasz er mit zweyen geladen was, begund er zu springen, dasz Reinhart bedaucht, er hab sonderlich freud darvon.“ Später trug er sogar alle vier Haimonskinder, one dasz er Mühe davon hatte oder entkräftet ward. Nach anderen Berichten ist Bayard kein Brauner, sondern ein Rappe, rabenschwarz und one Mäne. Er stammt von einem Dromedar und zerbeist Steine wie Heu. Im Brabantischen heist noch heut nach ihm ein Wald *Merdael*, d. i. Rossetal, und ein nahe gelegenes Dorf *Eggenhoven* (d. h. Pferdehof von *equus*). In jenem Walde zeigt man seine Krippe, sowie einen Hufabdruck Bayard's im Stein, also eine Rosstrappe, die Bayard an sich schon als einen Sagennachkömmling Sleipnir's documentiren würde, wenn dise Verwandtschaft nicht auch auszerdem durch das Zusammenstimmen mit dem nordischen *Beiarblack* vermittelt würde. (Vergl. Band I, Seite 354.)

Diser Bayard, das Ross der vier Haimonskinder, ist es, in welchem die fränkische Sage alle hochherzige Treue des Pferdes so glänzend und poetisch verherrlicht.

Es ist bekannt, wie die Haimonssöne mit Kaiser Karl dem Groszen in Feindschaft standen. Karl wollte seinem Neffen Ruland, der die Heiden bei Köln geschlagen, das schnellste Pferd verschaffen*) und schrieb, um dis zu erlangen, ein Rennen aus, bei dem er seine Krone zum Preise sezte. Da zog Reinhart mit seinem Vetter Magis, der den Braunen weisz machte und Reinhart verjüngte, nach Paris, gewann den Preis, weigerte sich aber dem Kaiser das Pferd zu verkaufen und jagte mit der Krone, one eingeholt werden zu können, von dannen. Er konnte sich nicht trennen von Bayard; denn sie waren wie Freunde mit einander. Als Reinhart einmal ein anderes Ross geritten und zum Schwertkampf abgestigen war, entlief ihm das Pferd. Da eilte Bayard disem nach, faste es mit den Zänen bei der Mäne und fürte es zum Kampfplaz zurück. — Als auf einer traurigen Flucht

*) Roland hatte übrigens selbst berümte Pferde, namentlich *Melanie* und *Brided'or*. — Andere mit Namen aufgefürte Rosse der Karlssage sind: *Entercador* Kaiser Karl's, *Bonthardt*, Graf Rudolfs Ross, *Marschibeiz* dem Talimon, *Brahâne* dem Terramer, *Passilivrier* dem Sinagun, *Ligamaredi* dem Poydneyz, später dem Rennewart gehörig, *Ferrand*, das Pferd des Fierrabra's und *Doustin*, das Ross Richard's von der Normandie. — Die Artussage, weniger der germanischen Sitte folgend, hat auch weniger Rossenamen aufzuweisen. Im Parzival werden genannt: *Gringuljêt* mit den roten Oren, *Ingliart* mit den kurzen Oren und endlich *Guverjorz*, Klamide's Ross.

die Pferde nur Stoppeln zur Narung hatten und vor Hunger fielen, war Bayard der einzige, den das nicht anfocht. Am herrlichsten aber zeigte er seine Tugend bei der Belagerung von Montaulon. Hier wurden die Haimonskinder ausgehungert. Die Rosse musten gegessen werden; nur der Braune ward verschont, und als auf ihm Reinhart nachts zu seinem Vater reitet und ihn anfleht, ihm sovil Mundvorrat zu geben, als ein Pferd zu tragen vermag, da trägt Bayard mer denn zehn andere Pferde. — Da aber der Hunger auf's neue unerträglich wird und Reinhart sich troz des Flehens seiner Kinder nicht entschlieszen kann, Bayard zu schlachten, da läst er ihm zur Ader und sie erhielten sich vier Tage von seinem Blute. — Endlich freilich musz die Festung doch übergeben werden, und der belagernde Kaiser gewärt Friden unter der Bedingung, dasz Reinhart barfusz über Mer ziehe und ihm den Braunen auslifere. Wie nun der Kaiser den edlen Bayard zu ertränken versucht, erzält das Volksbuch von 1535 folgendermaszen:

Da Keyser Karle ersah, das es zeit aufzubrechen was, da sasz er zu pferd vnd reyt bis an die Masz an eyn Bruck; den morgen thet er Reynhart's braunen, das weydlich pferd, daher füren, zu dem er sprach: „Ha Braune, Braune, du hast mich oftmals betrübt gemacht, aber ich bin dazu kommen, dasz ich mich an dir rechen kann; ich schwer zu Gott, dein Bosheit vnd leiden, so ich deinethalben dick gehabt, sol dir theuer genug verkauft werden;" mit den worten thet jm der Keyser eyn Mühlsteyn vm den hals henken vnd jn darmit über die bruck in die Masz werfen. Da das der Keyser sahe, er rufft jm zu sprechende: „Ha Braune, ytzt hab' ich mein begierd gesätigt, wo jr nit das wasser auszdrinken mögent, so seindt jr tot". — Vnd als die Vettern Frankreichs (die Paladine) solche Grimmigkeit an dem Keyser sahent, dasz er sich an eynem armen thier vnderstund zu rechen, sie wurdent unmutig... auch weynten sie von mitleiden. Aber der Keyser was das höchlich erfreyt. — Es vermocht Reinhart's Braune, von schwere wegen des mühlsteyns, die Höhe des wassers nit begreiffen, da er aber das vermerkt, er schlug als fast mit den forderen füszen, bis der stein zu stücken zerbrach vnd er zu berg kam, also schwamm er über die Masz bis auf Jhenseit des wassers. Vnd da er auf das Land kam, er schüttelt das wasser von jm, vnd schry laut, darnach lieff er fast er ymmer mocht, bis zu dem geweld Ardenien, die grosze Dicke. Da Keyser Karle sah, das der Braune darvon komm was, es bewegte ihn zu groszer Betrübnis, also das er von leydt seiner vernunfft beinah beraubt war worden; aber alle Fürsten waren des braunens erledigung höchlich erfrewet.*)

*) In französischen Sagen wird erzält, der Kaiser habe die Brüder gezwungen, den Bayard selbst zu ertränken Reinaud, der älteste derselben, band ihm einen Mülstein um den Hals und stürzte ihn in die Seine. Aber das starke Ross arbeitete sich empor, und da es seinen Herrn am Ufer sah, wiherte es vor Freuden und schwamm zu ihm an's Land zurück. Reinaud belastete es nun mit vierfachem Steingewicht, aber es rettete sich wieder zu seinem Herrn. Da hing ihm diser Mülsteine an Kopf und Füsze, stiesz es unbarmherzig in den Flusz und entfernte sich. Zwar arbeitete sich das Ross dennoch an die Oberfläche des Wassers, aber als es seinen Herrn nicht mer sah, verlor es Lebenslust und Kraft, liesz sich von den Steinen niderziehen und verschwand für immer.

Der Zug vom boshaften Ertränken edler Rosse klingt auch sonst in deutschen Sagen an. So wird unter Kaiser Heinrich's V. Schandtaten (Grimm,

So waren nun Reinhart und Bayard getrennt: im Gedächtnis der Menschen aber sind sie immer vereinigt gebliben, und ob auch Reinhart allen Ritterschmuck nachher abtat und als Heiliger zu Köln am Rhein bestattet ward — noch

In seiner Trauerfane war
Auf buntem Schmuckgefilde
In schwarzer Farbe brennend klar
Ross Bayard abgebildet.

Verkerswesen.

Werfen wir einen Blick auf das Verkersleben diser Zeit, so erkennen wir das Ross als einzigen Vermittler desselben. An dis edle, dem heitern Sonnengotte Fro heilige Tier knüpfen sich daher auch alle die eigentümlichen **Rechte der Reisenden**, welche so karakteristisch für das frühe germanische Altertum erscheinen. Der Gott gestattete z. B. dem Fuszreisenden, wenn er die Furt eines Flusses überschreiten wollte, irgend ein beliebiges Pferd von den zunächst gelegenen Wisen zu fangen und zu benuzen. Aber der Reisende muste absteigen, ehe die Hufe des Rosses den jenseitigen Uferboden betraten, und wehe dem, der das Tier zur Weiterreise benuzt hätte!

Aenlich ist eine Reihe anderer altertümlicher Bestimmungen. Die älteste derselben gehört der lex Visig an; sie betrifft den Notgebrauch fremden Futters. Dann lautet es im jus prov. alem.: „Ain fremde man snidet wol sinem mueden pfäriden ain fuoter, daz gen ainem pfeni wert ist, ob er went, daz ez im erligen welle... Er lat auch sin pfärde treten mit den vorderen fuezen in daz korn und lat ez ezzen, und er soll des fuoters nit von dannen fueren." Gradeso heist es im altnordischen Frostedingsgesez: „Färt ein Mann seinen Weg zu Pferd und steht Heu nächst dem Weg, so mag er sovil nemen, als sein Pferd da zum Futter braucht, fürt er etwas davon mit sich fort, so ist er ein Dieb." — Eigentümlich ist die Vorschrift des Vestgotalag: „Reitet ein Mann einen Weg, der durch der Leute

---

deutsche Sagen No. 491) berichtet: „Er liesz seinen Vater aus der Erde graben und in ein ungeweiht Münster legen. Dis war Kaiser Heinrich der Uebele. Er liesz das beste Ross, das er im Lande fand, binden und in den Rhein werfen, bis es ertrank." Villeicht spielen hier Erinnerungen an Rossopfern für Stromgötter mit. (Vergl. Band I, Seite 435.)

Wise fürt, so soll er haben ein 5 Ellen langes Bindseil und ein fadenlanges Zaumholz und soll den Stock des Seils mitten in den Weg einschlagen. So darf er in der Wise straflos weiden."

Aus disen altertümlichen Bestimmungen hatte sich denn auch bis in's 17. Jarhundert hinein das bekannte „Reiterreçht" erhalten, dasz jeder Reiter, der unterwegs war und zur Futterzeit nicht heimkeren konnte, von der Strasze abbiegen und sich im Felde sovil Futter holen durfte als er brauchte. Heutzutage freilich würde man das one Umstände mit Recht als Felddiebstal bestrafen.

Auch noch andern Schuz, als den gegen Hunger, gewärten die Götter Rossen und Reitern. Es war ein altnordisch Recht der Reisenden, dasz ein Mann, der auf dem freien Felde abgesattelt und „sich somit Herberge geschaffen habe", als zu Hause betrachtet wurde, sodasz ein Angriff auf ihn bestraft werden muste, als sei er auf eigenem Grund und Boden angefallen. Solches Asylrecht war um so notwendiger, als ursprünglich der Fremde eigentlich für vogelfrei galt. Konnten doch nach alten walliser Gesezen: Aussäzige, Irrsinnige und Fremdlinge ungestraft getötet werden. Derartiger barbarischer Willkür steuerte nun jene Sitte und bald auch ausdrücklicher Rechtsspruch. Die burgundische Ordnung bestimmte: „Qui cunque hospiti venienti lectum aut focum negaverit trium solidorum in latione mulctetur" und fügte in germanischem Vollgefül stolz hinzu, dasz, wer den Fremden nicht nur aufzunemen weigere, sondern ihn gar an einen Römer wise, um das Doppelte, um sechs Solidi, gestraft werden solle.

Tracht von Ross und Reiter.

Wir werfen nun einen Blick auf die äuszere Erscheinung von Ross und Reiter im deutschen Altertum.

Was das Pferd selbst betrifft, so haben wir bereits widerholt erwänt, welcher groszen Sorgfalt sich der natürliche Schmuck des edlen Rosses: Schweif und Mäne, in den heiligen Tempelgestüten zu erfreuen hatte, in denen ja vile Rosse nach der Mäne gradezu *faxi* hieszen. — *Gulltoppr*, *Silfrintoppr* hieszen geweihte Rosse, deren Schweif (*toppr*) mit Gold oder Silber bewunden ward. Doch auch die Streitrosse waren so geschmückt. Es heist im „Beowulf":

„Dann hiesz der Eorle Schuz acht der Rosse, Bänder an den Backen, in den Bau ziehen, ... deren eines trug reichgeschmückten Reitersattel; das war der Hersessel des hohen Königs, wenn der Schwerter Lust der Son Healfdene's ordnen wollte;“ — und von Ruodlieb's schwarzem Rosse (um das Jar 1000) wird gesagt:

Ad laevam colli complexa juba jacet illi
Qui faleratus erat, ceu summum quemque decebat
Ad cujus sellam nil cernitur esse ligatum.

Bezüglich des Zaumzeugs ist anzunemen, dasz man in frühster Urzeit sich nur eines um den Hals, um die Nase oder um das Maul des Pferdes gezogenen Baststrickes bedient habe. Später wird man zu einer Art Trense übergegangen sein, die an einem Kinnbande befestigt war.

Den Sattel betreffend, so saszen die alten Deutschen zuerst nur auf dem nackten Pferde, denn dasz von irgend einem zubereiteten Siz ursprünglich keine Rede war, beweist schon der Umstand, dasz gegen einen solchen, wie Cäsar berichtet, noch in den Römerkriegen ein entschiedenes Vorurteil bestand, als gegen ein Zeichen von Weichlichkeit und Mangel an Geschick. Und wenn auch den Römern selbst bis zur Kaiserzeit nur ein gestellloses Kissen *(ephippium)* zum Sizen diente*), so erschien den Germanen, zumal den Sueven, sogar dis schon als so verwerflich, dasz sie one Zaudern selbst den grösten Römerhaufen angriffen, dessen Rosse damit bekleidet waren, weil sie meinten, dise „Kissenreiter“ müsten durchaus feige sein. (Vergl. Band I, S. 232: *Poltron* = Polsterreiter.) — Später dürfte man ein Tierfell (altdeutsch *Bast*)**) über den Rücken des Pferdes gebreitet haben, und an dessen Stelle wird vermutlich auch oftmals ein Geflecht von Baumbast getreten sein, als demselben Material, aus dem auch der primitive Zaum bestand. Denn als urtümlichste Art der Herstellung des Reitzeugs wird durch ser vile Andeutungen die aus Bast und Borke bezeichnet, eine Art der Ausstattung, der wir als Reminiscenz elementarer wodanischer Götterattribute schon früher bei der feierlichen Ausrüstung von Fronboten (Band I, Seite 459) begegnet sind und die gewisz in grauer Vorzeit die

*) Drollig ist es, dasz noch 1675 den leichtgläubigen Reisenden in Rom ein schwerer steigbügelbehangener Sattel gezeigt wurde, auf dem Julius Cäsar geritten sei. Was werden alles für Reliquien verert!

**) Man nennt noch jezt die „Hirschdecke“ *Bast*, sowie das kunstgerechte Abhäuten, das „aus der Decke schlagen“ des Hirsches: *abbasten*, und auch der Bäume *Bast* ist ja ihr Fell.

einzig bekannte und allgemein gebräuchliche war. Denn das mittellateinische Wort für Sattel und Saumsattel: *bastum* oder *basta* provenz.: *bast*, ital. und spanisch: *basto*, franz.: *bât**), scheint unmittelbar auf die Anfertigung des Reitzeugs aus Holz und Bast hinzudeuten. Noch im Mittelalter tritt dergleichen Zaumzeug auf. Von Parzival's Klepper heist es: „sin zoum, der was pästin", und auch an anderen Orten erscheinen: „zoumelin von baste gevlohten". Dasz dise primitive Herstellungsweise des Reitzeugs indes schon damals als veraltet, kläglich und verächtlich erschien, beweist die bei den strafrechtlichen Beziehungen (Band I, Seite 456) angefürte Stelle des Parzival, welche die Ausstattung des Pferdes der Jeschute bespricht. Aber troz diser schon im 12. Jarhundert verächtlichen Bedeutung des bastenen Reitzeugs begegnet es doch noch ein halbes Jartausend später. Denn der lievländische Bauer fertigte noch im 17. Jarhundert Zaum und Sattel aus Bast und Holz an. Ein Volksspruch, den Olearius in seiner Reisebeschreibung mitteilt, sagt:

Ick bin en lifländisch bur,
min lewend werd mi sur;
Ick stige up den berkenbom,
Davon hauw ick sadel und tom
Ick binde den schön mit baste.

Der heilige Hieronymus ist es, der um 340 n. Chr. zum erstenmal den eigentlichen Reitsattel erwänt. Wie er beschaffen war, meldet der gelerte Einsidler nicht näher, doch war noch bis spät in's Mittelalter ein kleiner Sessel üblich, der auf eine Decke oder Fell gelegt, durch Riemen festgehalten wurde und so warscheinlich die ursprünglichste Form bewarte. Jedenfalls hatte der Sattel des germanischen Altertums keine Steigbügel; da dise auch in vil späterer Zeit noch felen.

Die weitere Entwicklung der Zäumung scheint ser schnell vorwärts geschritten zu sein. Schon in den dem 5. Jarhundert angehörigen meroväischen Gräbern hat man nämlich die Trense wie heut mit eingekettteltem Gelenk und eisernen Rosetten von trefflicher Tauschirarbeit gefunden. Ueberhaupt dürfte schmuckreiche Ausstattung des Pferdezeugs zu den frühsten künstlerischen Leistungen gehört haben; denn der in jenen Gräbern gefundene Schmuck an Childerich's Pferde: Schnallen

*) Hievon stammt: *fils de bast*, *bastard*, d. h. Sattelkind, entsprechend dem deutschen *Bankert*, d. h. auf der Bank erzeugtes Kind.

und Beschläge des Riemenwerks, besteht aus dem reinsten Golde mit purpurnem Glase belegt und ist teilweise phantastisch geformt, namentlich ein goldenes Stierhaupt für die Stirn des Pferdes. — Auch literarische Nachrichten reden von solchem Schmucke. Bei Sigismer's Aufzuge werden vor ihm her sein eigenes, mit Schmuckplatten geziertes Pferd (phaleris comptus) und andere mit stralenden Edelsteinen bedeckte Rosse gefürt, und in „Walther von Aquitanien" befielt Günther, seinem Rosse den „kunstvoll geschnizten Sattel" aufzulegen.

Was die Reitertracht betrifft, so trugen die Cimbern, als sie aus Spanien zurückkerten und bis Verona vordrangen, vilfach eisernes Rüstzeug, wunderlich gestaltete Helme mit Hörnern, Geierköpfen und Adlerflügeln oder groszen Federbüschen, dazu weisze Schilde und lange doppelschneidige Schwerter. — Von den Angelsachsen berichtet Paul Diaconus, dasz sie beim Reiten wollene Kamaschen über das Bein gezogen hätten. Später trug der Reiter Hosen aus Lederstreifen, die mit Metalldrat durchflochten waren.

Der Schmuck des Helms mit Rossschweifen scheint wol eine der allerältesten menschlichen Verzierungen zu sein, da er sich in Gräbern der entlegensten Zeiten erhalten hat.

Beziehungen von Ross und Reiter zur Kunst.

Die Beziehungen, welche Ross und Reiter in der Urzeit zur Kunst gewannen, konnten natürlich nur ser gering sein; sie sind indes vorhanden, und zwar, abgesehen von der schon erwänten künstlerischen Ausstattung von Ross und Reiter, noch in doppeltem Sinne: einmal, indem Teile des Pferdes zu Gegenständen der Kunst und des Gewerbfleiszes verarbeitet wurden, und dann, indem man Ross und Reiter selbst zu Gegenständen der Darstellung erhob.

Was die **Benuzung von Teilen des Pferdes** betrifft, so empfalen sich in diser Beziehung nächst dem Schweife, ja villeicht noch früher als diser, die Knochen. Bei dem (Seite 4 erwänten) Holenfelsfunde, welcher der Eiszeit angehört, ist man bereits auf durchborte, augenscheinlich als Zierrat verwendete Pferdezäne gestoszen. Eins der im Moos-See gefundenen polirten

Rossschinbeine (Seite 5) hat offenbar als Schlittschuh gedient, eine Verwendungsart, welcher wir bereits an anderer Stelle (Band I, S. 192) gedacht haben. Noch im 12. Jarhundert geschieht der Schlittschuhknochen bei einem Streite zweier schwedischer Könige Erwänung. — Dasz technischer Gebrauch von Pferdeknochen allen arischen Völkern gemeinsam war, zeigt eine Mitteilung Kuhn's, welche zugleich linguistisch interessant ist. Urältester Sitte nach bedienen sich nämlich die indischen Priester zum Schneiden des bei den Opfern gebrauchten Grases einer Pferderippe, im Sanskrit: Párssus. — *Párssus* oder *Páracut* ist griechisch: *πέλεκυς* = Axt, lateinisch: *falx* = Sichel, und der Begriff „Rippe" tritt noch in dem wurzelverwandten griechischen *φάλκης* = Schiffsrippe auf.

Die ältesten germanischen **Darstellungen von Ross und Reiter** scheinen sich auf den Goldbracteaten zu finden, deren frazenhafte Gestalten der Däne Worsaae jüngst entziffert hat und die der Mitte des ersten Jartausends unserer Zeitrechnung angehören. Dise Bracteaten sind Schmuckmünzen mit mythischen Darstellungen. Da erscheint nun häufig ein menschliches Haupt oberhalb eines Rosses und daneben zwei Vögel, eine Zusammenstellung, welche Thomsen wol mit Recht auf Odin nebst seinem Rosse Sleipnir und seinen beiden Raben deutet. Eben so oft begegnet das Bild eines behelmten Mannes, welcher einen Finger in den Mund steckt, wärend ein herangeflogener Vogel ihm in's Or flüstert. Ein Ross steht daneben. Worsaae hat erkannt, dasz dise Gruppe jene Stelle der Wölsungensaga darstellt, die da erzält, wie Sigurd das Herz des Drachen Fafnir brät, sich dabei verbrennt und als er den schmerzenden, mit Drachenblut befleckten Finger in den Mund steckt, plözlich der Vögel Stimmen versteht. Nicht selten wird auch der Drachenkampf selbst auf Bracteaten dargestellt, wobei Sigurd als geharnischter Reiter erscheint. Auf einem in Uppland gefundenen Doppelbracteat hat man die Hinrichtung der Swanhilde durch stampfende Rosse erkennen wollen, und so spielt das Ross unter den Figuren, welche die Hölung diser Schmuckmünzen füllen, durchweg eine hervorragende Rolle. — So grosz aber auch die archäologische Wichtigkeit solcher Darstellungen anzuschlagen sein mag, künstlerisch stehen sie auf tiefster Stufe. „Dieselben Zeichner, welche in linearer Ornamentik vil Geschmack und

Geschick bekunden, zeigen sich in der Nachbildung organischer Geschöpfe so unbeholfen, dasz ihre Leistungen uns an die ersten künstlerischen Versuche von Kindeshand auf der Schiefertafel erinnern.“ (Mestorf.) Nur aufmerksamer, kenntnisreicher Betrachtung lösen sich die verworrenen Züge in bedeutungsvolle Gestalten auf.

2.

Franken- und Sachsen-Zeit.

Pferdezucht.

Wie die Katten, so scheinen auch die Franken ursprünglich arm an Rossen gewesen zu sein und eine nur kleine, aber tüchtige Reiterei besessen zu haben. Dennoch knüpft sich grade an dise der glorreiche Fortgang aller Entwicklung des Reitertums nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. Denn die Hegemonie und Herrschaft der Franken über die anderen deutschen Stämme haben ihre Einrichtungen auf lange Zeit hinaus, sogar noch bis tief in die Periode des sächsischen Prinzipats hinein zu Mustern der nationalen Entwicklung gemacht.

Prokopius, Belisar's diplomatischer Secretär, berichtet, dasz von den 100,000 Franken, die im 6. Jarhundert König Theodebert nach Italien fürte, nur ser wenige beritten waren. Dise Wenigen bildeten des Herfürsten unmittelbare „Gefolgschaft" und waren mit Speren bewaffnet, wärend sich in den Händen des Fuszvolks nur die Franziska, die Streitaxt, befand. — Dem Mangel an Rossen suchten die Frankenfürsten anfänglich durch unmittelbare Requisition abzuhelfen, wie denn Pipin z. B. um die Mitte des 8. Jarhunderts von den Sachsen und Türingern einen järlichen Tribut von 300 Pferden heischte.

Den hohen Wert, den gute Pferde in der Merowäischen Zeit hatten, illustrirt folgende Geschichte: Als Klodwig die Westgothen besigt hatte, ritt er nach dem Grabe des heiligen Martin, Gott für den Sig zu danken, und bei diser Gelegenheit schenkte er dem Kloster das Ross, das er in der Schlacht geritten. Bald aber reute ihn das Geschenk, und um es einzulösen, bot er 50 Mark Silber. Die Mönche aber meinten, der heilige Martin lege auf das ihm geweihte Pferd höheren Wert und zwangen den König, die Summe zu verdoppeln. — Die Sage hat diese Geschichte noch dahin ausgeschmückt, dasz die anspruchslosen Mönche gleich auf das erste Angebot des Königs gern bereit gewesen seien, das Streitross herauszugeben. Merkwürdigerweise wäre dis aber absolut nicht von der Stelle zu

bringen gewesen, bis der König das Lösegeld verdoppelt habe. Dis Wunder hätte den Klodwig zu dem Ausrufe veranlast: „Vere Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio," d. i. kurz gefast: St. Martin ist ein teurer Freund!

Bald sah man fränkischerseits die Notwendigkeit guter Selbstzucht ein. Im 5. und 6. Jarhundert zeigen sich bereits die ersten Spuren derselben. Im Leben des heiligen Severus z. B. wird berichtet, dasz er in seiner Jugend bei einem groszen Vassallen Neustriens, Corbeccnus, Pferdehirt in der weide- und bachreichen Landschaft von Vire war, wo starke Rossezucht getrieben ward. Karl Martell bennzte, als er den in das Frankenreich eingefallenen Arabern vil Pferde abgenommen, dise zur Veredlung der einheimischen Rosse und legte so den Grund zu den trefflichen Limousiner Schlägen. Dann aber ist es der vornemste Mann jenes ganzen Zeitalters, **Karl der Grosze**, der, wenn er statlich konstituirte, auch stets wirtschaftlich sichere Grundlagen zu schaffen strebte, an welchen sich die ersten groszen Fortschritte auf dem Gebiete der Pferdezucht knüpfen. Dise Fortschritte gingen Hand in Hand mit edlerer Kultur des Landes überhaupt, wie Karl sie in allen Einzelheiten für Acker- und Gartenbau, für Vieh- und Pferdezucht in seinen Verordnungen vorschreibt, von denen namentlich das Capitular des Jares 812 ein köstliches Beispiel gibt.

Epochemachend war vor allem die vom Kaiser selbst mit eingehender Sachkenntnis geleitete Verwaltung der Königshöfe. In dem Capitulare de villis bestimmt Karl Cap. 13: „Ut equos emmissarios, id est waranniones, bene provideant, ut nullatenus eos in uno loco diu stare permittant, ne forte per hoc pereant. Et si aliquis talis, qui bonus non sit, aut veteranus sit... si vero mortuus fuerit, nobis nuntiare faciant tempore congruo antequam tempus veniat, ut inter jumenta mitti debeat." — Cap. 14: „Ut jumenta nostra bene custodiant et poledros ad tempus segregent. Et si pultrellae multiplicatae fuerint, separatae fiant; et gregem per se exinde adunare faciant." — Cap. 15: „Ut poledri nostri Missa sancti Martini hiemale ad palatium omni modis habeant. (Vergl. Band I, S. 330.) — Die Breviarien, welche wir von einigen Königshöfen noch besizen, geben Aufschlusz und Einblick auch in die geringsten Einzelheiten diser Musterwirtschaften. — Was die Pferdezucht betrifft, so befanden sich z. B. auf dem Königshofe Asnapium 51 alte Stuten, *jumenta majora*, nebst 5 dreijärigen, 7 zweijärigen und 7 einjärigen Stuten, sodann

12 zweijärige und 8 järige Hengstfolen, *poledros*, und endlich 3 Beschäler, *emissarios*. — Auf einem andern Königshofe waren vorhanden: 79 alte Stuten, 24 dreijärige, 12 zweijärige und 13 järige Stutenfüllen, *pultrellas*, ferner 6 zweijärige und 12 järige Hengstfolen, sowie 5 Beschäler. — Das Kloster Staffelsee wies auf: 30 Karren (*carradae*), dazu merkwürdigerweise nur 1 gezämtes, d. h. eingefarenes Pferd u. s. w. — Es sind dis wol die ältesten Bestandnachweisungen deutscher Gestüte und Landwirtschaften, welche vorhanden sind. Sie legen lebendiges Zeugnis ab von Karl's hoher Sorgfalt für die Pferdezucht, die sich auch darin aussprach, dasz er den Rossen Königsfriden gab — „pacem habeant per bannum regis" — und dasz er die Ausfur von Hengsten verbot.

Unter des Königs Einflusz hob sich auch auf lange hin die Pferdezucht der Vasallen. — Eins der ausgezeichnetsten Gestüte des nächsten Jarhunderts scheint das des Herzogs Ludolf von Schwaben gewesen zu sein, der um 940 jenen berümten Stutengarten besasz, nach welchem die Stadt Stuttgart heist, als deren Wappen noch heut eine schwarze Stute mit säugendem Folen in weiszem Felde prangt. Ludolf's Gestüt soll dort neben der jezigen Stiftskirche gelegen haben.

Dasz die Mühwaltung des groszen Kaisers gute Früchte erzilte, erhellt schon aus dem Umstande, dasz Karl die Genugtuung hatte, an Harun-al-Raschid, der ihm Zuchthengste von Bagdad gesandt, auszer Jagdhunden und Tuch auch Pferde der spanischen Mark als Gegengeschenk zu schicken, dann aber geht es auch aus der Anerkennung seiner Zeitgenossen hervor, von welcher ein Brief des Papstes ein karakteristisches Beispiel abgibt.

Karl hatte nämlich, wie dem Khalifen, auch dem Papste Hadrian edle Rosse übersandt, von denen eins unterwegs gestorben war. Der Nachfolger Petri schreibt ihm nun: „Wir finden uns für solch gütiges Geschenk äuszerst verbunden, begeren aber, dasz Ihr in Erwägung unserer Liebe, die wir für Euer glänzendes Reich hegen, uns auch fürderhin mit wolgefütterten Pferden, die sich für uns allerdings schicken, an Hand geht; wodurch, da sie allen Augen gefallen, Euer groszer Name geprisen werde und weshalb Ihr von dem Apostel Gottes einen würdigen Lon erhalten möget!" (Hadrianae Papae Epist. apud Bouget. Tom 5. p. 581.) — Man sieht, der deutsche König zog da-

mals gute Rosse und der römische Bischof verstand damals schon, sie „um Gottes willen“ zu erwerben.

Hoch im **Preise** standen übrigens die Pferde bei den Franken auch im 10. Jarhundert noch, also zu einer Zeit, da Karl's Bestrebungen ihre vollen Früchte getragen haben musten. Es kam vor, dasz man ein Pferd mit 30 Joch Landes (60 bis 70 Morgen), ja mit einem römischen Talent (1740 Talern) bezalte.

Reiterwesen.

Der Kaiser hatte um so mer Grund, die Pferdezucht zu heben, als sich die **kriegerische Bedeutung der Reiterei** schon seit seines Anherrn, des Hammers, Kämpfen mit den Arabern entschieden gehoben hatte. In der Schlacht von Poitiers (732) schlug Karl Martell's Reiterei, gefürt von Eudo, dem Herzog von Aquitanien, die Sarazenen Abderrahman's, brach in ihr Lager ein und richtete gewaltige Verherungen an. Da trozdem der Rest des arabischen Heres in guter Ordnung den Rückzug über die Pyrenäen ausfüren konnte, so scheint die fränkische Reiterei nicht zur Verfolgung verwendet worden zu sein, ein Umstand, welcher vermuten läst, dasz ihr schon zu jener Zeit nicht der eigentlich kavalleristische Geist innewonte, dasz vilmer schon damals die Richtung auf schwere Massentaktik sich entwickelte, welche für das Reiterwesen des ganzen Mittelalters verhängnisvoll gebliben ist. — Seit des groszen Kaisers Tagen wurde der Gebrauch der Kavallerie dann immer allgemeiner und ausschlieszlicher, zulezt sogar in dem Masze, dasz (wie dis in den annales fuldenses 891 ausdrücklich gesagt wird) der Kampf zu Fusz bei den Franken gegen Ende des 9. Jarhunderts gar nicht mer gebräuchlich war. Zugleich aber steigerte sich leider die Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit der ursprünglich doch ganz und gar auf dem Prinzip freier Bewegung und stürmischen Angriffs begründeten Reiterwaffe.

Die Here, mit denen Karl's Enkel sich untereinander bekriegten, bestanden nur aus Vassallen, d. h. Reitern, one Beimischung von fechtendem Fuszvolke. Immerfort wird über die Ermüdung der Rosse, über die Verminderung ihrer Zal auf der langen unglückseligen Kriegsreise geklagt.

Eine der glänzendsten Reiterschlachten jener Zeit ist die bei Andernach.

Karl der Kale, der gedroht, er wolle ein so mächtiges Her zusammenbringen, dasz seine Rosse den Rhein aussaufen sollten, damit er ihn trockenen Fuszes durchschreiten und Deutschland verheren könne, lag bei Köln. Ihm gegenüber, mit nur wenigen Vassallen, Ludwig's des Deutschen Son. Durch gleisznerische Worte beirrt, hatte er fast sein ganzes Her auf Futterholen ausgesandt, als er von Kölns Erzbischof vor einem Ueberfall gewarnt wurde. Darauf sogleich im Harnisch, erwartete er nicht die zerstreuten Mannen, hiesz die geringe Schar aus seiner Umgebung zum Abzeichen weisze Gewänder über ihre Rüstung anlegen, und ging den Neustriern künlich entgegen. Zwar stuzten die Sachsen, in die Vorderreihe gestellt und noch nicht so geübt im Kampfe zu Pferde, und flohen; aber die Ostfranken stritten um so wackerer, erlegten die „Bannerträger" des Gegners und eroberten, den Uebermütigen in schimpfliche Flucht schlagend, eine „unsägliche Beute" an edlen Metallen, Waffenröcken, Rüstungen und Rossen.

Wie früher, so kommt auch in der karolingischen Zeit noch das Absizen zum Kampfe vor. Kaiser Arnulf z. B. gewann im Jare 891 die Schlacht bei Löwen gegen die Normannen mit abgesessener Reiterei, deren schwere Pferde in der Niderung nicht von der Stelle kamen.

Die ritterlichen Spiele, welche der Eidesleistung von Straszburg 841 folgten, bezeugen, dasz schon in den Heren Karl's des Kalen wie Ludwig's des Deutschen das Reitertum durchaus dominirte. Eigentliche Turniere, wie man häufig behauptet hat, waren indessen dise Spiele noch keineswegs, sondern nur Scheinkämpfe der Reiterei:

Auf geeignetem Plaze, indem die übrige Menge zuschaute, stürzten erst gleiche Scharen von „Sachsen, Basken, Austrasiern und Bretagnern" auf gespornten Rossen gegeneinander; ein Teil, den Rücken mit Schilden deckend, stellte sich, als flöhe er zu den Seinen, und so wechselten, wie bei einem Manöver, Flucht und Sig, bis zulezt beide Könige mit den Auserlesenen unter ungeheurem Geschrei, die Lanzen schwingend, dazwischen sprengten und bald dem einen, bald dem andern Teile der Fliehenden nachjagten. An solchem Schauspiele, in welchem noch nicht das Rennen zweier Einzelner erwänt wird, bewunderte man adligen Mut und gegenseitiges Maszhalten; denn ungeachtet der Menge und der Stammverschiedenheit hat keiner den andern verlezt oder Schimpfliches erwiesen.

Erst am Schlusse unserer Periode kommt auch von ritterlichem Einzelkampfe Kunde:

Als der deutsche Kaiser Otto II. mit seinem edlen Reiterhere vor Paris lag, die Faubourgs eingenommen hatte und nur durch die Seine gehindert wurde, one Brücke und Belagerungstrain die Stadtinsel selbst zu nemen, da hatte sich zwischen Deutschen und Westfranken schon ein so heftiger Nationalhasz entwickelt, dasz unter anderen ein weidlicher deutscher Recke daheim das Gelübde getan, nicht eher zurückzukeren, bis er seine Lanze in das Tor von Paris gebort habe. In jenen Tagen nun rannte wirklich der Franzosenhasser in vollem Waffenschmuck allein durch die verödete Vorstadt gegen das Tor „an der Brücke", vollbrachte seinen Willen, rief aber auch jeden ebenbürtigen Gegner zum Zweikampfe auf. Niemand stellte sich. — Bis dahin sind die Erzälungen vereinbar; dann aber berichtet ein französischer Praler, der Mönch Richer von St. Remy, „der Kappler (Capet), des französischen Namens Schmach

tiefer empfindend, habe die jungen Ritter so lange angestachelt, den erenvollen Strausz zu wagen, bis aus mereren heiszmutigen Männern Iwo erkoren worden sei, „den Preis zu erwerben," vor welchem dann die Rigel des Tores gefallen. Wie nun die Kämpfer einander zu Gesicht bekommen, und sie die Schilder vorgehängt, die Lanzen erfassend, erst ihrer Wut Luft gemacht, indem sie sich „einige wenige Schimpfwörter" zuriefen, „schwang" der Deutsche zuerst seinen gewaltigen Spiesz, durchborte den Schild des Franzosen und wollte eben mit dem Schwerte über ihn herfallen, als er von disem mit der gesparten Waffe quer durchstochen wurde. Der Siger nam die Waffen des Getöteten und empfing vom Kappler den Lon seiner Tat. — Flodoard, erlicher und nüchterner, berichtet dagegen: „es seien die Umlagerten plözlich hervorgebrochen und hätten den rasenden Polterer erlegt."

Auch in disem Einzelkampfe vermögen wir noch kein eigentliches Scharfrennen warzunemen, da der Deutsche seine Lanze schleuderte (Barthold). Eins steht seit diser Zeit fest: die Bevorzugung des Reiterkampfes vor dem Fuszvolk bei den Germanen, besonders bei den Franken. Die Weiterentwicklung dises Prinzips auf heimischem Boden werden wir demnächst in's Auge fassen; hier sei nur noch abschlieszend erwänt, dasz auch die in fremde Dienste tretenden Germanenscharen derselben Kampfart huldigten. Es war vor allem der Hof zu Konstantinopel, dem sie ihre Dienste weihten, weil ihn noch immer der Glanz des römischen Kaisernamens hob. Vile byzantinische Schriftsteller erwänen Alemanen und Franken im griechischen Here, die, in Geschwadern von meren hunderten vereinigt, als ritterliche, todesmutige Krieger hochgeschäzt waren, zu Ross als unwiderstehlich galten und in der Tat auch niemals Dienst als Fuszsoldaten namen. (Michael. Attaliota histor.)

Angesichts so hoher Bedeutung der Reiterei im fränkisch-deutschen Kriegswesen versteht es sich von selbst, dasz das **Reitertum im Volksleben** ebenfalls eine hervorragende Rolle spilte und dasz ihm die leidenschaftliche Teilname der edelsten Jugendkräfte zugewendet ward. Unter allen ritterlichen Künsten stand dem Franken das Reiten obenan. Ein uraltes fränkisches Liebeslied lautet:

„Sechs Künste üb' ich meisterhaft,
Seht zu, wer's küner und besser schafft:
Ich tummle das Ross im Schlachtgewül,
Der Eislauf ist mein liebstes Spiel,
Durch's Mer schwimm ich bei Sturmesschwall,
Mein Lanzenstosz ist Donnerhall,
Mein Wurfspiesz fliegt wie Wolken weit —
Und doch verschmäht mich eine Maid!"

Karl der Grosze war auch für Hebung der Reitkunst durch Verordnung und Beispiel tätig und das eigene **Haus des Königs** zeichnete sich in diser Beziehung aus. Sobald es irgend das Alter

seiner Söne erlaubte, musten sie Rosse tummeln und der Vater hielt darauf, dasz sie „nach Sitte der Franken“ vil zu Pferde waren. Auch die Töchter Karl's werden widerholt als treffliche Reiterinnen geschildert und es dürfte nicht unangemessen sein, an diser Stelle auszugsweise ein Fragment vom „Lobgedichte“ Angilbert's, als eines Mannes beizubringen, der selbst Augenzeuge der heiteren Cavalcaden war, die er schildert:

Siehe, die Königin wandelt hervor aus dem hohen Gemache,
Lutgard, sie, des erhabenen Karl's reizvolle Gemalin.
Blendend leuchtet der Nacken im Streit mit der Farbe der Rosen,
Und das umflochtene Har weicht nimmer dem Glanze des Purpurs.
Mitten im Kranze der Damen, der reizenden, teilt sie die Scharen,
Schwingt sich auf's prächtige Ross; dann unter dem Adel, dem stolzen,
Und unter der Jüngling' Preis vorleuchtet der Königin Hoheit. —
Drauszen den Sprözling des Königs erwartet die übrige Jugend,
Männlicher Schönheit voll; und von stattlichen Reitern begleitet,
Schreitet jezt Karl heraus, der vom Vater den Namen erhalten,
Sizt auf das scharrende Pferd, mit erfarener Ruhe es lenkend. —
Disem dann folget Pipin, der herrliche Siger in Waffen;
Wigt sich auf stattlichem Ross; hell leuchten ihm Antliz und Augen.
Schwärmend ergiest nun die Schar der Begleiter sich, wirbelnd und kreisend,
Durch die geöffneten Tore, und Lärm schlägt empor zu den Sternen.
Ihr dann folget sogleich die entzückende Reihe der Frauen:
Leicht auf flüchtigem Zelter vor andren reitet Rhodrudris....
Bertha glänzet sodann, zalreich von Mädchen umgeben,
Völlig an männlichem Geist wie an Haltung ein Abbild des Vaters.
Gisala tummelt darauf in hurtigen Sprüngen ihr Jagdpferd;
Ob es auch knirschet und schäumt in die Zügel, sie treibt es zum Dickicht,
Wo Schlupfwinkel sich suchen im Tann rauhharige Hirsche.
Endlich reitet daher Theodrade mit blühendem Antliz;
Schneeweis leuchtet ihr Ross; und feurig trägt es in Sprüngen
Karl's, des Gebietenden, Tochter hinaus in die schattigen Wälder.

Welch ein enges persönliches Verhältnis die Franken zu ihren Pferden hatten, beweist der Umstand, dasz das blosze Besteigen eines solchen one Erlaubnis seines Herrn mit fünfzehn Goldgulden gebüst werden muste. Das alamanische Gesez gebot, dasz wenn ein Freier einen Freien vom Pferde geworfen habe, er ihm dis nicht nur zurückzuerstatten, sondern auch noch 12 Gulden zu büszen habe, also die gleiche Strafe, die z. B. ein solcher zu geben hatte, der auf der Strasze eine begegnende Jungfrau bis zum Gürtel entblöste. Wer ein Pferd raubte, wurde ebenso bestraft, als wenn er einen Knecht geraubt. Das Pferd aber, auf dem der Herr ritt, wurde gleich dem freien Mann selbst gebüst. Dise auffallende Bestimmung der lex alam. ist sogar (allerdings durch den Dolus begründet) in das schwäbische Landrecht übergegangen, woselbst es heist: „Sitzet ein man uf sinem rosse und wil riten an sin geschefte, ein ander man ritet gegen im und ziuhet sin

swert uz und wil in slahen und triffet daz roz, daz es stirbet, nach künig Karles reht (d. i. der alten lex. alam.) sol er im buzen, als ob er in selber troffen hat."

Verkerswesen.

Betreffs des Verkers in diser Zeit machte sich der Einflusz sowol des Christentums als der karlingischen Statsgewalt zu Gunsten der Reisenden segensreich und entschieden geltend. Die fränkische Sazung gebot: „Nemt arme Reisende freundlich auf; denn der Herr wird am Tage der Vergeltung sprechen: ich war ein Gast und du hast mich beherbergt!" Der grosze Kaiser aber bestimmte in seinen Capitularien: „Niemand in unsren Reichen soll Wanderern Herberge und Herd verweigern oder ihrem Vieh Futter vorenthalten". Reisenden Kaufleuten verlich er seinen königlichen Schuz. Auch für eine statliche Leitung des Verkers hat sich Karl interessirt und scheint es angemessen, an diser Stelle einige Worte über das Postwesen der Karlingischen Zeit zu sagen, um so mer, als in den folgenden Jarhunderten keine nennenswerte Einrichtung diser Art zu erwänen sein wird. — Um überall zu walten und die Völker vom Ebro bis zur Elbe, vom Belt bis Rom zu regieren, bedurfte Karl der Grosze schneller und gewisser Ueberbringer seiner Befele. Dis zu erreichen benuzte oder erneuerte vilmer der Kaiser die altrömische Einrichtung des cursus publicus, d. h. regelmäsziger Relaisritte auf Kurierstraszen. Der Gründer diser Einrichtung war, Sueton zufolge, Augustus gewesen; sie war wesentlich ein instrumentum regni, als solches aber hatte sie eminente Wichtigkeit und Ausdenung besessen und ihr Straszennez umfaste zur Zeit seiner grösten Entwicklung unter Kaiser Antonin fast 53,000 römische, d. h. nahe an 10,000 geographische Meilen.*) Der Fall

*) Entlang der Statsstraszen der Römer waren in Entfernungen von $2\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Stunden *stationes* eingerichtet, teils nur Wechsel-(Relais-)stationen *(mutationes)*, teils Rastorte *(mansiones*, von *manere*, d. i. bleiben). Leztere lagen um je eine Tagesreise von einander entfernt und dienten namentlich zum Uebernachten. Jede Station hatte 40 Relaispferde nebst anderen Zugtieren, Wagen u. s. w. und stand unter einem besondern Stationsvorsteher *(manceps)*. Das zum Reit- und Kurierdienst bestimmte Pferd hiesz *veredus* (vergl. Band I. S. 4). Der Mantelsack *(averta)* der Reisenden wurde meist von besonders für disen Zweck bestimmten Pferden *(avertarii)* getragen. Für den Transport per Axe dienten Farzeuge mit zwei *(reda)* und vier Rädern *(carpentum)*. Ein *hippocomuo* (Stallknecht,

des Reiches hatte die Zerstörung diser Verkersanstalt zur natürlichen Folge; aber von Zeit zu Zeit begegnet man Versuchen, die Rudera derselben den neuen Zuständen der in den Pausen der Völkerwanderung begründeten Germanenstaten dienstbar zu machen. So versuchte das u. A. der grosze Ostgothenkönig Theodorich an der Hand seines berümten Ratgebers und Freundes Cassiodorus, und ebenso namen die Merovinger die in Gallien vorgefundenen Ueberbleibsel des cursus publicus wider auf, one ihnen jedoch ein dauerndes Leben einhauchen zu können. Dis freilich gelang auch Karl dem Groszen nicht; aber wärend seines Lebens unterhielt er doch in der Tat regelmäszige Botenzüge, ganz in der Art der antiken Curse, vom Rhein, dem Mittelpunkte seines Reichs, nach Italien, Frankreich, Spanien und Sachsen. De Neufville (de l'origine des Postes) berichtet: „Il fut en 807, que l'Empereur Charlemagne après plusieurs conquestes establis trois postes sur trois routes différents et mesmes aux depens de ses peuples". Die Untertanen konnten ihre Briefe nämlich für ein dem Kurier gegebenes geringes Briefgeld mitschicken. — Nach Karl's Tode wird diser Eilboten zwar nicht mer gedacht, doch erscheint noch im 12. Jarhundert in Frankreich unter einer Reihe vornemer Zeugen Balduin als *Veredarius*, was wol nichts anderes als einen Chef der Statsboten bedeutet. — Auf deutschem Boden war zu diser Zeit keine Spur geordneten Postwesens vorhanden.

Die Wegbarkeit war auszerordentlich schlecht. Zwar hat auch hier Karl der Grosze, anknüpfend an langobardische Sitten, einzugreifen versucht, jedoch vergeblich. Das „Paraticum", die Abgabe für Besserung der Straszen und Brücken, liesz sich nicht beitreiben oder wurde, wenn es wirklich einging, bald genug zu anderen Zwecken verwendet. — Mit der Sicherheit stand es nicht besser. Musten doch selbst die zur Aufsicht über die Straszen bestellten Beamten schwören, dasz sie selbst einen Straszenraub weder begehen, noch daran Anteil nemen wollten. (Stephan.)

Was die Transportmittel betrifft, so stehen in erster Linie noch die groszen unbedeckten Sänften nach römischer Art, die von vor und hinter dem Kasten schreitenden Pferden getragen wurden. — Daneben sind auch urtümliche vierrädrige

Postillon) begleitete Pferde und Gefärt von einer Posthalterei zur andern und brachte sie wider zurück. — Die kaiserlichen Kuriere *(agentes in rebus)* bildeten eine den preuszischen „Feldjägern" änliche Corporation.

Wagenkarren im Gebrauch, namentlich die altgallische *Basterne.* Dises Gefärtes, das ein Ochsengespann zog und ein Rinderhirt leitete, bedienten sich die Merwingischen Fürsten, um sich im langsam trägen Schritte zur Volksversammlung und zum Palaste tragen zu lassen. Aber dis altertümliche Symbol heiligte das Geschlecht Klodwig's nicht; es bewies nur, wie unrüstig die faulen Könige geworden; und da schwang sich mit Recht des groszen Karl's Vater in den Sattel.

Tracht von Ross und Reiter.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die **Ausstattung der Rosse** in der fränkischen Periode, so ist die Bepanzerung derselben zwar im Beowulf noch nicht erkennbar, und auch die Tapete von Bayeux zeigt nur blosze Rosse, aber eine Stelle aus dem Lobgedichte des Ermoldus Nipellus:

Siehe mein Ross mit dem Panzer und bunten Farben geschmücket!

lert doch, dasz zuweilen schon im 9. Jarhundert die Rosse gewappnet wurden. Dasz der genannte Panzer ein Schuppenpanzer war, bezeugen Funde in den Gräbern, die auch noch in anderer Beziehung interessant sind. So gehören zu ihnen Sattelschnallen, eiserne Gebisse, eiserne verzinnte Steigbügel und starke eiserne Hufbeschläge.

Zeichnungen in einem zu Stuttgart befindlichen Psalterium des 10. Jarhunderts geben einige recht bewegte und deutliche Reiterbilder jener Zeit. Die Tiere erscheinen etwas schlanker als später gewönlich ist. Die Aufzäumung besteht in einer ganz einfachen Trense und die Sättel zeigen nichts von den in den folgenden Jarhunderten üblichen hohen Lenen.

Steigbügel kannten die Reiter auch der fränkischen Periode noch nicht. Die lateinischen Ausdrücke: *stapedae, stapiae, staffae* (Staffeln) kommen erst im Mittelalter vor. Allerdings sagt Mauritius in einer Schrift über Kriegskunst aus dem 6. Jarhundert, dasz jeder Reiter zwei „Leitern" *(scalae)* haben müsse. Dis scheint jedoch erst eine Annäherung zum Stegreif gewesen zu sein; denn das Felen der Steigbügel bei manchen Pferden auf der Tapete der Königin Mathilde (die wir später noch näher in's Auge fassen werden), sowie einige Stellen bei Schriftstellern machen es höchst warscheinlich, dasz die ersten Bügel, welche man einfürte, nicht

dauernd mit dem Sattel verbunden wurden, sondern lediglich zum eigentlichen Aufsteigen dienten, also wirklich nur „Staffeln“ und „scalae“ waren. So heist es z. B. von Wilhelm dem Roten, dasz er, als ihm bei der Belagerung von Mont St. Michel das Pferd unter dem Leibe getötet war, schnell auf ein anderes sprang, „one abzuwarten, bis man ihm die Steigbügel brachte“ (non expectato ascensorio sonipedem insiliens). Uebrigens wurden in jener Zeit, da Reisen und Reiten noch ein und dasselbe war, streckenweise an den Straszen Aufsteigesteine angebracht, wie sie sich noch heute an der Türe mancher Dorfschenke finden und wie sie eine althergebrachte Einrichtung der Römerstraszen waren, welche auch im späteren Mittelalter vilfach vorkommt. So reitet im „Erec“ Yders über den Hof zu Kardigan

Zuo einem steine, der was breit
Ein wênic uf an eine stat
Von der grêde gesat.
Der was gemachet uf dem hus
Daz der künec Artus
Da erbeizte unde ouch ûf gesaz.
Der ritter dähte, wo er baz
Erbeizen möhte, danne ouch dâ?
Bî dem steine erbeizter sâ.

Im Habitus des **Reiterkostüms** läst sich wärend der ganzen fränkischen Periode ein Schwanken zwischen nationalen und antiken Elementen erkennen, die erst nach der Zeit der Sachsenkaiser ganz und völlig zum eigentlichen Kostüm des christlichen Mittelalters verschmelzen.

Als zeitgenössische Schilderung eines Reiters diser Periode möge hier die Beschreibung stehen, welche der Mönch von St. Gallen von dem gegen Desiderius ziehenden „furchtbaren, eisernen Karl“ macht. Er sagt: „Die Schenkel, welche von anderen, um leichter zu Pferde zu steigen, freigelassen werden, waren bei ihm durchweg mit eisernen Schuppen besezt. Auch sein Ross erschien eisern an Farbe und Mut. In seinem Glanze spiegelten die Stralen der Sonne. Das von Schrecken erstarrte Volk huldigte dem kalten Eisen, und das Entsezen vor seinem Glanze drang bis tief unter die Erde hinab.“

Von Sporen trug der Reiter nur einen mit langem Dorn, aber one Rad am linken Fusz. Der Verlust desselben galt schon anfangs des 10. Jarhunderts für enterend.

II. Hauptabschnitt.

Mittelalter.

(1000 1500.)

1.

Kriegerisches Reitertum.

Gestaltung des Rittertums.

Der Mönch Otfrid singt gegen Ende des 9. Jarhunderts in seinem althochdeutschen „Lob der Franken“ vom Könige:

Er ist gizal uber ál	Er ist kün über alle
io so édel thegan scál,	wie so edler Degen soll,
wiser inti knani	weise und kün;
thero éigun se io ginnagi.	deren eignen ihnen wol genug.
Waltet er githinto	Waltet er gütig
mánegero liuto,	manchen Volkes,
jo ziuhit er se reine,	auch erziehet er sie rein (gut),
selb so sine heime.	grade wie seine (die eignen) daheim.
Nie sind thie imo ouch derjen	Nicht sind, die ihm auch schaden,
in thiu man Frankon werjen,	solang als Franken ihn weren,
thie snelli sine irbiten	die kün seiner warten
thaz sie man umbiriten	dasz sie ihn umreiten

Mit der lezten Strophe deutet der Dichter offenbar auf die schon oben erwänte **reitende Gefolgschaft** als den höchsten Schuz und Schirm des Königs hin; dis Gefolgschaftswesen aber, eine specifisch germanische Einrichtung von ungemeiner Zähigkeit in allem Wechsel der Geschichte, das ist der Kern des feudalen Reitertums, aus welchem die glänzendste Erscheinung des Mittelalters, das Rittertum, erwuchs.

Es bildete sich nämlich in der fränkischen Monarchie mit Rücksicht auf die Kostbarkeit des Reiterdienstes die Praxis aus, dasz vorzugsweise die reicheren und angeseheneren Waffenpflich-

tigen und unter ihnen wider besonders diejenigen, welche sich dem Könige zu besonderem Dienste verpflichtet hatten, die Kriegsleistungen zu Rosse übernamen. Denn da die Fürsten und Fürer im Kampf schon der Uebersicht wegen zu Pferde sizen musten, so war es natürlich, dasz sie auch von ihrem persönlichen Gefolge wünschten, dasz es beritten sei, ja, dasz sie es heischten. Dafür gewärten sie dann disen Gefolgsmännern, dem „Kriegsgesinde" (von *senden*) den „Degen" (von *thegnian* = dienen), d. h. ihren „Ministerialen" besondere Benefizien. So lange die Fürsten der erobernden germanischen Stämme in ihrer eigenen bewaldeten Heimat one festen Grundbesiz mit Haus und Herden das Land durchzogen, wie sie Tacitus in der „Germania" schildert, da hatten sie die Tapferen ihres unmittelbaren Gefolges mit nichts anderem als gastfreien Gelagen, Vererung von Pferden oder Waffen, sowie Anteil an beweglicher Beute belonen können. Dis Benefizium, namentlich die Begabung mit Rossen hiesz: *feodum*, von *fe* = Vih und *od* = Besiz, und dis ist die Wurzel der **Feudalität.** Nachdem die Fürsten aber durch Eroberung Herrscher groszer angebauter Länder, sowie Besizer weiter Domänen geworden waren und die Unterworfenen als tributpflichtige Untertanen behandelten, da sahen sie sich im Stande, treue und bedeutende Genossen auch durch ausgedentere Freigebigkeit zu belonen und zu verpflichten. Einkünfte, ligende Gründe, einträgliche Aemter kamen nun als Feodum in die Hände der Gefolgsmannen, die, wenn sie durch das ihnen verlihene Grundeigentum nun *vassus*, d. i. fest, ansässig geworden waren, ihrem Lehnsherrn als *Vassallen* dienten. So wurden Feudalität und Vasallentum gleichbedeutende Begriffe, was um so leichter geschehen mochte, als sich neben der Belehnung mit Grundstücken die Belonung mit Vih und namentlich mit Rossen, wie wir weiter unten sehen werden, auch zu späterer Zeit noch in ausgedentem Masze vorfindet.

Für die vom Fürsten, vom Könige erteilte Belehnung war der Vassall zur ständigen Heresfolge verpflichtet, so lange er im Besize des Feodums war. Namentlich lag ihm die Sorge ob, unter allen Umständen die ihm zur Herfart nötigen Rosse stets bereit und in gutem Zustande zu erhalten. — In ältester Zeit, als die Herbannverpflichtung noch in ihrer Reinheit oder doch nur wenig getrübt, allgemeine Geltung hatte, da waren es keineswegs ausschlieszlich die Lehnsgüter der adlichen Vasallen, an denen dise Rechte und Pflichten kriegerischen Rossdiensts hafteten.

Auch der „Gemeinfreie" tritt, wenn er sich im eigenen Grundbesiz gehalten, als Reiter auf. Noch in späterer Zeit erscheint ja wie der Siz des Edelmanns als *Rittergut*, so das ihm entsprechende freie Bauergut als *Sattelhof*, *Reitlehn*, *Reithufe*. *Reiterlehn*, *Klepperlehn* oder *Kleppersiz*, sämmtlich Oertlichkeiten, die keineswegs, wie man im vorigen Jarhundert wänte, früherhin Relaisposten gewesen sind und deshalb auch nicht – wie man sich gleichfalls einbildete – stationsweise von einander entfernt ligen, vilmer solche Grundstücke, welche als die lezten erwürdigen Reste des Grundbesizes der berittenen Gemeinfreien erscheinen. Die Nidersachsen sind sich dessen auch heut noch ser wol bewust, und die westfälischen *Sattelmeier*, stolze kernige Männer, glauben sogar unmittelbar von Wittekind's Gefolgschaft abzustammen.*)

Seit sich aber die Lehnsmannschaft der Könige vorzugsweise zu Ross erhoben, knüpfte sie an ihr Waffentum noch eine höhere persönliche Ere, als zuvor die alte Wermannei gehabt, und einen exclusiven Glanz, wie ihn auch der freie und wolhabende Bauer weder erschwingen, noch begeren mochte. Aus der Tatsache, dasz seit dem 10. Jarhundert zum Kriegsdienst ganz unbedingt die schwer zu beschaffende Eisenrüstung und kostbare Rosse von seltener, teuer bezalter Stärke und Grösze verlangt wurden, erwuchs nach und nach das Vorrecht eines höheren Standes, ebenso wie es einst aus änlichen Ursachen für die *equites* des alten Römerreichs entsprungen war. — Nur allzubald blickte der von seinem Herrn beritten gemachte Hofdiener (Ministeriale), der oft nicht einmal von freier Geburt war, hoffärtig herab auf den zu Fusze fechtenden Freien. Es wurde Gewonheitsrecht, solche Lehen, von denen der Reichsdienst zu Pferde geleistet werden muste, nur an Nachkommen von Männern zu geben, welche dise Bedingung schon erfüllt hatten, sodasz die gemein oder schöffenbar freien Männer zwar noch das Recht zu solchem Lehen besaszen, tatsächlich aber keine mer empfingen. Bald ist es ein Stand der **Milites**, welcher seit Konrad's II. Erblichkeitserklärung der kleinen Kriegslehen vermöge seiner Geburt auf ein Feodum Anspruch macht und in seiner Gesammtheit den Kern deutscher Waffenmacht bildet. Auf ihn gestüzt,

*) In Lauenburg sind jezt die Sattelhöfe wirkliche Rittergüter, in Westfalen Bauergüter one die Lasten derselben. Sattellehne sind desgleichen Bauergüter mit freiem Eigentum, die statt des Lehnsgeldes entweder ein- für allemal oder auch järlich ein gesatteltes Pferd zu entrichten hatten.

mit ihm verbunden, erheben sich neue Herren. Denn die Reichen und Vornemen, die Beamten (Grafen) des Kaisers und die Väter der Kirche, alle diejenigen, welche beständig Dienstleute und bewaffnetes Gefolge hielten*), sie waren vorzugsweise geneigt, ja gern bereit, die Heresfolge für andere zu übernemen, unter der Voraussezung freilich, dasz der Vertretene sich seines Waffenrechts begab zu ihren Gunsten, d. h. dasz er ihr Untertan wurde, der Mann, der *homo* seines ihn schirmenden *Seniors*, seines hochgebietenden *Seigneurs*. Und auf diser kriegerischen Stellvertretung beruht eine ganz neue Gestalt der germanisch-europäischen Werverfassung. Immer mer schwindet mit ihrer Entwicklung die Masse des Volks aus dem sibenfachen Herschilde, immer mer tritt der alte Begriff des „Herbanns“ zurück; und in demselben Masze, wie das unmittelbare Untertänigkeitsverhältnis des einzelnen Freien zum Könige aufgezert ward durch die Ausbildung des Feudalverbandes, übernamen die Erblehnträger immer ausschlieszender die Werpflicht für die Gesammtheit und zwar in der Form von des Reiches Rossdienst. Diser hatte durch die Ungarkämpfe unter Heinrich dem Groszen die erste Gelegenheit gehabt, sich nach Auszen kräftig geltend zu machen, seine Notwendigkeit und Tüchtigkeit darzulegen; die breiteste Entfaltung und den groszartigsten Aufschwung gewann er aber wunderbarerweise durch die Kreuzzüge, die ihn zum Mittelpunkt eines der interessantesten Kulturprozesse Europas erhoben.

Das Kreuzher Gottfrid's von Bouillon soll 100,000 Reiter und unter disen 40,000 Milites gezält haben, eine Vereinigung aller rüstigsten Kräfte und unternemungslustigsten Geister des Abendlandes, welcher umsomer neue organische Gestaltungen entspringen musten, da sich dise ungeheure Menge von Milites verschiedener Nationen als ein in besonderen Bestrebungen und Rechten zusammenstehendes „Adelsvolk“ erkannte. — So bildeten sich denn im gelobten Lande zuerst Privatgesellschaften freier, reisiger Männer zur Verteidigung des heiligen Grabes und des Tempels, zur Pflege der Kranken und zum Schuze des wandernden Pilgrims. Aus disen Vereinigungen wuchsen geistliche **Ritterorden** empor, deren Glider sich zwar in mönchische Ordensregeln fügten,

*) Das ursprüngliche, gesezlich verordnete oder hergebrachte Gefolge eines Grafen, Dinghofherrn oder Vogtes, mit dem er auch in Fridenszeiten auftrat, scheinen 12 Rosse gewesen zu sein, daher man auch in vilen Weistümern den Bauern die Pflicht auferlegt findet, 13 Rosse einzuquartieren. Dis Gefolge bestand ursprünglich aus den Gerichtsbeisizern des Grafen oder Dingherrn.

daher unverheiratet blieben, aber zugleich, wie jeder weltliche Streiter, die Waffen mit groszem Nachdrucke fürten. Das Sigel des Templerordens: zwei Ritter auf einem Rosse, erinnert an die anfängliche Armut und Einigkeit der ritterlichen Mönche, die freilich beide nicht von langer Dauer waren. Ser bald wurden die Hospitaliter und Templer von den Päpsten anerkannt, mit eigener Ordenskleidung und durch wichtige Privilegien ausgezeichnet; sie erhielten Geschenke und Vermächtnisse in allen Ländern der Christenheit und fingen früh an, Aufsehen zu erregen und Macht und Einflusz zu gewinnen.*)

Diser Anblick reizte die fantasiereichen Fürsten aus hohenstaufischem Stamm, eine änliche, aber nur auf das Weltliche gerichtete Anstalt zu treffen, durch welche Männer von ausgezeichnetem Verdienste durch Rang, Kleidung und Schmuck vor anderen hervorgehoben und gewiszermaszen zu einer besonderen Innung (ordo) zusammengefast wurden.

Verwandte Formen waren freilich schon seit langer Zeit ausgebildet, ehe der eigentliche Begriff des „Ritterordens“ entstand. Grade im 11. Jarhundert erscheint bei Sönen der Fürsten und Könige die uralte Sitte der Werhaftmachung des Jünglings, die Umgürtung mit dem Wergehänge, dem „Rittergürtel“, also die Aufname in den Kreis der Krieger, als groszartiges und hohes Fest behandelt, ehe noch ein formelreicher **Ritterschlag** den Eintritt in die Reihe der würdigsten Milites und die Aufname in einen eigentlichen und abgeschlossenen Orden bezeichnete. Diser Ritterschlag wurde aber seit der Hohenstaufenzeit, d. h. seit der mannigfachen Berürung deutscher und romanischer Ritter wärend der Kreuzzüge, auch in Deutschland die allein gültige Form des Ritterwerdens, und neben dem alten Abzeichen des *cingulum militare* wurden die „goldnen Sporen“ Symbole des Ritters, welche ihm, der linke zuerst, bei seiner Erhebung von schöner Frauenhand mit der Weisung an den Fusz geschnallt wurden, sie nicht nur zum Antreiben des Pferdes, sondern vornemlich zur Erinnerung daran zu tragen, dasz Adel und Ere ihm Sporn zu groszen Taten sein sollten. In disem Sinne wurde denn auch der Sporn ein Heiligtum des Ritters, erhielt eine hohe sym-

*) An die alte Form des Feodums: die Verleihung von Rossen, erinnert es, wenn man hört, dasz es ein dem Groszmeister der Templer vorbehaltenes Recht war, Rosse und Waffen an die Ritter nach seiner Gunst zu verteilen.

bolische Bedeutung (vergl. Band I, S. 454) und wurde daher auch mit dem verstorbenen Ritter begraben.*)

Die Grundformen der Feierlichkeit diser neuen Schwertleite bestanden darin, dasz sich die Candidaten, durch Fasten und Beichten vorbereitet, in dunkler oder ganz weiszer einfacher Kleidung, waffenlos und die Schärpe um den Hals gelegt, dem Spender der Ritterwürde vorstellten; selbst ihre Pferde waren von jedem Prunke entblöst. Der Ritterschlag geschah dann im Namen St. Michael's und St. Georg's, also der beiden vornemsten reitenden Heiligen; und den Schlusz der Feierlichkeit bildete es, dasz sich der neue Ritter in voller Rüstung one den Bügel zu berüren auf's Ross schwang und es auf öffentlichem Plaze, die Lanze schwingend, vor dem Volke tummelte, wodurch männiglich von der neuen Standeserhöhung in Kenntnis gesezt wurde. (Vergl. die symbolische Bedeutung des Reitens Seite 23 und Band I, Seite 453.)

Dis sind nun die Ritter, welche wir in immer wachsender Zal das ganze Mittelalter beherrschen sehen. Sie heiszen gewönlich ebenfalls *milites*, wie die Vassallen, aus denen sie sich zu ergänzen pflegten; daher beide in der Folge oft verwechselt werden. Man kannte keinen anderen passenden lateinischen Ausdruck; nur in seltenen Fällen finden wir Ritter als *equites*, und zwar *aurati*, bezeichnet, wegen ihres vergoldeten Waffenschmucks, vorzüglich wegen der Sporen. Der deutsche Name *riter***) ist warscheinlich so alt, als die Entstehung des Ordens selbst; denn sobald man anfing, deutsch zu schreiben, begegnet man auch diser Benennung. — Grosze Ere und Ansehen begleiteten die Ritter auf allen Schritten; gleich den Freiherren erhielten sie den Titel Herr, und wenn sie selbst sich in den Urkunden unterschriben, vergaszen sie nie, ihrem Namen das Wort „Ritter" beizufügen, welches kein Schildgeborener durfte, der nicht die goldnen Sporen trug.

Die Erlangung der Ritterwürde ist übrigens niemals ausschlieszliches Eigentum des Adels gewesen, ebensowenig wie sie erblich war; freilich aber drängten sich, je länger je mer, die

*) In änlicher Würdigung stand bei den Slaven die goldene Geiszel, welche die Ritter des Sagenkreises Wladimir's fürten, die den Sporn nicht kannten. Alle Orientalen reiten one Sporen und treiben die Rosse mit dem Kantschug oder spizen Steigbügeln an. Der jezige russische Name für Sporn ist deutsch und entlent.

**) (Vergl. Band I, S. 150.)

zum Schild Geborenen, die allerdings auch die meiste Gelegenheit zur Auszeichnung hatten, in die Reihen der Geerten. Der Umstand, dasz die Fürsten eifrig nach der Ritterwürde strebten, schon um Andere zu Rittern schlagen zu können, wirkte in gleicher Richtung, und endlich vollendete sich die Exclusivität durch die Geseze und Einrichtungen der Turniere, über welche weiter unten näheres erfolgt. Wie früher die Milites alter Art, die Gefolgschaft der Fürsten und Herren, so traten jezt die Ritter als ein besonderer Stand auf, dessen Glider ihren Rang (über den schöffenbaren Freien) auch dann behielten, wenn sie nicht das Waffenhandwerk als Beruf erwälten und sich so zu einer eigentlichen Adelskaste zusammenschlossen, wobei der Umstand glücklich und günstig eingewirkt hat, dasz sich grade im Zeitalter der schwäbischen Kaiser der Adel auf die Höhe geistiger Bildung und sittlicher Vornemheit schwang und das Rittertum, als damalige wirkliche Blüte der Nation, die schönsten Früchte zeitigte.

Hier scheint der Ort zu sein, der **von Ross und Reiter stammanden Adelstitel** zu gedenken. „*Omnis nobilitas ab equo!*" Aller Adel stammt vom Rosse! behauptet ein mittelalterlicher Spruch, und diser Anschauung steht auch die uralt-germanische Auffassung von der Wurzel des Adelswesens ser nahe. Denn im „Rigsmal" der älteren „Edda" wird der Ursprung der Stände folgendermaszen dargestellt:

> Heimdall, der Wächter der Himmelsbrücke, der göttliche Reiter des Gulltop, durchwandert die Erde und kert bei Ai und Edda ein. Da gebar leztere nach neun Monden den *Thräll*, den Knecht, schwarz und rauh, knotig und fratzig. Von ihm stammt das Geschlecht der Knechte, das zu nichts Lust hat. — Weiter wandernd, nächtigte Heimdall bei Afi und Amma und erzeugte mit diser einen Son, der hiesz *Karl*, der zämte Stiere, fertigte Wagen und bebaute das Feld. Von ihm stammt das Geschlecht der freien Bauern Endlich gesellte sich der göttliche Wanderer zu einem Ehepare, das hiesz Vater und Mutter, und als neun Monde vorüber, gebar die Mutter den *Jarl*, goldlockig und klugäugig, der erfand das Hengstetummeln und Hundehezen und das Lanzenschwingen, und von ihm stammt das Geschlecht der Adalinge und Könige. (Vergl. S. 7.)

Solche Anschauungen standen also schon im Hintergrunde des Volksbewustseins, als die Schöpfung des Ritterordens das Reitertum mit neuem Glanze und besonderer Vornemheit umgab, und seit diser Epoche ist der *Ritter*, der *Chevalier* oder *Cavalier*, überall identisch mit dem Begriff des Edlen, des Adligen. Das schöne deutsche Wort „**Ritter**" = Reiter steht aber höher als die romanischen Ausdrücke; denn es ist abgeleitet von der **Tätigkeit des Mannes**, wärend die entsprechenden roma-

nischen Wörter: *cabalicator*, *cavalcadour*, *cavaliere*, *caballero* von dem tragenden Tiere abgeleitet sind und noch dazu von einer der wenigst guten Bezeichnungen desselben, nämlich von dem spätlateinischen Ausdruck *caballus*, welcher seinerseits von *καβάλλης*, dem griechischen Wort für „Kamel“ und „Lasttier“ herrürt. (Vergl. Band I, Seite 11.)

Merkwürdig ist es, dasz andere, sogar zur Bezeichnung ser vornemer Adelswürden gebrauchte Wörter noch weniger erlauchten Ursprungs sind, sondern im Stallleben wurzeln. Wir meinen die Erenämter des Marschalls und Connetables.

Das Wort **Marschall** ist zusammengesezt aus *march* = Pferd und *schalk* = Diener, heist also „Pferdeknecht“ und bedeutet bei den Franzosen noch heut: Stalldiener und Hufschmid. — Schon oben (Seite 15) wurde erwänt, dasz der Marschalk ursprünglich als Hirt über eine Koppel (*copula*), d. h. „super duodecim caballos“, gesezt war. Anfangs scheint er in keiner Weise den anderen Hirten vorausgestanden zu haben; denn nach alamannischem Recht betrug das Wergeld für einen Marschalk 40 Gulden und ebensovil für einen Schaf- oder Schweinehirten, einen Bäcker, Koch oder Schmid. Ihnen stand der Marschall also gleich. Bei anderen Stämmen dagegen, namentlich bei den Langobarden, scheint dis Ministerialen-Amt schon ser früh eine ganz ausgezeichnete und hochvorneme Wendung genommen zu haben, sodasz es nicht nur Freigeborene und Edle, sondern sogar Fürsten gern verwalteten. Von Alboin z. B. wissen wir, dasz er seinen Neffen und *Marpahis**), d. i. Stallmeister, Gisulf, als Herzog und Grenzhüter in Friaul einsezte, als er über die Alpen gegen Süden zog. Desgleichen meldet P. Diaconus, dasz der Lombardenkönig Kunibert mit seinem *Marpahis* in Statsangelegenheiten Rat pflog. Der Mann musz also doch schon in einer ausgezeichneten Stellung gewesen sein. Und dise Geltung der Marschallswürde ist schlieszlich in ganz Europa durchgedrungen.

Bei den Franken hatte sich der Marschall unter den Merovingern zur Würde einer Hofcharge erhoben und eine solche behauptete er auch unter den Karolingern. Damit aber war die Ban weiterer Geltung eröffnet. In den Capitularien des groszen

*) Mit disem *marpahis* haben Manche den Titel *Marquis* in Verbindung bringen wollen, der indessen unzweifelhaft von *marchio*, der mittellateinischen Form für *Markgraf*, stammt. — (In wieweit möglicherweise Beziehungen bestehen zwischen *mark* = Grenze und *mark* = Pferd, darüber vergl Band I. Seite 256 und 363.)

Karl heist es, die Marschälle sollten auf Saumrossen je 20 Steine für Belagerungsmaschinen mitfüren, woraus hervorgeht, dasz dieselben an den Kriegszügen ungefär in der Stellung eines Traininspekteurs teilnemen musten. Schon bei den sächsischen Kaisern erscheint indesz der Marschall als Fürer der Reisigen. Im Reichslehnsaufgebote der fränkischen und schwäbischen Kaiser finden wir dann den marschalch an der Spize des gesammten Herhaushaltes und der Kriegspolizei. Der Sachsenspigel (1230) fürt schon die Reichserzmarschallwürde auf, die dem Herzoge von Sachsen gebürte, wärend das Reichs-Erbmarschallat den Grafen Pappenheim eignete, deren einer bei jeder Kaiserkrönung in einen mächtigen Haferberg hineinritt, um dem neugekrönten Herrn ein Silbermasz voll Futters in den Stall zu bringen.

Mit der Vermerung der Territorialfürstenmacht und Fürstenere vermerten sich auch die Erbmarschallämter, indem sie sich landschaftlich widerholten, sodasz noch jezt die Bezeichnung *Marschall* in den Familiennamen viler deutscher Adelshäuser erscheint. Eins der Geschlechter, denen sie eignete, das der „Marschall von Altengottern“, Erbmarschälle in Türingen, bewart auch im Wappen das Erinnerungszeichen diser Herkunft in ser ursprünglicher und handwerksmäsziger Form.

Zwei rote Scheren prangen im blanken Wappenschild
Das ächte Marschallzeichen*), ein redend Wappenbild.
Es stritt in alten Tagen der Edle nur zu Ross;
Da war der Schalk der Märhen der erste in dem Tross.
Und wer von einem Fürsten zum Märhenschalk gekürt,
Der hat die beiden Scheren im Wappen sein gefürt.
Weil man die Scheren brauchet; wenn man die Märhen puzt
Und Schweif und Mäne zierlich nach Brauch und Sitte stuzt.
Der Truchsesz und der Schenke sind Aemter stolz und hoch;
Der Marschall war der erste, wenn man zu Felde zog;
So kommt die erste Würde, des Krieges höchste Er,
Des Feldherrn Marschalltitel vom edlen Rossdienst her.
(Hesekiel.)

Dise moderne Bedeutung der Marschallswürde im Kriege tritt aber zunächst in Preuszen auf. Es ist der deutsche Orden, welcher die alte Haus- und Hofcharge zur vornemsten Feldherrnstelle erweiterte, und so erscheint in Preuszen zuerst der Marschalk tatsächlich als Feldmarschall, wenn auch lezterer Titel selbst erst vil später, zur Zeit der „deutschen Reiter“, für den Obersten eines Kavallerieregimentes vorkommt.

---

*) In dem Würdewappen der Marschälle, z. B. Sachsen, Pappenheim u. s. w., ist übrigens nicht die Schere, sondern es sind zwei Schwerter Zeichen des Marschallamtes, das in ihnen also schon als Kriegsamt aufgefast ist.

Die Uebertragung des Marschalltitels auf den romanischen Boden scheint ser früh durchgefürt worden zu sein. Sie deutet sich schon in der Stellung von Alboin's „Marpahis“ in Italien an und entwickelt sich dann ununterbrochen fort bis in die Würden des maréchal de France oder de l'Empire. Unter den romanischen Formen des Titels (ital.: *mariscalco, maniscalco, maliscalco*; span.-portug.: *mariscal*; provenç.: *manescalc*; französ.: *maréchal*) steht etymologisch das trientinische: *marascalco* dem Althochdeutschen am nächsten.

Die **Connetable-Würde** hat sich vorzugsweise auf fränkischem Boden ausgebildet. Unter den Merowingern schon fungiren *comites stabuli*, d. h. Stallgrafen, *cuenstables*, die sich im 11. Jarhundert zur höchsten Reichswürde emporschwangen und sich als *connétables de France* sogar mit diktatorischer Gewalt bekleidet haben, wärend ihr altes Palastamt den „palefreniers du roi“ zufiel. Louis XIII. hob die gefärliche Würde der Connetables auf. Napoleon I. stellte sie wider her. Der Name erlosch aber nie, auch in Deutschland nicht; er lebte wärend des ganzen Mittelalters, erst in den *Constofflern*, der Bezeichnung der berittenen Stadtbürger, dann in den *Kunstablern*, den Bedienungsmannschaften der Artillerie, von denen es noch im Prinz-Eugen-Liede heist:

Ihr Konstabler auf den Schanzen
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen grosz und klein;

und gegenwärtig hat die alte Bezeichnung disseits wie jenseits des Kanals in den *Konstablern* der Polizei eine abermals veränderte Bedeutung erhalten, welche wider an die alten bewaffneten Stadtbürger erinnert.

Alle dise verschiedenen Würden stammen also ursprünglich aus dem Pferdestalle*), und dasselbe gilt auch von dem Adelstitel *Ecuyer*, der sovil wie Junker oder Knappe bedeutet. Denn jener Titel ist abzuleiten von: *ecurie* = Pferdestall, mittellateinisch: *escuria* (wovon spanisch *escorial*), ein Wort, welches auf das althochdeutsche: *scûra*, neuhochdeutsch: *Scheuer*, zurückzufüren ist.

*) Auch bei nichteuropäischen Völkern kommen gleichartige Titelableitungen vor. — In Persien und Armenien war die Bezeichnung: *aspides* (von *aspa* = Pferd) der höchste Adelstitel, und das arabische *saisun*, welches unserm deutschen „Marschall“ genau entspricht, steht in nächster Verwandschaft zu *sâsa* = beherrschen und *siâsatum* = Politik.

Die unmittelbaren Beziehungen des edlen Rosses zum Rittertum und zum Adelswesen überhaupt, wie sie sich in disen Titeln aussprechen, waren natürlich auch der Anlasz zu häufiger **Aufname des Rosses in die Wappen adlicher Geschlechter.** — Schon an anderer Stelle (Band I, S. 256) haben wir von dem Ross als Fanenbild, Chumbal und Wappenzeichen gesprochen, insoweit es, mythische Vorstellungen widerspigelnd, bestimmten Stämmen, zumal den Sachsen, als „Volksmarke" diente. Als solche fürte Kaiser Otto I., der grosze Sachsenfürst, das weisze Ross im roten Felde, und wir haben bereits erwänt, auf welche Lande und Häuser es in diser Gestalt übergegangen ist.*) Im späteren Mittelalter waren die mythischen Bezüge natürlich längst verwischt; dagegen gebrauchte die Heraldik das Ross gern als Sinnbild des Mutes und der Künheit, oder sie deutete (dis freilich wol erst in neuerer Zeit) gute Pferdezucht und Dressur dadurch an. Zuweilen soll das Ross im Wappen auch Abstammung oder Untertänigkeitsverhältnis von und zu solchen Fürstenhäusern bezeichnen, die eben selbst das Ross im Schilde fürten. — Einige Angaben, welche bekanntere deutsche Familien betreffen, mögen hier auf Grund gütiger Mitteilung eines trefflichen Heraldikers, des Herrn Hauptmann v. Linstow, folgen.**)

Ein bloszes Pferd füren:

1. In silbernem Felde: *v. Kipper* (Baiern), *v. Pferdsdorf* (Sachsen), *v. Kanig* (Hannover), *v. Deutsch* (Preuszen), *v. Eisenschmidt* (Schlesien), *v. Rossberg* (Süddeutschland).
2. Im goldnen Felde: *Renner v. Almendingen* (Baiern), *Neumayer* (Baiern), *v. Zume* (Pommern), *v. Krieger* (Preuszen), *v. Rappard*, d. i. Rapp-pard (Preuszen).
3. Im blauen Felde: *v. Braune* (Sachsen), *v. Rösler* (Schlesien), *Müller v. Wandau* (Wien).
4. Im roten Felde: *v. Assendelfft* (Rheinland), *v. Harlem* (desgl., stammt von dem vorigen ab), *v. Reppert* (Preuszen), *v. Ingram* (Baiern), *v. d. Chevalerie* (Preuszen, aus der Bretagne stammend), *v. Frauenberg* (Baiern), *Füll v. Windach* (Baiern), *v. Sartorie* (Preuszen).
5. Im schwarzen Felde: *v. Westphal* (Preuszen).
6. Im grünen Felde: *v. Compart* (Rhein).

Ein weiszes springendes Pferd mit schwarzem Gurt füren:

In rotem Felde: mere Familien, welche aus Polen stammen, z. B. *Ziemietzki, Brzeski* u. A. Das Wappen heist Starykon.

---

*) Zu den Band I, S. 257 Genannten wäre noch Sardinien hinzuzufügen.

**) Diejenigen Namen, welche selbst auf das Pferd deuten, sodasz das zu ihnen gehörige Wappen ein redendes ist, sind gesperrt gesezt.

Ein gezäumtes Pferd füren:

v. Grote (Hannover), *v. Rabiel* (Sachsen), *v. Rössler* (Baiern), Freiherr *v. Pletzger* (Oesterreich), *v. Res* (Hessen), *v. Resch* (Tyrol), *v. Haimenhofen* (Württemberg), Frhr. *Meng v. Rennfeld* (Oesterreich), Graf *v. d. Hag* (Baiern; ausgestorben), *v. Wendessen* (Württemberg).

Ein gesatteltes Pferd füren:

v. Kaphengst (Preuszen), *v. d. Werder* (Sachsen), *v. Zaalberg* (Rhein), *Saat v Winterthur* (Süddeutschland), *v. Heymenstein* (Süddeutschland)

Ein Pferd über Teilungslinien oder Balken füren:

v. Mutius (Preuszen), *v. Markreither*, d. i. Rossreiter (Baiern), *v. Kramsta* (Schlesien), *v. Fries* (Sachsen).

In einem Teile des Schildes füren ein Pferd:

Graf *Schwerin* (Preuszen; vergl. Band 1, S. 422), Graf *Rumford* (Baiern), Frhr. *v. Chaudoir* (Baiern), Graf *v. Baumgarten* (Baiern), Graf *Breuner* (Oesterreich), *v. Möller*, *v. Roth*, *v. Sybel*, *v. Gfug*, *v. Michaelis*, *v. Morel*, d. i. Rappe (sämmtl. in Preuszen), *v. Bertrab* (Hannover), *v. Passauer* (Baiern), *v. Ulmenstein* (Sachsen), *v. Wolzogen* (Oesterreich), Frhr. *v. Füll* (Baiern).

Zwei Pferde im quadrirten Wappen füren:

Graf *v. Grote* (Hannover), Frhr. *v. Wolzogen* (Preuszen), Frhr. *v. Rappard* (Preuszen), Frhr. *v. u. z. Alten-Fraunberg* (Baiern), Frhr. *v. Martini* (Oesterreich und Baiern), Frhr. *v. Mackau* (Elsasz), Frhr. *v. Gleispach* (Steiermark), Frhr. *v. Ulmenstein* (Hannover), *v. Werder* (Hannover), *v Dehrmann* (Preuszen), *v. Domhardt* (Preuszen), *Goldegg v. Lindenburg* (Baiern) und vile Andere.

Halbe Pferde (die Vorhand) füren:

Graf *Carmer* (Preuszen), Frhr *v. Wels* (Tyrol), Graf *Wagensperg* (Oesterreich), *Ritter v. Resingen* (Oesterreich), *v. Weittenau* (Baiern), Frhr. *v. Petschach* (Oesterreich), *Liederer v Liederskron* (Baiern), *v. Gerlach* (Preuszen) aus Flammen hervorspringend, *v. Gerlach* (1840) aus Wasser springend, *v. Necker* (Preuszen), *v. Kallheim* (Preuszen), *v. Reuss* (Württemberg), *v. Rhetz (Voigts-Rhetz)*, *v. Wilkens* (Braunschweig), Frhr. *v. Ragnitz* (Oesterreich), Frhr. *v. Malowetz* (Oesterreich) u. s. w.

Einen Pferdekopf füren:

v. Schlegel, *v. Christiani*, *v. Ramm* (vergl. Band 1, Seite 395. — Der Rosskopf des Ramm'schen Wappens steigt aus einer Krone auf), *v. Lemcke* (sämmtlich in Preuszen).

Einen gezäumten Pferdekopf füren:

Frhr *Zobel v. Giebelstadt* (Baiern), *Hund v. Wenkheim* (Württemberg), *v. Volmar*, d. i. Ganzross, Hengst (Preuszen).

Zwei Pferdeköpfe im quadrirten Wappen füren:

Graf *v. Hegnenberg* gen *Dux* (Baiern), Graf *v. Reisach* (Tyrol), Graf *v. Lengheimb* (Steiermark), Frhr. *v. Stübig* (Steiermark), Frhr. *v. Tschernembl* (Krain), Frhr. *v. Ennenkhl* (Oesterreich), *v. Thomasius* (Sachsen), *v. Derssler* (Preuszen) u. A.

Drei Pferdeköpfe fürt:

v. Breydel (eine rheinische Familie).

Einen Reiter füren, abgesehen von dem schon im mythologischen Teil erwänten Dietmarschen, die deutschen Familien:

Graf *Königsmark*, *v. Aretin*, *v. Ripperda*, *v. Siewert*, *v. Seel*, Frhr. *v. Thünefeld*, *v. Hoffmann*, Frhr. *v. Martini*, Graf *Seeau*, *Ritter v. Brudermann*, Graf *Rehbinder*, *v. Reider* u. s. w.

Auch das geflügelte Ross, der Pegasus, ist vilfach als Wappenbild benuzt worden.

Wenn wärend der Glanzperiode des Mittelalters das Rittertum mit Recht als Wipfel des groszen deutschen Volksbaumes erscheint, so darf man sich nicht wundern, dasz alle Säfte dahin strömten und dasz fast jeder Mann im Ritter das Ideal seines Strebens erblickte. Erst zu Pferde schin man sich vollständig und vollmächtig, und um einen sighaften Helden zu bezeichnen. sagte man im Anfange des 12. Jarhunderts z. B.: *„Herzog Fridrich* (der Hohenstaufe) *hat allzeit an seines Pferdes Schweif eine Burg!“* — Da drängte sich natürlich männiglich danach, ein Reiterleben, ein ritterliches, zu füren, oder wenigstens so zu scheinen, als füre er es, wie das in dem alten Spruche widerklingt:

Mancher trägt ein Pfaffenschlappen.
Der besser trüg' ein Reiterlappen;
Mancher, der nie ein Pferd beschrit',
Singet doch ein Reiterlied!

Daher kam es, dasz die Ritterwürde so früh schon von Männern erstrebt und auch an Männer vergeben wurde, die weder Milites, noch überhaupt Reiter waren; so früh, dasz wir sonderbarerweise die erste historisch beglaubigte Nachricht über die Verleihung der Ritterwürde als Auszeichnung für den gelerten Stand finden. Lothar II. nämlich kam im Jare 1136 nach Bologna, wo er, um die Lerer des Civilrechts zu eren, die gesammte Juristen-Fakultät zu Rittern erhob, sie mit einer goldenen Kette zierte, und mit schöner Hofkleidung beschenkte.

Unter den Hohenstaufen wurden Erhebungen von Nichtmilites in den Ritterstand noch häufiger. In Speyer fanden sich unter den Ratsherren siben Ritter, die Uebrigen waren es nicht. Dasz die Bürger und Ratsherren keine Milites waren und nicht sein wollten, versteht sich von selbst; die Geerten hatten sich also auf andere Weise Verdienste erworben, welche der Kaiser ausgezeichnet belonte. Ebenso finden wir in den folgenden Zeiten noch öfters, dasz Bürger zu Rittern erhoben wurden.

Indes bildete sich doch mer und mer der Begriff der „Ritterbürtigkeit“ aus und das Verlangen einer Abstammung von ritterlichen Aeltern und Groszältern verschloss endlich allen nicht „zum Schilde Geborenen“ die Ere der goldenen Sporen fast ausnamlos und bald sogar nicht nur dise allein. Denn schon früh übertrug sich jener exclusive Adelsbegriff auch in das Gebiet des geistlichen Standes und wurde hier, zumal in den Domkapiteln und Damenstiften, mit pedantischer Wissenschaftlichkeit und Strenge ausgebildet und zugespizt. — Dis Eindringen fremder Elemente in den Kreis des Rittertums, welche seinem ursprünglichen Berufe nicht entsprachen, muste für disen selbst natürlich von ungünstiger Wirkung sein. Seine Folge war, dasz die Ritterwürde als Belonung wirklicher Tapferkeit nicht mer so gesucht wurde, wie es ursprünglich der Fall gewesen und wie man erwarten sollte, ja dasz gelegentlich die Anname verweigert wurde.

Ein Fall der Art ereignete sich sogar schon ziemlich früh, nämlich in Fridrich's Barbarossa Lager vor Tortona. Hier geschah es, dasz ein gemeiner Ritterknecht, „nur mit Schwert, Schild und der kleinen Streitaxt bewaffnet, wie dise Art Leute am Sattel herabhängen haben,“ unter feindlichen Schüssen an der Mauer des halbzerstörten roten Turms, Fuszstapfen einhauend, emporklomm, einen tortonesischen Streiter erlegte und unversert zum Lager zurückkerte. Als der König ihn ob so küner Tat mit dem Rittergürtel eren wollte, sagte jener, „er sei nicht edelgeboren, aber zufriden mit seinem Stande,“ und wurde dann, erlich beschenkt, seinen Genossen wider zugesellt. Der Rittergürtel one Ritterlehn war allerdings von zweifelhaftem Werte und ein verständiger Mann mochte wenig Lust spüren, sich wegen seiner Armut und Herkunft von stolzen Schildgeborenen über die Achsel ansehen zu lassen.

So sank denn mit der Zeit die warhaft kriegerische Bedeutung der Ritterwürde immer tiefer, und jene Erenstufe, um welche einst nicht nur die „zum Wappen geborenen Knaben“ eifrig geworben, scheint schon im 14. Jarhundert mer ein vornemer Titel, als die Frucht der Kriegsarbeit gewesen zu sein. Zwar wurden noch immer vor dem Treffen Herren und Edle von fürstlicher Hand in Menge zu Rittern geschlagen und dabei gewönlich mit vilerlei Kleidern und Gegenständen des Schmucks beschenkt, aber den Wert eines Ordens, welcher zu besonderen Gelübden verpflichtete und eine gewisse strenge Sittlichkeit bedingte, verlor die selbstsüchtige Enkelwelt vollständig aus den Augen.

Am Ende des 15. Jarhunderts sagte man, „der Ritter seien vilerlei: die würdigsten die des heiligen Grabes; die besten, so auf der Tiberbrücke vor Krönung eines römischen Kaisers die güldenen Sporen erhalten; die gestrengesten, die in Stürmen und Schlachten das Kleinod davongetragen; die mühelosesten, welche

bei Lehnserteilungen zum Range aufgestiegen". Von disen lezteren gilt mit Recht das alte wunderliche Sprichwort:

Kuhfleisch in gelber Brüh,
Ein Ritter one Müh —
An disen beiden ist verloren
Der Safran und die goldnen Sporen.

Allmälig wurde der Titel „Ritter" allgemein als Benennung für den gesammten Stand der Milites, des nideren Adels, welcher nun als „Ritterschaft" die Vereinigung der Gutsbesizer des platten Landes darstellte. Somit muste die erwürdige Auszeichnung für den tapfern Gemeinen natürlich am Ausgange des Mittelalters von noch zweifelhafterem Werte erscheinen als 400 Jare früher in Barbarossa's Lager, und daher felt es auch in diser Zeit nicht an Beispielen, dasz sie ausgeschlagen wurde. Als z. B. Kaiser Karl V. den Georg Heerdegen, Faulbelz genannt, der, einzeln angegriffen, one jede Unterstüzung zu Fusz neun Türken erschlägt und ihre Leichen gar ordentlich und reinlich übereinanderschichtet, diser Heldentat wegen zum Ritter schlagen will, da lent der die Ere ab, weil er bis da nie ein Pferd bestigen. — Welch ein Exempel für so vile unsrer jezigen guten „Ritter p. p."!

In den Stürmen des 14. und 15. Jarhunderts erlosch mit der feinen höfischen Bildung auch der poetische Glanz, welcher das Rittertum bis dahin noch umgeben hatte. Nur in Preuszens deutschem Orden erlebte es noch eine kurze Nachblüte. Endlich aber verschwand das eigentliche Ritterwesen gänzlich, zugleich mit den Turnieren, und nur um das alte Herkommen nicht zu vernachlässigen, behielten die Kaiser die Sitte bei, zur Zeit ihrer feierlichen Krönung Ritter zu schlagen.

Turniere.

Die nachhaltigste Förderung erfur das Ritterwesen durch die Turniere, die zugleich seine prächtigste Blüte waren und denen wir daher an diser Stelle eine besondere Aufmerksamkeit widmen müssen, wenn wir auch keineswegs geneigt sind, all' den glänzenden Ballast auszulegen, mit dem die Romantik dise Kulturerscheinung bekleidete.

Ueber den nationalen **Ursprung des Turniers** wird ebenso vil gestritten, wie über die örtliche Herleitung des Namens. Ganz

überflüssig ist es für disen, auf das französische *tournois* von *tourner* (wenden) zurückzugehen, da dasselbe Wort auch im Althochdeutschen in der Form *turnôn* für das Herumwerfen der Rosse vorkommt und uns ja das Wort *turnen* bis heute nicht verloren gegangen ist.*)

Das mittelalterliche Latein bildete die Formen: *torneare* und *torneamentum*, und der Klang dises Wortes verfürte lange Zeit hindurch dazu, das ritterliche Turnier des Mittelalters unmittelbar von den römischen *ludi trojani* abzuleiten, was indessen ein entschiedener Irrtum war. Mit Bestimmtheit ist vilmer der germanische Ursprung des Turniers zu erkennen und festzuhalten.

Wir sind schon an anderer Stelle (Teil II.) bei den verschiedensten Gelegenheiten, namentlich aber bei den Maifesten, groszen Kampfspilen begegnet, die in mannigfachen Formen, je nach Art und Weise des ausübenden Stammes, die kriegerische Kraft des Mannes, die Tüchtigkeit und Gewandheit der Rosse zur Geltung brachten und gleichzeitig weiten Gaugenossenschaften zu festlicher Vereinigung dienten. Solche alten Kampffeste in den Turnieren widerzuerkennen haben wir um so mer Grund, als auch dise bis in's späte Mittelalter hinein ganz vorzugsweise Maifeste gebliben sind und immerdar Pfingsten die beliebteste Zeit des Lanzenbrechens war.

Die unmittelbare Anknüpfung an die trojanischen Spile ist also nur eines jener häufig vorkommenden antikisirenden Wortspile des Mittelalters, welchem der Name „Troja" überhaupt mit geheimnisvollem Märchenreiz im Ore klang.**) — Wunderbare

---

*) Von diser Bewegungsbezeichnung des „Tummelns" stammt die Benennung *Turnier* auf alle Fälle. Denn das Wenden und Regieren der Rosse ist ja so ser Hauptsache beim Reiten, dasz die römischen Ritter z. B. gradezu den Beinamen *Trossuli*, *Flexumines* und *Flexutes* hatten.

**) Die *ludi trojani* waren Quadrillen zu Pferde, welche zu des Augustus Zeiten bei den römischen Stuzern ser in Gunst standen und unter den Julischen Kaisern, die ja von Aeneas abzustammen meinten, häufiger widerholt wurden. (Ueber den Ursprung und die Kultusbedeutung diser Spile vergl. Band I, S. 434.) Kaiserliche Prinzen und Knaben der edelsten Geschlechter zeigten sich dabei dem Volke im Circus und fürten glänzende Reiterübungen aus, deren Einrichtung aber weit mer den Carrousels als den Turnieren änelt. So sagt Virgil in seiner Schilderung des trojanischen Spiles (Aen. v. 545—602), dessen Erfindung er dem Aeneas zuschreibt:

Anderen Lauf beginnen sie nun und andren Rücklauf
In austrebendem Gang, und wechselnde Kreise in Kreisen
Drehn sie ringsum.

Die eigentliche Aufgabe des Spils bestand also im Rossetummeln; und der Name selbst stammt von *troare*, *truare*, das ein lebhaftes, in Absäzen stattfindendes Bewegen bezeichnet, keineswegs aber den Karakter eines Kampfspils andeutet. Vil näher als dise trojanischen Spile standen dem Turniere sicherlich die Spile

Macht des Dichters! Der Klang des trojanischen Namens wirkte so gewaltig, dasz alles Grosze mit dem Schatten Ilium's verbunden wurde. Leiteten doch die Römer sich selbst vom trojanischen Aeneas ab, und als ihnen die Franken anfingen, furchtbar zu werden, da sollten auch dise von Troja nach Deutschland eingewandert sein.

Die Franken sind übrigens die eigentlichen Träger des Turnierwesens. Im Reichsgebiet von Niderlothringen, zumal in Brabant, Hennegau und den späteren deutschen Niderlanden, hatte sich das Ritterwesen am frühesten in seiner Eigentümlichkeit entfaltet, und wenn auch noch nicht das glimpflichere Lanzenbrechen, so war doch jenem Adel ältesten Frankenursprungs schon der Rum im gefärlichen Scharfrennen ein Ziel ergeiziger Bewerbung. Gegen das Ende des 11. Jarhunderts hin treten aber auch schon die eigentlichen Turnierformen auf. Ein Beispiel davon ist aufbehalten, weil es ein trauriges Ende nam. Gottfrid's von Bouillon junger Zeitgenosse nämlich, Heinrich III., Graf von Löwen und Brüssel, reizte bei einem Besuche in Doornick 1095 den berümten Lanzenbrecher Goswin vom Walde, welcher sich des gefärlichen Spiles mit seinem „Herrn" weigerte, so lange mit empfindlichen Worten, bis er sich stellte und dann den jungen ergeizigen Grafen, statt ihn im Rennspile abzusezen, mit einem unglücklichen Stosze das Herz durchborte.

Seit Beginn des 12. Jarhunderts werden die Turniere häufig; aber es scheint, als ob sie sich vorzugsweise nicht aus bloszen Einzelkämpfen, sondern vilmer aus den groszen Exercier-Manövern entwickelt haben, die doch auch jener Zeit eine entschiedene Notwendigkeit waren und die warscheinlich mit den alten, einst dem Kultus angehörigen Lenzkampfspilen vereinigt worden sind. Denn mochte jeder einzelne Krieger noch so kampfgeübt sein, es drängt sich die Frage auf: Wie erhielt denn die über das ganze Land zerstreut lebende Ritterschaft, deren Angriff doch in geordneten Haufen geschah, Zusammenübung? Und

---

der Arena. Denn ganz wie mittelalterliche Ritter, den Visirhelm auf dem Haupte und in Eisen gehüllt, richteten die Cataphracti (geharnischte Andabaten, reitende Gladiatoren) ihre Lanzenstösze auf Fugen und Oeffnungen der gegnerischen Rüstung; ja die Lanze selbst, welche sie fürten, scheint nach Länge und Stärke der ritterlichen Gleve nicht unänlich gewesen zu sein. — Claudianus in Rufinum sagt von ihnen:

Du solltest glauben, es bewegten sich
Eiserne Bilder, die Männer atmeten in angebornem Metalle.
Gleiche Bekleidung haben die Rosse; sie drohen mit eisengewappneter Stirne
Und die bepanzerten Büge erheben sie, sicher vor Wunden.

da musz man doch annemen, dasz sie dise Dienstordnung unter einem Senior erlernten, der sie bisweilen zu gemeinschaftlichen Uebungen vereinigte. Keine Nachricht sagt uns dis, wir erblicken aber die Gestalt, weil alle Milites sich immer unter der Fane ihres Dominus in Ordnung beim Zuge reiheten. Ferner mochten gemeinschaftliche Uebungen nach dem Zusammenstosz des Heres in den, dem mittelalterlichen Kriege eigentümlichen Actionspausen stattfinden, und solche Exercitien waren es, die vornemlich den Namen Torneamentum trugen (Nork).

Ein Beispiel sowol von dem Namen als von der Sache reicht villeicht hin, die Hypothese warscheinlich zu machen. In dem Kriege, welchen Kaiser Lothar II. gegen die Hohenstaufischen Brüder fürte, muste er die Belagerung von Nürnberg aufheben und sich nach Würzburg zurückziehen. Um ihre Ueberlegenheit zu zeigen, bliben die Brüder bei Nürnberg stehen und neckten dann, langsam nachfolgend, ihren Gegner durch ein angestelltes „Torneamentum“. Dis war indesz keineswegs ein Turnier nach dem späteren Sinne des Wortes; vilmer reichte das Torneamentum von Nürnberg aus bis in die Nähe von Würzburg, war also kein Lanzenbrecher, sondern ein Truppenmanöver.

In disem Sinne dürfte allerdings schon Kaiser Heinrich I. Turniere gehalten, Regeln aufgestellt und auch Preise unter die geübtesten Krieger verteilt haben: den galanten und eleganten Zuschnitt erhielt das Turnier aber erst später, bei gänzlicher Umwandlung der früheren, in die allgemeine Kriegsübung eingreifenden Anstalten; und in diser neuen Form, mit besonderen Zurüstungen und Eigenheiten geregelt, wurde es allgemeine Anstalt an allen Höfen. Büxner's Turnierbuch fürt 36 grosze Festturniere des deutschen Reiches auf, deren erstes er eben unter Heinrich dem Groszen zu Magdeburg abhalten läst. Als leztes fürt er das Wormser von 1488 an. Aber noch Karl V. feierte z. B. ein Stechen in der Nähe von Brüssel.

Im Verlaufe der Zeit teilten sich die Ritter Deutschlands in vier grosze **Turniergesellschaften:** die rheinische, baierische, schwäbische und fränkische, denen sich die übrigen Stämme anschlossen und an deren Spize je ein Turniervogt oder Turnierkönig stand, als welcher meist der Landesherr, der betreffende Herzog oder Pfalzgraf galt. „Turnierfähig“ waren, namentlich in späterer Zeit, nur mannhafte Personen von altem ritterlichem Geschlechte mit vier ebenbürtigen Anen, Eigenschaften, welche durch Bücher und Briefe darzutun männiglich beflissen war.

Grosze Turniere wurden mit ausgezeichneter Festlichkeit begangen. Durch besondere Herolde, welche mit offenen Schreiben von Burg zu Burg zogen, erfolgte die Einladung zur Teilname oder zur Beiwonung als Zuschauer. Im Bann der Stadt, wo es abgehalten wurde, war „die Luft frei“. Am Vorabende fand meist ein Knappen-Turnier statt, das man „Turnier-Vesper“ nannte; dann aber ging dem Hauptkampfe auch eine Wappen- und Helmschau voran. Waffen und Pferde der Erschienenen nämlich, welche an bestimmten Pläzen aufgestellt wurden, prüften in Gegenwart, ja unter Assistenz der Damen die Herolde. Sie entschieden durch öffentlichen Aufruf über die Unbescholtenheit jedes Einzelnen, und dise Aufstellung der Schilde und Helme behufs des Beweises der Turnierfähigkeit darf als ein wesentlicher Grund für die Entstehung der „Wappen“ im heutigen Sinn betrachtet werden. — Die Herolde waren würdige, wackere Männer,

die man jetzt Ehrenholden nennt,
darumb, dasz sie liebhaber send
der ehre, zucht, sitten und tugend,
die von anfang das ampt auch trugend,
zu loben, preisen und zu zieren
und die Wappen zu plasemieren
der frommen Fürsten und dem Adel;
wo sie aber finden ein Tadel,
dasz einer war an ehre rüchtig,
ein rauber oder kirchenbrüchtig,
ein Kayserlichmandatverachter,
ein fridbrecher oder mannschlachter ...
Wo solche unthat ruchbar wäre,
dasz es die Ehrenhold erfüre,
sie's öffentlich strafften und rügten
auch in offnem Thurnier verfügten
solche zu schlagen aus den schranken.
Auch wo sie zu hof asze und tranken,
strafftens die Herold mit den Sitten:
die tischtücher vor jhn zerschnitten.

So sagt Hans Sachs, freilich erst um 1520, also zu einer Zeit, wo die Glanzperiode des Turniers schon vorüber war.

In langsam würdevollem Schritt ritten beim Beginne des Ritterturniers die Kämpfer hinter den Schranken auf, jeglicher in seiner tüchtigsten und prächtigsten Rüstung. Die Herolde untersuchten noch einmal Waffen und Sättel, ältere Ritter, Grieswärtel genannt, durchhieben auf den Wink des Turnierkönigs die Sperrseile, und nun zogen die Ritter parweise in die Rennban ein. Bei feierlichem Umzug begrüsten sie den „Vogt“ sowie die Grieswärtel, welche als Aufseher des Kampfes auf dem länglichrunden Turnierplaz hielten, und nicht minder grüsten sie nach oben, wo „auf hohem Balkone saszen die Damen in schönem Kranz“.

Es gab ser verschiedene **Arten von Turnieren.** Der Hauptunterschied freilich war einfach; er bestand darin, ob man *zu schimpf* oder *zu ernste*, mit stumpfen oder mit scharfen Waffen focht. Innerhalb beider Arten zeigt sich aber die gröste Mannigfaltigkeit.

In Freidal's Turnierbuch (Ambraser Sammlung), welches die verschiedenen Gelegenheiten schildert, bei denen Kaiser Max I. „gerent, gestochen, gekempft und gemubt" hat, sind die Turniergattungen einzeln mit Namen aufgefürt: *Deutsches Gestech, Rennen fest angezogen, Rennen unter dem Bund, Geschifftrennen, Geschweiftrennen, Feld- und Kampfrennen, welsches Gestech, Kampf* (d. i. Kampf zu Fusz). Wir werden indessen einer älteren und einfacheren Einteilung folgen.

Beim eigentlichen Turnier kämpften, analog dem alten Torneamentum, ganze Haufen gegeneinander: zunächst im sogenannten Vorturnier mit dem Turnierkolben, einer kurzen Eisenstange, die am Brustharnisch angekettet war. Es kam dabei vorzugsweise auf Gewandheit an; denn es galt, mit dem Schlage des Kolbens, den beide Hände fürten, genau zu treffen, dem Gegner die Helmkleinode zu zerschlagen, selber aber seinen Waffen auszuweichen. Hans Sachs singt davon:

Einer den Andern thät empfahen,
mit Kolben ward ein groszes Schlagen;
je Par und Par zusammen strichen,
in keker Mannheit sie nicht wichen.
Es war ein solcher heiszer Kampf,
dasz ihnen allen Dunst und Dampf
aus ihrem Helmvisiere drang;
an allen Orten Harnisch klang,
von Streichen war ein wild Getos,
von Rossen ein Drängen und Gestosz,
ein Stampfen, Schnaufen und Getümmel,
von allen aber ein Gewimmel,
ein Schlagen und Fechten hin und her,
als ob es eine Feldschlacht wär.

Disem Vorturnier entsprach zum Beschlusz des ganzen Festes das Nachturnier (in Frankreich *jouxtes-joustes* oder *combats de la table ronde* genannt), welches nie mit dem Kolben, dagegen mit der Lanze und turniergerechtem (stumpfem) Schwerte ausgekämpft wurde. Eigentliches „Hauptstück" blib aber immer der Sperkampf.

Der Sperkampf von Schar gegen Schar hiesz *Buhurt* (italienisch: *bagordo*, altspanisch: *bohordo*, altportugiesisch: *bofordo*, in Urkunden *bufurdium*, provenzalisch: *beort*, altfranzösisch: *bouhourt*). Der Ausdruck stammt jedenfalls aus dem Deutschen,

entweder von *Hürde* (althochdeutsch: *hurt*, altfranzösisch: *horde*), indem damit der umzäumte Plaz (*hordeis*) des Kampfspils (*bohordeis*) bezeichnet wurde, oder — was warscheinlicher ist — vom altdeutschen *hurten*, d. i. stoszen (vergl. *hurtig*). In disem Falle ist die Vorsilbe *bu* wol auf das ebenfalls „stoszen“ bedeutende romanische *botar*, *bouter* zurückzufüren. Der deutsche Ausdruck ist demnach vermutlich ausgewandert, hat sich mit seiner eignen Uebersezung verbunden, und dann kam das Wort, das nun „weit her war“, wider zu uns zurück.

Das erste Abenteuer des Nibelungenliedes schildert solchen Buhurt:

Sie liefen dâ sie funden gesatelt manec marc;
in hove Sigemundes der bûhurt wart sô starc
daz man erdiezen hôrte palas unde sal,
die hôhgemuoten degene die heten groezlichen scal
Von wîsen und von tumben man hôrte manegen stôz,
daz der scefte brechen gein den lüften dôz,
trunzûne (Spersplitter) sach man vliegen für den palas dan
von maneges recken hende: daz wart mit vlîze getân.

Der Zweikampf Einzelner mit Lanzen, das eigentliche **Lanzenbrechen** hiesz *Tjoste*, *tjost*, *tjust*, *joste*, *jost*, *just*, *das Spil zu rether Tjoste*, altfrz.: *jouste*, *joste*, provenzal.: *josta*, ital.: *giusta*, franz.: *joute*, welche Bezeichnung vom lateinischen *juxta* stammt und also eigentlich „Nebenkampf“ bedeutet. Eine Tjoste kämpfen, hiesz: *tjostieren* oder auch *justieren*, *tjost bieten*. — Die Tjost konnte als „deutsches Rennen im freien Felde“ oder als „Stechen über die Planke nach wälscher Manier“ durchgefürt werden, von denen natürlich die welsche Art weit ungefärlicher war, da der wirkliche Anprall der Rosse aneinander durch die Planken, die Pallia, gehindert wurde. Man stach, wenn man im freien Felde rannte, meist „im hohen Zeuge“, d. h. auf ungemein hohen Sätteln und mit gleichfalls ser hohem Vorbug an der Pferderüstung, der das Tier einigermaszen schützen sollte; denn wenn wir uns die auszerordentliche Gewichtsmasse des gerüsteten Ritterpferdes vergegenwärtigen, so mögen wir ermessen, dasz der ungehinderte Zusammenstosz furchtbar wirken muste.

Als mittelalterlich-poetische Originalbeschreibung einer Tjoste folge hier Wolfram's Schilderung des Kampfes zwischen Parzival und seinem heidnischen Bruder Feirefisz:

Tot wird der Leu zur Welt gebracht,
Bis er von des Vaters Ruf erwacht.
So leben die vom Schäftekrachen,
Die in der Tjost zum Preis erwachen.

Sie können wol sich Tjost gewären.
Einen Wald vertun von Speren.
Den Zügel kürzend mit Bedacht,
Rennen sie und haben Acht,
Indem sie tjostieren,
Das Ziel nicht zu verlieren.
Da ward genau gemessen,
Da wurde fest gesessen,
Alles wol zur Tjost geschickt,
Die Rosse mit dem Sporn gezwickt.
  Dise Tjost ward so geritten,
Dasz sie die Koller sich verschnitten
Mit starkem Sper, der sich nicht bog,
Und mancher Splitter aufwärts flog.
Den Heiden faste Zorn und Hasz,
Dasz jener noch im Sattel sasz:
Ihm war noch keiner fest gesessen,
Mit dem er sich im Kampf gemessen. —

Die Tjost begann mit dem Einlegen der Lanzen *(den sper neigen, den schaft zu rehte senken)* und nun eröffnete das kämpfende Par den Anlauf, *Hurte* oder *Puneiz* (von *punieren*, *pugniren*, d. i. Ansprengen) in einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritten, welche meist durch die Länge der Stechban vorgeschriben war.

Sie liezen von einander gan,
Dasz sie den Puneiz mochten han,

d. h. dasz sie in vollster *rabbine*, d. i. Carrière, aufeinander stoszen konnten. *Uf einander hengen* (ankommen, anlaufen, zusammendringen) hiesz dis Gegeneinandersprengen, da *hengen* sovil wie „den Zügel schieszen lassen“ bedeutet. Die Kämpfer richteten dabei die Spere auf das Bruststück am Harnisch oder auf den Schild des Gegners, noch besser aber auf den Helm. Felstoszen hiesz *misserâten, failieren*, die Tjost aushalten: *gesizen*. Es galt, den Gegner aus dem Sattel zu heben, ihn *vom orse ze bringen, über das Ross herabzureiten* und *ûf den sant, zuo der erden, an daz graz* oder *zetal* zu bringen*), *einen ledigen Fall zu gewinnen*, oder doch die Lanze an seinem Harnisch zu zerbrechen. Schon das Verlieren eines Bügels galt als ein Makel, und der Ausdruck *bügellos* in seiner heutigen übertragenen Bedeutung zeigt recht deutlich, wie bei unseren Alten der Hauptstützpunkt des ganzen Reiters eben in den Bügeln lag, die sie durchaus nicht verlieren durften, one in's Wanken zu kommen. Denn karakteristisch und äuszerst verschieden von dem, was die spätere Reitkunst vor-

*) „Ueberaus mannigfaltig,“ sagt Frd. Pfeiffer, „sind die altdeutschen Ausdrücke für absteigen, abgestochen werden und herunterfallen.“ Er selbst bringt deren gegen achtzig bei.

schrieb, war der Siz der Turnierkämpfer. Alle Bilder zeigen, dasz die Ritter nicht nur mit der Fuszspize — was auch die lange Spize des Eisenschuhs kaum gestattet hätte — sondern mit dem ganzen holen Fusze im Bügel standen. So heist's bei der Beschreibung des Turniers von Nantes: Si tratten (beim Anlauf) mit den füezzen hol die stegereife zuo wunsche gar," bei Konrad von Würzburg: „Ir füeze wâren tapfer unde hol" und im Lohengrin: „über die stegereife sie die füezze bogen". Sie stemmten sich eben stark vorwärts gegen den Bug hin in die Bügel, um den Stosz der eingelegten Lanze mit dem weit vorgebeugten Oberkörper zu unterstüzen, bildeten also mit ihrem Körper nahezu einen Winkel von 45° und empfingen beim Zusammentreffen die ganze Wucht des Stoszes im Sattel, gegen dessen „Afterpolster" sie ihr Hinterteil fest gegenschoben, um ja nicht rücküber geworfen zu werden. Zuweilen, wenn auch nur ausnamsweise, wurden die Reiter im Sattel festgegurtet, in späteren Zeiten sogar mit eisernen Haftstücken angeschroben. Stürzten aber die Pferde mit voller Wucht wirklich aneinander, so wurde häufig Ross und Reiter *über den Haufen gerannt* und das zu jeder Rückenbewegung unfähige Pferd getötet, sodasz sich der seltsame Festruf der französischen Wappenkönige: „Ere den Damen, Tod den Pferden!" nur allzu gut erklärt. Aenlich lautet's im Parzival:

Meljakanz ward gestampft;
Den Rock betrat ihm unsanft
Manch Ross, dem nie mer Hafer schmeckte.
Schweisz und Blut ihn überdeckte.
Heut ist der Rosse Schelmetag,
Der wol die Geyer sätt'gen mag.

Aber auch der Reiter war, wie schon das eben gegebene Citat zeigt, nicht minder gefärdet. Im „Erec" z. B. heist's:

also sêre er in stach,
daz im daz fürbüege brach...
er vil do im misselanc
vome ros wol drier schefte lanc.

und ein andermal:

er wante gein im den schaft
und stach in mit solcher kraft,
daz Käin rehte als ein sac
under dem rosse lac.

Dise oft tötliche Gewalt des Anpralls erklärt es, dasz unsere Vorfaren die Redensart *„an den lip riten"* grade so gebrauchten, wie wir die neuere *„einem nach dem Leben stehen"*, welche freilich ein mer auflauerndes Warten ausdrückt. Ueber-

haupt bedeutete dem Mittelalter „*riten*“ sovil wie „angreifen“. „*Hinderiten*“ heist z. B. im Wolfdietrich „von hinten angreifen“; aber eine Menge von Redensarten geht auch noch heute von Mund zu Mund, deren Heimat nirgends anders als auf dem Turnierplaz zu finden: „*Gegen Jemand in die Schranken treten*“ — „*Mit offnem Visir kämpfen*“ — „*Eine Lanze mit Jemandem brechen*“ — „*Einen aus dem Sattel heben*“ — „*Einen ausstechen*“ — „*Einen Stich machen*“ beim Kartenspiel — „*Einen über den Haufen rennen*“ — „*Sich in den Schranken halten*“ — „*Jemanden an der schwachen Seite treffen*“ — „*Ausfallend gegen Jemand werden*“ — „*An Einem zum Ritter werden*“ — „*Einen lam legen*“ u. dgl. m.

War nun der gefürchtete Augenblick vorüber, das Zusammentreffen bestanden, die Lanze zersplittert, so fragten gewisz alle, die ein praktisches Interesse bei dem Schauspiel verfolgten, nach dem, was den Sig entschieden habe oder entscheiden half, also in erster Reihe nach Wert und Art der zum Kampfe gekommenen **Turnierpferde**, deren Haltung damals mer wie je die Möglichkeit des Siges oder der Niderlage bedingte. — Die entsezliche Wucht des Anpralls hatte naturgemäsz eine Parade von solcher Heftigkeit zur Folge, dasz die Pferde buchstäblich mit den Sprunggelenken die Erde berürten, und man musz die zähe Kraft von Rossen bewundern, welche derartige Gewaltsamkeiten one unmittelbaren Schaden ertrugen; man musz über ihren Gehorsam und Mut erstaunen, die es ermöglichten, vilmals an einem Tage mit ein und demselben Pferde den „Puneiz“ zu machen. Es waren „freveliche ros“, wie ein alter Dichter sagt. — Indesz kam es doch keineswegs nur auf den Stosz der ungeschlachten Masse an. Die Abrichtung der Turnierpferde erforderte vilmer grosze Sorgfalt und Genauigkeit. Namentlich muste der Lauf des Renners zuverlässig gradeaus sein. „Das Hauptkampfstück ist gericht auf die Geradigkeit des Pferdes, wenn einer ein gut Ross hat, dasz sich befleiszet eines steten Laufes,“ sagt der alte Grison. Kein Turnierer durfte deshalb jemals den Zaum seines Gegners berüren.

So ward das Turnier stets von neuen Paren fortgesezt, bis der Vogt das Zeichen zur Beendigung gab. Dann wurden die Siger, welche die meisten Gegner nidergestreckt hatten, ausgerufen und ihre Schilde in feierlichem Umzuge „zu Blatt getragen“.

Die ersten **Kampfregeln** der Turniere sollen schon im 11. Jarhundert aufgestellt sein. Gottfrid von Preuilly sammelte dieselben 1066 und brachte sie nach Frankreich, von wo sie nach England

wanderten. In Italien sind sie zur Hohenstaufenzeit, wärend der engen Verbindung Wälschlands mit Deutschland eingefürt worden. — Das Turniergericht bestand aus dem Turniervogt, den Grieswärteln und drei Damen: einer Jungfrau, einer Frau und einer Wittwe. — Was die Begleitung der Turnierer in die Schranken betrifft, so waren dem Fürsten drei, dem Grafen und Freiherrn zwei, anderen Edelleuten nur Ein Knecht gestattet. Dise Diener durften indes keinen andern Beistand leisten, als zuweilen in ihres Herrn Zaum greifen, um das etwa von der graden Ban brechende Pferd wider hineinzuweisen oder die Rosse der aus dem Sattel Gehobenen einfangen, welche — wie z. B. eine Stelle im Orendel erweist — dem Siger anheimfielen und ausgelöst werden musten, eine Sitte, die sich ihrer Kostbarkeit wegen später verloren zu haben scheint. — Oeffnete einer der Ritter das Visir, so war der Kampf beendigt.

Die Strafe eines Edlen, der gegen die Turniergeseze gefelt hatte, wird durch die Benennung *Zaunritter* karakterisirt. Einen solchen zwang man nämlich vom Ross zu steigen und bis zum Schlusse des Turniers auf den Schranken zu reiten. Hans Sachs berichtet hierüber:

> Wer tadlich war zu dem Turnier,
> den schlugen oft drei oder vier
> und täten ihn mit Kolben bläuen,
> dasz ihn sein Leid wol möcht gereuen.
> Sezten darnach ihn auf die Schranken.
> Wär er vom Rhein, Baiern oder Franken
> er wurde zu Schanden in dem Turnier.

Der Sattel des so Gerichteten wurde wärend seines Zaunrittes uralter Sitte gemäsz in den Schranken aufgehängt. (Vergl. über das *Sattelhenken* Band I, Seite 456.)

Den Schlusz des Turniers bildete der Dank, über den uns H. Sachs ebenfalls beleren mag. Er sagt:

> Auch hat man Dänke dann gegeben
> den besten Rennern und besten Stechern,
> den ritterlichen Speerzerbrechern.
> Hiernach liesz man ausrufen hier
> zu einem künftigen Turnier.
> Und nach dem Tanze man in Eren
> die halbe Nacht tät zechen und zeren.
> So hatte der Turnierhof End . . .
> Am Morgen jeder heimwärts zog
> mit seinem Briefe, seinem Weibe
> und liesz sich in's Turnierbuch schreibe.

Eins der glänzendsten Reichsturniere hielt Kaiser Heinrich VI. zu Nürnberg. 12 Fürsten, 29 Grafen, 13 Freiherren,

68 Ritter und 497 Edelleute tummelten sich bei diser Gelegenheit in den Schranken, und man darf dises Fest als den Höhepunkt hohenstaufischer, ja allgemein deutscher Macht kurz vor ihrem jähen und plözlichen Verfall betrachten.

Dergleichen grosze Reichs- und Landes-Turniere waren natürlich selten; häufiger fanden kleinere Stechen bei Fürsten und Edelleuten statt. Berümt ist von solchen namentlich das Turnier bei Nordhausen, an welchem Markgraf Heinrich der Erlauchte im „Forest" (Zauber- und Abenteuerwalde) einen Baum mit goldenen und silbernen Blättern errichtete und jedem Ritter, der kunstfertig seine Lanze auf dem Gegner zerbrochen, ein silbernes Blatt, dem, welcher ihn aus dem Sattel gehoben, ein goldenes vererte.

„Turniere" und „Stechen" waren vom 12. bis zum Anfange des 16. Jarhunderts die Begriffe, mit denen sich aller Glanz des öffentlichen Lebens unauflöslich verband. — Es ligt darin ursprünglich derselbe schöne Sinn, wie in den Waffentänzen der Altdeutschen beim Gottesdienst und beim feierlichen Mal, derselbe Sinn freudiger Werhaftigkeit, wie ihn bei Volksfesten, Scheibenschieszen, Turnen und Faustkampf die Deutschen noch heut offenbaren. Zugleich lernten sich die Männer untereinander kennen, und dadurch erhielt sich namentlich in den ersten beiden Jarhunderten das Gefül der Gemeinsamkeit ein und desselben deutschen Herbanns.

Wenn eine fürstliche Braut einzog, so muste sofort turniert werden, ja die „ser verümpten Stecher" ritten ihr schon meilenweit entgegen und stachen ihr etwas vor. So z. B. berichtet Bernhard Herzog's Elsaszer Chronik (1592):

> Als man zalt 1418 nam der durchlauchtig hochgeborne Fürst Herr Georg, Herzog in Bayern, des Königs von Polen Tochter zur Ehe. Und war der einritt zu Landshut also angestellt: Ihm zum ersten ritt der römisch Kayser mit sampt Fürsten, Rittern und Knechten uff ein Meil wegs vor Landshut, und fielen da zu Fusz ab, und empfiengen da die Hochzeiterin. Vor ihr rannten gleich vier Ritter mit scharpfen Glenen. Vor dem Hochzeiter, welcher der Braut entgegenritt, zogen neun Hengste und auf jeglichem sasz ein edler Knab... Und war seine Kleidung braun, grau und weisz und ein gestickte Jungfrau auf dem Ermel, die hat einen Löwen an einem Strick, darob stund der Reim: *„In Ehren sie mir liebet"*. Und empfing der Bräutigam die Hochzeiterin gar köstlich. Die Markgräfin von Brandenburg hett 17 Jungfrawen nachreiten, die hatten alle roth an und jede auf ihrem Haupt einen Reiherskopf. Die Pfalzgräfin hett 10 Jungfrawen auf weiszen Zeltern reitten... Die Hochzeiterin hatte zween vergulte Wagen. Es ritten vor dem Wagen vier Herren, das waren Polacken, die hatten vergulte Sporen an... Und was Herr Harthabent Lapesser der kostlichste Polack!... Sein Rock, Hut, Hosen und Wammes, Gezeug am Ross, Steigleder, Zaum und Sattel waren alle mit Berlin und edlen Steinen gestickt... Nach eingenommenem Morgenimbisz fing man an zu rennen und zu stechen, und rannt der Herzog Christian von München mit einem Polacken umb 400 Gulden, und stach der Her-

zog den Polacken ab und gewann. Danach rannten noch etliche Fürsten, Graffen und Herrn, alle mit scharpfen Glenen. — Auch macht der Bräutigam ein Gesellenstechen, da waren zwölf Helm Fürsten, Grafen und Ritter und machten gut Arbeit... Ist in Summa gerechnet, dasz man alletag, die weil die Hochzeit geweret, gespeiset hat, zehntausend Menschen und achttausend Pferd — Dises hat beschrieben und vermerkt Hans von Hungerstein, Ritter.

Nicht weniger als die Höfe der Fürsten oder der landgesessene Adel tummelten sich die Patrizier der Städte in der Stechban. Gegen Ende des 13. Jarhunderts wurden die städtischen Feste allenthalben ganz rittermäszig gefeiert; oft hört man von bürgerlichen Turnieren bei Anwesenheit des Landesfürsten, und namentlich die **Maifeste** (vergl. Band I, Seite 305 und 433) werden noch durch Kampfspil oder feierlichen Einritt verherrlicht. Edelbürger und Kaufherren der Nachbarstädte zogen gern dazu heran. So wurde z. B. im Jare 1279 zu Magdeburg das Pfingstfest ganz rittermäszig gefeiert:

Die junge reisige Mannschaft der „Konstabler“ hatte dazumal unter ihrem Maigrafen Bruno von Stövenberke ein groszes Turnier auf ihrer Elbinsel, der Marsch, ausgeschrieben und die Kaufleute von Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt und Quedlinburg geladen. Sie kamen in stattlicher Rüstung; vor der Stadt brachen sie höflich eine Lanze mit zwei jungen Gesellen von Magdeburg und ritten dann festlich durch die Thore der Insel zu, auf welcher vile Zelte aufgeschlagen waren. Der Preis aber, den die Magdeburger bei disem Mairitt gesezt hatten, war, wie das Wappenschild ihrer Stadt, eine Jungfrau. Ein alter Kaufmann aus Goslar gewann die schöne Sophie als Eigentum, er nam sie mit sich und verheiratete sie mit so guter Ausstattung, dasz sie später in Zucht und Eren leben konnte.

Von anderen deutschen Städten taten in Ritterwaffen und Ritterlustbarkeit Kölns Geschlechter sich hervor, zumal jene funfzehn angeblich römischen Ursprungs, aus denen Gerhard von Scherfgen im Turnier zu Trasigny in Brabant den Preis vor 2000 Bewerbern davon trug! Die Kriegstaten der Overstolzen, Hardefust, Jüden und Aducht sind berümt: ein merkwürdiges Geschlecht, das, änlich dem Metbrauer und Ritter Artevelde in Gent, „heut Wein zapfte und Gewand schnitt“ und „morgen in Stal gekleidet hoch zu Ross mit dem Adel turnierte und auf die Walstatt zog“. So stark und werhaft war Kölns Bürgerschaft, dasz ihrer 30,000 zur Landwer ausrückten und im Jare 1235 10,000 Kölner auf herrlichen Rossen der englischen Braut Kaiser Fridrich's II. entgegenritten. In Köln bestand übrigens ein tatsächlicher Unterschied zwischen ritterbürtigen Geschlechtern und Patriziern, und erstere hatten bis 1394 die Herrschaft in Händen.

Ein interessantes Kunstdenkmal diser bürgerlichen Turniere ist die groszartige Stuckdecke im langen, oberen Gange des Nürnberger Rathauses, woselbst Hans Kern in lebensgroszen

Figuren ein 1434 gehaltenes „Gesellenstechen“ ser anschaulich dargestellt hat. Ein anderes, hundert Jare später zu Nürnberg gehaltenes Gesellenstechen hat Hans Sachs anmutig geschildert. Es wurde zu Lichtmesz 1538 gefeiert, zum groszen Verdrusz des fränkischen Adels, der dise Patrizierlustbarkeit als Eingriff in seine Prärogative betrachtete. Nachdem Hans Sachs das Treiben und Drängen der Zuschauer geschildert, erzält er, wie sie herankamen:

in hohem zeug acht frecher
gerüster krönleinstecher,
ie ein par miteinander,
köstlich geputzt allsander,
neben iedem drei narren
loffen, auf ihn zu harren,
auch in sein farb bekleit.
Vor iedem stecher reit
ein gsell wie sich gebürt
und seinen spiesz im fürt...
ir ieder an der stet
seinen rüstmeister het,
der in schraubt aus und ein.*)
Indem da legt man ein
und traf das erste par
wie das los gfallen war,
das ander, dritt und viert;
darnach wurd erst turniert**),
und war der nächst der best;
sie saszen stark und vest
und trafen wol und frei;
hie ritten zween, dort drei,
als ob's ein turnier wär,
machten vil settel ler;
die pfert, die loffen schnell,
sie teten geschwinde fell.
Wo eim (wie oft geschach)
etwas risz oder brach
war er doch kurzer zeit
zum treffen wider bereit;
schonten einander nit,
sie teten weng felritt,
vil ledig fell sie machten.
Die herren teten achten
auf die fell allerweis,
die man beschrib mit fleisz...
Sie triben tapfer zu
und hatten wenig ru,
sam wers in einem kampf,
das in der dunst und dampf
heraus den helmen drang.
Als das nun weret lang
und ser vil troffen heten,
etlich pfert stutzen teten
etlich schadhaftig wasen,
auf andre pfert sie sasen
und auf ein neues trafen
höflich und nit zu strafen...
Als es die Zeit begab,
da zogens wider ab
von irem ritterspiel,
das mir herzwol gefiel,
tet mich mit freud erfüllen.
Da sprach ich zu Wolf Rüllen***);
Wer hat gestochen heut?
sind es fremd edelleut?
Er antwort mir gar kön:
E s s i n t h i e b u r g e r s s ö n,
die haben tun versprechen,
zsam ein g s e l l e n s t e c h e n.

Und nun beschreibt Wolf Rüllen Art der Veranstaltung und Tracht der Teilnemer auf's Genaueste, sodasz wir noch heut wol unterrichtet sind, wie sich Hans Stark, Sigmund Pfintzing, Wolf von Dill, Marx Bucher von Leipzig, Jochim Bemer, Christof Fürer, Gabriel Nützel und Mathes Ebner dazumal getragen haben. — Hans Sachsen hat es aber so gut gefallen, dasz er meint:

Ich wünsch, dasz dise acht
auf die künftig fasnacht

*) Die Reiter wurden also, wie das bei den schweren Rüstungen des 16. Jarhunderts häufiger geschah, im Sattel festgeschroben.

**) Das bisherige Tjostieren nennt also Hans Sachs noch nicht „Turnier“, sondern erst den nun beginnenden Buhurt.

***) Hansens Wirt und Freund.

ir spiesz wider zubrechen
in einem gsellenstechen
nach ganz höflicher weis,
das in rum, lob und preis
bei gmeiner stat erwachs.
Das wünschet in Hans Sachs.

Als die Turniere der Bürgerschaft später durch die Schüzenfeste verdrängt wurden, bliben noch Jarhunderte lang die Ausdrücke der Rittersprache. Die Preise hiszen „*Abenteuer*", die Wettkämpfe einzelner Schüzen „*Stechen*"; „*Rennen*" bedeutete eine bestimmte Anzal von Schüssen. Oft ist ein schönes Pferd der Hauptgewinn (das Beste) beim Schüzenfest, wie 1443 zu Nürnberg, und ein solches erhält sich noch unter den Preisen, als das Geld den übrigen Realien den Rang längst abgelaufen.

Aber nicht nur Fürsten, Herren und Städte schwärmten für Lanze und Ross, sogar die „Diener des Herrn" wollten nicht zurückbleiben. Sebastian Frank erzält z. B. in seiner „Chronik der Deutschen 1539":

Etwa zu Fassnacht war der ganz Orden, all Münch vom Reichenaw zu Ulm und stachen mit den von Ulm, triben Ritterspiel und Turnier, hielten Tänz, viel Bankel und Wolleben, dasz all Tag ein Zehendlin und Dörflin dahin, wie her, ging und kam das Gotshaus in grosze Armut.

Endlich ist zu erwänen, dasz zuweilen auch die Frauen, und zwar bereits im eigentlichen Mittelalter, an Kampfspilen und Turnieren Teil namen. Aus Deutschland ist uns zwar kein Beispiel zur Hand, wol aber aus romanischem Lande. Ein Spil der Art wurde nach dem Bericht eines italischen Geschichtschreibers i. J. 1214 zu Trevigi veranstaltet. Man hatte eine Festung von Holz errichtet und mit köstlichen Fellen und Stoffen bekleidet; die Besazung bestand aus zweihundert der vornemsten Frauen, welche statt der Helme goldene, edelsteingezierte Kronen und prächtige Garnituren statt der Panzer trugen. Junge Ritter, nicht geringer geschmückt, griffen jene Festung an. Sie schossen mit Früchten, Törtchen, Blumen und Riechfläschchen. — Dis seltsame und luxuriöse Fest zog eine Menge Zuschauer herbei und scheint den Troubadur Rambaut v. Vaqueivas zu seiner Canzone „Carussel" begeistert zu haben. Uebrigens dürfte jenes Frauenturnier kaum das erste seiner Art gewesen sein, und gewisz wurde dergleichen in Deutschland nachgeamt, dem damals Wälschland schon Muster der Eleganz war und das ja Frauenturniere sogar noch im 18. Jarhundert aufzuweisen hat. (Vergl. 18. Jarhdrt. „Reitkunst und Reitersinn." Reiten der Damen.)

Ein beliebter Tag zur Abhaltung von Stechen war der Sonn-

tag Estomihi, der auch „Herrenfasnacht“ oder als Tag ritterlicher Spile: *Kinne-*(Renn-)*Sonntag* oder *Bohordicum* (Buhurtstag) hiesz. Wenn jedoch an disem Tage die Herren „miteinander zum Spile ritten“, so feierten an der „jungen Fasnacht“ die Knechte ihre schalkhafte Carricatur des ernsten Lanzenbrechens, das drollige, ser beliebte **Kübelturnier.** — Da kleideten sich eine Anzal Stalljungen in die Wämser der grösten Knechte, malten auf Rücken und Brust gewaltige frazenhafte Kladderadatsch-Gesichter, stülpten statt des Helms einen Kübel auf den Kopf, ergriffen Bonenstangen als Lanzen, und also ausgerüstet bestigen sie die schlechtesten Klepper des Stalls. So ritten denn zwei Züge von Nuszknackern gegeneinander an; vile purzelten schon bei den ersten höflichen und vilfachen Verneigungen gegen die Damen vom Pferde; beim eigentlichen Zusammenstosze aber gab es die allerbaroksten Scenen, und die Zuschauer wollten sich natürlich vor Lachen schütten. (v. Klöden: Die Quitzow's.)

Aenlichen, wenn auch nicht ganz so possenhaften Karakters sind die **Bauernturniere,** die sich lange erhalten haben. So berichtet z. B. das „Amts-Handelsbuch“ von Weimar wie folgt:

Dienstag nach Estomihi, den 23. Februar 1585, haben die Unterthanen des Amts Kapellendorf, altem Brauch nach, das Stechen zu Rosse verrichten müssen. Da es denn damit also gehalten worden: Erstlich sind durch mich, Heinrichen Opitz, der Zeit Amtsschöffer dahier, aus jeder Amtsgemeine vier Personen zum Stechen erwählt worden, die sich dann vereinigen und zweie davon zum Stechen erkiesen müssen. Dise gewählten vierzehen Personen haben sich dann erstlich im Vorwerk dahier beritten gemacht, geübt und etliche Treffen gethan. Dann sind dieselbigen Dienstags in ihrer Rüstung, nebst ihren Leipferden und Pflichtern nebst drei Pfeifern, so gleichfalls beritten gewesen, gegen Weimar vorgerückt. Als sie nun dort, hinter dem Schloszgarten, die Altenburg hineingezogen, hat mein gnädiger Fürst und Herr, Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachsen, ihnen den Garten zu öffnen und durch denselben zu reiten befohlen; da sie dann auf Sr. Fürstlichen Gnaden Befehl dreimal in der Ordnung um die Schranken reiten und sich sehen lassen müssen. Nach gehaltener Mahlzeit ist der Edelgestrenge und Ehrenveste Gregor von Kayn abgesendet und ihm befohlen worden, die Stecher aufzuführen. Worauf erstens gedachter von Kayn, dann die drei Pfeiffer, hernach der Amtsschöffer nebst seinen Beistand und dann die vierzehn Stecher, denen ihre Leipferde die Stechsperrer vorgeführt, gerüstet über den Markt aufgezogen und im fürstlichen Schlosz auf der Bahn angekommen, worauf sie wiederum dreimal durch ihre Patrinen (Waffenbeistände) um die Schranken geführt und als dann zum Stechen angeordnet worden. Worauf sie dann von 2 bis 5 Uhr miteinander getroffen, etliche Speere und Harnische zerstoszen haben, worauf die geordneten Gewinne ausgetheilt worden: 1) Hans Kneussel aus Hohlstedt, der seinen Gegenpart Görg Regen sogleich im ersten Rennen mit Ross und Mann gefällt, als Preis eine grosze Fuhrmannstasche, nebst einen Lösser und vier Thalern. 2) Joseph Fischer aus Kapellendorf sechs Ellen gelben Atlas, dieweil er acht Personen gefällt. 3) Ulrich Wetzel aus Hermstedt ein preuszisches Fuhrmannsleder, darum, dasz er fünf Personen abgeritten. Als nun die Gewinne ein jeder erhalten, sind die Stecher in obgesetzter Ordnung von der Bahn höflich wieder abgezogen und mit ihren Pferden in's Vorwerk gerückt. Dann wurde ihnen der Schlaftrunk in der fürstlichen Hofburg gereicht. Als nun die Stecher

mit ihren Pflichtern wiederum zu Hause angelangt, ist ihnen nach altem Brauch und Herkommen, allhier im Schlosz Kapellendorf, Dienstags in den Osterfeiertagen, ein Fasz Bier von sechs Eimern zur Verehrung gereicht und gegeben worden, welches sie dann mit unterthäniger Danksagung in gutem Frieden ausgetrunken, auch darüber zum Stechen wieder so grosze Lust bekommen, dasz einige vor Freuden die Thür nicht treffen können und zum Ofen hinausgegangen!

Es ist ein gutmütiger Humor, der in disen Spilen zu Tage tritt; doch warhaft boshaft sind zuweilen die Fasnachtsscherze nüchterner norddeutscher Bürger in Bezug auf das Turnier. So erregte zu Anfang des 15. Jarhunderts rohen Jubel zu Stralsund des „Kazenritters“ Kampf mit einer angenagelten Kaze, die er todbeiszen muste, worauf er vom Bürgermeister, welcher ritterlichen Standes war, öffentlich zum Ritter geschlagen wurde.

Es war jedoch nicht nur der Scherz, der sein Mütchen an den Turnieren külte, sie erfuren auch ser ernstliche Angriffe und zwar vorzugsweise von der Geistlichkeit. Auf jede Weise strebte der Klerus danach, die Kampfspile einzuschränken. **Anfeindung der Turniere** war ihm eine Herzenssache. Papst Innocenz II. verbot sogar das erliche Begräbnis der in einem Turnier gefallenen Ritter. Die braven Deutschen sollten ihren Reiterübermut noch jenseits des Grabes durch ewige Verdammnis büszen. Markgraf Dietrich von Meiszen erhielt nicht eher Befreiung von der Exkommunikation für seinen im Turnier gefallenen Son, bis er dem Erzbischofe von Magdeburg versprochen, kein Turnier mer zu halten. In der Tat hatten aber auch die Stechen „zu erneste“ unsinnig überhand genommen, und wenn man sie auch als den Ausdruck küner Ritterlichkeit und adlicher Freude an der Gefar in Schuz nemen möchte, es war ein bramabasirender Ton eingerissen, der nicht one Aenlichkeit mit dem modernen „*Aufbrummen*“ der Studenten ist; wie denn die ganze Gestaltung dises Treibens und der ihr entspringende Erbegriff durchaus an akademischen „*Comment*“ *) gemant.

Um das Jar 1175 schon war die Turnierwut aus dem südlichen und westlichen Deutschland, besonders aus Oesterreich, wo der oben genannte Konrad, des Markgrafen von Meiszen Son, im Kampfspiel sein Ende gefunden, nach Türingen, Meiszen und den nordöstlichen Gegenden gelangt, sodasz 16 Kämpen in einem Jare auf dem Plaze bliben. Am mörderischsten war das Turnier

*) Dis Wort stammt aus der altrömischen Fechterschule, woselbst das Unterrichten als „*commentiren*“ bezeichnet wurde.

oder Scharfrennen bei Neusz zu Pfingsten des Jares 1241, wo kurz vor dem Abzug der Mongolen die niderrheinische Ritterschaft, in Scharen unter verschiedenen Feldzeichen als Heiden und Christen geteilt, mit so brennender Kampfgir gegen einander „buhurdirte", dasz sechzig Ritter und Knappen auf dem Plaze blieben, „oder vor Staub und Hitze erstickten". Wievil hätten dise Reiterkräfte gegen die wirklichen Heiden, die Mongolen, nuzen können, wenn sie in der festen Zucht eines wirklichen States gestanden hätten, der es vermochte, sie gegen den Feind nach Osten zu befeligen!

Ein Beispiel aus späterer Zeit ist das Turnier, welches 1403 Graf Johann von Katzenellenbogen nach Darmstadt ausgeschriben.

Kurz vor dem Beginn dises Ritterspils, zu dessen Festlichkeiten alle umligenden Gaue Teilnemer gestellt, begab es sich, dasz etliche fränkische und hessische Edelleute auf dem Gesellenhofe bei Werthheim sich beim Trunk verunwilligten und die Franken den Hessen, dasz sie vom Stegreif lebten, die Hessen den Franken, dasz sie ihren Adel durch Kaufmannschaft befleckten, auf das Heftigste vorrückten. — Als nun das Stechen begann, „rottirten sich alle Hessen und Franken, schickten sich zur Wer, vergaszen alle Turnier-Ordnung und schlugen so streng aufeinander, dasz sie weder Grieswärtel noch Prügelknechte scheiden konnten. Vile bliben auf dem Plaze, davon diser alte Reim noch übrig:

„Zu Darmstadt in den Schranken
bliben neun Hessen und sibenzehn Franken."

Daher ruft denn schon Reinmar von Zweter um 1230:

Turnieren was ê ritterlich,
nu ist ez rinderlich, toblich, tôtreis, mordesrich,
mortmezzer und mortkolben, gesliffen aks gar ûf des mannes tôt,
Sus ist der turnei nu gestalt.
Des werdent schoener vrouwen ougen rôt, ir herze kalt,
sovanne sie ir werden lieben man dâ weiz in mordlicher nôt.

Und Hugo von Trimberg spottet um 1300 in seinem „Renner" nicht mit Unrecht:

Gott möchte wol lachen, könnte es sein,
Wenn seine Puppenmännlein
So wunderlich auf Erden leben,
Dasz zwei gegeneinander streben,
Und selber das nicht wollen entberen!
Sie wollen mit zwei langen Speren
Auf einander stechen.
Wer soll die Wunde rächen?...
Wes Preises will der da erjagen,
Wenn man ihn musz von dannen tragen?...
Weh, wie grosz der Welt Dummheit ist!
Lasz dich erbarmen Herre Christ!

Auch die Uebertreibung des romantischen Prinzips beförderte die Ausartung des Ritterwesens. Freilich erhöhten selbst solche Ausschreitungen nicht selten die küne Waghalsigkeit der Ritter und brachten sie zu jenen schwindelnden Leistungen,

die uns, „vermerend durch den Mund des Volks gewälzt“ und häufig an alte Götter- und Heroenmythen geknüpft, in hundert Sagen überbliben sind.

Oftmals handelt es sich dabei um Bravourritte an gefärlichen Stellen, und dann knüpft sich gewönlich an die Lösung der Aufgabe Verleihung einer schönen Frauenhand.

So verlangte Kunigunde von Kynast von ihren Bewerbern, dasz sie mit dem Turnierrosse auf der Zinne der äuszerst schmalen Burgmauer ihr Schlosz umritten. Von Liebe berückt machten vile den verzweifelten Versuch, aber stets zerschmetterten Ross und Mann in der Felsentiefe des gänenden Abgrundes. Kunigundens Herz blib ungerürt, bis endlich ein Ritter aus fernen Landen ihre Liebe gewann. Zitternd vor Angst sah sie ihn den gefärlichen Ritt unternemen; mit sichrer Hand jedoch und schwindelfreiem Kopf fürte er sein Ross die Todesstrasze entlang. Als er sie zurückgelegt, eilte ihm die Liebende freudeglühend entgegen. Er aber rief: „Den Dank, Dame, beger' ich nicht!“, gab sich als bereits verheirathet zu erkennen, ritt voll Verachtung von dannen, und nun war Kunigunde an der Reihe, sich in den tiefen Abgrund zu stürzen, der so vile ihrer Vererer begraben hatte. (Ueber den mythischen Grundzug diser Sage vergl. Band I, Seite 342.)

Die feine Ironie, mit der, wie dise, die meisten solcher Sagen enden, deutet leise auf die oppositionelle Stimmung des gesunden Volkes hin, die es gegen die Ueberspanntheit seines Adels hegte. Dise leztere zeigte sich vornemlich auch in der abenteuerlichen Erscheinung der *farenden Ritter*, über welche der „Mond der Minne“ mit seiner etwas zweifelhaften Klarheit oft allzu vil Macht ausübte, sodasz sie meist etwas mondsüchtiges haben. Entweder waren dise *Farenden* sogenannte *Einspännige*, d. h. sie zogen, nur von einem Schildknappen begleitet, wie Don Quixote zur Ere ihrer Dulcinea auf Abenteuer, oder sie erschinen in Begleitung eines groszen Trosses wie Ulrich von Lichtenstein, der im Beginn des 13. Jarhunderts das Nichtsdarüber diser fantastischen Züge geleistet.

Das erstemal zog Ulrich in Frauengewändern aus, nachdem er allen Rittern in Lamparten (Lombardei), Friaul, Kärnten, Steier, Oesterreich und Boheimb verkündet, dasz die Minnegöttin und Königin Venus ihnen Frauendienst zu leren komme und sich am Tage nach St. Georg bei Mestre aus dem Mere erheben und bis in Böheim faren werde. Jeder Ritter, der ihr begegnen und einen Sper auf sie verstechen wolle, erhalte ein gülden, schönheitverleihendes Ringlein für seine Liebste, wen dagegen Frau Venus aussteche, der solle sich nach allen vier Enden der Welt einer Frau zu Eren (Ulrich's Herrin) verneigen. Sollte aber die Minnegöttin gar aus dem Sattel gehoben werden, so gehörten dem Siger alle ihre Rosse. — Nach manchem sigreichen Stechen ritt Ulrich in seinen Frauenkleidern mit achtzig Rittern in Wien ein und sezte nach hier abgehaltenen glänzenden Turnieren den Ritt nach Böhmen fort.

Die Kosten müssen ungeheuer gewesen sein, da die Pracht der Ausstattung des Liechtensteiners alles je Gesehene übertraf. Auch seine Gegner lieszen es an Glanz nicht felen. Ulrich selbst beschreibt einen derselben folgendermaszen: „Da kam auf dem Felde wol gezimiret gegen mich ein biderer Mann, Herr von Ilsung von Schaufloh ... Er fürte wol 500 Schellen an sich. Sein Ross sprang in kleinen Sprüngen, laut erklang sein Zimir. Gold und

Silber glänzte so licht, dasz um den Rhein kein Mann schöner zimiret war als mein Landsmann. Er fürte in seiner Hand einen Sper, daran vil kleiner Schellen hingen." Ulrich verstach auf disem Zuge 307 Spere und gab 271 Ringe für auf ihn verstochene Spere, wobei er nicht ein einzigesmal gewankt, dagegen vier Ritter nidergerannt hatte.

Krieg.

Wir haben in Vorstehendem ausfürlich die Formen geschildert, in welchen man sich wärend des deutschen Mittelalters zum Reiterdienste vorbereitete und übte. Man sollte erwarten, dasz sich mindestens ebenso anschauliche und reiche Schilderungen über Organisation und Kriegfürung diser Reiterhere und über grosze Erfolge geben lieszen, welche einer Institution entsprangen, deren Waffenglanz noch bis heutzutage von allem Zauber der Sage und Dichtung verklärt wird. Dennoch ist das nicht der Fall! — Zwar, wenn man das 11. und 12. Jarhundert, also diejenige Zeit in's Auge fast, in welcher der Kriegsmann identisch geworden mit dem schwergerüsteten Reiter, der damals ebenso vil galt als 12 Fuszstreiter, so kann keineswegs geleugnet werden, dasz dis auch die Glanzperiode des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ist, dasz die Reichsherfarten über die Alpen einen auszerordentlichen Schimmer verbreiten und in der Tat Kraftäuszerungen ersten Ranges waren, in denen der deutsche Adel sich unvergängliche Lorberen um's Haupt geschlungen. Aber weder für die allgemeine Kriegsgeschichte, noch speziell für die Geschichte des Reitertums sind dise Ritterzeiten von irgend einer andern Bedeutung, als dasz sie eine Zerrüttung der natürlichen Grundlage warer Macht und Statsgrösze bezeichnen, die sich denn auch unmittelbar nach der höchsten Entwicklung des Rittertums traurig offenbart hat. Da in den Menschen die moralische Kraft des Krieges ruht, so hat die Stärke der Here auch stets im Fuszvolk bestanden, so lange das Moralische der Masse wol erhalten blib. Die Vermerung der Reiterei über einen gewissen Punkt hinaus hielt immer gleichen Schritt mit dem Verfall des Kriegswesens überhaupt. — Die ungemeine **Einseitigkeit der ritterlichen Kriegfürung**, der absolut herrschende Individualisirungstrib, der jede einzelne „Lanze" (d. h. einen schwer Gewappneten mit drei bis vier Knechten) möglichst auf sich selbst zu stellen strebte, und vor allem das widersprnchsvolle Gebaren

von Armeen, die sich eigensinnig immer auf's Neue fast ausschlieszlich aus Reitern zusammensezten — um italische oder syrische Städte zu belagern, alles das gibt ein so verworrenes Gewebe von heroischen Einzeltaten, kläglichen Gemeinleistungen und groszartigen Felschlägen, dasz das ermüdete Auge sich zulezt abwendet, one zu warhaft klaren Resultaten über die **Grundzüge des ritterlichen Kriegsdienstes** zu gelangen. — Bei dem Wenigen, was sich darüber sagen läst, fassen wir zuerst den ritterlichen Adel und dann das Reiterwesen der Städte in's Auge.

Beim Auszug zu Herfart oder Fehde liesz der Ritter seine Burg im Schuze einer gehörigen Besazung unter einem Verwandten oder Knappen zurück und zog mit einer oder mereren *Lanzen* seinem Lehnsherrn zu. Er ritt auf der *Reise*, leicht geharnischt, einen *Palefroi*; seine schwere Rüstung war einem besondern *Klepper* aufgebürdet, wärend der *Kastellân*, das eigentliche Streitross, ledig folgte, um frisch zu sein, wenn es bei beginnendem Kampfe bestigen würde. Man ersieht schon aus diser Anordnung eine ungeheure Verschwendung von Pferdekräften. Aenlicher Luxus wurde mit Menschen getriben. Denn, abgesehen von den in der Burg zurückgelassenen Hintersassen, muste, wenn es zur Schlacht kam, von jeder Lanze mindestens ein Knecht zurückbleiben. Die Gesammtheit diser Knechte fiel aber nicht nur als Kombattanten aus, sondern wurde zuweilen auch nach verlorener Schlacht werlos getötet; wie denn z. B. in der Schlacht bei Flarchheim (1080) einmal sämtliche Schildknappen, die bei den „Pferden zur Wegfart" zurückgebliben waren, erdrosselt wurden, als der Feind das unbewachte Lager überfiel.*) Ein so übermäsziger Trosz an Pferden und Knechten läst es begreifen, dasz auch die bestangelegten und mit den mächtigsten Kräften in's Werk gesezten Kriegsplane gemeinlich daran scheiterten, dasz die Verpflegung des Heres, vorzüglich die der Rosse, troz gröster Rücksichtslosigkeit absolut nicht aufgebracht werden konnte. Nicht minder litt unter der Ueberlast sowol des Trosses als der Bewaffnung die Marschfähigkeit. Wol war

*) Grausamkeiten solcher Art von den schwerbewaffneten Reitern, den Milites, gegen das Fuszvolk kommen leider oft vor. Zu Hunderten und Tausenden wurde die nidere Kriegsmannschaft des Feindes getötet oder verstümmelt, und wenig Kummer machte es den Reitern, wenn ihr eigenes Fussvolk von dem berittenen Feinde scharenweise zertreten wurde, wärend sie selbst auf raschen Rossen davonjagten: so geschah es 8000 Sachsen in der Schlacht an der Unstrut 1075 und drei Jare später 12.000 Franken am Neckar.

es eine schöne Leistung, wenn Kaiser Heinrich IV. nach einem Eilmarsche von drei Meilen den rebellischen Sachsen 1075 an der Unstrut jene überraschende und vernichtende Schlacht liferte, bei der sich eine Reitermasse von über 12,000 Pferden in ungeheuren fürchterlichen Knäul zusammenrang, oder wenn Kaiser Fridrich II. in einem Eilzuge von 17 Meilen von Cremona an die Etsch zog und den Markgrafen von Este verjagte, so dasz die Italiener sagten: er sei wie der Sturmwind oder eine Schwalbe herbeigeeilt! — Dise Leistungen, auf welche ein neuerer Militairschriftsteller mit Recht als auf etwas ganz Auszerordentliches aufmerksam gemacht hat, stehen ganz und gar vereinzelt da, und weit entfernt, dasz die ausschlieszliche Zusammensezung der Here aus Reiterei die Marschfähigkeit derselben gehoben hätte, war sie vilmer der Grund einer ser langsamen und schleppenden Aktion.

Im Schlachtenkampfe hielten die Ritter in merfach hinter einander aufgestellten Reihen, hinter ihnen die Knappen, zur Hülfsleistung bestimmt. Aber selbst dise einfache und kunstlose Anordnung wurde, wie es scheint, nicht selten schon in den ersten Stadien über den Haufen geworfen. Grundsäzlich waren gewisz auch bestimmte taktische Evolutionen in Geltung, als deren Bewegungseinheit vermutlich die „Lanze" gegolten hat, die an Kopfzal ungefär einem heutigen schwachen „Beritt" gleichgekommen sein wird. Doch man hört nirgends etwas Genaueres von jenen Evolutionen; vilmer gibt alles Geschilderte grade den entgegengesezten Begriff, nämlich den der Willkür. In ungeordneten Schwärmen, oder gar völlig vereinzelt, sucht sich, solchen Darstellungen zufolge, jeder Ritter einen beliebigen Feind, und es bildete sich somit eine Kampfesweise aus, die für die Schilderungen epischer Dichter ebenso günstig, als zur Durchfürung eines einheitlichen Plans, zur Erringung und Sicherung entscheidender Erfolge unbrauchbar war. Begann doch eine der bedeutendsten Ritterschlachten, die vom Marchfelde (1278), damit, dasz das Pferd eines deutschen Reiters scheu wurde und auf das böhmische Centrum losstürmte. Ihm folgten unwillkürlich andere Ritter, und so ward Rudolf's Her in den Kampf verwickelt, ehe er selbst es gewollt. Mag dis immerhin ein besonders frappanter Fall sein: der Mangel an Ueberliferung irgendwelcher nennenswerter taktischer Formen zeigt doch unzweideutig, dasz es in diser Hinsicht überhaupt ser schwach bestellt war.

In besonders wunderlicher Weise offenbart sich der ritterliche Eigensinn in den Kämpfen, welche zwischen den adligen

Geschlechtern und den *Zünften* in den *Städten* durchgefochten wurden. Man traut seinen Oren kaum, wenn man hört, dasz auch in disen Gefechten, deren Schauplaz enge, winkliche, mit Ketten versperrte Gassen bildeten, die schwere Adelsreiterei im Sattel blib. Und doch ist es so. Godefrid Hagene's Kölnische Reimchronik (13. Jarhundert) berichtet z. B. von dem Kampf mit den Webern in der Butgassen:

Vil balde ryden men began
zo der butgassen wert,
die wart van zeinhunderden gewert,
die kettene woren vurgelaicht...
Do begonde Heinrich *van me kranen*
koinlich syn ors mit sporen manen
ind sturte vur der vianden neder,
vroymlich erholde hie sich up weder,
do Waltom *van der Aducht* dat gesaich,
dat syn swager neder laich,
hie wart zornig ind gram,
dat ors hie snel mit sporen nam,
ind dede dat allre schoinste ryden,
dat men gesaich in menchen zyden.
Hie reit durch die zeinhundert man,
van den hie menchen slaich gewan,
die straisse durch quam hie gerant,
die kettene hie beslossen fand
hie rante up sy dat sy al clank
in zo zween stucken sprank.

Niemand, der mit wackeren Kämpen sympathisirt, wird so künen Reitern, wie Heinrich v. Krane oder Walther v. Aducht, seine Bewunderung versagen; aber das Unternemen an sich ist doch unleugbar ein Beweis von dem vollständigen Misverstehen der Eigentümlichkeit der Reiterwaffe, die in solchen Kämpfen eben als eine *Standes*waffe, nicht als eine *Kriegs*waffe erscheint. Was aber endlich der ganzen Ritterwaffe den Stab brechen musz, das ist die völlige Miskennung und Verleugnung des Grundprinzips alles tüchtigen Reiterdienstes, nämlich der *Schnelligkeit* in Angriff und Bewegung. Je mer die Adelshere Offensivarmeen waren, je ausschlieszlicher sie zur „Herfart“ berufen wurden im Gegensaze zu den auf der Scholle zurückbleibenden Gemeinen, welche nicht mer den „Herbann“, sondern nur noch die „Landwer“ bildeten, um so mer musten sie das Moment der Offensive, das Prinzip des stürmischen Reiterangriffs ausbilden, ja auf die Spize treiben. — Grade das Gegenteil geschah! — Indem jeder *für sich* sorgte, sich selbst, seine werte Person und sein geliebtes Ross durch eine möglichst starke Rüstung vor Hieb, Stosz und Schusz zu sichern bestrebt war, wurde die Bewaffnung schwer und schwerer, wurden die Bewegungen des Reiters langsam und langsamer, und endlich scheiterten die Leistungen der Here, so lächerlich es klingt, gradezu an der „Unbeweglichkeit der Reiterei“.

Wie stand es nun mit der **leichten Reiterei?** — Schon unter Heinrich dem Groszen waren die deutschen Schwerbewaffneten von den flüchtigen Reiterscharen der Ungarn in die Enge getriben

worden; wärend der Kreuzzüge und im 13. Jarhundert wurden die leichten Kavallerien der Sarazenen, Mongolen, Polen und Ungarn ebenfalls nur allzu oft Siger über die stattlichen Scharen der eisengerüsteten abendländischen Ritter. Dennoch bliben dise bei ihrer Fechtart und Bewaffnung, und nur der deutsche Orden in Preuszen, der sich stets durch klaren Blick und vorurteilsfreies Handeln politisch wie militärisch vor seinen Zeitgenossen hervorgetan, bildete aus landsässigem Adel und „Mitbrüdern" des Ordens eine vortreffliche leichte Kavallerie, *Turkopolen*, die er unter die Befele eines *Turkopoliers* stellte und die ihm gegen Litauer und Polen ausgezeichnete Dienste geleistet hat.*) — Im eigentlichen Deutschland dagegen finden sich nur ser schwache und unglückliche Ansäze zu leichter Reiterei. Zu Ende des 12. Jarhunderts fürte zwar der Erzbischof von Köln *Bellatores minores*, gedungene leichte Reiterei, gegen Heinrich den Löwen zum Kampfe nach Westfalen, die mit dem Namen *Rotte* (französisch *roturiers*) bezeichnet wurde. Sie leistete militärisch auch gute Dienste; aber da sie aus ser schlechtem Material zusammengesezt war und im deutschen Reiche keine Spur jener starken Zucht zu finden war, die den deutschen Orden in Preuszen auszeichnete, so schweiften die „Rotten" sogleich maszlos aus und richteten die furchtbarsten Verherungen an, sodasz die Chronik sie gewisz mit Recht *filii Belial*, d. i. Teufelskinder, heist. Dise Erfarung mag wol auch dazu beigetragen haben, von zu häufigen Widerholungen des Experimentes abzustehen.

Auszer in der leichten Reiterei des Ostens muste das Ritterwesen bald auch im Fuszvolk der Bauern einen furchtbaren Rivalen auf dem Gefechtsboden finden. Die erfolglosen Kämpfe gegen die Friesen, die Niderlagen von Morgarten und Sempach, welche die österreichische Ritterschaft fast vernichteten, die schmachvollen Herzüge des Reichs gegen die Hussiten und endlich die Burgunderkriege, in denen sich bei Granson vergeblich widerholte Reiterangriffe der Chevaliers an der „Igelsordnung" der Schweizer brachen — eine so schwere Kette blutiger Felschläge zerrüttete der schweren Ritterwaffe Rum und Ruf, die dann im

*) Wärend der Orden nämlich von jedem Landeigentümer, adlich oder nicht, der 40 oder mer Hufen besasz, verlangte, dasz er ganz gerüstet mit schwerem Gewaffen und auf gepanzertem Streithengst mit noch 2 leichten Reitern Kriegsdienste tue, liesz er die Freien, die bis zu 10 Hufen hinab besaszen, mit Einem Pferde und leichter Rüstung Dienst tun. Zehn kölmische Bauern aber stellten zusammen einen Hengst. Das war denn allerdings vortreffliches Material zu leichter eiterei.

Donner der neuerfundenen Feuerwaffen vollends verhallten. Dennoch legten die Ritter ihre ihnen so verhängnisvoll gewordene Rüstung nicht ab, sie verstärkten sie vilmer, damit sie auch der Kugel des Faustrors und der Arkebuse zu widerstehen vermöge, und der einzige Fortschritt, den die Reiterei machte, war die allmälige, wenn auch langsame Rückker zu regulären, taktischen Formen. Fast gleichzeitig mit den französischen Ordonanzkompagnien entstanden zu disem Zwecke die ausdrücklich so genannten „deutschen Reiter". Sie waren in Kompagnien oder Kornetten formirt; der Reiter muste von Adel sein und sollte in ganzer, voller, schwerer Rüstung erscheinen und Ross, Waffen, sowie Fourage selbst beschaffen. Es war also ursprünglich nur eine straffere Formation des alten Vassallentums. Doch erhielt der Reiter Sold und einen etwas leichter gewaffneten Knecht. Nach und nach hörte dann das Aufgebot der Vassallen und die Forderung, dasz die Kavallerie von Adel sein müsse, auf. Hand in Hand damit ging die langsam fortschreitende Erleichterung der Bewaffnung, und so entstanden denn endlich jene Formationen der Reiterwaffe, die noch heut lebendig sind und deren Bildungsprozesz wir im nächsten Hauptabschnitte näher kennen lernen werden.

Parallel mit diser Entwicklung der Adelsreiterei ging nun, freilich in geringeren Abmessungen, das **Reiterwesen der Städte** durch's Mittelalter. Schon bei den Turnieren haben wir bemerkt, dasz Art und Weise der „Geschlechter", wie der reichen Kaufherren, vollständig in Nachamung adlicher Formen befangen war. — Die eigentlich werständischen Geschlechter der Städte, die *Konstabler* oder *Kunstofler*, dienten daher im Kriege ausschlieszlich zu Rosse, und die Stadtviertel waren in *Kunstofeln* eingeteilt, deren jeder ein *Rittmeister* vorgesezt war. Dise Reiterei der Geschlechter wurde dann, falls zwischen „Geschlechtern" und „Zünften" Fride war, gerne auch aus wolhabenden Zünftlern, sogenannten „Wolerzugten", vermert, für welche z. B. Straszburg i. J. 1287 zweitausend Pferde anschaffte. Noch im Jare 1394 rüstete Straszburg 95 Bürgergleven zu 225 Pferden aus. — Die geringeren Zünftler taten Dienst zu Fusz. Aber sie lieszen es ser an sich kommen und mochten ungern aus ihrem behaglichen fleiszigen Stadtleben hinter unbezwinglichen Mauern zu entfernten „Reisen" ausziehen. Man suchte ihnen dise daher möglichst bequem zu machen, und so berichtet z. B. die Straszburger Chronik von 1332: „Underdem kam die Gewonheit aus, dasz die Ant-

wergltüte uf **wegeren wurdent reitende**, wann man ouszugete in reisen. Wann vormals gingent sie zu fusze.“ Man sezte also vier bis sechs bewaffnete Handwerker auf einen Wurstwagen, um als Fuszkämpfer jenen schnelleren Bewegungen der Kunstuffler folgen zu können, wie sie namentlich das ritterliche Fehdewesen, das Nacheilen auf frischer Tat notwendig machte. Dise Handwerker nannte man *Gespannglevener*, *Wagenreuter*, *Wurstreuter*; und so drängt sich auch hier wider der Reitername durch, freilich in spöttischem Sinn; denn das Auftreten solcher farenden Knechte erscheint dem reiterstolzen Mittelalter durchaus als etwas Lächerliches und Despectirliches. Sogar die sonst so ernsthafte „Kronica van Sassen“ gibt eine hönische Schilderung solcher Wagenritter, welche von Markgraf Albrecht von Brandenburg und dem Erzbischof von Magdeburg i. J. 1279 gegen Braunschweig gesandt wurden. Sie beschreibt den Wagen selbst als ein wunderliches Ross:

Der rosse rügge hol was erkand.
Islik fôt fyrtein nägele drôg;
Holten füer dat ros beslôg,
De dog nigt was ein hôvsmid;
He hôv wol ses unze wyd.
Tein Speke (zehn Speichen) was des fotes strale.
Ek waene, Kundreie ût deme grale
Igt so wunderlik gereide reid.
Was syn hôv ses fote breid,
Et gav de Slag nigt ein span.
Also fromede was düt dêrt gedan,
Dâr disse ridder uppe sat.
Skolde et gân trage eder lât,
Eder hävven snelle fård,
Des hadde he wunderlike ård:
Man moste eme ses ros eder fêr (Pferde)
Laten foregân regter dêr;
Gingen de snel eder trâg,
Alsus ging dit dêr al nâg.
Wolden ôk de rosse stân,
So wolde dit dêr nigt fôrdgân.
Kan ek et jik regt sagen,
Et was geshapen also ein wagen,
De dat kôrn drägt in.
Et mogten wol **wagenridder** syn,
Manigerleie amtes fan **Maideborg**,
De der reisen worden worg (müde)
Er dan se heime kwamen
Mid shaden unde mid shamen.

Abenteuerlicher als diser Transport städtischer Knechte auf Wagen, der uns ja heutzutage höchst vernünftig und sachgemäsz erscheint, war die 1328 in einem Truzbündnis der Städte Quedlingburg, Halberstadt und Aschersleben vorgesehene Art der Fortschaffung städtischer Bogenschüzen **auf Ochsen**. Der Schnel-

ligkeit wegen ist das sicherlich nicht geschehen, sondern gewisz nur der bodenlosen Straszen wegen, die zu Fusz gar nicht zu passiren sein mochten.

Abermals vor allen anderen deutschen Einrichtungen städtischen Kriegswesens tun sich jedoch die Institutionen der preuszischen Ordensstädte hervor. Hier ward, zumal nach Anordnung des groszen Hochmeisters Winrich von Kniprode, die altdeutsche Kriegspflicht der Städte unverkürzt und zugleich von poetischem Glanze umflossen, mit Kraft und Nachdruck ausgeübt. Verständig eingehend in das zunftmäszig entwickelte Bürgertum und dessen eigentümliche festgenössische Anschauungen, benuzte er die Einteilung der Städter nach „*Maien*“, d. h. jenen Genossenschaften und Innungen, welche zusammen gewaffnet „in den Mai zogen“ und mit heiteren Spilen den sigenden Lenz unter dem Bilde eines schönen, streitbaren Jünglings einholten, zur Gliderung des Bürgerheres. Ging das Kriegsgeschrei etwa beim Einfall der Litauer von Ort zu Ort, so stellte jede Stadt eine bestimmte Mannschaft, die zusamt, versehen mit Wagen und Rossen und begleitet von berittenen „Pfeifern“, durch den Komtur des Ordensgebiets gegen den Feind gefürt wurde. Die Unterabteilungen bildeten die einzelnen „Maien“, an ihrer Spize die Maigrävengenossenschaften der „Herren“ (der Ratsgeschlechter), dise überwiegend Wappner zu Rosse. Den Hauptbestandteil der anderen Maien machten die bekannten, faustfertigeren Zünfte aus: die Fleischer, Schmide, Schuster, Goldschmide, Becker, Faszbinder, die Zimmerer und Maurer, auch die Schröder (Schneider), und so schlugen sie an manchem heiszen Tage sigreich gegen die wilden Litauer und Tataren.

Der kostbare Dienst zu Rosse richtete sich übrigens hier in Preuszen sowol, wie im eigentlichen alten Deutschland immer nach dem Vermögen der Bürger. In Städten, wie die gewerblichen westfälischen, gab es einen sogenannten „umgehenden Rossdienst“, d. h. abwechselnd hielten alljärlich die vermögendsten Bürger gegen Entschädigung und Kost ein gerüstetes Pferd, um auf Ratsgebot, „mit der Stadt Gefar“ in die unsichere Umgegend eine Reise zu tun. Da alle Bürger und Eingesessene, oft selbst die Geistlichen, zu Wer und Wacht, Graben und sonstiger Last verpflichtet waren und kein Amtsbruder one Vorzeigung seiner Wer und Rüstung aufgenommen wurde, schin es billig, die teuer zu Ross dienenden Mitbürger für Verluste noch besonders zu entschädigen; weshalb denn, Betrug zu vermeiden, der städtische

Kriegsausschusz vor der Reise in's geheim die Herren abzuschäzen pflegte. — Uebrigens war dise Pflicht des Rossedienstes, so drückend sie oftmals auftreten mochte, doch entschieden eine Erensache, der sich kein angesehener Mann entzog. Das galt für den Norden wie für den Süden Deutschlands, und wir wissen z. B. wie Rostocks und Stralsunds Bürgermeister, die „Olderen", so hohen Wert auf ritterliche Rüstung sezten, dasz sie gern scharf und zu Glimpf rannten, immer ein Paar tüchtiger Gäule „auf der Streu" hielten, und dasz jeder sich des Meisteramts für unfähig erachtete, falls er nicht mer fest im Sattel sasz.

Mit der Zeit wurde bei wachsender Wolhabenheit und steigender Handelstätigkeit die Anwendung von Söldnertruppen auch in den Städten erwünscht. Namentlich war dis bei den seefarenden Hansestädten der Fall. Lübeck ging mit seinem Beispiele voran. Der Bürger bewachte die Tore, verteidigte die Mauern und Landweren; aber zur Fehde mit den fernen Nachbaren und zur Säuberung der Straszen brauchte man adliche Wappner, Söldner, in der Stadt Farben gekleidet. Jene Soldritter oder *Hövet-lüde* fochten natürlich nur zu Ross, der *Hausmann* dagegen zu Fusz und ebenso die gemieteten Bogner, die *Fanten* und Büchsenschüzen. Auch fremde verdungene reisige Knechte, „*Einspännige*", saszen oft binnen der Mauern, und zu ihrem Gebrauche standen auf dem Marstalle Pferde in beträchtlicher Anzal, i. J. 1298 stets 30 „Orsen" one die gewönlichen Arbeitsgäule. Sie taten im Friden durchaus den Dienst der heutigen Gendarmen oder Schuzmänner; im vorigen Jarhundert noch fürte die Nürnberger Stadtwache den Namen „Einspännige", und der lezte Rest diser hanseatischen Reisigen begegnet uns in den eigentümlichen Gestalten der Hamburger „Reiterdiener".*)

*) Theodor von Kobbe schildert dise nur noch aus 16 Mitgliedern bestehende Bruderschaft wie folgt: „Der Reiterdiener ist in seinen zwölffältigen Funktionen ein warer Proteus. An zwei Tagen des alten Herkommens, wo ein feierlicher Umritt gehalten wird, ferner als Eilboten des Rats zum Rapport bei Vorfällen in der Stadt, als Eskorte von Ratsdeputationen auszer derselben, als Begleiter eines Verbrechers zum Tode, sieht man ihn als Kavallerist, daher sein Name „reitender Diener", von martialischem Aussehen, im ledernen Koller, mit Karabiner, Pistolen und Degen bewaffnet. Im Rathause erscheint er zur Aufwartung des Rats und als Trabant der Bürgermeister in einem langen, blauen, reich mit Silber galonirten Mantel, den Degen an der Seite. Als Hochzeitbitter, Vorschneider und Aufwärter trägt er ein nicht minder reich verbrämtes Kleid. Als Trauermann beim Leichenzug tritt er ihm voran, wol frisirt, chapeaubas, im langen schwarzen Mantel. Als Leichenträger endlich sieht man ihn, mit seinen Collegen dem Leichenwagen parweise folgend, in einer Stutzperücke mit schwarzem, tuchenen, breitgeränderten Hut, breitem, krausgefalteten, weiszen Halskragen, ser kurzem, faltigen, schwarzen Mantel, weiten schlotternden Hosen und umgürteten Degen".

Stegreifleben.

Wir haben in den vorangegangenen Betrachtungen Blüte und Verfall des Rittertums sowol auf socialem als kriegerischem Boden dargestellt, es bleibt nun noch die traurige Aufgabe, den förmlichen Zersezungsprozesz zu schildern, wie er sich vor allem in dem berüchtigten **Raubrittertum** so schmälig offenbart. Der Keim zu disem Krebsübel war in Tagen grösten Glanzes deutscher Nation 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg von Fridrich Rotbart gelegt worden, indem er durch feierliche Geseczgebung die Selbsthülfe des Adels, die aus der alten germanischen Blutrache hervorgegangene Fehde, sanctionirte und so gewissermaszen ausdrücklich einen Codex des Faustrechts aufrichtete, der dann nur allzu bald die fürchterlichste Auslegung erfur. — Je lauer der Vassallenpflicht genügt wurde, desto rücksichtsloser trat die Anwendung des Fehderechts hervor. Schon seit dem 12. Jarhundert hatten nämlich die verdrossenen Milites angefangen, ihren Lehnsherren, welche Heresfolge forderten, durch Verträge mer und mer die Hände zu binden. Teils nannte man als Entschuldigung den Landbau, welcher durch die Gestellung in den Rossdienst gestört wurde — weshalb denn manche Geschlechter nicht nach Johannis, also nicht mer vor der Heuerndte, andere sogar nur bis Fasnacht aufgeboten werden konnten —; teils den steigenden Wert der Streithengste, one welche der Ritter und Edelknecht doch nicht erscheinen mochte, teils endlich die Kostbarkeit der Rüstung. — In weit höherem Grade als dise wirtschaftlichen Gründe hielt aber ein ganz anderes Motiv den Schloszgesessenen von der Heresfolge zurück: Uebermäsziger Aufwand hatte den Adel arm gemacht; hönend sagt ein Schriftsteller: „Das Gold war froh, nicht mer wie vordem in den Kot getreten zu werden, da die Dürftigkeit nötigte, eiserne Sporen zu tragen“. — Es ging zurück mit dem Adel; er konnte keine groszen Stechen mer feiern; mer und mer lösten sich die Einzelnen aus dem Verbande edler Genossen und stellten sich einsam auf sich selbst, und immer mer und mere kamen auf den Gedanken, mit Hilfe des Faustrechts das Verlorene wider zu erobern; da ein Widererwerb durch Arbeit dem beschränkten Adelsstolze schon verächtlich schin. „Sie ghan nit zu Fusz, dann sie meynten, es were ihnen onehrlich und ein Urkundt der Dörftigkeit; aber rauben, wann sie not anghat, scheuen sich ire ein teil nit, besunder nachdem der Turnier in ein Abgang kommen ist.“ (Münster Cosmogr.)

Dis Rauben geschah freilich zu Pferde, also in anständiger Form; nur schade, dasz *Reiten* und *Rauben* durch solch System anfingen, gleichbedeutend zu werden. An Stelle der Rose der Ritterlichkeit trat die Distel des Raubritterwesens, und nach und nach begann der Adel es als sein Recht anzusehen, *vom Sattel zu leben.*

Werner Rolewick, ein Westfale, schildert den Adel seiner Zeit folgendermaszen: „Kaum aus der Wige, fünf Jar alt, werden sie auf den Sattel geszt und auf hohe Gäule gepackt. Sobald sie kräftige Reiter geworden, tun sie bald eine „Reise", bald ligen sie nach der Malzeit im Bette. Die kleinen Buben aber werden one weiteres auf stinkende Streu gelagert, von der sie nicht eher aufwachen, bis der Stallknecht kommt oder der Junker erscheint und befielt, die „Buben" tüchtig einzuüben und zu sehen, ob ein reuterischer Geist in ihnen stäke. Sie werden gescholten, gepeitscht und unsäglich mit Arbeit gequält. Wenn sie stärker werden, erhalten sie Schild, Wergehäng, Spiesz, Schwert und Armbrust und ziehen, wie dem Galgen geweiht, in's Feld hinaus. Wenn sie durchkommen, ist es gut, werden sie aufgehangen, macht's auch nicht vil Federlesens. Galgen und Rad ist das Ende diser Herren, deren gewönliches Lied in ihrer Mundart lautet: *„Ruten, Roven, dat is kein Schande, Dat doynt die besten vom Lande"*. Aus diser Zeit der Hinterhalte stammt die Redensart: *Mit etwas hinter dem Berge halten*, sowie die Sprüchwörter: *„Ich helfe den Bauern auf die Beine" sagte der Edelmann, da nam er ihnen die Pferde,* und: *die Bauern bitten nichts so ser zu Gott, als dasz den Junkern die Rosse nicht sterben, sonst würden sie die Bauern mit Sporen reiten.*

Ein Volkslied aus dem 15. Jarhundert, „Edelmannslere," bekundet die Warheit solcher Befürchtungen in der naivsten Form. Es fängt folgendermaszen an:

Der walt hat sich belaubet,
Des frewet sich min muot,
nu höet sich mancher Bure
Der wänt, er sie behuot!...
Vilt du dich erneren,
Du junger Edelmann,
folg' du miner leren,
sitz uf! dran zum ban!
Halt dich zuo dem grüenen wald:
wann der bur in's Holz fert,
so renn ihn freislich an,
derwisch in bi dem Kragen,
erfrew das Herze din,
nim im, was er habe,
spann us die pferdlin sin u. s. w.

Dafür liesz der geängstigte Landmann seine Quälgeister nach ihrem Tode als feurige Reiter durch die Flur sausen. Eine allzu geringe Rache.

Aber nicht nur der ritterliche Wegelagerer, auch der soldatische **Buschklepper** beeinträchtigte den Verker. *Buschklepper* nämlich ist der in's Reitende übersezte *Strauchdieb*. Schon im 12. Jarhundert wimmelte Sachsen von brodlosen Söldnern, welche unter dem Namen „Reiter" die Vorbilder der „Armengecken" und „Schinder" des 15. und der „Gardenden Knechte" des 16. Jarhunderts wurden, raubend und brennend umherzogen, die Kirchen plünderten und das arme Landvolk durch Martern zwangen, ihnen Leckerbissen aufzutischen. Bei den langen niderländischen Unruhen legte sich ganz Westfalen auf's Reiten und bildete „Rotten". Da dise aber schon, wärend sie im Solde standen, facta abominabilia begingen und sich durch sceleribus perficiendis hervortaten, so kann man ermessen, wie sie verfuren, sobald sie den Raub zu ihrem eigentlichen Tagewerke erhoben. Es waren würdige Vorläufer der entsezlichen Horden des dreiszigjärigen Krieges. Dabei lebt in diser wüsten Gesellschaft doch eine gewisse kameradschaftliche Herzlichkeit, ächte deutsche Gemütlichkeit, und offenbar sahen dise Burschen, ebenso wie der Junker, den Bauer und den Kaufmann als ein durchaus jagdgerechtes Wild an. Reiterlieder des 15. Jarhunderts freuen sich höchst unbefangen, dasz man durch Reiten so vil bequemer an Gut komme, als durch Ackergraben.

Merkwürdig ist es, dasz im Volke mit disen Räubereien stets sympatisirt wurde, wenn Einem nicht grade selbst das Fell über die Oren gezogen ward. Der reitkundige Bauer fülte wol, dasz, wenn's ihm einmal zu arg wurde, er gar leicht die Rolle des Ambosz mit der des Hammers vertauschen konnte. Ueberdis aber reizten abenteuerliche Mären von mancher künen und gewagten Reiter- und Räubertat die Fantasie. Erhob sich doch ein ordentlicher Wetteifer zwischen den Landschaften, wer das Wegelagern und Ausplündern am vollkommensten machte. So sagte man vom Hunsrück:

Halt dein Maul,
Halt dein Gaul,
Halt dein Tück;
Sonst kommst du nicht mit Glück
Vom Hunsrück!

Im Nordwesten aber hiesz es, den schönen Walspruch des geldrischen Adels*) spöttisch variirend:

Hohe Pferde,
Blanke Schwerter
Rasch von der Hand
Das sind die Schnapphäne von Gelderland.

Grade hier in Geldern hat das Uebel ser lange nachgeschmerzt in Wort und in Tat. Ein „reuterischer“ Soldat hiesz hier bis vor Kurzem noch genau dasselbe wie ein „räuberischer“. — Denn in Folge der geldernschen Kriege des 16. Jarhunderts waren wilde Scharen übrig gebliben, die zuerst in den Haiden und Kempen von Nordbrabant ihr Wesen triben, beim Verfall des Antwerpener Handels aber weiter östlich zogen und bis zum Ende des vorigen Jarhunderts in den Rheinlanden gefürchtet waren. Sie wurden *Bockreiter* genannt, und es ging die Sage von ihnen, dasz sie sich um den blutigen Leib eines Erschlagenen mit gräszlichen Eiden verschwören. Belial selbst helfe ihnen und stelle jedem einen schwarzen Geisbock zu Dienst, der ihm gestatte, im Nu aus weiter Ferne seinen Raub zu holen. — Besondern Rufs erfreuten sich auch die fränkischen Reiter, von denen man rümte, sie sähen durch einen neunfachen Kittel, wievil Geld einer im Sack habe; und noch bis heut lebt das Sprüchwort: *Er sieht schärfer als ein fränkischer Reiter!* — Solchen Kerlen gegenüber war der einzige Trost: *Einem Nackten können auch zehn Reiter kein Hemd ausziehen!* — Die Gebildeten und Gescheidten der Nation teilten natürlich die Freude an roher Gewalttat keineswegs; aber auch sie fasten das Stegreifleben nicht von unserem modernen Gesichtspunkt auf, und selbst Thomas Murner (1500) hat der „Sattelnarung“ in seiner „Narrenbeschwörung“ eigentlich nichts zu entgegnen, als das „Respice finem!“ Er fürt sich im Gespräch mit einem Junker ein, der zu ihm sagt:

„Aller adel weiszt im Landt
Wann wir schon kein Erbtheil handt,
Wir kynnendt uns der armut weren
Allein von disem sattel neren.“

Murner erwidert:

„Wann du des sattel nerest dich,
So kannst du werlich me dann ich.
Es musz ein wilde narung syn.
Den Sattelpfennig bringen yn“

---

*) Der Spruch heist: „Hoch von Mut, Klein von Gut; ein Schwert in der Hand — das ist das Wappen von Gelderland

Da lacht der Junker:

„Ja freilich, herr, dasz mügt ir sagen.
Soll ich myn kost vom sattel nagen
Und des stegreifs mich erneren,
Vil böser wörter musz ich hören.
Hört mir zu, ich will's euch leren:
Man seit vom künig Ferneandt,
Wie er vil nuver inselen fandt
Bei dem Calcutter landt,
Darin man fandt vil spezerey,
Silber, goldt was auch dabey. —
Inselen finden ist kein kunst,
Ich hab's ir manchen gelert umbsunst.
Inselen find ich, wann ich will!
Ich schryb myn Gsellen in der still,
Die auch ein solchen sattel haben
Und in dem stegreif künnendt traben.
Wann man fart gen Frankfurt hin,
Und ich ein Schiff weisz uff dem Ryn,
Dann zwing ich's, faren zu dem landt,
Darin vil spezerey ich fandt,
Silber, goldt und tuch-gewandt.
Solch inselen find' ich mit myn kunden
Und habens uff dem Ryn gefunden,
Das vor kein Mensch nie hat gewist
Das Spezerey da gewachsen ist.
Noch schadt's mir nit an myner eren,
Dasz ich des sattels mich erneren...
Wir sind die nüven inselfinder
Und lerendt unsre jungen Kinder
Von dem sattel suppen kochen,
Und wie man soll die puren bochen!"

Murner erinnert nun daran, welchen üblen Ausgang das Sattelleben dem Hannibal und dem Absalon bereitet, und färt endlich fort:

„Was darf ich vil von juden sagen?
Mir gedenk, dasz wol in vnseren tagen
Hertzog Karle von burgundt
Durch ryttery ging gar zu grundt." —

Der einzige Gewinn, den das ware Reitertum aus disem Räuberwesen zog, war der, dasz es vilfach die Künheit und den persönlichen Mut der Reiter herausforderte. So erzält das Volkslied von dem schon merfach genannten Epple von Gailingen, „der von Nürnberg abgsagter Feind," dasz er es troz des Hasses der Bürger wagte, in der Reichsstadt aus- und einzureiten und sie auf's Frechste zu hönen. Die Nürnberger, die keinen hängen, sie hätten ihn denn, sandten ihm auf eine solche Herausforderung ein ganzes Geschwader nach.

Sie schickten siebenzig reuter ongfär
wo der Epple hin kommen wär?
„Söldner, euer gfangner will ich nit sein,
euer seind siebenzig, ich nur allein!"

Sie triben ihn auf ein hohen Stein,
Der Epple von Geilingen sprangt in den Main.
„Ihr Söldner, ir seid nit eren wert,
euer keiner hat ein guot reuterpferd!“

Just küne Sprünge zu Ross nemen, vilfach an mythische Momente angeknüpft, in Rittersage und Geschichte eine hervorragende Stelle ein. (Vergl. Band I, S. 341—343.) Wer hat nicht vom Harras, dem künen Springer, gehört, der über das Zschopautal sezte!? Körner hat ihn in einer schönen Romanze besungen. Und nicht minder berümt ist der Grafensprung bei Neu-Eberstein.

Die Würtenberger schlossen ihn ein:
Wat tat Wolf Eberstein?
Er ritt von der Burg
Hinab an die Murg
Zum steilsten Rand
Der Felsenwand.
Da war die Welt von Feinden rein,
Da springt er in die Murg hinein!
— Beschüze Gott dich, Eberstein!
So kecke Flucht bringt keine Schmach;
Die Feinde selber jauchzen nach
Er kam herab on Ungemach.
Fort ritt er dann;
Frei war der Mann! —
Seh' einer, ob er's auch so kann!

(Kopisch.)

2.

Pferdestand.

Zucht und Schläge.

Nach geschehener Uebersicht der kriegerischen Anforderungen, welche das Reiterwesen wärend des Mittelalters an das Ross stellte, fassen wir den Stand der Pferdezucht in's Auge.

Wir haben bemerkt, dasz für die zur Geltung gekommene Bewaffnung und Kampfweise Pferde von gewaltiger Kraft notwendig waren. Die Taktik der Zeit ging durchaus auf gewaltsame Brechung der Massen, auf Eindringen und Niderwerfen aus, und da gewärten nur grosze und starke Tiere sichern Erfolg. Was aber vor Allem in Betracht zu ziehen, das ist die später noch näher zu erläuternde ritterliche Bewaffnung. Ein Streitross trug im 12. Jarhundert etwa 340, im 16. ungefär 440 Pfund, die sich auf seine eigene Ausrüstung, sowie auf den gewappneten Reiter verteilten. Und mit diser Last trug das Pferd seinen Reiter nicht nur in's Gefecht, gestattete ihm nicht nur die Waffe von oben herab mit doppelter Wucht zu brauchen, sondern es diente — wie sein Reiter in Stal gehüllt — selbst als Waffe, indem es donnernden Laufes in die Reihen der Feinde brach.

Kraftvoll und gewaltig müssen nach alledem dise Pferde gewesen sein; dennoch aber zeigen alle Darstellungen des Mittelalters: Glasmalereien, Teppiche (namentlich der der Königin Mathilde)*), Missal-Vignetten u. s. w., dasz auch die im Kampfe

*) Dise berümte „Tapete von Bayeux" ist ein „Umhang", d. h. ein kostbarer Teppich zur Wandbekleidung einer Kirche der Normandie. Martin hat in seiner „Geschichte des Pferdes" mere unterrichtende Abbildungen der auf ihm vorkommenden Rosse gegeben, und Löffler bemerkt über dieselben: „Dise gestickte Sage kann keiner andern Epoche als der Wilhelm's des Eroberers angehören, und die sorgfältige Mühe, welche selbst auf Kleinigkeiten verwendet worden ist, beweist die Treue des Ganzen. Die Pferde spilen darauf eine bedeutende Rolle und offenbaren alle den Karakter der ächten normännischen Race: runde und schöne Formen, gebogener Hals, starke Glieder, wallende Mänen, mächtiges Kreuz und buschiger Schweif; aber was vor Allem auffällt, das ist der kurze und rasche Gang, die Haltung des Kopfes und die Leichtigkeit, mit welcher dise stolzen Rosse sich bewegen. Im Vergleich zu den Reitern scheinen die Pferde etwas zu grosz zu sein (?), und kann der aufmerksame Beobachter an ihnen nicht den Stempel jener normännischen Race verkennen, welche, unter den verschiedenen Namen von Schlachtpferd oder

verwendeten Rosse weder flämisch plump, noch auch besonders grosz waren. — Der Engländer Martin kennzeichnet die Kampfrosse folgendermaszen: „Die Eigenschaften, welche man von disen Pferden verlangte, waren ungeheuere Kraft und Ausdauer, wobei jedoch ein gewisser Grad von Flüchtigkeit, verbunden mit Feuer, Mut und edler Aktion nicht felen durfte. Villeicht können wir in einigen reingezüchteten Hengsten unseres englischen, massiven, reinglidrigen Wagenschlages Repräsentanten diser Turnierpferde sehen, da sie sich gleich disen durch wallende Mäne, gebogenen Hals, starke Schultern, runden Leib und breite Krupe auszeichnen. — Der Pfaffe Lamprecht schildert im Alexanderliede den Bucephalus mit allen Vorzügen eines Hauptrosses seiner Zeit (1190) und gibt dadurch ein klares Bild derselben. Er sagt:

Disem Rosse war sein Mund,
Das will ich euch nun tuen kund.
Ganz dem des Esels gleich getan.
Weit waren die Nasen ihm aufgetan;
Ihm waren seine Oren lang,
Mager war sein Haupt und schlank.
Die Augen ihm aller Farben waren,
Gleich denen eines fligenden Aren.
Sein Hals, von Locken dicht behart,
War wie von eines Löwen Art.
An den Schenkeln hatte es Rinderhar,
Leopardenfleckig die Seite war:
So Sarazen wie Christenmann
Noch nie ein besser Ross gewann.*)

Ruhl gibt folgendes treffende Bild von disen Rossen:

Der Kopf ist stark, mer viereckig als lang, entbert jedoch den Adel und den geistreich feurigen Ausdruck, der dem orientalischen Racetypus eigen ist.. Die Augen ligen daher weniger frei, sind an sich kleiner und verraten bei vilem Mut doch weniger Geist. Auch die Nasenlöcher sind weniger geöffnet. der Habitus ist fleischiger... An den Hals, der immer aufgerichtet und stark. mit voller Mäne erscheint, ist der Kopf gut angesezt, doch die Verbindung, fleischig und muskulös, verkündet nur Kraft, nicht Anmut. Die Brust ist stets breit, der Vorderschenkel stark, mit vollem Behang. — Da wo die Bewegung vorgestellt ist, zeigt sie sich mit hoher Aktion und starkem Kniebug, gewissermaszen „pathetisch“.

Neben disen mächtigen Kriegspferden gab es indessen auch etwas leichtere Schläge, namentlich zum Gebrauch als Damenpferd. So wird Enitens Reitpferd geschildert:

Ez was ze michel noch ze krank**),
Sîn varwe rehte harmblank (wie Hermelin),

Kutschpferd, ungeachtet aller Ausartungen, Modifikationen oder Verbesserungen, in den Tälern von Cleveland, wie in denen der Normandie den ursprünglichen Typus bis heute bewart hat.“

*) (Vergleiche hiemit die Schilderungen und Anforderungen an Pferdeschönheit Band I. Seite 52.)

**) Es war nicht zu grosz, noch auch zu klein.

Sîn mân tief unde breit...
Mit ganzem gebeine,
Ze groz noch ze kleine.
Sîn houbt truog ez ze rehte hoh;
Ez was senfte unde frô...
Rücke unde fooz guot gennoc.
Hei wie rehte sanfte ez truoc.

Interessant und bezeichnend ist auch die negative Schilderung eines schönen Frauenpferdes im „Lanzelot" für ein edles Pferd des Mittelalters:

Diu juncfrouwe ûf ein pfert gesaz
Daz ir ze ritene gezam.
Geloubet mir's, ez waz niht lam,
Ergurret, mager, noch ze cranc,
Uz dem wege ez seltin spranc.
Wan ez niht tokzelende truoc.*)
Ez enbeiz noch enslnoc
Und liez ûf sich wol sitzen.
Man sach ez selten switzen...
Ez enhargete noch entstrûchte,
Swie vil man ez gebrûchte.
Die füeze wârn im niht ze sat**),
Ez enhâte harteslaht noch spat,
Ez enwas gallig noch blind,
Ez bewarte wol ein kleine kind.
Darzuo was ez niht wegeschin,
Durch nôt ezhübsliche gin,
Wan ez schoene und edel was,
Sie hâr zleiz als ein spiegelglas.
Aen fingerzeigen was es gar.***)

So kostbare Tiere heranzuziehen, waren denn auch mannigfache Vorkerungen getroffen. Bei der jener ganzen Zeit eigentümlichen Individualisirungssucht felen freilich Anstalten von so groszer, planmäsziger Anlage, wie wir ihnen unter dem ersten Karl begegnet sind. Aber jeder Miles, der ein guter Wirt war, hatte auch bei seiner Burg eine Stuterei, und meist tat es der Adel den Landesfürsten in tüchtiger Pferdezucht zuvor. Die Landgesessenen kauften ihre Beschäler untereinander, weil sie gegenseitig ihre Zuchten genau kannten, und so entwickelte sich eine Zeitlang der deutsche Pferdeschlag unter unveränderten klimatischen und physiologischen Gesezen: ein Vorteil, der nicht gering anzuschlagen ist, und um die Zucht der Kriegsrosse auch ausschlieszlich den Kriegern zu sichern, verboten Verordnungen des 14. Jarhunderts jedem Nicht-Wappengenossen den Besiz eines Ritterpferdes.

*) Weil es nicht unruhig zuckelnd trug.
**) Die Füsze waren ihm nicht angeschwollen.
***) Man konnte keinerlei Fel aufweisen.

N i d e r d e u t s c h l a n d scheint sich früh durch seine Pferdezucht ausgezeichnet zu haben. Ja noch nördlicher, in D ä n e m a r k, war lange Zeit hindurch die Bezugsquelle der mächtigsten und gewaltigsten Streitrosse. Bürger's „Knapp'! sattle mir mein Dänenross" klingt Jedermann bekannt im Or; aber auch mittelhochdeutsche Dichter bringen gleiche Bezüge. So heist es im „Parzival":

Nicht zu grosz, doch stark genug
War das Pferd, das ihn trug,
Um Pferdesschöne nicht betrogen,
Am Zaum aus Dänemark hergezogen,
Oder auf dem Mer gebracht.

Je mer sich der Schwerpunkt des Reiches jedoch nach dem S ü d e n verrückte, desto fleisziger pflegte man auch hier die Pferdezucht, und namentlich taten sich die H o h e n s t a u f e n und unter ihnen wider Kaiser Fridrich II., der ja überhaupt als die höchstbegabte Persönlichkeit jenes Zeitalters erscheint, in disem Sinne hervor. Wenn die groszartigen Stutereien des erlauchten Hauses auch gutenteils in den sizilischen Ländern lagen, so konnten sie selbst dort nicht ganz one Einflusz auf das deutsche Reich bleiben und in der Tat finden sich Spuren apulischer Zucht bei den deutschen Dichtern. So im „Lanzelot":

Ir pferît und ir kastellân
Diu wâren sô, daz man nicht fand
Ze P u l a n noch ze Spangenlant
Diu sich im gelîchen mohten.

Allmälig kam überhaupt f r e m d e s e d l e s B l u t nach Deutschland. — Schon früher haben wir darauf hingewiesen, wie bereits unter den Karolingern durch die Feldzüge in der spanischen Mark und durch fridliche Verbindungen mit dem Morgenlande einzelne orientalische Einflüsse, wenn auch nur sporadisch, zu einer gewissen Geltung kamen. Dann brachten die Römerzüge vile südeuropäische, italienische Pferde über die Alpen; namentlich aber gilt lange Zeit hindurch der *spanjol*, das *râvit von Spanje*, oder der *k a s t e l â n*, d. i. ein Schlachtross aus Kastilien, als Inbegriff alles Vortrefflichen. Ither's „kastelân, daz truoc pein hôh unde lanc". — Die Kreuzzüge lerten morgenländische Tiere näher kennen: arabische Rosse, mit dem orientalischen Originalwort *faris* genannt, leichtere Tiere, die schon damals als etwas ser Ausgezeichnetes betrachtet zu sein scheinen, da Stellen wie „Parzival" 398, 16: „in Tabronit von Môren wart nie besser ors ersprenget," nicht selten sind. Im „Wigamur" erscheint „ein ros von Syrie, hoch und stark"; im „Gr. Ruodolf" fårt der Ritter wie ein

Falke unter die Feinde und walkt sie, dazu half „im daz faris". Häufig heist es: „sîn ors was heidensch, daz er reit," oder: „ez was uber sê gesant bî einem môre". Später werden auch türkische Pferde eingefürt und namentlich von den Stämmen der Südostmark und den ihnen benachbarten Slaven ser geschäzt.*) — Man verwendete dise orientalischen Tiere vorzugsweise als *Palefrois*, d. i. als Paradepferde, und die Dichter wissen vil von ihren eleganten Bewegungen zu erzälen. „Uf einem snellen Türken" oder „die Türken sach man springen" — das sind beliebte Wendungen bei Beschreibung festlicher Aufzüge. — Aber auch der Orient dürfte westliches Blut aufgenommen haben. Die tüchtigen nubischen Pferde, welche den übrigen orientalischen Tieren gar nicht äneln, dagegen ser an die Holsteiner erinnern, scheinen Abkömmlinge von schweren Schlachtrossen deutscher Kreuzfarer zu sein.

Die Verbindung der südlichen und morgenländischen Rosse mit den einheimischen modifizirte natürlich die Zucht. Wie das Klima, das neue Blut und die Art des Reitens das südliche Pferd runder, gröszer und langsamer machten, so verlor das deutsche Ross sicherlich auch vile seiner ursprünglichen Eigentümlichkeiten, und es dürfte sich wol nur einer der berümtesten Schläge, der der münsterschen *Kleipferde***), die durch ihr natürliches Gleichgewicht geborene Reittiere waren, lange Zeit ganz frei von der Vermischung mit fremden Rossen gehalten zu haben.

Auszer disen stattlichen und soliden Rossen des Kleis scheint Westfalen aber auch einen kleineren und leichteren Schlag gezogen zu haben. Dis geht namentlich aus der oben (Seite 86) bereits besprochenen ersten Aufstellung leichter Kavallerie in Nordwestdeutschland hervor, dann aber auch aus der oft widerholten Anfürung von groszen Massen frei umherschwärmender Pferde, die sicherlich nicht schweren Schlages waren. Vilfach werden nämlich in Urkunden des 15. Jarhunderts wilde Pferde in Westfalen erwänt. So erscheinen in einem Schenkungsbriefe

*) Der Pole sagt: *Wer noch nie auf einem türkischen Pferde gesessen, der sasz noch nie auf einem guten Pferde!* Der Czeche braucht die Vergleichung: *So lustig und munter, als ob man ihn auf ein türkisch Pferd gesezt hätte.* Merkwürdig sticht davon die ruthenische Redensart ab: *Dumm wie ein türkisch Pferd!*

**) Der *Klei* ist eine besonders zähe, fette Erde, schwerer fruchtbarer Boden, dessen Erträgnisse den Pferden eine vorzüglich kräftige und gedeihliche Narung gewärten und der von so groszem Einflusse auf die Tüchtigkeit des Pferdes war, dasz er ihm eben den Namen gab.

von 1455 „equi et equilae, vulgariter, *wylde Pferde*“ im Arensberger Walde, und bei einer Gutsübertragung von Mervelde 1498 heist es: „Ock is mede bedinget, das Berndt un syn Husfrowe erem sone overgeven sodann Wylden Perde, so Berndt und Heinrich von Mervelde insamment gehabt habben, beholtlich Berndte syne anderer wylden Perde.“ Uebrigens kommen im Münsterlande noch bis in das 18. Jarhundert *equi vagi* vor, welche demjenigen Herrn zustanden, der den Wildbann über die Waldstriche hatte, in denen sie weideten, ja noch im 19. Jarhundert erscheinen einzelne Exemplare derselben. In Pommern fanden sich dergleichen Rosse ebenfalls und Schedel bemerkt, dasz sie, obgleich „von allerhand Farbe, sämmtlich einen gelben Strich über den Rücken gehabt“ hätten. — Aenlicher Art war wol auch der berümte Pferdestand des Senner Gestütes am Teutoburger Walde, das seine ursprüngliche Wildverfassung bis in neuere Zeit bewart hatte, und ebenso wurde zu Dierhagen in Mecklenburg die Zucht in der Weise betriben, dasz man die Stuten frei mit den Hengsten zusammen in Waldkoppeln weiden liesz, wo sie nur bei ganz schlimmem Wetter anderweitige Fütterung erhielten. Noch heut mant die für Mutterpferde gebräuchliche Bezeichnung *Wilde* an dise Wildzucht. — Es ist ser warscheinlich, dasz das Dierhagener Gestüt unmittelbar von dem Pferdestande eines heiligen Hains des Swantewit abstammte, der ehedem zum Tempeldienst auf der heiligen Insel, dem jezigen „Fischlande“, gehalten wurde (vergl. Band I, Seite 422); denn etwa 150 Jare nach Zerstörung dises slavischen Heiligtums verpfändete 1324 Herr Heinrich zu Mecklenburg dem Johann Moltke die beiden Dörfer Dierhagen mit der Bedingung, die Stuterei fortzufüren und getreulich in Acht zu nemen, wie denn auch der Pfandgeber sich und seinem Erben alle Füllen, Hengste und Stuten derselben ausdrücklich vorbehielt. — Die Besprechung der Pferdezucht in Preuszen behalten wir uns für das Kapitel vor, welches den Pferdestand des 16. Jarhunderts unserer Betrachtung unterzieht.

Ueber die verschiedenen Sorten von Pferden, welche im Beginn des 13. Jarhunderts gehalten wurden, belert uns unmittelbar der Sachsenspiegel.

Er fürt an: *Veltperde*, zum Ackergebrauch, *Rideper* = Reiter- und Lehnspferde, *Ridderperd* = Ritterpferd, *Ors* = Läuferpferd, *Teldern* = Zelter, *Runziden* = Walach.

Die Unterscheidung zwischen *Pferd* und *Ors*,

welche hier gemacht ist, findet sich auch in dem „bescrevenen Recht" der Braunschweiger, wo es lautet: „tho dem herwede hôrt dat beste *ors;* is dat dar nicht, so schal me ghewen dat beste *perd"*. Ingleichen: „Redet eyn man nicht, wanne em de rad riden hete, de soolde vor dat *ors* X Solid unde vor dat *perd* V Solid ghewen." (Sizt ein Mann nicht auf, wenn ihn der Rat reiten heist, der soll u. s. w.) Hier wird also das Pferd als ausdrücklich geringer denn das Ross betrachtet.

Auch die Dichter machen einen Unterschied zwischen *ros* und *perd.* Auf dem *pferde* reitet Iwein zu Felde, das *ross* wird nachgefürt. Im Wigalois heist's:

> bringt mir min *pfärit* her,
> harnesch, *ors* unde sper —

und im Eraclius:

> sie liezen sehn der *pfärt* gezelt
> und ouch der *orse* loufen.

In solchen Stellen erscheint das Pferd als das leichtere, mer zum Transport als zum Kampf bestimmte Tier, für welchen lezteren das Ross reservirt wird, und darauf dürfte die ursprüngliche Unterscheidung auch wol wirklich hinauslaufen. (Vergl. Band I, Seite 9.) Dem entspricht es auch, wenn Friedrich Pfeiffer meint: „*pfert* ist gewönlich das reitpfert der frauen, wärend *ros*, *ors* das des ritters, das streitros ist; doch hält fast keiner der mittelhochdeutschen Dichter, Wolfram von Eschenbach villeicht ausgenommen, disen Unterschied fest," und er kommt überhaupt nur zu einiger Geltung, wenn beide Wörter unmittelbar nebeneinander genannt werden. Im „König Rother" erscheint sogar der Ausdruck *rosvert.* — Der *Teldern* (Zelter) ist Reise- und vornemlich auch Frauenpferd. (Vergl. über ihn Band I, S. 33 u. 69.) Das *Runzît*, der verschnittene Klepper (vergl. Band I, S. 32) erscheint in denselben Funktionen, vorzugsweise aber auch als Reittier des Famulus, des Knappen.

Eine ganz besondere Stellung nam das Schlachtross ein, das nur zum Gebrauche im Kampfe bestimmt und unter allen Umständen ein Hengst war. Denn selbst bei dem gewönlichsten Ritte wäre es für den edlen Mann unanständig gewesen, einen Walach oder eine Stute zu reiten, um wievil mer aber hätte das im Kampfe Anstosz erregen müssen. Nur Geistliche, geringe Leute oder solche, die ihrer Ritterwürde entsezt waren, mochten Stuten reiten. Der Heidenkönig von Pozzidant wird vom Dichter verspottet, weil er orientalischer Sitte gemäsz eine Stute reitet:

Den man gezimieret vant
Ein jumenten rîten,
Dar ûf er wolde strîten
Mit îsercovertiur verdact...
Der orse muoter man nicht wil
So hie ze lande rîten.
Wir kunnen das ors punieren.

Der gröste Teil ritterlicher Kämpfe, zu welchen dise Orse gebraucht wurden, trägt den Karakter von Rencontres auf der Landstrasze. Die Gegner stigen ab von den *Mören* oder *Palefrois* (vergl. Band I, S. 12 und S. 5), den Reisepferden, welche sie bisher geritten, und schwangen sich auf die hohen, ausschlieszlich zum Lanzenbrechen geeigneten Streitrosse, welche bis zu disem Augenblick vom Pagen am Koppelriemen gefürt wurden. Daher kommt die gäng und gebe Redensart: *Sich auf's hohe Pferd sezen* (altdeutsch: *ze rosse kommen*) und das Sprichwort: *Er will immer auf den höchsten Gaul!* Auch der Franzose braucht im selben Sinne: *Monter sur ses grands chevaux*, oder: *Etre à cheval sur sa grandeur,* und der Engländer hat für „ein Schulpferd reiten" den Kunstausdruck *to ride the great horse.* Noch heute sagt das Volk, wenn es einen vornemen Mann bezeichnen will: *Das ist ein groszes Pferd!*

Dis *grosze Pferd, ravît* (vergl. Band I, S. 34), *Hauptross magnus equus* ist also, den Moment des Kampfes ausgenommen, *Handpferd,* darum heist auch wärend des ganzen Mittelalters der Streithengst *dextrarius*, d. i. „qui per dexteram ducitur" (der mit der Rechten gefürt wird).*) Die Franzosen haben aus diser Bezeichnung das Wort *destrier* für Handpferd und Schlachtross gebildet und auch in die italienische Sprache ist sie für *richi e grossi cavalli* übergegangen.

Wie wesentlich verschieden sogar an rechtlicher Bedeutung dis „grosze Pferd" von den geringeren Tieren war, bezeugt auf's deutlichste eine Bestimmung aus Fridrich's des Rotbarts Lagergesezen (Radevicus, de Gestis Friderici I.): Ein fremder Ritter, welcher sich fridlich dem Lager näherte, „one Schild, auf seinem Klepper sizend," stand unter dem Friden, ritt er aber, „den Schild am Halse," auf seinem „Streithengst," so durfte man ihn one Fridensbruch angreifen.

*) Andere leiten *dextrarius* — aber gewisz unrichtig — von der *Dexterität*, der Geschicklichkeit des Schlachtrosses ab.

Pferdepreise.

Gute Pferde standen bei den hohen Anforderungen, die man an sie stellte, auszerordentlich hoch im Preise. Schon die Heroenmythe hat Züge, welche dis andeuten. — In der deutschen Heldensage leiht z. B. Witiche dem Amalung sein Ross nur unter der Bedingung, dasz, wenn er es verlöre, er ihm sein ganzes Erbe in Winland abträte, und bei Shakespeare bietet ja in der Not des Augenblicks Richard III. gar „a kingdom for a horse".

Zu Anfang des 10. Jarhunderts wurde ein Streitross mit 30 Joch Landes und einer Hofstelle bezalt. In Westfalen galt 100 Jare später ein gutes Pferd 30 Schillinge, wofür man wol hunderte von Scheffeln Getreides kaufen konnte; und derselbe Preis erscheint auch noch im 12. Jarhundert, zu einer Zeit, in der 30 Schillinge sovil wie 1000 Viertel Weizen galten, ein Quantum, welches dem Durchschnittsertrage von 3 Mansus entspricht und also nach heutigem Gelde einen Wert von 5—600 Talern darstellt.

Walther von der Vogelweide gibt den Wert des Pferdes, das ihm Gerhard Atze erschossen und über das wir später noch mer hören werden, auf 3 Mark, d. i. ungefär 14 Gulden, an, eine Summe, über deren damalige Bedeutung man sich einigermaszen unterrichtet, wenn man bedenkt, dasz der Ertrag von Walther's Lehen, von dem er sagt: „der name ist grosz," 30 Mark betrug. Das war um 1200.

Unerhört erscheint es diser Angabe gegenüber, dasz im Jare 1312 der Graf Eberhard von Württemberg ein Ross verkaufte für 380 Mark Silber (1728 Gld.), also für eine Summe, um die man damals mer als vier grosze Dörfer erstehen konnte. Freilich erwarb ein Schlachtross, welches sich in meren Waffenspilen glänzend ausgezeichnet hatte, auch damals jenen idealen Wert, welchen sich z. B. die Pferde der islamitischen Welt durch eine wol zurückgelegte Reise nach Mekka, oder moderne Rosse durch Sige auf der Rennban erringen. Maszgebend aber sind solche exorbitante Preise nicht. 1385 blib dem Ritter Simon von Haune im Gefecht ein schwarzer Hengst, welcher auf 150 Gulden angeschlagen wurde; einen andern Hengst, der unter ihm erstochen ward, schäzte man auf 130 Gulden.

Es ist karakteristisch für den pralerischen Hang der Franzosen, dasz sie aus dem hohen Preis guter Streitrosse gradezu einen Namen für dieselben gebildet: *Milsoudr* oder *missoudor*,

provenzalisch: *caval milsoldor*, d. i. caballus mille solidorium. Das wäre eine stattliche Summe! Und doch war es noch nicht der höchste Preis, welcher in Frankreich gezalt wurde; denn dort, wo man immer an der Spize der Civilisation marschierte, kam es vor, dasz Rosse sogar mit Menschen bezalt wurden. Als der Bischof von Soissons 1155 feierlichen Einzug in seine Metropole halten wollte, zalte diser würdige Geistliche 3 Männer und 2 Frauen für ein schönes Pferd.

Der Gegensaz von Milsoudre ist: *un bidet* (ein kleines Pferd) *de quatre-vingt sous*. Das klingt lächerlich, aber in England z. B. findet man in der Tat im 12. Jarhundert fünfzehn Zuchtstuten zusammen verkauft für 2 Pfund 12 Schill. 6 Pence und im vorteilhaften Handel losgeschlagen für die Summe von 4 Schillingen das Stück.*) Dis werden allerdings keine Herrenpferde gewesen sein, indes sind doch auch die Rosse der Knechte sonst nicht um einen Spottpreis feil. Pferde der Diener des obengenannten Simon von Haune werden (1380) auf 30 und 40 Gulden geschäzt.

Leistungen an den Stat.

Die Darstellung von den Verhältnissen der deutschen Pferdezucht wärend des Mittelalters wäre unvollständig, wenn wir nicht auch die Anforderungen erwänen und erläutern wollten, welche Lehnsdienst und Heresfolge an dieselben stellten.

Der Ausdruck *Burgstall* für die Wonung des ärmeren Adels ist höchst karakteristisch. One Frage erschin wärend eines groszen Teils des in Rede stehenden Zeitraums wirklich die Burg des Miles nur als eine Art von Stall für die zu den Hereszügen des Lehnsherrn nötigen Mannen und Rosse. — Das Gestellen von Dienstpferden lastete indes nicht nur auf den adlichen Vassallen; dise Leistung war vilmer allgemein: Hörige wie Freie waren, ganz wie heutzutage in Preuszen, verpflichtet, Rosse zu stellen, die, wenn sie zu Grunde gingen, von der Ge-

*) Als modernes Gegenstück finde hier das Kuriosum eine Stelle, dasz jüngst zu Blayney Pound in Neu-Süd-Wales (Australien) 180 Pferde das Stück zu einem Penny verkauft wurden. Die verwilderten Rosse sind dort nämlich so häufig, dasz man sie in Fallen fängt und drei Farmer allein wärend eines Jares 1500 Stück schossen.

meinde vergütet wurden. Dise Verpflichtung trat indes nicht bei jeder Fehde, sondern nur bei Königsaufgebot ein, wurde aber freilich oft auch misbräuchlich ausgebeutet.*)

In einem Weistum von 1354 heist es: „Wan ein römischer kaiser oder könig reisen will über berg, so soll man ihm lehnen das beste ackerpferd, das da im gerichte ist“. Und im Treburer Weistum von 1428 lautet es: „Wolte ein konig uber berg ziehn und ein herre von Katzenelnbogen mit ihm, so soll man alle Pferde zu Trebur uf'n hof treiben und möchte der graf 6 daraus die besten von seiner herrschaft und eins der besten von der vogtei wegen nemen“.

Die Gesezesbestimmungen des kriegerischen States machten bei den patriarchalischen Gliederungen der Feudalgesellschaft natürlich auch besondere rechtliche Festsezungen innerhalb der Familie notwendig. Wärend eine Wittwe alle Feldpferde als Morgengabe an sich nam, gehörte das Streitross zum Hergewette eines Gutes, es fiel also nie einer Frau als Erbe zu, sondern ausschlieszlich dem nächsten „Schwertmagen“, d. h. dem nächsten waffenfähigen Verwandten, da diser an des Verstorbenen Stelle, wenn das „Landgeschrei“ oder der „Wappenruf“ erscholl, verpflichtet war, „mit seinem Ross dem Lehnsherrn zu dienen“. — Dem Ritter musten wider die Besizer von Mansis Pferdefutter, später ein Aequivalent an Geld entrichten, und starb ein Fronbauer, der *Pferdner* (Anspänner) war, so gehörte das beste Pferd, welches er hinterliesz, dem Gutsherrn.**)

*) Die Verpflichtung zu diser Leistung wurde auch als Symbol des Vassallentums betrachtet; daher bis zum Anfang unseres Jarhunderts die Könige von Neapel dem Papste järlich einen weiszen Zelter zu entrichten hatten als Anerkennung, dasz sie ihr Reich vom heiligen Stul zum Lehen trügen.

**) Diser Heimfall des „Bestenhaupts“ ist eine uralte germanische Bestimmung, die vilfach mit den Rossopfern zusammenfällt und die wir deshalb bei Besprechung der lezteren (Band I, S. 447) beleuchtet haben. Ebenso berürt sie sich aber auch mit den das ganze Mittelalter kennzeichnenden Rossgeschenken, deren wir gleichfalls an der genannten Stelle, ferner bei den Brautgeschenken des deutschen Altertums (Seite 22) begegnet sind und von denen wir weiter unten noch ausfürlich handeln werden.

3.

Ross und Reiter im Volksleben.

Reitererziehung und Reiterbrauch.

Wir wollen nun versuchen, uns ein Bild von der Stellung zu entwerfen, welche — abgesehen von den eigentlich ritterlichen und kriegerischen Beziehungen — Ross und Reiter im gesellschaftlichen Leben des Mittelalters eingenommen haben. Dasz dieselbe eine hochbedeutende sein muste, erklärt sich von vorne herein; da wir ja gesehen, wie alle leitenden Kreise der damaligen Welt in nächster Berürung mit jenem hochgeachteten Rossedienste standen, durch dessen militärisches Dominat sich der Feudaladel zum herrschenden Stande emporgeschwungen hatte. Und in der Tat wird denn auch das ganze mittelalterliche Leben von der Wige bis zum Grabe von den Beziehungen zu Ross und Reiter unaufhörlich und tief durchdrungen.

Schon das **Kinderleben** war erfüllt von disen Eindrücken. So erzält Heime, als er über seine Kindheit berichtet:

„In meinen ersten Tagen auf der Brunhilde Schlosz
Da hört ich von nichts Andrem, als nur von Reiter und Ross,
Von Stuten und von Folen; das war mir Muttermilch.
Noch lief umher der Knabe im groben Röckchen von Zwilch,
Da war mein erstes Lallen: „Gebt mir ein Pferd, ein Pferd!“
Doch erst nach manchen Jaren ward mir der Wunsch gewärt.
Ein Heupferd unterdessen zum Spotte gab man mir,
Wie sie im Grase hüpfen; doch an dem winzigen Tier
Hatt' ich meine Freude: es sprang, ich sprang ihm nach
In Säzen, glücklich war es, dasz mir kein Bein zerbrach.
Und zu Brunhildens Küche hüpfte mein grünes Ross;
Ich eilt ihm nach zu hüpfen durch all den dienenden Trosz
Da war es unterm Herde verschwunden auf ein Mal.
Doch hört ich es noch zirpen. Nun blib mir keine Wal:
Ich nam ein langes Eisen, das auf dem Boden lag,
Mit dem der Küchenjunge das Feuer zu schüren pflag,
Und scharrte meine Grille damit aus dem Versteck.
Doch wie ich wider aufstand, da stiesz ich, welch ein Schreck!
Zwei Töpfe um, die Brühe flosz weithin durch das Haus.
Da begann der Koch zu zürnen, zum Schlage holt er schon aus...“

— glücklicherweise trat in disem verhängnisvollen Momente just die Dornröschen-Verwandlung von Brunhildens Schlosse ein und die Orfeige kam erst nach fünfzig Wintern zur wirklichen Exekution. — Dasz überhaupt die Kinderspile des Mittelalters, sowol

das sommerliche Tummeln in Garten und Feld, wie die winterliche Freude am eigentlichen Spilzeug ganz von Rittertum und Turnierwesen erfüllt waren, versteht sich fast von selbst. Doch zeigen es auch mannigfache Ueberbleibsel und Nachrichten, unter anderm die Holzschnitte des „Weisz-Kunigs“, welche die Spile des „lezten Ritters“, Kaiser Maximilian's I., darstellen. Einmal sieht man den kleinen Max, wie er auf den Schultern eines Mannes (huckepack) reitet, ihm gegenüber ligt ein Knecht, der auch einen Knaben getragen, rücklings an der Erde, als wenn er turnierartig „über den Haufen geworfen“ sei. Ein andermal sizt Max mit noch einem Knaben am Tische, jeder hat eine kleine völlig geharnischte Reiterfigur vor sich und schiebt sie dem andern entgegen; ja Maximilian's Ritter sticht den des andern aus dem Sattel, er wankt schon und die Hand des königlichen Knaben hebt sich mit sichtlicher Freude, um auf den Erfolg aufmerksam zu machen.

Doch nicht nur als Spil, auch als wesentlicher Teil der **Erziehung** trat das Reitertum in die Jugendwelt. Der Pfaffe Lamprecht hat in seinem „Alexanderliede“ ausfürlich die Erziehung eines Knaben jener Zeit (12. Jarhundert) geschildert, und da spilt natürlich die Erlernung der Turnierkünste eine grosze Rolle. Welch ein ausgezeichneter Reiter Alexander bei disem Unterricht wurde, das zeigt dann natürlich seine Behandlung des Bukephalos. Lamprecht's Schilderung diser weltberümten Pferdezämung ist aber so karakteristisch und interessant, dasz wir sie — mit wenigen Auslassungen — hier widergeben müssen.

Von Philippus' Gestüte will ich euch nun sagen,
In dises ward ein Ross getragen;
Fürwar das Ross war wunderbar,
Zornmütig und streitsüchtig gar,
Stark gebaut und schnell von Füszen,
Das sollet ihr in Wahrheit wissen.
Nicht zu ermessen war die Kraft
Und seine Macht war zauberhaft;
Die Leute bisz und schlug es todt,
Es brachte Schrecken genug und Not
Mit Ketten ward es angebunden,
Weil's tobete zu allen Stunden.
Vor König Philipp ward's gefürt,
Und da er seine Art erspürt,
Bukephalus liesz er's benamen,
Das deuchte allen gut zusammen.
Da hiesz man manchen starken Mann
Leiten dises Ross von dann
Und in den Marstall schlieszen ein,
Dasz man vor ihm möcht' sicher sein.
Es wagte Niemand ihm zu nah'n;
Nur wer so schlimme Tat getan,
Dasz er nach Recht verwirkt das Leben,
Den konnte man dem Rosse geben.
Drauf ward dem König ein Bote gesandt
Von dem, der des Rosses Wert erkannt;
Der hiesz es künftig besser waren,
Denn an ihm würde man erfaren,
Wer nach seinem Sterben
Einst sein Königreich sollt' erben
Und liesz ihm sagen noch dabei,
Dasz der allein der rechte sei,
Der es zu allererst beschritten,
Da noch kein Mann es je geritten.
Als heim nun Alexander kam,
Die Botschaft er gar wol vernam.
Eines Tages, da der Jüngling
Im königlichen Schlosse ging,
Da folgete ihm Vestian,
Der war ein junger Edelmann.

Das Ross da hörete im Grimme
Er schrei'n und wihern mit tobender Stimme.
Zu Vestiane er da sprach:
„Nun sage mir, was das sein mag;
Mir schallt in's Or ein wild Geschrei,
Und doch hör' ich nicht, was das sei.
Gar zu schrecklich es erdrönet;
Die Stimme, wie sie mir ertönet,
Gleich wie von grimmigem Tiere schallt."
Da gab ihm Antwort alsobald
Ptolomeus und er sprach:
„Ich sage dir, was das sein mag;
Ein Ross ist's, das man nicht kann binden,
Disem gleich ist keins zu finden.
Dein Vater hat es eingeschlossen,
Ein bessres dürfte nie entsprossen
In irgend einem Marstall sein.
Kein Wärter wagt's, zu hüten sein,
Da der Herre dis vernam,
Er schleunigst zu dem Rosse kam.
Da ihn das Ross sah kommen an
Und er's starr anzuschau'n begann,
Vergasz es aller seiner Macht
Und wollt' ihm sein zu Dienst gebracht;
Es kniete willig vor ihm nider;
Und wütete seitdem nie wider;
Es änderte sich sein Betragen,
Als sei's gewont, das Kind zu tragen.
Zu streicheln er das Ross begann,
Das lenksam machte nie ein Mann
Vor ihm in irgend einer Weise,
Denn Alexander war ser weise.
Nicht legt' er Zaum noch Seil ihm an,
Er fast' es bei den Mänen an.
In seinem kampfesmut'gen Drang
Er auf des Tieres Rücken sprang;
Und ritt es aus dem Marstall hin;
Das war gewaltig küner Sinn.
Verborgen blib das länger nicht,
Dem Könige gab man Bericht
Von dem, was seinem Son gelungen.
Gleich war der König aufgesprungen
Und mit ihm hundert des Gesindes.
Er freuete sich seines Kindes;
Die Märe er gar gern vernam.
Da nun herzu der König kam
Und Alexander ihn vernam,
Da tat er, wie's ihm wol zukam:
Er stig vom Ross herab und ging
Zu ihm. Vestian das Ross empfing,
Und wie es Alexander wollte,
Liesz er's mit einem Zaum von Golde,
Geschmückt mit Edelstein, belegen.
Dem Vater ging er da entgegen.
Da beide nun zusammen kamen,
Bei den Händen sie sich namen.
Ihre Rede war gar minniglich,
Wie ihr sie nun vernemt durch mich.
„Heil dir, sprach er, trauter Son!
Mich dünket, dir gebürt der Thron;
Bereit sei die Gewalt einst dir,
So weit ich jezt die Herrschaft für'."

Was bei diser Darstellung am frappantesten erscheint, ist die Auslassung des antiken Motivs mit dem Schatten. Bukephalos scheut hier vor nichts, am wenigsten vor seinem eigenen Schatten; er ist bisher absolut wild gewesen, und Alexander besigt ihn in keiner Weise mit griechischer List, sondern ausschlieszlich durch die Gewalt seiner Persönlichkeit: die Macht seines Auges, die Stärke seiner Schenkel, die Kraft seiner Faust unterwerfen ihm das Ross.

Karakteristisch erscheint auch das **Aufsizen** Alexander's one Sattel und Zaum. Dis „one Bügel in den Sattel springen" haben wir schon an mereren anderen Stellen als Zeichen von Kraft, als ritterliche Ceremonie, ja als Rechtssymbol kennen gelernt (vergl. Band I, S. 453). Die Dichter erwänen seiner oft. Bei Herbort heist es: „Sôbalde er ûf daz ros sprang, daz sîn fuz den stegereif an dem sprunge niht begreif;" Parcival „der tumbe" sprang in den Sattel auf Ither's Ross: „Ern gerte stegereife niht, dem man noch snelheite giht" und: „Sîn fuoz dernach nie gegreif; er sprang drûf âne stegereif". — Man musz aber nicht meinen, dasz dis die alltägliche Art gewesen sei,

zu Rosse zu kommen. Vile alte Dichterstellen schildern uns das damalige Aufsizen vilmer ser änlich der heutigen Weise, so z. B. in „Athis und Prophilias“:

Sînis linkin vuozis spitzin
setzter in den stegereif:
mit der handin er begreif
beidinthalb die satilbogen
und quam uf sîn ors geflogîn
recht als ein vogil wilde.

Wie den freien Rittersprung, so haben wir auch das Bügelhalten als Ceremonie und Rechtsgebrauch kennen gelernt; doch war es auch als eine einfache Höflichkeitsbezeigung in allgemeinem Gebrauch, und im „Iwein“ z. B. wird erzält: Der Wirt liesz mich nicht eher zum Grusze kommen,

Ern hete mir ê genomen
Den zoum unde den stegreif;
Unde als er mich alsô begreif
Do enpfienc er mich als schône
Als ime Gôt iemer lône.

Den schon im Sattel sizenden Fortreitenden wurde dann im Mittelalter, ja wol noch bis in's vorige Jarhundert hinein zum Abschiede der Steigbügeltrunk geboten. — Aber auch one jede ceremoniale Bedeutung, nur als praktischer Behelf war das Bügelhalten wie jezt, so nicht minder im Mittelalter allgemein üblich, und wie heut, so wurde auch damals beim Auf- und Absizen auszer den Bügel auch der Zügel gehalten, um das Pferd am Fortschreiten zu hindern. Darum heist es z. B. im „Parzival“: „vil kleiner junchêrrelîn sprungen gein dem zoume sîn“. —

Die Zämung des Bukephalos ist aber auch anderweitig noch von Interesse, sie erscheint nämlich an der Stelle, wo Lamprecht sie erzält, als nichts anderes, denn der feierliche Vorritt, welcher zur Schwertleite gehörte und welchen wir bei den Ceremonien des Ritterschlages geschildert haben. Es gehörte in der Tat wärend des Mittelalters durchaus mit zum ganzen Manne, das Ross tummeln zu können und fest im Sattel zu sein, und die Ritter vor allem sind auch wirklich durch und durch ächte Reiter. Ein Zeitgenosse sagt: „Sy geen selten zu Fusz überfeldt, ist auch yrm standt schendlich“. Wir sind disem Vorurteil schon im deutschen Altertum begegnet. (Vergl. S. 23.) Im Mittelalter muste es sich erhalten, ja verstärken, weil damals bei dem Mangel anderer Transportmittel eigentlich jedermann, der nicht ser arm und heruntergekommen war, auf der Landstrasze stets zu Pferde erschin. Auch den farenden Sänger, namentlich

einen adlichen, wie z. B. Walther von der Vogelweide, hat man sich, ritterlichem Brauch gemäsz, zu Pferde vorzustellen, seine unzertrennliche Gefärtin, die Laute oder Geige, an der Seite. Daher erscheint ein **Ritter zu Fusz** als der Inbegriff alles Lächerlichen. Im „Tristan" kert Kaye vom Kampfplaz zurück „ze füeze, alsam ein nazzer filz" und ein Ritter hönt ihn: „So alt ich bin, nie sah ich ein so gutes Pferd, als Ihr reitet!" Im „Parzival" wird Gawan von Orgelusen höchlichst verlacht, als ihm sein Pferd gestolen ist und er nun aus einem Ritter ein garzûn geworden sei, der zu Fusze gehen und seine Waffen wie ein Krämer auf Malkreatures Klepper packen musz. — Solchem Vorurteil zu Liebe ritt ein Mann von gutem Ton allemal auch da, wo gegenwärtig der Vornemste selbst mit Vergnügen einen Spaziergang in Feld und Wald zu Fusze macht. So sagt z. B. der bürgerliche Dichter. Meister Sigeher: „sô *rite* ich hin ze walde," und fügt ausdrücklich hinzu: „daz ist ein hêrren site an mir".

Die Reitarten.

Wer eine klare Vorstellung von den Ansprüchen der Ritterzeit an die **Haltung von Ross und Reiter** gewinnen will, der lese Gotfrîd's von Straszburg Schilderung, wie er seinen Helden zum Kampfe mit Morolt rüstet.

Sein Ross, das hielt ein Knappe da;
In Spanienland, noch fern noch nah,
Ward nie kein schöneres gezogen;
War nirgends knapp noch eingebogen,
War offen und frei im Nacken,
An Brust und Hinterbacken,
Stark an beiden Lenden,
Erwünscht an allen Enden.
Seine Füsze und seine Bein
Die kamen auch ganz überein
In ihrer Gestalt und ihrem Recht;
Die Beine waren grad und schlecht
Die Füsze rund, und alle vier
Aufrecht, als wär's ein wildes Tier.
Und war es anzusehn mit Lust
Vom Sattel hin und vor der Brust:
Da hielt es sich also recht und wol
Wie ein Ross auf's allerbeste soll.
— — — — — — — — —
Tristan erschin noch gar vil basz,
Sowie er auf dem Rosse sasz
Und seinen Sper zu Handen nam:
Da war das Bild erst wonnesam.
Da war der Ritter an Zierde reich
Ueber und unter dem Sattel gleich . . .
In den Sattel konnte er wol,
Wie man im Sattel schweben soll,
Sich sezen und sich fügen.
Neben des Rosses Bügen
Schwebten die schönen Beine her,
So strack und schlecht als wie ein Sper.
Da stund das Ross, da stund der Mann
So recht wol eins dem andern an,
Als ob sie nicht zu scheiden,
Miteinander wären die beiden
Gewachsen und geboren.
Die Gestalt war auserkoren
Und fremd zu allen Zeiten.
Die Tristan hatte im Reiten.[1]

Wenn es hier heist: „neben des Rosses Bügen schwebten die schönen Beine her," so bezeichnet dis eine uns ser fremdartige

Haltung, die wir indessen schon bei Beschreibung des Turniers angedeutet haben. Der Ritter liesz die Beine nämlich nicht wie wir möglichst senkrecht nidergehen, sondern er streckte sie samt den Bügeln so vor sich hin, dasz sie mit der Brust des Pferdes in gleicher Linie waren, nirgends aber über den Contur derselben hinaustraten.*)

Eine uns noch weit mer befremdende Eigentümlichkeit des mittelalterlichen Reitens ist die **Sitte, zu zweien auf einem Ross zu sizen,** und zwar nicht aus Mangel an der notwendigen Zal von Pferden, sondern auch aus anderen Gründen. Der vordere Reiter sasz dabei gewönlich rittlings, der hintere quer. König Charles VI. von Frankreich sizt hinter Savois, als er unerkannt dem Einzuge der Königin beiwont; Herzog Louis von Orleans wird am Tage seiner Ermordung von zwei Stallmeistern auf einem Pferde begleitet. Wir füren dise ausländischen Beispiele an, weil sie uns just zur Hand sind und in der Ueberzeugung, dasz damals die gleiche Sitte auch in unserm Vaterlande galt**); denn sie ist ja auch heut noch nicht gänzlich ausgestorben, ja sie florirt sogar noch bei den westfälischen Bauern und klingt im Sprichworte wider in Ostpreuszen***), wo seinerzeit ja auch das Symbol des deutschen Ordens, gleich dem schon erwänten Sigel der Templer, in zwei auf Einem Pferde mit einander reitenden Rittern bestand, zum Zeichen, dasz die Ordensbrüder Alles mit einander teilen sollten.

Häufiger aber als das Reiten merer Männer auf einem Rosse kam es vor, dasz Mann und Frau auf demselben Tiere ritten: Eheleute sowol als Herrin und Stallmeister. Der Mann leitete das Pferd, diente gleichzeitig der Frau als Anhalt und trug deshalb um die Taille einen breiten Gurt, mittelst dessen die

*) (Ueber die Gangarten des Mittelalters, speziell über die Abneigung gegen den Trab, über die elegante Gangart des „kalopeiz“, die weite Verbreitung des Passes und Zeltes bei allen Tour-ritten, sowie über die Hülfsmittel, mit welchen dise künstlichen Bewegungen gelert wurden — vergleiche Band I, S. 64—71.)

**) Allerlei komische Sagen sprechen dafür, z. B. die vom Bürgermeister und Superintendenten von Schöppenstedt. Dise besaszen aus Sparsamkeitsrücksichten nur ein Pferd, und als sie einst gleichzeitig nach Braunschweig reiten sollten, war guter Rat teuer. Da stig denn der Bürgermeister mit dem rechten, der Superintendent mit dem linken Fusz in den Steigbügel, gaben sich über's Pferd die Hände und ritten so nach Braunschweig, wobei sie doch die Genugtuung hatten, dasz jedem nur ein Stifel schmuzig wurde.

***) *„Er ist aus Ostisskeu, wo sie die lange Kobbel haben!“* ruft man in Tilsit. Denn den Bewonern Ostisskens sagt man nach, dasz sie ehedem sämtlich nur eine einzige Stute zum gemeinsamen Gebrauch gehalten hätten. Da nun das ganze Dorf auf ihr ritt, so hiesz sie wol mit Recht die lange Kobbel.

Dame im Fall der Not ihre Position behaupten konnte. Von diser Sitte geben Dichterstellen wie Bilder Anschauung. Der wunde Ritter „im Parzival“ bittet den Gavan:

„Meiner Freundin Ross steht dort bereit,
Das uns beiden wol den Rücken lih;
Heb sie darauf, mich hinter sie!“

(weil er wund ist und ihr die Leitung des Rosses vertrauen musz.) Eine zu Dresden befindliche burgundische Miniatur, welche die „Freuden des Mais“ in Kalender-Vignetten aus dem Beginne des 14. Jarhunderts darstellt, gibt ebenfalls ein gutes hiehergehöriges Bild. Der Sattel ist hoch auf den Hals des Pferdes, bis über das Widerüst hinaufgeschoben, auf ihm reitet der Mann. Hinter demselben auf der nur mit einer Decke überbreiteten Krupe des Tieres sizt seitwärts, mit der Schulter an den Begleiter geschmiegt, die Dame. — So sasz noch Elisabeth von England oft hinter dem schönen Lord Leicester. Es war Grundsaz, dasz der Herr zuerst zu Pferde stig; aber in William Stokes altem Werke über die Reitkunst ist sogar Anleitung gegeben, wie man in den Sattel voltigiren könne, nachdem die Dame schon auf der Krupe Plaz genommen. Eine wunderliche Zeichnung erläutert die seltsame, für die Schöne sicherlich bedenkliche Operation.*)

Das Reiten der Frauen one männliche Stüze konnte in doppelter Weise geschehen: rittlings, mit gespreizten Beinen nach Männerart oder, wie wir es heut gewönt sind, seitwärts. — Die erstere Art ist sicherlich die ursprüngliche und vernünftigste; sie hat sich auch — wie wir später sehen werden — länger als man gewönlich meint, ja noch bis zum Schlusse des vorigen Jarhunderts erhalten, und wenn das Seitwärtsreiten auch schon im Mittelalter auftritt, so herrschte doch aller Warscheinlichkeit nach das Rittlingssizen vor. Der byzantinische Historiker Nicetas berichtet ausdrücklich, dasz wärend des 12. Jarhunderts die Frauen nicht wie zu seiner Zeit (13. Jarhundert) seitwärts, sondern „mit ungezimend ausgespreizten Schenkeln“ geritten wären. Und Byzanz war doch damals in allen eleganten Moden voran! Im „Wigamur“ (1250) heist es: „zwischen dem satelbogen saz diu magt gefüeg“; und auch im „Wigalois“ werden Mägde erwänt, die wie Männer zu Pferde sizen. Dasz aber

*) In Mexico treibt man dergleichen, wenn auch nicht grade besser, so doch mit ungleich mer Galanterie, denn dort sieht man die pisana, die ländliche Schöne, gemeinlich vor ihrem cavaliero sizen, der sie mit dem Arme umschlingt und unterstüzt.

auch Edelfrauen so saszen, davon bieten vile Abbildungen, meist Miniaturen, die lebendigsten Darstellungen, namentlich ein berümtes Manuscript aus dem 14. Jarhundert, welches im British-Museum aufbewart wird und die Jagdvergnügungen des englischen Adels illustrirt. Ebenso legen alte Wappenabdrücke Zeugnis für das Rittlingssizen ab, z. B. das Reitersigel der Gemalin Wilhelm's von Holland (1223), welches die Fürstin wie einen Mann mit gespreizten Beinen zu Pferde sizend zeigt.

Der Gebrauch des Quersattels ist mutmaszlich anfangs nur für Schwangere in Uebung gewesen.*) Die „Hist. rerum ung." erzälen, dasz im 12. Jarhundert zuerst Anna, die Tochter des böhmischen Königs, angefangen, sich eines Quersattels zu bedienen, der denn nach und nach in Deutschland und Westeuropa Sitte geworden sei. Doch scheint er auch im 13. Jarhundert nur ganz ausnamsweise als eine auffallende und vorneme Sitte aufgenommen und erst im 14. Jarhundert allgemeiner geworden zu sein. Ein Chronist, welcher die englischen Moden zur Zeit Richard's II. aufzält, bemerkt: „Ebenso trugen die Edeldamen hohe Müzen und Hüte und Roben mit langer Schleppe, bedienten sich auch auf ihren Pferden des Seitensattels und zwar nach dem Beispiele ihrer hohen Königin Anna, welche dise Mode zuerst in England einfürte; denn vordem ritten Frauen jedes Standes gleichwie die Männer pflegen".

Der von Anna und ihren Nachfolgerinnen gebrauchte Sattel war übrigens ein einfaches Reitkissen, auf dem man wie auf einem Stule sasz, wobei die höfische Regel verlangte, dasz die Reiterin das Gesicht gegen den Kopf des Tieres kerte.

Zur Sicherheit wurden die Pferde vornemer Frauen oft von dazu bestimmten Knappen gefürt; zuweilen aber leisteten disen Dienst als besondere Auszeichnung auch edle Herren. So im Nibelungenliede:

> der herzoge Gêre Kriemhilt zoumte dan
> niwan vür daz bürgetor: „Sifrid der kuene man
> der muost ir fürbaz dienen

*) Oder gar als eine Art Kinderstube, wie das in jener reitseligen Zeit gar nicht unerhört war und z. B. noch als ganz selbstverständlich angenommen wird in einem bekannten Neujarsliede aus Krain:

> Guten Abend, Herr vom Hause!
> Schenk uns Gott manch guts Güta:
> Vor dem Haus die grüne Före,
> Dran gebunden einen Rappen,
> Auf dem Rappen einen Sattel,
> Auf dem Sattel eine Wige
> In der Wig' ein junges Sönlein.

Die Geleiter hatten auch das Amt, die Frauen von den Rossen zu heben, sowie ihnen hinaufzuhelfen. Herzeleiden im „Parzival“

„hob Kailet, der Degen wert
One Schemel auf ihr Pferd.“

und von Jeschuten wird berichtet:

Da brachte man der Fraue wert
Ein schönes starkes Zelterpferd;
Gezäumt ist's und gesattelt wol;
Man hebt sie drauf, die reiten soll.

Ausnamsweise sprangen die Frauen auch wol ganz one Hülfe in den Sattel, zumal wenn sie ungnädig und spröde die dargebotene Hand verschmähen zu müssen glaubten. Gawan spricht zu Orgelusen:

„Wie hart Ihr Euch geberdet.
Ich weisz, dasz Ihr's vergüten werdet:
So lange dien' Euch meine Hand,
Bis Ihr's zu lernen Mut gewannt
Wollt Ihr, ich heb Euch auf das Pferd.“
Sie sprach: „Das hab ich nicht begert,
Eure ungeschworne Hand
Greife nach geringrem Pfand.“
Sie wandte sich, ergriff den Zügel,
Aus den Blumen sprang sie in die Bügel.“

Beim Absteigen dienten nicht selten kleine eiserne Tritte: *hebîsen*, die mit der Hand gehalten wurden und wie deren eins z. B. Ulrich von Lichtenstein anwendet (37, 13), oder auch Schemelchen, wie deren im Nibelungenliede erwänt werden:

die guldînen scämel ob lintsem pfelle guot
die brâhte man den frouwen: sie wâren vroelich gemuot

Wie allgemein das Reiten der Frauen war, geht aus der groszen Anzal der früher (Band I, Seite 380) ausfürlich besprochenen reitenden Göttinen hervor. Vile nordische Sagen wissen von rossetummelnden Frauen zu erzälen, und noch heut reiten die Isländerinen fast bei jedem Ausflug. Im mittelalterlichen Deutschlands war es nicht anders. Den Walküren gleich zogen mit Kaiser Konrad's Kreuzher in der Mitte des 12. Jarhunderts dreihundert küne und tapfere Jungfrauen wolberitten in das heilige Land — ein Begebnis, welches noch in den romantischen Gestalten ritterlicher Frauen bei Tasso widerspigelt und welches in jenen Tagen weniger als heut befremdete; denn auch im Friden taten sich die Frauen nicht selten in chevaleresker Kunst hervor. Namentlich an der Beizjagd zu Rosse namen sie beständig leidenschaftlichen Anteil. Maximilian's beide Gemalinen, Maria von Burgund und Blanka Sforza, kamen durch

einen Sturz vom Pferde bei der Falkenjagd um, und auf dieselbe Weise erlitt Katharina von Medicis zweimal bedeutende Verlezungen.

Es sind übrigens keineswegs nur Fürstinnen und Hoffräulein, die zu Pferde reisen, sondern jedes Frauenzimmer, das sich für zu gut hielt, zu Fusze zu gehen, war bei dem vollständigen Mangel an Wagen darauf angewiesen, und gar mancher Volkswiz unserer lieben Vorfaren knüpft sich an dis Reiten der Weiber. Leider sind die Scherze meist ser derb; erzälbar indes ist die folgende hier anklingende „Schwankige Antwort eines Weibes“:

> Im Schwabenland war ein Graf, ein reicher und hochberümter Mann. Als der auf eine Zeit auf's Gejagd ausritt, begegnet ihm eine Bäuerin, die ritt daher auf einem Ross sizend, war fröhlich und guter Dinge, sang auch dazu mit lauter Stimm. Da sagt er zu ihr: „woher kommt dir solche Freud, liebe Bäuerin? ich glaub, du seyest dise Nacht gebrautet wordten, welches ich abnimm und vermerk aus deiner fröhlichen Weis“. Nun fragt ihn die Bäuerin herwieder, ob dann eine Freud aus diser Sache käme? Sagt der Graf: „ja!“ — Ey, spricht die Bäuerin, so brautet mir meine Mähre auch, lieber Gesell (denn sie kannt ihn nicht als einen Grafen), damit sie fröhlicher werde und basz von Statt gehe Darauf der Graf mit vil Lachens: „Du hast mir wohl geantwortet, zeuch hin in Frieden und behüt dich Gott.“ *)

Aber es kommen in der Tat auch *Brautpferde* vor. Aloysius von Orelli erzält noch 1555 in seiner Beschreibung von Zürich:

„Pferde werden nicht vil gehalten und nur von reichen Leuten, und doch bedienen sich Frauen sowol als Männer stets der Pferde bei Reisen auf das Land, besonders bei Hochzeiten, wo ein groszes Begleit zu Pferde für etwas recht Vornemes gehalten wird. Die Copulationen geschehen in den Kirchspilen, die eine oder ein par Stunden von der Stadt entfernt liegen; bei disen Anlässen wagt es kein Eigentümer, einen weitläufigen Verwandten ein Pferd abzuschlagen. Stadtschreiber Escher hat ein sanftes, hübsches Pferd, auf welchem schon 87 Bräute zur Kirche geritten sind, es heist auch deshalb das Brautpferd. Zum Lohn erhält er manchen freundlichen Grusz von den dankbaren Frauen.“

Oeffentliche Vergnügungen.

Wie das Brautpferd vollständig in der Stelle der heutigen Ceremonialkutsche stand, so war im Mittelalter überhaupt **das Ross Ausgangspunkt und Glanzpunkt fast jeder**

*) In etwas pikanterer Form lebt dise Geschichte heut noch als altbair. Volkslied: „S'Millideandl“. Vergl. Firmenich: „Germaniens Völkerstimmen“.

öffentlichen Feierlichkeit. Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft wetteiferten in massenhaften Schaustellungen zu Pferde. Jeder wollte möglichst glänzend beritten *(geriten, gapaliert, georset)* sein.

Von den ritterlichen **Prachtfesten** des Adels haben wir bereits widerholt gesprochen; bürgerliche Umritte, wie sie unter schallender Musik namentlich „um das Rathaus her" stattzufinden pflegten, haben sich zumal in süddeutschen Städten bis zur Zeit der französischen Revolution erhalten. Auch bei den bürgerlichen Fasnachtsspilen sind berittene Aufzuge häufig; der Hauptglanz wurde aber immer bei den Mairitten entfaltet. Die religiöse Grundlage diser schönen alten Sitte haben wir bereits an anderer Stelle (Band I, Seite 305 und 307) erläutert und oben (Seite 64) auch schon derjenigen Maifestformen gedacht, die sich im Kampfspil, im Turnier, zuspizten. In vilen Gegenden, namentlich in den deutschen Küstenländern, waltete jedoch die Form des Festzuges vor, und früh bemächtigte sich die städtische Aristokratie ausschlieszlich der Rollen des öffentlichen Freudenspils: es war der jüngste Ratsherr, welcher alljärlich am 1. Mai oder am 1. Juni im stattlichsten Aufzuge geharnischt mit seinen Amtsgenossen und Ratsverwandten „in's Feld" ritt und hier als Siger über den Winter einen Birken- oder Buchen-Laubkranz empfing. Triumfirend unter Trompetenschall ritt er dann in die mit Maien geschmückte Stadt zurück, entweder selbst bekränzt oder den Kranz durch einen edlen Knaben auf weiszem Rosse vor sich her tragen lassend. — Die Schmausereien, welche nachher unter Hinzuziehung schöner „Maiinen" stattfanden, wurden für den jungen Ratsherrn übrigens oft so kostspilig, dasz selten Jemand die Rolle des Maigrafen gern übernam. 1474 entfloh sogar der Junker Krassow, welcher zu Stralsund in den Mai reiten sollte, und der Rat muste ihm bei Strafe gebieten, sich einzustellen. Dennoch ritten noch am 1. Juni 1564 zweihundert Stralsunder Bürger und Junggesellen geharnischt in den Mai und taten sich dann im Artushofe bis zum andern Morgen gütlich, wärend zu Pasewalk in derselben Zeit das heilige Fest schon zum Kinderspil geworden war.

Von der Pferdeverschwendung, welche die Geistlichkeit bei ihren feierlichen Aufzügen trieb, sind uns vile Beispiele überbliben. Um einen Begriff davon zu geben, lassen wir die nachfolgende Stelle aus einer alten Beschreibung des Constanzer Concils (1414) folgen, die den Festzug des neugekrönten Papstes schildert:

Des ersten ritt der Graf Hugo Planani von Rymeln, des Bapsts Marschalk, in einem rotheñ sammeten Rock, und gingen ihm nach zwölf weisze Pferd gesattelt, mit rothem Tuch verdeckt, darnach des Bapstes Kreuz, darnach die Singer des Bapstes. darnach ritten auch die Advocaten und Auditores in ihrem Habit. Nach den Auditores kamen die Aebt und die Bischöff und die Erzbischöff, die zu reiten hatten, der waren an der Zahl hundert und sechs und zwanzig, alle mit verdeckten Rossen, und hatt ihr jeglicher einen Ehrbarn, der ihm das Pferd bei dem Zaum führte. Nachdem fürte man einen schönen hohen Hut, der war weit, dasz er wohl an einer engen Strasz von einem Haus zu dem anderen reichet, und der war roth und geel getheilet nach der Länge und darauf ein guldener Engel. Darnach gewappnet Leut und aller Stadt und Zünften Kerzen, und all Posauner, die posauneten aber nicht. Darnach ritten die Kaidinäl, je zween und zween, deren warens zwei und zwanzig. Darnach drei Patriarchen, darnach unser heiliger Vater der Bapst, und ritt unverdeckt, dasz ihn allermännlich sahe, und sasz mit der Krone und mit ganzem seinem Habit auf ein weiszes Pferd, das war mit Rothem verdecket. Und ging unser Herr, der König zu Fusz dar und neiget sich auf seine Knie, und nahm das Ross zu einer Seiten mit der Hand beim Zaum, und nahm es zu der anderen Seiten auch bei dem Zaum der Markgraf von Brandenburg und hinter dem König ging Herzog Ludwig von Bayern und hub des Rosses Decken auf zu einer Seiten, und zu der anderen Seiten ein gefürsteter Graf, und zogen also ab dem Hof, und ward dem Bürgermeister Heinrichen von Ulm das Ross, daraüf der Bapst geritten war.

Im Ganzen hatte das Costnitzer Concil ungefär 100,000 Fremde mit 30,000 Pferden versammelt.

Man war im Mittelalter vollständig zu Hause im Sattel. Zuweilen wurde sogar die **Malzeit zu Pferde** servirt. Beim Fürstenhof zu Rostock z. B., wo König Erich und Markgraf Waldemar den Städtekrieg beschlossen, richteten die vornemen Droste und Truchsesse ihre Tafeln zu Rosse an, weil die Wege zu den Büffets weit waren. Sie hatten dazu eine besondere Kleidung erhalten, und die Pferde, auf denen sie die Speisen herantrugen, waren ganz mit Decken behangen.*) (v. Klöden: Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar.)

Auch wo das Pferd selbst bei adlichen Schlemmereien nicht zugegen war, amten die Herren in ihren Trinksitten doch wenigstens gern das Reiten nach. So erzält Thomas Kantzow (1450) unter dem Artikel: „Vom Saufen in Pommern" von einem Gelage, bei welchem der junge Herzog Wratislaw X., vom Ausbunde eines unflätigen Volltrinkers zur Pön eines Zechversehens *zu Wasser geritten* wurde, d. h. der Prinz muste jenen auf den Rücken nemen und auf allen Vieren zu einer entfernten Schale kriechen, um wie ein Pferd das durch den Reiter überdis verunsäuberte Getränk zu schlürfen.

---

*) Wie Alles in der Welt einmal widerkert, sei es auch nur als Karrikatur, so hatte in den dreiszigen Jaren unseres Jarhunderts ein berliner Schenkwirt seine Kellner beritten gemacht, die seinen Gartengästen im Galop den Kaffee servirten und im Trabe ein Viergroschenstück wechselten.

Den Prachtzügen und Festessen zu Rosse nahe stehen andere an das Pferd anknüpfende Vergnügungen des Mittelalters. Wir heben zuerst die **Wettrennen** hervor. Den uralten religiösen Karakter derselben, namentlich insofern sie als Neu-Licht- oder Lenz-Wettrennen auftreten, haben wir an anderer Stelle (vergl. Band I. Seite 389, 305 und 432) bereits eingehend dargelegt und ebenda die Formen solcher im heimischen Kultus wurzelnden Volksfeste ausfürlich geschildert. Wir haben zugleich darauf hingedeutet, dasz die Spuren solcher ritualen Pferderennen sich bis zur Gegenwart in Deutschland erhalten haben, und es kann daher vorausgesezt werden, dasz sich Zeugnisse derselben auch im Mittelalter vorfinden und dasz dise dann den Uebergang zu der modernen Gestaltung unserer Rennen mer oder weniger deutlich erkennen lassen werden. Das ist denn auch tatsächlich der Fall.

Merkwürdigerweise finden sich die meisten Nachrichten von Rennen, die über den kleingemeindlichen Kreis hinausgingen und ein gröszeres Volksganze festlich vereinigten, bei dem bayerisch-österreichischen Stamme. Es scheint, dasz hier zu den heimischen Reminiscenzen frühe italienische Einflüsse hinzutraten. Denn in Italien, wo bei den antiken National- und Götterfesten das panem et circenses begerende Volk stets dem geliebten Circus zugeströmt war, hatte sich die Kirche ser früh gemüszigt gesehen, ihre Feiertage durch änliche Spile zu verherrlichen.

Die Rennen in Bayern waren Lenzspile und wurden fast ausschlieszlich um Jakobi abgehalten (vergl. Band I, Seite 315). Die Regierung scheint sie — warscheinlich um die Zucht zu fördern — begünstigt zu haben. Schon 1392 bestimmt eine Verordnung Herzog Albrecht's II.: „Was man an Lauflerpferd zu denselben Jarmärkten pringet, die sullen mauthfrei gen.“ München feierte zu Jakobi 1488 sein erstes *Rennend* unter Albrecht dem Frommen.*) „Das vordrist phardt gewann ein scharlachthuch, das ander darnach ain Sperber mit seiner Zugehörung, das dritt ain Armbrust, das lezt phardt ain Saw.“ Scharlach war ein ser beliebter Hauptgewinn; zu Wien hiesz sogar das berümteste Rennen gradezu „Scharlachrennen“, weil der Hauptgewinn

*) Einige leiten — gewisz irrtümlich — den Ursprung der bayerischen Rennen von Albrecht's Gattin, Anna von Braunschweig, her, welche sie aus ihrer Heimat mitgebracht haben soll. Dagegen spricht schon die Zähigkeit, mit der das Volk an ihnen hing. Und noch heut ist das „Rennend“ auf Kirchweihen und Jarmärkten die beliebteste Volksbelustigung. — Ein Rennen mit Ackergäulen heist in Baiern „Häuter-Rennend“.

in einem groszen Stücke Scharlachtuch bestand, wärend den zweiten Preis eine Armbrust, den dritten aber ein Spanferkel bildete. — Auch in Augsburg wurde um Scharlach gerannt. 1446 erschienen um disen Preis 14 Pferde in den Schranken, von denen das des Herzogs Albrecht von München sigte. Später scheinen zu Augsburg die Geldgewinne vorgezogen zu sein; denn das sigreiche Pferd beim Rennen von 1470 brachte seinem Herrn, Herzog Wolfgang von Bayern, den fürstlichen Preis von 45 Gulden. — Die bayerischen Rennen müssen sich auszerordentlichen Beifalls erfreut haben; sie namen gegen Ende des Mittelalters mer und mer zu, und die Landesordnung von 1616 resolvirt sich endlich dahin, dasz „die Rennent" in der heiligen Fastenzeit, die man an etlichen Orten schier wochentlich anstellet, abgeschafft werden sollen.

Auch eigentliches **Kunstreitertum** felt bei Volksbelustigungen des Mittelalters nicht ganz, wenngleich es weniger in den Vordergrund trat als heutzutage. — Das Altertum schon hatte auf disem Gebiete Glänzendes geleistet. Berümt waren namentlich die Wettrennen der Desultores, die in Nachamung einer altrömischen Kampfart wärend des Laufs von einem Pferde auf's andere sprangen, dann aber auch auf jagenden Rossen standen, lagen und über Viergespanne sprangen. — Nicht minder hatten die Alten feinere Schulleistungen der Pferde selbst ausgebildet: Rosse, welche ihre Schenkel tanzartig in abgemessenem Tempo bewegten, waren ser geschäzt und hieszen bei den Griechen *sakkistoi*, bei den Römern *guttomarii*, im Vergleich mit tropfenweise herabfallendem Wasser. Für den musikalischen Rhythmus sollen die Pferde der Alten höchst empfänglich gewesen sein; gymnastische Leistungen lagen in der ganzen Richtung jener Zeit, und einige Vasenbilder zeigen, dasz man griechischen Rossen selbst das fast unmöglich scheinende Kunststück beigebracht hatte, auf den zwei Beinen Einer Seite zu stehen.

Ganz besonders glänzend hatten sich solche Künste im Orient erhalten, wenigsten kam eine der berümtesten Kunstreitergesellschaften, die noch zum Ausgang des Mittelalters den byzantinischen Hof entzückte und von dort her ganz Europa durchzog, aus Aegypten. Manches von dem, was dise Truppe leistete, wird sich gewisz auf die abendländischen Reitbauen übertragen haben: dauernd aber war der Einflusz von Konstantinopel selbst, wo mit so vilen anderen Resten antiker Welt-

bildung auch eine hohe Schule des Kunstreitertums verbliben war, die sich dann nach dem Falle des byzantinischen Reiches mit den Trümmern aller anderen Künste in den Westen flüchtete. — Wir werden in den italienischen Reitschulen, namentlich in denen Grosz-Griechenlands, also in Neapel, wärend des 16. Jarhunderts der aus solchen antiken Reliquien hervorquellenden Renaissance begegnen und ihren Einflusz auf die deutsche Reitkunst festzustellen suchen; hier sei nur noch darauf hingewisen, dasz, wenn unsere heutige Zeit noch mit so vil Lust allerlei „Pferdekunststücke“ im Circus zu bewundern liebt, das Mittelalter natürlich dergleichen kindliche Scherze mit noch vil gröszerem Behagen pflegte. Martin bringt in seiner „Geschichte des Pferdes“ z. B. nach mittelalterlichen Originalen zwei höchst ergözliche Abbildungen von musizirenden Ponies. Das eine steht auf den Hinterbeinen und schlägt mit den Vorderhufen ein Tambourin, das andere hebt sich auf der Vorderhand und schlägt mit den Hinterhufen gegen ein hingehaltenes klingendes Schild. Im Text wird berichtet, dasz die gelerigen Ponies ganz trefflich im Takte der begleitenden Musik ihr Paukenconcert gehalten hätten.

Das Verkerswesen.

Nicht nur in den Brennpunkten der öffentlichen Vergnügungen des Mittelalters standen Ross und Reiter: auch das gesamte Verkerswesen hing, wie wir schon widerholt angedeutet haben, ausschlieszlich von ihnen ab, vor allem jene vornemste Anstalt desselben, welche man heutzutage die Post nennt. Wir müssen dise Verhältnisse einigermaszen karakterisiren.

Max Maria von Weber sagt in der historischen Einleitung zu seinem „Handbuch für Eisenbahntechnik“: „Die zukünftige Geschichtschreibung, welche die Historie des Menschengeschlechts nicht mer als eine Folge von Handlungen der brutalen Gewalt, sondern als eine Reihe von Consequenzen der guten Taten des Menschengeistes zu schildern haben wird, kann ihre Erzälungen aus allen Bereichen menschlicher Tätigkeit wie an einen unzerreiszbaren Faden an die Geschichte des Verkers knüpfen, da durch disen erst der Mensch zum Kulturwesen wird.“ Wenn dis leztere richtig ist, so stellen sich die Chancen für das Mittelalter überaus ungünstig; denn in der Tat: man kann kaum gering

genug denken von den zu jener Zeit vorhandenen **Communicationsmitteln.** Brücken und Landstraszen felten namentlich im früheren Mittelalter fast ganz, und die besten der wenigen vorhandenen standen weit unter den schlechtesten jeziger Zeit. Erst im 13. Jarhundert hört man von Pflasterung einiger weniger vilbesuchter Straszen. Ungeheure Moräste, grosze dicht verwachsene Wälder, in welchen hungrige Wölfe, mismutige Bären und streitbare Eber sich zu Gefärten aufdrangen und welche nur das früher geschilderte Stegreifrittertum und das Buschklepperunwesen in höchst unerwünschter Weise menschlich belebten, machten das Reisen Einzelner gradezu lebensgefärlich. Noch im 15. Jarhundert war die Wegbarkeit Deutschlands auf unglaublich nidriger Stufe, und es half nicht vil, dasz König Sigismund verordnete: die Kuppler-, Huren- und Frevler-Buszen sollten zur Herstellung der Wege verwendet werden. „Was da durch die Unzucht einkombt, das sol auf den Kot, die Pfizen und Lachen gebracht werden, so wirdt das sündig Geld zu Guten gebracht.“ — Wenn die Grundlosigkeit ein weiteres Fortkommen unmöglich machte, so warf man Steine und Aeste in den Kot, daher die Redensart: *Ueber Stock und Stein*, und daher auch die langsame Ausbreitung der Wagen. Herbergen gab es nirgend, weil keine Reisenden kamen, und wo dise felen, bekanntlich auch kein Gastwirt leben kann. Die erste einigermaszen regelmäszige Handelsverbindung mit dem Auslande erzeugten die Kreuzzüge, sodasz grade die schwirigsten Pfade: die Alpenpässe, Gotthardt, Splügen und namentlich Brenner zu den am frühesten kultivirten Straszen gehörten. Im Innern Deutschlands lagen die Verhältnisse bei weitem ungünstiger. Eines Einzelnen Reise aus Schwaben nach Hinterpommern z. B. war fast unmöglich, den Unternemer würde man für einen Abenteurer gehalten haben. Zu den groszen Festen, Volksversammlungen und Gerichten furen daher troz schwer erkauftem, ausdrücklich gewärtem Geleit *(Salvus conductus)* eines Mächtigen, troz Königsbann und Gottesfriden, die Handelsleute nur ser wol bewaffnet auf der Herstrasze. Noch im Anfang des 15. Jarhunderts enthielten sich die Reichsstädte eine Zeitlang gänzlich der Messen wegen der absoluten Unsicherheit der Straszen. Wenige Fürsten namen sich ihrer Untertanen so an wie Kasimir von Pommern, der sich selbst, als Kaufmann verkleidet, den in seinem Lande reisenden bambergischen Kaufleuten anschlosz, auf dise Weise die „Buschreiter“ kennen lernte und die berüchtigten Grafen von Gützkow entlarvte. — Und welche Hemmnisse erschwerten noch

auszer solchen Räubern den Verker! Da war erstlich der Straszenzwang, welcher, gemäsz dem Saze: Nemini licitum sit per villas circumire," die Kaufleute zwang, über bestimmte Städte zu reisen und dort ihre Waren nach Stapelrecht abzuladen und feilzubieten; da waren die Zölle, die wie ein engmaschiges Nez ganz Deutschland überspannen, sodasz z. B. in der Nähe Nürnbergs 24 Zollstätten lagen, darunter 10 in einer Entfernung von nur 3 Meilen; da waren die Bannpflichten mit ihren fabelhaft engherzigen Vorschriften, denen zufolge alle zum erstenmal ankommenden fremden Kaufleute „gehänselt" wurden, indem man sie dreimal in die Rossschwemme tauchte, und die, was schlimmer war, die Verkaufsrechte der Fremden äuszerst beschränkten. In den sächsischen Städten besasz z. B. die Innung der „Futterer" den alleinigen Handel mit Heu, Hafer, Wagenschmiere, Pferdesträngen u. s. w. Fremde durften solche Waren nur auf den seltenen Jarmärkten verkaufen und zwar nur einen Tag lang und one abzusteigen. Wer einen *Saum* Gras oder eine *Tracht* Wicken zu Markt brachte, muste so lange auf dem Pferde sizen bleiben, bis er verkauft hatte. Fiel das Pferd unter ihm, so gehörte es dem Fronboten!

Wir haben schon erwänt, dasz die abscheuliche Beschaffenheit der Wege die Benuzung von Wagen auf's Aeuszerste erschwerte, ja oft unmöglich machte. Begegnete es doch selbst dem Pabste auf der Fart zum Costnitzer Concil, dasz sein schwerfälliger Wagen umschlug und er in den Kot fiel. „Jaceo hic in nomine diaboli!" fluchte der unfelbare Johannes ob dises traurigen Ereignisses. Aber selbst solche Unfälle beuteten die Grundherren zu ihrem Nuzen aus. Wie die Küstenbewoner das Strandrecht, so erfanden dise Binnenländer das Grundrurrecht. Strauchelte ein Saumtier oder zerbrach ein Wagen und berürte einer der Warenballen den Boden, so war derselbe vermöge jenes Rechts dem Territorialherrn verfallen und muste erst durch Geldzalung gelöst werden, wenn der Gewalthaber nicht vorzog, ihn in Natura zu behalten. „Farst du auf Jarmark", heist es in einem alten Handelsregelbuch, „durch Hern-Gauen oder Wald, nim klaine rad an dain Wagen, und hüte dich, dasz du keine Grundruhr zalen must, sonst ist dain gewin verlorn." (Stephan: „Das Verkehrsleben im Mittelalter".)

Die meisten Waren *(bürde, purdin, soum)* schaffte man auf Saumrossen (vergl. Band I, S. 147 unter „Lastpferd") mit Hülfe eines Tragesattels *(soumsatol, sagma)* oder eines Reisefell-

eisens (*soumschrin*), die Lebensmittel in einem besondern Behältnis (*soumgiciugi*) fort. „Vil der soumschrîne man schihte zuo den wegen," heist es im Nibelungenlied, als von den Vorbereitungen der Hochzeitsreise nach Worms die Rede ist, und auch der Priester war dabei eines besonderen Kleppers benötigt, um Monstranz, Meszgewand und Kirchengerät fortzuschaffen:

Bî dem *kapelsoume* er den pfaffen vand,
Ob dem heilictuome er leinte an siner hand.

Bei schwereren Gepäckstücken wendete man die von zwei Pferden hinten und vorne getragene *rosbâre* als Hängefurwerk an, und einer änlichen Sänfte (*sambuch, sampoh, basterna, pilentum*) bedienten sich auch ältere und schwächere Frauen auf der Reise. Zuweilen wurde groszer Luxus mit solchen Rossbaren getriben, und warhaft komisch berürt z. B. die Beschreibung, welche im „Tristan" von dem Transport der zierlichen Hütte für das wunderbare Hündchen Petitkriu gegeben wird:

Zwêne zelter truogen schône ein rosbaren,
Diu ros wunneclich gezieret,
Richlich verlankenieret
Gar mit edelem Baldikin,
Mit schönen tuechen sidîn,
Ein bare was gezieret genuoc,
Diu daz hunthûsel truoc.

Häufig dienen übrigens zum Tragen der Baren und Basternen Maulesel, die im Mittelalter vil verbreiteter in Deutschland waren, als heutzutage. So werden im „Parzival" erwänt: „mul, die harnasch muosen trugen," und im „Wigalois": „vil manech hütte und gezelt diu starchen mûle truogen".

Man kann sich leicht denken, welchen ungeheuren Trosz unter solchen Umständen vorneme Reisende brauchten. Als Herzog Bogislaw X. von Pommern im Jare 1496 eine Reise über Wien nach Rom machte, nam er 300 „wohlmontirte", von Inspruck jedoch 200 leichtere Pferde mit. Als im Jare 1498 Landgraf Wilhelm nach Frankfurt a. M. reiste, um mit der Pfalzgräfin Elisabet Beilager zu halten, hatte er 20 vierspännige Rüstwagen bei sich. Nie pflegte der Deutschmeister in Frankfurt einzureiten one 80 bis 90 Pferde. — Frankfurt war ein Hauptreisezil jener Zeit. Auszerdem besuchte die vorneme Welt mit Vorliebe: Wien, Inspruck, Venedig, Padua, Florenz, Rom, Neapel, Malta und Jerusalem, dann Montserrat, das Escorial und Toledo in Spanien (Stephan).

Dasz das Postwesen und der Briefverker im früheren Mittel-

alter völlig danider lag, versteht sich, nach den gegebenen Schilderungen, von selbst. Erst mit dem Aufblühen der Hansa trat eine Wendung ein. Schon die Entwicklung derselben war nur durch ein ausgebildetes System von Brief- und Boten-Sendungen möglich, und so entstanden denn jene groszen Botenzüge mit den drei Hauptmittelpunkten Hamburg, Nürnberg und Cöln, welche vom 14. bis zum 17. Jarhundert Kern und Grundstock des deutschen Postwesens bliben. Für dise Züge wurden teils besondere Botenreiter der Städte zunftmäszig ausgebildet, teils wurden reisende Händler mit Aufträgen bedacht, namentlich von alters her die Mezger, da dise, meist gut berittene Männer*), ser regelmäszig auszogen, um in oft groszer Ferne: in Böhmen, in Holland, Vieh einzukaufen. Es scheinen regelmäszige Contracte zwischen den städtischen Obrigkeiten und den Mezgern abgeschlossen worden zu sein, durch welche sich dise gegen Sold oder häufiger durch Befreiung von gewissen Gemeindelasten bereit erklärten, innerhalb verabredeter Grenzen und Zeiten und in bestimmter Reihenfolge untereinander den Postdienst zu übernemen. Auch die Landesfürsten und Ortsobrigkeiten benuzten diser Leute Wanderungen, welche zu Karl's V. Zeiten *Mezger-Posten*, *Cursus lanionis*, hieszen, und noch heut füren die Mezger einiger süddeutscher Städte im Innungsschilde das erenvolle Posthorn. Eile und Beschleunigung war von solchen Boten freilich nicht zu verlangen; denn solchen Männern, denen ihr Gewerbe und die Oerter des Einkaufs Hauptsache sein musten, konnten weder bestimmte Straszen, Ankunfts- und Abgangszeiten vorgeschriben, noch auch dergleichen von ihnen inne gehalten werden.

Dise groszen Uebelstände füren immer mer zum Gebrauch von ausschlieszlich angestellten Boten, *Magistrats-Ausreutern* oder *geschworenen Städteboten*, welche das Stadtwappen und die Botenbüchse mit den Farben der Stadt, sowie ein „Patent“ fürten, worin ersucht wurde, ihnen „Fürschub und Fürdernusz“ zu beweisen. Als das Briefsenden durch dise zunftmäszig ausgebildeten Reiter allgemeiner bekannt ward, kündigten sie ihre Ankunft durch Blasen auf kleinen Jagdhörnern an, worauf die Einwoner sich in dem Ablager (der Herberge) des Angekommenen einfanden, die mitgebrachten Brife empfingen und die bereitliegenden dem Reiter einhändigten. Solche Waldhörner

---

*) In den meisten deutschen Gemeinwesen waren die Mezger verbunden, ein Pferd zu halten, um im Fall der Werhaftmachung der Stadt Reiterdienste zu leisten.

wurden dann später (1615) des bequemen Gebrauchs und ihres weitschallenden Tones wegen bei den Taxis'schen Posten und bald nachher auch in ganz Deutschland eingefürt.

Fast man dise Botenzüge in's Auge, so erkennt man, dasz es sich dabei noch keineswegs um eine wirkliche Posteinrichtung handelt. Dennoch war eine solche zu jener Zeit schon erfunden und gestiftet, und zwar von Deutschen und auf deutschem Boden, wenn auch freilich auszerhalb des eigentlichen Reiches. Denn es ist der deutsche Orden in Preuszen, diser einzige Vertreter warhaften Statsbewustseins im gesammten deutschen Mittelalter, welcher 1276, unmittelbar nach Begründung der Marienburg, eine ausgezeichnete **Postanstalt** in's Leben rief. An ihrer Spize stand der Ordensstallmeister. Unter ihm fungirte bei jedem Ordenshause ein Wything, der ganz in der Stellung eines heutigen Postmeisters dem *Bryffstall*, dem modernen Postbureau, vorstand, wo die Schreiben sortirt, in Briefsäcke gesammelt und an die *Bryffjongen* ausgegeben wurden. Leztere waren wie die heutigen preuszischen Postillone in blaues Tuch montirt und wurden aus dem *Bryff-swoyken-stall**), welcher der heutigen Posthalterei entsprach, beritten gemacht. — Was die preuszische Einrichtung ganz besonders auszeichnet, ist der Umstand, dasz über die Briefe sowol beim Abgangspunkte, als auf sämtlichen Relaisstationen vollständig Buch gefürt und jeder Brief mit einer Nummer bezeichnet wurde, sodasz ein vollständiges Manual entstand und zum erstenmal eine gesicherte Controlle möglich war. Alles dis beweist aber die höchste Aenlichkeit mit dem modernen Postwesen, das also sein erstes deutsches Vorbild keineswegs etwa in den Thurn und Taxis'schen Einrichtungen, sondern drei Jarhunderte früher in den trefflichen Anstalten der Marianer-Ritter von Preuszen zu suchen hat.

---

*) *Swoyke* oder *Sweike* ist ein preuszischer Ausdruck für „Pferd", mit welchem innerhalb des Ordens die eingeborenen, durch ihre Schnelligkeit ausgezeichneten Landpferde bezeichnet wurden. Man findet in den Rechnungen aufgefürt: „Item v. mrk (5 Mark = 10 Ducaten) vor eyne swoyke in den Bryffswoykenstall." — „Item viii mrk (8 Mark) vor eyne swoyke in den Bryffswoykenstall von Tynn von Grudenz gekowfft." — Den Bryffjongen lag auch die Pflege der ihnen angewiesenen Swoyken ob. (Vergl. 16. Jarhundert: Pferdezucht des deutschen Ordens.)

Rechtliche Verhältnisse.

Schon bei Besprechung des deutschen Altertums haben wir (Seite 22) das Ross als ein wesentliches Attribut des **Brautkaufes** kennen gelernt. Dise Bedeutung behielt es wärend des ganzen Mittelalters, ja ihre verschwenderische Ueberhandname machte besondere regelnde Verordnungen notwendig. Nach dem Sachsenspiegel durfte nur ein Schildgeborner weidendes Vieh (Pferde, Rinder) und auszerdem noch einen volljärigen Knecht oder eine mannbare Magd als Morgengabe schenken; wer nicht Ritter war, nur das beste Pferd. Nach dem Schwabenspiegel steht Fürsten zu, hundert Mark als Morgengabe zu zalen, Mittelfreie bis zehn Mark, Geringere nur das beste Pferd.

Auch anderer **Rossegeschenke** haben wir schon früher erwänt, und bei der Besprechung der Pferdebezeichnung *Meiden* (Band I, Seite 18) eingehend erläutert, wie das Auftreten eines und desselben Wortes für „Geschenk" und „Pferd" die auszerordentliche Verbreitung der uralten Sitte, Rosse als Geschenk zu verleihen, auf das Deutlichste und Unzweideutigste erkennen läst.*) In der Tat wimmeln denn auch alle mittelalterlichen Dichter von hierauf bezüglichen Stellen, und gewönlich finden wir die Gabe des Rosses mit der des Gewandes verbunden. „Beide ros und gewant," „schoeniu ros und richiu kleit," „hôhiu râvît und guotiu kleider," „guote rosse und phellelîne rocke" werden allentalben ausgeteilt. „Wer da Ritters Namen hatte, den sonderte man von den anderen und gab ihnen gute Rosse und manchen seidenen Rock und Stalringe zu den Rossen, dasz sie niemand besser gewinnen konnte." (König Rother.) Bei Festlichkeiten verstand sich die Verteilung solcher Gaben fast von selbst.

> Dô hiez sîn vater Sigemunt künden sînen man
> er wolde hôhgezîte mit lieben vriewnden han.
> diu maere man do fuorte in ander künege lant.
> den vremden und den kunden gab er ros und gewant.

Von seinem Aufenthalt am Wiener Hofe sagt Walther von der Vogelweide:

> Golt silber ros und darzuo kleider
> diu gab ich unde hâte ouch mê.

*) (Vergleiche über Rossgeschenke bei Kultus- und Ceremonialhandlungen auch Band I, Seite 447.) — Einen volkstümlichen Rest der Rossgeschenke hat man in der süddeutschen Sitte zu erkennen, dasz der Groszbauer seinem davonziehenden jüngeren Bruder herkömmlich ein Füllen schenkt. (Vergleiche Auerbach: „Auf der Höhe".)

Vor allen werden Boten mit Ross und Gewand beschenkt. Als Etzel den Markgrafen Rüdeger gen Worms sendet, sagt er ihm:

„Uzer mîner kameren sô heiz' ich dir geben
daz du unt dîne gesellen vronliche muget leben
von rossen und von kleidern allez daz du wil,
dez heize ich in bereiten zuo der boteschafte vil."

Auch bei der im Mittelalter geltenden Sitte der Versönungsgeschenke spilt das Ross eine hervorragende Rolle. Die Chronik von St. Gallen z. B. berichtet davon bei Gelegenheit ihrer so farbenreichen Schilderungen des Haders zwischen den Klöstern Reichenau und St. Gallen. Da beschenkt der Abt Ruodmann den edlen Mönch Ekkehard zur Süne mit einem schönen Pferde, von dem Ekkehard der Herzogin Hadawig gegenüber freilich meint, es habe ihn an des Virgil Wort erinnert: *Timeo Danaos et dona ferentes.* Und die Herzogin schenkt zum Abschlusz des ganzen Handels einen ser schmucken und munteren Zelter dem Abte Burchard, um sein gekränktes Gemüt zu besänftigen; denn sie erfur, dasz er an edlen Rossen grosze Freude hätte. Leider schlug auch dis Geschenk nicht zum Besten aus. Man traf den Abt zu Reichenbach und fürte ihm das Pferd vor. Es trug sich stolz; Burchard befal, sofort den Sattel aufzulegen und bestig es, um abzureiten. Aber das Pferd bäumte unter ihm; es warf den zarten Mann gegen des Hoftores Pforte und beschädigte ihm die Hüfte. — Ser lange ferner hat sich die Sitte des Rossegeschenkes beim Abschiede eines zu erenden Gastes erhalten; sie begegnet im Mittelalter überaus oft; ja noch im 16. Jarhundert beschenkt z. B. Königin Elisabeth von England den Herzog Fridrich von Würtemberg-Mömpelgart, der um des Hosenbandordens willen die berufene „Badenfart" nach Reading getan, bei seiner Abreise mit einem ihm vom Grafen Essex zugefürten „hübschen Pferde"; und noch später fällt das Geschenk, welches P. P. Rubens seinem berümten Schüler van Dyk macht, als diser die Künstlerfart nach Italien antritt: ein stattlicher Schimmel. — Häufig endlich sind Rossgeschenke bei Erhebungen zu neuen Würden und Aemtern. Sie haben hiebei den Karakter eines Emoluments, das bestimmten Berechtigten zufiel. So sezt z. B. die Eickstädter Hofordnung fest: „Wenn ein neuer Bischof erwält wird, so musz ein Erbmarschall mit ihm einreiten zum Lehenstein, da ein Herr abstehet, und soll dem Bischof den Stegreif halten und soll auf das Pferd, so der Bischof geritten, sizen, das ist alsdann sein". — Auch beim Krönungsfeste des neuerwälten Kaisers verfiel sein

Ross als Abgabe. Beim Einritte in die Kronstadt Achen nämlich hatte der Wächter des Königstors des Kaisers Pferd zu fordern, wärend das Ross, auf welchem er zur Kapelle Karl's des Groszen ritt, dem Marschall des Herzogtums Jülich zufiel, dem es freilich bei Karl's V. Krönung der Erzmarschall des kölnischen Stifts unter den heftigsten Auftritten bestritt und auf Grund des Faustrechts auch wirklich abnam.

Also nicht nur Geschenke von Rossen, sondern auch Streit und Kampf und herbe, schwer zu verschmerzende Verluste der edlen Tiere brachte das Schicksal, und Walther von der Vogelweide, den wir vorhin seinen Wiener Reichtum preisen hörten, hat uns in launiger und poetischer Form ein Bild von mittelalterlichem Rossverlust und **Rossprozesz** überlifert, das wir nicht übergehen dürfen.

Walther war von Kärnten nach Türingen an des edlen Hermann Hof gezogen. Da kam er zu einem ärgerlichen Streithandel: Ein gewisser Gerhard Atze, der auch in einer Urkunde des Landgrafen Hermann 1196 als Zeuge vorkommt, erschosz dem Dichter ein Pferd, „das wol drei Mark wert war“. Walther klagt beim Landgrafen auf Schadenersaz, dem aber Atze sich durch einen nichtigen Vorwand entzieht. Nun greift Walther zur treffenden Waffe, zum Spottgedicht. Mit beiszendem Wiz wird Atzens Entschuldigung lächerlich gemacht, indem ihm die Behauptung untergeschoben wird, das getötete Pferd sei dem Rosse verwandt, das ihm einst den Finger zu Schanden gebissen habe. Vor versammeltem Hofe erklärt sich Walther bereit, den feierlichsten Schwur mit beiden Händen abzulegen, dasz die beiden Pferde in keinem näheren Verhältnis zu einander gestanden haben, und frägt schlieszlich, ob Jemand unter den Anwesenden ihm „staben“, d. h. den Eid durch Vorsprechen abnemen wolle. Das Gedicht lautet:

Mir hât hêr Gêrhart Atze ein pfert
erschozzen z'Isenache.
daz klage ich dem, den er bestât:
der'st unser beider voget.
  ez was wol drier marke wert.
nu hoeret fremede sache,
sît daz ez an ein gelten gât,
wâ mit er mich nu zoget.
  er seit von grozer swaere,
wie daz mîn pfert das waere
dem rosse sippe maere,
daz ime den vinger abe
gebizzen hât ze schanden.
ich swer mit beiden handen,
daz sie sich nie erkanden:
ist jeman der mir stabe?

Das warscheinlich öffentlich vorgetragene Spottgedicht scheint übrigens nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben; denn Walther singt noch ein zweites „in einem neuen Ton". Mit disem wendet er sich an seinen eigenen Diener, der zu Hofe reiten soll und fragt ihn, ob er statt des felenden Pferdes lieber eine goldene Kaze oder den wunderlichen Gerhard Atze reiten wolle? Der Diener meint: „So war mir Gott helfe, und fräsze er Heu, er wäre ein seltsames Pferd, er verdreht die Augen wie ein Affe und sieht aus wie ein Kukuk! Denselben Atze gebt mir, so ist mir geholfen!" „Nun krümme das Bein," antwortet Walther, „und reite auf Schusters Rappen dahin, da du den Atze begert hast!" Denn leider kann er ja des verspotteten Mannes nicht habhaft werden!

Rît ze hove, Dieterich!
„hêrre, i'n mac." waz irret dich?
„i'n hân niht rosses, daz ich dar gerîte."
 ich lîhe dir einz, und wilt dû daz.
„herr', ich gerite al deste baz".
nû stant alsô, noch eine wîle bîte:
 weder ritest gerner, eine guldîn katzen
od einen wunderlîchen Gêrhart Atzen?
„semir got, und aeze er heu, ez waern ein fremedez pfert:
im gênt diu ougen umbe als einem affen,
jâ ist er alse ein gugaldei geschaffen:
den selben Atzen gebet mir her, sô bin ich wol gewert."
nû krûmbe'z bein, rît selbe dar, sît du Atzen hâst gegert.

4.

Tracht von Ross und Reiter.

Das Ross.

Wir wenden uns nun zum Kostüm von Ross und Reiter im Mittelalter, um uns auch auf disem Gebiete den Zusammenhang zwischen der äuszern Erscheinung und dem innern Kulturleben zu vergegenwärtigen. Wol ist es richtig: *Wie der Mensch, so sein Pferd!* Denn der Züchter arbeitet immer im Sinn der Käufer und so schafft sich schlieszlich der Mensch das Pferd. das er braucht. Nicht minder gilt aber auch die Umkerung des Sazes: Eigentümlichkeiten des Pferdeschlages bedingen Besonderheiten der Reitart und der Ausrüstung. Nur in germanischen Landen, wo das schwere Pferd zu Hause war, konnte der Gedanke entstehen: Ross und Reiter völlig zu panzern. Nur so groszen, schwer lenksamen Tieren gegenüber muste der Reiter wünschen, immer höher und höher im Sattel zu sizen, um den Unterschenkeln mer Kraft zu geben, sowie übergrosze Sporen zu tragen, um dise Kraft noch zu verschärfen; und nur die Dicke und Stärke deutscher Pferdehälse liesz so lange und mächtige Gebiszstangen entstehen, wie sie uns wärend des Mittelalters begegnen.

Fassen wir zunächst das **nackte Pferd** in's Auge, so sehen wir besondere Sorgfalt auf schönes Har an Schweif und Mäne gerichtet. Jene Zeit, in der langwallende Locken noch als ältestes Symbol freier Geburt des Mannes galten, kannte die häszliche Unsitte des Schweifstuzens gar nicht, oder doch nur bei Damenpferden; Kriegsrossen dagegen kam die möglichste Länge und Dichtigkeit von Schweif und Mäne von Rechtswegen zu. Im „Wigalois“ heist's: „sie reit ein phaerit wolgetân unz ûf sin knie reicht im der mân,“ oder: „der zagel was im val, beidiu lang und breit,“ in der „Eneit“: „der zagel was in einvare crisp, swarz als ein bech,“ im „Parzival“: „unz ûf den huof swane im diu mân,“ im „Erec“: „sîn mân tief unde breit,“ im „Wigamur“: „diu junkfraw ritt ain zeltent pfert mit langer mân gewunden,“ in der „Gudrun“: Rosse. „den die mâne verre uf die hüefe

giengen," in Lamprecht's „Alexander": „sin hals was ime lokehte, ih wâne iz wêre lewin geslehte". Zum Kampf wurde der Schweif hoch aufgebunden und auf Reisen (wie z. B. aus Miniaturen des 13. Jarhunderts zu Thomasius „Welschem Gast" erhellt) in einen dicken Zopf geflochten. Auch die Stirnlocke der Pferde liebte man lang und schwer und flocht sie, um den Rossen nicht zu ser die Augen zu bedecken, ebenfalls gern fest zusammen, sodasz ein starker, vornabstehender Zopf den Tieren zuweilen ein fast einhornartiges Aussehen gab. Darum lautet's bei dem Minnesinger Seifried Helbling: „wint im uf den hohen schopf!" und in Hartmann's „Erec": „der zoph was für das houbet lanc, halb blanc, halb swarz". — Ja die Neigung zu allgemeiner starker Beharung war so grosz, dasz auch die jezt für höchst plebejisch und unschön geltenden Kötenhare über den Hufen sorgfältig gepflegt und als Zeichen von Kraft womöglich das ganze Schienbein hinauf geleitet wurden.

Noch fremdartiger aber berürt uns der **Gebrauch, Pferde zur Verzierung zu färben.** So erscheint im „Wigalois" ein schwanweiszes Pferd, dem die Mäne und das linke Or hochrot, das rechte Or kolschwarz gefärbt ist. Ueber den Rücken bis zum falen Schweife läuft ein schwarzer Streifen. — Das Pferd der „Enîte" ist auf der linken Seite weisz und zwar so blendend, dasz niemand lange darauf sehen kann, auf der rechten Seite ist es ganz schwarz. Da, wo beide Farben zusammentreffen, also über die Nase, zwischen den Oren, durch und über den Kamm, endlich über Rücken und Brust zieht sich ein grasgrüner Streifen (als ein penselstrich er gienc) einen halben Finger breit, ebenso um die Augen. Das eine Or ist schwarz, das andere weisz, um ersteres geht ein weiszer Ring, um lezteres ein schwarzer. Auch das Stirnhar ist zur Hälfte weisz, zur Hälfte schwarz. — Ein anderes in der „Eneit" beschriebenes Pferd ist noch bunter:

Das vinster (linke) ôre und der mân
wâren ime weiss als der snee...
Ime was das zeswe (rechte) ôre
und der hals swarz als eyn rabe...
daz hawbt was ym gar rôt.
Eyn bein rôt und eyn bugk,
der ander bugk was im val
und das bein kegen tal...
ime glitzte an den seyten
das har als ein wilder pfâwe
die eyne goffe was appelgrâwe
und die ander bêsart (?)...
der zagel was eyner var,
crusp und swarz als eyn pech.

Warscheinlich sind es solche bunte Pferde, welche Wolfram von Eschenbach meint, wenn er sowol im „Parzival“ als im „Willehalm“ von drachenfarbnen Rossen spricht. Die Sitte, Pferde zu bemalen, entstammt villeicht dem Orient und bürgerte sich durch die Kreuzzüge ein. Noch im 16. Jarhundert liebte man bei Aufzügen den Schimmeln Schweif und Mäne und auch die Schenkel rot zu färben*), und vile alte Reitbücher enthalten Anweisungen, wie solch „türkisches Rot“ herzustellen sei. Möglich, dasz dis „türkisch“ nur eine neue Bezeichnung für die alte, seit den Kreuzzügen heimisch gewordene orientalische Sitte war. — Sovil vom Har!

Auch das **Brennen der Pferde** kommt im Mittelalter vor. Doch brachte man das Zeichen *(wapen)* nicht wie gegenwärtig am Hinterschenkel, sondern am Buge an. So heist es in Wolfram's „Willehalm“: „Dâ von Samorgône ein insigel was gebrant ans orses buoc, daz er dâ vant, dar nâch was Arofelles schilt“. Im „Parzival“ überzeugt sich Gawan von der Identität seines ihm abgelisteten, dann von ihm widereroberten Rosses Gringuljet durch Prüfung des Brandes:

Es fiel ihm der Gedanke bei,
Mit Sporn und Schenkel zu erproben.
Ob des Besigten Pferd zu loben...
Der Held bestieg's: da ging es so,
Seiner weiten Sprünge ward er froh.
„Gringuljet!“ rief Gawan,
„Bist du's, das mit Verrat Urjan,
Er weisz wol wie, von mir erwarb
Und seinen Rum damit verdarb?
Gewisz, du bist's, Gott macht mich froh!
Wer hat dich nun gewappnet so?“
Der Degen stig herab und fand
Des Grales Wappen eingebrannt
Eine Turteltaube seinem Bug.

Ferner kommt der **Hufbeschlag** in Betracht. Mit groszem Verständnis wurde er nicht behandelt, wol aber mit Sorgfalt. Dis beweist unter anderem eine Nachricht aus Bruno's „Sachsenkrieg“ (1076): „Als Godebald (ein Ritter und Anhänger Heinrich's IV.) seinem neubeschlagenen Pferde den Hinterfusz aufhob, um nachzusehen, ob das Eisen richtig size, da schlug ihn das Pferd mit selbigem Fusz an die Stirn, und so schied er aus disem Leben.“ — Bei der gewaltigen Grösze der mittelalterlichen Rosse und der dem damaligen Schlage eigentümlichen starken Entwick-

*) Spätere Sage fürte grade dise Art der Färbung (offenbar irrtümlich) auf Mohamed II. zurück, welcher 1453 auf einem Schimmel, den das Blutbad bis unter den Bauch rot geschwemmt hatte, in die Sofienkirche geritten sei.

lung des Hufs musten die Eisen ser grosz sein. Das germanische Museum in Nürnberg bewart denn auch in der Tat ein dem 14. Jarhundert entstammendes Exemplar, das etwa doppelt so grosz und dreimal so schwer als die heut üblichen ist. — Vom Preise der Eisen gibt eine Weistumsverordnung (Grimm III, 357) Begriff, welche besagt, ein Fel sei zu „verbuezen mit drei hellern, oder mit eime ungelochtin hobisen". — Wie im alten Rom, so verschwendete man übrigens auch im Mittelalter zuweilen durch Herstellung von Hufeisen aus kostbarem Material. Bonifaz von Toskana hatte, als er 1084 seiner Braut Beatrice entgegenzog, alle seine Rosse mit silbernen Hufeisen beschlagen lassen. Fiel eins ab, so gehörte es dem glücklichen Finder. Auch noch in späterer Zeit, namentlich im 15. Jarhundert, wurde, wie manche Nachrichten erweisen, derartiger Luxus mit silbernen Hufeisen getrieben. Sprachlich interessant ist es, dasz auch der silberne oder goldene Beschlag doch stets *Hufeisen*, ja wol blos *Eisen* genannt wird.

Gehen wir nunmer zur eigentlichen **Ausrüstung des Reitpferdes** oder, wie es altdeutsch heist, dem *Gereite* über. (Vergl. Band I, S. 167 ff.)

Die Zäumung bestand aus Brust- und Stirnriemen, Gebisz, Kinnkette und Stangenzügel. — Bis zur ersten Hälfte des 14. Jarhunderts erscheint auf allen Darstellungen, namentlich auch auf den Reitersigeln, immer nur ein Zügel: *brîdel* (angelsächs. *bridel*, mittelniderl. *breidel*, altfrz. *bridel, bridon*)*), diser aber von groszer Macht und Tüchtigkeit. Von da an begegnet man fast immer zwei Zügeln, also einer Kantarenvorrichtung, und bald leistete man Groszes in der Erfindung von den allerverschiedenartigsten, uns ganz übermäszig scharf erscheinenden, grausamen Gebissen, die jedoch wol notwendig waren, um ritterlich die Lanze zu brechen und den Reiter vor der Schmach des Umkerens zu bewaren. Zu den stärksten diser Instrumente gehörte das Wolfsgebisz (mhdtsch. *orginve*, lat. *lupata*), zu den eigentümlichsten aber der vilfach vorkommende Zaum mit Maulkorb: *kambritel* (vergl. griech. *χημος*. Xenoph. de re. equest. cap. 53), der sich bis zum Ende des 16. Jarhunderts vilfach findet.

Ser erwünscht war dem ganzen Zeitalter ein reicher und

*) Das zügelbedeutende Wort *bridel* scheint auch und zwar vorzugsweise in der Nebenform *brittel*, speziell für „Gebisz" gebraucht worden zu sein; doch läst sich bei der dauernden Verbindung beider Teile die Trennung der Bedeutung nicht genau erkennen.

glänzender Beschlag der Zäumung, namentlich der Hauptzügel. Dise schlosz man deshalb mit einer Kette an die Stange und sezte sie dann als ser breite, prachtvoll benähte, oftmals fast unförmlich grosze Zaumbänder fort, die sich nicht selten zu stein- und goldverzierten Kreisplatten erweiterten.

Daz der zügel solde sîn,
daz waren borten guldîn
geworht mît grozem flîze
von perlen vil wîze:
knöpfe waren geworht daran. (Wigalois.)

„Tiure, riche, maneger marke wert, von rotem golde, mit gesteine wol beslagen," so beschreiben ritterliche Dichter die Zäumung. *Brigliadore,* d. i. Goldzaum, war ein beliebter Pferdename. — Der „Ritterspiegel" aber sagte mit Recht: *„Ein guldin Zoim, der machit ein phert nicht bezzer, danne es vor was!"*

Die orientalische Art, das Zaumzeug mit Schellen zu schmücken, erscheint auch in Deutschland und florirte besonders in der zweiten Hälfte des 13. Jarhunderts. Gewönlich nimmt man an, dasz diser Brauch durch Kreuzfarer übertragen sei; doch kann er ser wol auch einheimischer Abkunft sein. Aimoinus berichtet z. B., dasz es von alten Zeiten her Sitte der Franken und zumal der östlichen gewesen sei, ihren grasenden Pferden Schellen anzuhängen, damit, wenn sie sich verirrten, das Läuten sie widerfinden liesze. Die Lex Alam. bedroht, wie schon erwänt, das Stelen solcher Glocken ausdrücklich mit Strafen. Wie leicht kann dise Weidesitte nach und nach allgemeiner Brauch geworden sein. Das „Nibelungenlied" rümt:

Ihre Sättel wol gesteinet, ihre Vorbuge schmal.
Daran hingen Schellen von lichtem Golde rot —

die übrigens, wenn sie ächt waren, abscheulich geklappert haben müssen; — und im „Parzival" lautet's:

Sein Ross über hohe Stauden sprang.
Manch gülden Schelle daran erklang.
An der Decke und an dem Manne.

Allentalben findet man Beispiele diser Tracht. Im „Wigamur" erscheint eine Schar reitender Mädchen, deren Pferde sämmtlich mit Schellen behängt sind, und in Hefner's „Turnierbuch" von 1480 ist selbst der Ritter St. Georg so dargestellt, dasz er, der Mode frönend, eine einzige aber faustgrosze Schelle auf dem Hintergeschirr sizen hat. Ein Troubadour meint, dasz nichts geeigneter sei, dem Ritter Vertrauen und dem Feinde Schrecken einzuflöszen, als eben dise Schellen, und so ganz schinen dieselben zur Aus-

stattung des Pferdes zu gehören, dasz noch im 16. Jarhundert das Wort *Kläpper* erklärt wird als „Cheval à clochette". — Bis heut übrig gebliben sind uns die Schellengeläute der Pferde noch an den Rossen der Schlitten und Eisenbanen, wo sie den Dienst, auf das leise gleitende Gefärt aufmerksam zu machen, auch ser wol erfüllen.

Was die Rüstung des Streitrosses betrifft, so bestand dise im 11. Jarhundert aus „Schindeln und Rauten". Im 13. Jarhundert treten leichtere geflochtene „Kettenpanzer" (*Parsen, Barschen*), warscheinlich orientalischen, „persischen" Ursprungs, auf, und die Rüstung umgab mer und mer das ganze Tier mit Ausname der Beine und Weichteile. Sie sezte sich folgendermaszen zusammen: den Kopf des Streithengstes deckte die sogenannte Rossstirn (*chanfrien*), ein larvenartiger Stirnschuz, der selten zu völligem ganzen Kopfpanzer ausgedent wurde, aber stets mit Dratgittern überflochtene Augenlöcher hatte. Oben ragten meist zwei kleine Rören zur Aufname von Federbüschen empor, an deren Stelle sich auch häufig das *gügerel* (vergl. schlesisch *gikrille* = Gerüst) erhob, das auch *houbetstiudel* hiesz und irgend ein Wappenbild oder dgl. von Metall darzustellen pflegte. Ueber die Nase ging eine etwas längere Schneppe und unten am Maul öffnete sich ein Ausschnitt, um die gehörige Festigung des Gebisses und der Stange anzubringen. — Die merfach gegliderte Halsrüstung war aus verschiebbaren Metallstreifen zusammengesezt und mit eisernen Stäbchen an das Kopfstück befestigt. — Den länglich gewölbten Brustharnisch hielten Haken am Sattel fest. Er war in der Mitte häufig mit einer metallenen Halbkugel geschmückt, an der sich die Gewalt etwaiger Lanzenstösze brach. Das Hinterteilstück ward ebenfalls mit Haken am Sattel befestigt. Es war ser breit und hoch gewölbt und bedeckte die ganze Krupe. Alles das wurde mit starken Riemen und Schnallen fest zusammengehalten.

Seit Ende des 13. Jarhunderts wurde es gebräuchlich, die Rosse zu *verdecken* (altdeutsch auch *verlankenieren*, d. i. eigentlich die „Seiten des Pferdes zu behängen"), also über die Rüstung des Pferdes noch eine Oberlegdecke, das *Dach*, das *kleit des orses*, die *gròpiere* (franz. *croupière*, von *croupe* = Kreuz) oder die govertivre (franz. *couverture*) zu breiten, deren Ausdenung schlieszlich so grosz ward, dasz sie dem Rosse bis zu den Hufen reichte. In der „Klage" heist's: „diu vil schönen phertkleit nider hiengen unz ûf daz gras," und im „Tristan":

Auch waren Rosse zur Stelle,
Bedeckt mit *Zendel* und *Pfelle* *),
Die Decken gemacht mit groszem Fleisz,
Manche Schabracke schneeig weisz,
Vile von roten, andre von blauen,
Gelb, braunen, grünen Farben zu schauen;
Dise von edler Seide gemacht,
Jene geschlizt mit mancherlei Pracht,
Bunt gewirkt und pariret
So und so gefeitiret

In die Govertiuren wurden nämlich vorzugsweise gern die Wappen der Reiter gestickt. Es wurden „Arne (Adler) und lewen darin genaht“, wie das Lied von Troye sagt. — Besonders beim Turnier suchte man sich in der Pracht diser Decken zu überbieten. Da war das Schönste nicht schön genug. Ottokar von Horneck z. B. bewundert in seiner Reimchronik ganz ausnemend die

Teur Velle auf den Ravelten (Rossen)
Die man zu beiden Seiten
Ueber das Eisen hat gesteckt,
Wo sich das Eisen pleckt;
Und die teuren Sameit
Die gaben glast Widerstreit,
Wo die Sunne daran schein.

Ferner sprechen die Beschreibungen von Decken aus *baldekin* (d. i. kostbarem Seidenzeug aus Baldak). In Ulrich's Frauendienst heist es von der Govertivre:

mit borten gar von golde rich
was sie gegetert meisterlich

Gegeterte (d. i. gegatterte, gegitterte, karrierte) Decken scheinen überhaupt besonders beliebt gewesen zu sein, wobei denn gewisz alle Farben reich vertreten waren. Oft wird erzält, dasz es die Damen gewesen, welche die Decken mit eigener Hand gewebt und den Rittern verert hatten. So z. B. in Konrad's von Würzburg „Engelhart“:

Des covertiure was gebriten
von siner frouwen an der ram.
maneger hande bilde,
beide zam und wilde
stuont dar an ein wunder,
von tiurem golde drunder
strifehte wârens etewâ,
in einem velde lâsurblâ,
daz ouch von sîden was geweben,
stuonden als sie solten leben
vogellîn an maneger stat.
Durchliuchtic als ein rosenblat

---

*) *Zendel (zindâl)* ist ein halbseidner Stoff; *Pfelle* feine, damals ser seltene und hochgeschäzte Baumwolle.

daz velt in rôtem schîne bran
dâ diu bilde wâren an
und diu wilden tier genât.
dem rosse gienc al über den grât
von dem houpte hin ze tal
ein grüeniu liste niht ze smal:
da wârn in von golde,
als man sie wünschen solde
geweben dise buochstaben:
*„friunt, gôt laze dich behaben
heil und ganzer saelden krafft
ûff minne unde ûff ritterschafft!“*

Solche Decken wurden denn natürlich gebürend angestaunt, sie sind ein Hauptstolz und jeder Dichter preist sie.

Im Kampf wurde die Converture in die Höhe geschlagen, weil sonst die Rosse darüber gestolpert wären. Dasz sie dennoch unter der Doppellast von Rüstung und Decke arg geschwizt haben, läst sich denken und bestätigt auch das Nibelungenlied mit der Beobachtung:

Daz durch die kovertiure der blanke sweiz da vloz
von den vil guoten marken, diu die helde riten.

Zwischen dem vorderen und hinteren Hauptteil der Oberlegdecke, welcher leztere zuweilen auch durch eine Art Nez von Drat oder Streifen schwereren Stoffes besonders ausgezeichnet wurde, ruhte nun auf dem *Panel*, einem breiten Polster und mit starkem oft reichgestickten Bauchgurt (altdeutsch: *darmguordel*, *surzengel*) und auszerdem durch *fürbuege* und *afturraif* (d. i. Brust- und Schwanzriemen) gehörig befestigt, der S a t t e l. Er änelte dem noch jezt vilfach von den Landleuten gebrauchten Saumsattel. Das Material war Buchenholz mit Eisenbeschlag, überdis war er gepolstert und reich verziert. Die heutigen „Satteltaschen“, d. h. die dem Siz angeschlossenen Lederklappen, im Mittelalter *Gagenleder* genannt, scheinen kein unbedingt nötiges Stück des Reitzeugs gewesen zu sein. Ser hohe wandartige Vorder- und Hinterpauschen *(satelboge)* gewärten einen überaus sicheren, tiefen und bequemen Siz und boten zugleich das beste Feld für Anbringung kostbarer Verzierungen. Im „Wigalois“ lautet's: „es waren die satelbogen von wizzem helfenbeine*), mit golde und mit gesteine wol gefüllet überal“. Hartmann berichtet im „Erec“, dasz an dem „gereite der Enite“, an welchem ein „meister Umbriz vierdehalb jâr“ gearbeitet hatte, in Elfenbein und Gold sogar „daz lange liet von Troyâ ergraben“ und deutlich dargestellt war, wie Ilium

*) Doch wol nur „e i n g e l e g t mit Elfenbein“, da an sich dis Material zu spröde wäre, um die Sattelbögen daraus zu bilden.

belagert und zerstört ward, wie Aeneas über Mer fur und Dido gewann und verliesz. Im „Parzival" ist am Sattel das Zeichen des Grals befindlich.

Eine eigentümliche Einrichtung hatten die Turniersättel: denn da gegen den unteren Teil von Ross und Mann kein Stosz gerichtet werden durfte, so pflegte der Reiter seine Beine nur wenig oder gar nicht zu harnischen; um sie aber dennoch gegen Zufälligkeiten zu schüzen, versah man den Sattel vorne mit einer tief bis zum Steigbügel hinabgehenden schildartigen Verlängerung, die sich um das ganze Bein herumbog. Dadurch wurden namentlich im 15. Jarhundert die Turniersättel zu förmlichen kleinen Festungen und erreichten, wie z. B. ein noch jezt im germanischen Museum aufbewartes Exemplar, nicht selten eine Höhe von mer als drei Fusz. Die tief herabhängenden hölzernen Beinschinen eines ebenso gestalteten Turniersattels im Nationalmuseum zu München sind mit Leder überzogen. Meist waren dise nur zum Turnier gebräuchlichen Sättel zinnoberrot angestrichen. Man musz in ihnen, freilich auf Kosten freier Bewegung, gesessen haben, wie in Abraham's Schosz.

Zum Reisen benuzte man leichtere und freie Bewegung gestattende Sättel, wie dergleichen wol — das Lanzenbrechen ausgenommen — auch bei eigentlichen Kriegszügen stets gebraucht worden waren und wie sie im 13. Jarhundert neben den hohen Sätteln sogar beim Turnier in Anwendung kamen, grade um das „Ausdemsattelheben" zu erleichtern; denn bei allzufestem Siz kam es nicht selten vor, dasz Rosse unter ihrem unerschütterlichen Sattel das Kreuz brachen.

Der Sattel, oft auch das Panel, pflegte mit köstlichem Zeuge verziert zu werden. So wird im „Leben des Bischofs Bernhard von Hildesheim" mitgeteilt, dasz der Cardinalpriester Fridrich, welcher als Stellvertreter des Papstes erschin, auf einem Sattel tronte, der „gleich dem des Papstes nach römischer Sitte mit Purpur überzogen war", und von dem Panel des Pferdes im „Erec" heist es: „ez was guot unde gemeit, als ez dem sateln gezam unde im wol ze maze kam, gefüllet prîslîchen wol linde sam ein baumwol, daz ez daz phärt niht zerbrach. zwaz man sîn vor dem satel sach, daz waz gesteppet dicke". Ueberdis war zur besonderen Verzierung dises Panels das traurige Ende des Pyramus und der Thisbe darauf abgebildet.

Was die Frauensättel betrifft, so haben wir oben bereits erwänt, dasz der Quersattel warscheinlich zunächst für Schwangere

erst im 12. Jarhundert erfunden sein dürfte. Er scheint anfangs und zwar mit Recht wenig Anklang gefunden zu haben. Beide Formen, die lange Zeit nebeneinander gebraucht wurden, waren gemeinlich reich verziert, namentlich ser schön gestickt. Goldene oder vilmer vergoldete Sättel scheinen die Frauen nicht selten besessen zu haben; im „Nibelungenliede“:

> sie hiezen tragen dar
> die herlêchen säteln von rotem golde var,
> die frouwen solden riten ze Wormez an den Rin.
> bezzer pfertgereite kunde nieder gesîn.

Das Triersche Concil von 1227 verbot den Nonnen, vergoldete Sättel und Zäume zu füren.

Die gewönlich dreieckigen *stegiraife* oder *stigerebe (strepe, strepes, staphae, saltatoria, distula, sautoirs)*, welche nur bei den Angelsachsen schon im 9. Jarhundert nachweisbar sind, bei allen anderen deutschen Stämmen dagegen erst im eigentlichen Mittelalter eingefürt zu sein scheinen, bestanden aus starkem Eisen und nur bei ser groszem Reichtum aus Edelmetall. Im „Erec“ wird ein Par beschriben, das aus zwei Goldreifen bestand, in Gestalt von Drachen, die sich in den Schwanz beiszen. Meist hingen sie an Riemen *(sticleder, stirpleder)* oder wolgewirkten Borten, seltner in Ketten. Auch die Frauen bedienten sich gewönlich der Stegreife, zuweilen aber sezten sie die Füsze auch auf schemelartige Brettchen, die am Zelter niderhingen, oder in lederne Kappen, die wie die Vorderblätter der Schuhe gestaltet waren. — Das Bild der nach Aegypten flüchtenden Maria in Herrad's „Hortus deliciarum“ (1160) zeigt die Mutter Gottes seitlängs auf einem Kissen reitend, die Füsze auf einen am Tiere herabhängenden Schemel stellend. — Einige Abbildungen weisen Bügel mit fast orientalischen, zweizollbreiten Solen, und zuweilen finden sich sogar auch die doch an und für sich schon klingenden Steigbügel wie das Zaumzeug mit Schellen geschmückt, so im „Parzival“:

> mit guldîn schellen kleine
> vor jetwederm beine
> wârn die stegereife erklenget
> und ze rehter mâze erlenget.

Der Reiter.

Wenn wir nun noch einen Blick auf das Kostüm des Reiters werfen, so geschieht es, indem wir von vornherein auf

jede nähere und eingehende Schilderung desselben ausdrücklich verzichten. Eine derartige Arbeit würde die genaueste Darstellung des gesamten Rüstungswesens involviren, ein ungeheures Gebiet, das uns ganz von unserm eigentlichen Thema ablenken müste. Wir bemerken nur, dasz durch einen groszen Teil des Mittelalters für den Reiter normannische Ausrüstung und Bewaffnung maszgebend gewesen ist, die dann nach und nach und zwar zuerst um die Zeit der Kreuzzüge schwerer und vollständiger ward. Selbstverständlich stand sie mit dem Pferde und den durch ihr Gewicht so wesentlich bedingten Anforderungen an dasselbe in genauer Wechselbeziehung. Meyrik zufolge tritt im 13. und 14. Jarhundert häufig als Helmzierde der Rossschweif auf, wenigstens erscheint er auf Glasgemälden jener Zeit. — Ein interessantes Gesammtbild vornemer Reiterausrüstung, nicht zum Kriege, sondern zur heitern Falkenjagd, bietet die Darstellung „Kunig Chounrat des Jungen“ in der Manesischen Sammlung, also aus dem Ende des 13. Jarhunderts. Der lezte Hohenstaufe sizt hier auf einem weisz und grau gescheckten Ross, dessen Schweif in Höhe der Sprunggelenke grade verschnitten ist. Sein goldner Sattel ligt auf roter viereckiger Unterdecke; der spornlose Fusz ruht in einem Steigbügel von fast moderner Form, dessen Riemen auszerordentlich kurz sind. Der weisze mit gelbem Beschlage versehene Zaum ist mit goldnen Schellen besezt. Die Erscheinung seines Begleiters ist ser änlich, nur ist der Schweif des braunen Pferdes nicht glatt geschnitten. Sattel und Zaum sind schwarz und zeigen weder Unterdecke noch Schellen. Beide Rosse sind mit einfachen Trensen aufgezäumt.

Der Frauen gewönliches Reitkleid war die *Kappe* (die übrigens auch von Männern auf Reisen getragen wurde), ein mantelartiges Kurzgewand, welches Haupt, Schultern und Brust verhüllte und trefflichen Schuz gegen Sonne, Staub und Regen gab. Auch hieran wurde allerlei Verschwendung getriben, und auf dem schon oben erwänten Trierer Concil wurde z. B. den Nonnen verboten, keine allzulangen und gefältelten Reitkappen zu tragen.

Endlich verweilen wir noch einen Moment bei der Betrachtung der ritterlichen Fuszbekleidung, die, obgleich es scheint, dasz sie grade für den Reiter unwesentlich sei, doch eine grosze Rolle gespilt hat. — Die tolle Tracht der ungeheuren nach unten gebogenen Schnäbel an den Eisenschuhen war überhaupt nur zu Pferde denkbar. Kam es dazu, dasz Ritter absteigen und

zu Fusze fechten musten, so blib nichts übrig, als dise Schnäbel abzuschlagen. So geschah es z. B. bei Sempach und darum berichtet ein dise Schlacht feierndes Volkslied:

Von schuchen huwends dschnebel,
man het gefüllt zwee wagen.

Aber grade wegen ihrer Unbrauchbarkeit zu Fusz galten die metallenen Spizschuhe als ritterliches Abzeichen. Als Orendel von Trier im Bauernkleide mit den Sarazenen turnirte, konnte er die vorn zu breiten Schuhe nicht in den Steigbügel bringen; er zog sie also aus und warf sie weg, tadelte den Schuster, der sie so breit gemacht, entschuldigte ihn jedoch auch wider, da er ja nicht gewust habe, dasz sie ein Ritter tragen solle. Da sandte ihm Christus zwei goldene Spizschuhe, und als Orendel dise angelegt hatte, war er stolz und froh.

Ueber die ceremoniale Bedeutung der Sporen (ahd.: *sporo,* angelsächs.: *spura,* nord.: *spori*) haben wir schon eingehend gesprochen (vergl. Seite 53; ferner Band I, Seite 172 und 454). Der Knappe durfte höchstens silberne Sporen tragen; die goldenen waren ausgesprochenes Symbol der Ritterwürde. Was ihre Gestalt betrifft, so erscheinen sie bis zum 12. Jarhundert meist wie die unter den Reichskleinodien aufbewarten Goldsporen als kegelförmige einfache Stacheln, und erst im 13. Jarhundert treten die Rädersporen allgemein auf. Das Material der Sporen ist häufig vergoldetes Kupfer oder Bronze, und nicht selten findet man sie reich und prächtig ornamentirt, ja sogar mit Emaille ausgelegt. — Die Sporenstange ist anfangs kurz und wol auch leicht gebogen. Im 15. Jarhundert erscheinen aber ganz grade gestreckte von unglaublicher Länge. Das Stuttgarter Manuskript des „Schachzabelbuchs“ bringt z. B. das Bildnis eines Ritters, dessen Sporen mindestens siben Zoll lang sind. In der Beschreibung, welche die Ausrüstung schildert, werden sie trozdem nur ganz beiläufig aufgefürt:

Zwen Sporen, ein decki ysin
Der wisse es sol mit mesin
Im sein Ross verdecken sol.
Das sol sin geleret wol,
Dasz es sin willen tu.

5.

Ross und Reiter in Kunst und Wissenschaft.

Künstlerische Darstellungen.

Wir schlieszen unsere Betrachtung von „Ross und Reiter im Mittelalter“ mit einer Hindeutung auf die hier einschlagenden künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen diser Periode; beziehen uns jedoch natürlich auch hier nur auf deutsche Künstler und Gelerte, einschlieszlich der Niderländer.

Die deutschen malerischen Darstellungen des Pferdes sind bis zum Schlusse des in Rede stehenden Zeitalters durchweg von stereotyper Roheit, sowie vollständiger Verläugnung richtiger Verhältnisse, und so verdienen sie nur als Kostümdarstellungen und auch als solche vorsichtige Berücksichtigung, und da ihnen dise bereits geworden ist, so könnten sie hier gänzlich auszer Augen gelassen werden, wenn nicht noch die Epoche van Eyk's unserer Periode angehörte. In den Flügelbildern des Genter Altares aber (im Berliner Museum) zeigen die köstlichen, ruhig einherschreitenden Reitergestalten sowol der „Streiter Gottes“ als der „Gerechten Richter“ eine so eminente Naturempfindung, ein so genaues Detailstudium und so vil liebevolle Sorgfalt der Ausfürung, dasz wir von disen Gestalten gradezu das Auftreten von „Ross und Reiter“ in der wirklichen Malerei Deutschlands überhaupt datiren können.

In der Plastik gelangen „Ross und Reiter“ früher zu namhafter Bedeutung. Die auszerordentliche Gestaltenfülle, welche sich in der Ausschmückung geistlicher Bauwerke, namentlich des romanischen Styles, an Simsen und Säulenkapitälen entfaltete, hat auch Darstellungen des Rosses gezeitigt — freilich in bei weitem geringerer Zal als die viler anderer Tiere, weil das Ross dem christlichen Vorstellungskreise überhaupt antipathisch war. Der heilige Bernhard (1150), welcher gewaltig gegen den plastischen Luxus im Kloster Cluny eiferte, sagt u. A. in einem Briefe an Abt Wilhelm: „Was sollen im Klosterhofe vor den Augen der Leser oder der nachdenkenden Brüder jene lächerlichen Ungeheuer-

lichkeiten?... Zu was die unflätigen Affen, zu was die wütigen Löwen, zu was die gräulichen Centauren?... Da trägt ein Vih vorn ein Pferd und schleppt hinten eine halbe Zige; hier fürt ein gehörntes Tier das Hinterteil eines Pferdes!... Groszer Gott wenn man sich der Possen nicht schämt, warum scheut man nicht wenigstens die Unkosten!?" — Was die Kentauren betrifft, so sind sie vilmal an mittelalterlichen Kirchen dargestellt, wie sie in vollem Trabe, rückwärts gewandt, den Pfeil vom Bogen schnellen Sie versinnbildlichen den bösen Feind, welcher den Menschen zu zügelloser Begir, namentlich zum Ehebruche reizt, welche Sünde bei den alten Moralisten „Satanshengst" heist. — Auch der personifizirte Stolz erscheint in derartigen Darstellungen zu Pferde. (Kolloff.)

Mer in die Augen fallend und auch wirklich wichtiger als solche Reliefs sind die Reiterstatuen. — Es spricht sich keine geringe Achtung vor dem edlen Rosse darin aus, dasz man einen Fürsten oder Feldherrn, dem man eine besondere Ere erweisen will, ein für allemal auf's Pferd sèzt, das also mit ihm verherrlicht wird. Das älteste, einen deutschen Reiter darstellende Standbild war wol das des Gothenkönigs Theodorich, das ursprünglich zu Ravenna, später aber zu Achen vor der Pfalz Karl's des Groszen gestanden hat. Es rürte indes noch nicht von deutschen Händen, sondern jedenfalls von Byzantinern her. — Wie unternemungslustig sich jedoch schon das 13. Jarhundert in Deutschland selbst an die schwirige Aufgabe der Reiterstatue wagte, beweist das Standbild des heiligen Stefan an einem Pfeiler des Bamberger Doms. „Leicht und elastisch, aber mit ser kurzen Bügeln, also hochgezogenen Knieen, sizt der jugendliche Reiter in einem Sattel, der eine hohe Rücklene, sowie eine änliche Erhöhung über dem Wideriste zeigt. Der sichtbare Bügel ist eigentlich eine grosze Schleife. Das Pferd ist ein schwerer Gaul mit langem, eingekniffenem Schweif und einem Ramskopf. Das Detailstudium erscheint bis auf die groszen Hufeisen hinab ser tüchtig." (Lübke.) Und selbst zum Reiterstandbilde für den offenen Markt stig der küne Mut diser Epoche in der Figur Kaiser Otto's zu Magdeburg, dem ältesten Erendenkmal solcher Art in deutschen Landen. „Auch hier läst die lebensvolle Frische der Bewegung und der Ausdruck des Kopfes die mangelhafte Durchbildung vergessen." (Lübke.) — Ebenfalls eine freistehende Reiterstatue und zugleich eins der wichtigsten Werke mittelalterlicher Plastik überhaupt ist die Figur des heiligen Georg auf der

Terrasse, welche den St. Veitsdom zu Prag mit dem dritten Schlosshof des Hradschin verbindet. Dis Denkmal wurde auf Veranlassung Kaiser Karl's IV. im Jare 1373 von Martin und Georg von Clussenbach gegossen, ist in kaum zwei Drittel Lebensgrösze ausgefürt, entwickelt aber, überraschend keck aufgefast, das natürlichste Leben. Die jugendliche Gestalt, schön von Antliz und zierlich von Gliderbau, sprengt völlig gerüstet gegen den zu ihren Füszen ligenden Drachen und trifft ihn mit der Lanze. Lübke spricht sich ser anerkennend über die elastische Bewegung aus, mit welcher sich der jugendliche Ritter im Steigbügel hebt, und über das feurige Einhersprengen des Rosses, dessen Durchfürung zwar nicht felerfrei ist, aber doch von guten Naturstudien zeugt, und das durch Kreislinien auf seinem Körper als Apfelschimmel bezeichnet wird. — Bei einem groszen Turnier 1562 wurde das Denkmal durch die sich darauf stellenden Zuschauer zerbrochen; der Kaiser Ferdinand befal indesz die Widerherstellung, deren Spuren auch noch deutlich erkennbar sind.

Aus dem Beginn des 14. Jarhunderts sind die schlichten Figuren des heiligen Georg und St. Martin's (nach Anderen St. Mauritius) im inneren Hauptportal des Regensburger Doms nennenswert, und die gleichzeitigen Reiterstatuen derselben Heiligen an der Westfront des Baseler Doms dürften, obgleich sie nur klein sind und gewissermaszen zum architektonischen Schmucke des Baues gehören, doch wegen ihrer seltsamen, ser in die Augen fallenden Form zu den karakteristischsten Denkmalen jener Epoche zu zälen sein. Man möchte meinen, die kriegerischen Heiligen wären beiderorts wie Wächter an der Pforte des Heiligtums aufgestellt worden.

Aus dem 15. Jarhundert ist in der Reliefdarstellung des St. Georgskampfes am Westportal der Esslinger Liebfrauenkirche ebenfalls ein bedeutsames Denkmal überbliben, welches, in manchen Zügen an die Prager Statue erinnernd, den Ritter auf schwerem, aber feurig einhersprengendem Rosse darstellt, wie er mit mächtigem Stosze den Lindwurm erlegt. Das Ross ist gar nicht, der Heilige nur wenig bewaffnet; aber über sein Haupt hält ein Engel den schirmenden Helm.

Von den plastischen Goldschmidarbeiten diser Zeit ist das berümte „Goldne Rössel“ zu Alt-Oetting hervorzuheben. Es stellt eine Tempelnische dar, in welcher die Mutter Gottes tront, wärend vor ihr König Karl II. von Frankreich kniet. Unter diser Gruppe ist eine Halle, in welcher ein Diener mit dem „golden

Rössel" wartet, bis der König aufsteigen werde. Die Arbeit ist von ausgezeichneter Feinheit. Ludwig der Gebartete von Baiern brachte sie aus Paris mit und schenkte sie mit anderen Schäzen nach Ingolstadt, von wo sie später nach Alt-Oetting kam.

Als Nebenzweig der Relief-Plastik ist wol das Sigelwesen anzusehen, und da bieten uns die mittelalterlichen Reitersigel der Dynasten nicht uninteressante und karaktervolle Darstellungen. Gewappnet mit gezogenem Schwert sprengt der Sigelfürer im Wachsbilde einher und fürt das eigentliche Wappen im Schilde. Der Reiter sigelt also mit seinem und seines Rosses eigenem Bilde; daher der Ausdruck: *imagine sua signare.*

Hippologische Literatur.

Was endlich die hippologische Literatur des Mittelalters betrifft, so ist nicht zu läugnen, dasz dise dürftig war. Die Schriftsteller vom 10—13. Jarhundert bringen nichts Anderes, als Widerholungen eines Werkes des Apsyrtus von Prusa, der gegen Ende des 7. Jarhunderts Pferdearzt Konstantin's IV. gewesen war und namentlich über die Krankheiten des Pferdes geschriben hatte. Fridrich II. von Hohenstaufen, der selbst als Schriftsteller über Falkenbeize aufgetreten, veranlaszte endlich seinen Stallmeister Jordanus Rufus, ein Buch über Pferdezucht zu verfassen, und aus dem 15. Jarhundert existirt dann das Werk eines gewissen Albrecht, Kaiser Fridrich's Schmid und Marstaller von Konstantinopel, welches zulezt 1612 von einem Frankfurter Bürger, Wilhelm Hofmann, unter dem Titel:

> Hippopronia, das ist gründliche und ausfürliche Beschreibung von Art und Eygenschafft derer Pferdt durch Albrecht von Constantinopel, weiland des Römischen Kaysers Friedrich gewesener Hoffschmidt und Marstaller, jetzo aber durch einen fürtrefflichen Liebhaber der Reuterey an Tag geben

ser entstellt, in barbarischem Deutsch und abschreckender Ausstattung neu herausgegeben wurde.

III. Hauptabschnitt.

Sechzehntes Jarhundert.

Einleitung.

Alles in der Welt hat seine Zeit. Die des Rittertums lief ab, als nach Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen und nach der Entdeckung Amerikas für den ganzen abendländischen Völkerkreis eine Stunde weltbewegender Reformationen schlug, welche ihn aufrief, sich zunächst jene kunstvollen Werkzeuge zu schaffen, deren er für seinen neuen Beruf und zur Erfüllung seiner bis dahin noch kaum geanten Mission bedurfte. Wie bei so vilem Groszen und Tüchtigen gingen auch in diser Arbeit die Deutschen voran. Selbst ein Erzitaliener, Paulus Jovius, sagt 1550: „Es ist nit zu verwundern, dasz man sovil wunderbare Künstler und Handwerksleut aus Deutschland zu uns beruft, dieweil sie vorhin die ungebräuchliche, unerhörte, wunderbare kunst und instrument erfunden, die bücher zu trucken, dazu das erschröckenlich kriegsgeschütz und allerlei büchsen erdacht und zu uns gebracht haben“.

Aber troz überreicher Tätigkeit der Deutschen auf allen Gebieten religiöser, socialer und industrieller Reform vergaszen sie doch auch ihre alten Freuden und Freunde nicht, und namentlich das Pferd war weit entfernt davon, etwa weniger geliebt zu werden, seine grosze Rolle im Leben ausgespilt zu haben oder sie auch nur verkümmert zu sehen. Wie nach der Christianisirung Germaniens der deutsche Bauer die Namen seiner Götter am längsten in den Eigennamen festhielt, mit denen er seinen Rossen rief, so wurde noch zu Luther's Tagen der

arme Bauer Karsthans vom geistlichen Gericht mit einer schweren Geldstrafe belegt, weil ein Mönch angezeigt, dasz er sein schmuckes Füllen auf den Hals geküst. — Und neben diser alten Liebe trugen grade die neuen Erfindungen, wie die neuen Bedürfnisse der Reformationsperiode dazu bei, auch dem Rosse neue Banen der Fortentwicklung zu öffnen.

1.
Pferdezucht.

Neugestaltung des Bestandes.

Werfen wir einen Blick auf die Lage der deutschen Pferdezucht bei Beginne des 16. Jarhunderts. Da regten sich mannigfache Bestrebungen zu einer Neugestaltung und Vermerung des Bestandes. Die Entdeckung Amerikas hatte eine Steigerung des Handels und des Verkers zur Folge, bei welcher das Pferd als Transportmittel in erhöhtem Masze zur Anwendung kommen muste; das Auftreten gröszerer Reitermassen, namentlich in den Kriegen mit Frankreich, machte ebenfalls Verbreiterung und zugleich Veränderung der Zucht notwendig; endlich und vorzugsweise war es die Herrschaft Spaniens nicht nur über einen groszen Teil des damals rosseberümten Italiens, sondern über halb Europa, welche der Pferdezucht durch dominirende **Einfürung der spanischen Race** einen ganz und gar neuen und universellen Karakter aufprägte. Denn die Epoche dises spanischen Prinzipats bezeichnet den groszen Wendepunkt in der Geschichte der Pferdezucht, von welchem die Herrschaft des orientalischen Blutes in Europa datirt.

Spanien nämlich war schon zur Römerzeit seiner warscheinlich aus Phönizien stammenden Rosse wegen berümt. Martial spricht vom spanischen Pferde:

> Hic brevis ad numerum rapidos qui colligit ungues
> Venit ad auriferes gentibus Astur: equus.

Und ganz änlich rümt Claudian Asturien:

> Dives equis, frugum facilis, pretiosa metallis.

In fortdauerndem Verker mit der Nordküste Afrikas gebliben, hatte Spanien dann unter maurischer Herrschaft die unmittelbarste Einfürung orientalischer Schläge in seine Pferdezucht erfaren. Nicht zwar, dasz die gothisch-christliche Ritterschaft, welche die schwere Rüstung des ganzen Abendlandes trug, selbst die leichten Rosse der Berberei bestigen hätte; aber bei der vilfachen

Einfürung derselben für Damen-, für Jagd- und Tourenritte konnte eine wesentliche und einfluszreiche Blutvermischung nicht ausbleiben, und selbst die dextrarii, die Hauptrosse und Streithengste der kastilianischen Ritter sind sicherlich von orientalischem Blut beeinflust gewesen und verdankten ihm den hohen Rum, den sie wärend des ganzen Mittelalters genossen und der sich recht deutlich ausprägt in der schon früher (Seite 100) erläuterten Bezeichnung *kastellân* für „Streitross" überhaupt. — Doch nicht auf solchen Pferden beruht die Bedeutung der spanischen Zucht für das 16. Jarhundert, sondern auf den Jagd- und Reisepferden. Unter solchen nämlich hatte sich früh ein vortrefflicher Stamm gebildet, der mit dem arabischen Blute zunächst auch den arabischen Namen: *al faras* *), spanisch: *Alfaraz* übernam. Wie beliebt dise *farii equi* schon im frühen Mittelalter waren, bezeugt ein Schreiben Pabsts Johannis' VIII. an Alfons den Groszen von Kastilien, in dem es heist: „aliquantos utiles et optimos Mauriscos cum armis, quos Hispani *cavallos alpharaces* vocant, ad nos dirigere non omittatis". Man sieht also, dasz sogar der Pabst solchen leichten Rossen hold und keineswegs abgeneigt war, sich dergleichen schenken zu lassen. — Dise farii equi mögen den mitteleuropäischen Palefrois, den eigentlichen eleganten Reitpferden entsprochen haben. Vil geprisen und vil begert, wurde der Zucht diser leichten Pferde eine immer gesteigerte Aufmerksamkeit zugewendet und so bildete sich endlich jener Schlag heraus, der unter dem Namen der Gineten so hoch berümt geworden ist und sich über ganz Europa verbreitete. Zunächst gelangte er gewisz nach Italien, welches im 16. Jarhundert in so nahen und innigen Beziehungen zu Spanien stand und wo sich wol in einigen Landesteilen, wie nament-

*) *Fars* bezeichnet zunächst „Stute"; der allgemeinste arabische Name für Pferd ist *kheil;* der Hengst heist *hisan* (in Marokko *aud*), ein Füllen *mohrah* (Märhe). *Atik* ist arabisches Vollblut, was für so edel gilt, dasz der Teufel nie ein Zelt zu betreten wagt, in welchem sich ein Atik befindet. *Hedschin* ist ein gekreuztes Pferd, und dasselbe Wort wird auch von einem Menschen oder einem Kamel gebraucht, die einen arabischen Vater und eine fremde Mutter haben. *Berdhue* ist ein Saumpferd fremder Abstammung. — Die Beduinen nemen folgende siben Zuchtarten von Pferden an: 1) *Musalsal* mit schmalem Kamm, kurzgestifelt, rotängig, langgezogen, aber voll im Leibe; 2) *Haikali;* 3) *Scharthar;* 4) *Hareifisch*, in Syrien ser verbreitet; 5) *Tubal;* 6) *Dschidsch;* 7) *Kumeit*, braun mit schwarzen Flecken, kleinem Kopf, feinem Maul und weiszem Stern. Lieblingsfarben der Araber sind: kastanienbraun, grau, schwarzbraun und schwarz; der Profet soll Folgendes gesagt haben: „Die besten Rosse sind schwarz mit weiszer Stirn und weiszer Oberlippe; disen zunächst kommt ein schwarzes Pferd mit weiszem Stern und drei weiszen Strümpfen, dann ein Brauner mit denselben Abzeichen." Nach derselben Autorität ist ein *schikal*, d. h. ein Pferd, dessen rechter Vorder- und linker Hinterfusz weisz sind, schlecht. (Tyrrhit Drake.) (Vergleiche Band I, Seite 48.)

lich in dem so lange sarazenischen Sicilien, auch ein änlicher Prozesz wie in Kastilien vollzogen haben mochte, indem man die Vilanos, die einheimischen Landpferde, mit Berberblut gepart. Die Zucht italienischer Ginetten verbreitete sich dann mit groszer Schnelligkeit über die ganze Halbinsel und wurde zumal in der Lombardei mit groszem Eifer und bedeutendem Erfolge betriben. Von hier aus gelangte sie nach Deutschland, das ja in vilen Kulturbeziehungen auf das Italien der Renaissance als auf ein glänzendes Vorbild blickte, und diser Schlag der Ginetten bürgerte sich um so schneller ein, als er gleichzeitig auch von den Spaniern direct nach Deutschland gebracht wurde, wo sie, zumal im Süden unter Karl V. so groszen Einflusz ausübten.*)

Beinahe wie „ein protestantischer Protest“ gegen den Romanismus auf dem den Streitfragen jener groszen Zeit sonst so fern ligenden hippologischen Gebiet lassen sich gleichzeitig im Nordwesten Deutschlands **die ersten Spuren englischen Einflusses** erkennen. England war, wie wir oben (vergl. S. 17) erwänt haben, im frühen Mittelalter ser arm an guten Pferden, und was sich etwa darin bis zu den Zeiten Richard's Löwenherz verbessert haben mochte, das war im Sturm der Kreuzzüge untergegangen, one dasz dise bei ihrem unglücklichen Ausgange durch Einfürung orientalischen Blutes einen Ersaz gegeben hätten. Der Beginn sorgfältiger Zucht in England fällt in die Regierungszeit des Königs Johann, der namentlich flandrische Pferde einfürte, um dem Bedürfnis der Ritterschaft gemäsz den einheimischen Ponyschlag zu stärken und zu kräftigen. Noch höheren Aufschwung nam dann die Zucht unter Heinrich II. (1154—1189). Auch er fürte vil fremdes Blut ein; dasz dis aber die ursprüngliche Race nicht zur eigentlich schweren machte, beweist schon der Umstand, dasz bereits zu seinen Zeiten die Wettrennen von Smithfield als Wertmesser für Pferdetüchtigkeit galten und, Fitzstephen zufolge, schon damals den Bürgern von London groszes Vergnügen gewärten. — Ein Edict Richard's II. (1377—1399), welches Regulirung der Pferdepreise betrifft, zeigt dann, dasz Linkolnshire, Cambridgeshire und das Nord- und Ostriding von Yorkshire jenerzeit, wie auch jezt noch, für die vorzüglichsten Pferdedistrikte gal-

*) Das spanische Wort *Ginete* (Ital.: *ginetto*, mhdtsch.: *gênit*, franz.: *genet*), d. i. ein leichtes feines Kavalleriepferd, aber auch ein leichter Reiter, stammt warscheinlich vom griechischen *γυμνητης* = leichter Krieger und somit aus der Zeit griechischer Herrschaft in Spanien. Villeicht wäre es auch von *ginnus* = Maulesel abzuleiten; doch gehen die spanischen Erklärer stets vom Reiter, nicht vom Tiere aus.

ten. — Vil von disem gehobenen Bestande ist gewisz in den Kriegen der beiden Rosen untergegangen; aber unter Heinrich VIII. (1509—1547) geschahen abermals energische Schritte zur Regeneration, wie sie gleich kräftig und consequent in Deutschland schon wegen der politischen Zersplitterung kaum möglich waren. Heinrich traf nämlich einige Einrichtungen, welche gewissermaszen als Landgestüte bezeichnet werden können und gab manchen Befel, der die Steigerung des Bestandes zum Zile hatte. So verlangte er, dasz der Adel in seinen Parks, die Gemeinden auf ihren Communalwisen Zuchtstuten hielten und gebot u. A., dasz jeder Geistliche, dessen Frau eine französische Haube oder eine Sammetmüze trage, auch einen Reithengst halten müsse. Durch alle solche Maszregeln hob sich die Zucht auf dem Lande, und die erzilten Rosse wurden gut, one schwer zu sein. Dis geht auch aus der Art hervor, in welcher Jarvis im Jare 1559, ein Jar nach der Tronbesteigung Elisabet's, sich über Gestalt und Leistungen der englischen Pferde in einem besonderen Buche ausspricht, und es erhellt nicht minder aus den Bemerkungen Rathgeb's aus der Zeit der lezten Regierungsjare jener Königin. Denn Rathgeb berichtet in seiner „Badenfart“: „Von Rossen hat England allerdings ser vil, die doch niderträchtig und klein, aber gantz gäng, mehrenteils herrliche gute Zelter und verschnitten. Es wird auch von der Königin ohne Paszport niemandts gestattet, solche Pferdt auszerhalb des Königreichs zu verführen.“ In alle dem erkennt man Sorgfalt und Consequenz und begreift, dasz man deutscherseits um so mer Neigung zeigte, zur Bereicherung des eigenen Bestandes auch gelegentlich nach England hinüberzugreifen, als dis eben, grade wie Spanien, just das besasz, was Deutschland brauchte. — Es ist also im Norden wie im Süden der reformirende Geist der Epoche zu erkennen, und beiderorts wirkt derselbe, dem Bedürfnis der Zeit entsprechend, für Kreuzung mit fremdem Blut und Herstellung leichterer Schläge.

Wie durchgreifend die Veränderung war, beweist der Umstand, dasz Kenner gegen Ende des Jarhunderts schon zu klagen beginnen über die zu weit gehende Kreuzung mit fremden Pferden. Ein Frankfurter Hippologe von 1584 meint z. B.: „Zu vnser jetzigen Zeiten haben wir im Brauch: Spanische, Sardin'sche, Friesische, Flemmische, Barbarische, Türkische, Neapolitanische, Italienische, in gemein Abruzzische, Römische vnd Mantuanische Pferde zu halten... vnd haben wir schier kein recht wissen mehr,

wesz Lands-arth ein Pferdt sey, weil sie alle fast bastardiert sein.“ — Sonderbar macht es sich, hier neben lauter südlichen Rassen auf einmal „friesische und flemmische“ Pferde genannt zu hören; aber in der Tat hatte damals der Westen den Vorrang in der gesammten deutschen Pferdezucht. Wenn derselbe Verfasser trozdem meint: „dasz die niderländischen vnd teutschen Rosse ob allen anderen die minder beherzhafftesten auch gleichsam die fäulesten seien, obgleich sie arbeytsam seindt,“ so stimmt dem Fugger nicht ganz bei, ist vilmer der Ansicht, dasz wenn man die deutschen Pferde nicht so fürchterlich und erbärmlich prügeln würde, so könnten sie sich genau so gut entwickeln, als die Rosse des Südens. „Dann ich hab in Italia auch Niderländische Pferdt ersehen, die man wol vmb 400 Kronen hat verkaufft, als eben die Neapolitaner.“

Fugger schildert die Pferde diser seiner Zeit wie folgt: „Die Friesen sind grosz, stark, dauerhaft, rauh von Schenkeln; die Flandern und Holländer schön von Figur, doch weich; das Bergische Pferdt vnd demnächst die von Geldern vnd Westfalen werden als die besten Deutschlands berühmt. Sie sind leichter von Schenkel, schöner von Kopf vnd Hals, denn alle übrigen.“ — Wie anders sieht das heutzutage aus! Ist doch das bergische Tier nur noch vor dem Kolenkarren zu verwenden, wärend die damals fast unbeachteten baltischen Rosse, die Preuszen, Mecklenburger und Holsteiner an die erste Stelle gerückt sind. Und dennoch stammt ihre Tüchtigkeit ursprünglich grade aus diser Reformationsperiode; denn in der zweiten Hälfte des 16. Jarhunderts entstanden auf den Rittergütern **Schleswig-Holsteins** Gestüte, welche durch die Einfürung dänischer und spanischer Hengste Rosse von bedeutender Grösze mit feinem Ramskopf und trefflichen Glidern erzeugten, die den Ruf der Pferde von Dütteball, Mönchsneverstorf und Wolfshagen binnen Kurzem über ganz Deutschland verbreiteten. Zur selben Zeit geschah es, dasz Johann Albrecht I. in **Mecklenburg** seine groszen Landgestüte anlegte, in denen der herrliche Stamm der berümten alten mecklenburger Race erwuchs.

Eine besonders interessante Stellung aber nimmt **Preuszen** ein. Hier ist die Pferdezucht von uralter Bedeutung. Im Leben der heidnischen Preuszen und Litauer spilt dasz Ross eine Rolle, wie fast bei keinem andern Volke der Welt. Mit Recht sagt Latham in seinem Werk: „The Nationalities of Europa“: „The horse, which is allways called by its poetical name: *zirgus* rather

than by its ordinary name: *arklys*, appears in almost all the Lithuanian songs.“ Dise poetische Bedeutsamkeit war sicherlich dadurch verstärkt, dasz das litauische und preuszische Pferd nicht nur als Haustier diente, sondern zum Wildbann gehörte und ein jagdbares Tier war. *Paustocaican* (wörtlich Wildnisbrauner) nannten die Preuszen dise, im Mittelhochdeutschen als „wiltpferte“ bezeichneten Rosse: kleine zähe Geschöpfe, die oft nur um ihrer Haut willen gejagt wurden, die aber, gezämt und zugeritten, sich auszerordentlich tüchtig erwisen. Als Haustiere erhielten sie die Bezeichnung *Sweykis* (d. i. Arbeitspferd), und mit disem Namen wurden zur Zeit des deutschen Ordens alle zamen einheimischen Rosse bezeichnet.*) — Der Orden konnte natürlich dise Tiere für seine schwergeharnischte Ritterschaft nicht unmittelbar verwerten, und seine statskluge Verwaltung hat daher sofort eifrige Anstrengungen gemacht, durch Einfürung fremden, zumal wol deutschen Blutes den leichten Schlag zu heben und zu kräftigen. In den Uebergabeprotokollen der einzelnen Ordensämter, welche aus der zweiten Hälfte des 14. und der ersten des 15. Jarhunderts erhalten sind, wird die Pferdezucht der Ordenshöfe oft erwänt. „Ein bloszer Zufall ist es,“ sagt Töppen, „dasz sich von den Gestüten in Polen um 1300, von dem Gestüt des Groszfürsten von Litauen zu Kowno um 1367 und von einem Gestüt in Samaiten um 1379 ältere Nachrichten erhalten haben, als von Gestüten des deutschen Ordens, die ihnen warscheinlich zum Vorbilde gedient haben.“ Wird doch eine pastura equorum des Ordens auf dem

*) Töppen stellt nach einem Vocabular der altpreuszischen Sprache aus dem 15. Jarhundert folgende deutsche und altpreuszische Ausdrücke neben einander:

ros	*russis*,	junge kobel	*rapeno*,
hengest	*sirgis*	ezel	*asilis*,
keynhengest (??)	*sweriapis*,	muel	*weloblundis*,
pfluspfert	*sweykis*,	vole	*maldian*,
kobele	*kaywe*,	czeldenpfert	*wilenikis*,
volle	*arwaykis*,	pferd	*kamnet*.

Die meisten diser Ausdrücke sind in anderen Sprachen schwer nachzuweisen. *Russis* und *asilis* freilich entsprechen unsrem „Ross“ und „Esel“; *weloblundis* bezeichnet in wenig veränderter Form den Litauern und Slaven das Kamel; *kamnet* klingt an das altböhmische „komon“ an; *kaywe* ist villeicht mit „kobel“ (vergl. Band I, S. 22) wie der Bedeutung, so auch dem Stamme nach zusammenzustellen; *sweykis* erinnert an die oberdeutsche Hengstbezeichnung „Schwaiger“ (vergl. Band I, S. 20). Der Ausdruck „keynhengest“ als deutsche Uebersezung von *sweriapis* ist uns so rätselhaft wie Töppen Möglicherweise ist er eine Entstellung von *kaywehengst*, sodasz es „Stuthengst“ bedeutete. — Der im Text erwänte Ausdruck: *paustocaican* (von „paustre“ = Wildnis, und „caican“ = braun) erscheint mitten unter den wilden Tieren unter Auern, Hirschen, Rehen und Bären: ein Beweis, dasz dise Rosse durchaus zum eigentlichen Wildprät gerechnet wurden.

„heiligen Felde“ in Nordwest-Samland schon um 1322 erwänt. Die wichtigsten Gestüte des Ordens, welche dann späterhin genannt werden, sind die folgenden: Im Samlande: *Lochstedt*, *Insterburg* und *Tapiau;* im Königsberger Gebiet: *Heiligenfelde* (später *Grünhof*), *Capore* und *Galgarben*. Die Komturei Ragnit hatte zu *Labiau* ein Gestüt, die Komturei Brandenburg zu *Kaye* und *„Kobbelbude“*, die Komturei Balga zu *Pellen*, *Biester* und *Pr. Eilau*. In der Komturei Elbing gab es Gestüte zu *Drausenhof*, *Neuhof* und *Weskenhof*. Auch die Pferdezucht der Komturei Christburg war bedeutend; das vornemste Gestüt lag zu *Morteck*. Im Culmerlande werden Stutereien zu *Kolling*, *Sauerteig*, *Poswisdorf* und *Semen* genannt. Das Haupthaus Marienburg hatte Gestüte zu *Löske*, *Lesewitz*, *Montau* u. a. In den westlichen Gebieten war die Zucht verhältnismäszig unbedeutend. (Töppen.) — Jede Gelegenheit ergriffen die Ritter, um edles Blut starker Schläge zu erhalten. So liesz ihnen z. B. Herzog Otto von Braunschweig, welcher um 1289 zum Kampf gegen die Heiden nach Preuszen gekommen war, bei der Heimker seine Rosse zurück, vermutlich als Zuchthengste. Denn der Pferdebedarf des Ordens war ein ser bedeutender. Nach den überblibenen Registern berechnet Töppen, dasz man allein in den Conventsställen in guten Zeiten 2250, in schlechten 1500 auserlesene grosze Pferde hielt, wobei er den urkundlich feststehenden Bestand des Convents von Königsberg mit 100—150 Rossen zu Grunde legt und die doppelte Anzal für den Convent von Marienburg, die zwölffache für alle anderen Convente in Preuszen, Culmerland und Pommerellen ansezt. Dazu kam nun der reiche Pferdebestand in den Ställen der Komture und der bei den Ordenshäusern gelegenen Karwanshöfe (Vorwerke). In denen der Komture, sowie der selbstwirthschaftenden Gebietiger, Vögte und Pfleger standen die Beschäler für die Gestüte jedes Gebiets. Ebenda waren die Reitpferde der Gebietiger und die Rosse der deutschen Knechte und der Withinger (der preuszischen Diener) aufgestellt, und es scheint, als wenn die deutschen Knechte schwere, die Withinger leichte einheimische Pferde geritten hätten. Denn neben der Sorge um Streitrosse versäumten die Deutschherren keineswegs die Pflege der kleinen einheimischen Zucht, welche sie für Zwecke der Wirtschaft und des Verkers, sowie für ihre leichte Reiterei unter dem Turkopolier (vergl. Seite 86) ganz vortrefflich brauchen konnten. Daher lassen sich denn in den schon erwänten

Uebergangsprotokollen „grosze stut“ und „kleine stut“ unterscheiden, Bezeichnungen, welche sich nicht etwa auf die Dimensionen der Anstalt, sondern, wie es aus dem Zusammenhange der betreffenden Stellen deutlich erhellt, auf die Grösze der darin gezogenen Tiere bezieht. Die Rosse der kleinen einheimischen Zucht, die Sweiken, werden auszerordentlich oft erwänt: *Reitsweiken, Pflugsweiken, Briefsweiken, ziehende Sweiken, Fischsweiken, Waldsweiken, Karwansweiken, Trollesweiken, Strandsweiken* und *Hofsweiken* werden genannt, und die Mannigfaltigkeit diser Ausdrücke deutet auf die vilfache Art ihrer Anwendung wie ihrer Unterbringung. So kam es, dasz, als nun zu Anfang des 16. Jarhunderts sich ein allgemeines Verlangen nach leichten Pferden in der Welt kundgab, Preuszen einen groszen Vorsprung hatte und der neue Herzog Albrecht von den deutschen Fürsten oft um seine vorzüglichen Jagdpferde angegangen wurde, wärend er seinerseits Tiere aus Friesland und Sachsen bezog, um auch die schwerere Rasse, welche der Orden mit so vil Mühe gezogen, nicht ganz aussterben zu lassen. — Uebrigens gab es auch im 16. Jarhundert noch immer wilde Pferde in Preuszen. Münster sagt in seiner Cosmographie: „habet quoque haec regio multos *silvestres equos*, qui domesticis similes sunt, sed habent dorsum molle, in quo nihil ferre possunt (einen weichen Rücken, der nichts aushalten kann), quin nec cicurari valent; eduntur tamen pro carne ferina,“ und Andreas Scheibergius berichtet von ihnen: „Dise wilden Pferde gehören zur hohen Jagd der Prinzen von Preuszen; sie sehen den zamen Pferden änlich, sind aber mausfalb mit schwarzem Alstreif und schwarzer Mäne. Nicht ser sezt sie der Anblick des Menschen in Furcht; aber unsäglich ungestüm und heftig geberden sie sich, sobald jemand den Versuch macht, sie zu besteigen. Sie werden gleich anderem Wild für die Tafel benüzt.“ — Wir lassen es dahingestellt, in wieweit dise Schilderungen zutreffen; auf alle Fälle aber boten solche Wildbanen wie die der Pferdezucht so ser zusagenden groszen Weidegründe Ostpreuszens eine Grundlage von seltener Trefflichkeit, auf der ja dann auch mit Einsicht, Energie und Consequenz zu den schönsten Zilen fortgebaut wurde.

Die Bestrebungen des deutschen Nordostens stehen aber nicht allein, sondern mit dem Erlöschen des abgeschlossenen Reiterstandes traten allentalben Einrichtungen zur Verbesserung und Verallgemeinerung des Pferdegebrauchs in's Leben, und ganz vorzugsweise arbeitete man überall auf Erleichterung des Schla-

ges hin, da die schwerfälligen Hauptrosse der Ritter überflüssig geworden waren. Damit begann denn ein Nivelliren der schroffen Unterschiede der Pferde, und dise Demokratisirung der Rasse ging so unglaublich schnell, dasz schon 1539 kein gutes Turnierpferd für Georg Albrecht von Preuszen mer aufzutreiben war.

Bei Einrichtung von Stutereien im neueren Sinne gingen übrigens dieselben Landschaften voran, die sich schon in deutscher Urzeit eines hervorragenden Rufes ihrer Pferdezucht erfreut, nämlich die **türingischen und sächsischen Gaue.** Bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jarhunderts bestanden zu *Georgenthal* Gestüte; 1510 werden die von *Blesern* und *Seyda* genannt; und kurze Zeit darauf legte Kurfürst August von Sachsen die Stuterei von *Torgau* an, welches sich durch Kurfürst Christian I., der die trefflichsten spanischen Springhengste einfürte, zu hervorragender Stellung erhob. Im Meiningischen errichteten die Grafen von Henneberg die Stuterei zu *Masfeld.*

Ser einfluszreich waren in **Westdeutschland** one Frage die vilen „wilden Gestüte“ in Westfalen, Lippe, Berg und Geldern, von denen das schon im 15. Jarhundert berümte *Senner*-Gestüt, das der *Davert*, sowie des *Emscher-*, *Duisburger-* und *Meerfelder-Bruches* am bekanntesten waren. Der dort gezogene Schlag war klein, aber zäh und wurde durch Kreuzung mit spanischen Hengsten häufig zu ganz ausgezeichneten Reittieren gesteigert.

Ansenlich waren die Gestüte der **Pfalz.** Ein dortiger Bericht an den Kurfürsten von 1594 hebt hervor, „dasz auch schon unter den Vorfaren des Allergnädigsten Herrn vier unterschiedliche Gestüte gehalten worden,“ und beschreibt sodann ein wildes Gestüt auf dem *Otterberg*, eins, das, mit der Hofhaltung verbunden, „*auf den fünf Höfen*“ zur Versorgung des „Mar- und Wagenstalles“ eingerichtet war, ferner ein kleines „*Welsches Gestüt*“ von neapolitanischen Pferden, „wie solche auch sonst an etlichen Orten in Teutschland und fürnemlich in den Kaiserlichen, Churfürstlichen und Fürstlichen Gestüten erzogen würden,“ und endlich ein Gestüt „*auf der Rehhütte*“, das mit starken friesischen Pferden versehen war. In allen vier Stutereien zusammen fanden sich sechshundert Stuten. — Interessant ist in disem Berichte die Beschreibung jenes wilden Gestüts, das neun bis zehn Meilen im Umfange hatte und zum Teil dem Gebirge angehörte. Der Bericht erzält, wie sich stets Kuppeln von 10—12 Stuten nebst den Füllen zusammenhielten und „wie oft die Hengste einen

starken Kampf mit einander zu halten pflegen, wobei es sich ergiebt, dasz ein Hengst, der gänzlich überwunden, gleichsam als schäme er sich, nicht wieder zu seiner Koppel zurückkert".

Württemberg, wo, wie wir früher bereits erwänt, schon seit Otto's I. Son ein *Stut-garten* blühte, erfreute sich bis gegen Ende des Mittelalters einer guten Zucht. In der ersten Hälfte des 16. Jarhunderts jedoch fand man tüchtige Tiere nur noch selten, und Herzog Ulrich klagte 1537, dasz im ganzen Lande nichts Taugliches an Jagdpferden zu erhalten sei, wärend doch die Pferde der nahegelegenen Pfalz in so gutem Rufe stünden. Fünfundzwanzig Jare später hatte indes ein von Herzog Christoph angelegtes Landgestüt schon so ausgezeichnet gewirkt, dasz die württembergische Regierung 1566 verordnete, die Pferde zum Nachteil der Ochsen nicht zu ser zu vermeren, und dasz sich nach Begründung des trefflichen Gestütes zu *Marbach* 1575, in welches Herzog Ludwig edle Hengste aus den verschiedensten Ländern einfürte, die Race dergestalt veredelte, dasz zwei von Fridrich von Württemberg 1604 an König James von England geschenkte Pferde in London groszes Aufsehen wegen ihrer Schönheit machten.

Baiern zeichnet sich um dise Zeit wie Württemberg durch die ersten tastendem Versuche zu Landgestüten aus. Herzog Albrecht I. nämlich liesz um 1553 Hengste aufkaufen und auf die Klöster verteilen, nicht nur, um die dortigen Stutereien zu versehen, sondern auch um die Stuten der Bauern zu decken.

Von **Oesterreich** ist nichts Hervorragendes zu melden, obgleich Kaiser Rudolf II. bekanntlich persönlich ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war und um der Rosse, wie um der Sterne und der Retorten willen das Regieren des heiligen Römischen Reiches arg in's Stocken geraten liesz. Wenn er sonst nirgends zu finden war — in seinem Marstalle traf man ihn gewisz.

Pferdepreise.

Was die Preisverhältnisse anbetrifft, so klagte man im 16. Jarhundert grade so wie heute darüber, dasz gute Pferde doch allzu teuer seien. Marx Fugger schon seufzt: „Wenn man vmb 1550 eins der besten neapolitanischen Pferde vmb hundert Kronen, das beste spanische Ross vmb zweihundert Ducaten

kaufte, so muste man zwanzig Jare später für beträchtlich schlechtere Tiere je vierhundert Kronen vnd sechshundert Ducaten geben". — Er bedenkt dabei wol nicht, dasz grade damals der grosze Zufluss edler Metalle aus Südamerika den Preis des Geldes in einer Weise herabgedrückt hatte, wie die Weltgeschichte ein zweites Beispiel wol erst im 19. Jarhundert geboten hat. Und in sofern waren die Verhältnisse vor dreihundert Jaren allerdings noch günstigere als jezt, weil sich die Geldentwertung damals ser langsam, je nach den Handelsverbindungen, über Europa verbreitete und die Waren in Deutschland noch den alten Preis kosteten, wärend sie in Spanien schon das Doppelte galten. — 1553 erhandelte Fugger zu Madrid zwei Schimmel, jeden zu 300 Ducaten, und einen noch nicht vierjärigen Kastanienbraunen, für den er nachmals den Preis von 1000 Ducaten ausgeschlagen. Einen apfelgrauen dänischen Klepper, der, wie er sagt, in Deutschland etwa 60 Taler gegolten hätte, sah er in Spanien um 300 Ducaten verkaufen, und 1575 wurde ihm eine gelbe türkische Stute, welche ein Jar zuvor Heinrich III. auf seiner Flucht aus Polen geritten hatte, um 2000 Goldkronen zum Kauf angeboten. — Ein Agent, welchen Herzog Fridrich I. von Württemberg 1595 nach London gesendet, hatte u. A. den Auftrag, ihm edle englische Pferde zu kaufen. Aber sie waren dem wackern Breuning zu „theuer und werth" für seinen Herrn. Für eines forderte man 36, für ein anderes 23 Pfund, sodasz er „gleichsam froh war, an lezterem einigen Fehler zu entdecken, über welchem sich der Handel zerschlug". Grade wie Fugger klagt Breuning, dasz man „alles mit doppeltem Gellt bezahlen" solle; denn eben das langsame Fortschreiten der Geldentwertung liesz die örtlichen Gegensäze auf's Schärfste hervortreten; wärend in unseren Tagen von 1840—1870 in ganz Europa die Pferdepreise nahezu verdoppelt wurden. — Daher erklärt es sich auch jenen hohen Preisen gegenüber ganz wol, wenn es in Johann-Georg's von Brandenburg „Artikuln über die neubestallte Adelsbursch" 1596 heist: „Da einem in unsrem Dienst ohne seine Verwahrlosung ein Pferd umbfallen, verderben oder sterben sollte, wollen wir ihm, damit er sich wieder beritten machen kann — 15 Thaler zur Beisteuer reichen". — Dasz dise Beisteuer jedoch sogar für den damaligen Geldwert in Norddeutschland eine ser geringe war, geht aus Notizen in des Ritters Hans von Schweinichen Autobiographie hervor, der merfach für seinen verschuldeten Herrn, den Herzog Heinrich von Breslau, Pferdeverkäufe zu arrangiren

hatte. Einmal freilich verkauft er an einen preuszischen Edelmann zwei gerüstete Pferde um 80 Taler. Bei der Auspfändung von des Herzogs Habe in Köln meint aber Hans, es seien Rosse darunter gewesen, welche in Schlesien 200 Taler gegolten hätten, und doch seien 14 schöne Gäule nur zu 2000 Taler angeschlagen worden. — 1576 erhielt der Herzog einen Rappen vom dänischen Könige zum Geschenke, den der Ritter auf 100 Gulden schäzt. — 1589 nimmt Schweinichen zu Prag gegen versezte Kleinodien des Herzogs ein Ross um 400 Taler an; 1581 wird dagegen der Tod eines Gauls beklagt, der 120 Taler gekostet hatte. — Man sieht, dasz sowol die höchsten als die nidrigsten Preise vorkommen und dasz es schwer wird, aus so entlegenen Posten ein arithmetisches Mittel zu ziehen.

2.

Kriegerisches Reitertum.

Neugestaltung des Reiterwesens.

Die ritterliche Lanze hatte aufgehört die Schlachten zu entscheiden: Arkebuse und Kartaune begannen die Oberstimmen im Gefechte zu singen; an Stelle adliger Vassallenhere traten die Haufen der Landsknechte, und die Edlen selbst machten Mine vom Rosse zu steigen und dem Fänlein der Fuszknechte voranzuschreiten. Wie immer, wo es Reformation und Fortschritt gilt, schritten die Hohenzollern in vorderster Reihe. Zwei von ihnen waren die ersten, welche den exclusiven Reiterhochmut ablegten und Landsknecht-Bewerung und Brauch selbstübend weiter bildeten. An dem blutigen und glorreichen Tage von Guinegate (1479) stand Graf Albrecht von Hohenzollern mit hunderten von Adligen unter dem Fuszvolk dem Erzherzoge zur Seite, als die Adelsfanen flohen, und staunend gesteht der französische Geschichtsschreiber Philippe de Commines, dasz Frankreichs stolze Hommes d'armes dem so gefürten deutschen Fuszvolk nicht Stand halten konnten. Einen anderen Hohenzoller, den wackeren Verteidiger Pavias gegen François I., den Grafen Eitel Fridrich, sah man in den schwülen Tagen, da Brügges trozige Zünfte auf Gewalt sannen, „dasz er auf dem Markte etliche niderländische Edelleute unterwis, wie sie mit Geschick den Spiesz gebrauchen könnten.“ Das Neue reizte die Hochgeborenen zur Nachamung; und sie mochten sich immerhin im wackren Fuszgefechte hervortun und die natürlichste Kampfart des Menschen zu stralenden Eren widergebären helfen — dasz das deutsche Reitertum darunter leide, dazu war noch nicht die Zeit gekommen. Regeneriren aber, das muste es sich freilich, und dieselben tiefliegenden Gründe, welche die Söldnergesellschaften zu Fusz unter unabhängigen Obersten hervorgerufen, die wirkten im Laufe des 16. Jarhunderts auch dahin, eine neue deutsche Reiterei zu bilden und bald den Adel mit seinen unzweckmäszigen Waffen als werständische Masse zu verdrängen. — Die Scheu vor den „langen

Spieszen“ der Knechte und dem „Gepölder“ des Feuergewers, das, wie Ritter Göz gesteht, „nicht jeglicher leiden mochte“, gab, nach Barthold's Bericht, die altfränkischen Eisenmänner oft schon im ersten Viertel des 16. Jarhunderts dem Spotte mutwilliger Hakenknechte preis. Wenn jene so gepuzt, feierlich und langsam daher rückten, fragten dise wol die Geharnischten, ob villeicht heute Festtag wäre? lobten die steifen, mageren Streithengste als stattliche Füllen. Solche Schmach musten die Rittersleute verschlucken, weil das Recht des Krieges sichtlich auf den angeblasenen Lunten der Hakenschützen beruhte. — Hier muste also Rat geschafft werden! Noch als römischer König errichtete Max I., der lezte Ritter, nach dem Vorbilde der französischen Gens d'armes eine besoldete Reitertruppe aus dem österreichischen Adel, die das Muster für alle derartigen Formationen im deutschen Reiche wurde. Jeder adlige „Kyrisser“ hatte in disen Reiterfanen einige leichte Reiter als Begleiter und Diener bei sich, sodasz in diser Beziehung die alte „Lanze“ noch immer Grundlage der inneren Organisation blib. Auszerdem aber gehörte zu jeder Reiterfane eine sogenannte „Rennfane“ von 200 einspännigen Knechten, die keinen vollen Harnisch trugen nnd mit leichten Spieszen bewaffnet waren. In diser Einrichtung tritt die allgemeine Neigung der Zeit zur Aufstellung leichter Kavallerie deutlich hervor, und zwar ist es warscheinlich das unmittelbare Vorbild der spanischen Gineten, welche ebenfalls kurze Spiesze trugen, das hiebei für Max leitend war. Zur selben Zeit, als dann Frundsberg den Landsknechten ihre berümte Organisation verlieh, ordnete der württembergische Ritter Löffelholz die bayrischen Reiter in einer Gestaltung, die der neuen Taktik entsprach. (Barthold.) Bei Aufstellung diser Reiterei konnte, das lag in der Natur der Dinge, so hönisch und anmaszungsvoll auch der Adel darüber murrte, die adlige Geburt nicht mer in Anschlag kommen; es muste sich endlich unter dem Drange der Umstände die Tatsache vollziehen, dasz auch der Reiterdienst, wie der der Landsknechte, sich in eine auf gewisse Zeit bestehende Soldatenrepublik umbildete. Liesz sich auch wol eine gute Zal ritterbürtiger, einspänniger Knechte unter dem Regimente „mustern,“ so war doch die Merzal niderer Herkunft. — Bei den Werbungen von Reitern, welche zumeist ein Fürst oder Edelmann als Entrepreneur für einen Kriegsherrn unternam, galt als Regel, dasz die ganze verabredete Zal vollständig beritten und bewaffnet gestellt wurde. Selbst das Futter musten sich die Geworbenen selbst beschaffen. Es läst sich annemen, dasz die Ausrüstung mit Pferd und Waffe

nur zum Teil von den einzelnen Reitern ausging, meist wurde sie wol von Zwischencontrahenten, deren jeder mere Reiter stellte, bewirkt. Er machte sie dann aus seinem Stall oder durch Kauf beritten, zu dem er meist in der Nähe seines Wonsizes Gelegenheit gefunden haben dürfte, sodasz kaum zu bezweifeln ist, dasz wärend dises Systems der Heresbildung die Pferde vorzugsweise aus der Heimat des Reiters oder wenigstens jener Zwischenunternemer stammten. Eine Remontirung in Massen aus bestimmten Gegenden lediglich für den Kriegszweck hat damals noch nicht stattgefunden, wol aber mochte eine partielle Uebersidlung tüchtiger Pferde aus solchen Gegenden, wo die Zucht stärker betriben wurde in die mer consumirenden durch die Rosskämme stattfinden, worauf die mannigfachen Ausfurverbote der einzelnen deutschen Fürsten ser entschieden schlieszen lassen. (E. O. Mentzel.) Der *Feldmarschalk*, wie zum Unterschied von den Landsknechtobersten der Fürer eines Regimentes deutscher Reisige anfangs oft genannt wurde, bestellte meist aus seiner Wal Rittmeister und Hauptleute, zumal wenn er, wie gewönlich, selbst der Unternemer war. — Gliderung von oben her trat ein in: Marschalk, Hauptleute, (Rittmeister) reisige Knechte. Es wurden Schultheiszen, Profose, Kaplane, Nachrichter nötig, und endlich auch ein eigenes „Reiterrecht“, welches um die Zeit Ferdinand's I. und Maximilian's II. ausgearbeitet und im Jare 1570 durch den erfarenen Feldherrn, Lazarus von Schwendi (geb. 1522, gestorb. 1583) vollendet wurde und mermals im Druck erschin. Es zeichnet sich immer noch durch eine gewisse vorneme Haltung vor den Kriegsartikeln des Fuszvolks aus.

Zu Karl's V. Zeit zälte eine Reiterstandarte sechzig schwere Lanzen, hundertzwanzig halbe Kyrisser und sechzig Karabiniere. Die erste Gattung, die *Spieszer* oder *Lanziers*, waren anfangs noch ganz mittelalterlich von Kopf bis zu Fusz geharnischt. Sie ritten womöglich jene alten, mächtigen Turnierhengste, die schon anfingen, selten und teuer zu werden. Jeder diser Spieszer stellte sich Rüstzeug und Pferde selbst, und deshalb hatten sie natürlich auch höhern Sold, als die auf leichten Tieren reitenden *halben Kyrisser* und *Karabiniere*, die nur den mer oder minder vollständigen Harnisch, Degen, Karabiner und Pistole fürten.

In den Schmalkaldischen Kriegen bildete sich dann aus den gemischten Reisigengeschwadern eine neue furchtbare Waffenart heraus: leichte bewegliche Herhaufen, denen es nicht schwer

wurde, den Ort zu wechseln und Unterhalt zu finden, Reiterscharen, in denen sich zum erstenmal ein kavalleristischer Geist im modernen Sinne entwickelte und die bereit waren, für jeden zu fechten, der ihnen gut zalte und ihrem ungestümen Drang nach raschen Taten Genüge zu leisten versprach. — Sie saszen auf geringen, leichten Pferden mit gekürzten oder hochgebundenen Schweifen (*courtauds*)*); statt des verschlieszbaren Helmes, des schweren Panzers und der Arm- und Beinschinen trugen sie offene Eisenhüte, (*Hundskappen*) bequeme Brustharnische (*corselets*) oder gar nur schmiegsame Lederkoller mit „Halsbergen", aus denen sich später die noch jezt in einigen Armeen, z. B. in der bayerischen, üblichen „Ringkragen" entwickelt haben. — Wolfeil ausgerüstet, um möglichst billig aufgestellt werden zu können, hatten dise **„deutschen Reiter"** zwar ein bescheidenes Ansehen und wurden zeitig die „*Schwarzen*" genannt, weil sie unbekümmert um Glanz, oder um den Rost abzuhalten, den Harnisch mit schwarzer Farbe bestrichen; aber so wenig einnemend sie auch ausschauten, so lobt sie doch schon Avila, der schmähsüchtige Spanier, „wegen ihrer Geschicklichkeit im Scharmützel", und beschreibt sie genau (1547.). Seitdem hatten jedoch Markgraf Albrecht und Kurfürst Moriz dise Waffenart weiter ausgebildet, und die „Schwarzen", deren beste Werbepläze Nidersachsens Ebenen, Mecklenburg, Holstein, Pommern, die Mark, der Niderrhein, Hessen und Franken waren, trugen zu den Erfolgen jener Kriegsfürsten ganz wesentlich bei.

Die deutschen Reiter gliderten sich in eigentümlich organisirte Haufen, um ihre Hauptwaffe, das zwei bis drei Spannen lange Faustror, desto mörderischer anzuwenden. Die vorderste Reihe nämlich schosz, ganz nahe an den Feind gerückt, ihre „feuerschlagenden" Fauströre ab, warf schnell das Pferd links herum, und zog sich, „*caracolirend*," hinter den Haufen zurück, wärend die nächsten Glider immer und immer wider folgten und ein unaufhörliches Feuer unterhielten. Solcher Waffengebrauch, welcher ser bedeutende Uebung voraussezt, erschütterte die mutigsten Eisenreiter, zumal sie vereinzelt die schnellen Reiter nicht verfolgen konnten, ohne ihnen Blöszen zu bieten.

Die deutschen Reiter sind es nun, in deren Regimentern der kriegerische, waffenlustige Geist des deutschen Volkes wärend

*) Deutsch hiesz das Hochbinden der Schweife, das mit künstlicher Knotung geschah, die ein besonderer Instructionsgegenstand war „*Aufschwänzen*".

eines Zeitalters weiterlebte, das unter dem Druck der Habsburger im heiligen Reiche, sonst auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens jene verhängnisvolle faule Stagnation aufweist, deren gewitterschwüle Atmosfäre alle Keime des dreiszigjärigen Krieges zeitigte und deren Nachwehen erst die glorreiche Gegenwart vergessen läst und ausheilt. Der finstre Druck jesuitischen Zwangs, welcher jenen Zeitraum bezeichnet, erlaubte freilich auch dem frischen, freudigen Reitersinn nicht, sich für Deutschland selbst Lorbern zu erwerben; auch er wurde — wie alles, was Freiheit und Geist atmete — zur Auswanderung gezwungen, und so ist es vornemlich der französische Boden, wo wir das deutsche Reitertum zu suchen haben und wo wir in den Hugenottenkriegen einer neuen glänzenden Gestaltung desselben begegnen. Denn das Auge der groszen französischen Statsmänner, sowol derer von der Partei des Königs als derer seiner Gegner, richtete sich mit richtiger Würdigung auf dise neue Waffe. Bald hatten sie hunderte von Werbern in Deutschland, und so zogen denn die glorreichen „*Reitres*“ in Frankreich ein!

Auch in der Fremde hielten die deutschen Reiter als ganz unabhängige „Nation“ zusammen. Diejenigen, welche auf Seite des Königs dienten, standen unter einem besonderen „colonel général de la cavalerie allemande“ oder auch „des Bandes noires“; und so findet man über dreiszig Jare hindurch die „Reitres“ in den französischen Religions- und Bürgerkriegen eine denkwürdige Rolle spilen. Kein Treffen, keine Schlacht der Hugenotten gegen den König, oder gegen die Liga fand statt, one dasz nicht, wie „*Lansquenets*“, auch „*Reitres*“ auf beiden Seiten fochten. Unzäligemal gescholten wegen ihrer ungestümen Soldforderungen, ihrer Meuterei, Raubsucht und Gesinnungslosigkeit, vom gestrengen Michel de Castelnau „Mietpferde“ genannt; oft nach vollbrachtem wackeren Dienste mit verkürztem Solde oder gar unbezalt heimgeschickt, bliben die Geschmähten den Hugenotten wie den Katholischen doch unentberlich, und beide Parteien unterhielten, um dise teure Ware zu gewinnen, die kostbarsten Gesandten und Kundschafter im Reiche. Anderseits sind die Nothelfer des undankbaren Dienstes niemals überdrüssig geworden, sondern haben sich immer in groszer Zal, auf gefärlichen Wegen, oft tief in Frankreich zur Stelle eingefunden, weil es hier doch wenigstens etwas zu tun gab für einen tüchtigen Reiter. Vile von den Fürern verharrten im fremden Dienste, wie die Schomberge, diser Stamm glanzvoller Marschälle und Minister, die Betzsteine (Bas-

sompierre), Degenfelde, Roggendorfe, Tachsfelde und Reifenberge; und besonders der märkische und hessische Adel folgten dem lockenden Ruf zu fremden Abenteuern unter Vortritt Johann's von Buch so widerstandslos und kerte insgemein so krank und arm auf seine verpfändeten Güter zurück, dasz man Frankreich mit Recht den „Kirchhof des deutschen Adels“ nannte. — Mag nun auch der sittliche Wert diser Reiterzüge immerhin zweifelhaft bleiben, Tatsache ist es doch, dasz eben dise tapferen willigen Deutschen die reformirte Partei Frankreichs notorisch vor dem Untergange bewarten, und, nach verhängnisvollem Wechsel, den ersten Bourbon, Heinrich IV., in Stand sezten, durch den Vertrag von Nantes (1598) seinen Glaubensgenossen Duldung und statsbürgerliche Rechte zu sichern. (Barthold.) Bis heut noch erhält sich die respektvolle Achtung vor den „schwarzen Reitern“ in dem französischen Sprichwort: „*C'est un veux reitre.*“*) — Die Pferde, welche dise Reitres ritten fürten die allgemeinen Namen *Kläpfer*, *Cläpper* oder *Rossklepper*, ein Wort, das damals überhaupt für „Reisigpferde“ gebraucht wurde und so wenig den etwas unedlen Beigeschmack hatte, den wir jezt damit verbinden, dasz es die Dichter sogar vom Sonnenrosse brauchten:

Der Titan kommt heran
Spannt seine klepper an.

Das Ende des 16. Jarhunderts tat einen weiteren Schritt zu höherer taktischer Entwicklung, indem die bisher in einem einzigen starken Haufen untereinander gemischten verschiedenen Waffen: die Kyrisser mit blanker Wer und dem Faustrore, die Arkebusierreiter und die Spieszer getrennt, und in besonderen Regimentern aufgestellt wurden.**) Damit waren innerhalb der Reiterei zum erstenmale jene scharf bestimmten Unterschiede eingerichtet, die bis zum heutigen Tage, wenn auch vilfach modifizirt, fortgedauert und sich bis in den neusten Krieg hinein, als keineswegs gleichgültig und unwesentlich bewisen haben.

*) Die Cavalerie allemande hat sich in Frankreich noch bis zur Revolution in dem Regiment „royal-allemand“ erhalten: reitende, bärmüzige Grenadiere, wie alle deutschen Truppen in französischem Solde mit dunkelblauer Uniform. Seiner Zuverlässigkeit wegen war das Regiment bestimmt, Louis' XVI. Flucht in Lothringen zu decken, ein Erendienst, dessen Ausfürung des Königs Gefangenname hinderte.

**) Diser Einteilung entsprach in Frankreich der Unterschied von schwerer Kavallerie, zu welcher die *Gensdarmes* und *Musquetaires* gerechnet wurden, und leichter Kavallerie, bei welcher in erster Reihe die *Cuirassiers* erscheinen.

Kampf- und Reit-Art.

Die Betrachtung der Kampfart der „deutschen Reiter“ zeigt uns, wie eine ganz neue Gefechtsweise an die Stelle des alten rittermäszigen Schwerkampfs getreten war. Jedermann hatte sich und sein Pferd der lastenden Rüstung entledigt, um die hohen Anforderungen an Bewegligkeit und Schnelligkeit zu erfüllen, welche die **Einzelkämpfe** mit Faustror und Toledoklinge an die Cavaliere stellten. — Das Faustror, d. i. die Pistole, welche um dise Zeit warscheinlich auch schon als ritterliche Duellwaffe auftritt und auch als solche anfangs natürlich nur zu Ross gebraucht werden konnte, weil ja nur der Reiter sie bei sich fürte, wurde schnell eine Lieblingswaffe der Cavaliere. Sie gewannen bald auszerordentliche Fertigkeit in ihrem Gebrauche, und es wird von einem deutschen Herrn berichtet, der auf vierzig Schritte das As nicht fehlte und im vollsten Trabe stets die kleine Spigelscheibe traf. Dazu gehörte indessen ganz gewisz ebenso grosze Reitfertigkeit und vollendete Dressur des Pferdes, wie Sicherheit im Schieszen. Das Ross muste sich zu den verschränktesten Wendungen bequemen, muste aus voller Carriere auf der Stelle pariren, durfte nie scheuen, und hatte im Notfalle selbst, sich auf den Hinterbeinen in der *Pesade* erhebend, des Gegners Kugel mit dem eignen Leibe aufzufangen. Dis bedingte die Anwendung einer Menge künstlicher Schulbewegungen. Die *Volte* nach zwei Seiten war z. B. ein Mittel, nie von der Flanke oder von hinten angegriffen zu werden, die *halbe Volte* oder die *Passade* diente dazu, dem Gegner die linke Seite oder den Rücken abzugewinnen, und die Pirouette (Kurz-kert!) stellte den Reiter, der seinen Gegner überholt hatte, disem in Front gegenüber, um den Fliehenden zum Kampf zu zwingen, und selbst fliehend bedrohte es den Verfolger durch die *„Capriole“*, das Ausstreichen der Hinterbeine.*) Die Teilname der Pferde am Einzelkampfe jener Tage ist notorisch. Bei Gelegenheit der Ritterfeste z. B., welche das Beilager König Ferdinand's I. verherrlichten, schlugen sich ein deutscher und ein spanischer Cavalier. Das deutsche Pferd ergriff das spanische an der Nase und hielt es so fest, dasz der deutsche Ritter den Castilianer one des Königs Einmischung unfelbar getötet haben würde. Ein solches Miteingreifen des Rosses in das Gefecht selbst war aber das Resultat

*) Wir kommen auf die Schulbewegungen bei Betrachtung der Reitart des 17. Jhdts. noch einmal genauer zurück.

der aller individuellsten Dressur, und dise, sowie die subtilsten Lectionen der hohen Schule hatten also jenerzeit, abgesehen von einigen wenigen, nur der Eitelkeit und Eleganz dienenden Stellungen, ihre volle Berechtigung für das Leben: sie waren Mittel, auf möglichst kleinem Raum und möglichst schnell, den Gegner zu erreichen oder ihm auszuweichen. — Der Hauptbegründer diser Richtung, der Neapolitaner Pasqual Caraccioli, der in der Bezeichnung *Caracoliren*, welche noch heut das Tummeln der Soldatenpferde zu Hieb und Schusz bezeichnet*), verewigt worden ist, stellt drei Schuleinteilungen für Kriegs- und Ritterpferde auf: „Die erste begreift die Ausarbeitung auf dem Cirkel und ist für das Scharmützel. Die zweite: gradeaus mit der Wendung im Repolon — dient zum Turnier und zum Gefecht Mann gegen Mann. Die dritte: der Redopp zum Prunk bei Aufzügen und bei Cavalcaden durch die Stadt."

Es darf nicht wunder nemen, hier eine besondere Schule für festliche Aufzüge angefürt zu finden. **Pracht-Cavalcaden** waren wärend des 16. Jarhunderts ser an der Tagesordnung und gaben Fürsten und Adel herrliche Gelegenheit, Glanz, Hoheit und Reichtum zu entwickeln und dem staunenden Volke elegante Rosse und Reiterkünste zu zeigen. — Als Kaiser Max im Juli 1515 mit den Königen von Polen und Ungarn beim Schlosse Trautmannsdorf an der Leitha zusammenkam, da hatte er eine Begleitung von über fünftausend glänzend gerüsteten Reitern, sodasz die Könige anfangs fürchteten, es gälte einen Ueberfall und nur mit Mühe beschwichtigt wurden. — Selbst mäszig begüterte Herrn, wie Hans von Schweinichen, triben bei festlicher Gelegenheit ganz ungeheuren Aufwand an Rossen und Reitern. Seinen Hochzeitseinzug in Liegnitz hielt Hans an der Spitze von 54 Reisigen, 13 Wagen und 106 Rossen, und der Herzog sandte ihm 48 reisige Rosse entgegen. Ja sogar beim bescheidenen Ausritt entwickelte man einen uns jezt ser befremdlichen Prunk. Hans versichert, dasz der Herzog von Liegnitz beim Spazierenreiten stets drei oder vier Trompeter bei sich hatte. — Bei allen solchen Gelegenheiten galt es auszer Entfaltung von Masse und Prunk auch einer gemessenen und würdevollen Aufbietung ritterlicher Haltung und Geschicklichkeit. Den grösten Glanz und die höchste Kunst entwickelte man jedoch bei den ritterlichen Reiterspilen diser

*) Andere leiten *caracoliren* von *caracole* (Wendeltreppe) ab, wegen der vilen engen Wendungen des Pferdes. Villeicht ist das richtig, villeicht haben auch beide Wörter zusammen im Or geklungen und gemeinschaftlich den neuen Begriff erzeugt.

Periode, welche einen neuen, höchst interessanten Karakter anzunemen begannen.

Das Turnier nämlich war fast ganz auszer Gebrauch gekommen, wie ser auch Kaiser Max bemüht gewesen, den Glanz des altertümlichen Stechens aufrecht zu erhalten. Jene unglückliche Lanze Montgommery's, welche den König Henri II. von Frankreich zum Sterben traf, die hatte auch den Turnieren den Todesstosz gegeben. Nur ser selten kam in der ersten Hälfte des Jarhunderts noch ein Lanzenbrechen vor, bei dem man dann über die Pallia stach; immer entschiedener näherten sich die adligen Waffenfeste den auch im folgenden Jarhundert noch glänzend blühenden **Karusels**, d. h. ritterlichen Uebungen, bei denen Geschicklichkeit und Eleganz an die Stelle kolossaler Kraftentwicklung traten, höfische Kampfspile im Ringelstechen, Pistolenschieszen und Schlagen, bei denen sich die Cavaliere in prächtigem Kostüm auf schönen Pferden präsentirten und die feinste Blüte männlicher Gewandheit und Sicherheit, sowie die höchste Meisterschaft in Fürung und Behandlung ihrer Rosse zeigen konnten.

Troz des ausländischen Namens musz man das *Karusel* (ital.: *carosello, garosello*) durchaus als ein ursprünglich germanisches Kampfspiel anerkennen. Denn abgesehen von jener Nachricht des heiligen Barbatus aus dem 7. Jarhundert, welche erkennen läst, dasz die Langobarden Reiterspile feierten, bei denen sie mit dem Spiesze nach dem aufgehängten Felle eines Opfertieres warfen (vergl. Band I, Seite 433.), abgesehen ferner davon, dasz auch die im Jare 841 bei Straszburg abgehaltenen Scheinkämpfe vile Züge darbieten, welche den Waffenspilen des 16. und 17. Jarhunderts änlich erscheinen, so ist vor allen Dingen auf die Menge altertümlicher und lokalisirter Volksbelustigungen Gewicht zu legen, welche wunderbar genau den verschiedenen Formen des Karusels entsprechen und welche sicherlich nicht erst dem Vorgange des damaligen Adels ihr Dasein verdanken. Wir wollen diese nationalen Beziehungen etwas näher in's Auge fassen.

Mitteilungnn verschiedener Art, u. a. eine interessante Stelle der „Wolfdietrichssage"*) leren, dasz von jeher das *Ringstechen*

*) In Trevis (Treviso) nämlich kam Wolfdietrich zu einem Ritterspile, welches Wernher, der Herr diser Mark, seiner schönen Tochter Amie zu Eren hielt. An einer Seidenschnur hing ein Goldring, nach welchem die Ritter mit den Speren stachen. Der Lon des Abstechens war ein Kusz von der schönen Amie, die auf

ein beliebtes deutsches Waffenspil gewesen. Noch jezt gehören die Ringelrennen zu den beliebtesten Volksbelustigungen. Schon an anderer Stelle (Band I, Seite 310) haben wir derselben gedacht und das Lübeckische Ring- und Jungfernreiten besonders geschildert. Auch in Schleswig ist das Ringstechen altheimisch. Als König Wilhelm die neue Provinz besuchte, ritten in Tondern dem königlichen Wagen die Mitglider der „Ringreiter-Gesellschaft" voraus, welche sich aus der Zeit des 16. Jhdts. dort erhalten hat und die ritterliche Jugend der Stadt repräsentirt. — Noch häufiger aber als im Norden erscheint das Ringelrennen in Süddeutschland, und namentlich zeichnet sich das Ringelstechen des Innkreises als eine bedeutsame Erscheinung aus. Hier vereinen sich die jungen Bursche der Dörfer auf ihren besten Rossen, um mit spizen Lanzen nach einem Metallringe zu stechen, der an einem frei schwebenden Seile hängt. Es gilt dabei, indem man im schärfsten Trabe unter dem Seile durchreitet, den Ring nicht nur zu treffen, sondern so sicher zu fassen, dasz man, das Seil durchreiszend, ihn auf der Lanze von dannen trägt. — Ganz dieselben Formen zeigt das adlige Karusel, nur dasz man hier, wo neben der Kraft und Sicherheit auch edle Gewandheit entwickelt werden sollte, bestimmte Reitfiguren vorschrib, in denen geritten und nach einem oder meren Ringen gestochen werden muste.

Eine etwas andere Form, die sich schon dem „Kopfrennen" nähert, hat das dithmarsische Ringrennen, das teils zu Ross gehalten, teils zu Fusz (von der Jugend) nachgeamt wird. Da hat man eine hölzerne oder eiserne Scheibe mit 5 Löchern und oben mit zwei Federn, deren Strebkraft von einander abwärts gerichtet ist; zwingt man dise Scheibe in irgend eine Oeffnung, so kann man sie, weil die Federn an den Seitenwänden andrücken, nur mit einiger Gewalt wider herausziehen. Man nimmt nun eine hölzerne Kapsel oder Röre, zwängt die Feder hinein und hängt das ganze Instrument an einen Strick auf, der zwischen zwei Pfälen befestigt ist. So hangt denn die Scheibe frei und zum

hohem Stule sizend zuschaute. Noch hatte Niemand den Ring getroffen: da ritt Wolfdietrich heran, stach den Ring ab und erwarb den Lon. Hermann, Graf von Tuskan, darüber eifersüchtig, forderte ihn zum Kampfe. Wolfdietrich sprang one Stegreif in den Sattel und empfing des Grafen Stosz one zu wanken, diser selbst aber fiel vom Rosse. Beim zweiten Gang hub Wolfdietrich ihn aus dem Sattel und trug ihn 12 Klaftern weit an seinem Spere. Als des Grafen Mannen ihren Herrn rächen wollten, legte er den Sper quer über den Sattel und rannte so die zweiundsibzig Mann in einem Ritte nider.

Wegreiszen bequem, wenn sie kräftig und genau aufgespiest wird. Die Kampflustigen versehen sich jeder mit einem kurzen, runden hölzern Stecher, der ziemlich eben so dick ist als die 5 Löcher weit, und laufen dann so schnell als sie können, um mitten im Lauf nach einem der bestimmten Löcher zu stechen, erst nach dem obersten links und endlich nach dem mittleren, und zwar nach disem dreimal. Wer in der bestimmten Folge der Löcher und in den wenigsten Läufen seine sechs Stiche zu Stande bringt, jedesmal dabei die Scheibe aus der Kapsel zieht und auf dem Stecher fortnimmt, ist Siger. Nach dem untersten Loch rechts wird nie gestochen, ja wol auch mit Strafe verbunden, dadurch die Scheibe herabzubringen.

Aenlich disem dithmarsischen Spil ist das bei den Lenzfesten (Band I, Seite 309) geschilderte niderbayerische Fassstechen; besonders bekannt aber ist eine Sitte, welche ehedem als Zwischenspiel reichsstädtischer, ja selbst ackerbürgerlicher Freischieszen allentalben in Deutschland vorkam, nämlich: das drollige Gänsereiten, das sich in manchen Orten, z. B. in der Gegend von Wurzen, bis zur Gegenwart erhalten hat. In Wurzen nämlich versammelt sich nach vollendeter Ernte die schmucke Jugend auf dem wolverzierten Dorfplaze. An starken Stangen werden einige Gänse mit den Füszen in solcher Höhe aufgehängt, dasz ein Reiter, sich leicht im Sattel hebend, sie eben mit hochgestrecktem Arm erreichen kann. Nun besteigen die jungen Bursche ihre Pferde und zwar derart, dasz den gröszeren die kleineren Tiere, den kleineren Buben die gröszeren Pferde zugewisen werden, damit sie möglichst gleiche Höhe haben.

Ein kleiner Mann, ein groszes Pferd,
Musz eins dem andern helfen!

Hierauf wird losgeritten, hart an der Stange vorüber und nach den Gänsen gegriffen. Dise recken erschrocken die Hälse. Anfangs greifen alle Reiter in die Luft und das hönische Gegacker der Gänse schallt ihnen, vermischt mit dem Gelächter des dörflichen Publikums, nach. Aber es wird immer auf's neue geritten; so mancher, der sich zu stark gehoben, verliert das Gleichgewicht und küst den Rasen -- tut nichts! Endlich ermüden die Gänse oder werden zu sicher; sie heben die Hälse nicht mer nach Gebür, und ehe man sich's versieht, hat bald der, bald jener eine von ihnen herabgerissen. — Das sind unläugbar rohe und burleske Formen! Sachlich aber entsprechen sie vollkommen derjenigen Art des Karusels, die vorzugsweise in Deutschland ge-

bräuchlich war, nämlich dem *Kopfrennen*, bei dem man in vollem Laufe nach hochschwebenden, oder auch tief am Boden ligenden Schilden, Adlern, namentlich jedoch nach bunten Morenköpfen mit der Lanze stach, mit dem Spere warf, mit der Pistole schosz oder mit dem Degen hieb.

Von besonderem Effekt wurde endlich bei den Karusels eine Weiterentwicklung des alten deutschen Pfalkampfs. Diser Pfalkampf ist eine weitverbreitete ritterliche Uebung der Vorzeit. Wie die römischen Jünglinge in den „trojanischen Spilen“ gegen den palus kämpften, so taten es auch die deutschen, und noch der Roman von den vier Haimonskindern erzält, dasz Karl der Grosze, bevor er Reinold empfing, disen gegen einen Pfal kämpfen liesz. Auf allen Uebungspläzen werden sich deshalb solche Pfäle gefunden haben, ja der Name jener schon erwänten Schranke, welche den Turnierplaz des Mittelalters wie die spina den römischen Circus halbirte, der Name der *Palia* (vergl. Seite 69) deutet ganz offenbar auf *palus* zurück und zeigt, dasz dise Schranke wol erst nach und nach aus der Reihe der vorhandenen Uebungspfäle zusammengewachsen sein dürfte. Dise Pfäle nun wurden auf das Mannigfaltigste geformt, und der neckische Volkshumor richtete sie gern zu allerlei Ueberraschungen und Schabernack ein. Solchergestalt war der alte Pfalkampf stets ein Liebling der werhaften Jugend, und seine lezten Ausläufer scheinen sich in einer dithmarsischen Volksbelustigung, dem „Rolandfaren“ erhalten zu haben. Die Einrichtung desselben änelt der unsrer gewönlichen Kinder-Karusels, wie wir sie noch täglich auf Jarmärkten und Kirmessen begrüszen und wie sie ja warscheinlich selbst Reliquien uralter Volkskampfspiele sind. Ein Wagenrad wird auf einen Pfal gesteckt und zwei Latten darüber gelegt, auf denen man hölzerne Pferde befestigt. Der Roland, eine auf einem Zapfen bewegliche Holzfigur, steht zur Seite; unterm linken Arm hat er ein Herz mit einem Ringe, in der rechten Hand einen Aschenbeutel. Das Rad wird gedreht und die auf den Pferden sizenden Männer suchen den Ring herauszustechen, wobei dem Ungeschickten die Gefar droht, gräulich mit dem Aschenbeutel bestaubt zu werden. Wie genau entspricht dis dem *Quintanrennen* des adligen Karusels! Hier nämlich ward ebenfalls nach einem hölzernen Manne gestochen, der sich auf einer Spindel drehen konnte und in der Rechten eine Pritsche, in der Linken ein Brettspil hielt. Wurde dis leztere vom Spiesz des heransprengenden Reiters getroffen, so flog die Figur herum, und schlug ihn derb genug

mit der Pritsche auf den Rücken; traf der Cavalier aber, wie er es sollte, das Antliz des hölzernen Mannes, so drehte er sich nicht, die mit einem Zackenkrönchen versehene Lanze blib stecken und der etwas eingesägte Schaft zersplitterte. Was den Namen betrifft, so ist die *Quintana* (frzs. *quintaine*) die Enkelin der römischen *quintana*, d. i. einer Gestalt, die dazu diente, wie der palus einen Gegner zu markieren und die nach ihrem Erfinder Quintus bezeichnet worden sein soll. Im französischen Carousel hiesz dise Gestalt gewönlich *jaquemard*. — An Stelle der Lanze wurde bei der Quintana übrigens häufig der „Dard", ein kurzer Wurfspiesz, angewendet.

Dis waren die Hauptarten des eigentlichen Karusels. Gestüzt auf uralte Volkstraditionen boten sie die Mittel zum vollsten Ausdruck der neuzeitlichen Bestrebungen, und ungezwungen und gleichsam selbstverständlich richtete sich der Turnierplaz für dieselben ein. Denn als die veränderte Kampfart höhere Beweglichkeit der Rosse beanspruchte, löste man hie und da zu umreitende Säulen und Pfäle wider von der Palia ab und stellte auf ihnen Zile auf, und damit entstand denn in der naturgemäszesten Art der Karuselplaz, bei dem nun *Barriere*, *Ringstand*, *Jaquemard* und *Piliars* die alte Palia vertraten. Reitergewandheit, scharfer Blick, Geistesgegenwart, Anmut in der Bewegung, Sicherheit bei stürmischem Anlauf konnten aber in der Tat nicht leicht ein günstigeres Feld zu ihrer Entwicklung und Schaustellung finden, als die Schranken eines Karuselplazes, sie konnten unmöglich zweckmäszigere Formen annemen, als eben diejenigen waren, welche sich aus den Reminiscenzen urältester Waffenspile und in Anlenung an die derbfrölichen Ringel-, Kopf- und Pfalrennen des Volkes so adlig und elegant entwickelt haben.

Nicht geläugnet werden soll übrigens, dasz auf dise Entwicklung auch auszerdeutsche Einflüsse eingewirkt haben; indessen vermochten dise die deutsche G r u n d lage doch nicht im Wesentlichen zu alteriren. Und ganz dasselbe gilt auch von der im 16. Jhdt. üblichen **Art zu reiten.** Dr. Löffler sagt in diser Beziehung: „Die Deutschen hatten sich anfangs der italienischen Schule angeschlossen, verlieszen sie aber, als sie auf Abwege geriet. Der ausdauernde und intelligente Karakter der Deutschen stellte sich die Aufgabe, das Pferd so zu sagen moralisch zu behandeln. Man wollte durch Gewönung, durch regelmäszige Widerholung der einfachsten Dinge mer erreichen, als durch gewaltsame Mittel und strenge Unterwerfung. Der Ritter nam eine edle

und regelrechte, aber straffe und studirte Haltung an; der Körper sasz gerade, aber etwas nach hinten geneigt, die Beine stramm und nach vorn gestreckt, die Hacken nach unten und der Fusz in solcher Richtung, dasz die Zehenspize nach dem Or des Pferdes hinging. Das Bein änderte dise Lage nur, wenn es tüchtig die Sporen gebrauchen muste, was man übrigens so selten als möglich tat. Hülfen gab man mit dem Knie und der Fuszspize.*) Die Hand war ser tätig, aber mit Festigkeit; eine vorhergehende complicirte Dressur mit Anwendung des Kappzaumes, des Kinnbandes und der Pfeiler, zwischen denen das Pferd springen muste, machte den Hals allmälig biegsam und gab dem Kopfe eine regelmäszige und feste Haltung. Das nach deutscher Methode dressirte Pferd war frei, schulgerecht, folgsam und villeicht unter allen am geeignetsten, sowol einen schlechten Reiter zu tragen, wie in einer geschickten Hand zu glänzen".

*) Vor 1806 noch wurde bei der preuszischen Reiterei als Hülfe zum Rechtsgalopp reglementsmäszig angewendet: Druck mit dem linken Knie und Anstoszen mit der rechten Fuszspize an die Schulter des Pferdes.

3.
Ross und Reiter im Volksleben.

Sociale Haltung des Reitertums.

Fassen wir die sociale Stellung des Reiterwesens wärend des 16. Jarhunderts in's Auge, so sagt zwar Fugger:

„Nichts angenemers ist doch auf der Erd
Als eine schöne Dama und ein schön Pferd“

und die Freude am Reitertum ist auch in der Tat noch ganz allgemein und ungezwungen; aber ein leises Sinken der im Mittelalter freilich oft übertribenen Geltung desselben ist doch nicht zu verkennen. Der fromme Geist der Reformation trug hiezu bei, und aus dem Jare 1530 besizen wir ein dise Richtung scharf bezeichnendes Wort des Kurfürsten von Sachsen: „Es lernt sich wol von selbst,“ erklärt der fromme Herr, „wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, des Feindes und wilder Tiere sich erweren soll; darum so können solches auch meine Reiterjungen. Aber wie man gottselig leben soll, dazu bedürfen ich und meine Söne gelehrter Leute und guter Bücher.“ — Das klingt recht schön; wäre aber doch sowol für den Kurfürsten, als für das Land, endlich auch für die deutsche Freiheit besser gewesen, wenn die erlauchten Fürer des Protestantismus mer geritten und weniger gebetet hätten. — Ausgezeichnete Sittlichkeit scheint das vile Beten überdis keineswegs gefördert zu haben. Denn wie ungemein naiv z. B. der Pferdediebstal zur Reformationszeit betriben wurde, davon gibt unter anderen Bartholomeus Sastrow, Agent der Pommerschen Herzoge bei Karl V., in seiner Lebensbeschreibung Zeugnis. Er berichtet z. B.:

Es soll im Kriege gewönlich sein und ungestraft, dasz ein Kamerad dem andern das Pferd stilt, und der Prozesz ist folgender: Wenn einem eines andern Pferd gefällt, erkauft er mit 6 bis 7 Talern einen erfarenen Reiterknaben, dasz er inm das Pferd in die Hand lifere. Darauf schickt er's 5 bis 6 Wochen von dannen, damit es ein wenig vergessen werde, verändert Schwanz, Mäne und Zopf, und läst es sich dann wider in das Lager bringen.

Auch einen bestimmten Fall derart teilt Sastrow mit, welcher durch die Folgen bemerkenswert ward. Ein deutscher Edelmann liesz sich 1547 im Lager vor Halle einen spanischen Hengst stelen. Er wurde widererkannt und zurückgefordert, und dis sonst so ge-

wönliche Ereignis gab Anlasz zu einem ser heftigen Streit zwischen Deutschen und Spaniern, wobei jene achtzehn, dise aber sibzig Tote hatten und selbst Erzherzog Max bei den Vermittlungsversuchen verwundet wurde. — Ein andermal erzält Sastrow: „Am Morgen wollt ich meinen Hengst wider satteln, da war er mir Nachts gestolen. Ich nam widerum den nächsten, so ich greifen konnte, puzte ihn, legte den Sattel drauf und ritt meine Strasze.“ — Es ist das nicht anders, als wie heutzutage zuweilen mit Hüten und Regenschirmen in den Vorzimmern umgegangen wird. Wir haben über dise auffallende sittliche Erscheinung bereits an anderer Stelle (Band I, S. 138) unsere Bemerkung gemacht. — Dasz übrigens gerade zu Sastrow's Zeit in ganz Europa der Pferdediebstal besonders florirte, zeigt z. B. das Erscheinen einer Parlamentsakte unter Edward VI. von England in demselben Jare 1547, welche den Pferdedieb mit den Strafen des Kirchenräubers und Mörders bedroht und durch dise maszlose Strenge am besten beweist, wie ser das Verbrechen überhandgenommen.

Doch genug der trüben socialen Bilder. Es hat auch keinen Mangel an heiteren, und namentlich ist es für den Freund des fröhlichen Reitertums lustig zu sehen, wie innig sich in den Volksgesängen des 16. Jarhunderts Reiterlieder und Liebeslieder verschwistern und verschmelzen*). Eines solcher Lieder: „*Spazieren wollt' ich reiten*“ ist noch heut nicht verklungen; es lebt noch immer im Munde des Volkes, und so mögen die beiden ersten Strophen denn auch hier stehen, sowie sie in dem „Venusblümlein“ des Ambrosius Metzger (Nürnberg 1612) abgedruckt sind:

Spazieren wollt' ich reiten
Der Liebsten vor die Thür,
Sie blickt mich nur von weitem
Und sprach mit groszen Freuden:
„Seht dort meines Herzens Zier,
Wie trabt er her zu mir.“
Trab Rösslein trab,
Trab für und für!

Den Zaum, den liesz ich schieszen
Und sprengte hin zu ihr,
Und thät sie freundlich grüszen
Und sprach mit Worten süszen:
„Mein Schaz, mein höchste Zier,
Was macht Ihr vor der Thür?“
Trab Rösslein trab,
Trab für und für!

*) Auch andere, die Brust der damaligen Menschen tief erfüllende Bewegungen: nationale, religiöse, klingen mit dem Reiterliede zusammen. Sogar der klassisch geschulte Hutten stimmt dergleichen an.

Furwesen.

Es scheint an diser Stelle der geeignete Ort zu sein, um dem Furwesen der Nation einmal wider, wenn auch nur in aller Kürze, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Ueberblickt man die Gesamtheit der Geschichte des Pferdes und seines Gebrauches in Deutschland, so musz es als durchaus merkwürdig auffallen, in wievil geringerem Ansehen als das Reiten bei uns, ja bei allen germanischen Völkern, das Faren stand und eigentlich immer noch steht. Der Grund dafür ist sicherlich der, dasz die Germanen den Wagen weniger und in ganz anderem Sinne beim Kampfe brauchten als die antiken Völker. *Herwagen*, also kriegerische Gefärte, können nämlich entweder nur als Transportmittel der Kämpfer, oder als eigentliche Waffenwagen auf dem Schlachtfelde selbst verwendet werden. In lezterer Art treten die Wagenkämpfer der heroischen Zeiten des Altertums auf; bei den Deutschen erscheint dagegen nur die erstere Form, die durchaus nichts Glänzendes hat Deshalb reiten auch, wie wir früher (Band I, Seite 287 ff.) ausfürlich dargetan, mit Ausname Donar's alle deutschen Götter und jener hat den besonderen Beinamen „Wagengott“ *(Os reidh)*. — Auch die bei den alten Germanen und bei den späteren Deutschen noch bis in die Hussitenkriege hinein übliche Verwendung der Farzeuge zu Barrikaden in sogenannten *Wagenburgen* ist als mer zufällig nicht geeignet, den Wagen zu besonderen Eren zu bringen, obgleich sie trozdem Anlasz gab, bis tief in's Mittelalter das Reichspanier auf dem *Fanenwagen* zu füren. — Das Reitross behielt unter solchen Umständen unbedingt den Vorrang vor dem Wagenpferd; der Sattel galt für vornemer als der Wagen. Das zeigt auch der Vergleich zweier hier einschlagender Sprüchwörter. Man sagt:

Lieber bäurisch gefaren
Als herrisch geloffen!

Aber

Besser gut geschritten
Als schlecht geritten!

Denn schlecht zu reiten wäre gradezu verwerflicher Misbrauch einer so ritterlichen Tätigkeit, wärend man es mit dem Faren bei weitem nicht so genau zu nemen braucht. — Mit diser Auffassung steht denn die germanische Welt durchaus gegensäzlich zu den antiken Völkern, welche sämtlich das Pferd früher eingespannt als geritten zu haben scheinen. Nun sagt zwar das

Sprichwort: *Hineingeritten oder hineingefaren, gilt gleich!* Es ist aber doch ein bezeichnender Unterschied, ob ein Volk in seine Geschichte hineinreitet oder hineinfärt.

Zu der geringeren socialen Achtung, in welcher das Faren stand, kam nun die bereits (Seite 123) geschilderte elende Beschaffenheit des deutschen Wagennezes, um im Mittel alter den Gebrauch von Wagen vollends zu verhindern. Dise Beschaffenheit war aber auch im 16. Jhdt. keineswegs besser geworden; ja wie fabelhaft schlecht grade um dise Zeit die Straszen waren, geht unter anderem daraus hervor, dasz Montecuculi es für nötig fand, der Artillerie der Avantgarde „ein Ding wie eine Pflugschar“ vorangehen zu lassen, und dasz Mendoza noch zu Anfang des 17. Jarhunderts „eyn sonderlich Instrument“ erwänt, „damit das Gleisz gezeichnet wird, auf der Straszen, die man reysen soll“.

Reisen und *Reiten*, Wörter, welche etymologisch identisch sind, bezeichneten aus solchen Gründen wärend des ganzen Mittelalters auch tatsächlich genau dasselbe, und es stammt aus diser Zeit, dasz auch heut noch, obgleich man doch ausschlieszlich zu Wagen reist niemand sagt: „ich bin da oder da *ausgestigen!*“ sondern jeder: „ich bin da und da *abgestigen!*“ „Bei dem und dem ist mein *Absteigequartier!*“ – Es ist das die Erinnerung an das Absteigen vom Pferde.

Der **Reisende** fürte seinen gepackten Sattel mit sich, den man von einem Pferde auf's andere legte, sodasz von disem vilgewandten Rüststück das Sprichwort stammt: *auf alle Pferde gerecht, wie ein Postsattel!* — Der Studirende, der Geistliche und der Kaufmann als „Ellen- oder Musterreiter“ zog ebenso wie der Soldat zu Pferde seine Strasze; und aus diser Zeit „reisiger Reisender“, in welcher allerwärts de Cat's Wort galt:

„Avec florin, cheval et latin
Tu trouves partout ton chemin,“

aus diser wanderlustigen Reiterzeit stammen Koller und Kanonen unserer heutigen Studenten, sowie die wunderliche Institution berittener Kaufmannschaften und reitender Schlächtergewerke, die bei unseren fürstlichen Einzügen mit vilem Pompe zu figuriren pflegen.

Fürsten und Adel reisten noch immer mit ungeheuerem Aufwande von Reit- und Packpferden. 1529 kam der Kurfürst von Köln zum Reichstage nach Speyer mit 400 Pferden; 1570 zog der Kurfürst von Sachsen mit 1100 Pferden durch Frankfurt aus An-

lass eines Beilagers. Bei der Wal Maximilian's II. hatte der Reichsmarschall, noch bevor alle Wäler und Gäste angelangt waren „allbereit überschlagen an eingeforierte Reisigen- und Wagen-Pferde 9035", welche mit denen der hohen Herrschaften die Summe von 15,982 Pferde ergaben. — Im Jare 1595 reiste Graf Karl von Mansfeld, der als Generalfeldobristlieutenant von Flandern nach Ungarn ging, für seine Person mit 60 Pferden, 12 beladenen Mauleseln und einer Sänfte von Brüssel nach Wien. Von Frankfurt bis Prag, wo er den Kaiser traf, brauchte er die Zeit vom 15. Februar bis 9. März.

Auch in den weitesten Kreisen der Frauen war wärend des 16. Jarhunderts das Reiten durchaus heimisch und in Bronstanes Beschreibung vom Zug Alba's in die Niderlande heist es sogar: „De plus il y avait 400 courtisanes à cheval belles et braves comme des princesses et 800 à pied, bien à point aussi."

Dennoch gehen schon durch das ganze Mittelalter schüchterne Versuche des Wagengebrauchs, ja es läst sich selbst damals ein gewisses Streben nach Verbesserung des Gefärts nicht verkennen, und um disen Momenten gerecht zu werden, sei es gestattet, rückgreifend die **Grundzüge der Entwicklung des Furwerks** hier in aller Kürze darzulegen.

Die erste Entstehung des Furwerks dürfte auf das Nachschleppen eines Brettes zurückzufüren sein, das man am Halse eines Pferdes, oder an den Hörnern eines Stieres befestigte. Bald darauf wird man den Gedanken gehabt haben, die Reibung auf dem Boden zu verringern und man erfand den *Schlitten.* Färt ein solcher ser rasch auf einer vollkommen ebenen Fläche, wie z. B. auf festgefrornem Schnee oder gar bergab, so wird er vorwärts auf die Pferde gleiten, sobald seine Geschwindigkeit grö̈szer wird, als die des Rosselaufs. Disem Uebelstand abzuhelfen, verband man die Pferde mit dem Gefärt durch eine feste, widerstandleistende Stange. Das war die Entstehung der *Deichsel.* Im warmen oder gemäszigten Klima, sowie auf unebnem oder vom Regen aufgeweichten Boden war der Gebrauch des Schlittens notwendig beschränkt und daher bald ungenügend. Man dachte weiter und erfand die *Räder.* Anfangs bestanden dieselben villeicht nur aus Rollen oder Rundhölzern, entwickelten sich dann zu einem Par voller Räder, die mit der Achse fest zusammenhingen, wie sie noch jezt in manchen Distrikten Italiens und Spaniens an Ochsen-Wagen vorkommen, bis endlich die Erfindung der *Speichen* und der *Nabe* die Grundform des Rades endgültig

feststellte, da alle die manigfaltigen Veränderungen, die später eingerichtet worden sind, doch immer jene Form zur Grundlage haben. — Zwei Räder, eine Achse und eine auf diser perpendikulär befestigte Deichsel sind aber überhaupt die einfachsten Bestandteile jedes Wagens, und noch täglich wird solche Maschine (*Triquebal*) zum Transport von Masten, Balken u. dgl. angewendet. Der gröste Teil des Gewichtes ruht bei ihr in einem Punkte kurz vor dem Rade, wärend das hintere Ende auf dem Boden schleift und dort eine Reibung verursacht, die nicht stark genug ist, die Bewegung zu hemmen, aber notwendig, um dem Ganzen Haltung zu verleihen. Bei diser Sachlage muste sich von selbst der Fortschritt zum vierrädrigen Gefärt ergeben. — Befestigte man nämlich an beiden Enden eines Balkens je eine Achse mit zwei Rädern, so entstand daraus eine zusammengesezte Maschine, die sich leicht fortrollen liesz und bei welcher keine Kraft durch Reibung des Tragbrettes verloren ging, die aber allerdings in noch weit höherem Grade, als die früher beschribene, den Nachteil hatte, dasz sie nicht zu lenken war. Denn werden die Pferde in schräger Richtung nach rechts oder links gelenkt, so wird das hintere Ende der Maschine diser Richtung nicht folgen, sondern entweder grade aus oder nach irgend einer Nebenrichtung gehen. Es handelte sich also darum, das Gefärt in Vorder- und Hinterwagen zu trennen und den ersteren beweglich zu machen: man brachte als wesentlichen Fortschritt das *Lenkscheit* an. Auf mancherlei Art versuchte man ferner, die Deichsel an den Zugtieren zu befestigen, und legte endlich vorzugsweise ein *Joch* quer über das Deichselende und auf die Hörner der Stiere, vor die Stirn der Maulesel oder auf den Widerrist der Pferde. Damit war das Prototyp einer unendlichen Formenreihe, es war der Unterwagen, die *Karre* geschaffen, dasjenige Gefärt, welches wärend des Mittelalters als das einzige Räderfurwerk existirte und allerdings seine vornemste Anwendung lange Zeit nur als Rüstwagen fand.

Endlich begann man die Farzeuge auch für den Personentransport in's Auge zu fassen. Wie in ihrer vermutlichen Entstehung, so gingen auch in disem erweiterten Gebrauch den Karren die Schlitten voraus, welche schon früh ser beliebt in Deutschland waren. Schlittenfarten, namentlich bei Nacht, schinen besonders geschäzt zu sein; denn sie wurden oft verboten; so in den Görlizer Statuten, wo es heist: „Item sullen fort mehr Mann, Junkfrawen und Frawen bey Nacht nach der vierundzwanzigsten

Stunde (d. h. nach eingetretener Nacht) uff den Slihten nichten faren." — Diser Anwendung des Schlittens folgte dann die des Karrens, zu dessen Sizkasten man von hinten eine steile Leiter hinauffürte und dessen Gebrauch, freilich nur innerhalb der Städte, wo die Wege einigermaszen planirt waren, von prunkliebenden Damen nicht one Opfer ermöglicht wurde. Schon der „Hortus deliciarum" der Aebtissin Herrand (1160) bildet Gefärte solcher primitiven Gestaltung ab. Kleine Räderwagen italienischer Erfindung wurden bei Karl's von Anjou Einzug in Neapel angewendet, und es wird berichtet, dasz die Königin in einer *careta* fur, deren In- und Auszenseite mit himmelblauem Sammt und eingestickten goldenen Lilien bedeckt war. — Unter der gallicisirten Benennung *char* erscheint dis Furwerk auf französischem Boden, und bereits 1294 erliesz Philipp der Schöne eine Verordnung, die den reichen Bürgersfrauen den Gebrauch dises Vehikels untersagte. — Aber wie reich die Karete auch geziert sein mochte — und dis dürfte wesentlich dazu gehört haben — so war sie doch ein ungemein schwerfälliges Machwerk, das selbst bei Ceremonien und pomphaften Aufzügen nicht allgemein geworden zu sein scheint.

Erst seit der Reformationszeit trat die Anwendung des Furwerks zum Transport von Menschen in breiterer Weise auf, nachdem um die Mitte des 15. Jarhunderts die *Kutsche* erfunden worden war, welche sich von den bisherigen Gefärten dadurch unterschied, dasz man den Wagenkasten in Riemen hing. Die Elasticität diser Riemen brachte schaukelndes Schwanken hervor, welches das furchtbar angreifende Stoszen des bisher unmittelbar auf der Achse gestandenen Sizkastens in etwas aufhob und die Strapazen des Farens eingermaszen verminderte. Die Kutsche ist aller Warscheinlichkeit nach eine deutsche Erfindung. Man hat gar keinen Grund anzunemen, dasz sie ursprünglich die morgenländische *Arpe* (*Araba*) gewesen sei, welche man in Ungarn umgestaltet habe. Dennoch ist dis oft behauptet worden. Die Arbe ist aber durchaus nichts anderes als eine gemeine Karre, an denen es keineswegs in Deutschland felte, und deren Kasten ebensogut hier als in Ungarn in Ledergurte gehängt werden konnte. (Ueber das Wort „*Kutsche*" vergl. übrigens Band I, Seite 175.) — Zunächst erscheint die Kutsche wie früher die Karete auch nur für Statszwecke und Prunkzüge, überhaupt für langsame Bewegung, wärend alle schnelleren Reisen und namentlich solche, die sich nicht vollständig auf der groszen Herstrasze hielten, wie

bisher immer zu Pferde gemacht wurden. Noch ein Schriftsteller des 17. Jarhunderts sagt daher von den Passgängen: „Nemt dise Pferde weg, und ihr raubt nicht nur den Alten, den Reichen und Schwachen, sondern eigentlich allen Menschen das Vergnügen, zu reisen. Denn Kutschen sind nur für ganz grosze Herstraszen brauchbar und Wagen können im Winter nur mit argen Beschwerlichkeiten gefürt werden.“ Erasmus von Rotterdam hat die Leiden und Freuden jenes Reiselebens mit Laune in seinen „Colloquia“ beschriben, und ergözliche Schilderungen von den ersten „Märtyrern der Landstrasze“ gibt auch Macaulay in seiner „englischen Geschichte.“ Er erzält, dasz sie zuweilen 6 Stunden brauchten, um $1^1/_2$ Meile zurückzulegen, dasz sie fortwärend den Weg verloren und oft genug Gefar liefen, durchgeprügelt zu werden von erzürnten Frachtfurleuten, die, gleich ihnen im Sumpfe stecken geblіben, sich über dise vornemen Leute ärgerten, die durch ihr ganz unnüzes Faren den Weg noch schlechter machten. „Denn auf den besten Verkerslinien waren die Geleise tief, die Steigungen halsbrechend und der Weg oft durchaus nicht zu unterscheiden von den Mor- oder Haideflächen zu beiden Seiten. Oft lag rechts und links ein hoher Kotberg und nur ein schmaler Rücken festen Grundes erhob sich aus dem Moraste, und in der schlechten Jareszeit hatten die Reisenden Gefaren zu bestehen, die hinreichend waren für eine Expedition nach dem Eismer oder der Sahara.“

Das Bemühen des Kutschers von heute war nur, die Löcher zu vermeiden, in denen der Kutscher von gestern stecken gebliben. Bei geringeren Entfernungen sendete man Leute aus, um vorher solche Löcher auszufüllen oder für die Nacht den Weg durch grosze weisze Kalkhaufen kenntlich zu machen. Bei gröszeren Entfernungen muste man aber Leute bei sich füren, die dem Wagen voraus schritten, die Hindernisse aufräumten, den steckengeblibenen Wagen mit Hebebäumen wider flott machten, oder ihn wol gar, wenn alles nicht verfing, ganz auseinander namen.

Noch ser lange Zeit haben sich dise Burschen in der Institution der Läufer erhalten, deren Attribute: Schurz und Stab, deutlich genug an die alte Hebebaumarbeit erinnern. — Man sieht, mit wie groszer Beschwerde die Benuzung der „Landschiffe“ verbunden war, und wenn es auch Fürsten in Deutschland gab, die wie Philipp der Groszmütige meinten: „Einen guten Fürsten erkennt man an reiner Strasz, guter Müntz und Haltung beschehener Zusag“, so sind es doch leider nicht Vile gewesen, die ihr landesherr-

liches Amt in solchem Sinne fasten, und zumeist waren die Straszen schlechter zu befaren als der neben ihnen ligende Acker oder Wisengrund. Aber die Beschwerlichkeit überwandt man, wo es sich um prachtvolle Repräsentation handelte; denn „Hoffart will Zwang!“ Bei dem Turnier z. B., welches der Kurfürst Joachim von Brandenburg i. J. 1509 zu Ruppin veranstalten liesz, erschin seine Gemalin bereits in einer durchaus vergoldeten Kutsche, der zwölf andere mit Karmoisin beschlagene Wagen folgten. Auch die Herzogin von Mecklenburg, welche an dem Feste teilnam, fur in einer mit rotem Samt belegten Kutsche. — 1562 erschin der Kurfürst von Cöln mit 14 Kutschen zur Kaiserkrönung. — Als Ritter Hans von Schweinichen 1577 in Theissingen die Töchter des Herzogs von Liegnitz abholen sollte, fürte er zu disem Zweck einen vergoldeten Wagen und einen Rüstwagen, auf den die Fräulein ihre Sachen laden sollten, mit sich. Der Weg von Liegnitz nach Theissingen war aber so schlecht, dasz der Wagen bei Nacht mit seinen erlauchten Insassen um geworfen ward. — Fünf Jare später hielt Johann Sigismund von Brandenburg mit 36 sechsspännigen Carossen Einzug in Warschau; 1595 erhandelte Herzog Fridrich I. von Württemberg durch seinen Gesandten Breuning in London eine englische Kutsche um 181 Gulden und 1601 erblickte man in Deutschland die erste K u t s c h e m i t G l a s f e n s t e r n, nämlich den zweisizigen Brautwagen der Infantin Maria bei ihrer Vermälung mit dem nachmaligen Kaiser Ferdinand III. Mit Recht macht ein geistreicher Schriftsteller, Emanuel Herrmann, welcher eine Untersuchung über die „Prachtlaunen“ angestellt hat, darauf aufmerksam, wie komisch die überladene Pracht einer solchen „Glaskutsche“ sich auf den elenden Wegen jener Zeit ausnemen muste.

Deutschland scheint sich übrigens durch die Güte seines Furwerks damals schon ausgezeichnet zu haben, da z. B. von dem prachtliebenden Fiz-Allan, Grafen von Arundel, ausdrücklich berichtet wird, dasz er in einer deutschen Carosse in Edinburg einzog, und Henri IV. wurde von Ravaillac 1610 in der ersten und einzigen Kutsche ermordet, welche es damals in Frankreich gab.*) Bald aber schinen Kutschen ein unentberlicher Luxus der Fürsten. Nicht one Naserümpfen erzält Caspar Kitsch in seinem

*) Frankreich blib bis zur neuesten Zeit abhängig vom deutschen Wagenbau. Noch vor 50 Jaren gab es keinen brauchbaren Wagner in Paris und die jezt berümtesten drei Firmen: Ehrler, Stiebel und Bieder, sind, wie schon der Name zeigt, deutschen Ursprungs.

Frankfurter Cronicon (1632): „Ditto um den Freytag zu Mittag umb 12 Uhr ist Pfalzgraf Friedrich, König in Böhmen, aus dem Haag allhie nach Frankfurt kommen und in dem Frasz auf dem Kornmarkt einlosirt. Er ist unversehener Weisz gekommen, dasz im ganz kein ehr ist angetan worden, weder mit schieszen, oder mit dem Geleit einzuholen; er hat 20 Reutter, ein trommeter und nur zwey Kutschen bey sich gehabt, sonst gar schlecht eingezogen." — Nicht lange so eiferte der Adel den Fürsten in ihrem Luxus nach. Zu den ersten seiner Mitglider, die „Equipage hielten", scheinen die Fugger gehört zu haben, die sich auch als ganz besondere Pferdekenner und Freunde hervortaten und von denen einer, den wir schon oft citirt, sogar eine literarisch-hippologische Grösze ist. — Die Fürsten, welche die Reitfertigkeit ihrer Vassallen durch das Faren bedroht meinten, eiferten ganz auszerordentlich dagegen. Regierungserlasse, die es bekämpften, finden sich zuerst 1588 von Herzog Julius von Braunschweig, der da sagt, dasz das Faren „die männliche Tugend, Redlich-, Tapfer-, Ehrbar- und Standhaftigkeit deutscher Nation beeinträchtigen werde und das Gutschenfaren gleich dem Faullenzen und Bärenhäutern wäre", ferner 1600 von Herzog Philipp II. von Pommern-Stettin, 1607 von Joachim Fridrich, Kurfürsten von Brandenburg, und endlich 1608, da der pommerschen Ritterschaft noch einmal ausdrücklich befolen wurde: „sich wegen der zu dieser Zeit zwischen Schweden und Polen schwebenden Kriege in gute Bereitschaft zu sezen, auch darin zu beharren und sich als Ritterschaft nicht so ser der Wagen zu bedienen". Aber dise Verbote waren natürlich erfolglos, und zu Ende des Jarhunderts kommen Wagen für Güter- und Personenbeförderung namentlich auf gröszeren Strecken schon ganz allgemein vor.

Postwesen.

Gleichzeitig mit den ersten Regungen des Furwesens erwachen auch seit dem Verfall der Anstalten des deutschen Ordens in Preuszen, zum erstenmal wider nennenswerte Bestrebungen auf dem Gebiet des deutschen Postwesens.

Wort und Begriff *Post* sind fast allen Sprachen Europas in ser vilen bald militärischen, bald amtlichen oder finanziellen Be-

deutungen gebräuchlich; diejenige Verkersanstalt aber, welche bei uns vorzugsweise den Namen *Post* trägt, wird auch überall mit disem Worte benant: portugiesisch *a posta*, spanisch *la posta*, franz. *la poste*, engl. *post*, holländ. *de post*, ital. *la posta*, schwed. *post*, dänisch *posten*, polnisch und russisch *poczta*. Dise gleiche Benennung in so vilen Sprachen deutet auf gemeinsamen Ursprung, und zwar jedenfalls aus der lateinischen Wurzel *postum. posta**) der zusammengezogenen Verkürzung von *positum* oder *posita*, die hier sicherlich auf die *apositi equi*, auf die Relaispferde zu deuten ist. Vor der Einfachheit diser Erklärung müssen alle anderen Etymologien, wie z. B. die von Einigen befürwortete Ableitung von „*potestas*" jedenfalls verschwinden.

Wir haben gesehen, dasz Verkersanstalten verschiedener Art, mer oder weniger dem Begriff der modernen Post entsprechend, in groszer Unvollkommenheit, doch nie völlig erloschener Tradition durch das ganze Mittelalter bestanden. Anknüpfend an den publicus cursus der römischen Kaiserzeit sahen wir verwandte Einrichtungen der Karolinger entwickelt, aber mit dem Erlöschen einheitlicher Reichsgewalt wider eingehen und von den lokalen Botencursen der einzelnen Land- oder Bundesgenossenschaften nur ser dürftig ersezt. — Glänzend und zum erstenmal das allgemeine Interesse des Publikums berücksichtigend erhob sich dann in Preuszen das höchst ausgezeichnete Post-Institut des deutschen Ordens; aber es verfiel mit der Macht und Grösze dises auszerordentlichen States, und erst zu dem Zeitpunkte, bei welchem unsere Darstellung gegenwärtig angelangt ist, im 16. Jarhundert, regen sich neu gestaltende Mächte. Sie wurden fruchtbringend, ja nur möglich durch die Hegemonie des Hauses Habsburg, welches die particularistische Absonderung der einzelnen Reichs-Gebiete zu überwinden vermochte. Jeder Reichsstand nämlich hatte seine eigenen „Botenritte" und duldete keine anderen Verbindungen innerhalb seiner Schlagbäume. Die „edlen Postjungen" aber waren meist keine ser zuverlässigen Vertrauensmänner. Thomas Garzonus sagt von ihnen in seinem „Allgemeinen Schauplaz": „Beneben anderer Untreu, so oftermals bei den Boten gespühret wird, dasz sie die Brieffe auffbrechen, die Siegel verfälschen, Heimlichkeiten verrathen, sind sie auch meisterlich darauff abgerichtet, dasz sie die Päck mit Geld auffmachen, verspielen, versaufen

*) Virgil (Aeneide lib. I. v. 26), am häufigsten aber Lucrez (de rerum natura) schreiben aus metrischen Rücksichten widerholt; *repostum*, *disposta* und *posta*.

u. s. w.; in Kriegs- und Pestilentz-Läufften haben sie ihr grösztes Fieber, sintemal es dann nirgend mit ihnen fortwill, sondern werden überall auffgehalten, die Brieffe und Geld abgenommen, die Haut voll geschlagen und was dergleichen Unfälle mer sind." Das schlimmste war aber, dasz jeder Zusammenhang und Anschluss felte und unaufhörliche Reibungen die Folge davon waren. Einen Brief von Wien nach Brüssel, Amsterdam oder Paris durch reitende Boten der einzelnen Stände besorgen zu lassen, war fast ein Unding. Besondere kaiserliche „Statsboten" jedoch kosteten enorm vil Geld, was der Regierung bei der gewönlichen Lere der kaiserlichen Kassen zulezt unerträglich wurde. In diser Not erbot sich Maximilian's Günstling, der italienische Edelmann Francesco de Tassis, genannt Torriani, eine kaufmännisch wolberechnete Einrichtung zu treffen, welche die kaiserlichen Briefe kostenfrei besorgen solle, wenn der Monarch ihm und seinen Nachkommen die Versicherung des freien Besizes und Eigentums sowie die Einkünfte der projectirten Anstalt, bewilligen wolle.

Franz erhielt im Jare 1516 die kaiserliche Genemigung. Er überschritt jedes politische Bedenken, bemühte sich nicht um die Bewilligung der Fürsten, durch deren Gebiet die Kurierstrasze gehen sollte, und wartete noch weniger die Einrede der Reichsstände ab; denn Kraft der wirksamen Machtsprüche des Reichsoberhaupts musten die beteiligten Landesherren und Städte, wol gestatten, dasz der Fremdling seine „reitenden Boten" (so und nicht „Posten" werden sie in den alten Handschriften zuerst genannt) von Brüssel nach Frankreich, nach Wien, Venedig und Rom gehen liesz und in den Städten Verwalter und Reiter bestimmte, welche die Briefe von einem Ablager zum folgenden bringen sollten. Dise Kaiserlichen Botenritte, welche den Kurierritten, den „postes" Louis' XI. glichen, wurden von den Zeitgenossen unmittelbar an die französische Anstalt angeknüpft und daher erhielten in der Folge die Botenanstalten zu Ross und Fusz in Deutschland ebenfalls den Namen: *Posten.* — Zur Belonung und der zu fürenden Aufsicht und Leitung wegen, ernannte der Kaiser den Franz von Tassis zum „Niderländischen Postmeister", ein der französischen Benennung: „Maître des Courriers" nachgeamter Titel. — Drei Jar nachher aber, 1519, bestellte Karl V., gleich nach seiner Krönung, den Neffen jenes Franz, nämlich Johann Baptiste von Tassis, zum „General-Postmeister in allen seinen Erbstaten". Seitdem richteten die Unter-

nemer an einigen Stellen eigene Stationen ein, wie z. B. 1522 in Rheinhausen.

Das ist der Hergang einer in ihren Folgen höchst merkwürdigen Begebenheit, deren Urheber jedoch keineswegs an und für sich auf besonderes Verdienst Anspruch erheben können, da die neue Post in ihren Einrichtungen sich anfangs durchaus nicht über die gleichartigen Institutionen der einzelnen Landschaften irgendwie erhob und sogar ser weit zurückblib hinter der ein Vierteljartausend früher errichteten Post-Institution des preuszischen Ordens, welche einen schon warhaft modernen Geist der Ordnung, Zugänglichkeit und Klarheit atmete. Die unzulängliche Mittelmäszigkeit des Taxis'schen Postwesens hatte denn auch zur Folge, dasz es troz der glänzendsten Gunstbezeigungen der Kaiser wärend der ersten Hälfte des 16. Jarhunderts zwischen Leben und Sterben rang, und dasz das „hochbefreite kaiserliche Regal des Reichsgeneralpostamts" noch lange Zeit mit reitenden Fleischergesellen, den „Metzgerposten" kaum konkurriren konnte. Seit den sechziger Jaren indessen trat eine Wendung in disen Dingen ein. Energischere Persönlichkeiten traten in die Verwaltung und „sobald die Teutschen Kaufleute gewahr wurden, wie selbige den Wechselcours, die Taxe und den Preis aller Waaren durch die Post für wenigeres Geld haben könnten, ohne deszhalben nach Antwerpen, Brüssel u. s. w. zu reisen, so zog sich auf dise neue Taxis'sche Post eine unbeschreibliche Menge von Briefen zusammen". Nach einem Berichte des Reichspostmeisters Birdgen zu Frankfurt a. M., welcher 1588 zum Postdienst gelangte, äuszerte Graf Leonhardt von Taxis einst zu ihm, die Reichspost werfe 100,000 Dukaten reinen Ueberschusz järlich ab; denn es sei ein solcher Brunnen, wohin alle Quellen zusammenflössen. — Auszer den Kaufleuten, dem jungen Buchhandel, dem eben entstehenden Zeitungswesen, dem wissenschaftlichen Verker brachte die neue Anstalt der Merzal der Gesellschaftsklassen direct oder indirect Vorteile. Die gleichzeitigen Schriftsteller erkennen an: „Die Erfindung der Posten ist unter die Glückseligkeiten jetziger Zeit billig zu setzen!" Für die Warung des Briefgeheimnisses hatte Luther sein gewaltiges Wort erhoben. (Stephan.) Welche Fortschritte! Und alles das basirt auf Ross und Reiter! — I. J. 1595 ernannte Kaiser Rudolf II. den Grafen Leonhard von Taxis zum „General-Reichspostmeister".

Der Stat der Hohenzollern war übrigens gegen Oesterreich nicht zurückgebliben. Schon gegen Ende des 15. Jarhunderts

finden wir die Brandenburgischen-Postboten“. Die älteste hier einschlagende Urkunde spricht von einer landesherrlichen Botenpost zwischen Ansbach und Küstrin, die also die Verbindung zwischen den fränkischen Stammlanden und der neu erworbenen Mark sicherte. Ein amtlicher Bericht von 1500 bezeichnet die Postboten schon als vereidet, und 1583 errichtet. Kurfürst Johann Georg ein „Erneuertes vndt verbessertes Botenreglement“.

Mit der Zeit entwickelte sich neben der Briefpost nun auch für den Personenverker eine Reitpost. Ihre Einrichtung war zunächst höchst primitiv. Es standen nämlich Pferde auf den Stationen für den Bedarf der Reisenden bereit, deren sich jeder bedienen muste, der nicht mit eigenen Pferden reiste oder der so eilig war, dasz er des *Relais**) bedurfte. Den Ortsunkundigen ritt der Postillon wegzeigend über die vielleicht tief in Schnee gehüllte winterliche Ebene voraus; und bei solchen nächtlichen Ritten mit gemeinsamer Mühsal, nicht selten auch gemeinsamer Gefar ist jenes vertrauliche Verhältnis entstanden, das jeden Postillon zum *Schwager* des Reisenden macht. — Ja sogar zu einer literarischen Bedeutung kam diser wichtige Mann; denn die ebenfalls noch im 16. Jarhundert (1590) auftretende erste deutsche Zeitung, ein damals noch bescheidener Concurrent der Kalender, die eine Knittelverschronik des vorigen Jares enthielt, trug den derzeit ser modernen Namen „Postreiter“.

Farposten scheint zuerst die Hansa gehabt zu haben. Doch war bis zum 18. Jarhundert der Personentransport um so mer Nebensache, als die meisten Reisenden mit Grund anstanden, ihre gesunden Glieder den damaligen Postwagen anzuvertrauen, und das Sprichwort nur allzu richtig sagte: *Wer mit der Post reisen will, musz eine fürstliche Börse und eines Lastträgers Rücken haben.*

*) *Relais* d. i. „untergelegte Pferde“, event. „Vorspann“ stammt von *relayer* = ablösen, frische Pferde nemen; und dis Zeitwort ist entweder auf *religare* = losbinden, also ablösen, oder auf *to lay* = legen, unterlegen zurückzufüren. Der deutsche (zumal süddeutsche) Ausdruck für Relaispferde ist *Roodpferde* von *Rood* d. i. „Rotte“, Reihe.

4.

Tracht von Ross und Reiter.

Fassen wir die Kostümverhältnisse von „Ross und Reiter“ wärend des 16. Jarhunderts in's Auge, so läst sich sogleich erkennen, dasz man eine Uebergangsepoche vor Augen hat.

Das nackte Pferd an sich betreffend, ist nicht vil zu erwänen. Bemerkenswert ist villeicht nur der Glaube, dasz gefleckte Pferde sich besonders zu Streitrossen eigneten.*) So stellt Rafael z. B. den Attila auf einem solchen Tiere dar, und auch einer der berüchtigsten Anfürer im Bauernkriege ritt einen Tiger, der noch jezt, ausgestopft, zu Augsburg aufbewart wird. Bezüglich des Schweifs bemerken wir, dasz die Tracht im Laufe des Jarhunderts von einem Extrem in's andere fällt; ja beide äuszerste Möglichkeiten: der völlig abgeschnittene und der lang nachschleppende Schweif kommen sogar gegen Ende des Zeitraums gleichzeitig vor. Unter den Kriegsvölkern, welche Kaiser Max 1497 nach Italien fürte, soll sich eine Reiterfane von 500 Pferden befunden haben, welche sämmtlich gestuzte Schweife hatten. — Conrad Pocher, Hofnarr Philipp's des Redlichen von der Pfalz, stuzte einmal sämtlichen Kühen, deren er habhaft werden konnte, die Schwänze; denn er meinte, was den Pferden recht, das sei dem Rindvih billig.

Ungemein erfindungsreich zeigte man sich in der Herstellung von Gebissen. Die das Reiterwesen betreffenden Bücher jener Zeit enthalten ware Atlanten der verschiedenartigsten Zäumungsmanieren, und besondere „Biszbücher“ bilden Gebisse ab für „grosze, tiefe, seichte, junge, alte, kleine, harte, weiche Mäuler“ u. s. w., ja es erscheint sogar „eyn lieblich Gebisz, das ein Pferd lustig macht“. — Nur für junge Rosse protegirte man grade Gebisse. „An graden Stangen wechst ein jung Pferd auff, gleichwie ein junger Baum an einem graden stecken!“ Aber je stärker

*) Gleiche Anschauung hatten schon die Alten. Hésiod nennt Thrazien die Pflegestätte der Streitrosse, und deren Schnelligkeit sowie geflecktes Ansehen rümt auch Homer. So ist denn die gleiche Anschauung des 16. Jhdts. villeicht hippologische Rennaissance.

und älter das Ross, um so mächtiger und gewaltsamer wälte man die Gebisse. — Nicht selten dent sich die Gebissvorrichtung auch bis zu einem Maulkorbe aus, in der Art, wie man sie noch jezt häufig in Italien und Spanien bei Maultieren angewendet findet; und die prächtige Ausstattung diser Körbe mit durchbrochener Arbeit läst vermuten, dass sie in der Tat eine vorneme, warscheinlich aus Spanien stammende Mode waren.

Am fülbarsten ist das Schwanken zwischen Extremen in der eigentlichen Ausrüstung von Ross und Reiter. Zu Anfang des Jarhundert sucht der Ritter von altem Schlage sich gegen die feindliche Macht der Schusswaffen durch Verstärkung der Rüstung zu waren, und daher erhält das Eisenwams damals die höchste Vollständigkeit und Pracht, welche die Rüstungen des Mittelalters überhaupt je erreicht. — In erster Reihe war es Kaiser Max, „der lezte Ritter“, welcher mit aller Macht die alten Traditionen festzuhalten suchte und als mächtiger Fürer jeder reaktionären Bestrebung auftrat. Er war es, welcher der „Mailänder Rüstung“ (die indes gewönlich zu Nürnberg angefertigt wurde) allgemeinen Eingang in Deutschland verschaffte, jenem prachtvollen kunstreichen „Krebs“, der Ross und Reiter mit blankem Stal völlig umschloss und ein Triumph deutscher Schmidearbeit ist. Er bestand aus dem Helm (einer geschlossenen Schlaghaube) der Halsberge, dem Brust- und Rückenstück, dem Armzeug mit gefingerten Handschuhen, ganzen Beinschinen mit Kniebeuteln und Unterbeinschinen und wog durchschnittlich 55 Pfund. — Nicht minder vollständig war die Pferderüstung. Die „Couvertiure“ des mittelalterlichen Rosses wurde bei disen Eisendecken copirt: Vorder- und Hinterteil des Rosspanzers schweifte man zu *„Gebirgen“* aus, so dasz sie windbewegten Decken glichen und dem Pferde vollen Sprung erlaubten. Der Wind freilich hätte sie nicht bewegen können; denn ein „Vorgebirge“ wog 11 bis 12, ein „Hintergebirge“ 21 Pfund. Dazu kamen „Kammkappe“ (5½ Pfund) und „Halskappe“ (8½ Pfund) deren künstliche Charniereinrichtungen jede Wendung erlaubten. Dann war zur Unterbringung des aufgebundenen Schweifes eine besondere Vorrichtung vorhanden; und auf's prächtigste wurde mit Stacheln oder wallenden Federn die *Rossstirn* verziert, welche sich derart zu einer geschlossenen Kopfrüstung: *Tethier (Têtière)* mit Backenstücken vervollständigte, dasz sie bei Turnierrüstungen nicht einmal Augenöffnungen zeigte, weil ja die Pferde innerhalb der Schranken doch nur gradaus zu rennen hatten. Sie

wog gewönlich 8 bis 9 Pfund. Bringt man nun noch zwei Seitentaschen mit je 2 Pfund, einen Sattel mit Steigbügeln von 20 Pfund, ein Hauptgestell mit Kantare, Kinnkette und eisernem Zügel von 4 bis 5 Pfund Schwere in Anschlag, so ergibt sich für die Pferderüstung ein Gesamtgewicht von 85 bis 90 Pfund. Rechnet man nun dazu die Rüstung des Reiters, so findet man eine Belastung von etwa 140 Pfund mit bloszer Ausrüstung, zu der nun erst das Gewicht des Reiters selbst, seiner gesteppten Unterkleidung und seiner Truzwaffen hinzugerechnet werden musz.

Dis Aufbieten höchsten Glanzes und mächtigster Sicherung in der Ausstattung der alten Adelsreitertracht war aber nur ein leztes Aufflackern des erlöschenden Lichtes. Auch die schwerste Rüstung schüzte nicht wirksam gegen Musketenkugeln. Immer mer kommt daher die Halbrüstung: Eisenhut und Harnisch, als Kriegstracht in Aufname; immer vollständiger wird das Pferd des Eisenballastes entkleidet, bis es endlich nur noch eine kleine „Rossstirn“ behält. — Das Gewicht der Schuzwaffen leichter Reiter war durchschnittlich nur 29 Pfund. In hohen Stifeln und Pluderhosen, im einfachen Rock, das wettergebräunte Gesicht von breitkrämpigem Hute beschattet, so schwingt sich der „Faustrorreiter“ zum „Caracoliren“ in den Sattel; und für die Cavaliere dringt um die Mitte des Jarhunderts unabweisbar die spanische Tracht in Deutschland vor. Hohe Schenkelstrümpfe und Schuhe mit seidenen Schleifen sind das Extrem, in das der adlige Reiter fällt, nachdem er kaum die ungeheure „Mailänderin“ in seinem Rittersal zur Ruhe gebracht.

Bei den Damen kommt das Seitwärtsreiten immer mer in Aufname. Sie tronen auf Sätteln mit ser hoher Gabel und bis zur Erde niderhangenden Prachtdecken, welche man mit einem altfranzösichen Worte *Sambun* (vom althochdeutschen: *samboh* = Sänfte) nennt.

Ganz wie im grauen Altertum und wie heutzutage liebte man die Formen und Abzeichen eleganten Reitertums auch in Puz und Geschmeide zu widerholen, und unter den Schmuckgegenständen z. B., welche des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel Tochter 1589 bei ihrer Vermälung mit dem Grafen von Nassau zur Ausstattung erhielt, wird ausdrücklich aufgefürt „ein schön gülden Pferdlein mit Rubinen“.

5.
Ross und Reiter in Kunst und Wissenschaft.

Künstlerische Darstellungen.

Das auf so vilen Gebieten unerreicht dastehende Reformationszeitalter kann in Beziehung auf künstlerische Leistungen, welche Ross und Reiter betreffen, nur unbedeutende und beschränkte Erzeugnisse aufweisen. -- Die Plastik blib vollständig unergibig. Etwas reicher ist die Ernte auf dem Gebiete der Malerei. Zu den nennenswerten Abbildungen deutscher Pferde gehören die Zeichnungen der Turnierbücher, namentlich die im Sigmaringer Schlosse aufbewarten 52 Blätter Hans Burgkmeyer's, treffliche Gemälde in Wasserfarben, welche Turnierkämpfe des 15. und 16. Jhdts. ungemein anschaulich widergeben. — Ferner gehören hieher die Bilder in Georg Rixner's „Turnirbuch von Kaiser Heinrich I. bis Maximilian" (1566) und diejenigen in dem, noch um ein halbes Jarhundert älteren des Herzogs Wilhelm IV. von Bayern. Beide haben weniger künstlerisches als wissenschaftliches Gepräge, das sich noch entschiedener und gründlicher in „Lautersack's Unterweisungen der Perspektive und Proportionen der Menschen und Rosse" (Frankfurt 1564) ausspricht, einem Werke, welches nach Naumann's Ausspruch die erste Spur von einer richtigen Beobachtung des Baues der Pferde enthält. Auch ein Buch von Sleidanus, dem groszen Publizisten, ist für jene Zeit nicht one Wert und ward von den älteren Reitbüchern gewönlich copirt, wenn sie die Pferdenationen vorstellten. — Treu der Natur, gedankenreich und grosz in der Auffassung tritt dann Albrecht Dürer und der Kreis seiner Schüler auf. Ein rechtes Bild ritterlicher Tüchtigkeit hat Dürer namentlich in seiner wunderbaren Gruppe „Ritter, Tod und Teufel" (1513) gegeben, wo dem eklen Gespenst des gekrönten Todes auf einer elenden zusammensinkenden Märhe und dem scheuszlichen Frazengebild des Teufels, die Kraftgestalt eines schwergerüsteten biderben deutschen Helden auf mächtigem Streitrosse, den straff angezogenen Zügel in der festgeschlossenen Linken und in der Rechten den Sper,

ihrer selbst sicher, ruhig vorüberreitet. — Dürer hat überhaupt eine Menge bemerkenswerter Pferdegestalten geschaffen: grosz und prächtig unter anderen in dem Wandgemälde, das den Rathaussal Nürnbergs mit einem allegorischen Triumpfzuge schmückt, klein an Umfang, aber karakteristisch in „Ehrenpforte und Triumpfwagen des Kaisers Max“, sowie in vilen anderen kleinen Handzeichnungen und Stichen. In hippologischer Beziehung gewärt unter disen besonderes Interesse das Ross des „heiligen Hubertus“, ein gestuzter Jagdklepper, bei welchem wol one Zweifel ein lebendes Modell gewissenhaft benuzt wurde, da hier der Meister vil sicherer und bestimmter, als sonst irgendwo individualisirte. — Von dämonischer Gewalt und furchtbarer Kraft sind endlich Dürers Gestalten der vier apocalyptischen Reiter, in denen der Meister voranend das ganze Entsezen des dreiszigjärigen Krieges empfunden und dargestellt zu haben scheint.

Hippologische Literatur.

Reichlicher als die Gaben der Kunst flieszen die der Wissenschaft. Wenn auch langsam, so begann man doch ernsthaft sich mit der Theorie der Pferdezucht und des Reitens zu beschäftigen.

Angeregt waren solche Arbeiten wol durch den groszen Erfolg, den Bücher derart in Italien gehabt, wo damals Neapel als Hochschule der Reitkunst in Flor war. Diser spanisch-italienische Einflusz, der das ganze 16. Jarhundert beherrschte, spricht sich am deutlichsten aus in:

Künstlicher Bericht und allerzierlichste Beschreibung des Edlen, Vehsten und hochberühmten Ehrn Friederici Grisonis, Neapolitanischen hochlöblichen Adels. Wie die Streitbare Pfert, durch welche Ritterliche Tugenden mehrers thails geübet, zum Ernst und Ritterlichen Kurzweil, geschickt und vollkommen zu machen. In sechs Bücher bester Ordnung, wohlverständlichem Teutsch und zierlichen Figuren, mit Anhängung etzlicher ;Kampfstück, dermaszen in Druck verfertigt, dasz dergleichen in Deutschland niemalen ersehen worden Durch Johann Fayser den Jüngeren von Arnstein, des Herzogthums Franken und Bistumbs Würzburg. Gedruckt zu Augsburg durch Michel Manger 1570.

Von nicht geringerem Einflusse war das Werk des schon erwänten neapolitanischen Kavaliers P. Caracciolo:

La gloria del cavallo; opera divisa in 10 libri. Ne'quali si descrivono gli ordini appartenenti alla cavalleria, ed a far un eccellente cavalliero, insieme con tutti i particolari, che son necessari nell' allevare . custodire, maneggiare e curar cavalli etc. Venetia 1589.

Das bedeutendste selbständige deutsche Werk, welches erschin, ist das so oft schon von uns angezogene Buch Fugger's:

Wie vnd wo man ein Gestüt von gutten vnd edlen Kriegsrossen aufrichten, vnterhalten, vnd wie man die Jungen von einem Jahr zu dem andren erziehn soll, bis sie eynen Bereiter zum abrichten vnd zu untergeben, vnd so sie abgericht, in langwiriger Gesundheit zu erhalten. Allen Liebhabern der Reutterey hoch vnd nidern Standes zu ehre vnd gefallen gestellet vnd am Tag geben durch den wolgeborenen Herren Marxen Fuggern, Herren von Kirchberg vnd Weiszenhorn. Der gleichen noch nie im Truck ausgangen, Samt einem ordentlichen Register. Mit Kayserlicher Majestät Gnaden vnd Freyheit nicht nachzutrucken. — Getruckt zu Frankfurt a. M. in Verlegung Sigmund Feyerabends Anno 1584.

Dis Buch wird für alle Zeiten ein Hauptwerk der Hippologie bleiben, sowol durch den Reichtum ächten selbsterworbenen Wissens, als durch die klare und gründliche Schreibart. Bis zum 18. Jarhundert füllt es den gesamten Kreis der Pferdewissenschaft aus und ligt allen späteren Werken zu Grunde. —

Ihm zur Seite gingen:

Ritterliche Reutterkunst, darinnen deutlich begriffen, wie man zuvörderst die adeliche Uebung der Reutterei, bevorab in Teutschland mit musterhaftigem Geschmack, Ritterspiel, Mummerey, Kleidung u. s. w. gebrauchen und unterscheiden mögen; desgleichen ein eigentlicher Unterricht der Marstallerey und Rossartzenei. Durch den edlen, gestrengen Herrn L. V. C. gewesener kayserlicher Majestät Stallmeister. Gedruckt zu Frankfurt am Main 1548 bei Feyerabend.

Das Buch von der hochberühmpten Aedelichen und Ritterlichen Kunst der Reyterey durch Hans Friedrich Herwart von Hohenburg in Truck gegeben, das 1581 zu Tegernsee erschin.

Caspar Reuschel: Hippopronia Gründlicher und eigentlicher Bericht von Art und Eigenschaft der Pferde, wie sie auf allerhand Manieren zu zäumen und abzurichten, mit dazu gehörigen Mundstücken und Stangen und allerhand künstlichen Figuren vorgebildet. Mit vielen Holzschnitten. Strasburg 1599.

In Bezug auf Rossarzenei wären zu nennen:

M. Seutter: Ein vast schönes und nützliches Buch von der Roszarzenei. Augsburg 1588.

Joh. Fayser, Hippiatria, gründlicher Bericht und allerordentlichste Beschreibung der bewährten Rossarznei. Mit Abbild. Fol. Augsb. 1576.

An „Biszbüchern“ endlich erwänen wir:

M. Seutter: Ein schönes und nützliches Biszbuch u. s. w. Allen Liebhabern in der Reutterey zu gefallen. Mit 194 Tafeln Abbildungen in Folio. Augsburg 1588.

G. E. v. Löhneissen, Gründlicher Bericht des Zäumens und ordentliche Austheilung der Mundstück und Stangen. Mit einer Menge vortrefflicher Holzschnitte. Folio. 1588.

Sibzehntes Jarhundert.

1.

Dreiszigjäriger Krieg.

Organisatorische und taktische Neuformationen.

Die grosze Weltbegebenheit, welche die erste Hälfte des 17. Jarhunderts fast ganz erfüllt und ihr einen ausnamsweisen Karakter der fürchterlichsten Art verleiht, ist der dreiszigjärige Krieg. Ihn haben wir, auch bei der Besprechung unseres Themas selbständig in's Auge zu fassen; denn wenn schon in jedem anderen Zeitraum das Kriegswesen als vornemster Tummelplaz für Ross und Reiter erscheint, so gilt dis im höchsten Grade bei Darstellung einer Periode, in welcher unter den Hufschlägen entfesselter Reiterscharen der Boden ganz Europas, vornemlich aber unseres armen Vaterlandes drönte und so jammervoll zertreten ward, dasz noch jezt, nach 200 Jaren, allentalben die Spuren davon sichtbar sind.

Zu Anfang des groszen Krieges war der Reiter noch der Soldat ex officio. Die von Ferdinand I. für das ganze römische Reich festgestellte Kriegsverfassung fürte noch den Titel einer „Reiterbestallung". Aber dem alten Namen und dem alten Anspruch entsprachen freilich die neuen Zustände nur in geringem Grade. Schon bei Betrachtung des 16. Jarhunderts hatten wir gesehen, wie die Organisationsverhältnisse eines mächtig gewordenen Fuszvolks nicht one umbildende Wechselwirkung auf die veralteten Formen der deutschen Reiterei gebliben waren; jezt hatte auch für dise Waffe unmittelbar die grosze Kriegsschule der niderländisch-spanischen Kämpfe ihre blutige Aula eröffnet. Moriz

von Oranien, der sich so eminente Verdienste um die Taktik erworben, ging mit reformatorischer Künheit auch auf kavalleristischem Gebiete vor. Er löste die starken und tiefen Geschwader, in denen die Reiterei bis dahin gefochten hatte, auf und rangirte sie in kleine Eskadrons zu 5 Glidern, eine Erleichterung, die wol noch wirksamer war, als die der Bewaffnung, welche vornemlich darin bestand, dasz seine Reiterei durchweg die Lanze ablegte und nur mit dem Degen focht. — Dem gegenüber blib die kaiserliche Reiterei noch lange Zeit schwer gerüstet und tief massirt und überliesz damit auch später den Schweden, welche sich jene organischen, doch eigentlich auf deutschem Boden entsprossenen Fortschritte angeeignet, grosze Vorteile.

Je geringer aber die wirklichen Vorzüge waren, welche die kaiserliche Arme aus ihrer Verbindung mit so vilen fremden Elementen zu ziehen verstand, desto toller war **das bunte italienisch-französische Gepräge der militärischen Kunstausdrücke**, jene Flut wälscher und spanischer Bezeichnungen, denen die deutschen Einrichtungen, namentlich auch die des Reitertums, sich wol oder übel bequemen musten. Schrankenlos griff seit dem Beginn des 17. Jarhunderts im kaiserlichen Here das Fremde um sich; denn die Habsburger vertrauten „voll Argwons gegen die kezerische Gesinnung ihrer deutschen Untertanen, den Regimentsstab am liebsten soldatischen Abenteueren aus den Mutterländern des ächten Katholicismus: Italien, Spanien, Frankreich, Belgien, Lothringen, Irland.“

Den klarsten Einblick in die Verhältnisse gewärt von Wallhausen's „Kriegskunst zu Pferdt“ (Frankfurth a. M. 1616.) Er unterscheidet:

„*Lantzirer* oder zu Pferdt mit der Lantzen oder Rennspiesz.
Kührissierer oder zu Pferdt mit dem Corazzen oder Kührisz.
Harquebusierer oder zu Pferdt mit Bandellierrohr.
Dragoner oder zu Pferdt mit Musquet oder Pique.
Die ersten beyden Arten sind schwere, die andere leichte Reiterei.“

Wallhausen polemisirt heftig gegen Basta, der die Kürassiere oben anstellt und erklärt: „Die *Lantzierer* seynd die vornehmste Cavallerey, welche die meiste Uebung und die besten köstlichsten Pferde haben musz. — Die *Kührissierer* brauchen mer schwere Pferde, wenn sie auch geringer sind, als sonderlich die Flämischen, die wegen ihrer Schwere zu den Lantzen untüchtig. — Die *Harquebusierer* oder Bandallier-Reuter müssen ein gut, mittelmäszig starkes Pferdt haben, wol zur Handt, wol zu

Lauffen und Carrieren fertig und geschwind, beides zum Angriff, wie auch zum Verfolgen hurtig. — Der *Dragoner* braucht das schlechteste Pferdt, so man reiten kann, derhalben es auch in keinem groszen Werdt isi, damit so er es verlassen oder stehen lassen, er nicht vil Schatz werd habe zu verliehren." — Die Lanzenierer haben die Beinschinen mit ungeheuren Sporen, füren die Lanze (d. h. einen oben und unten gleich starken Sper mit einem Fänlein, nicht mer die Turnierlanze) am Fusze, wie die jezigen Ulanen, sind aber sonst mit schwerer Rüstung versehen, auch mit einer oder zweien Pistolen in der Holfter. — Die Kürisser sind die uns schon bekannten caracolirenden deutschen Reiter. Der Name „Kürisser" oder „Kürassier" stammt vom mittelhochdeutschen *küriz* oder *kürisch*, französisch *cuirasse* d. i. Brustharnisch, und dis Wort ist wider von *cuir* = Leder, lateinisch *corium* = Fell gebildet.*) — Die Arquebusirer (Hakenbüchsenreiter), „Bandelierreiter", mit und one Vorder- und Hinterstück der Rüstung, one Arm- und Beinschinen, mit offener Sturmhaube, tragen am Halse einen ledernen Riemen mit einer Schleife von Eisen, durch eine Feder verschlieszbar, um das Ror, die Arquebuse, hineinzuhängen; ferner Pistolen, „Patrontasche" und eine Hiebwaffe. — Die Dragonen oder Drakonen endlich, halb Musquetier, halb Piquenier, werden „eine lächerliche, aber ihres Orts sehr nützliche Reiterei" genannt, reiten auf geringen Pferden, one Stifel und Sporen, mit Gamaschen, Sturmhaube und Seitengewer, füren lange Feuergewere, halten beim Reiten Zaum und brennende Lunte in der Linken, und dienen, um Anschläge, welche durch Kavallerie nicht allein verrichtet werden können, in Ermanglung des Fuszvolks auszufüren. „*Wenn ein Dragoner vom Pferde fällt, steht ein Musketier wider auf!*" meinte das Sprichwort von ihnen. Dise Dragonen schlangen beim Absizen einer dem Pferde des andern den Zaum über den Hals, so dasz die Tiere einer zusammengekoppelten Meute glichen, und sie erinnern damit an die Sigambrer und Tenchterer, deren Pferde ja ebenfalls zum Stillstehen wärend des Fuszkampfes abgerichtet waren. — Der Name „Drakonen" oder „Dragons" d. h. *Drachen*, ist, wie eine Zeitquelle ausdrücklich besagt', die eigentliche ursprünglich französische Bezeichnung für die Arquebusiere, also für solche Reiter, welche mit Fuergeweren bewaffnet, gleich den Drachen Feuer

*) Nach anderen stammt „Kürassier" durch das italienische *corazza* von *core* = Herz, da der Kürasz dazu diene, dis zu schüzen.

spien. Nach anderen sind die Dragoner eine piemontesische Erfindung und füren ihren Namen wegen eines in ihre Standarte gestikten Drachenbildes; indes trifft dise Erklärung schwerlich zu. In der kaiserlichen Armee begegnet das erste Dragonerregiment um 1602 (Tilly's Wallonen), in der spanischen erst um 1635.

Auszer disen Reitergattungen erscheinen wärend des dreiszigjärigen Krieges bei den Kaiserlichen auch ungarische Hussaren, meist aus vornemen Adel und reich gepanzert, damals also keinesweges als leichte Kavallerie; ferner Kroaten auf gewandten, flüchtigen Pferden, türkisch gerüstet, und endlich sogar Kosaken, welche der Polenkönig seinem Schwager, dem Kaiser zu Hilfe sandte.

Um das Jar 1602 heiszen die Scharen der Reiter bereits meist *Regimenter* und werden gewönlich in *Kompagnien* eingeteilt. Wallhausen berichtet, dasz die „Compagnien zu Pferde vordem in groszer Unordnung regiert worden seyen, sowol zu ihrem eigenen, als des Zahlherrn Schaden", weil man einzig und allein auf recht grosze Stärke derselben gesehen habe; „es ist nun mancher, besonders adlichen Standes, nicht mit 2, sondern mit 6, 10, 12, 16 offt 20 Pferden vnterm Sattel erschienen, wobey offt nicht über 3 oder 4 gewesen, die sich eines Mannes hetten erwehren können. In der Schlachtordnung seynd dann die fordersten 2 höchstens 3 Glieder wohlversuchte dapffre Cavalliers, die hinteren seynd nur Miedtlinge, auffgesetzte Knechte oder sonsten allerley zusammen geraszpelt Gesindlein, die den fordersten Reihen als ihren Herren vmb ein gewisses, so viel geringeren Soldt, als ihnen von den Zahlherren gut gemacht wirdt, dienen müszen. Da ist dann der grosze Schaden Hohn und Spott offt manchen wackern wohlversuchten Rittmeistern widerfahren, wann er ein Compagnie Pferdt von 300 oder 400 vnder dem Sattel geführt, vnnd an seinen Feindt hat ansetzen sollen, seine Ehr vnnd Reputation erhalten wollen, hat er vnder 400 Mann kaum 50, 40, 30 gefunden, die Mann für Mann ihr bestes gegen Feindt hätten prästiret: Dann die allein wirstu finden, die ihr Ehr vnnd Cavalliers Gemüth beszer in acht haben; aber ihr auffgesetztes Gesindlein (doch nicht alle) wirstu mir nicht also frisch sehn ansetzen: Die sich dann, wann sie sehen, wie ihren Herren, so für ihnen reiten, die Suppen zu heisz ist, das Maul verbrennen, sie den Löffel bey Seidt legen, die Suppen vorbey oder Seitwerts abtretten vnnd sich abschleiffen oder gar ausreiszen vnnd für den Feindt flüchtig werden." Dise Schilderung Wallhausen's, so un-

geschickt sie an sich sein mag, ist doch ser bezeichnend. Sie zeigt die Reiterei seiner Zeit nicht eben von der vorteilhaftesten Seite und erklärt es, wie sie in ihren Leistungen immer geringer wird.

An Stelle der Bezeichnung „Kompagnien“ erscheint auch der Ausdruck *Cornette*, und auch das Wort *Schwadron*, französisch *Escadron* taucht schon gelegentlich auf. Es stammt vom italienischen *squadone* oder *quaternio*, womit man den aus 4 Kompagnien (Corneten, Standarten) zusammengesezten Reiterschlachthaufen bezeichnete, oder davon, dasz die Form dises Haufens ein Viereck (spanisch: *esquadra*, italienisch: *squadra*) war. Das Wort ist durch und durch bei uns eingebürgert. *Geschwader* ist wider eine Ableitung davon, und *schwadroniren*, *Schwadronshiebe* u. s. w. sind ja nicht minder allentalben bekannt.

Am buntesten entfaltet sich der Sprachwirrwarr auf den Gebiet des Chargenwesens. Nur Ein reitermäsziger, gut altdeutscher Ausdruck erscheint hier eigentümlich weiterentwickelt, der Name des *Marschalls.* Voll altgeschichtlicher Beziehungen zu den Feudalzeiten und dem Reichsdiensther, sowie als Träger moderner Stabsoffizierpflichten, war der Feldmarschall zugleich nächster Feldoberster nach dem General, Mitglid des höchsten Kriegsrats, Oberst über die Reiterei und die Rennfane, höchster Feldjustizamtmann, Fridensrichter unter streitenden *Offizieren*, nächster Vorgesezter des *Oberstquartiermeisters*, Aufseher des Lagers, des Markts, Patron der Kaufleute, und mit unzäligen anderen schwankenden, aber einfluszreichen Aemtern betraut. — Sobald dann im Laufe des dreiszigjärigen Krieges das Amt des Feldmarschalls ein rein strategisches geworden, folgte ihm in den oben angegebenen Funktionen der *Feldmarschall-lieutenant* oder der Untermarschall. Den nächsten Rang nach disem nam um das Jar 1600 der *Generalwachtmeister* ein, bald auch der *Oberstwachtmeister* über die Reiterei. Dann kamen die *Obersten der Reiterei* mit ihren *Oberstlieutenants*; die *Rittmeister*, *Fänriche*, *Wachtmeister* u. s. w.

Dis war der Apparat der damaligen Kavallerie. Kaum entsprach dem aufgepuzten Gefäsze der Inhalt. Eigentlich hatte nur das Haupt der Liga, **Bayern**, eine wirklich kriegerische Heresorganisation gepflegt und durchgefürt. Und wenn der ergeizige und fanatische Herzog Max hiebei auch vorzugsweise Fusztruppen, die „Landwer“, im Auge hatte, so vernachlässigte er doch auch keineswegs die Reiterei. Um 1600 schon finden wir eine neue

bayerische „Landreiterei“; und aus demselben Jare datirt das Gebot, 2000 Pferde gegen Vergütigung seitens der Städte und Dörfer aufzubringen. Im Jare 1615 ward die bayerische Reiterei noch vollständiger eingerichtet, anfänglich nur aus Dienstpflichtigen Einsassen, dann auch aus Geworbenen, zumal aus Wallonen, welche Johann von Tilly, Maximilian's Feldoberst dringlich empfal, und im Laufe des Krieges wuchs dise Kavallerie, damals one Frage die beste Deutschlands, bis auf 18 Regimenter.

Konnte sich schon die kaiserliche Armee mit disen kraftvollen Einrichtungen Bayerns nicht entfernt messen, so hatten vollends die protestantischen Stände wie das gesammte Herwesen, so namentlich auch die Reiterei in der schmachvollsten Weise vernachlässigt. Die alten feudalen Formen der Werverfassung dauerten fort, aber der kriegerische Geist, welcher sie einst belebt hatte, war dahin. So kam es, dasz z. B. in **Brandenburg** 1610 die Ritterschaft, statt selbst aufzusizen, daheim blib und statt der Edlen: „Kutscher, Vögte, Fischer und dgl. schlimm und unversuchtes Lumpengesindel, statt auf starken Hengsten, auf kleinen schwachen Kleppern schickte“. Verweichlicht liebten die Herren in Kutschen an den Hof zu faren, und betrachteten ihre adlige Pflicht überhaupt so gleichgültig, dasz Kurfürst Georg Wilhelm bei seinem Aufgebote an die Lehnsleute im Jare 1623 hinzufügte: „sie möchten es nicht für Scherz halten“. — Im neuen Herzogtum Preuszen war die Werverfassung des Ordensstates fast erstorben; Herren, Adel und Ritterstand lieszen sich auf der Musterung im Jare 1622 durch „Schuster, Schneider, Schulmeister und andere Handwerker“ vertreten; höchstens die armen Freien in polnischen Landschaften konnten als leichte Reiter gegen Kosakeneinfälle gebraucht werden. — So ward es nothwendig, dasz schon Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg die anfänglich in der Regel nur auf ein bis drei Monat gemieteten Reiterscharen länger in Dienst behielt, wie das die hierüber mit den Ständen (z. B. 1644 und 1645) gefürten Verhandlungen beweisen. Weiterhin, als die Organisation des brandenburgischen Heres mer Festigkeit erhielt und die Krone mer und mer in die Stelle der einzelnen Regimentsinhaber eintrat, war sie genötigt auch unmittelbar für den Pferdebedarf der von ihr geworbenen Reiter zu sorgen. Zuerst trat dise Forderung bei der zeitweiligen Aufstellung von Dragonern an sie heran; denn zum Dienst diser Waffe wurde nicht selten vorübergehend Fuszvolk kommandirt, für welches dann, da es nicht in geschlossene Cadres eintrat, sondern in besondere

Kompagnien neu formiert ward, keine Rosse vorhanden waren. Dise wurden daher durch Landliferung oder freihändigen Ankauf beschafft, und es ist nicht uninteressant, zu bemerken, dasz dise doppellebigen Dragoner, wie sie zwischen Infanterie und Kavallerie vermitteln, so auch den Uebergang veranlasten von der altüblichen Aufstellung eigenberittener Reitergeschwader zu der durch den Stat unternommenen und geregelten Remontirung.

Von besonderer Güte dürfte übrigens auch Georg Wilhelm's Kavallerie kaum gewesen sein, wenigstens müste sie sich dann in ganz exceptioneller Art gegen alle Nachbarn ausgezeichnet haben. Denn wie vor dem Winde zerstäubten bei Breitenfeld **Sachsens** zusammengestoppelte Reitergeschwader; und auch der **hessische** Lehnsadel, welcher sonst als wackrer Helfer der Hugenotten hohen Rum erworben, litt, so oft er durch Wilhelm IV. „in Küras z, mit zwei Pistolen im Sattel" aufgeboten und gemustert wurde, an den gemeinsamen Gebrechen seines Standes.

Dise jammervollen Verhältnisse erfuren endlich eine durchgreifende Reformation durch das Auftreten Gustav Adolf's von Schweden. Organisation und Mannszucht des den deutschen Boden betretenden nordischen Heres waren so neue, so schlagende Erscheinungen, dasz sie unbedingt maszgebend wurden. Aber indem sich Niderdeutschland massenhaft diser glänzenden Vorkämpferschaft anschlosz, konnte es nicht ausbleiben, dasz einer der entschiedensten Vorzüge des schwedischen Heres, die nationale Geschlossenheit desselben, disem selbst ser schnell und zu groszem Schaden verloren ging. *)

Verhältnismäszig nam an Zal und Verwendung die **Reiterei im schwedischen Here** den ersten Rang ein. Der veraltete „Rüstungsdienst", „die adlige Reiterei", in Schweden fast noch kläglicher als in Deutschland entartet, war den Fanen der Landreiterei gewichen, die insgesammt 3500 Mann betrug, freilich nicht den zehnten Teil der Kavallerie, welche später unter schwedischen Fanen wärend der lezten Hälfte des Krieges sich in Deutschland tummelte. Ihre Rüstung war leicht, und nicht das Pistol, sondern die blanke Waffe war ihr die Hauptsache. Die Escadrons, an Grösze vermindert und nur drei Glider tief, warfen

*) In dem Ingolstädter Zeughause „ist der Schümbl zu sehen, worauf der König aus Schwöden die Vestung Ingolstadt reconisirte; der schümbl aber under dem König mit einer stuckhkugel erlegt worden". Es ist ein schweres starkköpfiges Tier, Schweif und Mäne von Curiositätenkrämern um so mer arg zugerichtet als der Schweif den Handwerksburschen für das Warzeichen von Ingolstadt gilt.

sich eng geschlossen, one zu caracoliren, voll Zuversicht auf den Feind; sogar die Dragoner fochten selten zu Fusz. — Gustav Adolf gab, wie seinem Fuszvolke so auch der Reiterei regimenterweise je zwei Feldgeschüze mit, wodurch die grosze Anzal der in seinen Schlachten erwänten Kanonen erklärlich wird. Und auch der erste Gebrauch einer eigentlich reitenden Artillerie läst sich bei des schöpferischen Königs gelerigstem Schüler, Bernhard von Weimar*) nachweisen.

Geist des Reitertums im dreiszigjärigen Kriege.

Die ungeheuersten Gegensäze von vornem soldatischer Haltung, ja selbst begeistrungsvollem Aufschwung zur nidrigsten Gemeinheit viehisch grausamen Räubertums sind unter den geschilderten Formen des Reiterwesens erschinen, und beide haben in Geschichte und Sage, Bild und Lied eine Fülle sprechender Denkmäler zurückgelassen, oder spätere Schilderungen hervorgerufen, von denen wir hier nur einige wenige hervorheben können. — Der stolzeste Reitergeist des ganzen Krieges kommt klassisch schön in jenen berümten Worten zum Ausdruck, die Schiller seinem Kürassier in den Mund legt:

Will einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren, und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Bück' er sich unter die goldnen Bürden;
Will er genieszen den Vatersegen,
Kinder und Enkelein um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerb in Ruh.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben,
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier.
. . . .
Geht's auf Kosten des Bürgers und Bauern,
Nun wahrhaftig sie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — seht,
S'ist hier just, wie's beim Einhauen geht:
Die Pferde schnauben und setzen an,
Liege wer will mitten in der Bahn,
Sey's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerrisz mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib weg musz ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen!

*) Bernhard selbst war ein ausgezeichneter Reiter und eins seiner Lieblingsrosse ist berümt, weil es im Kampfe mit Beiszen und Schlagen so mutig angriff wie sein Herr. — Diser Zug begegnet um jene Zeit öfter und wird namentlich auch von den Pferden Herzog Bogislaw's von Pommern berichtet.

Gleich noblen, wenn auch mer religiös gefärbten Geist, atmet ein Soldatenlied aus dem Beginn des 17. Jarhunderts, von dem die ersten Strophen folgen mögen:

In ritterlichen Krieges Züg'n,
Mein Hertz im Leib mir lacht,
Wenn die Fahnen im Feld herflieg'n.
Und manch Carthaune kracht,
Dann streit ich stark mit meinem Gott,
Für mein lieb's Vaterland,
Der verläszt mich in keiner Noth.
Frisch brauch ich meine Hand.

Dann schliesz ich meinen Helmen zu,
Leg ein Copy und Sper,
Meins Contraparts erwarten thu.
Wenn er rennt geg'n mir her:
Mein Schwert ist blank, mein Büchs gelöst,
Das Ross geht frisch hinan.
Die Kugl mein Feind zur Erden stöst,
Gute Sach stärkt den Mann!

Interessant ist es, mit disen verklärten Erscheinungen, die weniger idealisirte, aber auch noch durchaus wolgemeinte und rümende Schilderung eines gelerten Zeitgenossen des dreiszigjärigen Krieges zu vergleichen, nämlich Paul Flemming's „Lob eines Soldaten zu Rosse“, das wir nachstehend abgekürzt geben:

Ein frischer Heldenmuth ist über alle Schätze,
Ist über allen Neid: er selbst ist sein Gesetze;
Sein Mahl, sein Sold, sein Preisz... Ein redlicher Soldate
Darf nicht in Zweifel stehn, ob auch der Sieg gerathe;
Den Sieg hat er bei sich, wenn er sich tapffer hält.
Was kann ihm helfen wohl, das über wunden Geld,
Das man zu geben beut,... Ich gebe kein Quartier,
Und kähm ein General, ein König selbst mir für.
Ich achte dessen nicht.... Kein Adel dient vor mich.
Diesz Schwerd, das adelt mich; mein Rittersitz bin ich,
Mein Leib ist mein Pallast! Ein Krieger ist vergnüget,
Dasz er von einem mahl aus andren sovil krieget,
Als er benöthigt ist. Was hilft ihm Land und Gut?
Die Feigen sehn auf disz: Ich zahle baares Blut
Vor meine Güter aus.... Wir kommen leicht zu Gelde
Und leichtlich wieder drumm: wir nähmens auf dem Felde
Und geben's in der Stadt. Uns ehret Jedermann,
Und wer nicht will, der musz. Es ist uns unterthan
Nicht ein Land nur; die Welt, die musz uns Herren heiszen,
Wenn Herren uneins sind. Wir können uns nicht beiszen
Wie alte Mütter thun: man schlägt mit Fäusten drein,
Mit Degen und Pistol, wenn man nicht Freund will sein;
Und das heiszt recht geherrscht. Wir sterben, wie wir leben,
Frisch, dapfer, ritterlich. Wir sind dem Tod ergeben.
Wir wuchern auf das Blut.... Es ist um einen Blick,
So fällt uns ein Pistol, ein Degen oder Stück.
Man fühlt nicht, dasz man stirbt. Das Feld ist unser Bette,
Der Gottesacker auch.... Lob einer nun das seine,
Sein Leben, wie es sei; ich lobe stets das meine.
Du lebest nicht für mich; ich sterbe nicht für dich:
Ein Jeder bleibe sein: ich bleibe so für mich!

Dis Gedicht hat einen pedantischen Klang, wie er dem ganzen 17. Jarhundert eignet; aber unläugbar weht doch auch ein poetischer Hauch durch das wechselvolle Reiterleben jener Tage, der sich nicht selten in frischeren Liedern seiner selbst bewust ward. Wie lebendig ist z. B. der folgende Wechselgesang!

Ei du feiner reuter, edler herre mein,
Sag mir wo hastu doch die wonunge dein?
„Dort an jenem Wasser, in dem freien Feld,
Da hab ich mein wonunge angestellt,
Im grünen wald, ser wol gestalt
Da singen die vögel manichfalt,
Laub und gras ist mein gespas
Du wackres mägdelein!"

Ei du feiner reuter, edler herre mein,
Sag mir wie sollen wir kommen dahin?
„Ich hab noch ein braunes wunderschönes pferd,
Das ist allzeit zweihundert taler wert.
Darauf sitz ich, du hinter mich,
Dasz du nicht fällst so bind ich dich.
Gott mit uns! das pferd trägt uns,
Du wackres Mägdelein!"

Ei du feiner reuter, edler herre mein,
Ich fürcht mich ganz ser, das Pferd trägt uns nicht heim.
„Besorg dich nicht! die lieb hat keinen Verdrusz,
Ich nim dich mit, solt ich auch gehn zu Fusz;
Und wenn ich komm in grünen wald
Da find ich andre pferde bald,
Damit davon! sprach niemands an,
Du wackres mägdelein!"

Ei du feiner reuter, edler herre mein,
Sag mir wo wird unser nachtlager sein?
„Auf der grünen haiden, unter einem baum.
Daran häng ich den sattel und den zaum,
Den Mantel spreit ich unter mich.
Darauf, feins mägdlein, leg ich dich,
Decke dich zu mit rock und schu,
Du wackres mägdelein!"

Ei du feiner reuter, edler herre mein,
Sag mir was wird doch meine handierung sein?
„Des tages wirstu sein bei meinem tross,
Des nachts so schlafen wir hinter unserm ross,
Und wann wir dann sein aufgestan
Und haben uns fein angetan
So lieb ich dich, du widerumb mich.
Du wackres mägdelein!"

Es ist hier schon ein verwandter Klang von jenem Ton zu spüren, den Schiller in seinem Schluszchor zu Wallenstein's Lager angeschlagen:

Der Reiter und sein geschwindes Ross,
Sie sind gefürchtete Gäste.
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschlosz
Ungeladen kommt er zum Feste,
Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturme erringt er den Minnesold.

Er war aber auch auf stürmische Eile in allen Dingen angewisen, und noch bis heutzutage hat sich aus jener Zeit das Wort *reitergar* für „halbroh" erhalten.

Freilich schildert alles bisher Gebotene nur die Lichtseite des Reitertums jener fürchterlichen Zeit. Allbekannt ist die entsezliche Entwicklung, welche es im Laufe des Krieges nam und welche jeder, auch der strengsten Zucht, um wie vilmer aber gut gemeinten Worten und Manungen spottete. Was half es, dasz der Freiherr von Winenberg „Christliche Reiterlieder" sang; er sang sie eben allein, keiner der Reiter stimmte ein. Es galt: Ambos oder Hammer zu sein; da war der Soldat denn Hammer und zwar nur zu oft in der grauenerregendsten Art.

Durch sein Zusammenhalten in der Masse triumfirte der Musketier; durch seine Verbindung mit dem Rosse der „Reuter" und mit Recht sagt daher Johann Grob um 1650:

> Ein Hauptmann one Volk, ein Reuter one Pferd
> Sind billig in der Welt nicht eines Sperlings wert. —

Die aufkeimende und wachsende Macht des Fuszvolks gab übrigens häufige Gelegenheit zu Reibereien, ja zu wilden Kämpfen zwischen Reitern und Musketieren, von denen Grimmelshausen in seinen „Simplicissimus" starke Stücke zu erzälen weisz. Wenn der Reiter den Fuszsoldaten *Stigelhupfer* schimpfte, so muste er dafür das Schmähwort *Stifelschmirer*, der Dragoner aber gar den bösen doppelsinnigen Namen *Zwitter* hören — Beleidigungen, die nicht selten blutig gerächt wurden. Denn noch immer fülte sich die Reiterei als aristokratische Truppe und glaubte dazu um so mer berechtigt zu sein, als grade aus ihren Reihen der gröste Teil jener Glückssoldaten hervorgegangen, deren Ruf damals ganz Europa erfüllte und überall ergeiziger Herzen Neid, künen Reitersinns Nacheiferung herausforderte. Da war der rotharige Bauerson Peter Melander, berüchtigten Andenkens, der es bis zum „Reichsgrafen von Holzappel" gebracht; da war Johann Spork, der westfälische Rossehirt, welcher als gemeiner Reiter im Here der Liga begann und als General und böhmischer Graf sein Leben schlosz. Man könnte solcher Glücksreiter eine nicht unbedeutende Zal auffüren, „massen" — wie es im „Simplicissimus" heist — „man heutigen Tages viel findet, welche vom Pflug, von der Nadel, von dem Schuster-Laist und vom Schäferstecken zum Schwert gegriffen, sich wol gehalten und durch solche ihre heroische Dapfferkeit und rühmliche Unerschrockenheit weit über den gemeinen Adel in Grafen- und Freyherrn-Stand ge-

schwungen. Wer war der Kaiserliche Johann von Werd?*) Wer der Schwedische Stallhans?**) Wer der Hessische kleine Jacob und S. Andreas? Ihres gleichen sind noch viel bekannt, die ich Kürtze halber nicht alle nennen mag. Ist also gegenwärtiger Zeit nichts neues, wird auch bei der Posterität nicht abgehen, dasz geringe, doch redliche Leute durch Krieg zu hohen Ehren gelangen, welches auch bei den alten geschehen."

Redliche Leute waren dise Söne Fortunas nun freilich wol nur in seltenen Fällen. Sie am wenigsten durften einstimmen in das Reiterlied:

O reiterey, du harte speis,
Wie tustu mir so weh im Bauch!

denn die zuweilen kolossalen Reichtümer, welche sie erwarben, waren zusammengescharrt aus den lezten jammervollen Notpfennigen eines verhungernden Volks, dem das Elend als furchtbarer Alb auf der röchelnden Brust lag und wie der Vampyr des Märchens die lezten Tropfen warmen Lebens aussaugte. Selbst in den Städten, die gegen das flache Land sich noch eines ausnamsweisen Schuzes und glücklicherer Verhältnisse erfreuten, überstigen Entsezen und Not jede Vorstellung. Davon gibt Gotfried Andrä aus Worms 1635 ergreifende Bilder. Er erzält z. B.: „Zu derselben Zeit habe ich gesehen, wie dasz ein todtes Pferd vor dem Rheintor mitten in dem Weg gelegen, dabei sich gefunden eine Weibsperson, welche das Fleisch abgeschnitten und in ihr Schurztuch gethan, auch zugleich roh davon gegessen; in der Mitte des toten Pferdes waren etliche Hunde, so auch ihre Nahrung suchten, wie auch auf dem Kopf unterschiedliche Raben, welches Spectakel ich neben noch 11 jungen Leuten aus Mannheim angesehn und gesagt: „Vergeszt dis nicht euren Kindern zu erzälen, so der gnädige Gott euch wird leben lassen"." — Welch' ein Zeichen der Zeit!

---

*) Jan von Wert entstammte, der gewönlichen Ansicht nach, einer Brabantischen Bauernfamilie, dem „rheinischen Antiquar" zufolge, dem auch Faber beistimmt, aus einem rheinischen Adelsgeschlecht; wie dem aber auch sei: er brachte es, von der untersten Stufe anfangend, in spanischen, bayerischen und kaiserlichen Diensten bis zum General der Kavallerie und Reichsfreiherrn. Sage und Lied haben sich, schon bei seinen Lebzeiten, vilfach an ihn geknüpft und noch heut ist am Rhein, namentlich in Cöln sein Name volkstümlich.

**) Stallhans war ein gemeiner finnischer Reiter, der sich zum Generallieutenant, ja als Poet sogar zum Mitglide der „fruchttragenden Gesellschaft emporschwang.

Auch dise schwerste Prüfung Deutschlands ging endlich vorüber. Langersent, von tausend und aber tausend hoffenden, zulezt doch gebrochenen oder zertretenen Herzen freilich nicht mer vernommen, von den Ueberblibenen dafür aber auch mit kindlicher Freude begrüst, erschollen Lied und Horngeschmetter des

Münsterischen Postillons.

Freu dich! spring auff du Christenheit
Ich bring dir gute Mähre,
Von Ossnabrück, wie diser Zeit
Vil Guts beschlossen wäre,
Dasz ich als ein Postilion
Verkünden soll den Frieden schon (sic!)
Von Münster ausz Westphalen.

Daselbst haben mit groszem Fleisz
Der Christen Potentaten
Berathschlagt auff was Weg und Weisz
Der Friede möcht gerathen,
Darnach manch tausend Christenhertz
Geseuffzet hat mit groszem Schmerz
Wohl über dreiszig Jahre....

Wie ich nun der Postillon
Dis alles sah und höret
Macht ich mich auf der Post davon
Mit Fama bald umbkehret;
Schwing mich auffs Pferd und bring herbey
Ein allgemeines gut Geschrey
Vom wärthen lieben Frieden!

Wenn wir eben von der kindlichen Freude der Ueberblibenen sprachen, so haben wir einen besonderen Grund dazu. Es scheint nämlich an vilen Orten Deutschlands die Fridensfeier in der Tat als ein Kinderfest begangen worden zu sein. Nachklänge davon tönen z. B. im gothaischen Flecken Molschleben noch bis heutzutage lustig fort: — Die Kaiserlichen unter Hatzfeld hatten Molschleben auf's Furchtbarste bedrückt; gegen Ende des Krieges war es von Königsmark erlöst und befreit worden. Da zogen nach dem Gefecht und zur Feier des Siges die Einwoner jubelnd zum Walplaz — voraus alle Kinder auf Weidenstäben reitend. Und so tief prägte sich dise Feier, die für jene Landschaft zugleich den Schlusz des groszen Krieges überhaupt bedeutete, dem Gemüte des Landmanns ein, dasz noch heut zur Erinnerung des Fridensfestes die sämmtlichen Knaben des Orts jedes Pfingstfest sich als eine „Compagnie Reiter zu Fusz“ ankündigen und parweis auf zierlich geschälten Weidenstäben einherreitend, von Musik begleitet, Müle, Pfarre, Cantorat und Schulzenamt besuchen, Vivat bringen, in Wein und

Kuchen schwelgen, endlich aber ihre Pferde zerbrechen und den Tag mit einem Tanz in der Schenke beenden.*)

Dise wunderbare Ausstattung des Fridensfestes steht aber merkwürdigerweise keineswegs vereinzelt da. Auch als man zu Nürnberg den Friden feierte, da erschin die ganze Jugend der Stadt, auf Steckenpferden reitend, vor des Herzogs von Amalfi, Octavio Piccolomini's, Quartier, der über dise Feierlichkeit herzlich lachte, sie zum nächsten Sonntage wider bestellte und sie dann mit einer Münze beschenkte, die noch heut den Medaillensammlern unter dem Namen der Nürnbergischen Steckenreitermünze bekannt ist. Die Chronik sagt darüber:

> 1650, den 22. Juni sind allhier die Knaben auf den Steckenpferden ausgeritten, und bekam ein jeder einen silbernen viereckten Fridenspfennig, 10 Kreuzer an Werth. Auf der einen Seite ist ein Knab mit einem Käpplein bedeckt, auf einem Steckenpferd reutend. Im Viereck steht herum: „Frieden-Gedächtnis in Nürnberg", auf der andren Seite lieset man unter dem gekrönten doppelten Reichsadler, der das österreichisch-burgundische Wappenschild auf der Brust hat: „Vivat Ferdinandus III. Rom. Imp. vivat." — Es sind der Knaben, so geritten, 1476 gewesen.

Macht es nicht, angesichts der Geschichte des 17. Jarhunderts, einen gar ominösen Eindruck, dasz nach widerhergestelltem Friden anderthalbtausend fröliche Knaben einer deutschen Reichsstadt sich gemüszigt finden, vor einem italienischen Fürsten ihr Steckenpferd zu tummeln?! — Und doch! — hatten wir nicht bis vor wenigen Jaren noch allen Grund in Deutschland das Hölderlin'sche Manwort zu beherzigen:

> Spottet ja nicht des Kindes, wenn es mit Peitsch und Sporn,
> Auf dem Rosse von Holz mutig und grosz sich dünkt!
> Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
> Tatenarm und gedankenvoll!

*) Dasz dise Feier just zu Pfingsten ligt, ist wol eine Concession an die Wodans-Reminiscenzen des Frühjarsfestes, das wir so vilfach mit Wettrennen, Turnieren, Karusels und anderen Rossespilen verherrlicht sahen. — Villeicht änlichen Ursprungs wie dis Volksfest und die oben besprochene „Steckenreitermünze" ist das rätselhafte Wappen von Neuburg a. d. Donau, welches vor einem Burgtor zwei nakte auf Steckenpferden reitende Knaben darstellt.

2.
Pferdezucht.

Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein,
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte sein.

Es war indes keineswegs das Alte, als die Glocken von Münster und Osnabrück den Friden eingeläutet. Man hatte eine furchtbare Zerstörungsarbeit beendet, und der Wolstand war auf ein Jarhundert hin zertreten.

Wärend des dreiszigjärigen Krieges war auch das ganze Gestütwesen Deutschlands vernichtet worden. „Die Fürsten schenkten ihres Marstalls Pferde an die Generale, die Dörfer Reitpferde an Cornet und Wachtmeister.“ Ungeheuer wurden die Verluste durch das Feldleben, durch Krankheit und Gefecht. Vor allem aber war die Pflege seit Aufstellung der groszen Here weit schlechter als früher, wo die ritterlichen Mitglider der Gefolgschaften ein so nahes persönliches Interesse an ihren Schlachtrossen namen.

Auch nachdem der Fride geschlossen war, errichtete der Adel keine neuen Stutereien: Armut und Elend lasteten zu furchtbar auf dem Reiche. Einzelne schwache Versuche mislangen, und das Sprichwort sagt wol mit Recht: *Wenn ein Gestüt vergehen soll, beiszt ein Pferd dem andern den Schwanz ab.*

So waren es denn die Regenten, welche ja damals überall die Initiative namen, von denen eine Besserung des verfallenen Gestütwesens ausging. Sie hatten auch das lebhafteste Interesse, die Zucht der Pferde zu sichern; denn um die Remonte der neu aufkommenden stehenden Here zu beschaffen, reichten die Hofgestüte nicht mer hin. Die Untertanen kreuzten ihrerseits, weil die Not drängte, alle Reste ihrer Zuchten, mit dem, was gelegentlich aufzufinden war; und so musten sie den vorsorgenden Fürsten für ihre Anstalten dankbar sein.

In Jagdschlössern, Vorwerken und säcularisirten Klöstern wurden Stutereien errichtet; und durch Einfürung geeigneter

ausländischer zumal spanischer*) Pferde, sowie durch Abgabe von Springhengsten aus den Marställen zum Belegen der Bauernstuten erholte sich dann auch nach und nach wider der verkommene Schlag der Landpferde. Denn von dem edlen Pfropfreise, das man dem „Wildling" oculirt, hängt unstreitig die Gesammtentwicklung im Wesentlichsten ab. *Von schönen Pferden fallen schöne Folen.*

Allen anderen Fürsten voran in Herstellung des Gestütwesens ging der Herzog von **Friedland**, der gefürchtete Wallenstein, und am rationellsten betrib man die Zucht im **Württemberg**ischen, wo 1674 auf Andringen des Herzogs Wilhelm Ludwig und gegen den nachdrücklichsten Widerstand der Landschaft eine Anzal tüchtiger Hengste aufgestellt wurden, die im Nordwesten Deutschlands, in den Elbherzogtümern und Türingen gekauft und als Landbeschäler verwendet wurden, one den Untertanen bei der Benuzung diser Hengste lästige Bedingungen aufzuerlegen. Zugleich wurden in den herzoglichen Gestüten vortreffliche Mutterpferde ostfrisischen Stammes eingefürt, und durch dise Mittel hob sich die einst so berümte, dann aber gesunkene schwäbische Zucht wider ganz auszerordentlich.

Solche gemeinnützigen Statsanstalten und auch die Anlage groszer **Privatinstitute**, wie vor allem die Stiftung des Gestütes von *Lippiza* bei Triest durch Kaiser Leopold I., waren von groszem Segen. Erfolgreiche Bestrebungen in Bayern, Mainz, Ansbach-Bayreuth, Inspruck und Böhmen, wurden von ihnen angeregt. Ausgezeichneten Ruf genosz die karstische Kutschrace in Krain.

Was das **Senner Gestüt** angeht, das als eins der ältesten hervorragenden Ruf besasz, so scheinen die Dokumente über

*) In Spanien nämlich wurde die Pferdezucht immer noch mit ganz besonderer Sorgfalt, ja mit Feierlichkeit gepflegt. Im Jare 1686 tat sich u. a. zu Granada eine besondere adeliche Brüderschaft zusammen, „um Rosse aufzuziehen, zu bändigen und zu reiten" und wälte zur Patronin dises schönen Unternemens die allerheiligste Jungfrau in dem hohen Geheimnis ihrer unbefleckten Empfängnis. Sie beschlosz sogar statutenmäszig, „sobald durch Gottes Gnade der glückliche Tag erscheinet, an welchem die heilige, römische katholische Kirche dis hohe Geheimnis der unbefleckten Empfängnis für einen Glaubensartikel erklären wird, es zu Pferde unter den feierlichsten Ceremonien bekannt zu machen." Leider ist das Dogma bekanntlich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts. verkündet worden, und so dürfte die allerheiligste Jungfrau wol um die galante Huldigung des Jockey-Clubs von Granada gekommen sein. Disem schlossen sich übrigens unter dem Schuz des Königs und mit dem Titel: *Real Maestranzas* bald gleichgeartete Brüderschaften zu Sevilla, Valencia und Ronda an. Ihr gemeinschaftliches Wappen waren zwei aufgezäumte zusammenlaufende Rosse mit dem Walspruche: *Pro Republica est, dum ludere videmur.*

dasselbe im dreiszigjärigen Kriege verloren gegangen zu sein. Nach dem Fridensschlusze sollen zehn Stuten, von edlen Hengsten gedeckt, ausgesezt worden sein, und der Bestand des Gestüts wird anfangs des 18. Jarhunderts auf 300 Stück angegeben.

Das **hannöversche Haus** stiftete Stutereien im *Radbrucher Wald*, im Amte *Hoya* und auf dem Vorwerke *Memsen*, welches leztere 1770 schon 220 Köpfe einer vortrefflichen Reitart zälte. Um dieselbe Zeit zog Georg II. hier auch eine besondere Rasse weiszgeborener Schimmel als Repräsentanten des stolzen welfischen Wappentiers, und 1695 wurde das Gestüt von *Celle* gestiftet, wo zum erstenmal consequent mit englischen Hengsten gezüchtet wurde. Die **Braunschweigischen** Zuchten fanden ihren Mittelpunkt in *Harzburg*.

Leidenschaftliche Hingebung widmete Anton Günther, der lezte Graf von **Oldenburg**, seinem Marstall. Königin Christine nannte ihn daher nur „des heiligen römischen Reiches Stallmeister". Sein Leibpferd, der apfelgraue „Kranich"*), ist bis heut berümt wegen einer Mäne von 7 und eines Schweifes von 9 Ellen Länge. Der Graf ritt ihn zuerst beim Einzuge seiner Braut, der Prinzessin Sophia von Holstein.

Auch **Brandenburg** verwendete verhältnismäszig vil auf seine Gestüte. In der Mark bestanden deren zu *Küstrin*, *Fürstenwalde*, *Wolup*, *Driesen* und *Marienwalde*, im Herzogtum Preuszen noch aus den Tagen des deutschen Ordens her die Anstalten zu *Holland*, *Balga*, *Brandenburg*, *Königsberg*, *Grünhof*, *Tapiau*, *Ragnit* und *Georgenburg*; in Pommern waren Stutereien zu *Rügenwalde*, *Treptow*, *Schmolsien* und *Rosenberg*. — Merfach kreuzten die Stutereien untereinander. In das Küstriner Gestüt kommen u. A. im Jare 1624 „zu dessen Wiederanstellung" 40 Stuten aus Preuszen; auch Beschäler wurden von dort entnommen und „da etliche darunter nur leicht waren" so dasz man schwache Producte befürchtete, so erliesz der Kurfürst Befel, vier starke frisische Hengste anzukaufen. Auch 1640 wurden zur Hebung der Gestüte 10 Hengste und 30 Stuten in den Niderlanden angekauft. — Unter dem groszen

*) „Kranich" stammte übrigens nicht aus dem eigenen Gestüt des Grafen; der Sage nach war er vilmer das Dankgeschenk von mächtigen Falschmünzern, denen der Graf, als er einmal aller Warnungen ungeachtet, in einem spukberüchtigten einsamen Schlosse übernachtet hatte, in die Hände gefallen war und die er, auf Wort entlassen, nicht verraten hatte.

Kurfürsten ist auch *Potsdam* einige Zeit lang Gestüt gewesen. 1682 und 1683 kaufte der Berliner Rosskamm Aszmus Meiszner ansenliche Partien dänischer Pferde für den Hofstall und die vorneme Welt. — I. J. 1666 hatte man zu Rügenwalde Versuche mit der Beschälung von Bauerstuten durch kurfürstliche Hengste gemacht, die jedoch felgeschlagen waren. Bald darauf aber wurden dieselben in Treptow wider aufgenommen, gelangen und wurden nun zu groszem Nuzen der Landzucht allgemein.

So regte sich denn überall bei den Fürsten Deutschlands ein eifriges Streben für die Zucht, das allerdings oft den Karakter einer vornemen modischen Passion und eines höfischen Vergnügens trägt, von deren Objecten denn natürlich nicht selten das französische Sprichwort gelten mochte: *C'est un cheval à l'écurie,* welches bekanntlich so vil heist, als: „das kostet vil und nuzt ser wenig!" — Denn freilich sah man an den meisten Höfen nicht auf Rasse und Tüchtigkeit, nicht einmal auf den Adel der Form, angenemen Gang und ächte Leistungen, sondern lediglich auf Farbe, dicke Köpfe, lange Mänen und Schweife. Die buntfarbigen Tiere gehören aber für gewönlich grade den gemeinsten Schlägen an. Als ganz besondere Seltenheiten wurden an allen Höfen Kakerlaken (weiszgeborne Schimmel) oder ächte Isabellen gehalten, wie sie sich bis in die neuste Zeit in Sachsen, Hessen und Hannover gehalten haben.

Durch den Einflusz diser fürstlichen Privatgestüte ging nun freilich die ursprüngliche Weise einer freien Pferdezucht in Deutschland verloren, selbst ehe es zu geszlichen Beschränkungen kam. Das quadrirte Verhältnis im Bau der früheren Rasse verlor sich: Die neapolitanische Ramsnase und die Hochbeinigkeit der südlichen Väter vererbten sich auf die Nachkommen, leider one die Schnelligkeit und Dauerbarkeit der Vorfaren. — Besser waren die Erfolge mit spanischen Pferden, und auch die warscheinlich in diser Zeit zu allererst angewandten polnischen und ungarischen Tiere werden nicht ganz schlechte Früchte gebracht haben: der deutsche Originaltypus aber war und blib zerstört, wie so vile noch weit wertvollere und höhere Güter des deutschen Volkstums, die ebenfalls der dreiszigjärige Krieg, wie eine Sündflut fortgeschwemmt.

Schlimmer als alles Das war jedoch der Umstand, dasz die neue Art der Zucht überhaupt jede Continuität der Rassenentwicklung unmöglich machte und zwar noch dazu aus Princip. Der Graf Büffon nämlich, grosz als Naturforscher, aber

sicherlich verderblich als Hippologe, hatte in Frankreich den Grundsaz zur Geltung gebracht: die verschiedensten Rassen seien zu kreuzen, je heterogener, desto besser: Selbst wenn die Hengste weniger edel seien als die Stuten, so sei die Parung fremden Blutes an sich von absolutem Wert und Vorteil. — Die grosze Abhängigkeit, in welcher grade wärend des 17. Jarhunderts Deutschland von französischen Moden und Vorurteilen stand, machte jene Irrtümer auch bei uns heimisch, und sie wurden angesichts des Erlöschens der Landzucht natürlich doppelt verderblich.*) Dem gegenüber darf man nicht unterlassen, auf die historisch merkwürdige Tatsache hinzuweisen, dasz zu eben diser Zeit, wo in Deutschland und überhaupt auf dem Kontinent durch Einfürung der Landgestüte der Stat die Leitung der Privatpferdezucht in die Hand nam und das Heil derselben durch übertribene Kreuzung des einheimischen mit dem fremden Blute zu finden suchte, grade das entgegengesezte Verfaren in England eingeschlagen ward, indem dort die gesamte Pferdezucht und zwar die Zucht eines constant reingezogenen Stammes ausschlieszlich den Privaten überlassen blib.

Nicht one Interesse sind die Nachrichten über **wilde Pferde und Pferdejagden,** welche der General Roth von Schreckenstein an eine Besprechung des Duisburger Gestüts in der hier beregten Periode knüpft. — Das Gestüt wird zu Anfang des 17. Jarhunderts als längst bestehend aufgefürt. Der Umfang des Reviers, in dem sich die wilden Pferde hielten, erstreckte sich durch zwölf Gemarken und betrug beinahe 15 Meilen. — Bis 1696 wurden die wilden Stuten, deren Anzal nirgends bestimmt angegeben ist, von den wilden Hengsten frei beschält. In disem Jare aber resolvirte der Kurfürst Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg: „da die Erfahrung gelehrt, dasz auf solchem Fusz das Gestüt niemalen in guten Stand aufkommen werde, die wilden Hengste totschieszen, schneiden oder abfangen lassen und an deren Stelle andere, kostbare und schöne fremde Beschäler anzuschaffen und zu unterhalten.“ — Die Mitberechtigten des Landesherrn, die sogenannten „Straatherrn“, gaben ihre Zustimmung zu diser Maszregel, und gleich darauf wurden 11 Hengste: Türken, Spanier, Engländer und Preuszen in das Gestüt eingelassen. — Aus der

*) Wie weit man in disen Rassemischungen ging, bezeichnet drastisch der Versuch des Württembergischen Gestüts-Directors, Simon Winter von Adlersflügel, Pferde mit Hirschen und anderen Tieren zu paren.

Zal diser Hengste läst sich schliessen, dasz wol mer als ein halbes Tausend Pferde und Füllen in der Wildban gewesen sein mögen, sodasz man die Anstellung groszer Jagden begreiflich findet. Dergleichen fanden z. B. 1632, 1650, 1666, 1681 und 1694 statt; sie wurden „nach altem Brauch egal tractirt, jedesmal die Freien und Unfreien aufgeboten (aus dem Gericht Homburg erschinen allein 500 Mann) und die Jagd in mehreren Tagen und Treiben abgehalten.“ — Eine solche Pferdejagd läst doch auf einen ungebrochenen Reichtum an Rossen schlieszen!

Was die **Zal der Pferde** Deutschlands anbetrifft, so war auch die Verwüstung durch den Krieg in der Tat bei weitem nicht so verherend gewesen, als man glauben sollte. Nur die Zucht hatte so furchtbar gelitten. Man hat behauptet, dasz der gegenwärtige Pferdestand Deutschlands noch nicht drei Viertel des Standes von 1634 betrage. Das beweist recht, wie ser die Reitertraditionen damals Einflusz auf die Landwirtschaft übten. Freilich war die Pferdezucht bei den schlechten Wegen, die den Fruchthandel auszerordentlich erschwerten, jenerzeit auch bei weitem lonender als heute. Daher trib man damals auch in den Städten mer Pferdezucht, was denn wider die Folge hatte, dasz mer Bauern als heutzutage „Anspänner“ sein, d. h. Pferde halten konnten. — Einige Schriftsteller, z. B. Winter, erklären sogar die Anzal der in Deutschland um die Mitte des 17. Jarhunderts vorhandenen Pferde für fast zu grosz.*) In Folge dessen waren die **Preise** ser gering. Nach „Winter's Stuterei-Mercurius“ galt 1670 ein Klepper nur 18—24 Taler, für den man wärend des Krieges 40 bis 50 hätte bezalen müssen, und ein starkes Wagen- oder Kutschenpferd, dessen Preis früher 60 bis 80 Taler gewesen, wurde für 40 Taler verkauft. — Bei so geringem Wert im Inlande muste natürlich die **Ausfur** bedeutend sein. Dieselbe richtete sich vorzugsweise nach Frankreich, wie das u. A. folgendes Epigramm des gleichzeitigen Dichters Wernicke bestätigt:

Auf die Buhlerei der Deutschen in Frankreich.

Dasz Frankreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden;
Dasz es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht;

---

*) Andererseits laszen sich auch Maszregeln zu Schuz und Erhaltung der Pferdezal erkennen. 1694 z. B. befal die Gothaische Regierung, dasz die Untertanen kein Rindvieh als Zugtiere statt der Pferde gebrauchen sollten, damit dise nicht an Zal abnemen möchten im Lande.

Dasz wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns nachher besticht;
Dasz es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen senden,
Geht eh in meinen Kopf hinein,
Als dasz wir dort die Kraft verlieren,
Dasz ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Väter sein.

3.

Verfeinerung, Verschwendung, Verfall.

Die hohe Schule.

Nach diser Betrachtung der Aufzucht des Pferdes wenden wir uns nun seiner Ausbildung zu, die grade im 17. Jarhundert unläugbar ihre höchste Entwicklung erreichte und auf eine Stufe gelangte, welche sie seit jener Zeit niemals wider erstiegen hat.

Schon bei Besprechung der Reitkunst des Mittelalters haben wir darauf hingewisen, wie die eigentliche Kunstreiterei, die im Altertum namentlich zu Byzanz glänzend geblüht hatte, nach Constantinopels Fall sich in's Abendland flüchtete; und angesichts der caracolirenden Reitart des 16. Jarhunderts musten wir bemerken, wie sich anfangs vom Süden, dann vom Norden Italiens aus eine gesteigerte Aufmerksamkeit auf feinere Reitkunst und leichtere Bewegungen der Pferde über Deutschland verbreitete und im eleganten Karuselreiten entsprechenden Ausdruck fand. Dise Richtung des Caracolirens, oder, wie es der Deutsche des 17. Jarhundert nannte, des „*Naterweistumlens*"*), welche dem ehemaligen blinden Gradaus und Drauflos lanzenbrechender Turnierhelden so gänzlich entgegengesezt war, gelangte nunmer zu ihrer vollendesten Durchbildung in der sogenannten *spanischen Schule.*

Wie wol nun dise **Schulreiterei** in Deutschland, das eigentlich immer nur durch sein Campagnereiten excellirte, villeicht nirgends zu der Höhe kam, wie in England unter dem Herzoge von Newcastle und in Frankreich unter Monsieur de Pluvenel, so hat sie doch, auch in unserem Vaterlande, eine so hohe Wichtigkeit und Bedeutung erlangt und teilweise bis zum heutigen Tage bewart, dasz es notwendig erscheint, wenigstens im Allgemeinen ein Bild von ihr zu entwerfen, wobei wir uns, der Hauptsache nach, auf die „Anleitung zur Ausübung der Caval-

*) Das Wort braucht Geiszert ser häufig. Soll es schlangenartige Bewegungen bedeuten und auf „Natter" zurückzufüren sein?

lerie-Remonten“ vom Obersten Frhrn. v. Krane stützen, welche die so schwirige, in so vilen Irrtümern alt gewordene „Bewegungslere“ zum ersten Male mit voller wissenschaftlicher Schärfe und bewunderungswürdiger Klarheit und Anschaulichkeit zum Vortrage bringt.

Beim Schulreiten geht man vom Begriff der *Volte* aus, als welche man eine kreisförmige Ban an und für sich auffast, wärend eine rechtwinklige Ban in zwei Volten geteilt wird, in deren Mitte man je einen Drehpunkt annimmt. Das *Pferd geht links*, wenn das linke Auge oder die linke Seite dem Drehpunkt zusteht, *rechts*, wenn das rechte Auge und die rechte Seite demselben zugewendet ist. Sobald man ein Pferd in die Stellung, welche ihm das beste Aussehn gibt und in welcher es gehen soll, hineinbringt, so heist dis in der Kunstsprache *dem Pferde ein Air geben.* —

Sämmtliche Schulen zerfallen in solche auf und in solche über der Erde. *(Airs bas au près de terre* und *airs rélévés.)*

Von den Schulen auf der Erde sind am bekanntesten und auch heut noch am häufigsten angewendet die sogenannten Seitengänge: Travers, Renvers, Schulterherein und Contre-Schulterherein. Die Lection *Travers* ist der älteste Seitengang. Er kommt zuerst unter dem Namen *Kopf an die Mauer!* (*la tête au mur!*) vor. Schon aus späterer Zeit ist die Contrelection des Travers: der *Renvers*, welcher anfangs mit *Krupe an die Mauer!* (*la croupe au mur!*) bezeichnet wurde. *Schulter herein!* (*l'épaule en dedans!*) ist eine Lection, mit welcher der Herzog von Newcastle die Reitkunst bereicherte und welche die französischen Meister de la Broue und de la Guernière weiterbildeten. Die Gegenlection: *Contreschulterherein!* ist erst im 19. Jhdt. hinzugefügt worden, fällt sachlich aber überhaupt ebenso mit ihr zusammen, wie Travers mit Renvers, da die Biegung und Fortbewegung des Tieres in beiden Fällen völlig gleich ist und die Bezeichnung in der doch ganz äuszerlichen Stellung des Pferdes zur Bande der Ban begründet ist. — Figuren in Travers und Revers sind *Passade* und *Repassade.* Bei der Passade traversirt man die Linie hinauf, wendet dann das Pferd im halben Zirkel, indem man es tüchtig auf die Hanken sezt, sodasz man dann auf der nämlichen Linie wider in Repassade hinunter reiten kann. Dis Air wurde gern angenommen, wenn der kommandirende Offizier eine Linie ausrichtete.

Unter den künstlichen Gangarten stand in erster Reihe die besonders bei Prachtaufzügen mit Vorliebe in Anwendung ge-

brachte *Passage* (von italienisch *spassegiare*), eine Bewegung, die auch unter dem Namen *spanischer Tritt* bekannt ist. Sie entsteht aus dem Trabe durch schulgerechte Verkürzung desselben, d. h. Verringerung der Schrittweite, Verminderung der Neigung in den Gang mit einem bis zur Exaltation gesteigerten Abschwung. Dabei kommt es hauptsächlich darauf an, dasz das Pferd ganz nach dem Willen des Reiters den Takt hält, recht erhaben vortritt one jemals auszuschreiten, und bei allen Drehungen und Wendungen disen stolzen erhabenen Gang vollkommen gleichmäszig fortsezt. Wird solch' spanischer Tritt, one überhaupt fortzuschreiten, auf der Stelle ausgeübt, sodasz gar kein Hinweggehn des Rumpfes über die Beine statthat, so heist die Bewegung *Piaff* oder *piaffiren* (d. h. „stolziren") eine stattliche und dabei lebhafte Action, die früher namentlich Generalspferde lernten, um beim Vorbeimarsch der Truppen mit dem inspizirenden Reiter in anmutiger Weise gewissermaszen zu salutiren. Auszerdem wurde dise Bewegung angewandt, wenn ein Reiter das Pivot einer schwenkenden Linie bildete oder im Gedränge stockender Prachtzüge in Aktion bleiben wollte. Bei gleicher Gelegenheit lieszen auch die Kutscher ihre Carossiers piaffiren, wärend der Ungeschickte still zu halten genötigt war. Dadurch bliben die Pferde in Aufmerksamkeit, sodasz der Kutscher sich auch die kleinste Oeffnung schnell zu Nuze machen konnte.

Wenn spanischer Tritt und Piaff gewissermaszen als kunstmäszige Vertreter von Schritt und Trab gelten können, so erscheint als künstlicher Galop der *Redop*, der Vier-Tempogalop des Schulpferdes. Er unterscheidet sich von allen anderen Galoparten dadurch, dasz bei ihm kein freier Abschwung, kein Moment vorkommt, in welchem sich das Pferd mit allen vier Beinen in der Luft befindet. Die Elevation der Vorhand erfolgt in der den Schulpferden eigentümlichen engen Versammlung, und die Aufname der Vorhand auf die Hanken ist eine vollkommene. Je langsamer, je „erhabener" dise Gangart ausgefürt wurde, für um so vornemer galt sie. In majestätisch hoher Aktion stüzt sich die Vorhand, leicht erhoben und elastisch, auf die scharf gebogene Hanke und senkt sich mit graziöser Beinbewegung fast auf dieselbe Stelle nider, um sich sofort von neuem zu erheben. Auf solche Weise brauchte ein Stallmeister Louis' XIV. im Schulgalop $^3/_4$ Stunden, um die 150 Schritt von der Reitban in Versailles bis zum Marmorhof zurückzulegen, was auf die Minute $3^5/_7$ Schritt gibt. Dise renomistische Leistung galt jenerzeit geradeso für

einen Triumpf der Reitkunst wie in unseren Tagen etwa die Carrière des Renners Eclips, der in einer Minute eine englische Meile zurücklegte. — Der ganze Unterschied der Zeiten ist in so verschiedener Anwendung ein und derselben Gangart: des Galops, schlagend ausgeprägt! — Vom Redop zum *Galop auf der Stelle* war nicht weit, und der Herzog von Newcastle erfand sogar den *Galop rückwärts.*

Den Seitengängen und den künstlichen Gangarten schlieszen sich die künstlichen Wendungen an. An Stelle des „Kurz kert!" der Soldatenreiterei nämlich wendete die Schulreiterei die *Pirouette* an (von *pivot* = Zapfen und *roue* = Rad) eine Volte von so kleinem Durchmesser, dasz der Bogen, den das Pferd beim Umwenden macht, nicht mer als die Länge des Pferdes beträgt. Die Vorderfüsze beschreiben also den Zirkel in der Luft, wärend die Hacken den Drehungsmittelpunkt abgeben. Es geschieht somit ganz dasselbe wie beim „Kurzkert!", nur dasz es schwunglos und allmälig und daher mit unendlich vil mer Kraftaufwand und Gleichgewicht ausgefürt werden musz. Die Kunst des Reiters besteht dabei darin, das Pferd so zu erhalten, dasz es in gleichem Tempo agire. Manche Rosse vollendeten den Kreis in vier, manche in zwei Tempi; nur selten vermochte es wol ein Pferd, die ganze Pirouette hindurch den äuszeren Vorderfusz gar nicht auf den Boden zu sezen, sondern ihn in zierlicher Beugung an den Leib zu ziehen. Die schwirige und angreifende Bewegung hatte eigentlich nur für den Karuselplaz Sinn.

Reich an Abwechslung sind die Schulen über der Erde. Da sind zunächst die schulgerechten künstlichen Erhebungen der Vorhand: Levade und Pesade. Die *Levade* zeigt das Pferd, wie es sich vollkommen versammelt auf der scharf untergezogenen Hinterhand bis zu seinem Gleichgewichtspunkt erhebt, sich dann aber sofort wider niderläst oder in einen Schulsprung übergeht. Bei der *Pesade* dagegen bleibt das Pferd ruhig auf der Hinterhand stehen one sich des Kopfes, des Halses oder der vorderen Glidmaszen irgend wie als Balancirstange zu bedienen. Die Erhebungen diser Art sind ser schwirig, sehen aber so leicht und natürlich aus, dasz sie gewönlich nur dem Kenner imponiren. — Es kam, wie schon erwänt, nicht selten vor, dasz der Reiter die Pesade bei Zweikämpfen benuzte, um mit dem Pferdeleibe eine ihm selbst zugedachte Kugel aufzufangen, was um so mer möglich war, als bei den Radschlössern der Faustrore ein Schusz lange drohte, bevor er wirklich losging.

An die Erhebungen der Vorhand schlieszen sich dann die Sprünge. Die hohe Schule zält ihrer sechs: Terre à terre, Mezair, Courbette, Croupade, Ballotade und Capriole. Alle dise Sprünge sind „Luftsprünge“ und haben keineswegs den Zweck, Hindernisse zu nemen. Weder Höhe noch Weite des Sprunges stehen im Verhältnis zu der ser bedeutenden aufgewendeten Kraft; ihr praktischer Nuzen besteht in der Ausbildung des Pferdes und in der Erzilung eines ser genauen Verständnisses zwischen ihm und dem Reiter, der durch seine Hilfen Zeit und Ort des Sprunges zu bestimmen hat und der der höchsten Kaltblütigkeit und Künheit, des vollkommensten Sizes, des tadellosesten Gleichgewichts bedarf. — Beim *Terre à Terre* geht das Pferd aus dem Schulgalop, bei dem die Beine einer Seite vorgriffen, in die Stellung über, in welcher Vorder- und Hinterbein one vorzugreifen, sich nebeneinander bewegen. Beide Vorderfüsze werden also zugleich aufgehoben und nidergeszt, beide Hinterfüsze folgen fast gleichzeitig in derselben Art und springen zugleich etwas vorwärts. — Aenlich ist der *Mezair*, nur dasz bei ihm der Abschwung der Hinterhand etwas später erfolgt, die Vorhand sich höher erhebt und die Hinterhufe, in nidrigem Bogen über dem Boden fortgehend, einen Augenblick früher Fusz fassen wie die Vorderhufe. — Merklich später als die Hinterhand kommt die Vorderhand bei der *Courbette* zur Erde, die sonst ganz wie der vorige Sprung angelegt ist. Man liebte es, zuweilen den Schulgalop in bestimmten Intervallen durch eine Courbette zu unterbrechen und nannte ihn dann *Courbettengalop*. — Wenn die bisher geschilderten Sprünge dem Galop verwandt erscheinen, so entwickeln sich dagegen die drei folgenden gewaltigen Schulsprünge aus der Levade. Die Hinterbeine werden scharf gebogen; der Abschwung erfolgt in, oder doch nur wenig hinter der Vertikalen und wirft den ganzen Pferdekörper steil und möglichst hoch empor. Der Unterschied der Sprünge besteht in der Haltung der Hinterbeine wärend des freien Abschwungs. Bei der *Croupade* sind dieselben schwebend unter den Leib gezogen, sodasz die Solen der Hufe nach der Erde stehen; bei der *Ballotade* sind sie dagegen derart gehoben, dasz die Schinbeine fast senkrecht stehen und die Hufsolen nach hinten weisen; bei der *Capriole**) endlich, dem mächtigsten der Sprünge, musz sich das Pferd so hoch erheben, dasz ihm noch Zeit

*) d. i. Hirschsprung; eigentlich von *capra* = Zige. „*Mach keine Capriolen!*“ ist eine noch heut gäng und gebe Redensart, an deren eigentliche Bedeutung aber selten gedacht wird. Ein Damenkleidungsstück des 18. Jhdts. hiesz *Capriole*

bleibt, wärend des Sprunges, auf das Berüren seiner Krupe durch die Gerte des Reiters, mit aller Kraft auszustreichen, sodasz seine Schinbeine wagerecht und seine Eisen mer aufwärts als rückwärts stehen. — Eine Combination von Terre à Terre, Courbette und Capriole, die, sich steigernd, schnell aufeinander folgten, wurden *le pas et le saut* genannt.

Der gröste Teil diser feinen Bewegungen ist gegenwärtig der zünftigen „Kunstreiterei" anheimgefallen, die sie jedoch leider fast überall in durchaus veränderter und unverstandener, kurz gesagt: in lüderlicher Art zu produziren pflegt. Wärend des 17. Jarhunderts aber war die „hohe Schule" ein Schlagwort der Zeit; ihre Meister und Kenner trugen das sybillinische Sigel verborgenen Wissens und angeborener Genialität an der Stirn, und „vornem bedauernd sahen die Erleuchteten auf die Jünger der Campagnereiterei herab, die sie im Vergleich zu sich betrachteten, wie eine wild und regellos aufgewachsene Waldpartie zu einem Garten nach altfranzösischem regelrechten Zuschnitt à la Louis XIV.". In der Tat hatten aber auch ihre Finessen ser vil Rococohaftes an sich, und so berechnet zierlich, wie der Cavalier auf hohem roten Absaz über das Parquet glitt, ebenso schwebte das Pferd mit hoher Action und den elegantesten Sprüngen in der Manege einher. — Es läst sich ermessen, dasz solche Eigentümlichkeiten einer schon um dise Zeit zuweilen auftauchenden Opposition in der Reiterwelt die Handhabe abgaben. Derartigen Anfechtungen gegenüber sprechen sich Männer wie Newcastle und Lolleisel dahin aus: „Wenn solche Herrn, welche dressirte Pferde Tänzer und Spaszmacher nennen, nur einmal einen Zweikampf bestehen, oder in's Feld rücken sollten, so würden sie ihren Irrtum schon erkennen. Denn dergleichen Pferde gehen ebensogut zum Soldatenmarsch und zur Schlacht, als sie andere Künste ausfüren."

Zur Erzilung so feiner und künstlicher Dressur wurde die Ban, die Manege*) mit einer Fülle von Hilfsmitteln ausgestattet. Namentlich stammen aus diser Zeit die Pilaren, zwischen denen die hohen Sprünge geübt wurden, sowie die Calade, eine kleine abschüssige Anhöhe, auf welcher die Pferde, zumal in Galop und Courbette geritten werden, um eine besondere Festigkeit in den Hanken zu erlangen.

Nicht umsonst waren aber den Rossen so ausgezeichnete und

*) „Manege" d. i. Reitban stammt vom italienischen *„maneggio"*, welches aus *„maneggiare"* = handhaben entwickelt ist.

feine Künste gelert worden. In den Festlichkeiten und im öffentlichen Auftreten der Groszen des 17. Jarhunderts war ein eminenter Spilraum eröffnet, um sich unter den glänzendsten Bedingungen zu präsentiren und vor einem, für äuszere Pracht überaus empfänglichen Publikum den vollen Glanz schöner Formen und bewundernswerter Virtuosität leuchten zu lassen.

Ritterliche Uebungen.

Glanzvoll und herrlich stand unter den ritterlichen Uebungen noch im Anfange des 17. Jarhunderts das zur höchsten Blüte entwickelte, der Darlegung feinster Reiterkünste überaus günstige Karusel in erster Reihe da. Seine Aufgabe war die Darstellung eines idealisirten und elegant geregelten Massengefechts geworden, und in diser Form hielt es sich einige Zeit auch wirklich auf der Höhe ernsterer Waffenübung. Erst nach dem groszen, alles Edle niderziehenden dreiszigjärigen Kriege sank auch das Karusel und vermischte sich mit den entarteten Spätlingen des Turniers zu einem gehaltlosen und anspruchsvollen Reitergepränge, das in orientalischen Ueberschwenglichkeiten Ersaz für verloren gegangenen Adel und kriegerisches Selbstbewustsein suchte. Nicht mer der Waffengebrauch, sondern der Tanz war die Grundlage diser Spile. „Künstliche und mannigfache Wendungen sollten den Schein des Kampfes hervorbringen, in welchem die absichtlichen Verwirrungen der Reitergruppen nach vorbestimmter Ordnung sich verknüpften und wider auflösten. — Indem dise *Quadrillen* die Ringstechen in sich aufnamen, conservirten sie freilich gewönlich noch die ältere Einrichtung der Ban; die Figur der Quintana ward dabei dem modischen Belieben nach, in ein mythologisches Emblem, eine Herme, umgeschaffen, deren Kopf, auf den Tronc lose aufgesezt, mit der Lanze abgestoszen oder der Pistolenkugel getroffen wurde. Endlich aber verschwinden Palia und Quintana und mit ihnen die lezten Erinnerungen an wirkliche Kampfspile; ja es wurde zuweilen sogar so weit gegangen, dasz man selbst auf den Tanz nur noch wenig Gewicht legte, und nicht einmal mer die rittermäszige Geschicklichkeit und Eleganz, sondern ausschlieszlich die überladene und rohe Pracht des Aufzugs den inhaltlosen Festen Glanz geben sollte.

Kaiser Ferdinand's Verlobung mit Maria Eleonora von Mantua wurde z. B. durch ein Pseudo-Turnier gefeiert, welches ein Augenzeuge folgendermaszen beschreibt:

Auf dem Platz bei der Burg waren absonderliche Schranken aufgerichtet worden, welche benebst zwei Triumpfpforten durch und durch mit Feuerwerk gewesen. Nachdem nun abends spat, zehen Uhren, die vier Compagnien, deren die erste roth und gold, so Hertzog Heinrich von Sachsen: die andre lemonienfarb mit Silber, so Graf Max von Waldstein: die dritte blau mit Silber, so Generallieutenant Piccolomini und dann die vierte schwarz und gold, so Graf Colloredo geführt, auf den Hof zusammenkamen, haben sie sich in Ordnung gestellt.... Unterdessen ist ein Knab auf einem mit einer rothsammeten Deck bedeckten Elephanten reitend, auf dem Platz hin und her geführt worden, welcher auf's Lieblichste in die Lauten, so er dabei geschlagen, gesungen; auch dabei in währender Zeit, als die Cavallerie sich fertig und bereit zum Rennen gemacht, von denen Herren Botschaftern als zu diesem das Zeichen gegeben worden, solch ihr Rennen anzufangen, welches denn auch in der Ordnung also erfolgte. Und ob man wohl bei solchem Rennen vermeint, alsobalde zu erkennen, wer unter selbigen Cavalieren das beste gethan, so hat man jedoch wegen Verstellung der Kleider, so wohl auch, dasz selbige mit verdecktem Angesicht in Larven geritten, sich nicht entscheiden könne. Hierbei sind 4 grosze silberne Schalen der Dank gewesen. — Da nun solcher Actus bis in die Nacht gewähret, und das Rennen ohne einziges Unglück (auszer dasz Herr Generallieutenant Piccolomini mit seinem Ross auf dem Glatteis einen Fall, jedoch ohne Schaden gethan) vollbracht worden, ist alsobald mit Anzündung des Feuerwerks ein Anfang gemacht worden.

Dise Schilderung zeigt, was in der Mitte des 17. Jarhunderts aus dem Turnier geworden: ein Maskenscherz, das Vorspil zu einem Feuerwerk. Ganz änlich waren die „zierlichen und kurzweiligen Ritterspile“ bei der Frankfurter Kaiserwal 1658. „Mohren, alte Deutsche in Schlitzwämsern, wilde Männer“ — das sind die wunderlichen Masken, in welche der hohe deutsche Adel diser Tage sich vorzugsweise gern vermummte. — Man sieht, in solchen Formen ist die einst ernste Waffenübung schon ganz überwuchert von phantastischen Willkürlichkeiten; ein tändelndes frivoles Maskentreiben mit möglichst pikanten „Inventionen“ hat das erenfeste Lanzenbrechen der „gestrengen Herrn“ vollständigst verdrängt, und was man zu Stande bringt, ist nur noch eine höfische Spilerei, die sich endlich in der italienischen *Fola* (ein Wort, welches sowol „Posse“ als „Gedränge“ bezeichnet)*) unter völliger Ausschlieszung des Waffenwerkes, gradezu in einen eleganten von Musik begleiteten Tanz zu Pferde, in das Quadrillereiten, verwandelte. Auf disem Wege entstand das grosze **Reiterballet,** seiner Zeit als die Krone alles königlichen Prunks und, namentlich zu Wien und Dresden, als Inbegriff alles Schönen und Groszen von tausend Zungen geprisen.

*) *Fola de' giostranti* hiesz auf dem italienischen Karuselplaz ursprünglich eine Schluszübung, bei welcher sämtliche Ritter auf ein und denselben Gegenstand die Waffen richteten.

Ein karakteristisches Denkmal des schwülstigen Entzückens, mit dem dise Leistungen der hohen Schule bewundert wurden, ist das folgende Gedicht, welches von Philipp von Zesen, kaiserlichem Pfalzgrafen und, unter dem Namen des „Wolsezenden“, Mitglide der Fruchtbringenden Gesellschaft, herrürt und um 1660 entstanden sein mag.

Tanzlied
einem edlen Pferde gesungen.

Auf, Weiszchen! richte Brust und Köpfchen in die Höh!
Lasz fliegen um den Hals der blanken Mähne Schnee!
Lasz spielen Aug' und Ohren,
Lasz spielen Fusz und Bein;
Du bist zur Lust erkoren;
Auf, Weiszchen, tritt herein!

Auf, Weiszchen! auf; ich seh dein' Ohren werden spitz,
Dein Aeuglein spielen süsz und flinkern wie der Blitz.
Hüpf auf, mein Röszchen, hüpfe!
Du weiszt der Sprünge Schnitt;
Und dasz dein Fusz nicht schlüpfe,
Versetze Tritt um Tritt!

Auf, Weiszchen, auf! Lasz sehn, was deine Kunst vermag.
Nimm, wie du pflegst, in Acht den halb und ganzen Schlag;
Dein Sänger singet süsze,
Bald steigt, bald fällt sein Klang;
So thun auch deine Füsze,
So thut dein Heldengang.

So recht' so, Weiszchen, so! So schwingt dein Fusz sich wohl,
Bald vor, bald hinter sich, bald seitwärts, wie er soll.
Bald siehet man ihn drehen
Ein Rädlein in der Luft,
Bald leis' und prächtig gehen,
Bald trampeln, dasz es pufft.

Der Witz, der Hadrian's, der Alexander's Pferd
Geschickt zur Pracht und Jagd gemacht, so lieb und werth,
Den machst du, edles Weiszchen,
Durch deinen Witz zu nicht;
Du nimmst das Palmenreischen,
Das dein Verstand dir bricht.

Schweigt, Sybariten, schweigt; schweigt Kardier nun gar
Von eurer Rosse Witz, der gar nicht witzig war;
Indem er euch verrathen
Und bracht in Feindeshand.
Thut wohl so dumme Thaten
Ein witziger Verstand?

Dies Weiszchen geht euch vor, dies Vieh — doch nicht ein Vieh!
Dem mehr Geschicklichkeit Natur und Zucht verlieh,
Als manchem Adamskinde,
Bei dessen Seel ich nicht
Mehr eigne Kraft oft finde,
Als dasz es — deutlich spricht.

Höfischer Luxus.

Ueber den **Geschmack diser Reitperiode** hat sich Herr v. Krane in so treffender Weise ausgesprochen, dasz wir es uns nicht versagen können, ihn unmittelbar reden zu lassen. Er sagt: „Wol keine Zeit gibt ein so schlagendes Bild der Uebereinstimmung zwischen dem, was wir in den Häusern der Groszen und dem, was wir in ihren Ställen sehen, als dise. — Der dreiszigjärige Krieg hatte in Deutschland alle Welt zusammengebracht und einen solchen Geschmack am Ausländischen hervorgerufen, dasz in einem wolbestellten Hofhalt fast alle Nationen vertreten waren. — Der Maestro der Capelle muste Italiener sein, die Primmadonna der Oper, die Prima balèra des Ballets waren seine Landsleute. Am Portal stand der Schweizer; ein Kammerhussar schulterte im Vorsal, ein Haiduk öffnete die Türen des Salons, wo ein Mor die Bedienung machte, wärend Jean, der französische Kammerdiener, in Cabinet und Garderobe sein Wesen trib. Deutsche waren Mundschenk, Kutscher und Stallmeister; Fecht- und Tanzlerer, Gouverneur, Gouvernante und Koch widerum Franzosen. Der Neger und der Hofbanquier repräsentirten den Orient. — Aenlich sah es in den Armeen aus. Wir finden in Preuszen: Grande-Mousquetaires, Bosniaken, Tartaren, Towarczis, der Hussaren nicht zu gedenken; in Frankreich Royal-Allemands, Schotten und Schweizer. Dasz unsere Reiter heut als Ungarn und Polen (d. h. als Husaren und Ulanen) verkleidet einhergehen, ist eine Erbschaft jener Zeit.*) — Wie im Hofhalt und der Armee sah es aber auch im M a r s t a l l aus. Da war ein andalusischer Hengst als Courbettirer, ein Neapolitaner für die Schule auf der Erde, ein Mecklenburger als Campagneross, ein Engländer als Par-force-Pferd, Araber und Berber als Damenpferde, ein Pollack als Hetzklepper, Dänen und Irländer für Bediente, Oldenburger und Holsteiner vor der Statskarosse, Ungarn vor dem Pirschwagen, des kleinen Litauers nicht zu gedenken für die junge Herrschaft.“ — Ueberaus karakteristisch für disen bunten Geschmack, der, wie in Deutschland auch in Frankreich herrschte und zugleich ein interessantes Zeugnis für die bedeutende Stellung, welche auch im 17. Jhdt. noch das **Ross**

*) *Hussar* ist ein magyarischer Ausdruck und stammt von *huss* = zwanzig und *ar* = Lönung, weil der zwanzigste Edelmann aufgeboten und besoldet wurde. Das Wort kommt zuerst unter Matthias Corvinus vor. — Die Bezeichnung „*Ulans*“ ist bei den Tataren heimisch und bezeichnet „Tapfre, Wackre“, (nach anderen „Feldwächter“). Das Wort ist mit der Waffe selbst, wahrscheinlich bei Wiens Befreiung durch Joh. Sobieski — über Polen nach Deutschland gewandert.

als Geschenkstück*) innehatte, ist ein Brief, den (etwa um 1660) der Frhr. v. Fircks, Abgesandter Herzog Jakob's von Kurland in Paris, an seinen Herrn gerichtet hat. Fircks muste die von ihm gefürten Verhandlungen mit dem Cardinal Mazarin beständig durch Geschenke unterstüzen und schreibt deshalb:

„Der Cardinal musz abermalen ein Present haben, sonsten möcht es vor Ew. Durchlaucht präjudizirlich sein; denn diese Nation contentirt sich nicht mit Promessen und gutten Mienen. Ew. Durchlaucht haben mir anbefohlen, ihm eine giesz Kanne und ein giesz Becken von Gold zu geben von 1000—1100 Thaler. Dieses hat nicht verschlagen wollen, deszhalb will ich wegen Ew. Durchlaucht ihm 6 schöne Pferde übergeben nebst einem Dromedario und etlichen Falken! Es wäre ein groszes Glück, wenn die Pferde nebst dem Dromedario möchten wol überkommen; im widrigen Falle, welches Gott verhüte, wüszte ich nicht, wie mit dem Cardinal zu procediren."

Wenn wir auch schon darauf hingewisen haben, wie Hand in Hand mit der Verfeinerung der Reitkunst und mit der Abschwächung ihres kriegerischen Gehalts eine übermäszige Freude herrschend ward an Pracht und Pomp, so müssen wir doch diser Verbindung noch einmal besondere Aufmerksamkeit schenken. Die berümteste „**Wirthschaft**" der Art feierte man im Jare 1667 zu Wien bei Kaiser Leopold's I. Hochzeit mit Margareta Teresa von Spanien. Die Vermälung wurde, nach dem Bericht von Augenzeugen, „mit ungemeiner Pracht cälebriret, wobei das famöse Ballet, welches die Pferde tantzten, am meisten admiriret ward." Bei disem Rossballet agirten der Kaiser selbst und an 1000 andere Personen; seinem Erfinder und Anordner trug es 20,000 Gulden Gratification, 1000 Gulden Jargehalt, sowie die Erhebung in den Freiherrnstand ein! und seine Beschreibung nimmt im zehnten Bande des „Theatrum Europaeum" allein sechzehn Folioseiten ein. Einen Auszug derselben hat Scherr gemacht, und bei der Wichtigkeit, welche das für das 17. Jarhundert so ser karakteristische Fest hat, sei es gestattet, dise gedrängte Darstellung in ihren Hauptpunkten widerzugeben.

Die zu der Action bestimmte „Mahlstatt" war der Plaz vor der kaiserlichen Burg, wo ein ungeheures Holzgebäude aufgeschlagen wurde. Das Schauspiel eröffnete Musik, unter deren Klängen das „Schiff Jasonis, worinnen Argonauten" von dreiszig Tritonen gerudert, auf dem Plan erschin. Auf dem Deck des Farzeugs stand die Fama „in Gestalt einer geflügelten Weibsperson, eine güldene Trompete in der Hand führend". Fama sprach den Prolog zum Vorspil, einer mythologischen Allegorie, welche darstellen sollte, wie die vier Elemente darum streiten, welches von ihnen mer als die anderen befähigt sei, Perlen zu machen, eine Anspilung auf die kaiserliche Braut (Margarita) und noch eine der erträglichsten Schmeichelеien, von denen das Stück wimmelte. Die **vier Elemente** wurden vorgestellt durch **vier Rei-**

*) Vergl über Rossgeschenke Seite 22 und 128 sowie Band I, Seite 18

terschwadronen. Die erste derselben bildeten die Ritter der Luft, gekleidet in aurorafarbnem Goldsammet, und gefürt vom Herzog von Lothringen, „in einem zierlichen Aurorafarbem Kleid von silbernem Tock oder Stück". Die zweite Kompagnie, die der in Roth mit Silber gekleideten Ritter des Feuers, fürte der Graf von Montecuculi, „angethan mit einem lichtgläntzenden Harnisch". Der dritte Trupp, die in Blau mit Silber gekleideten Ritter des Wassers, ward gefürt durch den mit allerhand kostbaren Wasseremblemen geschmückten Pfalzgrafen von Sulzbach. Die vierte „Squadron" endlich, die der in Grün mit Silber gehüllten Ritter der Erde, fürte der Graf von Dietrichstein. Die Luftschwadron hatte hinter sich einen Wagen mit der Luft, welche von der Göttin Juno dargestellt wurde, auf einem „erschrecklichen" Drachen, umgeben von dreiszig Greifen und Vögeln. Ueber den Wagen spannte sich ein Regenbogen und darauf sass ein Sänger, der sang die Kaiserin italienisch an. Die Feuerritter fürten mit sich eine Maschine, darauf lag in ungeheurer Flamme ein Salamander, der „annehmliches Feuerwerk" ausspie. Hinterher kam ein Wagen mit der Werkstatt des Vulkanus, den dreiszig Cyklopen und ein Schwarm Amoretten begleiteten. Der Wasserschwadron folgte auf beweglichem Gestelle ein kolossaler Walfisch, Wasserstralen aus den Naslöchern blasend und auf dem Rücken den Neptunus tragend, den Wassermänner und Nereiden umgaben. Hinter den Erdrittern kam „allgemach mit unvermerkter Bewegung" ein zierlicher Garten, an welchem man „innund auszerhalb unterschiedliche künstliche Springbrunnen sah und in welchem zwischen den Cypresz-Bäumen auf marmelsteinenen Säulen ein hoher Lust-Thron stund und auf selbigem die von den Heyden erdichtete Göttin der Erden, Berecinthia genannt, gekleidet in grünen Atlas". Die Göttin hatte eine Schar von Nymphen zur Bedienung und nebenher gingen vierundzwanzig Satyrn mit Bäumen in den Händen. Nachdem nun die vier Elemente die Rechtmäszigkeit ihrer Ansprüche darzutun sich beeifert oder, wie das Festprogramm besagt, „nachdem ein Theil dem anderen seine Meinung unter die Nasen gerieben, so soll abermals ein unerhörtes Getön von Trompeten und Pauken erschallen und die Ausforderung geschehen. Da werden nun zu Richtern die allerkünstlichsten Argonauten erwält werden, der durch das Theater repräsentirte Ehrenberg wird sich in ein Schiff verwandeln, darin die Argonauten mit der Kaiserkrone und dem gülden Fliesz sitzen, und dann werden sich die Streiter mit einem solchen Ungestüm deszwegen anfallen, dasz man sollte vermeinen, es gehe alles in tausend Stücken. In währendem Streit erleuchtet sich der Himmel, es steigt eine kleine Wolke hernieder, die vergröszert sich je länger je mehr zur Verwunderung der Streitenden. Sobald sie sich zertheilet hat, wird sichtbar eine grosze gesternte Kugel und darauf die Ewigkeit auf einem Regenbogen sitzend und sich aus ihrer Höhe herab also vernehmen lassend:

„Halt inn der Waffen Hitz,
halt inn der Pferde Lauff!
Der Elementen Streit.
Das höchste Glück enthebet,
vereiniget nun mehr
des Zornes euch begebet;
also legt Himmel- ab
die Ewigkeit euch auff.
Was Neptun seltnes hat,
darzu der Klippen Arch,
was Margariten Preisz,
was Perlen Schätz beseelet,
der Himmeln höchste Rath
vorlängst hat zugesteilet
in einer Margarit
dem gröszten Weltmonarch."

Hierauf öffnet sich die Weltkugel und ist zu sehen der Tempel der Ewigkeit und die fünfzehn Genien der bereits gelebten römischen Kaiser aus dem Erzhaus auf ansehnlichen Pferden, sämmtlich in köstlicher Kleidung. Diese

Genien nahen dem Tempel, gefolgt von dem Wagen der Glorie, in Gestalt einer Silbermuschel, darin eine grosze köstliche Perle liegt und das Conterfait der Kaiserin hat, darauf der Genius des Kaisers sitzt, als der sechszehnte vom Hause Oesterreich. Diesem Wagen folgen drei andere mit gefangenen Indianern, Tartaren und Mohren. Wenn dann endlich die Weltkugel sich zurückbegeben, werden sich die fünfzehn Genien in einander schlieszen und darauff das **Rossballet** beginnen, dessen erste Arie vierundzwanzig Trompeten und zwey Paar Heer-Pauken anfiengen mit einer Correnten, welche, wie auch die folgende hierzu gehörige Musikalische Stücke, Herrn Johann Heinrich Schmeltzer, der Röm. Kaiserl. Majestät Kammer-Musikus, gemacht und auffgesetzt."

Das Rossballet wurde ebenfalls von vier Cavallerieschwadronen, zwischen deren einzelnen Abteilungen je zwölf Trabanten ritten, aufgefürt und hatten die Ritter dabei Stiefeln von „silbernem Leder" an, die der Truppe des Kaisers aber von „güldenem". Die Ritter kämpften, ihre Reiterkünste zeigend, um die Vorzüge ihrer verschiedenen Elemente und fürten mit Pistolen und Degen ein Scheingefecht auf. — Sr. Kaiserliche Majestät ritten einen Courbettirer*) und hatten neun Ritter, so ebenfalls die Lection machten. Es waren überhaupt deren noch 49 Ritter und dise machten insgesammt durch allerley künstliche Verwendungen ihre Schulen nach der Cadance der Musik." Die Scene verwandelte sich hierauf noch einigemal, und zuletzt kam ein Triumphwagen gefaren mit siben Sängern, „in ganz mit Edelsteinen besetzten Kleidern", welche die Kaiserin wiederum „allerlieblichst" ansangen. Dann abermals „Pferds-Tantz" bis dreiszig Kanonenschüsse den Schlusz des ganzen Festes verkündigten.**)

Auszerordentlich wird der Brautwagen des kaiserlichen Pars gerümt, der die damals enorme Summe von 38,000 Gulden gekostet hatte, ein Zeichen, dasz auch der **Wagenluxus** gewaltig im Steigen war.

Dise Furwerke *(Gutzwagen)* hatten risige Dimensionen, waren ganz aus Glas und vergoldetem Maszwerk zusammengesezt, mit lichter Seide ausgeschlagen und von bunten Federbüschen überwallt. Auf ihren Tritten hingen die Pagen, hintenauf Schwärme von Lakaien, und das ganze Ungeheuer zogen 6 oder 8 kolossale Holsteiner, Oldenburger oder Flandrer von möglichst auffallenden Farben: Schecken, Isabellen, weiszgeborne Schimmel oder Morenköpfe, die in Sammetgeschirren gingen und hohe Aufsäze von Strauszenfedern trugen. Voran eilten ihnen Läufer, und zu den Seiten des Wagenschlages ritten die Stallmeister. Solchergestalt erschien die Kutsche Kaiser Leopold's bei den von ihm eingefürten, den spanischen Gallafarten nachgeamten, feierlichen Promenaden, die er in jenem Gehölz an der Donau abhielt, welches seitdem unter dem Namen des *Praters* (verstümmelt von spanisch *Prado*) so berümt geworden ist. Aber nicht nur kaiserliche Majestät, sondern jeder kleinste Reichsfürst suchte sich mit änlichem Glanze

---

*) Den Hengst Bravo kaufte Leopold aus Spanien zu einem Preise, der nach damaligem Zinsfusz ein Kapital von 1000 Thlr. Einkommen repräsentirte.

**) Dis Wiener Karusel scheint übrigens eine ziemlich genaue Nachamung jenes fünf Jare früher von Louis XIV. in den Tuilerien gefeierten Festes gewesen zu sein, nach dem der Carouselplaz seinen Namen trägt.

zu umgeben, sodasz es nicht unwichtig sein dürfte, einige Beispiele solcher Prachtzüge kennen zu lernen.

Beim Einzuge eines simplen Fürstbischofs von Passau, des „Kaiserlichen Herrn Principal-Commissarii, Cardinals von Bamberg Eminenz“ am 1. Dzbr. 1701 zu Regensburg, bestand der Comitat z. B. aus nicht weniger als 266 Personen mit 231 Pferden, ungerechnet die gegen 60 Pferde starke Suite des einfürenden Erb-Marschalls von Pappenheim.

Die Schilderung des Hofstats ist nicht one Interesse. Fouriere und Trompeter eröffneten ihn. Dann folgten sechs sechsspännige Kammer- oder Rüstwagen „mit behöriger Livreedecken von gesticktem Carmesinsammet“; demnächst „drei Reysz- oder Landkutschen“, je mit 6 Pferden, ferner 24 Reitende Knechte mit schönen Handpferden, „und bestunden diese in lauter ansehnlichen vortrefflichen Sorten, welche sämmtlich mit gestickten Sätteln und reichen Zeugen zierlich aufgeputzt waren“. Ferner folgten „sechs fürstliche Maulthiere mit Büschen“ u. s. w. „zwei hochfürstliche Sattelknechte, 10 hochfürstliche Reitknechte“ mit ebenso vilen Handpferden, „bestehend in 2 Arabern, 4 Engländern, einem Barben, zween Spaniern und einem Polacken“, versehen mit goldgestickten Wappendecken und massiv silbernen Gezeugen. „Nunmehro erschienen 2 schöne hochfürstliche Leibpferde, deren erstes ein Schecke, das andre ein Tieger, beide wegen anständiger Fleck- und Farbenwechslung sehr anmuthige, wolgefasste und abgerichtete Thiere aus eigenem hochfürstlichem Gestüte mit sehr sauberer und nicht minder kostbarer Ausrüstung, über welche die rothsammete mit handbreit güldenen Borden und dergl. Quasten versehen, bis zur Erden langende Handdecken gelegt waren“. Ihnen folgte „der hochfürstliche Futtermeister“; demnächst kamen acht grosze Hofwagen mit ausgesucht prächtigen Sechsgespannen und endlich hinter Trompetern und Pankern, Trabanten und Lakaien „Ihro Hochfürstliche Eminenz allein in dero gröszerem Leibwagen, an welchem weder Kunst noch Unkunst gesparet (sic!) von sechs groszen friesländischen Rappen gezogen. Der Wagen war von ausbündiger Bildhauerarbeit, mit feinem Gold gefasst und von innen Alles durch und durch mit feinem Golde überzogen“. Haiducken und Stallmeister begleiteten dise Kutsche; hinter ihr ritten acht Edelknaben. Dann folgten noch „die kleinere Hochfürstliche Carozza di Respetto“, leer, von sechs neapolitanischen Braunen gezogen, neben der der italienische Unterstallmeister ritt, sowie „die hochfürstliche Jagdchaise“ mit sechs flüchtigen polnischen Braunen bespannt und von Büchsenspannern begleitet. — Reiterei und Stadt-Guardi beschlossen den Zug.

Solchen Aufwand machte ein süddeutscher Prälat, just zu der Zeit als des deutschen Volkes Elend am grösten war.

Andere hohe Geistliche begnügten sich aber mit solchem Luxus noch keineswegs; sie strebten sogar danach, ihren Reitballeten monumentale Schaupläze zu schaffen. Graf Ernst von Thun, Erzbischof von Salzburg, baute 1669 in seiner Residenz eine Sommerreitschule mit drei amphitheatralisch in den Felsen gearbeiteten Gallerien und 96 Bogen für die Zuschauer, die ebenfalls in die Nagelfluhefelsen des Mönchsbergs eingehauen sind. Zu disen Einrichtungen gehörten noch zwei Winterreitschulen nebst Stallung und eine mit Marmorstatuen und Frescogemälden geschmückte prachtvolle Pferdeschwemme. — Alles

das geschah an einem geistlichen Hofe! — In Norddeutschland war es übrigens ebenso, und selbst an kleinen Höfen trib man fabelhaften Aufwand. Kurfürst **Carl Theodor von der Pfalz** z. B., der bei seinem Regierungsantritt den groszen Hofstat aus Ersparnisrücksichten verringerte, brauchte doch noch über 100,000 fl. järlich für seinen Stall. Bei der Reitschule standen ein Ober- und Unterbereiter, ein Jagdbereiter, ein Hofbereiter, ein Sattelknecht, ein Vicesattelknecht (!), 35 Reitknechte, ein Leibkutscher, ein Viceleibkutscher, 23 andere Kutscher, ein Leib- und ein Viceleibvorreuter (!), 21 Vorreuter, ein Sänftenmeister, 10 Sänftenknechte, 6 Wagenknechte. — Ein anderer diser Herrn, **Ernst August von Hannover**, hielt allein 50 prächtige sechsspännige Wagen.

Verfall der Ritterschaft.

Wenn die eben geschilderte Verschwendung der deutschen Höfe das Möglichste tat, um auch die lezten Blutstropfen des verarmten, durch den groszen Krieg der nötigsten Subsistenzmittel beraubten Volkes herauszupressen, so litt unter disem rücksichtslosen Treiben doch vor allem **der deutsche Adel**, den falscher Ergeiz und alle jene trügerischen, von Frankreich herüber winkenden Lockungen in die verderbliche Ban des leren Hofdienstes zogen. Den Brandenburgischen, eben erblühenden Stat ausgenommen, der schon damals die ersten Schritte tat, den besizlosen Adel nicht als Hofjunker, sondern vor allem als Offizier zu verwerten, boten damals die nur allzu zalreichen deutschen Höfe fast durchweg Hochschulen jämmerlichen und wüsten Tagediebstals unter der Maske französischer Courtoisie und Eleganz.

Der Adel verlor damit vollends seinen Halt im Volk; denn die Masse vertraut nur dem Starken, an den sie sich anlenen kann; sie verzeiht vil leichter Gewalttaten als Servilität und übertünchtes Scheinwesen. Seit sich die Ritter, wie Hans von Schweinichen, groszen Herrn zu Eren absichtlich aus dem Sattel heben lieszen, waren sie auch geschichtlich vom Pferde gestochen. *Dem Teufel das Pferd zu Hofe reiten*, heist sprichwörtlich so vil wie „sich selbst in Versuchung füren“. Und

Schande hinter'm Sattel fürt
Wer in Hoffart galopirt.

Bald genug galt da des alten Fischart Wort: *Wenn Junker Frechmut im Sattel sizt, hängt sich Jungfer Reutrut an den Schweif!* und bald genug erkannte das Volk, dasz

Wer lange will zu Hofe reiten,
Musz'n Mantel tragen beiderseiten.

Dazu kam dann, dasz der Adel durch die Teilname an den Verschwendungen des Hofes in seinen durch den Krieg bereits arg zerrütteten Vermögensverhältnissen vollends herabkam. Wärend er in den Residenzen praste, verfielen seine Güter, denn *des Herrn Ritt über die Sat gibt goldnen Huf*, aber

Hechtzünglein und Barbenmäulein
Bringen den Ritter um sein Gäulein!

— was sovil heiszen will, als Schlecken und Lecken bringen in Armut. — „*Arme Ritter*“ sind aber nur ein mangelhafter Ersaz für Fleisch, und „arme Junker“ ein ebenso schlechter für eine ware Aristokratie. — Der Volkswiz verspottete das hole Scheinwesen des sinkenden Adels mit bitterem Hon. Von armen Junkern des Ammerlandes ging z. B. im Oldenburgischen das Sprichwort:

De Seggerners hewwt enen hollen Boom,
Drin hangt se ähren Sadel un Tom.

Mit der sozialen Zersezung des Adels ging natürlich der Verlust des historischen Sinnes, d. h. des warhaft konservativen Elementes, Hand in Hand, und nur der unbegründete Dünkel blib zurück. Denn

Je kaler der Junker
Je gröszer der Prunker.

Aber:

Wer mer will verzeren
Als sein Pflug will ernären,
Der mag sich nicht erweren,
Ihn musz Bettel oder Stegreif nären.

Dahin kam's freilich auch bald genug, und so wurde denn das Land überschwemmt von den sogenannten *Krippenreitern*, oder wie sie in Schlesien hieszen, *Wurstreitern*, d. h. schmarozirenden Junkern, die von Krippe zu Krippe reitend, einen förmlich organisirten Straszen- und Hausbettel triben bei den noch begüterten Verwandten, bei Bürgern und Bauern, und die, wenn die Not gar zu ser stig, auch wol wider zur Straszenräuberei griffen, wenn auch nicht mit der Meisterschaft und Groszartigkeit ihrer Anen.

Wie gewönlich und allgemein bekannt dise traurige Erscheinung des Betteladels war, geht z. B. aus dem Zuruf **Abraham's a S. Clara** hervor, der in einer Predigt ausruft: „Fürchte nicht

den Tod, disen unverschämten Krippenreiter, der überall Einlasz begert!“ — und noch am Anfang des folgenden Jarhunderts fragt der Dichter Günther:

Wer durch trunknen Müsziggang sein Vatertheil verkocht,
Und wenn das Dorf entläuft (wer kennt nicht unsre Zeiten!)
Auf Krippen sich bemüht, den Bauern nachzureiten —
Ist dies ein Edelmann?!

In Dänemark und den angrenzenden deutschen Gebieten bezeichnet „Ryttergering“ noch heut ein Almosen für vorneme Bettler.

Soweit also war es mit einem groszen Teile des ehemaligen „Reiterstandes“ deutscher Nation gekommen. Nur allzu gut past auf dise Gesellen das Goethe'sche Wort:

„Da reiten sie hin! wer hemmt den Lauf?“
Wer reitet denn? „Stolz und Unwissenheit.“
Laszt sie reiten! Da ist gute Zeit!
Schimpf und Schande sitzen hinten auf.

Die Kavallerie.

Gleichzeitig mit dem gesellschaftlichen Verfall des einstigen Kriegerstandes und merkwürdigerweise auch gleichzeitig mit der feinsten Ausbildung der eigentlichen Reitkunst trat ein trostloser Rückschritt des kriegerischen Reiterwesens in den Heren ein. Zwar begegnen uns noch rümliche Taten deutscher Reiter in den Osmanenkriegen. 1664 zeichneten sich in der St. Gotthartsschlacht die Hannoveraner unter Montecuculi glänzend aus; 1687 entschied Ludwig von Baden mit deutscher Reiterei die Schlacht von Mohatzk. Aber trozdem ist der allgemeine Verfall unverkennbar. Die Kavallerie würdigte das Pferd mer und mer zum blosen Transportmittel herab, ja sogar zum Piedestal ser schlechter Schützen: reitender Grenadiere, Musketiere u. dgl. Stehenden Fuszes erwartete sie den Feind, schosz und glaubte ser vil zu tun, wenn sie auf 25 Schritt mit dem Degen im Trabe angriff. — So kam die Reiterei in Misachtung, und wenn der berümte Folard sie beinahe für ganz unnüz und beschwerlich erklärt, so sollte man nicht glauben, dasz es zu seiner Zeit war, als der grosze Kurfürst Fridrich Wilhelm die Schweden blos mit Reiterei geschlagen. So berüren sich die Gegensäze und so spottet geniale Praxis jeder Theorie.

Georg Wilhelm hatte seinem Nachfolger neben 4000 Fuszknechten, 2500 Reiter in drei Regimentern hinterlassen: Gold-

acker 900, Lüdecke 600, Rochow 1000 Mann stark. Man weisz, welche Entfaltung der grosze Kurfürst disen schwachen Streitkräften gab: 1674, im zweiten französisch-niderländischen Kriege erreichte sie ihre gröste Höhe: 9713 Reiter, 3454 Dragoner und 25,366 Fuszknechte. Die Reiterei dises Heres war ganz ausgezeichnet; denn des Hohenzollern scharfer Blick hatte den hohen Wert und die ware Bedeutung der Kavallerie bei all' seinen schwirigen, doch endlich vom Erfolge gekrönten Bestrebungen zur Herstellung einer tüchtigen Armee immer ganz vorzugsweise im Auge behalten. Dasz er dabei auf die alte Lehnseinrichtung gar nicht mer rechnen könne, stellte sich ser schnell und deutlich heraus; da schon 1646 seine kurbrandenburgische Ritterschaft ihm die Unmöglichkeit des persönlichen Dienstes vorstellte, dagegen bei verlangter Gefreitheit ihrer Untertanen sich erbot, 500 Reiter zu werben und monatlich mit 65,000 Taler zu unterhalten. Daher verzichtete Fridrich Wilhelm denn in der Regel auf den persönlichen Dienst der Vassallenschaft*), zumal dieselbe auch wärend der Türkengefar im Jare 1663 ihre Lehnpferde jedes mit 40 Taler abgelöst hatte. Freilich unzufrieden genug äuszerte sich der Adel, dasz der Kurfürst mit dem erhaltenen Gelde bei vorübergegangener Kriegsnot tausend Reiter geworben und obenein die Offizierstellen one ihr Mitwissen vergeben. Indes bliben diser modernen Kavallerie doch immer noch Lehnsreiter eingemischt, und diser Umstand, sowie auch der, dasz jedermann sich wegen der noch ganz unentwickelten Remontirung selbst beritten machen muste und auch selbst ausrüstete, gab der brandenburgischen Kavallerie, namentlich in den ersten Regierungsjaren des Kurfürsten, noch ein ziemlich willkürliches und malerisch buntscheckiges Ansehen. Von Jar zu Jar aber nam er sie tüchtiger zusammen, und von Dörffling sorgfältig geschult, vom Kurfürsten selbst gefürt, erwarben die brandenburgischen Reiter sich jenen Rum, der in alle Zukunft als treffliches Vorbild gelten und zur Nacheiferung anspornen wird. (Mentzel.) Fridrich der Grosze sagt: „Il paroit, que Fréderic Guillaume préféroit sa cavallerie à son infanterie: il combattit à la tête de la première aux batailles de Varsovie et de Fehrbellin. Il avait tant de confiance dans cette troupe, qu'on

*) In einer Liste der kurfürstlich brandenburgischen Truppen, „so zu der berühmten Winterexpedition von 1679 nach Preuszen employiret worden“ sind neben den schon in Preuszen stehenden Regimentern übrigens auch noch drei Regimenter „Lehnpferde“ jedes zu 800 Mann mit aufgefürt. (Mentzel: Remontirung der preusz. Armee.)

trouve fréquemment dans l'histoire, que sa cavallerie menoit du canon avec elle. Il est très-apparent, que cette prédilection n'était pas sans fondement.“

Die Hauptmasse diser Kavallerie bildeten die eigentlichen deutschen „Reiter“ zu denen nur zwei Regimenter Dragoner als reitende Infanterie kamen. Das Regiment bestand aus drei Schwadronen zu 100 Pferden. — Als Muster und Lertruppe galt die Leibgarde zu Ross, welche gegen Ende der Regierung unseres Kurfürsten, neben den, aus geflüchteten französischen Reformirten gebildeten *Grand-Mousquetairs* und *Grenadiers à cheval*, aus 10 Kompagnien Preuszen und ebensovil Brandenburgern bestand.

Alles das waren jedoch nur Aeuszerlichkeiten! Was die Brandenburgische Reiterei jener Tage als grosz und einzig erscheinen läst, das ist der Geist, mit dem der grosze Kurfürst sie zu beselen wuste, jener Geist, der aus ächt deutschem treuen Gemüte heraus das ganze Vaterland vom Rhein bis zum Memelstrom mit gleicher Stärke sorgend und schüzend umfaste. —

Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin
Das war ein heiszes Streiten am Tag von Fehrbellin!

Diser Tag ist die glänzendste Ausname eines für die Reiterei sonst so sterilen Zeitalters, die leuchtende Blume in einer historischen wie landschaftlichen Wüste. Mit wirklich vortrefflichem Schlagwort hat dis Th. Fontane bezeichnet:

Auf der Fehrbelliner Flur
Gab es Blumen am Schlachttag nur.
Märkische Rosse schlugen die Schlacht
Haben das Feld zu Ehren gebracht.
Und dis Feld, es zalt mit Glück
Alte Schulden in Hafer zurück.

Und mit dem Stralenglanze geschichtlicher Erinnerung hat auch die kriegerische Legende ihr Dämmerlicht auf jene Flur geworfen und erzält von jenem tapferen Stallmeister, der freudig auf dem leuchtenden Schimmel das Leben liesz für seinen Fürsten.

O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!

4.

Tracht von Ross und Reiter.

Das Ross.

Was das Kostüm von Ross und Reiter im 17. Jarhundert betrifft, so haben wir im Vorhergehenden schon gelegentlich Einiges über die Pracht und den Reichtum desselben beigebracht; doch bleibt noch mereres nachzuholen.

Fassen wir zunächst die Erscheinung des Pferdes selbst in's Auge, so haben wir schon früher darauf hingewisen, wie dise Zeit des geschnörkelten Rokoko die Ramsnasen, den breiten Bug und die doppelten runden Krupen protegirte, wie sie den hohen Hals zum Schwanenhalse krümmte und welche Sucht nach seltenen Farben damals herrschte. Im Anfange des Jarhunderts war der Langschwanz ser beliebt, der gewönlich auf der Landstrasze oder auf der Jagd eingeknotet werden muste, um nicht beim Gange dem Pferde hinderlich zu werden. Fürsten liebten den Schweif ihrer Prachtrosse sogar nachschleppend, ganz entsprechend den Schleppkleidern der Damen. Reichlich wurden die Schweife und auch die Mänen mit Bändern durchflochten, eine Sitte, die jezt wol nur noch bei Kutschpferden vorkommt; und die Farben diser Mänenbänder hatten nicht selten ganz bestimmte Bedeutung. Flicht man doch noch heut in Mitteldeutschland den Pferden der Hochzeitswagen rote Bänder in's Haar, weil dise vor dem „Bezakkeln" (dem Beschreien) schüzen sollen. — Von den Köpfen der Wagenpferde, wie von denen der Damenzelter winkten gewaltige Federbüsche.

Was die Aufzäumung angeht, so findet man durchgehends nur den Stangenzügel mit ser starkem Kantarengebisz, unter alleiniger Ausname der in der Manege gerittenen Pferde, bei denen man z. B. auf Wouvermann's klassischen Darstellungen, stets vier Zügel in Gebrauch erblickt. Es sind dis auszer denen der Kantare die des Kapzaums, welche, gleich Trensenzügeln in die Seitenringe eingeschnallt sind und bald mit angefast werden, bald

en feston herabhängen. — An Hinterzeug kommt nur bei den Damenpferden der Schwanzriemen vor, sonst felt er ganz.

Gröszerer Sorgfalt als bisher erfreute sich der Hufbeschlag, dem die bureaukratische Richtung der Zeit eine besondere Vorliebe durch eine Menge von Detailbestimmungen zugewendet zu haben scheint. — Beispilsweise sei erwänt, dasz nach der Gothaischen Taxordnung von 1645 „vor ein new grosz Huffeisen" 2 ggr. bezalt werden musten.

Unter den Sätteln herrschte noch immer der deutsche mit ser starken Vorder- und Hinterpolstern; doch erscheinen auf Wouvermann's Gemälden auch glatte Sättel mit kleinem Kranz und one (oder doch nur mit ganz kleinen) Bauschen, die sogenannten Froschsättel. Sie wurden zu allen leichten Ritten, bei denen kein Gepäck mitgenommen ward, vorzüglich gebraucht, sehen pritschenartig aus, sind aber, da ihnen der Vorderbaum nicht felt, dennoch deutsche Sättel, wenn auch erleichterte. Reisende und Krieger füren ungeheure Mantelsäcke auf dem Packkissen über der Krupe. — Die grosze „Couvertiure" des Mittelalters ist vollständig verschwunden und hat einer bescheideneren Decke Plaz gemacht, die nach Umständen reich verziert, in den, zu Ende des Jarhunderts tonangebenden Osmanenkriegen den Namen *Schabracke* (franz. *chabraque*) vom türkischen Worte *Tschâbrâk* empfing.*) — Zur Ban wurden die Pferde meist „geblendet", d. h. mit Augendeckeln gefürt. — Die Damen, in weit kürzerem Reitkleide als heut üblich ist, saszen auf einem kreisrunden *Tabouret* mit dem Knie über einer ser groszen Gabel, die damals eben in Aufname kam. Nicht selten findet man, dasz Damen ein Hündchen auf die Krupe hinter sich nemen.

Der Reiter.

Die malerische Reitertracht des dreiszigjärigen Krieges ist ser bekannt:

> Filshüte, Mäntel trugen sie,
> Stulpstifel steigend über's Knie;
> Der Mantel war ein seltsam Ding
> Dem flügelgleich der Aermel hing,
> Und dises Eine mocht allein
> Die Engelspur am Träger sein. (Anette von Droste.)

*) Auch die Spanier und Portugiesen haben ihr, dem „Schabracke" entsprechendes Wort *jaez* von Muselmanen entlent. Es stammt vom arabischen *gahaz*, d. i. Geschirr.

Zum erstenmal gelangt mit dem Beginn des Krieges der hohe Stifel*) zu Eren. Man kennt den wunderlichen, weiten, faltigen Gesellen, mit seinen umgekrämpten abstehenden Stulpen, die nur zu Pferd bis oben hinaufgezogen wurden. Zunächst Ordonanzstück des Reitersmannes geht er — vor der Hand als Offizierabzeichen, dann durchweg — auch auf das Fuszvolk über, wird bald förmlich als Karakteristikum der Kriegstracht überhaupt angesehn und erreicht endlich gegen Ende des Krieges sein höchstes Masz an Pracht und Grösze. Da nun in der drohenden Zeit sich Jedermann ein möglichst werfähiges, reitermäsziges Ansehen zu geben strebte, so suchte auch der Stuzer mit dem Lederkoller soldatisch zu renommiren und fürte den Reiterstifel nebst breitem Spornleder und rasselnden Sporen sogar in dem Salon. — Man meinte:

Weil wir leben in dem Krieg, musz ich alle meine Sachen
Wammesachsel, Kleid und Schosz, nach der Rüstung lassen machen!

und so war denn schon in der Mitte des Krieges die gesammte Männertracht durchaus reitermäszig geworden und behielt jarzehntelang disen Karakter. — Noch bei der Fridensexekution zu Nürnberg (1650) erschinen die anweisenden Gesandten, gelerte Diplomaten, die früher stets in talarartigen Gewändern würdig einhergewandelt waren, in gleicher Weise sämmtlich „*gestifelt und gespornt*“.

Der Volkswiz hat nicht ermangelt dis „à la mode-Wesen“ gebürlich zu verspotten. Er singt z. B. 1628:

Im Reitrock blos, ohn Mäntel mehr
Gestiefelt soll man gehen her
Oben geschnabelt weit umher;
Das dienet denn dem Mussier wol;
Auf à la mode es sein soll.
Die Sporn, die müssen klingeln grell,
Darneben ausgepuzet hell;
Der Klang und Glanz gebe ein Zier,
Das ist à la mode Mussier!

Monsieur Alamode wird auch personifizirt gedacht und trifft z. B. als Erblasser folgende Testamentsbestimmung:

*) Das Wort *Stifel* kommt warscheinlich von *steif* und bedeutet also ursprünglich eine steife Fuszbekleidung. Nach anderen erfreut es sich jedoch einer vil vornemeren Abkunft, nämlich von einem Ausrufe Cäsar's. — „Isti valent“ d. i. „dise sind tauglich!“ wäre nemlich eine Bemerkung, die der grosze Julius gemacht haben soll, als ihm unter mereren Proben neuer Beinbekleidungen für Soldaten die Stifel vorgestellt wurden.

Die Stiefel und die scharfen Sporen,
Mit denen ich mein Ross geschoren,
Logier und schenk ich disen Leuten,
Die auf dem Esel pflegen zu reiten;
Oder wenn sie denen nicht eben,
Mögen sie's eim Floszmann geben,
Dem sie auch taugen stattlich wol
Wann er zu Wasser reuten soll.

Es ist im dreiszigjärigen Kriege das erste Mal, dasz die Reitertracht allgemeine Männertracht wird. In den beiden folgenden Jarhunderten werden wir denselben Prozesz widerholt finden und erkennen, dasz sogar unsere heutige Stats- und Gesellschaftstracht nichts ist als ein entstelltes Reiterkleid.

Die österreichische Reiterei, Kürassiere und Dragoner, zu denen erst im Jare 1688 Hussaren als stehende Regimenter sich gesellten, fürte noch lange die schweren eisernen Schuzwaffen, bis man dieselben, gegen Ende des 17. Jarhunderts, aus Leder verfertigte. Erst allmälig trat ein hiebfester Hut an Stelle der Eisenhaube; die schweren Pistolen, wie der mächtige „deutsche Sattel“ erschinen dagegen noch immer zweckmäszig. Vom Jare 1657 ab, als die Uniformirung bei den neuen Regimentern eingefürt wurde, „unterhielt der Regimentsoberste aus der vom Kaiser gezalten Montirungsgebühr die Mannschaft mit dem Nöthigen gegen monatlichen Abzug vom Solde“; seit 1697 aber übernam der Kriegsherr „über die Besoldung und Verpflegung, noch die Montirung“, sowie auch die Dienstpferde der Reiterei mit Futter und Beschlag. Die Uniform, Röcke mit farbigen Kragen in buntem Wechsel, bequem und ziemlich reich, näherte sich der französischen; die Kürassiere trugen schwere, dick ausgepolsterte Stifel. — Die Erscheinung der Brandenburgischen Kavallerie wurde ebenfalls gegen Ende der Regierung des groszen Kurfürsten übereinstimmender. Blaue Röcke, hohe Stifel, Lederhosen, später Hüte mit breiten Krämpen, Kürasz, Pallasch und Karabiner bildeten ihre Ausrüstung. Wenn die Schwerter geschliffen wurden, nähte man in den Hutkopf das Eisenkreuz ein.

5.

Ross und Reiter in Kunst, Wissenschaft und Handwerk.

Künstlerische Darstellungen.

Die Kunstentwicklung des 17. Jarhunderts hatte sich, wie das in der Richtung der Zeit lag, mit ihren besseren Kräften ganz vorzugsweise der Malerei zugewandt, und von den Reiterfiguren, welche die deutsche Plastik diser Zeit geschaffen hat, ist eigentlich nur eine einzige der Betrachtung, zugleich aber auch der höchsten und unbedingtesten Bewunderung wert. Wir brauchen wol kaum zu sagen, dasz wir Schlüter's Reiterstandbild des groszen Kurfürsten zu Berlin meinen. — Das prachtvolle andalusische Pferd des Helden ist eine genaue Studie nach der Natur, zu der das schönste Pferd des Berliner Marstalls, ein herrlicher Hengst des Markgrafen Philipp, dem Künstler gestanden hat. Jedesmal war er vor der Einfürung in das Atelier vollständig warm geritten worden, um die ganze Fülle schwellenden Lebens in Muskulatur und Geäder zu entwickeln. „Von der imposanten Bildung dises Rosses und des gewaltigen Mannes abgesehen, kann man an den Linien, die Kopf und Nacken des Rosses bilden und die dann in höherer Weise durch Brust und Kopf, Har und Mantel des Mannes widerholt werden, sowie an der dadurch bewirkten Verbindung studieren, was Aufbau heist. Wie gipfelt sich das Ganze in dem mächtigen Haupte! Wie reitet der Fürst, wie schreitet das Ross daher! Welche Kraft, und dabei welche Ruhe! Trozdem das Pferd Schritt geht, meint man, diser Mann auf disem Rosse müsse zehnmal bewegter daherstürmende Reiter niderreiten.“ Der Schritt, den das Ross geht, ist übrigens sogenannter „Schultritt“ d. h. abgekürzter Trab, welcher zwischen dem spanischen Tritt und dem Mitteltrab steht. — Lessing sagt über „das Pferd Fridrich Wilhelm's auf der Brücke zu Berlin“:

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Lasst meinem Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn! —

Die Enthüllung der Reiterstatue am 24. Juli 1703 geschah mit auszerordentlicher Feierlichkeit. Schon am Tage vor derselben, als die Figur auf's Postament gebracht wurde, hatte man disen feierlichen Augenblick durch Musik, Kanonendonner und ein von den vornemsten Rittern und Kavalieren des Hofes abgehaltenes Karusel gefeiert. Groszartiger waren die Festlichkeiten bei der Enthüllung. Alle beteiligten Herren erschinen — wie es der Reiterstatue gegenüber angemessen schin, zu Pferde; und nach der Verkündigung des Herolds und dem Fallen der Umhüllung muste die ganze Versammlung die Bildsäule mit einer tiefen Verneigung begrüszen und so lange mit bloszem Haupte stehen bleiben, bis das Geschüz rings um die Wälle Berlins dreimal gefeuert hatte. Der Eindruck des Bildwerks auf die Zeitgenossen war eminent, und daher heftete sich auch bald genug die Volkssage an dasselbe. Weil dem römischen Kostüm gemäsz, weder Steigbügel noch Hufeisen dargestellt sind, so hielt man dis für ein Versehen des Künstlers und erzälte, diser habe sich, als er des Felers inne geworden, verzweifelt von der Brücke gestürzt und so sich selbst den Tod gegeben. Später verbreitete sich der Aberglaube, Erz verwandele sich in Gold, wenn es ein Jarhundert lang der freien Luft ausgesezt bleibe. Daher wurden denn nachts merfach Versuche gemacht, das Kunstwerk zu befeilen, und noch heut zeigt die grosze Zehe des vordersten Sklaven am Postament nur allzudeutliche Spuren von solchem seltsamen Kunstenthousiasmus.

Gegenüber der Isolirtheit dises Skulpturwerks*) steht eine ungeheure Massenproduction auf dem Gebiete der **Malerei.**

Vorzügliche Pferdedarstellungen verdanken wir den Niderländern, an deren Spize wir den glänzenden Namen Rubens nur zu nennen brauchen, um eine Fülle prachtvoller Gestalten in der Erinnerung des Lesers zu erwecken. Als eine Spezialstudie Ru-

*) Neben Schlüter's Meisterwerk die unbedeutende Reiterfigur des h. Wenzel auf dem Prager Rossmarkt oder die kleine Erzstatue Leopold's V. zu erwänen, welche Claudia von Medici ihrem Gemal auf dem Innsprucker Rennplaz errichten liesz, ist nur im Verstecke einer Anmerkung möglich. — Hier sei aber auch noch darauf hingewisen, dasz man, troz der antiken Sage von der durch den göttlichen Stier entfürten Europa, den Weltteil der Civilisation, namentlich im 17. Jarhundert, gern durch eine Jungfrau mit dem Rosse künstlerisch allegorisirt. Schlüter hat im Berliner Schloss dise Idee widerholt zur Darstellung gebracht, und an eins seiner Basreliefs im inneren Hofe, welches die sizende Jungfrau mit einem steigenden ungezügelten Rosse darstellt, hat sich eine weit verbreitete, nicht eben sittliche Volkssage geknüpft.

bens von Mann und Ross erwänen wir hier nur das interessante Bild „die drei Reiter" in der Gallerie des Berliner Museums. — Den Bildern jener Zeit fült man deutlich die innige Verbindung an, welche das Leben damals noch zwischen Reiter und Ross bedingte, indem es beide in allen Schichten der Gesellschaft auf einander anwis. So wird, wie schon erwänt, van Dyk von seinem Lerer Rubens zur Kunstreise nach Italien mit einem Pferde ausgestattet; er trabt gen Süden, und eins der ersten und berümtesten Bilder, die er auf klassischen Boden malt, ist das treffliche „Bildnis des Herzogs von Moncado zu Pferde", das durch Morghen's Stich bekannt geworden. Das Original befindet sich in Genua, wie auch sein zweites groszes „Reiterbildnis des Marchese Brignole". An van Dyk schlieszen sich Jordaens und de Baer, vor allen aber Philipp Wouwermann, der berümteste Pferde- und Schlachtenmaler der niderländischen Schule. Man darf von ihm behaupten, dasz er das Pferd zum eigentlichen Mittelpunkt all' seiner Gemälde gemacht und es in jedem Momente des Daseins mit bisher kaum jemals erreichter Schönheit, Warheit und Genauigkeit dargestellt hat. In allen nur möglichen Verbindungen erscheint es: als Landschaftstaffage, in Jagdzügen, in Reitergeschwadern, in Gefechten und auf Pferdemärkten, und mit Vorliebe bringt der Meister dabei immer einen Schimmel an, so dasz man disen oft als sein Monogramm betrachtet hat. Die meisten Bilder von seiner Hand besizt die Dresdener Gallerie. Vile sind in Kupfer gestochen z. B. von Moyreau in: „Oeuvres de Ph. Wouwermann d'après ses meilleurs tableaux 1737." — An Wouwermann's groszen Namen schliest sich nahezu ebenbürtig der des Georg Ph. Rugendas, des nicht genug zu rümenden Augsburger Schlachtenmalers. Auszeichnung verdient auch der Ulmer Riedinger, obgleich er in der Darstellung der Pferde, die immer etwas wunderlich Geschweiftes hat, hinter seinen eigenen Schilderungen wilder Tiere zurückblib. Seine „neue Reitschule" macht deshalb nicht den günstigsten Eindruck; namentlich sind stets die Köpfe zu klein und die Keulen zu massiv. Freilich haben die Leute, für die er dise Zeichnungen gemacht hat, offenbar solche Uebertreibungen und Manierirtheiten gewollt, weil sie in der Mode waren. Es geht das daraus hervor, dasz in seiner „Parforcejagd" die Pferde weit besser, ja zuweilen mit solcher Naturwarheit dargestellt sind, wie sie die besten Meister der Neuzeit kaum treffender erwisen. — In einer Beziehung freilich stehen alle jene alten Maler gegen unsere schärfer beobach-

tende Gegenwart entschieden zurück: in der Schilderung der Bewegung. Niemals unterschieden sie Schritt und Trab, und Fuszsezung und Bewegungsmomente erscheinen durchweg unklar. Es felt ihnen in Folge dessen auch die Mannigfaltigkeit der Stellungen und vilfach der Ausdruck wirklicher Fortbewegung. Sie wagen es nicht, selbst nicht einmal im vollen Laufe, den Augenblick des „freien Abschwungs“ darzustellen. Nur beim Sprunge geben sie ihn; in allen anderen Fällen kleben stets zwei Hufe am Boden.

Hippologische Literatur.

Nicht arm ist die hippologische Literatur des 17. Jarhunderts. Bei dem lebhaften Interesse für Schulreiterei war es natürlich, dasz eine Menge einschlagender Schriften auftauchen musten, die durch den Sinn für sorgfältige Detailirung und umständliche Beschreibung, welche ja das 17. Jarhundert, die Zeit ser pedantischer Gelersamkeit, kennzeichnet, auch noch heut von unvergessenem Werte sind. — Herr v. Krane meint, es genüge, nur einige wenige Autoren zu nennen, um bei dem Manne von Fach eine ganze Suite anderer in's Gedächtnis zu rufen, da dise Herren vilfach die Passion zeigen, die Meinungen ihrer Vorgänger zu bekämpfen und man so mit Einem Schriftsteller, den man liest, eine Menge anderer Autoren, die man nicht liest, kennen lernt. Wir erinnern somit nur an einige Hauptwerke.

Wie die ganze Entwickelung der Schulreiterei so wurzelt natürlich auch ihre Literatur in italienischem Boden, und zu Anfang des Jarhunderts galt daher auch in Deutschland Ferraro's „Cavallo frenato“ als maszgebendes Hauptwerk. Gegen die Mitte des Jarhunderts trat ihm Merian's Uebersezung Pluvenel's zur Seite:

Reitkunst Herrn Antonii de Pluvenel, darinnen er die jetzo regierende Majestät in Frankreich, Ludovicum XIII. vnterwiesen.

Wenn dise Schriften über die Gränze schauen und bei Fremden Belerung suchen, so steht dagegen durchaus auf eigenen deutschen Füszen:

Ein Ritterlich und Adelich Kunstbuch, darinnen Reiten, Zeumen auch Rossdanz u. s. w. durch den Ehrenvesten und Mannhafften Johann Geiszert, Fürstlich Sächsischem Bereiter zu Coburg 1615.

Es ist das ein bedeutendes, kulturhistorisch und sprachlich auch

allgemein interessantes Werk, das wir vilfach benuzt haben. — Nach anderer Richtung nennenswert ist:

Kurze doch eigentliche und gründliche Beschreibung von Abrichtung und Zänmung der Rosse; auch wie dieselben zu allerhand Schimpf und Ernst zu gebrauchen. Mit vilen unterschiedlichen Figuren und Kupferstichen, beides des Rosses und des Mannes. Seinem lieben Vaterlande, auch dem hochlöblichen Königreich in Dänemark an den Tag gegeben durch Ernst Abr. von Dehme, Dresden 1637.

In disem Buche begegnet uns eine entschiedene Hinneigung zum skandinavischen Norden, die wir vollständig würdigen können, wenn wir erwägen, dasz erst fünf Jare vor dem Erscheinen dises Buchs der grosze Schwedenkönig gefallen war, dessen ausgezeichnete Kavallerie sich den Kaiserlichen gegenüber mit Rum bedeckt hatte. Hervorzuheben ist ferner:

Pinter's von der Au: Vollkommener Pferdeschatz; von Geschlecht, Arten, Eygenschafften u. s. w. der Pferde: Fortpflanzung, Wartung, Abrichtung, Zäumung, Reitkunst, Lanzenbrechen, Kopf- und Ringelrennen. (Mit vilen Kupfern.) Folio. Frankfurt a. M. 1664 u. 1668.

Von groszem Einflusz wurde:

I. B. Galiberti: Neu gebahnter Tummelplatz und eröffnete Reitschule, sammt beigefügter Gestütordnung u. s. w. (Mit vilen Kupfern.) Folio. Wien. 1682.

sowie

de Solleysel: Der vollkommene Stallmeister, welcher lehret die Schönheit, die Güte und Mängel des Pferdes zu erkennen, die Zeichen, Ursachen und Heilung ihrer Krankheiten, das Beschlagen etc. sammt einem Traktat von der Stuterei. Mit Kupfern. 2 Theile. 4. Genf 1677.

Dis Buch hat auszerordentliche Verbreitung erlangt. In französischer Sprache erschien es 1680 zu Paris, 1691 im Haag, 1706 und noch 1754 wider zu Paris. — Für Deutschland wurden noch wichtiger die Werke von Winter von Adlerflügel, zumal der 1670 zu Onolzbach erschienene „Stuterei-Merkurius“, später als

„Neuer Traktat von der Stuterei oder Fohlenzucht“,

merfach aufgelegt, und in's Lateinische, Italienische und Französische übersezt; dann

Der wolerfahrene Rossarzt oder vollständige Rossarzeneikunde. Mit Kupfern. Folio. Nürnberg 1678

und namentlich: „Georgii Simonis Winteri Bellerophon“ oder:

Wohlberittener Cavalier oder gründliche Anweisung zu der Reit- und Zaumkunst, vom Ringrennen und anderen adeligen Exercitien zu Ross etc. Mit vielen Kupfern und dem lateinischen Text zur Seite. Folio. Nürnberg 1678.

Erwänung verdient endlich noch:

Delcampe, Die edle Reitkunst, oder Anleitung ein guter Reiter zu werden. Auch was man beim Ringelrennen, Lanzenbrechen und Kopfrennen zu beobachten. Auch die kräftigsten Arzneimittel für die Krankheiten der Pferde. 12. Frankfurt 1682.

Das Handwerk und das Pferd.

Anschlieszend an unsere Betrachtungen über die Bedeutung von Ross und Reiter in Kunst und Wissenschaft des 17. Jarhunderts möge hier noch eine Andeutung auf die hervorragende Stellung zweier Handwerke geschehen, die sich beide auf's Engste an das edle Ross anlenen: nämlich Schmide- und Sattlerwesen.

Der Schmid stand stets in hohem Ansehen beim Volke. Seine Handwerksgebräuche gehören zu den würdevollsten und gewichtigsten. Bei der Meisterprobe muste der Geselle drei Stücke machen, nämlich eine alte Pflugschar „erlegen“ (d. i. wider anschweiszen) und ein Rad mit gedoppelten Nägeln sowie ein Pferd makellos beschlagen. Die beiden ersten Proben durften Meistersönen erlassen werden, die lezte aber nicht, die dadurch um so schwiriger war, als die Eisen nicht aufgepast, sondern nach den Augenmasz geschmidet werden musten, und dem Gesellen nicht einmal allerorts gestattet wurde, wärend das Pferd vor der Schmide ettliche male hin und her geritten wurde, den Huf einmal aufzuheben, um die Grösze des Eisens besser zu treffen. An solchen Anforderungen mochten sich scharfblickende, kernige Männer heranbilden, rasch von Auge und rasch von Hand! Es war um die Mitte des 17. Jarhunderts, dasz Hans Christian Goethe, des Dichters Urgroszvater, Hufschmid zu Artern im Mansfeld'schen war; sicherlich hat in dises Mannes Adern kräftiges Blut gerollt, und mit Recht mochten stolze Lieder vom Schmide preisen:

Schmide musz man allzeit haben,
Brauchen's König, Fürsten, Grafen,
Juden und Soldaten:
Machen ihnen Spiesz und Schwert.
Jeder hat ihn lieb und werth
Wegen seiner Thaten
Jeder hat ihn lieb und werth
Beschlägt die Wagen und die Pferd,
Dasz man kann fahren und reiten;
Dazu ist der Schmid bereit
Braucht's im Sommer- und Winterzeit,
Bei Krieg und theuren Zeiten!

Selbst im Märchen spilen Schmidemeisterstücke grosze Rollen. In den „drei Brüdern“ z. B. springt der Hufschmid einem vorübereilenden Wagen nach, reist einem der Pferde wärend des vollen Laufens die vier Eisen ab und schlägt ihm auch im Jagen neue wider an. Ja der „Lügenhafte Aufschneider“, ein würdiger Vorläufer Münchhausen's aus dem 17. Jarhundert, erzält

sogar: „Ich hatte einen Reitschmid, der war so kunstreich, dasz er in vollem Rennen ein ganzes Regiment beschlagen konnte, so dreitausend Mann stark war, dasz es die Reiter am vollen Rennen nicht hinderte.“ Dergleichen Aufschneidereien deuten auf gewisse Charlatanerien hin, an denen es auch in der ersamen Schmidezunft schwerlich gefelt hat und an die wol ein altes Spottlied denkt, wenn es singt:

Wie machen's denn die Schmide?
So machen sie's!
Sie schlagen die Nägel neunmal krumm,
Damit der Bauer gleich wider kumm!
So machen sie's
Ja so machen sie's!

In gleich hoher Achtung wie der Schmid stand der Sattler, der im 17. Jarhundert bei dem oben geschilderten enormen Prachtaufwand allerdings ein Feld der Betätigung hatte, wie es ihm jezt nur noch ser selten wird. Denn wenn auch freilich ein Sattel wie derjenige, den der Lustigmacher am Sächsischen Hofe, Professor Taubmann, um 1600 seinem Fürsten vererte und der ausschlieszlich mit Bartharen von Fürsten, Edelleuten und Doctoren gepolstert war, nicht seines Gleichen finden mochte in seltsamer Kostbarkeit, so war doch die Ausstattung und Verzierung in den meisten Fällen eine solche, dasz sie jezt von Cavalieren als theatermäszig von der Hand gewisen werden würde. — Reich ist die Literatur der Handwerkslieder an Gedichten zu Eren des Sattlerhandwerks, und probeweise möge hier Einiges aus einem nürnbergischen Meistersang: „der preysz-löblichen Sattlerzunft und ihres kunstreichen Handwerks Lob- und Ehrenrede“ folgen, der zugleich dadurch für unsern Gegenstand ein besonderes Interesse hat, als er gewissermaszen die ganze Geschichte von Ross und Reiter kurz und bündig vom volksmäszigen Standpunkte des 17. Jarhunderts zusammenfast.

Vergönnt, Ihr werthen Ehrenfreund!
Dasz euer Diener wohlgemeint,
Von eures Handwerks Ruhm und Ehren,
Sich lasz mit einer Lobred hören.

Dann Sattler ja von allerzeit,
Die waren Ruhmbelobte Leut,
Weil schon vor Alters, bei den Alten
Man solche lieb und werth gehalten.

In Gottes Schrift zu Mosis Zeiten,
Findet man von Sätteln schon und reiten,
Fürst Abraham zäumt ja sein Thier,
Und bracht so eure Kunst herfür.

Egypten braucht schon Reuterei,
Da war der Sattler ja darbei,
Dann Pharao mit Ross und Wag'n,
Thät dem Volk Gottes sehr nachjag'n.

Was Attilla, der Erztyrann,
Einst mit den Sätteln finge an,
Dasz man ihn drauf verbrennen sollt,
Wann ihm der Sieg miszlingen wollt.

Das lässet sich aus den Geschicht'n
Ganz klar und deutlich schön bericht'n.
Man trug mit Haufen sie zusamm,
Und sollt sie opfern auf der Flamm!

Wie hielt des Alexander's Pferd
Den Sattler doch so Ehrenwerth,
Ohn Sattel litt es zwar gar wenig,
Doch mit dem Sattel nur den König.

O schöne Handwerks-Alterwürde!
O schöne Sattler-Ehrenzierde!
Die ja von all- und jeder Zeite
Gewesen Ruhm belobte Leute.

Das edle Pferd, die Fürstenbank,
Verdient ohn Sattel wenig Dank,
Der Sattler bringt ihm Ehr zuweg'n,
Musz gleichsam erst das Kisz drauf leg'n.

Kein Fürst, kein Herr und Potentat
Ist, der nicht seinen Sattler hat,
Die Sattler sind der Welt so nütz,
Als auch zur Wehre das Geschütz.

Die Sattler sind ein Zier der Städte,
Denkt, wann man keinen Sattler hätte,
Was würd es setzen für ein Klagen,
Wer würde zieren Kutsch und Wagen?

Die Buchen, Linden, Espen und Birken
Dem Sattler gar viel Nutzen wirken,
Kummethölzer und Sättel zu bereiten,
Die er gar künstlich weisz zu schneiden.

Viel Sättel schön und mancher Sorten,
Von Sattlern schon gemacht sind worden,
Gebunzinirt, geziert, geätzt,
Mit Edelsteinen schön versetzt

Sättel mit Laubwerk wohl zu sehen,
Die schön zum Rennen und Stechen stehen,
Und manchen Cavallier bezieren,
Wann er sich findet zum Turniren.

Frauenzimmersättel zierlich fein,
Darin verborgne Fächer sein,
Brod und Wein bestens zu verwahrn,
Und solche nutzlich aufzusparn.

Schöne Sättel zum Rosslaufen,
Auch Sättel, die die Bauren kaufen.
Zum zierlich- und gemeinen Reiten,
Sättel sogar den Fuhrleuten.

Sättel für Franzosen, Türken und Polen
Sind euch zu machen unverholen,
Für Ungarn, Sachsen, Schweden und Dänen,
Auch Welsch und Spanische, der schönen.

Englische Sättel ihr könnt machen,
Die einem wegen Kunst anlachen;
Und wer wollt alle Sachen merken,
Die ihr sehr künstlich wisst zu werken?

Drum bleiben Sattler hochgeehrt,
Ein Volk, das ruhm- und lobenswerth,
Gar tapfer es gefochten heiszt,
Wer die belobten Sattler preiszt.

Weil ihr also Ruhm verdienet
Und so schön in Würden grünet,
Gerne ich ein mehrers thäte;
Seyd vergnügt mit dieser Rede!

Achtzehntes Jarhundert.

1.

Pferdezucht.

Wir haben bei Betrachtung der deutschen Pferdezucht wärend des 17. Jarhunderts darauf hingewisen, dasz Leitung und Fürung derselben aus den Händen des Privatmannes mer und mer in die der Regierungen überging und eine immer gröszere und tiefer greifende Bevormundung des Einzelnen um sich griff. Dise Zustände konnten unter dem Einflusz der völlig autokratischen Zeitrichtung des 18. Jarhunderts nicht abnemen; sie musten vilmehr und zwar endlich zum Schaden der Sache selbst gesteigert werden. Symptome solchen Schadens begleiten denn auch die ganze Geschichte der Pferdezucht wärend der in Rede stehenden Periode.

Preuszen.

Fridrich I. unterhielt über 1000 Rosse in seinen Marställen. Aus einem Bericht der Geheimeräte von Ilgen und von Printz über die Leistungen des Oberstallmeisters Grafen von Wartenberg, geht hervor, dasz die Fortschritte von 1690—1708 ser bedeutend waren. Der Bestand der Stutereien hatte sich von 1724 auf 2628 Stück erhoben; für verkaufte Pferde waren in jenen 18 Jaren 78047 Rtr. eingegangen und auszerdem hatte der König noch 425 Rosse in Wert von 46750 Rtr. verschenkt, 210 junge Gestütspferde in seine Leibgespanne einrangirt und 269 „zur Supplirung der gemeinen Gespanne“ gelifert. — Beinahe $^2/_5$ der Gestütspferde standen in Ostpreuszen und Litauen (in *Fridrichs-*

berg, Coppelbude, Balga, Holland, Tapia und *Bratricken, Sperling, Ragnit, Schröttlack* und *Tauroggen*) $^1/_5$ in Pommern (in *Rügenwalde, Casimirsburg, Schmolsien* und *Treptow a. R.*) etwas mer als $^1/_5$ stand in den Marken (in *Potsdam, Neustadt a. D., Oranienburg* und *Wollup*) und in *Rosenburg*. — Von Pferden der preuszischen Gestüte gingen alljärlich ansehnliche Transporte an den Berliner Hofstall ab, und da hiezu meist die schönsten Exemplare gewält wurden, so benachteiligte das allerdings die Zucht ganz empfindlich. Musten doch z. B. alle von einem in Treptow deckenden arabischen Hengst gefallenen Drei- und Vierjärigen, „die den gangk gehn oder den groszen schridt" fleiszig, doch nur im Schritt geritten und dann an Hof gesandt werden. Auszer dem Araber sind als Deckhengste: Friesen, Dänen, namentlich aber Neapolitaner und Spanier bekannt. I. J. 1700 wurden im Haag englische Pferde für den Hof angekauft. — Ueber eine Weiterfürung der vom groszen Kurfürsten in Angriff genommenen Landbeschälung verlautet nichts. Uebrigens war der Gesammtbestand sicherlich befridigend. (E. O. Mentzel.) Auf der Krönungsreise nach Königsberg wurden z. B. für den Hofstat auszer den Marstallpferden noch 30,000 Vorspannpferde verwendet, was auf keinen unbedeutenden Pferdereichtum schlieszen läst.

Fridrich Wilhelm I. schränkte den Aufwand für die Marställe ein; doch blib noch immer ein Etat von 3—400 Pferden in den Königlichen Ställen von Potsdam und Berlin. Die Gestüte in *Neustadt* und *Rosenberg* wurden unter gleichzeitigem Aufgeben der Menge kleiner, noch aus des groszen Kurfürsten Tagen herrürenden Einzelstutereien fernerhin unterhalten, endlich aber die Gestüte Ost-Preussens in *Trakehnen* concentrit. Trakehnen ist altberümtes Terrain; denn es war Jarhunderte hindurch das Jagdrevier der litauischen Groszfürsten. Allmälig verlor sich jedoch das Wild, und nach der schrecklichen Pest von 1709—11 befand sich hier nur eine grosze mit kurzen Ellern, Birken, Werftweiden, Ror und hohem Schilfgrase bestandene Sumpfebene. Ueber dise sprach Fridrich Wilhelm I. im Jare 1725 sein schöpferisches „Werde!" Nach dem Plan und unter Leitung des Ingenieur-Geographen von Suchodolez wurde zunächst ein beinahe eine deutsche Meile langer Hauptkanal gegraben. Dann zog man Binnengräben und rodete das Strauchwerk — alles durch kommandirte Soldaten, und binnen sechs Jaren war bereits die ganze Anlage fertig. Der König vereinigte nun hier i. J. 1732

sämmtliche über die Provinz verstreuten Gestütsabtheilungen, zusammen 1101 Köpfe stark, darunter 513 Mutterstuten zu dem Einen „königlichen Stutamt Trakehnen" wie es zuerst hiesz. Die Anstalt stand unter dem Oberstallmeister; aber es entsprach dem Sinne des jede Kultur fördernden, rastlos fleiszigen Landesherrn, sich oft und anhaltend persönlich von den Fortschritten seiner Schöpfung zu überzeugen. Sogar eine Ortssage knüpft sich hieran. Eine der bedeutendsten Domänen der Gegend heist Göritten; dis Gut soll seinen Namen davon empfangen haben, dasz Fridrich Wilhelm einst, von langem Inspizirungsritte erschöpft heimkerend, auf dem Hof der Domäne dem Reitknecht die Zügel zugeworfen habe, mit den wie eine Ortstaufe laut gerufenen Worten: „Das heist geritten!" (O. Glagau.) — Eine wirksame Blutauffrischung durch Anschaffung hinreichend edler Beschäler hat übrigens in Trakehnen nicht stattgefunden. Zwar liesz Fridrich Wilhelm widerholt gröszere Ankäufe von spanischen, türkischen und tatarischen Pferden machen, doch scheint den Gestüten davon nicht vil zugeflossen zu sein. Das königliche Stutamt Trakehnen hatte übrigens gleich den kleinen Amtsgestüten, aus denen es entstanden war, zunächst keinen anderen Zweck, als den königlichen Marstall zu remontiren und daneben durch den Verkauf von Pferden so vil Gewinn als möglich abzuwerfen; es war im eigentlichen Sinne eine Hausdomaine des Landesfürsten, wie sich denn die damalige Finanzwirtschaft im Groszen und Ganzen mit dem Interesse des Monarchen identifizirte. Und Fridrich Wilhelm I. zeigte sich ser unzufriden, als die Revenuen nicht so bald und so reichlich flossen, wie er gehofft hatte. Trotzdem war er nachsichtiger und anspruchsloser als sein groszer Son und Nachfolger, welchem er schon im Jare 1739 das Gestüt nebst allem Zubehör schenkte.

„Es ist jedenfalls eine grosze Merkwürdigkeit", sagt E. O. Mentzel in seinem trefflichen Werk über die Remontirung der preuszischen Armee, „dasz der auf Hebung der Landeskultur in vilfacher Hinsicht so bedachtsame **Fridrich der Grosze** für das Gestütswesen und die Pferdezucht überhaupt nur wenig getan hat. Was geschehen ist, war sowol in der Ausfürung als in den Erfolgen unerheblich und beschränkte sich auf einige Maszregeln zur Hebung der bäuerlichen Zucht. Der edleren Zucht scheint der grosze König im statswirtschaftlichen Interesse gar keine Bedeutung beigelegt und das Eingreifen der Regierung nur zur Verbesserung und Belebung der Aufzucht des gemeinen Pferdes für

nötig erachtet zu haben.“ Fridrich bekundete dise Bestrebungen in meren Verordnungen, indem er z. B. i. J. 1775 den königlichen Pächtern zur strengen Pflicht machte, bessere Hengste zu unterhalten, und indem er 1773 im Netzbruch ein sogenanntes „Bauerngestüt“ zur Remontirung seiner leichten Kavallerie dadurch zu errichten suchte, dasz er die Ansidler mit Moldauschen Hengsten und Stuten („50 meist trächtige Stuten von tüchtigem Dragoner-Schlag und 4 starke Hengste“) versah und zu gleichem Zweck auch eine Anzal Pferde aus seinen eigenen Gestüten hergab. Auch ging er damit um, den vilfachen Schwirigkeiten und Plackereien, welche aus der Remontirung in Polen erwuchsen und welche (nach Ansicht des Generals v. Pannewitz) „eine für den Stat schreckliche Gefar“ ausmachten, dauernd vorzubeugen, indem er in seinen Landen „wilde Gestüte von leichten Ukrainischen Pferden anlegen lassen wollen“. Doch kam es dazu nicht, und die Erfolge aller aufgefürten Maszregeln bliben überhaupt äuszerst gering, und zwar aus dem schon oben angedeuteten Grunde der Bevormundung. — Zehntner, der seit 1750 Stallmeister in Berlin war, weist an meren Stellen seines „Unterrichts von der Pferdezucht“ darauf hin, dasz Landgestüte im Brandenburgischen, in Pommern und Preuszen gedeihen müsten und fragt, warum sie nicht da seien. Er beantwortet die Frage nicht. Es lag eben daran, dasz man unter dem groszen Könige, wie in den meisten deutschen Staten der Pferdezucht durch Verordnungen aufhelfen wollte, die Sache aber dadurch verdarb, dasz man ausschlieszlich den Zweck im Auge hatte, die Kavallerie billiger beritten zu machen, nicht auch den, des Landmannes Wolstand zu heben. Der Bauer, der seine Stute auf der neuerrichteten Landbeschälanstalt belegen lassen, sollte nun unter Zwang und Strafe die Füllen sorgfältig aufziehen, und sein ganzer Vorteil war dafür nach Ablauf von vier Jaren — der Gewinn von höchstens drei Talern. Das konnte natürlich die Teilname des Landmannes nicht erwecken. War ihm, dem Eigentümer der Stute, doch nicht einmal ein Lieblingswunsch bei der Wal des Beschälers gestattet. Im zweiten Jar muste er das Folen zur Revision bringen: es wurde gebrannt und eingeschriben, und nun durfte es nicht mer auszer Landes verkauft werden. Vierjärig wurde das Tier für den Kavalleriedienst ausgemustert und mit sechzig bis achtzig Talern bezalt; weigerte der Besizer den Verkauf, so durfte er es zwar behalten, aber nirgends und niemals anderswo verkaufen. Deshalb konnte der Bauer auch nie für solche Zucht gewonnen

werden, und die versuchten Anlagen erreichten ihren Zweck keinesweges. Es ist das, auf engerem Gebiete, ein lebendiges Beispil jener Wirtschaftsreformen von oben her, die das ganze 18. Jarhundert kennzeichnen, und die bei aller Klarheit in den Zilen, bei aller Wolmeinung und bei tüchtigster theoretischer Basirung scheitern musten, weil sie den Menschen entweder nicht kannten, oder ihn als ein fast gleichgültiges, indifferentes Moment aus der Berechnung fortlieszen.

Aber nicht nur die Landpferdezucht, sondern auch die königlichen Gestüte sind unter dem groszen Könige, der volkswirtschaftlich sonst doch oft so segensreich wirkte, leider zurückgekommen. Und das war am Ende natürlich bei dem Mangel warmen Interesses für die Sache, der freilich durch die Zeitläufte entschuldigt wird. So hat denn auch in Trakehnen der grosze König nicht glücklich eingewirkt. Was Fridrich Wilhelm I. doch wesentlich als ein Kulturwerk betrachtet hat, nam Fridrich der Grosze lediglich für eine Geldquelle. Sobald das Gestüt in seinen Besiz gelangt, erliesz er sofort Befele, auf die Vermerung der Einnamen hinzuarbeiten; jeder Etat sollte gegen den vorigen einen Ueberschusz nachweisen. Trozdem behielt er sich sämmtliche vierjärigen Hengste vor, die im Gestüt gezogen wurden; selbst diejenigen, welche die Verwaltung als Beschäler einstellen wollte, musten dazu vom Könige besonders erbeten werden. Gleich in den ersten Jaren seiner Regierung machte er den Versuch, Trakehner zu reiten, fand sie jedoch nicht so „fromm und angenem“ wie die englischen Pferde und ritt bald nur solche; dagegen konnten die Engländer nicht beim Faren mit den Trakehnern konkurriren. Dise machten die Fart von Berlin nach Potsdam durch ser tiefen Sand in zwei Stunden mit einem Relais auf halbem Wege. Das war dem König noch zu langsam; er liesz Engländer, dann Mecklenburger und endlich Russen anspannen, alle dise aber brauchten eine halbe Stunde mer, und so griff er wider nach Trakehnern. In jedem Jare verschenkte Fridrich einige Hengste an Generale, zuweilen auch an regierende Fürsten und andere hohe Persönlichkeiten; die übrigen wurden nach vorher festgestellter Taxe so teuer als möglich verkauft. Die baren Einnamen flossen unmittelbar zur königlichen Schatulle und betrugen järlich 12—18,000 Taler. Dise Summe war dem König indesz stets zu klein und er drohte fortwärend, das Gestüt eingehen zu lassen, was er jedoch aus guten Gründen niemals tat. Und es hätten wirklich noch gröszere Einnamen erzilt werden können, wenn er

zu bewegen gewesen wäre, bessere Beschäler ankaufen zu lassen; aber alle Bitten des Oberstallmeisters bliben vergebens. I. J. 1742 wurde zwar ein in Böhmen erbeutetes Gestüt: 281 Köpfe neapolitanischer Rasse, nach Trakehnen gebracht; aber es war mangelhaft und man liesz es aussterben. Vom Jare 1764 an wurden zuweilen englische, dänische und türkische Hengste angeschafft; man wendete aber gar zu kleine Summen an solche Käufe, und daher konnten sie auch nur von geringem Wert und beschränkten Nuzen sein. — Ueberhaupt felte es dem Gestüt am Nötigsten. Alle Beamten und Diener waren so schlecht besoldet, dasz sie fast darben oder zu Unterschleifen greifen musten. — Der Oberpräsident v. Domhardt machte den ersten Versuch, der Provinz Litauen ein Landgestüt zu geben. Er hat verschiedentlich bei Fridrich II. darauf angetragen, erhielt aber zum Bescheid: „Ich bin dafür zu alt und will das meinem Nachfolger überlassen.“ Doch liesz Domhardt im Stillen eine Landbeschälung mit ausgemusterten Hengsten vornemen; das hatte glücklichen Erfolg, rief einen groszen Andrang hervor und weckte die alten Traditionen der Ordenszeit.

In der Tat war es der Nachfolger des groszen Königs, von dessen Regierung die Hebung des preuszischen Gestüts- und Remonte-Wesens datirt. Unter **Fridrich Wilhelm II.** wurden die Interessen der Landeskultur mit denen der Armee verschmolzen und in woltätige Wechselwirkung gebracht. — Schon vor seinem Regierungsantritte hatte er dem Gegenstande lebhafte Aufmerksamkeit geschenkt und in dem Major Grafen Lindenau (Son des sächsischen Ober-Stallmeisters) den Mann gefunden, der ganz geeignet war, seinen Absichten zu entsprechen.

Wenige Wochen nach dem Tode Fridrich's II. wurden bereits geeignete Vorkerungen getroffen, um in umfassender Weise die gesammte Pferdezucht des Stats zu reorganisiren, und von vornherein richtete der König ein Hauptaugenmerk wider auf *Trakehnen*. Noch 1786 bestimmte er, dasz die Ueberschüsse des Gestüts der Anstalt verbleiben und zum Ankauf von Landbeschälern verwendet werden sollten; der Vice-Ober-Stallmeister Grf. Lindenau säuberte in persönlicher strenger Musterung die reichlich vorhandenen feinbeinigen, schwachen und felerhaften Hengste und Stuten aus, und von nun an beginnt die glänzende und continuirliche Entwickelung Trakehnens als Heimat eines eigentümlichen, weithin berümten Schlages. I. J. 1797 zälte Trakehnen 926 Stück, sechzig weniger als zehn Jar früher; aber der Gehalt

und der Wert war villeicht der doppelte. Graf Lindenau selbst schreibt: „Als ich 1786 auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm II. die Gründung und Organisation der Landgestüte nebst der Direction der Hauptgestüte übernahm, fanden sich in der ganzen Monarchie, mit Ausnahme von Ostpreuszen und Litthauen, gar keine Privatgestüte vor, in letzteren bestand aber der fast einzige Zweck darin, Wagenpferde zu ziehen. Das Hauptgestüt Trakehnen war im siebenjährigen Kriege mit einem Transport schlechter zum Theil mit Erbfehlern behafteter, spanischer und böhmischer Gestüthengste beschenkt, es lieferte, zumal unter den Rappen, eine Musterkarte von Spat, Schale, Leiste, Hasenhacke u. s. w. Das höchste Streben ging dahin, Wagenpferde zu ziehen, welche gröszentheils wegen schöner Figur, Grösze, Feuer und Action theuer nach Polen und Ruszland verkauft wurden. So standen die Sachen, als ich mein wahrlich schweres Amt antrat. Hunderte von Hengsten muszten sofort gekauft werden und so muszte ich mich begnügen, bei weitem die Mehrzahl derselben für 45 Friedrichsd'or aus dem Mecklenburgischen anzukaufen. Trakehnen aber stattete ich so schnell als möglich mit arabischen, englischen und zweibrücker Hengsten aus, welche letztere hauptsächlich Abkömmlinge von Arabern aus englischen Stuten waren.“ Mit unermüdlichem Eifer ging Lindenau vor. Ihm verdankte man 1789 die Gründung der Berliner Tierarzneischule und endlich die, leider durch den Franzosenkrieg schnell wider verwüstete Blüte des Fridrich-Wilhelms-Gestüts von *Neustadt a. D.* Dise Anstalt fand nicht ihres Gleichen in Deutschland. Den Stamm derselben bildete das mit den Anspach'schen Landen erworbene ausgezeichnete *Triesdorfer Gestüt**), welches durch seine bis in das höchste Alter zu brauchende, schöne und geschickte Reitrasse hoch berümt war. Hiezu kam dann das herrliche Zweibrücker Gestüt, von dem noch näher zu reden, und dann englische Stuten weniger jedoch von der Wettrenner-, als von der kräftigeren Sattel-Rasse; als Beschäler aber dienten ausschlieszlich die edelsten arabischen

*) Auszer Triesdorf bestanden im Anspachischen noch gute Gestüte zu *Collenberg* und *Oehlhausz.* — Anfangs verwendete man in Triesdorf als Landbeschäler Hengste des englischen Karrngaulschlages (Cart horse), und bildete so einen groszen, schweren Stutenschlag, den man mit Hengsten aus Spanien, der Berberei, der Türkei, aus Dänemark, und mit in Triesdorf selbst gezogenen Beschälern, ser bald aber fast ausschlieszlich mit englischen Halbbluthengsten parte. So erhielt man im Lande eine bedeutende Zal von schönen, groszen, verbesserten und veredelten Mutterstuten, von deren Nachkommen auf den Ausbach'schen Pferdemärkten järlich 1500 bis 2000 Stück nach allen Gegenden von Deutschland, der Schweiz und Frankreich zu hohen Preisen verkauft wurden.

Hengste, die mit groszen Kosten direct importirt waren. Unvergleichlich in Bezug auf Pferde, Ställe und Gestütsordnung, muste Neustadt a. D. zu den höchsten Erwartungen berechtigen.

Unter Fridrich Wilhelm II. nam denn auch das Landgestütswesen höheren Aufschwung, ja eigentlich seinen waren Ursprung. Im Eingange des „Landgestütsreglements von 1787" heist es: „Nachdem wir aus landesväterlicher Huld und Gnade resolviret, die bisher in Unsern Landen völlig vernachläszigte Pferdezucht zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen,... so haben wir beschlossen, auf eigene Kosten eine Landbeschälung anzulegen, wozu jederzeit im Frühjar eine starke Anzal Hengste in die Aemter verteilt werden soll." So wurden denn i. J. 1787 die ostpreuszischen Hengst-Depôts zu Trakehnen, Ragnit, Insterburg und Oletzko baulich eingerichtet und nach und nach mit kräftigen im Auslande erkauften Beschälern besezt. 1788 trat auch das Brandenburgische Landgestüt neben dem eben neu errichteten Fridrich-Wilhelms-Hauptgestüt in Wirksamkeit. Für Westpreuszen wurde in demselben Jare das Landgestüt zu Marienwerder errichtet, nachdem Graf Lindenau sich persönlich von der guten Beschaffenheit des dortigen Schlages überzeugt hatte. — Die preuszischen Kammern erhielten Auftrag, bei den Untertanen anzufragen, wievil ein jeder an Hengsten, Stuten oder Folen vom Auslande beziehen wolle, und schon 1788 langte ein Transport von 2410 Stück Pferden aus den Donaufürstentümern in Preuszen an, die allerdings den Erwartungen nicht entsprochen haben. Aber auch solche einzelne Felgriffe schadeten nicht vil — in das Ganze war Zug und Schneid gekommen, und das war die Hauptsache!

Wir ernten jezt von diser Sat; indesz dem vorigen Jarhundert trug sie natürlich noch keine Früchte, und keinesweges reichte die inländische Pferdezucht für den damaligen Bedarf aus, so dasz man stets genötigt war, nach auswärts zu greifen. Es scheint angemessen, an diser Stelle gleich der **Remontirung** der preuszischen Armee zu gedenken.*) — Unter Fridrich I. scheinen

*) Uebergrosz war der Tross von Pferden in den Heren des 18. Jarhunderts. Ein Infanterie-Regiment fürte nicht selten gegen 230 Pferde mit sich, der Commandeur allein oftmals deren 16. Da aber nur eine karggemessene Zal von Rationen bewilligt wurde, so waren gewaltsame Requisitionen und häufiger Verlust der, angesichts des Feindes auf die Weide getribenen Pferde, ser gewönlich. — Schuld an diser Pferdelast war die uralte, schon oft besprochene ritterliche Vorstellung, dasz es unanständig sei, zu Fusz zu gehen, ein Vorurteil, das noch 1806 den General Rüchel gegenüber Müffling das Wort brauchen liesz: „Mein Freund, ein preuszischer Edelmann geht nicht zu Fusze!"

die Pferde für Rechnung des Stats oder des einzelnen Truppenteils aus den höheren Werbegeldern beschafft worden zu sein, welche für Reiter und Dragoner, im Gegensaz zum Fuszvolk, bewilligt wurden. Ausnamsweise dürften die Reiter sie auch selbst mitgebracht haben, wenn sie geworben wurden, und sie scheinen ihnen, auch wenn das nicht der Fall war, nicht selten als Eigentum zugesprochen zu sein. Jedenfalls bestand noch ein ser persönliches Verhältnis zwischen Ross und Reiter, wie es denn z. B. in einem Musterungsbericht über das Regiment Markgraf Philipp heist: „Theils die Unteroffiziere und Gemeinen haben ihre Pferde selbst gekauft oder sind doch bei dem Einkauff zugegen gewesen oder haben sonst gute Wissenschaft darum.“ Die Bezugsquellen gröszerer Ankäufe dürften meist im Auslande zu suchen sein, und dis gilt auch noch für die Zeit Fridrich Wilhelm's I., unter welchem die Remonten und Augmentationspferde meist aus dem Hannöver'schen kamen, sei es, dasz sie dort aufgezogen oder aus Holstein und Jütland eingefürt waren, aus welchen lezteren Landen übrigens auch direct bezogen wurde. Das kleine Corps Husaren wurde mit einheimischen oder polnischen Schimmeln beritten gemacht. Das drastische Mittel, welches der König anwendete, den Ankauf schlechter Pferde zu verhindern, geht aus einem Briefe hervor, welchen er am 8. Dezember 1736 aus Potsdam dem Fürsten Leopold von Dessau schrib. Wir lesen daselbst:

„... Die Remonte-Pferde von Möllendorff seyn hier passirt, recht brave Pferde. Die Sonsfeld'schen sehr schlechte, davon habe 30 Stück die Ohren abschneiden lassen. Der Herr General mag zusehen, wo er sein Geld wiederbekommt. Ich habe es die Regimenter vorigen Sommer avertiret. Montag kommen die Jung-Waldow'schen. Ich hoffe zukommendes Jar, dasz die Herrn werden besser Pferde bringen und nicht zu verantworten, was sie (es) vor schlechte Pferde waren und kosten dasselbe Geld als die Möllendorffschen. Der Ich stets etc. etc.“

Die auszerordentliche Liebhaberei des Königs an risigen Leuten dente sich zum Teil auch auf die Pferde aus. Der österreichische Feldmarschall Graf Seckendorf nennt in einem Schreiben an den Prinzen Eugen (1725) die preuszischen Reiterpferde „entsetzlich grosz, theils bis 19 Hand (6′ 4″) hoch“, was allerdings kaum glaublich ist, und Fridrich II. nennt die Reiterei seines Vorgängers: „des colosses sur des éléphans, qui ne savoient ni manoeuvrer ni combattre“. — Die ausgezeichnete Brauchbarkeit und die hohe Steigerung des Wertes der preuszischen Kavallerie unter Fridrich dem Groszen dürfte übrigens keineswegs auf wesentliche Verbesserungen im Pferdematerial, vilmer auf zweckmäszigere Verwaltungs- und Verpflegungseinrichtungen, vor allem

natürlich, wovon an anderer Stelle zu reden, auf die gloriose Fürung, zurückzufüren sein. An der Spize des Remontewesens Fridrich's stand (bis 1763) der General v. Massow, der den directen Vortrag über dise Partie beim Könige hatte und dieselbe auch unter der vorigen Regierung schon geraume Zeit bearbeitete. Ihm folgte der Oberst v. Wartenberg. Der Kavallerie wurde järlich $^1/_{10}$ der Pferde ersezt. Die schwere Reiterei bezog ihre Remonten von Liferanten, welche sie an den Grenzorten der Priegnitz und Altmark an die Remontekommandos abgaben, zumeist aus Holstein und Mecklenberg. Die Kürassier-Pferde musten 5′ — 5′ 3″ grosz, darunter nur $^1/_3$ Stuten und $^2/_3$ Wallachen, 4 järig, endlich lauter Rappen oder Schwarzbraune sein und wurden mit 61 Tlr. pro Stück bezalt, worüber das Oekonomie-Reglement, welches der König den Kavallerie-Regimentern 1753 gab, ser detailirte Vorschriften enthält. Die Husaren und zum Teil auch die Dragoner kauften dagegen ihre Pferde in den wilden Gestüten der Ukraine, in Podolien und Volhynien, und dise *„Polnische Remonte“* schin sich lange Zeit sowol durch die kräftige, abgehärtete Natur der Pferde als durch ihre Billigkeit zu empfelen. Denn der Durchschnittspreis, für den der zur Remonte kommandirte Offizier berechtigt war, jedes ihm zusagende Tier aus der Tabunda herausfangen zu lassen, betrug nur 12—20 Dukaten. Indes waren die Vorteile diser Remonte doch ziemlich illusorisch. Abgesehen davon, dasz der Pferdeschlag der Ukraine gegen Ende des Jarhunderts zusehends schlechter wurde, so gingen schon auf dem Marsche, oder vilmer bei dem Herdentreiben zu den Regimentern und später bei der Dressur ser vile diser Tiere verloren. Kam es doch im Jare 1804 vor, dasz sich ein ganzer Transport in die Weichsel stürzte und gröstenteils darin ertrank. — Die Dauerzeit der Remonten war $10^1/_4$ Jar.

Solchen Verhältnissen gegenüber können die Bestrebungen Fridrich Wilhelm's II. nicht dankbar genug anerkannt werden, deren Notwendigkeit um so entschiedener hervortreten muste, als sich auch die Hoffnung, welche man bei der Erwerbung Süd-Preuszens gehegt: es werde sich sich hier eine ergibige Remontequelle erschlieszen, als trügerisch erwis, und das deutsche Preuszen sich immermer auf seine eigenen Mittel, auf seinen eigenen Fleisz angewisen sah. — Dise Hilfen haben denn auch nicht versagt, und nicht nur im heutigen Preuszen, auch in den jezt bayerischen, altbrandenburgischen Frankenlanden, segnet man noch

heut den woltätigen Einflusz des Gestütwesens König Fridrich Wilhelm's II.

1789 wurde die besondere Stelle eines General-Remonten-Inspecteurs creirt und dieselbe dem Generalmajor von Prittwitz verliehen. Diser entfaltete, vom Grafen Lindenau unterstüzt, grosze Tätigkeit, und wie die Maszuamen Fridrich Wilhelm's für Belebung der Pferdezucht und Erweiterung des inländischen Remonte-Ankaufs in ihren wesentlichen materiellen Bestimmungen die Grundlage des noch heute Bestehenden rein vaterländischen, vom Auslande völlig unabhängigen Remontirungssystems bilden, so wurzelt lezteres auch in formeller Hinsicht in der von Lindenau und Prittwitz durchgefürten Einrichtung des „Kaufs en bloc“, der dem Eigenhandel der Regimenter ein Ende machte und an dessen Stelle den commissarischen Ankauf im Ganzen mit unparteiischer Verteilung der Remonten nach Waffengattungen zur Regel machte. — Der König selbst genoss übrigens leider persönlich nichts von seinen kostbaren Anordnungen, da er für alle feineren Rassen zu risenmäszig und schwer war. Er hat sogar zuweilen Pferde geritten, die bis dahin im Furmannsgespann gezogen hatten.

Oesterreich.

Anders geartet als das preuszische Gestütswesen und durch die Verbindung mit den pferdereichen Ostländern Ungarns eigentümlich begünstigt, war die Zucht Oesterreichs. Aber troz so günstiger Bedingungen hob auch sie sich nicht in erwarteter Weise. Zwar stiftete **Maria Theresia** mit groszem Aufwande das Gestüt von *Koptschan* zur Erzeugung eines groszen Karossenschlages; die inconsequente Einfürung englischen Blutes jedoch und die schlecht gewälte morastige Lage lieszen das Institut nicht recht gedeihen, und es wurde endlich nach *Kladrup* verlegt, wo noch jezt ein groszer Schlag aus der ursprünglich italienischen Polesiner-Race weitergezüchtet wird. — Gegen Schlusz des Jarhunderts sezte **Joseph II.** eine Commission zur Berathung der Verbesserung des Gestütwesens nider und zugleich trat denn auch mit Wollstein ein wirklich reformatorischer, ja diktatorischer Neugeist auf dem Gebiete der Pferdezucht hervor, der auf das Entschiedenste gegen das Buffon'sche Kreuzungssystem wie gegen die Buntfarbigkeit reagirte und mit groszem Rechte zum erstenmale wider seit dreihundert Jaren allen Nachdruck auf reine und ungebrochene Inzucht legte. Aus diser Zeit stammt das noch gegenwärtig so hochgeschäzte Chrudimer

Pferd, da Joseph II. in Chrudimer Kreise, als derjenigen Gegend, welche seit Alters die stärkste und beste Zucht in Böhmen hatte, 800 Stuten mecklenburger und holsteiner Abstammung an die Bauern verteilen liesz, sodasz es bis heute noch Wirthschaftsbesizer dort geben soll, die ihre Pferdezucht direct von den damals erhaltenen Stuten ableiten. (v. Villa-Secca.)

Süd-Deutschland.

Wenn wir zunächst die übrigen süddeutschen Länder in's Auge fassen, so tritt vor allen **Württemberg** hervor, wo mit änlich Josefinischem Reformgeist gewirkt ward, wie gegen Ende des Jarhunderts in Oesterreich. Freilich drang hier, wo Herzog Karl eine fast leidenschaftliche Vorliebe für merfarbige Pferde und auffallendes Har hegte, nichts weniger durch, als die Theorie der Wollstein'schen Einfachheit. Trozdem aber und troz des Felers, zuvil ungarische Stuten und neapolitanische Hengste in die Gestüte zu bringen, die nicht selten nur ihre schlechten Eigenschaften fortpflanzten, hob die fortgesezte Sorgfalt, mit welcher die Württembergische Zucht behandelt wurde, den schwäbischen Pferdeschlag zu hervorragender Höhe. Auch ein eigenes englisches Gestüt wurde auf der *Solitude* mit 24 englischen Nationalstuten und Bluthengsten errichtet, um eine neue Reitrasse zu stiften, und damit wurde einer der ersten Schritte zu der später für Deutschland so fatal gewordenen Englisirung der einheimischen Zucht getan. Die übrigen bedeutenden Gestüte Württembergs befanden sich zu Einsiedel, Marbach, Offenhausen, Kirchheim und Urach.

Als glänzendster Stern am hippologischen Süd-Himmel des 18. Jarhunderts stralt aber noch heller als Schwaben **Zweibrücken.** Hier ward im Jare 1750 unter Herzog Christian II. das berümte Landgestüt mit türkischen und arabischen Hengsten begründet. Dis reussirte so wunderbar, dasz es bereits 1790 den Karakter einer festbestimmten Rasse zeigte. Drei Jare später wurde es von dem Verhängnis ereilt, nach Frankreich abgefürt zu werden; und obgleich es der Luneviller Friden dem Lande widergab, so hatte es doch manche ernste Einbusze erlitten. Als Zweibrücken an Bayern fiel, kaufte endlich Preuszen das herrliche Gestüt, und seine Stuten und Hengste wurden zum Stamm des Fridrich-Wilhelm-Privat-Gestüts und des Landgestütes Lindenau hinzugenommen.

Aenliche Erfarungen wie Preuszen unter Fridrich II. machte bezüglich der Verbesserung seiner Landeszucht das Kurfürstentum **Bayern.** Dort war i. J. 1769 das erste ordentliche Landgestüt errichtet, indem man 60 Hengste (durchschnittlich zu 438 Talern) meist in Holstein ankaufte und in die vier Rentämter des Landes verteilte. 1770 wurde ein umfassendes Gesez über die Pferdezucht und das Landgestütwesen erlassen. Dis aber beschränkte die Eigentümer in so hohem Grade, dasz der Erfolg ganz und gar unter den gehegten Erwartungen blib. Ein zweiter, zwanzig Jare später gemachter Versuch glückte nicht besser. Troz seines groszen Eifers konnte der General Rumford, der eine Art Militärgestüt für das Land einzurichten strebte, nicht reussiren, weil er das Interesse der fürstlichen Domänen dem der züchtenden Landbewoner unbedingt überordnete und für die 600 Stuten, welche zur Verteilung an die Bauern angekauft wurden, so geringe Mittel aufgewendet wurden, dasz die angekauften Tiere ganz gemeiner Qualität waren. Daher fanden sich denn auch statt 600 nur 66 Liebhaber zur Uebername einer solchen Stute und der Hofkriegsrat kam durch die unnütze Fütterung der anderen 534 Stuten in arge Verlegenheit. Deswegen gab man dises ganze Militärgestüts-Vorhaben wider auf und nam selbst die schon verteilten 66 Stuten zurück. — Indessen bald fingen die Klagen über Pferdemangel im Lande wider an; 1792 erschin daher ein strenges Ausfurverbot und 1794 wurde sogar eine volle Sperre des Pferdeverkaufes in's Ausland verhängt. — Gleichzeitig wurde eine neue Stutenbeschreibung vorgenommen, die Oerter für die Beschälstationen bestimmt und jedem Beschäler 40 Stuten zugeteilt. So dauerte das Landgestüt fort, bis es im Jare 1800 wegen der Kriegsereignisse aufgehoben wurde.

Ein vortreffliches Gestüt unterhielten die Erzbischöfe von **Salzburg** zu *Ries* mit Abteilungen in *Weitwörth* und *Bliembach*, auf welches vornemlich der lezte, 1772 erwälte Erzbischof Hieronymus, Graf Colloredo, grosze Summen verwendete. Er verschenkte auch ser gute Hengste an die Gaue und teilte zur Hebung der Zucht nicht unbedeutende Prämien aus.

Norddeutschland.

Wenden wir den Blick zunächst nach Mitteldeutschland, so sehen wir in **Hessen** um 1780 neue Gestüte im *Westerwalde* und im *Reinhartswalde* errichten, deren geringer Erfolg wol haupt-

sächlich in lokalen Umständen zu suchen sein dürfte.*) Nicht erfolgreicher scheinen die Anstalten **Nassaus** gewesen sein (1764 begründet); wärend sich die **kurmainzischen** und bischöflich **würzburgischen Gestüte** im Spessart guten Rufs erfreuten.

Wichtig wurden für die Zukunft die Anstalten in **Sachsen.** Hier begründete Weimar 1778, Meiningen 1781, das Kurland 1788 Landgestüte, und die Gestütsnamen: *Georgental*, *Rodorf* und *Jena* hatten einen ser guten Klang.

Auch das **braunschweigische Gestüt** *Harzburg* wurde gerümt.

Noch besser stand es im eigentlichen Norddeutschland. Die **hannöverschen Stutereien** erhielten sich, nach Zehntner's Zeugnis, bis über die Mitte des Jarhunderts in ihrer Vortrefflichkeit, die Kutschrasse sogar bis zum Schlusz desselben, weil sie weniger als der Reitschlag unter dem Einfluss mangelhaften englischen Blutes litt. 1736 entstand das bekannte Landgestüt zu *Celle*, das einzige des 18. Jarhunderts, welches unter dem oben gerügten Nachteile übermäsziger Bevormundung und Ausnuzung wenigstens im Anfange nicht zu leiden hatte. Schon seine Entstehung ist ganz eigentümlich. König Georg II. beauftragte 1736 den beim Jagd-Departement angestellten Mr. Brown zwölf Beschäler in Holstein anzukaufen, welche alsdann in der Wesermarsch von der Stadt Nienburg abwärts auf fünf Stationen aufgestellt wurden und nur Stuten decken durften, welche die Regierung durch eine Commission aussuchen liesz. Als 1748 der Stallmeister Stegemann das Landgestüt zur Verwaltung erhielt, bestand das leztere durch allmälig vermerte Ankäufe bereits aus 40 Beschälern. Die Hengste gewannen durch ihre gute Nachzucht bald das Vertrauen der Stutenbesizer, welche schon damals hauptsächlich dem Bauernstande angehörten; Alles drängte sich herbei um Abkömmlinge zu erwerben, und dis bestimmte König Georg II. im Jare 1752 dem Landgestüt aus eigenen Mitteln ein Geschenk von s i b e n der edelsten e n g l i s c h e n Hengste zu machen. Bald war die Anzal von 50 erreicht. Einer weiteren schnelleren Entwicklung stellte sich jedoch der sibenjärige Krieg entgegen. Erst nach gewonnenem Friden konnte das unterbrochene Werk wider aufgenommen werden. Um das Verlorene sobald als möglich nachzuholen, liesz der unterdessen zur Regierung gekommene König Georg III. den Etat

*) Den besten Ruf hatten von den hessischen Gestüten *Sabbabürg* (Hessen-Cassel) und *Ulrichstede* (Darmstadt).

des Landgestüts auf 60 Hengste erhöhen. Zu diser Zeit brachte die Pferdezucht der Landwirthschaft noch das meiste Geld ein und es war daher kein Wunder, wenn die Bauern der anderen Distrikte ebenfalls Deckstationen begerten, die ihnen denn auch so vil wie möglich gewärt wurden. Die Beschäler wurden grösstenteils in Holstein, auf den dänischen Inseln, in Mecklenburg und aus anderen fürstlichen Gestüten mit Sorgfalt ausgewält und zu teueren Preisen gekauft. Im Jare 1786 genemigte der König, dasz zur Verbesserung der Pferdezucht alle Jare dreiszig bis vierzig Hengste aus seinem hannöverschen Marstalle in's Land zum Bedecken gehen sollten. Seine Abwesenheit in England machte dis möglich, und die Hilfe für's Land, die dem entsprang, war so grosz, dasz järlich zweitausend bedeckte Stuten mer die Hoffnung auf eine ausgezeichnete Füllenärnte gaben. Unter jenen Marstallhengsten waren insbesondere die von der ausgezeichneten schwarzen Kutschart dem Landmanne am angenemsten, da sie Nachkommen gaben, die für seinen eigenen Gebrauch, für die Nachzucht und zum Verkauf am besten pasten. — Nun wurde auch das Ausland immer aufmerksamer auf die hannöverschen Zuchten; Händler kauften Luxus- und Remontepferde. Der Bauer legte sich passionirt auf dise gute Erwerbsquelle und die Pferdezucht blühte immermer empor, bis im Jare 1803 beim Anzug der französischen Heeresmassen die Regierung es vorzog, die Celler Hengste, deren Zal unterdessen auf 93 Stück herangewachsen war, nach Mecklenburg zu translociren. Mancher Hengst ging leider hiebei zu Grunde. — Auszer Celle waren die hannöverschen Gestüte zu *Meinsen*, *Radbruch* und *Solting* berümt.

Consequent und gedigen entwickelte sich die, selbst durch den dreiszigjärigen Krieg nicht gestörte, **Ostfriesische Zucht,** die gegen Ende des Jarhunderts noch eine so bedeutende Ausfur gegestattete, dasz allein nach dem Münsterlande und dem Bergischen järlich gegen 900 Pferde transportirt wurden, von denen $^1/_3$ als Kutschpferde dienten. Hier war noch wenig von dem englischen Einfluss zu spüren, der in den übrigen deutschen Nordländern immer mer durchdrang, one jedoch, weil er immer noch in Schranken gehalten wurde, schon schädlich zu wirken.

In Holstein war die damalige Einfürung englischen Blutes sogar ser nützlich. Die dortigen Pferde hatten zuvil schlechtes neapolitanisches Blut in den Adern. Ramskopf, Hochbeinigkeit, geringe Festigkeiten der Flanken zeugten dafür. Die englischen Hengste hatten nun auf Kopfform und Action heilsamen Einflusz und

näherten den holsteinschen Schlag der damals auf ihrer Höhe stehenden Rasse der „Alten Mecklenburger“.

Mecklenburg nämlich hatte schon früher günstige Erfolge mit mäsziger Einfürung englischer Hengste gehabt und jenes berümte Gebrauchspferd erzeugt, das heut fast ganz ausgestorben ist, dessen Ruf aber seine Existenz überdauert hat. Meist Fuchs oder Brauner mit wenigen Abzeichen, von starker Mittelgrösze war es ein durchaus wolproportionirtes, kräftiges, biegsames Tier. Sicher im Tritt, kurzbeinig, stramm geformt und so breit gestellt, dasz man nach damaligen Ausdruck „eine Kegelkugel zwischen den Hufen durchschieben“ konnte, kurz gefesselt, fromm, dauerhaft — so war der „alte Mecklenburger“ das Ideal eines Campagnepferdes und die schönste Blüte der deutschen Pferdezucht des 18. Jarhunderts. *Dieckhof, Ivenak, Neuendorf, Redwein, Tessin* und *Rodmanshagen* sind die klassischen Stellen derselben. 1795 wurde das Landgestüt eingerichtet.

Ueberall wo die Landesherren Landgestüte anlegten, haben sie eine Menge von Zwangsmaszregeln angewendet, sowol um die Zucht nach ihren Wünschen zu regeln als sie für ihre Zwecke, namentlich für die militärischen, so unmittelbar als möglich nuzbar zu machen. Dise Zwangsmaszregeln bestanden, Ableitner zu Folge, in nachstehenden Punkten:

1) Dasz sämmtliche Stuten des Landes durch sachkundige Personen jedes Jar gemustert, die tauglich befundenen zur Teilname an der Anstalt bestimmt und die unbrauchbaren ausgeschlossen wurden, wobei der Wille des Landmannes auszer aller Rücksicht blib und diser selbst bei Geldstrafe die Anstalt benuzen muste.

2) Die ausgewälten Stuten durften bei einer Geldstrafe von 20 fl. in Zweibrücken, in Preuszen 30 Rtlr., in Ansbach selbst bei Zuchthausstrafe one Erlaubnis des Landgestütsvorstandes nicht auszer Landes verkauft werden.

3) Das Halten eigener Hengste war in den meisten Ländern bei Strafe verboten

4) Muste im Allgemeinen Sprung- und Beschälgeld bezalt werden.

5) In Baden, Kursachsen, Württemberg, Hessen-Cassel, Sachsen-Meiningen, Lippe-Detmold musten die schönsten und besten einjärigen Folen um einen festgesezten Preis an den Landesherrn abgelifert werden; auch durften die über 4 und 5 Jare alten Pferde bei namhafter Strafe (in Baden 10 fl., in Zweibrücken 50 fl., in Nassau 50 Rtlr.) nicht auszer Landes verkauft werden.

6) Dann wurden die von Landgestütshengsten erzeugten Folen gekennzeichnet und mit Brandzeichen versehen.

7) Kein Folen durfte bei Strafe vor drittbalb Jaren eingespannt werden u. s. w.

Momentan sind an einigen Orten, namentlich in Zweibrücken und Anspach, unter dem Schuz solcher Geseze in der Tat schnelle und blendende Erfolge im kleinen Kreise erreicht worden; im Groszen aber schlug die Bevormundung naturgemäsz in ihr Gegen-

teil um, wie wir das im Einzelnen bei Preuszen und Bayern bereits erörtert haben.

Höchst merkwürdig ist es, dasz **die wilden westfälischen Gestüte**, von denen wir zumal das der Senner Haide schon früher besprochen, ihre ganz ausnamsweise Stellung auch noch zu der in Rede stehenden Zeit treu bewarten und dasz im ersten Viertel des 18. Jarhunderts sogar die **Pferdejagden** einen besonders glanzvollen Aufschwung genommen haben. — Wir wissen von groszen Jagden, die 1701, 1707, 1717 und 1721 abgehalten wurden, und von einer am 14. September 1729 veranstalteten „Wilde-Pferdejagd" sind uns nähere Nachrichten überbliben, deren Mitteilung (nach General Roth von Schreckenstein) nicht uninteressant sein dürfte.

Durch den Waldgraf und Wildförster Freiherr v. Spee wurden die mitberechtigten „Straatherrn" nach dem Schlosse Angermund beschrieben:

1) der Freiherr v. Spee, wegen seines Rittersizes zu Heltorf;
2) der Graf v. Frankenberg, wegen des Hauses Böcken;
3) der Freiherr v. Wachtendunk, wegen des Rittersizes Winkelhausen;
4) der Freiherr v. Zweifel, wegen des Rittersizes zum Haus;
5) der Graf von Wassenar, wegen Haus Linnep;
6) der Amtmann zu Broich, wegen der Herrschaft Broich;
7) der Amtsverwalter zu Landsberg, wegen Schloss Landsberg, und endlich auch
8) der Bürgermeister zu Rathingen, wegen der Anordnung der Pferdsjagd;

wobei noch ausdrücklich gesagt ist:

„es sollen erscheinen, one Gewer, jedoch mit guten Kausen und Trommeln versehen, zur Pferdsjagd die in- und auswendige Bürgerschaft mit ihren Offizianten in der Umgegend."

Aus der weiteren Beschreibung geht hervor, „dasz dise Jagd in mereren Tagen und Treiben abgehalten, die vorrätigen Tücher mitgebracht und auf die Flügel gestellt, und verordnet ward, dasz die Treiber bei Strafe von 10 Goldgsch. mit genugsamen Proviant versehen sein sollen, um siben Tag und Nächt im Wald zu bleiben. Das übermäszige Saufen und Umherfaren mit Getränke wird untersagt, und es stehen die Treiber bei diser Wilden-Pferdsjagd unter dem Wildfänger Wolff und seinem Sone."

Aus der Vernemung dises Wildfängers Wolff geht hervor, wie es bei den früheren Pferdsjagden gehalten wurde, denn er attestirt 1735 umständlich: „dasz die Pferde- und Wolfsjagden von ihm selbst und seinem Vater (dem er geholfen) nach altem Brauch egal tractiret worden und jedesmal die Freien und Unfreien mit aufgeboten; auch auf dem Gerichte Homburg allein dabei 500 Mann erschienen seien und geholfen hätten". Die Gesammtzal der Treiber, die Wochen lang, Tag und Nacht bei den groszen Pferdsjagden gebraucht wurde, finden wir zwar nicht genau angegeben, indesz ergeben merere Andeutungen, dasz Tausende daran Teil namen, und die Verbote, zu denen man sich veranlast sah, beweisen deutlich, wie sittenlos es dabei zugegangen sein muss. Bis zur Aufhebung des Gestüts dauerten dise Jagden, wenn gleich nicht in so groszer Ausdenung, fort, und die Tradition gibt ihnen den Anstrich eines Volksfestes, an dem die ganze Umgegend, Berufene und Unberufene, in einer Art und Weise Teil genommen, die man nur begreift, wenn man mit den Sitten, Gewonheiten und Gesezen der Vorzeit vollkommen vertraut ist.

2.

Kriegerisches Reitertum.

Gestaltung der deutschen Kavallerien.

Die Betrachtung der Verhältnisse der deutschen Pferdezucht wärend des 18. Jarhunderts hat uns im Allgemeinen, namentlich aber in Preuszen wärend der Regierung Fridrich's des Groszen, kein ser erfreuliches, noch weniger ein glänzendes Bild gezeigt. Um so überraschender und wunderbarer musz es uns gemanen, wenn wir die Grosztaten kriegerischen Reitergeistes, wenn wir jene höchsten Erfolge, welche jemals die Kavallerie irgend eines Volkes errungen hat, zu Fridrich's Tagen und von Preuszischen Reitern davontragen sehen. Aber dis Staunen musz sich noch steigern, wenn wir die allgemeinen kavalleristischen Verhältnisse jener Zeit in's Auge fassen.

Schon im 17. Jarhundert machten wir die Warnemung, dasz der Ritterstand kein Reiterstand mer sei; er kam seiner Pflicht persönlichen Rossedienstes nicht ferner nach, und es begann, zur Unterhaltung des an seiner Stelle dienenden stehenden Heres, eine Umwandlung der Originalleistung in eine neue Auflage die „Rittersteuer". — Der grosze Kurfürst hatte in Brandenburg-Preuszen dise Entwicklung angebant, und andere Staten, namentlich Sachsen, folgten ihm bald darin nach. Ein gleichzeitiger Militärschriftsteller meint: „Bei disen veränderten Umständen des Kriegesstaates ist die frage aufgeworfen worden, ob den lehnherren freistehe; nunmehr an statt der ritterpferde und ritterdienste in person von den Lehnleuten, den ritterrollen nach, jährlich ein gewisses an gelt zu fordern, oder nicht? die rechtsgelehrten sind hierbei nicht einstimmig. In Hessen weisz man von sothaner Versilbung der lehndienste nichts. Dahingegen findet man in den preuszischen, sächsischen p p. Staaten selbige unter dem namen der rittersteuer. Der Kurfürst August zu Sachsen begerte

schon zu seinen Zeiten, dasz von jedem lehnpferde an statt der dienste jährlich 5 fl. erlegt werden sollten."*)

1702 forderte der Kurfürst von Bayern für jedes Ritterpferd bereits 80 Gulden, und in Preuszen beseitigte König Fridrich Wilhelm I. die Lehnsleistung in Natura völlig. Er sagt in seiner „Resolution vom 24. Februar 1717": Die Ritterschaft müsse „bei der gegenwärtigen continuirenden redoutablen armatur sämmtlicher übrigen puissancen von selbst die getreue und vernünftige Reflexion machen," dasz es einer beständigen Unterhaltung des Rossedienstes bedürfe, und da er von dem Dienst in Natura keinen Gebrauch machen könne, so wolle er ihn in einen Canon an Geld umwandeln. Und so geschah es. Troz des Sträubens der Ritterschaft sezte Fridrich Wilhelm für jedes schuldige Pferd jene Abgabe von järlich 40 Talern fest, die unter dem Namen des „Lehnspferdes" seitdem berümt geworden ist.

Oesterreichs stattliche Kürassier- und Dragoner-Regimenter bestanden aus je 12 Kompagnien, und auf denselben Fusz wurden unter Leopold I. auch die Husarenregimenter gesezt, welche früher, als Teile des ungarischen Herbannes, nur für Kriegsfälle errichtet, am Ende des sibzehnten Jarhunderts aber permanent gemacht worden waren. Das gegenwärtige k. k. Hussaren-Regiment Fürst Franz Liechtenstein Nr. 9, i. J. 1688 errichtet, war das erste nach dem neuen bleibenden Fusze. Im Feldzuge 1734 zälte die Kavallerie 32 deutsche und 3 Husaren-Regimenter. Bei Kürassieren und Dragonern bestanden Elitekompagnien, die bei den Kürassier-Regimentern „Karabiniere", bei den Dragonern „Grenadiere" hieszen. Die lezteren waren mit Granattaschen versehen; die Karabiniere aber wurden im Schnellfeuer geübt. Im Jare 1743 bestanden in Folge widerholter Vermerung schon 6 Hussarenregimenter, und den sibenjärigen Krieg eröffnete Maria Theresia mit 29 Regimentern Kürassieren und Dragonern, 6 (in der Folge 9) Hussaren-Regimentern, im Ganzen mit 21,150 Reitern: einer imposanten Kavallerie!

Die Reiterei der **Bayern** war ganz auf französzischen Fusz eingerichtet. Es bestanden unter Max Emanuel: 1 Regiment Carabiniers à Cheval, 1 Grenadier-Regiment zu Pferde, 3 Kürassier- und 3 Dragoner-Regimenter. — In **Württemberg** waren 1691 aus

*) Dis ist richtig, doch hatte der kriegerische Georg III., „der sächsische Mars", das Defensionswerk wider aufgenommen, und daher bestanden noch 1703 unter Fridrich August zwei Regimenter von 1800 Ritterpferden, die zu den „Defensionern" (d. h. der Landesverteidigung) gehörten.

den Landdefensionern 1 Reiter- und 1 Dragoner-Regiment errichtet worden, und dise Stärke behielt die Kavallerie des Herzogtums bis in die Zeit nach dem sibenjärigen Kriege bei.

Die lezten Reste der mittelalterlichen Adelsreiterei waren mit Aufstellung solcher ständigen Reitertruppen zerstört und der Karakter der modernen Kavallerie stand seitdem fest, aber freilich nur formell. Was den Geist betrifft, mit welchem sie sich erfüllen sollte, so harrte sie noch der Befruchtung. Denn zwei Momente schadeten der Kavallerie zu Anfang des Jarhunderts gleichermaszen: der höfische Luxus und der Verfall der Taktik.

Zunächst nämlich hatte die neueingefürte vollständige Abhängigkeit der Reiterei von der absoluten Fürstenmacht in manchen Ländern die Folge, dasz sie zum glänzenden Spilzeug fürstlicher Laune herabgewürdigt wurde. — In dem berümten Lustlager z. B., welches August der Starke von **Sachsen-Polen** 1730 bei Mühlberg abhielt, wurde seitens der Reiterei die höchste Pracht entwickelt; aber die eigentümlichen kavalleristischen Leistungen waren gering. Willkürlich und fantastisch, doch überreich kostümirte „tatarische Ulanen" brausten, mit Lanze, Bogen und Pfeil bewaffnet, auf ukrainischen Steppenpferden durch's Gefilde; sechs Escadrons der Garde-du-Corps feierten in vermeintlich römischer Kriegertracht mit Arm- und Bein-Schinen, antiken Sturmhauben und Adlerflügeln ein mittelalterliches Lanzenstechen; sämmtliche Dragoner-Regimenter exercirten vortrefflich zu Fusz, wobei alle Pferde einer abgesessenen Schwadron davon liefen — doch von warem Reitertum, von irgend einer Andeutung jener höchsten Kavallerie-Leistung: des geschlossenen stürmischen Chocs und des Einbrechens mit dem Degen in der Faust war bei den „Tataren" und den „Rittern" ebenso wenig eine Spur zu finden, wie bei den zu Fusz manövrirenden Dragonern. Die Kavallerie August's des Starken war eben ein Luxus-Artikel, nicht mer und nicht weniger; und der König selbst konnte das nicht naiver eingestehen, als indem er ein polnisches Reiter-Regiment gegen zwölf grosze japanische Porzallanvasen an den König von Preuszen vertauschte. — Toller noch als dise sächsische Laune erscheint aber die des Markgrafen Karl Philipp von **Baden**. Diser hielt sich gar eine berittene Leibwache von sechzig rüstigen Töchtern seines Landes. Die Mädchen waren wol geübt, die Schenkel zu spreizen und gut zu Pferde zu sizen; sie begleiteten den Markgrafen bei jedem Ausfluge, warteten ihm, walkyrengleich, bei Tafel auf und sangen und tanzten auf der Schlossbüne. Zu Nacht aber

wurden sie in dem Obergeschosse des Schlossturms eingesperrt und durch Wegname der Treppe von jeder Verbindung nach Auszen abgeschnitten. Es war das wol die sonderbarste Kavallerietruppe, die jemals in Deutschland bestanden hat.

Von solchem orientalisch-theatralischen Unsinn stach die Einfachheit in **Preuszen** ser ab; aber wenn dise Einfachheit auch gedigen war und es ihr immer auf die Sache selbst ankam, so wurden doch auch hier die Mittel zum Zwecke zu Anfang des Jarhunderts leider verfelt. — Unter König Fridrich I. sank die Zal der Reiterei, welche unter dem groszen Kurfürsten oft ein Drittel des Heres ausgemacht, bedeutend herab. I. J. 1702 z. B. bestand das ganze Her aus 30,300 Mann, worunter nur 3807 Reiter und 1730 Dragoner. Dis Verhältnis war offenbar zu ungünstig, und troz seiner Abneigung gegen die Kavallerie sezte daher Fridrich Wilhelm I. die Reiter-Regimenter gleichmäszig auf 5 Schwadronen zu 120 Pferden. Bei seinem Tode bestand die Kavallerie aus 111 Schwadronen (60 Dragoner-, 45 Reiter- und 6 Husaren-Escadrons), zusammen 16500 Pferden.

Was die damalige Reitertaktik Preuszens betrifft, so war dise übrigens hier auf gleich schlechtem Standpunkt, wie in ganz Deutschland, ja in ganz Europa. Fridrich Wilhelm I. liebte vor allem fette Pferde, aber hatte wenig Lust, Geld für Futter auszugeben. Daher sollten Gras, Heu und Nichtstun mästen, wärend die Reiter puzten, marschierten und Griffe übten. Unter solchen Umständen muste die Ausbildung der Kavalleristen als Reiter natürlich Nebensache werden. Die Attacken geschahen in trägem Mittelgalop; denn mer konnten die schweren Tiere nicht leisten. Zur Carriere und zum Einbruch kam es gar nicht mer; wenn man auf 40 bis 50 Schritt an den Feind herangeritten war, so hielt man, hakte den Carabiner los und begann ein regelrechtes Salvenfeuer. Entwickelte sich aber ausnamsweise hieraus ein Handgemenge, so war es nicht der Degen, sondern die Pistole, welche im Reigen des Gefechts die erste Flöte spielte. — Dise Zustände waren natürlich nicht spezifisch preuszische; sie bestanden vilmer, Oesterreich villeicht ausgenommen, allentalben.

Nicht verschweigen wollen wir indessen, dasz ungeachtet so groszer Zerrüttung dennoch in einzelnen Momenten, auch in der ersten Hälfte des 18. Jarhunderts, von deutscher Reiterei Schönes geleistet worden ist. Aber wenn vor allem der hannöverschen Kavallerie unter Marlborough Rümenswertes gelang, so dasz sie ihren alten in der St. Gottharts-Schlacht erworbenen

Ruf, aufrecht erhielt; wenn die Hessischen Reiter und Dragoner 1703 in der sonst nicht glücklichen Affaire von Speyerbach den Franzosen 16 Standarten, 4 Dragonerfänlein und drei Par Pauken unter ihrem Erbprinzen abnamen, der für disen Erfolg Oberbefelshaber der Kavallerie der Generalstaten wurde; wenn endlich Gneomar von Natzmer in der Schlacht von Oudenarde preuszische Reiterei zu hervorragender Waffentat entflammte, indem er an der Spize der Grands mousquetaires drei französische Reitertreffen über den Haufen ritt, so können doch alle dise Erscheinungen als heroische Einzeltaten oder als Erfolge mittelmäszigen Truppen über völlig schlechtes Material, die Gesammtsignatur der Zeit nicht ändern, um so weniger als grade gegen die Mitte des Jarhunderts hin, wo eine entscheidende Neugestaltung von Preuszen ausgehen sollte, die allgemeine Erschlaffung am grösten geworden war. Fridrich der Grosze selbst spricht es in Bezug auf die Kavallerie des eigenen Landes hart genug aus: „Die Reiterei kultivirte Niemand. Sowol der König (Fridrich Wilhelm I.) als Leopold von Dessau hielten nicht vil von diser Waffe. Der erstere hatte in der Schlacht bei Malplaquet die kaiserliche Reiterei dreimal zurückwerfen sehen... Leopold von Dessau konnte es der Kavallerie des Oesterreichischen Generals von Styrum nicht vergeben, dasz durch sie das erste Treffen bei Hochstedt verloren gegangen. Er bildete sich seitdem ein, dasz dise Waffe variable sei... Sie blib daher one Mannszucht, bestand wie das Fuszvolk aus ser groszen Leuten und ritt übergrosze Pferde. Die Reiter waren nicht Herr ihrer Rosse... Die Offiziere hatten keinen Begriff vom Dienst zu Pferde."

Die Reiterei des groszen Königs.

Ueber disen stangnirenden Sumpf fur wie ein frischer Nordost mit reinigendem Hauche der stolze, küne, vom groszen Fridrich wider auferweckte Reitergeist, der Geist Seydlitz' und Zieten's. — Der König vermerte die Kavallerie um 14 Regimenter; aber was er quantitativ tat, verschwindet gänzlich gegen die qualitative Steigerung, die er ermöglichte. Denn eine vollkommene glorreiche Umwälzung erhob die preuszische Reiterei der schlesischen Kriege zu einer noch bis heut unübertroffenen Erscheinung, deren Taten auch schwerlich jemals wider von irgend einer Truppe der Welt erreicht werden dürften.

Der Kavallerie war seit der zweiten Hälfte des dreiszigjärigen Krieges die Beweglichkeit, das Prinzip des Sturmangriffs, es war ihr die Liebe und Anhänglichkeit an das Ross verloren gegangen — alles das sollte ihr widergegeben, sollte dem ganzen Vaterlande neu geschaffen werden. Und das geschah denn auch und konnte geschehen, weil man sich bewust geworden, **was** man wollte, weil man einsah, dasz straffe Mannszucht, künes und schnelles Reiten, geschlossenes, rasches Attackieren und schnelles Sammeln Grundbedingungen aller kavalleristischen Erfolge seien. Um aber zu disem Bewustsein gelangen und vor allem, um es in der Tat zur Geltung zu bringen, dazu bedurfte es der rechten Männer; denn die beselende Kraft der Massen geht immer von groszen Persönlichkeiten aus. Solche Persönlichkeiten haben jedoch etwas Geheimnisvolles an sich; sobald man ihr Wesen zerglidert, verschwindet es unter den Händen. „Wer wollte aus dem bunten Mosaik, das sich bei näherer Analyse der einzelnen Karaktere jener Zeit ergibt — so fragt ein geistreicher Militärschriftsteller — die Notwendigkeit jener Unwiderstehlichkeit erweisen, mit der Fridrich's Reiterei alles vor sich niderstürzte, was sie auf ihrem Wege traf? Geszler's schweigsames, schüchternes Wesen, des greisen, in sich gekerten, besonnenen Driesen verständige Mittelmäszigkeit, der aber im Angesicht des Feindes und unter Kanonendonner die erloschene Kraft früherer Jare widerfand; Zieten, mer Mann der Handlung als der Rede, doch über das Masz des Gewönlichen hinaus kün, ja verwegen wo es darauf ankam, und dabei der vollkommenste Typus eines christlichen Fürers; Seydlitz aus der Zal ausgewälter Geister, die alle Hindernisse durchbrechen, dessen Verwegenheit sprichwörtlich geworden, ein Pferdebändiger wie Bellerophon, von chevalleresker Anmut in jüngeren Jaren und auch noch in Zeiten körperlichen Verfalls von einer gewissen Grandezza, wortkarg, schneidend, ironisch, von eisiger Herzenskälte, die nur durch wilde Sinnlichkeit erwärmt werden konnte, das Gegenteil Zieten's in Allem, was Sitte betraf, aber wie dämonisch durchglüht auf dem Schlachtfelde, voller Empfänglichkeit für das Erhabene und doch nie hingerissen von den Ereignissen, dem Drang der Gegenwart, und darum eben stets Herr seiner selbst, das Vorbild der Armee, die ihn auf seiner schönen, künen, rumreichen Ban mit Enthousiasmus begleitete — wie unänlich, ja wie entgegengeseszt in Allem und doch wie änlich einander, wenn es darauf ankam, ihre Geschwader gegen den Feind zu füren.“ — Auch der König zeigt in

Bezug auf sein Verhalten zur Reiterei etwas Rätselhaftes. Er, überall sonst Bewunderer des Franzosentums, war im Kriegs- und zumal im Reiterwesen so recht durch und durch deutsch; und Voltaire hatte wol Recht, wenn er 1750 von Potsdam schrib: „Ich befinde mich hier wie in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache; das deutsche ist nur für die Soldaten und die Pferde“.*) Mit denen sprach der König aber auch wirklich deutsch, und durch sie hat er deutsch gesprochen zu allen Königen Europas. — Dieselbe Sprache atmen denn auch seine Instructionen. Der Geist der Schnelligkeit und der rücksichtslosen Offensive sollte jeden einzelnen Mann beselen. „Wenn ein Regiment campiret und Bouteselle geblasen wird, dasz die Reiters aufsitzen sollen, so musz in zwölf Minuten das Regiment in Escadrons formirt stehen.“ Und so geht es durch das ganze Reglement. „Seine Majestät befehlen allen Kommandeurs der Kürassierregimenter, dasz ihr einziges Arbeiten, Tichten und Trachten dahin gehen soll, aus dem gemeinen Manne gute und tüchtige Reuters zu machen... Den Reuters musz wohl imprimirt werden, dasz das Schieszen, welches ihnen beim Exerciren gewiesen, nicht anders müsse gebraucht werden, als wenn sie das erste und zweite Treffen vom Feinde mit dem Degen in der Faust übern Haufen geschmissen hätten, als dann sie nachschieszen könnten, um den Feind, welcher schon in Confusion, dadurch in desto mehr in Confusion und Consternation zu bringen.“ — Weiter: „Alle Escadrons sollen, sobald sie avanciren, den Feind zu attakiren, mit aufgenommenem Gewehr und fliegenden Estandarten gegen den Feind marschiren und alle Trompeter sollen Marche blasen, Daher kein Kommandeur von einer Escadron bei Ehre und Reputation, sich unterstehn soll, zu schieszen, sondern die Escadrons sollen den Feind mit dem Degen in der Faust attaquiren... Wenn man solchergestalt attaquiret, so sind seine Königliche Majestät versichert, dasz der Feind allezeit geschmissen werden wird.“ — In der Instruction von 1744 heist es: „Wenn die

*) So heist's denn auch in einem Reiterliede, das sich auf die Schlacht von Rossbach bezieht:

Auch ihr Husaren insgemein
Schlagt nur Pistolen an.
Ergreift den Säbel in die Hand
Und gebt ja kein Pardon.
So lang ihr nicht französ'sch versteht
So haut auf deutsch hinein
Und sprecht: „bassemarindidem,
Der Kopf muss unser sein!“

Flügels Kavallerie formiret sein, und der Feind keine Mouvements machet, so sollen die Generals den König fragen lassen, ob sie attaquiren sollen. Sollte aber der Feind in der Zeit die geringste Bewegung machen, oder die Generals absehen, dasz sie den Feind mit Vortheil attaquiren können, so sind sie hiermit von dem König authorisiret, solches ohne Anstand zu thun. Es verbietet der König hierdurch allen Offiziers von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preuszen sollen allemal den Feind attaquiren. — Wenn der General befiehlt, zu attaquiren, so ebranlirt sich die Linie im Schritt, fället in Trab, und wenn sie 200 Schritt vom Feinde sind, so sollen sie den Pferden den Zügel völlig abendonniren und hereinjagen. Der Einbruch musz mit ganzer Gewalt und mit Geschrei geschehen, dabei aber die Ordre de Bataille in ihrer Ordnung unveränderlich konserviret werden, dasz die 3 Treffen jederzeit 300 Schritte von einander bleiben, und die Husaren auf den Flanquen. Es ist nicht zu vermuthen, dasz der Feind solche Attaque ausdauern wird, sondern eher zu präsumiren, dasz derselbe sich auf sein zweites Treffen kulbutiren werde; es musz also die Attaque auf das zweite Treffen sonder Anhalten kontinuiren. — Wenn beide Treffen des Feindes völlig überm Haufen geworfen sind, so soll das erste Glied vom ersten Treffen ausfallen, und nachhauen, ingleichen die Husaren von denen Flanquen, welche nebst denen Kürassieren den flüchtigen Feind verfolgen sollen, so dasz die Escadrons nicht über 200 Schritt hinter ihren ausgefallenen Leuten geschlossen und in guter Ordnung bleiben. — Nota. Bei dem Verfolgen des Feindes müssen die Kürassiere sowohl als die Husaren dem Feinde nicht die Zeit geben, wieder zusammen zu kommen, sondern ihn soweit verfolgen, als wo ein Defilee oder dichter Wald oder dergleichen ist, da denn der Feind einen enormen Schaden dabei haben musz.“

Durch und durch hat Fridrich die Reiterei mit seinem Geist erfüllt. Es ist ein wares Wort, dasz nur die Kavallerie der Feldherrn, deren Strategie in kraftvollen offensiven Schritten ging, sich groszer Taten zu rümen hatte. Gute Dienste kann ja die Reiterei in mancher Lage leisten; ihr eigentümliches Element aber findet sie immer nur da, wo es vorwärts geht. Und in den meisten Schlachten, welche Fridrich liferte, ist das Prinzip des Angriffs, der Initiative, unverkennbar vorherrschend. Die Vernichtung des Feindes ist sein Zil, und zu diser, namentlich gegen

Schlusz der Schlacht, entscheidend mitzuwirken, ist Hauptaufgabe seiner Reiterei. Meist hält dieselbe auf den Flügeln in zwei ungleichen Treffen, gegen Flankenangriffe und unvorhergesehene Zufälle durch leichte Kavallerie geschützt; zuweilen steht auch noch hinter dem Centrum eine Reitermasse. Die gewönliche Einteilung ist die in Brigaden zu 10 bis 15 Schwadronen. „So verblib die Kavallerie bis der Augenblick zum Handeln kam. Dann wogte sie vor. Oft wurde die gegenüberstehende Kavallerie angegriffen, geworfen, vom Schlachtfelde verjagt und dann brach die sigende Schar von meren Seiten zugleich auf die Infanterie ein. Ein andermal blib sie regungslos auf ihrer Stelle; aber sobald sie beim Feinde eine Lücke, eine Blösze gewarte, so stürzte sie sich mit verhängten Zügeln hinein und dann entging niemals der Gegner dem Geschick. Manchmal traf es sich, dasz man den rechten Augenblick verfelte; dann verbesserte man den Feler durch ruhiges Abwarten und zeitgemäszeres Zugreifen. Oft machten des Feindes Feler der Reiterei den Angriff leicht, aber ebenso oft trat er ihr mit Sicherheit, Umsicht und groszer Tapferkeit, und meist auch überlegen gegenüber. Aber wo hätten wol Uebergewicht und Tapferkeit des Gegners, wo Terrainschwirigkeiten und Hindernisse die preuszische Kavallerie abgehalten, nicht wenigstens das Aeuszerste zu wagen!?“ Bei Soor, in den jungen Tagen ihres Rums stürzen sich 12 Escadrons unter Buddenbrock und Golz auf 50 feindliche Schwadronen und werfen sie in einen Abgrund. Bei Hohenfridberg überrennt das Dragonerregiment Bayreuth 21 Bataillone und nimmt mit einem Schlage 66 Fanen, 5 Kanonen und 4000 Gefangene, eine Tat, von welcher Fridrich sagte, dasz sie mit goldnen Buchstaben in die preuszischen Annalen eingetragen werden müsse. Bei Chotusitz und Prag defilirte die Reiterei über merere Brücken und Holwege unter den Augen eines überlegenen, völlig formierten Feindes, griff denselben an und errang so den Gewinn der Schlacht. Derselbe Geist war es, der die Franzosen in wilder Flucht von Rossbach bis zum Rhein jagte, derselbe Geist waltete bei Zorndorf, wo Wacknitz die ewig schönen, durch die Tat bewärten Worte sprach: „Ich halte eine Schlacht noch nicht verloren, in der die Garde du Corps des Königs noch nicht attackirt hat*)“ und wo Seydlitz

Mit den rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

*) Die Gardes du Corps waren des Königs Versuchs-Truppe für alle Verbesserungen und Leistungs-Prüfungen (Trenck's Aufzeichnungen.)

Rossbach und Zorndorf sind die beiden Brennpunkte, in denen sich alle glühendsten und leuchtendsten Stralen deutschen Reitertums sammeln. Und doch sind beide Schlachten ganz verschieden von einander. „Wenn der Sig von Rossbach durch die Gunst der Gelegenheit dargeboten wurde, und es hauptsächlich zu rümen ist, wie die tapfere Hand rasch zugriff und festhielt, so dasz in einer halben Stunde geschah, weshalb man sich sonst wol jarelang abmüt, so muste bei Zorndorf jeder Schritt mühsam erfochten werden; die Reiterei muste dem Feind einen schon fast errungenen Sig entreiszen: es genügte nicht, einen verwirrten Haufen zu zersprengen, er muste zerstört werden. — Die Schlacht von Rossbach verhält sich zu der von Zorndorf, wie ein treffender Wiz, der den Gegner überraschend ad absurdum fürt, zu einer bündig überzeugenden Schluszfolge, die ihn Punkt für Punkt widerlegt; oder wie ein plözlich zerschmetternder Bliz zu einem Sturm, der, rastlos tobend, bis in die Wurzeln einen Baum erschüttert, bis Stamm und Krone am Boden ligen."

Seydlitz, „dessen Reitergeist anfangs wie gärender Most, dann wie feuriger Firnewein perlte", ist die herrlichste Verkörperung preuszischen Reitertums, und als solcher müssen wir dem „Kavallerisisimus", wie ihn Graf Lippe treffend genannt hat, eine ausnamsweise persönliche Würdigung widmen. — Seydlitz ist am 3. Febr. 1721 zu Calcar geboren, wo sein Vater, preusz. Rittmeister, auf Werbekommando stand. Früh lernte er trefflich reiten. Bei des Vaters Tode achtjärig, kam er auf die Schule nach Freienwalde, aber schon mit 14 Jaren wurde er als Page des Markgrafen Fridrich von Brandenburg-Schwedt dem Reiterleben zurückgegeben. Einundzwanzig Jar alt sah er sich vom Kürassier-Cornet direct zum Husaren-Rittmeister befördert, gab sich dem Dienste mit höchstem Eifer hin und empfal sich dem Könige besonders durch seinen ser sachgemäszen Vorschlag des Ralliirens nach vorn. Innerhalb der Tour, aber doch erst 24 Jar alt, avancirte er zum Major. Bei jeder Gelegenheit tat er sich durch Künheit und Schlagfertigkeit hervor. Bei Hohenfridberg hieb er dem Sächsischen General v. Schlichting die Zügel vor der Hand ab, ergriff dessen Pferd und entfürte ihn eiligst als Gefangenen. Bei Zittau, auf vernichtender Hezjagd, revanchirte er sich bei der feindlichen Arrieregarde für einen wärend der Schlacht von Soor in den linken Arm empfangenen Karabinerstreifschusz. Es war dieser Zittauer Ritt eine klassische Verfolgung. — 1752 wurde Seydlitz Oberstlieutenant und Komman-

deur eines Dragoner-Regiments, drei Jare später erhielt er als Oberst ein Regiment Kürassiere. Für seine herrliche Fürung von 15 Schwadronen bei Kolin empfing er den Orden pour le mérite und die Ernennung zum Generalmajor. Nun kam das glorreiche Jar 1757. Es brachte Seydlitz zuerst das Avantgardenmeisterstück von Gotha, dann den famosen Ritt gegen die Haddick'sche Razzia in Berlin und am 5. November den Sig von Rossbach. „Ce garcon est né général!" urteilten selbst die gefangenen Generale, und der König erteilte ihm, dem Generalmajor, den Schwarzen-Adlerorden, am 11. November auch das Generallieutenantspatent. Am Tage von Zorndorf dann (25. Aug. 1758), brauste er mit seinen Geschwadern einher wie der Orkan. Den standfestesten Gegner des Fridericianischen Heres zu Boden werfend, entschid Seydlitz die Schlacht. „One disen würde es schlecht aussehen," äuszerte der grosze König, auf Seydlitz zeigend, als der in seiner Umgebung befindliche britische Gesandte zum Sige gratulirte. Noch lange nach beendetem Kriege widerholte der Monarch dise dankbaren Worte. Uebrigens hat er selbst das Andenken an die Seydlitz'sche Grosztat verzeichnet in den Annalen preuszischen Reiterrums. (Kavallerie-Instruktion vom 14. April 1778.) — Der nächste grosze Dienst, welchen Seydlitz dem Here leistete, war die Deckung des Rückzuges nach der Niderlage von Hochkirch. „La cavalerie autrichienne fut vigoureusement repoussée," sagt König Fridrich in seinem kriegsgeschichtlichen Bericht. — Bei Kunersdorf wurde Seydlitz durch eine Kartätschkugel die rechte Hand schwer verlezt; eine Schwäche der Kinnlade hinderte ihn am Kommandiren; er litt fast bis zum Schlusz des sibenjärigen Krieges. Doch wärend die preuszische Hauptarmee schon keine Schlacht mer liferte, war es Seydlitz vergönnt, beim Nebenhere in der lezten „Bataille" des langen Krieges noch einmal an der Spize der Reiterei den Ausschlag zu geben. Warnery bezeichnet ihn als „Hauptperson" für Einleitung und Entscheidung des Siges bei Freiberg (29. Oktober 62.) Prinz Heinrich berichtete unmittelbar nach der Schlacht dem noch in Schlesien beschäftigten Monarchen: „Le lieutenant-général de Seydlitz a rendu les plus grands services." — I. J. 1763 wurde Seydlitz „commissaire inspecteure" sämmtlicher Reiterregimenter in Schlesien (70 Schwadronen), welche unter seiner Leitung zum Muster der preuszischen Kavallerie wurde, zum Ideal der Künheit, des Ungestüms und der mit genauester Ordnung geparten Schnelligkeit. (Graf Lippe.) Allen voran war sein eigenes Kürassier-

Regiment, zumal die Leibschwadron. Es wird erzält, dasz einst bei disem Regiment eine grosze Zal von Reitern in einem Jar den Hals gebrochen. Als der König dis rügend bemerkt, soll Seydlitz kurz erwidert haben: dasz wenn man erst auf dergleichen sehen wolle, man auch Verzicht darauf leisten müsse, eine Reiterei zu haben, die gegen den Feind ihre Schuldigkeit tue. — Seit dem Herbst 1772 kränkelte der grosze Reitersmann; 1772 traf ihn der Schlag, und am 8. Nov. 1773 starb er zu Ohlau „an gänzlicher Entkräftung und Austrocknung der Säfte." Sein Geist aber lebt und atmet noch heute Fülle der Kraft und saftige Frische. Den König erschütterte der Tod des ausgezeichneten Mannes tief. Prinz Heinrich schrib ihm tröstend:

> Ich teile, mein ser lieber Bruder, Ihr Leid wegen Seydlitz. Ich habe ihn geachtet und geliebt; ich war überzeugt von der Redlichkeit seines Karakters, von seinem Berufseifer und hochachtete die groszen Dienste, welche er geleistet hat. Er war in seinem métier ein auszerordentlicher Mann. — Die Trauer, welche Sie die Kavallerie anlegen lassen, ist eine seinem Andenken erwisene Ere, aber diser Auszeichnungsbeweis dringt in die Herzen Aller, die das Verdienst schäzen.

Am 2. Mai 1781 besichtigte Fridrich die dem groszen General auf dem Wilhelmsplaze zu Berlin errichtete Bildsäule, und wol hatte er Recht, im Andenken an ihn die Worte niderzuschreiben:

> C'était de ces esprits, favorisés des cieux,
> Qui sont tout par eux mêmes et rien par leurs ayeux.

Die Wirkung von Männern, wie Seydlitz, auf das Her, ja auf die ganze Nation ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. War des Königs Sache in vilen Beziehungen wirklich Volkssache geworden, so wurde seine Armee und namentlich die Reiterei von einer groszen Menge entschlossener und rumbegiriger Leute als eine Pflegschule vaterländischer Waffentüchtigkeit betrachtet, zu der sie sich begeistert herandrängten. „Es war der höchste Stolz der Jugend bei Seydlitz, Zieten, Belling oder sonst einem berümten Reiterregiment gedient zu haben. Manche Kavallerie-Regimenter bestanden sogar ganz aus solchen Freiwilligen. — Wunsch, Günther, Bauer, Namen die in und auszer Deutschland mit Achtung genannt wurden, eine Menge trefflicher Offiziere, deren Nachkommen noch heut in der Armee blühen, selbst Blücher gehören hieher. So wirkte die Gewalt groszer Ideen, die Macht des Geistes, den Fridrich entzündet, den seine Generale pflegten und den bewuster Stolz trug und steigerte."

Was die Zusammensezung der Kavallerie Fridrich's betrifft, so bestanden, einschlieszlich der Regimenter Gardes-du-

Corps und Gensdarmes 14 Kürassier-Regimenter. Sie trugen paille Koller mit Borten beseзt, schwarze eiserne Bruststücke, Lederhosen und hohe Steifstifel, wie die lezteren bei der Attacke „en muraille“ (Knie an Knie) eine Notwendigkeit waren. — Von Dragonern gab es beim Ausbruch des sibenjärigen Krieges 12 Regimenter. Sie waren nun ganz Kavallerie geworden. Statt der früheren weiszen Röcke trugen sie hellblaue und hatten die Bajonetflinten abgelegt. — Eine ganz neue Rolle spilten die Husaren. Zwar hatte schon Fridrich Wilhelm I. zwei Husarencorps aufgestellt, zu denen Ungarn, Rumänier und Slavonier geworben wurden — „kleine schwarze Kerls“, wie der König wünschte; zu einer Bedeutung kam dise Waffe aber erst unter Fridrich II., welcher 10 Husaren-Regimenter, jedes zu 10 Escadrons hinterliesz. Ihre Tracht ist bekannt, und die Farben der Regimenter haben zum Teil historischen Rum; so die roten Husaren von Zieten, die braunen von Werner, die schwarzen von Ruesch, die grünen, jene Schreckensmänner von Pegau und Gotha, und endlich Belling's Husaren, bei denen der gefangene schwedische Cornet Blücher eintrat, der sie später kommandirte und dessen Namen sie noch heute führen. — Zu den Husaren gehörten auch die unter Fridrich zuerst wider eingefürten Lanzenreiter. Schon 1741 hatte der König einen Versuch mit solchen gemacht; sie hatten ihm aber nicht gefallen und wurden in blaue Husaren umgewandelt. 1745 widerholte er aber den Versuch und stellte eine Kompagnie „Bosniaken“ auf, obgleich sich schwerlich vil Bosnier unter disen Lanzenträgern gefunden haben dürften. Daraus wurde ein ganzes Regiment mit roten Jacken, blauen Pluderhosen und vierkantigen Mützen, das zu den Husaren gerechnet wurde. — In all' disen Truppen, so farbenfreudig und bunt sie auch auftraten, lebte aber ein und derselbe Geist und fürte sie auf der heiszen, vilbestrittenen Ban immer neuer Kämpfe glorreich vorwärts von Sig zu Sig.*)

*) Es sei gestattet, hier noch einige kavalleristische Details zu geben. Die preuszischen Schwadronen waren gewönlich 150 Pferde stark, in zwei Kompagnien eingeteilt und standen in 3 Glidern, bis zuerst im Gefecht bei Gotha und Tages darauf bei Rossbach Seydlitz zu 2 Glidern rangirte, was nachher meist beibehalten ward. — Ein Regiment bestand aus 1 oder 2 Bataillonen, lezteres bei den Husaren, das Bataillon zu 5 Eskadrons, so dasz die Regimenter 5—10 Schwadronen stark waren. Starke Regimenter und starke Offizierkorps wurden aus taktischen und moralischen Gründen für zweckmäszig gehalten. Das Dragoner-Regiment Baireuth attackirte bei Hohenfridberg mit 63 Offizieren. Die Flügel der Schwadronen waren immer mit Offizieren beseзt, vor der Front befanden sich 2 bis 3 Offiziere, die anderen im Glide. Ein Offizier mit einigen zuverlässigen Unteroffizieren waren hinter

Auch die **Waffenbrüder der preuszischen Armee** beselte gleich küner Sinn wie dise selbst: er lebte in den hannöverschen Schwadronen unter Ferdinand von Braunschweig, wie in jener Schar der schwarzen Reiter des Grafen von der Lippe-Bückeburg, die sich, durchweg auf schwarzen spanischen Hengsten beritten, durch Schnelligkeit und Ausdauer so glänzend hervortat. Und wie auf preuszischer Seite, so wuchs auch in der Reiterei des Feindes unter dem frischen Hauch der Flügelschläge von Fridrich's Ar ein neuer Reitergeist empor. Zwar widerstanden die **Oesterreicher** anfangs den Preuszischen Neuerungen. Die Ungarn hielten sich nicht mit Unrecht für das Vorbild aller leichten Reiterei und die österreichische schwere Kavallerie sah mit Geringschäzung auf die preuszische herab. Das erste Zusammentreffen bei Mollwitz war nicht geeignet, dise Idee zu ändern; die damals noch ungeschickt gefürte preuszische Kavallerie wurde überraschend in der Flanke gefast, über den Haufen geworfen und so decontenancirt, dasz der König, welcher (wie er sagt) die Reiterei sammeln zu können glaubte, wie man eine Koppel Hunde aufhält, vilmer selbst von ihrer Flucht fortgerissen wurde. Auch in der Folge gewannen die Oesterreicher mit ihren besseren Pferden und oft wirklich geborenen Reitern manchen Vorteil, namentlich dadurch, dasz sie dem Choc durch Teilung der Linie auswichen und dem Angreifenden feuernd in die Flanke fielen; aber schon nach dem Dresdener Friden sahen sie sich doch veranlast, die neuen Einrichtungen Fridrich's nachzuamen. Und wenn auch der glänzende Ruf der kaiserlichen Reiterei in ihrem Löwenanteil den magyarischen Husaren gebüren mag, so haben sich doch auch die Deutsch-Oesterreicher unvergänglichen Lorber um's Haupt geschlungen, und Fridrich der Grosze selbst nannte die österreichischen Kürassiere: „Pfeiler des Reiches". — Um die Hebung der **sächsischen Kavallerie** erwarb sich Graf Bellegarde, mütterlicherseits ein Abkömmling August's des Starken, grosze Verdienste.

Möge es gestattet sein, zum Abschlusz diser Betrachtung der Kavallerie des 18. Jarhunderts und zur Karakterisirung ihrer

der Front als Schlieszende, — eine besonders wichtige Funktion. Das Reglement sezte fest: „dasz jedem der Degen in die Rippen gestoszen werde, der Mine mache, umzudrehen". Die Bewegungen waren schnell; man kannte die Zugeinteilung ser wol, obgleich die Wendung zu Vieren für die Seiten-Bewegungen das Gewönliche war. Auch ein starkes Ziehen, um sich in der Oblique zu bewegen, so dasz die Pferde tête-à-botte standen, ein ser beliebtes Manöver, wird von Warnerey besonders hervorgehoben. (Graf Bismark-Bohlen.)

eigentümlichen Poesie zwei Reiterlieder jener Tage mitzuteilen: ein preuszisches und ein hessisches. Das erstere, welches ein fligendes Blatt aus dem sibenjärigen Kriege aufbewart hat, heist die „Husarenbraut“.

Wir preuszisch Husaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müssen marschieren in's weite Feld,
Wir müssen marschieren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Pass noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das lautet so hell,
Das ist überzogen mit gelbem Fell;
Und wenn ich das Glöcklein nur läuten gehört,
So heiszt es: Husaren auf euere Pferd!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet im weiten Feld:
Das Bräutlein wird die Standarte genannt
Und ist uns Husaren sehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da einer den andern wol sterben sah,
Schrie einer zum andern: Ach Jammer, Angst und Noth,
Mein lieber Kamerad ist geblieben todt.

Das Glöcklein es klinget nicht eben so hell,
Denn ihm ist zerschossen sein gelbliches Fell;
Das silberne Bräutlein ist uns doch geblieben,
Es thuet uns winken; was hilft das Betrüben?

Wer sich in preuszischen Dienst will begeben,
Der musz sich sein Leblang kein Weibchen nicht nehmen:
Er musz sich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beständig verbleiben und bleiben geschwind. —.

Wenn sich dis Gedicht durch eine entschiedene militärische Vornemheit der Gesinnung auszeichnet, so trägt das hessische Reiterlied den Karakter gemütlicher Lüderlichkeit mit schier liebenswürdiger Naivetät unbefangen zur Schau.

Was helfen mir tausend Ducaten,
Wenn sie versoffen sein?
Der Kurfürst hat schöne Soldaten,
Wenn sie gemontieret sein.
Dem Kurfürst ist gut dienen,
Er gibt uns Brod und Geld;
Er läszt uns auch marschieren
Wol durch die ganze Welt.

Ich hab ja mein Lebtag kein Gutes gethan
Und hab es auch nicht im Sinn;
Das weisz meine ganze Freundschaft ja,
Dasz ich ein Unkraut bin.
Drum bin ich bei meinem Fürsten Soldat
Und streite für's Vaterland;
Dasselbige zu beschützen
Das ist uns keine Schand.

Ach Bauer, was will ich dir sagen,
Ja Bauer, was sag ich dir:
Wenn du die Trompeten hörst blasen,
Steh auf und wecke du mir;

Und sattle mir mein Pferd,
Dasz ich mich ringe zum Schwert;
Den Mantelsack drauf gebunden,
Dasz ich bald fertig werd.

Ach Pferdchen, was will ich dir sagen,
Ach Pferdchen, was sag ich dir:
Zum Thor hinaus muszt du mich tragen
Wol vor meins Feinsliebchens Thür,
Wol vor das hohe Haus.
Da schaut mein Schätzchen heraus,
Mit ihren schwarzbraunen Aeugelein
Schaut sie zum Fenster heraus.

Jetzt lad ich meine zwei Pistolen
Mit Pulver und mit Blei,
Das thu ich meinem Schätzchen zu Ehren
Und ziele ihr auf den Leib —
Und schiesze in die Luft,
Und schiesze in die Luft,
Dasz mein Feinsliebchen thut hören,
Wie meine Pistole pufft!

3.

Reitkunst und Reitersinn.

Reitkunst.

Der Aufschwung, welchen das kriegerische Reiterwesen in der Mitte des Jarhunderts nam, konnte nicht one Rückwirkung auf die eigentliche Reitkunst bleiben; aber er beschränkte sich in diser Hinsicht strenger und schärfer auf den Norden Deutschlands, als es in militärischer Beziehung der Fall war. Dabei wirkten mere Umstände zusammen: vor allem die preuszische Erfarung vom kriegerischen Werte rücksichtslosen künen Reitens, dem man mit Recht so grosze Erfolge zuschrib, ferner die Eigentümlichkeiten der namentlich in der preuszischen Armee zur Anwendung kommenden Remonten, und endlich der lauter und lauter nach den deutschen Küstenländern herüberklingende Ruf der englischen Wettrennen.

Fassen wir zunächst die beiden ersten Punkte in's Auge, die sich unmittelbar an die Betrachtung der kavalleristischen Leistungen unserer Periode anschlieszen, so ist einleuchtend, dasz durch die Beschränkung des Einzelgefechts und durch das Aufhören des Caracolirens die feineren Reitkünste im Werte sinken musten. Wenn Masse gegen Masse prallt, wechselt man — Feinde rechts und Feinde links — einige wuchtige Hiebe und fort geht es, vorwärts den flüchtigen Feind zu verfolgen, oder selbst geworfen und vom Feinde getragen. Doch vermerter Schnelligkeit bedarf es, die den Moment verkürzt, in dem die Muskete ihre Opfer fordert, und des ungestümen Laufs, der den Choc kräftigt. Das Pferd verlangt nur sovil Dressur, dasz der Reiter über Schnelligkeit und Gangarten bestimmen kann und dasz es selbst jenen Gehorsam bewart, welcher es den künen Sprung über Graben und Holweg machen läst und welcher es unweigerlich gegen die donnernden Feuerschlünde und die blizenden Bajonete des Feindes treibt. Das Streben nach solchen Leistungen stand den gemessenen Bewegungen der alten Lectionen der Schulreiterei ser fremd

und ser selbstbewust gegenüber und liesz eine ihrer Form nach entschieden weniger vollkommene, ihrem Geist nach aber höchst mächtige Reitart in Norddeutschland herrschend werden.

Betrachtet man ferner das den meisten Reitern zugewisene Material, das Pferd, so ist nicht zu verkennen, dasz der Einfluss der sogenannten „polnischen Remonte“ auf die Reitkunst ser hoch angeschlagen werden musz. Durch dise Pferde, die einen rücksichtslosen Reiter verlangten, wurde eine zwar wenig schulgerechte, aber derbe und dreiste Manier mit unerschütterlichem Siz und markigem Anfassen zur unbedingten Notwendigkeit für den Reiter. Denn es galt, aus einem bockenden, sich zusammenziehenden, verhaltenen, struppigen Steppenfolen ein glattes, wolgerittenes, rundes Soldatenpferd herauszubilden, was ganz unmöglich one entschiedenes Anpacken zu leisten war. Dennoch bliben oft genug in den Schwadronen Pferde, welche einzig und allein ihren Reiter an sich heranlieszen und welche nur diser one Lebensgefar reiten konnte. Aber wie stolz war der dann auch auf sein Ross, wie liebte er es, welch treuer Gefärte war es ihm! Zwar hatte man grade nach dem ersten schlesischen Kriege die ersten Reitbanen bei der preuszischen Armee eingefürt, um auch die Pferde der Gemeinen zuzureiten, die bisher nur an Zaum und Schluss gewönt worden; aber es waren nur ser wenige Bewegungen der Schulreiterei, die hier gelert wurden; die ächte Campagnereiterei triumpfirte, und nur solche Evolutionen wurden geübt, die bei der veränderten Kavallerie-Taktik noch von wirklichem Nuzen sein konnten. Dise aber wurden auch mit Consequenz beansprucht, und so darf man sich nicht wundern, dasz von dem Husarenpferde sogar die Pirouette verlangt wurde und es in dem Husaren-Reglement von 1743 heist: „Seine Majestät verlangen, dasz der Husar zu Pferde so adroit sein soll, dasz er, wenn das Pferd im vollen Laufen ist, mit der Hand von der Erde was aufheben, und einem andern in vollem Jagen die Mütze abnehmen kann; die Husaren-Pferde müssen alle auf die Croupe gewandt werden, damit ein Husar sich auf einem Platz wie ein Thaler grosz mit seinem Pferde tummeln und wenden kann, wie er will.“

Der Stolz der norddeutschen Reiter war aber keineswegs irgend eine Kunstbewegung: die Künheit, das Wagnis stand in erster Reihe. Es regierte jener Geist, welcher bei den schwarzen Reitern des Grafen v. d. Lippe das Gesez erzeugt, niemals einen der vilen Schlagbäume und Recke, welche die Wege Westfalens

kreuzen, zu öffnen, sondern sie **stets** zu überspringen, ein Gesez, dessen Verlezung harte Strafe nach sich zog. — Solche Gesinnung war es, in der die Jugend von **Seydlitz** ihren Lebensodem trank. Er war der Page des Markgrafen von Schwedt, und man kennt die wilde, waghalsige Abenteuernatur dises Fürsten. Vor allem war er ein wüster Farer. Ein Bild stellt ihn und Seydlitz in leichtem Jagdwagen dar, wie sie am Rande eines Abgrundes im rasenden Lauf dahinjagen; die fortgeworfenen Leinen tanzen auf den Hälsen der wütenden Rosse, auf die der Prinz noch immer mit langer Peitsche losschlägt. — Von disem Fürsten ermuntert unternam Seydlitz die verwegensten Sprünge zu Pferde, ritt er wilde Hirsche im Park, wurde es ein hergebrachtes Vergnügen, zwischen den sausenden Flügeln einer Windmüle durchzureiten. Und so erwarb sich der markgräfliche Page jene Zuversicht, die ihn zu den künsten und schönsten Reitern alter Zeit rechnen läst.*) Eins solcher Wagestücke, das den Mann und die Zeit karakterisirt, ist das folgende: „Im Jar 1743 begleitete Seydlitz den Markgrafen zu den Berliner Manövern. Im Zurückreiten zur Stadt,

*) Die Gegensäze berüren sich! Sollte man denken, dasz ein Pferd, welches der wilde **Seydlitz** geritten, später in die Hände oder vilmer zwischen die Schenkel des zamen Fabeldichters **Gellert** kam!? Feldmarschall Graf Kalkreuth hatte das edle Tier von Seydlitz gekauft, es längere Zeit, namentlich auch in der Schlacht von Freyberg geritten und es endlich 1763 dem, seinem Hause befreundeten, hypochondrischen Dichter geschenkt, damit er sich Bewegung mache. Also von Seydlitz bis Gellert! — Die beiden Stallknechte, welche dem Dichter das Pferd anonym überbrachten, hatten eine änliche Livrée, wie die des Prinzen Heinrich. Man glaubte daher, da der Geber längere Zeit auch dem Empfänger des Pferdes unbekannt blib, dasz Niemand anders als der Prinz den Poeten mit diser Gabe beglückt habe. Heinrich selbst lachte über dis „on dit“; Laube aber hat es in seinem Lustspiele „Gottsched und Gellert“ verewigt. Indes wurde der eigentliche Geber später dem Dichter doch bekannt, und es heist in seinem Dankschreiben an den „theuersten Herrn von Kalkreuter“ u. a.:

„Nehmen Sie also ohne Unwillen den Dank von mir an, den Sie nicht verlanget haben und den Sie deswegen um so mehr verdienen. Gesetzt, ich wäre nicht der erkenntlichste Mensch, so ist doch die Wohlthat so beschaffen, dasz ich bey dem Gebrauche derselben beinahe nicht unerkenntlich seyn kann. Und wenn ich's vergessen könnte, von wem mein gutes Pferd käme, so würden es mich doch die Fragen meiner Freunde und Zuschauer, die immer vor Freuden stehen bleiben, wenn ich geritten komme, nicht vergessen lassen..... Ja der harte, langwierige, aber nunmehr (Dank sey es der Macht und Güte Gottes!) in Friede verwandelte Krieg, hat mir, bey allen seinen groszen Uebeln, auch grosze Vortheile gebracht, die ich ohne ihn niemals würde erlangt haben. Niemals würde ich vielleicht den Prinzen Heinrich, den würdigsten, gütigsten Prinzen, den Wohlthäter nicht nur seines Volkes, sondern auch fremder Nationen haben kennen und in der Nähe bewundern lernen! Niemals würde ich ohne den Krieg einen Saltern und Seydlitz und noch viele andere vortreffliche Männer wie Sie, nunmehr mein Freund und Wohlthäter, haben kennen und so wie ich selbst thue lieben und ehren lernen..... Unsere ganze junge Tischgesellschaft, die Sie liebt, mich um Ihr Pferd beneidet und es noch lieber reiten möchte als ich, aber nicht darf wie ich, empfiehlt sich Ihnen auf das Nachdrücklichste.“ —

nach der groszen Musterung, befand er sich im Gefolge des Königs. Unter den Offizieren war das Gespräch auf seine Gefangenschaft im ersten schlesischen Kriege gefallen, deren Umstände Seydlitz berichtete, und mit der Aeuszerung schlosz: nur der Verlust des Pferdes könne einen Reiteroffizier entschuldigen, gefangen zu werden. Fridrich hatte dem Gespräch zugehört, und insbesondere die Schluszäuszerung vernommen. Als der König auf der Brücke des Zeughauses ankam, hielt er an, rief den Cornet Seydlitz, liesz die Zugbrücke aufziehen und sagte: „nun wäre Er ja doch mein Gefangener! was wird Er nun machen?“ Seydlitz, one ein Wort zu sprechen, gibt seinem Pferde die Sporen und nötigt es, in einem gewaltigen Sprung über das Brückengeländer zu sezen; so war er in einem Nu mit seinem Pferde und auf seinem Pferde unten in der Spree und schwamm auf eine der Anfarten gegen das Zeughaus zu. — Fridrich fülte den ganzen Wert diser raschen, entschlossenen Handlung, die Fassung und Künheit, welche sie in der Seele des jungen Helden voraussezte. Er begrüste ihn, als er im Galop und unversert vor ihm erschin, die Befele Seiner Majestät sich erbittend, als Rittmeister und gab ihm eine Schwadron bei dem in Schlesien stehenden weiszen, damals Natzmer'schen Husarenregiment.“

Die Zeit diser frischen Campagnereiterei ist die glorreichste Epoche der Kavallerie überhaupt; und dennoch hat sie sich nicht selbständig, nicht frei genug ausgebildet, um für alle Folgezeit eine maszgebende, allgemeingültige Grundlage zu gewären. Oberst von Krane bemerkt: „Die Abzweigung der Campagnereiterei von der Schulreiterei geschah zum Nachteil beider ser allmälig; die Campagnereiterei machte sich nicht rechtzeitig selbständig. Sie bildete sich nicht rationell, im klaren Bewustsein ihrer Zwecke und Mittel und nicht in scharfer Abgränzung ihres Gebiets heraus. Sie erschin vilfach als eine abgeschwächte Schulreiterei und ging nicht grade genug auf ihre Ziele los in Richtung auf vermerte Schnelligkeit, Ausdauer und Einfachheit. Es felten dem neuen Zweige der Kunst die Leute des Wissens, die Lerer, die Träger und Fortbildner, wenn sie auch eine Menge der trefflichsten Empiriker aufzuweisen hatte.“ — So stand das Verhältnis zu Ende vorigen Jarhunderts.

Die allgemeinste Form, unter welcher die adlige Jugend Deutschlands ihre Freude am schnellen und gewagten Gewaltritt befridigte, war die Parforcejagd. Hatten die Besuchknechte einen jagdgerechten Hirsch ausgemacht, wuste man seinen Stand

und hatte seine Färte mit grünen Zweigen verbrochen, so wurde für den andern Tag das Rendezvous bestimmt und Ordre gegeben, wohin, nach dem Wechsel des Tiers die Relais gestellt werden sollten. Mit Erwartung sah man dem nächsten Morgen entgegen; denn es ligt eine wunderbare Poesie in der Jagd zu Pferde. Endlich färbt sich der blasse Novemberhimmel; der Jagdtag bricht an.

Im Schlosse wird's lebendig; zuerst in den Pferdeställen.
Hier strigeln und zäumen und satteln die rüstigen Gesellen.
Die Gäule stampfen den Estrich mit ungeduldigem Hufe,
Dazwischen schallen herzhaft der Knechte Arbeitsrufe.

Nun kommen die Jägerburschen, die flinken Hunde zu koppeln,
Und in Gesellschaft scheint sich die Jagdlust zu verdoppeln;
Kaum kann man sie halten, die Bracken, so streben sie in die Weite,
Und gellend tönen die Höfe vom Jubelgebell der Meute.

Nun halten an den Rampen die sichern, stolzen Rosse,
Umwogt vom Jagdgesinde und wack'rer Knappen Trosse.
Licht blizt dicht über die Zinnen der Erstlingssonnenstral;
Und jezt tritt auch der Jagdherr rings grüszend vor's Portal.

Da stampft sein Ross! Wie kräftig, wie schlank ist die Gestalt!
Von seid'ner Mähne zeigt sich der Schwanenhals umwallt,
Wie fein ist es gefesselt! Wo ist der kleinste Tadel?
Es stralt von Mut und Feuer, von Grazie und von Adel.

Der Jüngling streichelt freundlich das silberweisze Haar;
Da blickt nach ihm der Zelter mit Augen klug und klar.
Und nun sizt er im Sattel, sprengt heiter durch die Menge,
Und die Piqueure folgen in jauchzendem Gedränge.

Der Hirsch ist wol bestätigt; der Leithund hängt ihm nach;
Die Jagd wird angeblasen. Der küle Ostwind brach
Am Strande auf; jezt trägt er den fröhlichen, jubelnden Klang
In blaue, duftige Ferne, Felsen und Wälder entlang.

Der Hirsch ist aufgestoszen, „Haz' los!“ so schallt es jezt.
Hei! Wie von Stamm zu Stämmen die brausende Meute sezt!
Ausgreifend wihern die Gäule in langem gestreckten Jagen,
Stolz lächelnd sieht sich der Jagdherr weit vor die Genossen getragen.

Die Zweige brechen und klirren; die leichtgefror'ne Erde
Hallt hell und tönend wider vom donnernden Hufschlag der Pferde.
Die schmetternde Fanfare begrüst den rothen Hirsch,
Den Achtundzwanzig-Ender! Das nennt man hohe Birsch!*)

Wer bestimmt beim Hallali des Hirsches eintreffen wollte, der muste den Hunden folgen über Stock und Stein, durch den Flusz, über den Sumpf, der durfte nicht rasten und säumen, den Sprung nicht scheuen über den stachlichen Zaun, über den hochrandigen Bach. — Die Damen und älteren Herren folgten, nur rasch reitend, auf den durchhauenen und offenen Stellen und

*) Aus „Reinhart“, Episches Gedicht in zehn Abenteuern von Max Jähns. Berlin, A. Duncker. 1859.

kamen, vom Glück begünstigt, wol oft eher zum Hallali, wenn der Hirschfänger dem Tiere den Gnadenstosz gab, als mancher jener künen Reiter, die Leib und Leben wagten aus Lust an der Gefar und für die Ere, der Erste beim Hallali zu sein, dem Jagdherrn den Hirschfänger, der Dame den Lauf des erlegten Tieres präsentiren zu dürfen.

Aber auch andere Jagden zu Pferde waren an der Tagesordnung, welche allerdings nicht so schneller Pferde und so vilen Atems bedurften, und wobei man, statt des englischen oder mecklenburgischen Pferdes, denen man damals bereits als Jagdpferden den Vorrang einräumte, wie bei der Heze mit Windhunden, sich der Araber, Berber oder Polen bediente, die schnell aus der Hand, leicht wendbar und doch sicher und ausdauernd waren. Gut abgerichtete Schieszpferde erleichterten das Herankommen an das Geflügel und waren vil gesucht. Man nam dazu meist gewönliche deutsche oder dänische Pferde. (v. Krane: „Pferd und Wagen".)

Die Freuden des Jagdreitens waren wol im deutschen Süden nicht weniger heimisch als im Norden und bilden so das verbindende Glid von der fast ausschlieszlichen Herrschaft preuszischer Campagnereiterei zu der unter österreichischem Einflusz und spanischen Reminiscenzen conservirten eleganten und kunstreichen Schulreiterei, die namentlich in Wien noch wärend des ganzen 18. Jarhunderts guter Ton war und eifrig gepflegt ward. Aus der zweiten Hälfte des 18. Jarhunderts stammt auch ein groszer Teil der noch jezt vorhandenen fürstlichen Reitbanen, namentlich Süd-Deutschlands, und auch der Norden bewart ein derartiges Denkmal aus derselben Zeit in der prächtigen Manege, welche Fürst Franz 1791 zu Dessau erbaute. — Am Hofe der Habsburger, der sich ja stets durch seine conservative Richtung auszeichnete, erhielt sich auch das Karusel am längsten; in Preuszen trib es wol zulezt wärend Fridrich's Jugend noch eine Blüte. Am 25. August 1750 nämlich wurde, der Markgräfin von Bayreuth zu Eren, im Lustgarten bei einer Erleuchtung von unzäligen Lampen, ein höchst glänzendes Karusel veranstaltet, bei dem der Prinz von Preussen die Quadrille der Römer, Prinz Heinrich die der Karthager, Prinz Ferdinand die der Griechen und Markgraf Karl die der Perser anfürte. Zalreiche Zuschauer saszen auf Gerüsten, und nach dem Urteil von vier Kampfrichtern verteilte Prinzesz Amalie den Sigesdank. Gegen Ende des Jarhun-

derts brachte sich sogar die widererwachte Romantik, die in der Literatur das „Käthchen" und den „Götz" erzeugt, auch in den Reiterspilen gelegentlich zur Geltung, was denn freilich gespenstisch genug ausgeschaut haben mag. So wurde am 26. August 1793 zu Rudolstadt ein ganz eigentliches Turnier gehalten, welches der dortige Fürst unter dem Namen „Ludwig der Schwarzburger" ausgeschriben hatte, wo auch der Herzog von Sachsen-Meiningen als „Gürg der Meinunger" mit turnierte und alle Ritter, Damen, Herolde, Knappen nach altdeutschem Kostüm gekleidet waren, welches, wenn man die Kupfer gleichzeitiger Ritterbücher bedenkt, gewisz ser fragwürdiger Natur gewesen ist.

Ein glänzender Reiter zu sein, Unglaubliches zu leisten, sei es in feinen Schulkünsten, sei es in rasender Wagnis — das blib durch das ganze Jarhundert ein Hauptstreben der eleganten Welt. Wir haben von Seydlitz' künen Reiterstreichen berichtet; sie standen natürlich keineswegs allein; es gab Männer, die mit ihm wetteiferten. So war Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, den wir schon als ausgezeichneten pädagogischen Soldat erwänt, ebenfalls ein berümter, glorreicher Reitersmann. Seine Sicherheit im Passieren von Hindernissen zeigte er oft, doch villeicht niemals glänzender, als da er einmal wärend des Feldzugs 1759 dem Höchstkommandirenden der allirten Armee augenfällig beweisen wollte, wie wenig eine im Hauptquartier vilbelobte Feldschanze wert sei. Graf Wilhelm sprang zu Pferde über deren Graben und galopirte bis auf die Krone der Brustwer. Hier grüste er schweigend durch Hutabnemen den Erbauer und ritt dann im Schritt durch die offene Kele des Werkes von dannen. — Es läst sich denken, dasz solchen Leistungen passionirt und oft in rennomistisch törichter Art nachgeeifert wurde, und man kann die Uebertreibungen diser Richtung nicht geistreicher und treffender geiszeln, als es im Volksbuche von „Münchhausen" geschehen ist, und so möge man uns gestatten, an einige hierauf bezügliche, für unsern Gegenstand ungemein karakteristische Stellen zu erinnern. Lassen wir dem warheitsliebenden Freiherrn das Wort:

„Ich will Ihnen, meine Herren, mit Geschwäz von Verfassung, Künsten, Wissenschaften und anderen Merkwürdigkeiten keine lange Weile machen; ich halte mich vilmer an gröszere und edlere Gegenstände Ihrer Aufmerksamkeit, nämlich an Pferde und Hunde, wovon ich immer ein groszer Freund gewesen bin; ferner an Füchse, Wölfe und Bären, endlich an solche Lustpartien, Ritterübungen und preisliche Taten, welche den Edelmann besser kleiden, als ein Bischen muffiges Griechenland und Latein oder alle Riechsächelchen, Klunkern und Capriolen französischer Schöngeister und Harkränseler. Ich gedenke

vor allem des herrlichen litauischen Pferdes, welches nicht mit Gelde zu bezalen war. Dis bekam ich durch ein Ongefär, welches mir Gelegenheit gab, meine Reitkunst zu meinem nicht geringen Rume zu zeigen. Ich war nämlich einst auf dem prächtigen Landsize des Grafen Przobosky in Litauen, und blib im Statszimmer bei den Damen zum Tee, indessen die Herren hinunter in den Hof gingen, um ein junges Pferd von Geblüte zu besehen, welches so eben aus der Stuterei angelangt war. Plözlich hörten wir einen Notschrei. — Ich eilte die Treppe hinab, und fand das Pferd so wild und unbändig, dasz Niemand sich getraute, sich ihm zu nähern, oder es zu besteigen. Bestürzt und verwirrt standen die entschlossensten Reiter da; Angst und Besorgnis schwebte auf allen Gesichtern, als ich mit einem einzigen Sprunge auf seinem Rücken sasz, und das Pferd durch dise Ueberraschung nicht nur in Schrecken sezte, sondern es auch durch Anwendung meiner besten Reitkünste gänzlich zu Ruhe und Gehorsam brachte. Um dis den Damen noch besser zu zeigen, und ihnen alle unnötige Besorgnis zu ersparen, so zwang ich den Gaul durch eins der offnen Fenster des Teezimmers mit mir hineinzusezen. Hier ritt ich nun verschiedene Male, bald Schritt, bald Trott, bald Galop herum, sezte endlich gar auf den Teetisch, und machte da im Kleinen überaus artig die ganze Schule durch, worüber sich denn die Damen ganz ausnemend ergözten. Mein Rösschen machte Alles so bewunderungswürdig geschickt, dasz es weder Kannen noch Tassen zerbrach. Dis sezte mich bei den Damen und dem Herrn Grafen so hoch in Gunst, dasz er mit seiner gewönlichen Höflichkeit mich bat, das junge Pferd zum Geschenk von ihm anzunemen, und auf selbigem in dem Feldzuge gegen die Türken, welcher in kurzem, unter Anfürung des Grafen Münnich eröffnet werden sollte, auf Sig und Eroberung auszureiten....

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst sezte ich darauf hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Herstrasze lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fur disen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul sezte so schnell und one Anstosz mitten durch die Kutsche hindurch, wovon die Fenster aufgezogen waren, dasz ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen, und die Damen wegen diser Freiheit um Verzeihung zu bitten. — Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast sezen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wider um, wo ich hergekommen war, um einen gröszeren Anlauf zu nemen. Gleichwol sprang ich auch zum zweiten Male zu kurz, und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfelbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem Harzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Knie schlosz, wider herausgezogen hätte."

Dasz übrigens Narrheit und Eitelkeit mancher Kavaliere jener Zeit in disen Münchhausiaden nicht gar zu arg übertriben sind, und dasz nicht jeder die Fähigkeit hatte, sich an seinem eigenen Zopfe wider aus dem Sumpfe der Torheit herauszuziehen, das beweisen einige historische Fakta: Sagte doch einst Fürst Kaunitz, der erste Minister Marie Theresien's, zu einem vornemen Russen: „Ich rate Ihnen, mein Herr, kaufen Sie sich mein Portrait; denn man wird in Ihrem Lande froh sein, das Bild eines der berümtesten Männer kennen zu lernen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sizt, der als der beste Minister die österreichische Monarchie seit fünfzehn Jaren regiert, der Alles kennt, Alles weisz, sich auf Alles versteht." — Man sieht: das Gut-zu Pferde-Sizen ging dem Fürsten selbst noch dem Regieren eines

Kaiserreich's voraus!*) — Kaunitz' Gegner, der grosze König, war nicht so eitel, aber er liebte seine Pferde. Nicht dasz er vil Sinn für ihre Detailschönheiten oder gar für die damals modischen Seltsamkeiten gehabt hätte: verkaufte er doch ein prächtiges Scheckengespann, welches sein Gestütmeister zu Trakehnen sorgfältig für den königlichen Marstall aufgezogen hatte, one Weiteres an einen polnischen Edelmann. Die Tiere aber, zu denen er persönliche Beziehungen hatte, vergasz er nie bis in ihr spätes Alter, er widmete ihnen ganz besondere Neigung, und daher sind sie denn auch mit ihm populär geworden. Meist gab er disen edlen Rossen gleich nach dem ersten Ausritt, ihrem ganz besonderen Karakter gemäsz, Namen historischer Zeitgenossen: der Brühl, Choiseul, Kaunitz, Pitt, u. a. gehörten zu seinen vorzüglichsten Pferden. Eins hiesz Lord Bute: dis muste aber die Schuld seines Namensvetters tragen und mit den Mauleseln Orangenbäume ziehen, als England 1782, bundbrüchig gegen Preuszen, Friden mit Frankreick schlosz. — Bei Mollwitz ritt Fridrich den „Sternrappen", eins seiner besten Pferde. „Der lange Schimmel", auf welchem er dieselbe Schlacht verliesz, warscheinlich jener Ramskopf, auf dem der König so oft abgebildet worden, hatte schon seinem Vater gehört und war am Tage von Mollwitz sechszehn Jar alt! Fridrich ritt ihn vom Schlachtfelde nach Oppeln und one zu rasten und zu füttern sofort wider zurück: eine Tour von 14 Meilen. Lange Zeit, nachdem er schon vom Dienst befreit war, fiel es dem Könige ein, ihn nochmals zu besteigen. Sobald die Fanen kamen und der Marsch geschlagen wurde, begann er freiwillig zu piaffiren, und blib im „stolzen Tritt" bis die Truppen vorüber waren. Den König vergnügte dis so, dasz er nun das Tier zuweilen noch bei den Truppen ritt. Es starb vierzig Jar alt und wurde feierlich auf dem Hofe des königlichen Kutschstalls begraben. — Der Rotschimmel „Cäsar", welcher, 1760 gekauft, die Gefaren von Burkersdorf und Reichenbach teilte und ser geliebt war, stand im Alter ungehalfert im Stall und durfte nach Gefallen im Potsdamer Lustgarten umhergehen. Dis Ross war so an den Monarchen gewönt, dasz es im-

*) Ganz Aenliches berichtet der Rheinische Antiquarius von des Fürsten Metternich unfähigem Collegen, dem Grafen Wallis. Auch diser hielt sich im Alter für den vollendetsten Meister der Reitkunst, und da ihm das eigensinnige Publikum die erwartete Bewunderung beständig versagte, so hatte er Räten und Expedienten seines, des Finanzministerii, zur unwandelbaren Pflicht gemacht, jedesmal, wenn er zu Gaul stig, zu erscheinen und dem künen Rossebändiger begeisterten Beifall zu spenden.

mer grosze Freude äuszerte, wenn derselbe von Sanssouci zur Parole nach Potsdam kam, und Fridrich liesz nicht selten die Wachtparade eine andere Wendung machen, wenn Cäsar just im Wege stand. — Die höchste Gunst von allen Pferden des Königs wurde aber dem Fliegenschimmel „Condé“ zu Teil, der sich durch Schönheit, Tüchtigkeit und Munterkeit gleichmäszig auszeichnete. Er wurde dreijärig in England angekauft; das Geräusch der Waffen machte auf seinen mächtigen Körper keinen Eindruck; er war geschaffen für einen königlichen Feldherrn. Dabei zeichnete er sich durch edlen Körperbau wie blühendste Gesundheit aus und war vollkommen tückenlos und ausgezeichnet geritten. Fridrich, der ihn ser liebte und dessen Neigung zu dem edlen Tier stets wuchs, hatte ihm zwei kostbare Reitzeuge von blauem Sammt mit reicher Silberstickerei anfertigen lassen und brauchte ihn bei Potsdam fast nur zu Spazierritten. Sein einziger schwerer Dienst waren die Potsdamer Herbstmanöver. Auch den bairischen Erbfolgekrieg machte er nicht mit, vilmer muste ihn der Oberstallmeister, Graf von Schwerin, in besondere Obhut nemen und von Zeit zu Zeit über ihn berichten. Bei Rückker des Königs aus dem Felde war seine erste Frage nach dem Condé. Fridrich beschäftigte sich oft mit ihm und pflegte ihn mit Zucker, Melonen und Feigen zu füttern. Auch kannte Condé seinen Herrn so gut, dasz er, freigelassen, grade auf ihn zulief, um sich fröhlich wihernd die gewonten Leckerbissen zu holen. Dabei verfolgte er den König nicht selten bis an die Zimmer, ja oftmals bis in den Sal von Sanssouci. Nach Sr. Majestät Tode kam er zur Pflege nach Neustadt a. d. D. und von da zur Tierarzneischule, wo er 38 Jar alt starb, ausgestopft wurde und jezt im vaterländischen Museum des Monbijou-Schlosses zu Berlin aufgestellt ist.

Schlieszlich wollen wir noch eine Schilderung der Erscheinung Fridrich's des Groszen als „alter Fritz“ zu Pferde geben, wie sie Lavater, der Vater der Physionomiker, in seinen „Fragmenten“ überlifert. Nach einem Panegyrikus über Gesichtsbildung und Auge des Königs färt der merkwürdige Mann fort: „Fridrich's Stellung ist nicht die des mutigen Helden. Lasten von Jaren und Taten, von Sorgen und Entwürfen scheinen auf seiner Schulter zu ligen. Ich glaube, die Taille ist etwas zu lang, und dise Länge contrastirt mit der, wenn ich so sagen darf, gleichsam eisernen Gedrängtheit des Gesichts. — Der spornlose Stifel ist insofern physiognomisch, als man ihn als Emblem voll Warheit

und Bedeutung ansehen kann; wenigstens harmonirt er mit der Nonchalance des Ganzen. — Das Pferd hat eine Königsphysiognomie, obgleich der Hals obenherum etwas zu dick ist. Der Tritt des Pferdes ist stolz-sanft mit gehaltenem Mute."

Wir haben bisher nur von Reitern gesprochen; aber auch **die Reiterinen** des Jarhunderts verdienen unsere Aufmerksamkeit. Sie namen mit Mut und Anmut in Norden und Süden an Jagd wie hoher Schule eifrig Teil. — Noch immer war die „englische Art" (seitwärts) zu reiten keineswegs ausschlieszlich üblich; namentlich bei Jagden und längeren Partien saszen die Frauen ser gern „auf deutsche Art" (rittlings) zu Pferde. Herzogin Amalie von Sachsen, Karl August's Mutter und Goethe's Freundin, ritt, wie ein Bild in der Bibliothek zu Weimar bezeugt, en cavalier, ebenso um 1760 die vortreffliche Reiterin, Prinzesz Kunegunde, am Hofe des Erzbischofs von Trier, und gewisz waren dise Damen dabei besser situirt, als es unsere heutigen Reiterinen auf den Quersätteln sind. — Am Wiener Hofe, wo eine Kaiserin-Königin der glänzendste Stern war, machten sich die Frauen gelegentlich sogar zum Mittelpunkte ritterlicher Feste und feierten exclusive Damen-Karusels. Ein solches fand z. B. am 2. Januar 1743 zu Wien statt, „wo die Magnificenz und Kostbarkeit der Kleidungen, wie auch des Pferdezeugs und Geschirrs, sonderlich wegen der Menge Edelgesteine nicht genug zu beschreiben gewesen. Die Hauptpreise haben unter den reitenden Damen bekommen: 1) mit der Lanze, Ihre Maj. die Königin (Maria Theresia); 2) mit dem Pistol, die Comtesse v. Wurmbrand; 3) mit dem Wurfpfeil, die Comtesse v. Proskau; 4) mit dem Degen, die Baronesse v. Hager; 5) wegen der meisten Köpfe, die Gräfin von Kinsky." Eine gleiche Reihenfolge von Damen erwarb sich mit denselben Waffen farend Preise.

Wunderpferde.

Die künstlichen Tänze des Pferdes beim Rossballet, die wir schon im 17. Jarhundert das schaulustige Publikum entzücken sahen, fanden natürlich auch wärend der Periode des Rococos „die allerzierlichste" Anwendung und bildeten ein bevorzugtes Vergnügen eleganter Klein-Höfe. Aber man ging noch über sie

hinaus; man verlangte gradezu Verstandeskunststücke vom Pferde. „Abgerichtete Rosse“ wurden die Helden des Tages, und das gutmütige Pferd, das sich jedem Klima und jedem Zeitalter zu bequemen weisz, wurde denn in disem wunderlichen Jarhundert auch wunderlich. Es lernte zu Liebe „einem hohen Adel und geerten Publikum“ durch Schläge mit dem Hufe die Stunde des Tages, das Alter vorgestellter Personen anzeigen, Personen zälen, Karte spilen, sich tot stellen, Theater spilen u. s. w. Es apportirte, holte lebende Karpfen aus dem Eimer, sezte sich zu Tisch, asz mit vorgebundener Serviette, biss den Hanswurst in den ausgestopften Buckel, marschierte nach dem Takte, sprang durch einen mit Papier verklebten Reif u. a. m. Solche dressirte Pferde erregten das Staunen der Zuschauer zuweilen so ser, dasz damals selbst wissenschaftlich gebildete Männer behaupteten, solche Zauberkünste könnten nur mit Hülfe des leibhaftigen Teufels ausgefürt werden. Welch' hohes Interesse sie erregten, beweist der frappante Umstand, dasz sogar Medaillen auf solche Wunderpferde geprägt wurden. Der „Thesaurus numismatum modernorum hujus seculi“ berichtet z. B.: über eine solche wie folgt:

„Die erste Seite stellet dasjenige Pferd dar, so einen wunderlangen Schweiff und eine nicht minder lange Mähne von Natur getragen, und Anno 1705 an den Dauphin zu Versailles um 500 Louis d'or verkaufft worden, mit dieser im Abschnitt stehenden Schrifft: „Dieses Pferdt ist ein Wunder von Natur der ganzen Welt. Die Buchstaben L. I. werden den Auctoren der Medaille bemerken sollen. Die andere Seite ist in unterschiedliche Fächer eingetheilet, und auf das künstliche Pferd gerichtet. In den obersten zwey mittlern Abtheilungen sind zween Könige, und Dero Gemahlinnen abgebildet, welche nämlich das Pferd ihres Anschauens gewürdiget. Gleich unter denselben siehet man das Pferd in der Lufft durch vier in die Höhe gehaltene Reiffe durchspringen, oder vielmehr fliegen. In der Mitte steht der Meister, so aus der Stadt Jevern im Oldenburgischen gebürtig, und mit Nahmen Georg Künstlich von Kunst geheissen, vor dem Pferd und hält demselben eine Uhr vor, dasz es mit den Füszen die Stunden soll anzeigen. Noch sind 10 andere Felder übrig, 5 zur Rechten. In dem ersten fällt das Pferd auf seine vördern Füsse, und kniet. Im andern leget es sich nieder auf den Rucken, wie ein voller Bauer. Im dritten heisst es die Zuschauer willkomm sein, mit einem Reverenz. Im vierdten lieget es auf allen vieren und stellt sich krank. Im fünfften säufft es ein Glas Wein aus. Die anderen fünff Felder stehen zur linken Hand. Im ersten weist es mit den Füszen, wieviel auf der Karten steht. Im andern trägt es einen Eimer, Wasser darinnen zu holen. Im dritten hält es ein Serviet, so es von der Erden aufgehoben. Im vierdten sitzet es auf allen Vieren zur Erden. Im fünfften sitzet es auf dem Hintern, wie ein Hund. Die unten stehende Schrifft, so etwas unteutsch, lautet also: Wunder der Natur, dasz ein Pferdt Latein verstehet. Solches in aller Welt Wissen hiermit ergehet, auch in alle Kingsten (liesz: Kunsten) was der Meinster (für Meister) befielet bisteht (soll etwa so viel heiszen, als Praestirt).“

Klasseneinteilung der reitenden Nationen Europas.

Wenn wir in der nun abzuschlieszenden Betrachtung der socialen Stellung von Ross und Reiter und der Art zu Reiten im 18. Jarhundert widerholt auf gewisse Gegensäze der Methode zwischen Nord- und Süd-Deutschland hingewisen und angedeutet haben, dasz dort teils englischer, teils slawischer Einflusz, hier spanische und italienische Reminiscenzen bestimmend eingewirkt, so mag es am Ort sein, auf jene Klasseneinteilung der reitenden Nationen Europas einen Blick zu werfen, welche der kundige und einsichtige Hippologe, Hauptmann Müller, für das 18. Jhdt. getroffen hat. Er unterscheidet die romanische, die germanische und die slavische Art zu reiten.

Die lateinische Rasse, meint Müller, reitet nach der Methode der Akademie von Padua, die schon im 15. Jarhundert berümt war. Der Körper des Reiters, wenn er im Sattel sizt, besteht aus drei Teilen. Zwei derselben sind beweglich, nämlich der Oberkörper und die Schenkel vom Knie bis zur Ferse; der mittlere Teil, von den Hüften bis zu den Knien, ist unbeweglich. Wenn der Reiter im Sattel sizt, muss er den Kopf grade tragen, die Schultern eingezogen und nach unten gesenkt, die Ellenbogen am Leibe, den Oberkörper grade und mer nach hinten als nach vorn geneigt, die Schenkel nach innen gekert und an den Sattel anschlieszend, die Kniee gleichfalls nach innen und auf die Schulter des Pferdes gerichtet; in allen Gangarten selbst im schnellen Trabe und im Galop, muss der Reiter disen Siz behalten. Bei der Lenkung des Pferdes gestattet dise Schule nur die sanftesten Hilfsmittel; sie gebraucht die Sporen nur, wenn man durch den Druck der Beine und Kniee vergebens versucht hat, das Pferd zum Gehorsam zu bringen, und verbietet sogar den Gebrauch der Peitsche und der Stimme. Nach Hauptmann Müller's Ansicht gibt dise Methode dem Reiter vil Würde, ist aber wenig zuverlässig, denn wenn er auch nur einmal zu lange Steigbügel hat, so bleibt ihm zu seiner Haltung nur die Fläche des Knies und der Schenkel, weshalb eine Kleinigkeit das Gleichgewicht eines widerspenstigen Pferdes stört.

Die Nationen der germanischen Rasse haben kurze Steigbügel, wodurch die Beine des Reiters mer nach vorn gebracht werden, als bei der lateinischen Schule und die Füsze eine bessere Stüze haben. Daher ist der Oberkörper des Reiters ganz frei. Er hat auch mer Kraft in der Knickele, als in der Knie-

scheibe und den Beinen, und da die Fuszspize ein wenig mer nach auszen gekert ist, so gibt dis den bedeutenden Vorteil, dasz die Wade gebraucht wird, was zwar, nach Müller's Meinung, dem Anstande des Reiters schadet, aber ihm einen festeren Siz und höhere Gewalt über das Pferd verleiht. Die Reiter germanischen Ursprungs legen ihren Pferden meist ein ser starkes Gebisz an und lassen sie nicht nur das Bein, sondern auch den Sporn fülen; zuweilen brauchen sie auch die Stimme, z. B. wenn sie über einen Graben oder einen Zaun sezen. Wenn das Tier sieht, dasz jeder Widerstand nuzlos ist, so gibt es nach und wird in kurzer Zeit äuszerst gelerig und fügsam. Man sagt zwar, dasz dise Methode die Pferde abnuze, aber — mag nun dise gröszere Anstrengung im Stall wider ausgeglichen werden oder gewönnen sich die Tiere, wie unsere Postpferde, daran, hart behandelt zu werden — genug, sie halten eben so lange aus, als die zart behandelten Pferde der Romanen.

Die Völker slawischer Rasse haben noch energischere und wirksamere Maszregeln, als die Deutschen. Sie sizen in einem Sattel, dessen Bogenwölbungen sie so weit von dem Leibe ihres Pferdes entfernen, dasz sie die Schenkel und Knie nicht andrücken können; sie wenden häufig den Zügel an und haben die Hacken fast immer unter dem Bauch des Pferdes, welches sie mit eiserner Hand lenken. One vorheriges Zeichen zwingen sie es, mit Zaum und Sporen, sich zu bäumen, lassen es, one den Fusz zu rüren, im Galop gehen, werfen es plötzlich nach hinten und wider zurück nach allen Richtungen, one ihm Zeit zum Stehen zu geben oder mit den Beinen nachzuhelfen. Ihre Pferde müssen sich mitten im schnellsten Lauf auf das Hinterteil sezen, denn sie ziehen die Zügel gewaltsam an sich; auch die Stimme nemen sie zu Hilfe, wenn das Pferd stehen oder schneller laufen soll, und nicht minder gebrauchen sie die Peitsche. Zwischen Sattelknopf und Sattelrücken, die vorn und hinten über einen halben Fusz hoch sind, sizt der slawische Reiter, der auszerdem noch ser kurze Steigbügel hat, so fest, dasz er nur äuszerst selten abgeworfen wird. — Die Slawen halten das Traben für eine felerhafte Gangart und reiten nur im Schritt oder in kurzem oder gestrecktem Galop. Um das Pferd an leztere Gangart zu gewönen, sezen sie es auf die Hanken, wärend sie die Sporen gebrauchen, wodurch es gezwungen wird, weiter zu laufen. Durch solche gewaltsame Mittel bändigen sie ihre Renner in wenigen Tagen derart, wie es anderen Nationen mit viler Mühe nur nach langer

Zeit gelingt. Dise Methode nuzt nun in der Tat auch die besten Pferde ser schnell ab; aber die Ebenen der Ukräne, Russlands und Ungarns geben sie auch in gröszerer Zal her, als das ganze übrige Europa.

Fassen wir das Gesagte in kurzen Worten zusammen, so ergibt sich, dasz für eine Reitban oder zur Dressur eines Paradepferdes die italienische Schule die beste ist; um ein Streitross zu dressiren und es im Handgemenge vorteilhaft zu tummeln, scheint aber die deutsche Methode vorzüglicher, und wer mit herrischem Sinne verschwenden will, der reite auf slawische Weise.

4.
Fur- und Postwesen.

Von der Betrachtung des Reitens im 18. Jarhundert wenden wir uns zu der des Farens. Die erste Vorbedingung desselben, der Wagen, befand sich noch immer auf einem ser trübseligen Standpunkt. Zwar wurden zu Anfang des Jarhunderts die Federwagen erfunden, indes sie gelangten so langsam zur Anerkennung, dasz noch um 1740 der in Ledergurten hangende Kasten allgemein im Gebrauche war. Unter solchen Umständen konnte der Wagen an und für sich keinen Anspruch machen, um seiner selbst willen als vornem anerkannt zu werden; er erhielt, mochte er noch so prächtig sein, den eigentlichen Rang erst durch die Zal der vorgelegten Pferde. Edelleuten kamen vier, Grafen und Fürsten sechs, königlichen Personen acht Pferde zu.*) Wir sagen: Grafen und Fürsten sechs, bezeichnen damit aber einen Zustand der Errungenschaft, der erst nach überaus heftigen Kämpfen zwischen den anspruchsvollen Grafen und den widerstrebenden Fürsten zum Durchbruch gekommen ist. Schon 1683 zerschlug sich wegen jener Forderung der Reichsgrafen ein sächsischer Landtag. 1711 kam es zu einem Handgemenge darüber, dasz man einem wetterauischen Reichsgrafen, welcher zur Visitation des Reichskammergerichts in Wetzlar eintraf, von der sechsspännigen Statskarosse zwei unberechtigte Gäule ausspannen wollte. — In Folge dises Skandals klagten die Reichsgrafen bei des Kaisers Majestät. Und im September 1715 erfolgte der Bescheid:

„Wegen des den Reichsgrafen vom Reichsfürstenstande beeinträchtigten Fahrens mit 6 Pferden, befinden Ihro Kays. Majestät die Sache also gestaltet, dasz sie darüber Ihren gnädigsten

*) Lastwagen u. dgl. durften natürlich stets mit so vil Pferden bespannt werden, als für den Transport nötig schin, und auch bei Personenwagen war es gestattet, so vil Rosse anzulegen wie man wollte — sobald man sie dadurch als Vorspann karakterisirte, dasz sie nicht mit lederüberzogenen Strängen, sondern nur mit Ketten oder Stricken an unbemalte Ortscheide gespannt waren.

Entschlusz noch nicht zu fassen vermögen, deren Wichtigkeit und vieler dabei waltenden Umstände halber ein und anderes vorher untersuchen, sodann erwägen und Ihro den pflichtmäszigen gehorsamsten Bericht und Gutachten darüber erstatten zu lassen ohnumgänglich für nöthig erachteten."

Also resolvirte sich Kaiser Karl VI. nachdem die profunde Angelegenheit vier Jare geschwebt hatte. — Das Sprichwort sagt praktisch beobachtend: *„Man muss nicht mit sechsen faren, wenn man nur Futter hat für zwei!"* — Damit ist jedoch durchaus nicht gemeint, dasz jeder, der Futter für sechs habe, auch mit sechsen faren solle. Dise Lesart hat denn auch, einer Anekdote zufolge, Fridrich der Grose ser piquant abgewisen.

Ein reicher Jude nämlich erbettelte vom Könige unter Anpreisung seines Reichtums die Erlaubnis, sechsspännig faren zu dürfen. Gegen eine nicht unbedeutende Zalung an die Armenkasse erhielt er die Genemigung. Kaum aber zeigte er sich dem erstaunten Berlin in seiner neuen Herrlichkeit, so hielt die Polizei ihn an. Er berief sich auf den König, und diser soll dann erklärt haben, es sei dem Juden allerdings die Erlaubnis gegeben, sechsspännig zu faren, keineswegs aber die, zu zweien anzuspannen, und er liesz ihm raten, künftig die Pferde alle sechs der Länge nach eines vor's andre zu legen.

Eine Unsitte des 18. Jhdts. war es, in den Straszen der groszen Städte, die damals bekanntlich vil weniger aufgeräumt und meistenteils enger waren als heutzutage, mit ganz übertribener Schnelligkeit, oftmals sogar um die Wette zu faren. Kaiser Josef II. suchte disem Uebel in Wien dadurch zu steuern, dasz er den Polizeidienern befal, jedem allzu schnell farenden Kutscher, wem er auch angehöre und wen er auch fare, auf der Stelle Achtung gegen das Publikum per posteriora mittels fünfundzwanzig Schmerzen einzuprägen. Wir wissen nicht, ob das Mittel geholfen hat — ja wir bezweifeln es; denn die Eitelkeit ist ja meist mächtiger noch als die Furcht. — 1740 wurden Fiaker in Berlin eingefürt.

Eine ganz neue Wendung nam das **Post- und Reisewesen.** Prinz Eugen, der edle Ritter, war der erste korneme Herr, welcher zu Frankfurt a. M., und zwar im Jare 1700 in einer gewönlichen Postkalesche ankam und seine Fart über Aschaffenburg nach Wien fortsezte „one Aussteigung der Postkutschen", wie die Chronik ausdrücklich meldet. Seitdem reisten vorneme Personen öfter in diser einfacheren und schnelleren Weise. Frei-

lich ist der dabei gemachte Aufwand immer noch in gar keinen Vergleich zu stellen mit der heutzutage üblichen Einfachheit fürstlicher Reisen. I. J. 1722 z. B. „kamen Ihro Kurfürstliche Durchlaucht zu Köln in Frankfurt mit 80 Postpferden an und reiseten mit ebenso vil weiter auf Mannheim, und von da über München kamen I. K. H. Friedrich Wilhelm von Brandenburg, reiseten mit einer Suite von 20 Personen per Post gen Stuckard"; 1731 kam die Erbprinzess von Bayreuth in neun zu sechs Pferden bespannten Postkutschen; „vor der Prinzessin ihrer Kutsche ritten 12 blasende Postillons; es stiegen I. D. in dem fürstlich Taxis'schen Hause ab und hielten des anderen Tages mit I. D. dem Erbprinzen von Thurn und Taxis Beylager." Solche Reisen hatten noch den besonderen Nuzen, dasz bei ihrer Gelegenheit die Wege ausgebessert wurden, ja mancher Flusz zu seiner ersten Brücke kam. Als z. B. die Erzherzogin Maria Elisabeth, Statthalterin der österreichischen Niderlande, durch Frankfurt kam, befal der Rat, „weilen Ihro Erzherzogliche Durchlaucht durch kein Wasser faren, soll sogleich eine Brücke zu Rödelheim über die Nidda geschlagen werden". — Das Reisen der Frauen hielt man übrigens (von Fürstinnen natürlich abgesehen) im allgemeinen nicht für recht passend, „weilln solches Begeben unter fremde Leute wider die weibliche Zucht und Schamhafftigkeit laufft, zumahl dergleichen Reisen öfters Gelegenheit darwider zu handeln, zu geben pflegen".

Das Volk benuzte die Landkutschen und Haudererwagen — schreckliche Furwerke! Das Innere, das Obere, das Untere, das Vordere und Hintere war von Reisenden besezt, wie man dergleichen jezt noch bei den Venturins der Umgegend von Neapel sehen kann. Von Paketen, Fässern und Ballen umgeben, unter einem unglaublichen Luftdruck „wurde man gereist" so lange Wagen und Pferde es wollten. Noch milderte keine Feder die Stösze, noch besänftigte keine glatte Kunststrasze das Wogen des Furwerks und sein Gerassel auf dem rauhen Pflaster der Städte, wo es sich, der Reputation wegen, zu einem trügerischen Trabe, Sonntags und beim Jarmarkt auch wol zu einer Art von symbolischem Galop aufzuregen pflegte. — Mit eigenen Wagen ging es kaum besser. Joh. Scherr berichtet z. B. von den Färlichkeiten einer Reise von Schwäbisch Gmünd nach Ellwangen (8 Poststunden), welche im Spätherbst 1721 ein wolhabender Bürger mit Frau und Magd in einem zweispännigen „Planwägelchen" unternam, nachdem er tags vorher in der Johanniskirche „für glückliche Erledi-

gung vorhabender Reise“ hatte eine Messe lesen lassen. Aber noch bevor man eine Wegstunde zurückgelegt, blib der Wagen stecken, sodasz alle aussteigen und „bis über's Knie im Dreck platschend“ den Wagen vorwärts schiben musten. Dann mitten im Dorf Löbingen fur der Knecht mit dem linken Vorderad unversehendlich in ein Mistloch, dasz das Wägelchen überkippte und die Frau Eheliebste sich Nasen und Backen an den Planreifen jämmerlich zerschund“. Um dann einen Ort zu erreichen, wo man übernachten konnte, muste man drei Pferde Vorspann nemen. Anderntags brachen sie früh auf und kamen bis Hofen. Da aber hatte die Reise ein Ende, denn hundert Schritt vor dem Dorfe fiel der Wagen um und just in einen „Gumpen“ (Pfüze) sodasz Alle „garstig beschmuzt wurden, die Magd die rechte Achsel auseinander brach und der Knecht sich die Hand zerstauchte, auch ein Radachsz zerbrochen und das eine Pferd am linken Vorderfusze gelähmet worden.“ Man muste also zum zweiten Male übernachten und andern Tags einen Leiterwagen mieten, auf welchem die Reisenden endlich „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt“ one Knecht und Magd am Mittwoch „um's Vesperläuten“ vor dem Tore von Ellwangen anlangten. Drei Tage auf 8 Poststunden; und w e l c h e drei Tage!

Besser waren wol die eigentlichen Postpersonenwagen; sie hatten meist sechs Size, und „dieweilen in der Streu des Wagens zum Oefteren ein Feuer sich entzündet“ war das Tabakrauchen ganz und mit Ernst verboten. Bei gutem Wege legten sie eine Meile ungefär in einer Stunde zurück.

Die Postverwaltungen Deutschlands gewinnen aber, auch abgesehen von ihrer Sorge zur Verbesserung des Furwerks, überhaupt wärend des in Rede stehenden Zeitalters einen bedeutenden Einflusz auf die Kulturentwicklung der Nation, und wir müssen ihrer Weiterentwicklung mit einigen Worten gedenken.

Unverkennbar war der Einflus der Posten auf Besserung und Vermerung der Wegeanlagen sowie ihr Entgegenwirken gegen Stapel und Straszenzwang. Die Möglichkeit ausgebreiteter Correspondenz wirkte heilsam auf die Ausbreitung von Lese- und Schreibkunst zurück, und je mer man schrib und den Schriftstücken trauen lernte, um so mer verschwand die langatmige Fassung und Verklausulirung der Brife und Dokumente. Moser sagt in seinem „Staatsrecht“: „Jezt freilich ist die Post so leicht nachzuahmen, wie dem Columbo die Fahrt nach Amerika; aber dise Erfindung hat ganz erstaunliche Folgen nach sich gezogen und

die Welt in manchen Sachen fast in einen andern Model gegossen. — Dennoch ist nicht zu leugnen, dasz sich das Reich seiner Aufgabe keineswegs gewachsen zeigte, schon dadurch, dasz es ein so mächtiges Institut der Verwaltung und Ausbeutung eines Privatmannes überliesz. Die Klagen über **die Reichspost** waren allgemein: sie werde „cum summo detrimento“ des öffentlichen Woles verwaltet; die Taxen seien unerschwinglich; zum Nachteil der doch älteren und für den Verker immer noch unentberlichen Botenanstalten werde das Monopol in warhaft vexatorischer Weise auf das allerschärfste gehandhabt; wolle man doch von Seiten des Taxis'schen Reichspostgeneralats den Boten, welche ja an Posttagen onedis nicht faren dürften und überhaupt die Pferde nicht wechseln sollten, auch das Anzünden der Laterne und damit die Nachtfarten verbieten; die Taxis'schen Postmeister bestünden zum Teil aus Fremden und entzögen sich den bürgerlichen Lasten. Die protestantischen Reichsstände namen in ihre „Gravamina“ sogar den Punkt auf: es sei notorisch (im Urtext steht: plus quam notorium!), dasz die katholischen Reichspostämter zum Spüren veranstaltet wurden. Die Rechtsgrundlage der Taxis'schen Belehnung wurde auf das ernsteste angefochten, indem vile Reichsstände bestritten, dasz das Postrecht zu den kaiserlichen Reservaten gehöre. Fast zwei Jarhunderte dauert der hierüber entbrannte Streit, kert auf allen Reichstagen und bei allen Walcapitulationen beständig wider und erzeugt unter Teilname der angesehensten Statsrechtslerer eine umfangreiche Literatur. Alles, was die eine Partei „nervose affirmiret“ wird von der anderen nicht minder „nervose refurtiret“. — Zwischen den groszen Handelsstädten oder nahe belegenen lebhaften Orten gingen die Posten in der Regel zweimal wöchentlich; 1729 wurde zwischen Frankfurt a. M. und Darmstadt die erste tägliche Post (jedoch nur wärend der Messen) eingerichtet; in der übrigen Zeit sollte sie viermal wöchentlich cursiren. Das Personengeld betrug für die Meile im Sommer 3, im Winter 4 Groschen; später wurde, „um es zu egalisiren“, der Saz auf 5 Groschen erhöht. (Stephan.)

Die Poststaten Deutschlands ordneten sich in drei Hauptgruppen. Oesterreich blib mit seinen Erbländern für sich und durch seine Postverfassung und den Frankirungszwang bis zur Reichsgränze, streng abgeschieden von allen Nachbarn, da es, one Rücksicht auf das doch von ihm selbst verlihene Monopol des Hauses Taxis, unter Karl VI. das Postwesen der Erblande für 300,000 Gulden einmaliger Zalung und 9000 Gul-

den järlichen Kanons an die Grafen von Paar verkauft hatte. — In Norddeutschland war es der grosze Kurfürst gewesen, der sich zuerst von der Taxis'schen Bevormundung emanzipirt hatte, indem er, one sich im Geringsten an den ganzen „Statum controversiae" zu keren, der „ohnehin sive ex ignorantia sive ex malitia gantz verdrehet worden" trefflich verwaltete Territorialposten in seinem Lande anlegte. Die Nachbarstaten folgten nach, und bald besaszen Preuszen, Sachsen, Braunschweig, Hannover und Hessen, one fremde Zutat und Einmischung, eigene Landesposten mit freier Ausübung der vollen Ober-Landeshoheit. — Im Süden und Westen, zum Teil auch in Mitteldeutschland, in allen deutschen Rheinländern, in sämmtlichen Reichsstädten und in den geistlichen Bistümern Münster, Paderborn, Osnabrück und Hildesheim, herrschten dagegen die Fürstlich Taxis'schen Reichsposten; und zu disen gehörten auch noch sämmtliche von Brüssel, Antwerpen, Gent, Mastricht, Lüttich, Aachen, Straszburg und Schaffhausen etc. in allen Richtungen gehende Postenzüge nach Bremen, Hamburg, Lübeck, Leipzig u. s. w., sodasz sie noch immer den ersten Rang einnamen.

So blib es bis zum Jare 1790, wo die Gewaltschritte Frankreichs gegen die linksrheinischen Fürsten dem Hause Taxis zuerst den Verlust der Posten in Flandern und Brabant brachten, dem beim Beginne des folgenden Jarhunderts bald noch gröszere und tiefer einschneidende Veränderungen folgen sollten.

Fassen wir die einzelnen deutschen Staten und zuerst unter ihnen Preuszen in's Auge, so erkennt man einen beständigen und ununterbrochenen Fortschritt. I. J. 1610 hatte Johann Sigismund eine neue Post- und Boten-Ordnung erlassen. Jeder Brif wurde im Manual verzeichnet, dem Boten in einer metallenen Büchse (die kurfürstlichen in silberner, die andern in blecherner) übergeben, und er muste Empfangsscheine über dieselben zurückbringen. Die schöne Ordnung war freilich durch den dreiszigjärigen Krieg schwer erschüttert worden, und es fiel dem groszen Kurfürsten zu, auch auf disem Gebiete als Reformator aufzutreten. In sorgfältiger Art die vorhandenen Mittel benuzend, erweiterte er die bisherigen Botenkurse, schloss Verträge mit den Nachbarn und kam auf solche Weise i. J. 1646 zu einer allgemeinen Landespostanstalt, der er wärend seiner ganzen Regierung unausgesezte Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmete, „weil es (wie es in vilen seiner Rescripte und Verordnungen heist) ein hochnützliches Werk ist, woran sowol Uns als denen Com-

mercien hoch und vil gelegen und so zur sonderbahren Wohlfahrt aller Unserer Lande gereichet." Es wurden zunächst ordentliche Reitposten auf dem Kurse von Berlin nach Cleve, sowie von Berlin nach Königsberg und Memel angelegt, und bald war das Postwesen so gut geregelt, dasz z. B. die Post von Berlin nach Königsberg in 4, von Amsterdam bis Königsberg in 12 Tagen befördert werden konnte. Bedenkt man, dasz bis dahin Privatbrife, z. B. aus Warschau nach Cleve über Königsberg, Danzig, Stettin, Hamburg und Amsterdam befördert worden und dann über Utrecht in Cleve eintrafen, wärend sie jezt mit der brandenburgischen Statspost um volle zwei Wochen früher dem Addressaten pünktlich zu Händen kamen, so wird man ermessen, welches Aufsehen dise auszerordentliche Schnelligkeit machen muste. — Die Herren von Taxis sahen ein, mit welchem Nachteil dise prompte Cleve'sche Post ihren eigenen schleppenden Verker bedrohe und versuchten durch Unterhandlungen, die neue Einrichtung in ihre Hände zu spilen. Auch der Kaiser trat für sie ein; der grosze Kurfürst aber antwortete Ferdinand III. im April 1660: „dasz in allen meinen Erblanden (den Marken nämlich) niehmalsz einige andere Posten angestellt gewesen, bis dato auch noch keine andere darin seyen, alsz welche meine hochlöbliche Vorfahren angeordnet vndt auf ihre eygene Kosten vnterhalten haben... In meinem Hertzogthumb Cleve aber seyndt vor wenig Jahren bey den Osnabruggisch- vndt Münsterischen Friedens-Tractaten einige Postbediente vom Graffen von Tassis angestellt worden, durch welche ich auch meine Postpacquette eine Zeitlang von Münster bisz Cleve vndt nach Holland bestellen laszen, nachdem dieselben aber davor ein so vnbilliges Porto gefordert, so habe ich meine Hofpost durch alle meine Lande von der Veste vndt See-Port Mümmel (Memel) bisz zum Hertzogthumb Cleve etwasz beserz alsz vordem gewesen, einrichten laszen, dasz ich solche vmb etwa vor 5 à 6000 rthlr. jährlich vnterhalten kann u. s. w." Der Versuch der Taxis war damit zurückgewisen und Brandenburg stand nun unangefochten auf eigenen Füszen. Pünktlichkeit und Schnelligkeit, dise ächt preuszischen Eigenschaften, entwickelte das Postwesen seitdem nach bester Kraft. Unaufhörlich suchte der grosze Kurfürst dieselben zu steigern. „Dasz ihr ewere vnterthänigste gedanken (in Postsachen) zusammentragen vndt Vns mit ewerem einräthlichen bedenken gehorsambst an handt gehn wollen" verlangt er 1651 von den Oberregierungsräten zu Berlin, und ein Jar später ernannte er den Reichsfreiherrn Otto v. Schwerin zum Ober-

Post-Director. Als erster Rat desselben fungirte der um das preuszische Postwesen hochverdiente Michael Matthias. — In seinem 1676 zu Lyon erschienenen „Voyages" berichtet Charles Patin von seiner Reise durch die brandenburgischen Staten nach Berlin als eine ser bemerkenswerte Tatsache, dasz man sich daselbst Postwagen bediene, welche bei Tag und Nacht gehen und so reisen, dasz nur beim Pferdewechsel ausgeruht wird. — Seitdem fand eine beständige Steigerung der Leistungen und der Würden des Postwesens statt, und so begegnet uns denn an der Schwelle des Jarhunderts die Creirung der Würde eines Preuszischen General-Postmeisters, mit welcher 1700 Graf Kolbe von Wartenburg belent wurde, dem jedoch bald der Minister von Kamecke folgte, ein ausgezeichneter Mann, welchem vile Verbesserungen, namentlich aber die Regelung des Extra-Postwesens zu verdanken ist. — Unter Fridrich dem Groszen kam, in Folge einer Conferenz mit dem berümten französischen Generalpächter Helvetius, eine ganz neue, spezifisch französische Post-Regie zur Durchfürung, an deren Spize als Intendanten und Regisseure drei Franzosen: Bernard, de la Hogue und Moret traten. Disen Männern zur Seite trat aber, als die eigentliche Seele und Arbeitskraft ihrer Reformen, eine deutsche Postkommission unter Vorsiz des trefflichen Rates Buchholz, und dise entwarf mit der Zustimmung des Königs eine Reihe ausgezeichneter Einrichtungen, die nach Abschaffung mannigfacher Misbräuche und unnüzer Lasten eine so bedeutende Regelung, Klarstellung und Vereinfachung des Verkers zu Wege brachte, wie sie bis dahin unbekannt in Deutschland waren. Das sogenannte alte General-Postamt verblib dabei nur dem Namen nach und in einem höchst beschränkten, ganz von der neuen Behörde abhängigem Geschäftskreise. Nach drei Jaren, 1769, lösete sich aber auch dis, wie jene ganze französische Postherrschaft auf, als nämlich die schändlichsten Betrügereien des entwichenen Bernard und des Moret zu Tage kamen, der Statsminister von Derschau die Leitung des Postwesens übernam und die Fremdlinge nebst ihrem Anhange verabschiedete. Die von der Kommission eingefürten nüzlichen Anstalten und Verordnungen bliben jedoch in Kraft, und auf ihrem Grunde wurde 1782 eine Postordnung für den ganzen preuszischen Stat erlassen.

Auch für die Verbesserung des Gefärts ist die preuszische Postverwaltung zumal gegen Ende des Jarhunderts ser tätig gewesen. Der damalige Chef, Graf von der Schulenburg-Kehnert,

forderte inländische und auswärtige sachkundige und geschickte Männer auf, Modelle und Probewagen einzusenden; keine Kosten wurden gescheuet; selbst miszglückte Versuche bliben nicht unbeachtet. Die Schwierigkeit lag in der Befridigung der Forderung und des Bedürfnisses, dasz jeder Wagen für die Reisenden bequem und dennoch zum Fortbringen viler Postgüter eingerichtet sei. Die Probe-Wagen aber entsprachen entweder nur dem einen, oder dem andern Teil des Verlangten. Das Zerbrechen der Räder, der Achsen, sogar des Wagenkastens, auf einer nur kurzen Strecke, oft bald nach der ersten Abfart, und die unaufhörlichen Schäden unterwegs, bewiesen auszerdem die Untauglichkeit der meisten Probestücke. Man muste sich daher nur auf einige Verbesserungen und etwas leichtere Bauart der altertümlichen Post-Archen beschränken, die allein beim Mangel der Chausseen dem Stoszen auf den heillosen Stein- und Knüppeldämmen hartnäckig genug widerstanden, und so bliben denn die beste Absicht und die Hoffnung einer möglichen Verbesserung unerfüllt.

Ein ser reger Postverker fand — schon zu Anfange des Jarhunderts — in **Sachsen** statt. Der Mittelpunkt desselben war das als Handelsstadt, als Vereinigungs- und Ausgangspunkt aller Kurse so hochwichtige Leipzig. — Von hier gingen wöchentlich 2 farende Posten und 1 reitende nach Dresden, — 2 farende und reitende über Erfurt nach Frankfurt a. M., — 3 reitende nach Braunschweig, Hamburg, Lübeck, Bremen und Holland, — farende und reitende über Hof nach Nürnberg, — farende Posten nach Berlin, Halle, Annaberg, Breslau, Freiberg, Schneeberg, Sorau, Zerbst und über Magdeburg nach Hamburg etc. etc. Welche Zal für jene Zeit! Das Verdienst diser Einrichtungen gebürt dem ausgezeichneten Ober-Postmeister K e e s, dessen Familie sich einige Zeit lang sogar in Pachtbesiz der sächsischen Posten befand.

Weniger rege und wol auch nicht so verständnisvoll eingerichtet war das Postwesen in **Hannover**, wo die vilfache Abhängigkeit von der Taxis'schen Verwaltung, die ungünstigste Territorialeinteilung und die unpraktische Maszregel der Erbbelehnung eines vornemen Hauses, der Grafen v o n P l a t e n, mit dem Generalpostamt lämend einwirkten. — Aenlich standen die Dinge in **Hessen.** Energischen Widerstand dagegen leistete Herzog E b e r h a r d v o n **Württemberg** gegen die hemmende, aussaugende Taxis'sche Postverwaltung. Er hatte selbst eigene gute Einrichtungen geschaffen und weigerte sich mit Entschiedenheit, dieselben zu Gunsten des italienischen Edelmannes aufzugeben. Zum Staunen

und Schrecken seiner zaghaften Mitfürsten in Süddeutschland und zur Bewunderung aller Regierenden in Norddeutschland sandte er die berümte württembergische Deduction vom 10. Junius 1710 (v. Beust, Post-Regal. B. I, Th. II, S. 165.) an alle Reichsstände und erklärte in seinem Schreiben an den Kaiser bündig und kräftig: „So bin ich, der Herzog, ein- vor allemal resolviret, mich bei meinen hohen Regalien äuszerst zu mainteniren etc. etc. Da hingegen der Fürst von Taxis nicht einen Heller von publicis oneribus übernommen... vielweniger die mir angehörige in Fürstl. Livrée authorisirte Bediente arrestiren, oder denenselben in aller Völker Rechten wohl hergebrachten liberum et innoxium transitum zwischen meinen Aemtern durch einige dazwischen stoszende Stände sistiren und ferneres verweigern lassen werden..." Die Württembergische Landesposten verbliben denn auch unangefochten, gerieten aber doch in Abname und Verfall, weil sie von den Nachbarständen nicht zugelassen wurden, um sich dem Kaiser gehorsam und dem Fürsten von Taxis willfärig zu zeigen. Darum wurden denn auch die Reichsposten wieder aufgenommen und die landesherrlichen farenden Posten dem Reichspost-Generalat auf 30 Jare in Pacht überlassen.

Wenn hier ein Zwang der Verhältnisse zur Wideraufname der Taxis'schen Posten nötigte, so war es in **Bayern** die ganz unverbrämte Bedrohung mit rücksichtsloser Gewalt, die zur Beibehaltung des verhasten und mangelhaften Instituts zwang, indem der zum Erblandpostmeister ernannte Graf von Hoymhausen einfach mit Einziehung seiner in Böhmen gelegenen Lehnsgüter bestraft werden sollte, wenn er nicht zu Gunsten des Hauses Taxis wider abdanke. Solche Gewaltmaszregeln des Kaisers machen einen doppelt widerwärtigen Eindruck, wenn man bedenkt, dasz der Kaiser in seinen eigenen Erblanden die Taxis'sche Post ebenfalls nicht duldete und **Oesterreich** auch auf disem Gebiete wie überall handgreiflich zeigte, dasz ihm Reich und Reichs-Interesse nur so lange am Herzen lige, als es dem Hause Habsburg förderlich sei, dasz er alle Rechte eines Reichsglides in höchstem Masze zu genieszen gemeint, keineswegs aber gewillt sei, die Pflichten eines solchen zu erfüllen.

Wir haben bereits gesagt, dasz und wie die Familie von Paar in die Stellung von Oesterreichischen Erblandpostmeistern gekommen war. 1720 aber genemigte Kaiser Karl VI. das Gutachten seiner Minister, die Post-Einkünfte zur

Stats-Einname einzuziehen, der Gräflich Paar'schen Familie, und zwar jedesmal dem Erstgeborenen jedoch die Leitung des Postwesens zu überlassen. Einem geschlossenen Vergleich zufolge trat der Graf von Paar sein Post-Erblehnrecht gegen 90,000 Gulden und eine järliche Pension von gleichem Betrage völlig ab, und die kaiserliche allgemeine Hof-Kammer bezog die Einkünfte. Gut waren dise österreichischen Posten aber keineswegs und in ihren Einrichtungen hinkten sie den brandenburgischen um ein volles Jarhundert nach. Erst um die Mitte des 18. Jarhunderts wurden farende Posten in Oestereich eingefürt. 1749 errichtete der Freiherr von Lilien auf seine Kosten und mit Bewilligung der Kaiserin Maria Theresia, eine „Postfart in's Reich" (Bayern, Württemberg, Franken u. s. w.); ein und derselbe Wagen fur hin und zurück. Als bald nachher der Handelsstand den Vorteil dises wolfeilen und schnellen Versendungsmittels erkannte und der Ertrag die Kosten weit überwog, wurden die farenden Posten allgemeiner. Kaiser Joseph II. übergab dann die Direction derselben der damals widerhergestellten Hofkanzlei. Dem übrigen Deutschland voraus war Oestereich übrigens in Herstellung besserer Straszen. Immerhin wird aber auch auf disen der gute Rat anwendbar gewesen sein, den Hieronymus Hecht in seinem damals erschinenen „Reisebüchlein" erteilt und der einem „ordentlichen Passagier" allerfürnehmlichst „christliche Geduld und gute Leibesconstitution" empfielt.

5.
Tracht von Ross und Reiter.

Betreffs der Kostümverhältnisse von Ross und Reiter in Deutschland lassen sich wärend des 18. Jarhunderts zwei Perioden unterscheiden: die eine, in welcher spanisch-französische Eleganz, die andere, in welcher teils preuszisches Soldatentum, teils englische Nüchternheit den Ton angaben. Beiden Richtungen ist aber der merkwürdige Umstand gemeinschaftlich, den wir schon wärend und nach dem dreiszigjärigen Kriege beobachtet haben, dasz die Reitertracht gleichzeitig auch die Hof- und Salontracht, der Ceremonialanzug, ist.

Die Erscheinung des Reitpferdes in der noch unter romanischem Einflusz stehenden Kostümperiode pflegte wie die beste Zeit des Mittelalters den üppigen Harwuchs der Pferde: Mäne und Kötenhare, vor allem aber den Schweif. Seine damals nicht selten ungeheure Länge ist verewigt in der Reiterstatue August's des Starken zu Dresden, wo er in seiner Mächtigkeit die ganze bäumende Reiterfigur trägt. — Auszer solchem natürlichen Schmuck wurde auch nicht an künstlichem gespart. Wie man das Haupthar der Herrn zu Zöpfen flocht und die hohen Toupets der Damen mit Federn ausstaffirte, so durchflocht man mit Quasten die Mäne und durchwirkte den Schweif mit prachtvollen Schnüren, die man dann in reichen Festons zum Sattelgurte fürte. — Zu so gewichtigem Auspuz pasten dann ser wol die schweren gebogenen Ramsköpfe, welche noch Ploen in seiner „Pferdekenntnis" von 1793 gradezu „Modeköpfe" nennt, „weil man sie am häufigsten in denen Europäischen Gestüten antrifft und sie am liebsten hat."

Der Rückschlag trat ein mit dem Durchbruch der neuen Reitmethode im Norden. Das wilde rücksichtslose Jagen, der Sprung über Graben und Hecke gestattete den bunten Firlefanz nicht mer, ja er machte ihn gradezu gefärlich. Alle Quasten und Schnüre wurden abgelegt. Mer und mer beschnitt man den Schweif, bis

man endlich dazu kam, ihn förmlich zu *englisiren* und den häszlichen *Pürzel* zu erzeugen, der uns sogar an den berümteren Pferden Fridrich's des Groszen so bekannt und vertraut geworden, dasz man vom Bildhauer Rauch verlangte, er solle disen Stumpf in Erz verewigen, was jedoch glücklicherweise — obgleich ihn die ersten Entwürfe des Denkmals in der Tat aufweisen — in Folge resoluten Widerstandes des Meisters bekanntlich nicht geschen ist.*)

Derselbe Prozesz wie in der Erscheinung des Pferdes vollzog sich in der des Reiters. Seine Tracht unterschied sich eigentlich gar nicht von der des Fuszgängers; die Beinbekleidung beider war fast dieselbe geworden und, die Husaren ausgenommen, trug die gesammte Kavallerie den dreieckigen Hut wie das Fuszvolk, anfangs klein, gegen Ende des Jarhunderts aber grosz und immer gröszer werdend. Ganz exceptionell war es, dasz sich die schwarzen Reiter des Grafen v. d. Lippe von disem Hute emancipirten und zuerst wider Casquets und zwar mit dem Rossschweif im Nacken trugen. Dise Erscheinung steht aber durchaus vereinzelt da; die Uniformität der Uebrigen ist desto gröszer. — Anfangs trug der Reiter auch denselben weitbauschigen Rock, wie der Fuszgänger. Da das unbequem war, so begann er, die Offiziere voran, sich die langen Schösze dadurch sizgerecht zu machen, dasz er die Zipfel nach auszen umschlug und anknöpfte. Bei lebhaft gefärbtem Unterfutter machte das eine ser gute Wirkung, und so wurde dise, besonders auch von den Engländern protegirte Tracht, die gleichzeitig (wenn man nämlich nur Pseudo-Aufschläge aufnähte) einige Ersparnis versprach, auch bei der Infanterie eingefürt, wo sie gar keinen Sinn mer hatte. Indes blib diser „*Frack*" (das „*Wrack*" eines Rockes**)) nun allgemeine Soldatentracht, und als durch den sibenjärigen Krieg Rum und Ansehen der Offiziere so gestigen war, dasz Jeder gern reitermäszig auftrat, da nam auch das Civilkleid die Form des Militär-Fracks an und bildete sie zu einer immer selbständiger werdenden, von jedem vernünftigen Begriff völlig unabhängigen Uniform aus. Noch heute tragen wir dis Scheusal als Statskleid, und nur wenige wissen, warum das Ding unsere Blösze nicht deckt, denn der Um- oder Aufschlag ist ja ganz verschwunden.

---

*) Wenigstens nicht bei dem Hauptdenkmal zu Berlin. Die Marmornachbildung vor Sanssouci weist allerdings den Pürzel auf.

**) Das Wort stammt übrigens vom englischen „*frock*", was ursprünglich einen Stallkittel bedeutet.

Um Mitte des Jarhunderts wurden zu der allgemeinen Stuzertracht des Fracks der runde englische Reithut und die Reiterstifeln gefügt. Dis war denn die „Werthertracht" glorreichen Angedenkens, in Frankreich und Deutschland das unzweideutige Abzeichen eines malcontenten Freigeistes und eines „genialischen Karakters." — Als Attribut so vornemer Eigenschaften konnte ihr der Zutritt zum Salon und zum Hofe natürlich nicht mer verweigert werden; Sporen und Reitpeitsche gehörten mit dazu, und so erschinen denn die Reiter des Pegasos wie die philosophischen Principienreiter recht eigentlich im „Bereiter-Kostüm", wenn sie mit den empfindsamen Damen jener Tage das Steckenpferd „unendlich tiefen Seelenaustausches" tummelten. — Es musz auf unbefangene Gemüter einen gar lächerlichen Eindruck gemacht haben! Ein Landmädchen von Heidesheim bei Bingen, die zu Markt nach Mainz gekommen und die dortigen Stuzer gesehen, hat ihrem Staunen poetisch Luft gemacht, und so mag unsere Betrachtung mit ihren Worten schlieszen:

„Waasz werklich nit, was ich do glaawe soll
Vun dene Harre do in de grosze Stadt.
Die Harre, denk nor, hunn Spohrn an ehren Stiwwel
Unn Beitsche in de Hann — for was dann nor?
s'sein doch koa Ritter, dann se hun koa Gail,
s'sein aach koa Kutscher, dann se sein so niedlich.
Ich waasz werklich nit, was ich glaawe soll!"

6.

Ross und Reiter in Kunst und Wissenschaft.

Künstlerische Darstellungen.

Was sich über das Auftreten von Ross und Reiter in Kunst und Wissenschaft des 18. Jarhunderts sagen läst, ist nicht eben vil. — Arm ist die Zeit namentlich an hierhergehörigen künstlerischen Erzeugnissen. Auf den Schlachtengemälden herrscht in der ersten Hälfte unseres Zeitraums das flämische Pferd vor, weil damals die flämische Malerschule noch den Ton angab. Die Künstler copirten ihre eigenen Rosse, vermischten damit einige Formen des antiken, sogenannten „heroischen“ Pferdes, und es ward Sitte, die Helden und Fürsten auf fabelhaften Kolossen reiten zu lassen, wie sie nur in der Fantasie und auf der Leinewand existiren. Später trat eine bedeutende Wandlung ein, und der englische Geschmack, eine gewisse Freude am Knochigen und Steifen, reagirt gegen die übermäszige Fülle des bisherigen Ideals. — Die trefflichste Leistung auf dem Gebiete der zeichnenden Kunst aus diser ist Zeit one Zweifel J. G. Pforr's Cyclus von Rossedarstellungen zu „Hünersdorf's Anleitung, Pferde abzurichten“, 11 meisterhafte Platten der vorzüglichsten Pferderacen.

Die starkknochige Plumpheit der meisten Pferdegemälde des 18. Jarhunderts karakterisirt auch die beiden aus diser Zeit in Deutschland vorhandenen Reiterstatuen, die zu Düsseldorf und Dresden. Erstere ist das Werk eines Brüsselers Grupello, ein pomphaftes ächtes Rococowerk, das den Kurfürsten Johann Wilhelm mit Brustharnisch und Kommandostab, im Uebrigen aber als römischen Imperator darstellt. Das antike Kostüm herrscht auch troz der Allongenperücke bei der schon von uns erwänten Reiterfigur des starken August in Neustadt-Dresden vor. Der mit Blei ausgegossene Schweif des bäumenden Pferdes ist offenbar der gelungenste Theil des Ganzen. Als Bildner wird ein ehemaliger Kupferschmid, späterer Oberstlieutenant Wiedemann genannt.

Hippologische Literatur.

Häufiger als in der Kunst spigeln sich Ross und Reiter in der Wissenschaft. Die hippologische Literatur des 18. Jarhunderts ist, wenn auch villeicht nur in beschränktem Sinne wertvoll, doch schon umfangreich und betritt mit gleichem Interesse das Gebiet jeder der vilen Zweigwissenschaften, in welche sich die Hippologie geteilt hat. Allgemeine Naturgeschichte des Pferdes, psychologische und äuszere Pferdekenntnis, Diätetik und Heilkunde, Hufbeschlag, Reitkunst, Kavalleriewesen, Zäumung und Furwesen, alles erfärt kritische Besprechung und fachgemäsze Darstellung. Die nachfolgend angefürten Schriften stellen nur eine Auswal diser Literatur dar; es sind die bedeutendsten Werke der Zeit, und der Leser wird auch schon aus den Titeln ein Bild von Art und Weise des damaligen wissenschaftlichen Strebens gewinnen können:

Allgemeine Pferdekenntnis.

Die Anfänge rationeller Naturbetrachtung im 18. Jarhundert sind für die ganze Kulturgeschichte von so hoher und eigentümlicher Bedeutung, dasz wir nicht versäumen dürfen, diejenigen Hauptwerke derselben namhaft zu machen, in denen die allgemeine naturgeschichtliche Stellung des Pferdes in einer auf lange Zeit hinaus maszgebenden Weise gewürdigt wurde.

Le Comte de Buffon etc. Histoire naturelle, générale et particulière, redigée par Sonini, à Paris, an VIII. Addition à l'Article du Cheval, pag. 242—276. Herrn v. Büffon Naturgeschichte der vierfüszigen Thiere. Mit Vermehrungen aus dem Französischen übersetzt. Berlin, bei I. Pauli. 1772. 8. Mit Kupfern. Erster Band. S. 13—186, Vom Pferde.

Buffon's Anschauungen haben, wie bereits erwänt, einen ser groszen, wenn auch keineswegs grade glücklichen Einflusz auf die Hippologie ausgeübt. Es dürfte deshalb nicht uninteressant sein, zu hören, wie er sich im Allgemeinen über das Pferd ausläst. Er sagt:

„Le Cheval est de tous les animaux celui qui, avec une grande taille, a le plus de proportion et d'élégance dans les parties de son corps. — Il reçoit de l'homme la plus belle éducation; tous ses mouvemens, toutes ses allûres sont dirigés par un Art, qui a ses principes. C'est au manége qu'il faut voir tout ce qu'on lui fait apprendre, tout ce qu'on fait faire. Cet Art, qui n'est pas dédaigné par les Princes et par les Rois, met le cheval dans une carrière glorieuse. C'est là qu'on donne de la noblesse à son port et de l'agrément à son maintien; on met à l'épreuve toutes ses forces et toute sa légéreté; on le livre à sa plus grande vitesse, on augmente son ardeur, on anime son courage, enfin on éprouve sa constance, on cultive so docilité, et on emploie toutes les ressources de son instinct."

Nächst Buffon war es Linné, welcher auf die naturwissenschaftlichen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts auszerordentlichen Einflusz ausübte und deshalb neben ihm zu nennen ist.

Des Ritters Carl von Linné vollständiges Natursystem, nach der zwölften lateinischen Ausgabe übersetzt von P. L. S. Müller, Professor der Naturgeschichte zu Erlangen. Nürnberg. Raspe. 1773. ff. Mit Kupfern. gr. 8. — Erster Theil. S. 445—4'6. Vom Pferde.

Mit Aufmerksamkeit wendete man sich im 18. Jarhundert auch der psychologischen Betrachtung der Tiere und unter ihnen natürlich besonders gern der der Pferde zu. Einschlägliche Arbeiten sind:

Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe. Von H. S. Reimarus, Professor in Hamburg. Hamburg. Bohn. Dritte Ausgabe. 1773. 8.

Von den Ahndungen der Thiere, durch Beispiele aus der Naturgeschichte erläutert von Justus Christian Hennings, Hofrath und Professor in Jena. Leipzig. Weygand. 1783. 8.

Inauguralfrage: Was die Thiere gewisz nicht, und was sie am wahrscheinlichsten seyen? Aus ihren Handlungen beantwortet von Joseph Bergmann, der Weltweisheit Doktor, der Physik und Naturgeschichte Professor. Mainz, gedruckt in der St. Rochus-Hospitals-Buchdruckerei. 1784 8.

Merkwürdige Beispiele zur Kenntnisz der Seelenkräfte der Thiere etc. gesammelt, geordnet und erläutert von I. G. Trimolt. Frankfurt a. M. Behrens. 1798. 8.

Parallelen zwischen Thier und Mensch. Drei Vorlesungen von G. W. v. Eicken, Herzoglich Pfalzzweibrückischen Hofrathe. Elberfeld, im Comptoir für Literatur. 1798. 8.

Versuche eines vollständigen Lehrgebäudes der Natur und Bestimmung der Thiere und der Pflichten des Menschen gegen die Thiere. Von L. Smith, Dr. der Theol., Königl. Dänischer Professor der Philos. Aus dem Dänischen mit vielen Zusätzen und Berichtigungen. Kopenhagen bei C. G Proft. 1793. 8.

Gerechtigkeit gegen die Thiere Von W. Dietler. Mainz. Schiller. 1787. 8.

Das thierische Elend. Ein Versuch zur Linderung desselben. Von C. G. Schmeisser. Altenburg. Richter. 1789. 8.

Menschenstolz und Thierqualen; eine Vertheidigung der seufzenden Creatur vor dem Richterstuhle der Menschheit. Helmstädt. Fleckeisen. 1799. 8.

Von den psychologischen Arbeiten wenden wir uns zu denen, welche der äuszeren Pferdekenntnis gewidmet sind:

Gründliche Abhandlung der Kunst Pferde zu kennen, darin bewährte und untrügliche Mittel, dieselben zur Kenntnisz recht guter und mittelmäsziger, schlechter, schwacher und mangelhafter, auch schöner, hübscher und häszlicher anzuwenden, gezeiget werden. Von I. C. Zehentner, Königlich Preuszischen Stallmeister und Direktor der Königl. Preuszischen Ritterakademieen in Berlin und zu Frankfurt an der Oder. Berlin 1757. Mit Kupfern. 8.

Versuch eines Beweiszes über die phisiognomische Kenntnisz der Pferde. Frankfurt am Main, in der Eszlingerischen Buchhandlung. 1778. kl. 8.

Herrn Bourgelat's, Direktors und General-Inspektors der Königl. Französischen Veterinärschulen, General-Commissairs über die Stuttereien in Frankreich, Korrespondent der Königl. Französischen Akademie der Wissenschaften u. s. w. Königl. Stallmeisters und Chefs der Königl. Ritter-Akademie zu Lyon: Anweisung zur Kenntnisz und Behandlung der Pferde. Aus dem Französischen übersetzt durch I. Knobloch, M. D. und öffentlichen Lehrer an der hohen Schule zu Prag. Prag und Leipzig. Zwei Theile. kl. 8. 1789 u. 1790, mit 1 Kupfertafel.

Graf Bismarck bemerkt, dasz dis Buch, vermöge der darin nidergelegten umfassenden Kenntnisse, Epoche machte und vieln späteren Schriftstellern als maszgebende Quelle diente.

Pferdekenntnis in praktischer Anwendung auf Pferdekauf leren folgende Werke:

J. V. Bechmann: Tractatus juridicus de eo quod circa equos publice privatimque justum est. Vom Pferderecht, insonderheit aber von Ritter- und Post-Pferden. 4. Vitemb. 1743.

J. F. Behamb: Ross-Tauscher-Recht und Ross-Ausleiher-Recht. 4. Augsb. 1745.

Ueber die Hauptmängel der Pferde, sowohl für Pferdeliebhaber und Händler, als vornehmlich für Rechtsgelehrte, in Rücksicht der dahin einschlagenden Prozesse. Von Dr. W. G. Ploucquet, der Arzneiwissenschaft Professor in Tübingen. Tübingen. Cotta. 1790. 8.

Das Rosztauscher-Recht. Von I. C. E. Münter, Doktor und adjungirtem Prokurator bei Königl. Churfürstl. Justizkanzlei zu Celle. Zweite verbesserte vermehrte Ausgabe. Hannover. Hahn. 1796. 8.

Pferdezucht.

An der Spitze der in dis wichtige Kapitel einschlagenden Werke steht:

Kurzer und gründlicher Unterricht von der Pferdezucht, in welchem die Ursachen des heutigen Verfalls derselben, nebst dem daraus entstehenden groszen Schaden eröffnet werden, wie auch die Art und Weise, wie die Gestüte in bessere Verfassung zu bringen, dasz der Landesherr sowohl als die Einwohner groszen Nutzen davon haben können, aus eigener Erfahrung angewiesen wird. Entworfen von I. C. Zehentner, Königlich Preuszischer Stallmeister und Direktor der Ritterakademieen zu Berlin und Frankfurt an der Oder. Berlin. 1754.

Nicht minder einfluszreich erwis sich:

Gründlicher Unterricht von der Pferdezucht und Anlegung der Gestüte, in welchem gezeigt wird, wie dieselbe durch eine wohlgeordnete Vermischung fremder mit einheimischen Pferden, vornehmlich in Deutschland, verbessert, vermehrt, und zum allgemeinen Gebrauche der Kriegsvölker nützlich gemacht werden können. Herausgegeben von I. B. von Sind, Obristen eines Regiments Cavallerie und Churköllnischen ersten Stallmeister. Zweite Auflage. Frankfurt und Leipzig. Brönner. 8. 1769.

Nennenswerth sind auszerdem:

Beschreibung des so bekannten Sennergestütes in der Grafschaft Lippe. Von I. G. Prizelius, hochgräflich Lippischen Hauptmann und Stallmeister. Lemgo. Meyer. 1771. 8.

Englische Zucht und Behandlung der Pferde; angewandt auf die K. K. Erblande. Von I. Hiver, Stallmeister. Wien. Wappler. 1783. 8.

Anweisung zur guten Pferdezucht und Wartung, auch wie man ein guter Pferdekenner werden könne. Nebst einer Beilage von den Betrügereien der Roszhändler u. s. w. Von L. S. Richter. Halle, Gebauer. 1789. 8. Mit 2 Kupfern.

Neueste allgemein anwendbare Vorschläge zur Verbesserung der Pferdezucht und Thierarzneikunde. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Schreiben an den Herzoglich Wirttembergischen ersten Stallmeister Freiherrn von Bühler begleitet. Leipzig. Gräff. 1794. 8.

Abhandlung über die Auferziehung der Füllen, von ihrer Geburt an bis sie vier Jahre alt sind. Für Oekonomen und Landleute. Von H. Wohlgebohren, Hochfürstlich Anhalt-Bernburgischen Bereiter. Göttingen. Vandenhöck und Ruprecht. 1794. 8.

Charakteristik und Geschichte der vorzüglichsten Hengste und Zuchtstuten der Königlich Preuszischen Hauptgestüte, nebst ihrer Abbildung nach dem Leben; als Beitrag zur Gestütskunde. Herausgegeben von F. M. Helmbrecht, Königlich Preuszischem Kriegsrath, und I. G. Naumann, Professor bei der Königlichen Thierarzneischule. Berlin. Oehmigk. 1796 ff.

Die nach englischen Grundsätzen verbesserte Pferdezucht in Amerika, zur Nachahmung anderer Länder. Nebst einer Nachricht von den Sächsischen Stutereien. Ein Lehrbuch für Pferdeliebhaber und Oekonomen. Leipzig. Müller. 1797. 8.

Anatomie und Rossarzeneikunst.

v. Trichter: Neu auserlesenes und vollkommenes Rossarzeneibuch. 8. Frankfurt 1716. (1150 Seiten.)

v. Trichter: Ross-Anatomie. Mit vielen Kupfern. 8. Nürnberg 1717.

Anfangsgründe der Anatomie der Pferde. Von M. A. Tögl, Professor der Thierarzneikunde an der hohen Schule zu Prag. Mit einer Vorrede und Einleitung von Wolstein. Erster Theil. Von dem Bau der Knochen. Dritte Auflage. Wien. Gerold. 1718. 8.

Doktor Heinr. Bracken's verbesserte Rossarzneikunst, worinnen die Natur und Beschaffenheit eines Pferdes, seine Krankheiten und Zufälle, wie auch die Weise, solchen abzuhelfen, hinlänglich gezeiget wird. Nach der siebenten Auflage aus dem Englischen übersetzt. Altenburg. Richter. 1758. 8. — (Bracken war ein Schüler von dem berümten Börhave.)

Lehrbuch von den Krankheiten der Pferde und deren Heilung; nebst einem Anhange von der Pferdezucht. Verfasset von Dr. I. E. Zeiher, Professor der Mathematik an der Universität zu Wittenberg u. s. w. Berlin. Buchhandlung der Realschule. 1771.

Praktischer Unterricht in der Vieharzneikunst von I. C. P. Erxleben, Doktor und Professor zu Göttingen. Göttingen und Gotha. Dieterich. 1771. 8.

Herrn Vitet's Unterricht in der Vieharzneikunst. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen, von I. C. P. Erxleben, der Weltweisheit Doktor und Professor auf der Georg-August-Universität, Mitglied der Königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle. Lemgo. Meyer. 1773 bis 1786. 8. Drei Theile in fünf Bände abgetheilt. Vom zweiten Bande an ist Uebersetzer: Hennemann, der Arzneigelehrtheit und Wundarzneikunst Doktor, Herzoglich Mecklenburg-Schwerinischer Kreisphysikus u. s. w.

Ploucquet: Schwäbischer Rossarzt oder Unterricht, die Krankheiten der Pferde zu erkennen und zu curiren. 8. Tübingen 1780.

Entwurf eines Verzeichnisses veterinärischer Bücher und einzelner Abhandlungen, die zur theoretischen und praktischen Kenntniss von Pferden,

Eseln, Mauleseln u. s. w. den Vieharzneikundigen nützen können. Von I. C. G. Henzen. Göttingen und Stendal. Franzen und Grosse. 1781. 8.

Das Buch von innerlichen Krankheiten der Füllen, der Kriegs- und Bürgerpferde. Von I. G. Wolstein, der Arzenei und Wundarzenei Doktor, Direktor und Professor der praktischen Thierarzenei im K. K. Thierspitale. Wien, Gräffer. 1787. 8.

I. A. Kersting's gewesenen Churhannovrischen Oberhofrossarztes nachgelassene Manuscripte über die Pferdearzneiwissenschaft. Herausgegeben und mit einem Anhange versehen, von Otto Sothen, Hauptmann und Regimentsbereiter vom Churhannovrischen 8ten Kavallerie-Regimente von Estorff Dragoner. Berlin. Vieweg. 1789. 8. Mit Kupfern.

Frhr. v. Sind: Der im Feld und auf der Reise geschwind heilende Pferdearzt. 8. Frankfurt. 1791.

Tabellarische Uebersicht der Geschichte der Thierheilkunde. Leipzig. Sommer. 1794. 8.

Ueber Krankheiten der Pferde. Gesammelt von I. P. Mogalla, der Philosophie, Medizin und Chirurgie Doktor. Breslau, Korn. Zwei Bände. Mit drei Kupfertafeln. 1796 ff. 8.

Ueber die gegenwärtige Lage der Thierarzneikunde, vorzüglich in Rücksicht auf Oesterreich. Von Dr. I. G. Fechner. Leipzig. Rabenhorst. 1796. 8.

Versuch eines vollständigen systematischen Lehrplans für Thierarzneischulen. Von I. F. Gotthard, dem jüngern, öffentl. ordentl. Lehrer der Menschenzergliederungs- und Thierarzneikunde zu Bamberg. Erlangen. Palm. 1796. 8.

v. Rohr: Der Kurschmied in der Noth, oder Alles in Einem. Agram. 1796

Hufbeschlag.

C. F. Weber's, der Medizin und Chirurgie Dr., Churfürstlich Sächs. Oberthierarzts u. s. w. Abhandlung von dem Bau und Nutzen des Hufs der Pferde, und der beszten Art des Beschlags. Frankfurt. 1774. 8.

I. A. Kersting's, Hessen-Casselschen Pferdearzts, Unterricht Pferde zu beschlagen, und die an den Füszen der Pferde vorkommenden Gebrechen zu heilen. Göttingen, Dieterich. 1777. 8. Mit Kupfern.

F. M. F. Bouwinghausen von Walmerode, Herzoglich Württembergischer Stallmeister u. s. w. Anweisung die Pferde besser und nützlicher als bisher zu beschlagen, nebst den Krankheiten des Hufes, und der Art solche zu heilen. Zum Gebrauch der gemeinen Schmiede. Stuttgardt. Erhard. 1780. 8.

G. L. Rumpelt's, der theoretischen und praktischen Vieharzneikunst bei der Churfürstlich Sächsischen Thierarzneischule zu Dresden Professors und Oberthierarztes u. s. w. Unterricht für die Churfürstl. Sächsischen Fahnenschmiede, vom vernünftigen und zweckmäszigen Beschläge der Pferde, sowohl bei gesunden als fehlerhaften und kranken Füszen. Leipzig. Weidmann. 1785. 8. Mit Kupfern.

Zäumung.

Die Zäumungskunde. Ein Handbuch für Kavallerie-Offiziere, Bereiter und Pferdeliebhaber. Von C. Klatte, Königl. Preuszischen Lieutenant der Kavallerie, und Stallmeister bei dem Königl. Militär-Reit-Institute zu Berlin. Berlin. Rücker. 1719. 8. Mit 5 Kupfertafeln.

Die Kunst Pferde zu zäumen und zu beschlagen, nebst einer kurzen Anweisung, junge Pferde zum allgemeinen Gebrauch, besonders aber zum Kriegs-

dienst abzurichten. Von I. B. von Sind, Obristen eines Regiments Kavallerie, und Churfürstl. Cöllnischen ersten Stallmeister. Frankfurt. Brönner. 1766.

Briefwechsel zweier Freunde über die Zäumung und den Beschlag der Pferde. 1778. 8. Ohne Angabe des Verlegers.

Reitkunst.

Johann Conrad Weybolds in des Weitberühmten Hefftrigs Reitschule Kunstgeübter Bereiter und durch Erfahrenheit gelehrter Rossarzt u. s. w. Nürnberg. Selseckers Erben. 1701. Folio. Mit Kupfern.

Die neueste Lehrart und besondere Erfindung die Pferde zu dressiren oder abzurichten und zu arbeiten, und zwar nach der Natur, welche durch subtile Kunstgriffe zur Vollkommenheit gebracht wird. Von dem Durchl. Fürsten und Herrn, Wilhelm Cavendisch, Marquisen und Grafen von Neucastel u. s. w. Aus dem Französischen in das Hochteutsche überbracht und mit Kupfern geziert. Nürnberg. Lochner. 1729. 8.

Laug: Geheimniss-Spiegel, oder ganz neu entdeckte Wissenschaften, enthaltend: Wie ein Pferd zu hoher Herrschaften Vergnügen, zu allerhand raren Künsten in gar kurzer Zeit kann abgerichtet werden etc. Mit vielen Kupfern. 4. Augsburg. 1739.

Des Herrn Baron von Eisenberg wohl eingerichtete Reitschule oder Beschreibung der allerneuesten Reitkunst in ihrer Vollkommenheit durch nöthige Schulen erklärt, und in richtigen Figuren dargestellt, welche von dem Verfasser selbst nach dem Leben gezeichnet und durch den weiland berühmten Bernhard Picard in 56 Kupfertafeln gebracht worden sind u. s. w. Aus den beszten und neuesten Schriftstellern zusammengetragen. Amsterdam und Leipzig. Arcksten und Markus. 1746.

Kurzer und deutlicher Unterricht zur Anweisung eines jungen Cavaliers im Reiten. Von I. C. Zehntner, Königl. Preuszischer Stallmeister und Direktor der Königl. Ritterakademieen zu Berlin und Frankfurt an der Oder. Frankfurt a. d. O. 1753. 8.

Die edle Reitkunst, mit Kupfern und einem Anhange von der Rossarznei. 8. Eisenach. 1755.

Wolfgang Ernst von Berga, Oberstallmeister bei dem hochfürstlichen Collegio Illustri zu Tübingen, Neue Reitkunst. Tübingen. I. G. Cotta. 1755. 8. Mit Kupfern.

van Oebschelwitz, der holländische Stallmeister oder gründliche Unterweisung, was zum Kennen, Zäumen, Satteln etc. der Pferde gehört, wie auch zu der Reutkunst, über das Pferdereuten der Frauenzimmer, über das Wettrennen der Engländer und das starke Traben der Holländer. Mit Kupfern. 8. Leipzig. 1766.

Neue und sichere Lehrart die Pferde in kurzer Zeit fein und schulmäszig zu dressiren, und selbige zu langen Diensten brauchbar zu erhalten. Herausgegeben von I. B. von Sind u. s. w. Frankfurt und Leipzig. 1768. 8,

Des Freiherrn von Sind, Churköllnischen Obristen eines Kavallerie-Regiments und ersten Stallmeisters, vollständiger Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters u. s. w. Neue durchaus vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen. I. C. Dieterich. 1775.

Prizelius: Der Bereiter. Mit vielen Kupfern. 8. Leipzig. 1777.

Die Reitkunst nach der Theorie und Ausübung, aus den Gesätzen der Anatomie, der Mechanik, der Geometrie und Physik erwiesen. Von Herrn Du Paty de Clam u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. Bern, bei der typographischen Gesellschaft. 1778. 8. Mit Kupfern.

Anweisung über die Behandlung und Abrichtung der Pferde zu ihren verschiedenen Bestimmungen, imgleichen über den Unterricht im Reiten, und die Zäumung. Von I. G. C. Koch, Bereiter beim Königl. Marstalle zu Hannover. Hannover. Helwing. 1784. 8.

Theoretisch praktisches Lehrbuch über die Reitkunst. Herausgegeben von H. A. Köllner in Gera. Greiz im Voigtlande. Henning. 1790. 8. Mit Kupfern.

Hünersdorf: Anleitung zu der natürlichsten und leichtesten Art Pferde abzurichten. 8. Marburg. 1791. Mit einem Atlas von 16 Blatt in Folio.

Des Herrn de la Gueriniére Reitkunst, oder gründliche Anweisung zur Kenntnisz der Pferde, deren Erziehung, Unterhaltung, Abrichtung, nach ihrem verschiedenen Gebrauch und Bestimmung. Uebersetzt von I. D. Knöll, weil. Fürstl. Oranien-Nassauischen Bereiter in Dillenburg. Zweite verbesserte Aufl. Mit Kupfern. Marburg, in der neuen akadem. Buchhandlung 1802. gr. 8.

Kavallerie.

Blumius: De servitiis vasallorum militaribus vulgo Ritterdienste, Ritter-Pferde. 4. Halae. 1736.

V. Hemmer: Abhandlung von der Beschaffenheit und dem Gebrauch der Kavallerie in den ältesten Zeiten. Stettin. 1774. gr. 8.

Versuch einer Abhandlung von der militärischen Reiterei, nebst einer Anleitung zum Flanquiren, Particul. Schock u. s. w. Von Otto Sothen, Lieutenant und Regimentsbereiter des Churhannovrischen 8. Kavallerie-Regiments, von Estorf-Dragoner. Göttingen. 1787. 8. Mit 2 Kupfertafeln.

Gedanken über einige dem Offizier der leichten Reiterei nothwendige Kenntnisse. Von L. A. G. Freiherrn von Bennigsen, Brigadier der Armeen S. K. Maj. aller Reussen u. s. w. Riga, gedruckt von I. C. D. Müller. 1793. 4. Mit 14 Kupfertafeln.

Unterhaltungen für angehende Kavallerie-Offiziere über verschiedene Gegenstände des Dienstes, der Reitkunst und Pferdekenntnisz. Von S. von Tennecker, Lieutenant beim Churfürstlich Sächsischen Husarenregiment. Freiberg. Craz. 1797. kl. 8.

Furwesen.

Der vollkommene Kutscher, oder die Kunst, Kutsche und Pferde, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, in gehörigem Stande zu erhalten, und recht damit zu fahren. Nach der zweiten Französischen Ausgabe übersetzt von E. M. S. A. Frankfurt und Leipzig. P. H. Perrenon. 1778. 8.

Versuch einer systematischen Abhandlung über das Fuhrwesen. Von I. N. Müller, Ph. Dr. et A. A. M. Mit 6 Kupfertafeln. Göttingen. Brose. 1787. 8.

Abhandlung von der Eintheilung, Bespannung und Transport des Geschützes, auch anderer Fahrzeuge u. s. w. Von H. W. Saueracker, Premierlieutenant beim Holländischen Artillerie-Corps. Breda. W. von Bergen. 1792. 8. Mit 4 Kupfertafeln.

Werke allgemeinen Inhalts.

Neu auserlesenes Pferdebuch u. s. w. durch Valentin Trichter, Bereiter der löblichen Republik Nürnberg. Nürnberg. I. C. Adelbulnen. Zwei Theile. 1715 und 1716. 8. Mit Kupfern. — (Ist bloszer Abschreiber von Ruinus, und andern italiänischen und französischen Autoren.)

Der vollkommene Pferdekenner, welcher nicht nur alle Schönheiten, Fehler und verschiedene Landesarten der Pferde mit Kupfern zu erkennen gibt, sondern auch anweiset, wie man mit dem Pferde umgehen, es zum Reiten und Fahren angewöhnen musz; wie Sattel, Zäumung und Beschläg beschaffen u. s. w. Von W. E. Freiherrn von Reizenstein, hochfürstl. Anspach-Bayreuthischen Geheimeurath und Obrist-Stallmeister. Uffenheim. 1764. 4. Mit 28 Kupfertafeln. (Besonders interessant durch eine Sammlung aller Redensarten und der Gauner- und Zigeuner-Sprache, deren sich die Juden auf Rossmärkten bedienen.)

Die Kunst Pferde zu zäumen und zu beschlagen, nebst einer kurzen Anweisung, junge Pferde zum allgemeinen Gebrauch, besonders aber zum Kriegsdienst abzurichten. Von I. B. von Sind, Obristen eines Regiments Kavallerie, und Churfürstl. Cöllnischen ersten Stallmeister. Frankfurt und Leipzig. H. L. Brönner. 1766.

Vollständige Pferdewissenschaft, von Joh. Gottfried Prizelius, Hauptmann und Stallmeister. Leipzig. Weidmann. 1777.

Anweisung über die Behandlung und Abrichtung der Pferde zu ihren verschiedenen Bestimmungen; imgleichen über den Unterricht im Reiten, und die Zäumung. Von I. G. C. Koch, Bereiter beim Königlichen Marstall zu Hannover. Hannover, Helwing. 1784. 8. Neunter Abschnitt.

Archiv für Rossärzte und Pferdeliebhaber. Herausgegeben von Dr. Busch, ordentl. öffentl. Lehrer der Arzneiwissenschaft in Marburg, und von H. Daum, Burggräflich Hachenburgischen Stallmeister. Marburg. Drei Bändchen, mit Kupfern. 1788 bis 1793. 8.

Vereinigte Wissenschaften der Pferdezucht, für Liebhaber der Pferde und der Reitkunst. Von Seyfert von Tennecker u. s. w. Mannheim, Seeger. 1790.

Die Pferdelust. Ein Beitrag zur Unterhaltung für junge und ältere Pferdeliebhaber. Mit vielen Kupfern. 8. Nürnberg 1792.

Taschenkalender für Pferdeliebhaber, Reuter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte groszer Marställe. Herausgegeben von F. M. F. Freiherrn Bouwinghausen von Wallmerode, Herzoglich Württembergischen Kammerherrn, und der Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle und zu Burghausen Mitglied. Stuttgardt, in der akademischen Buchdruckerei. Erster Jahrgang. 1792. 16. Mit Kupfern. Die folgenden Jahrgänge bis 1802, als dem letzten, Tübingen. Cotta.

Dictionaire für Pferdeliebhaber, Pferdehändler, Bereiter, Cur- und Hufschmiede; oder: Vollständiges Handwörterbuch der sämmtlichen Rosskunde, durch Beihülfe der neuesten, beszten, deutschen, englischen und französischen Schriftsteller bearbeitet von Carl Friedrich Buschendorf, Privatgelehrten in Leipzig, und fortgesetzt von v. Arnim. Leipzig, bei Baumgärtner. 1797—1806. Vier Theile. gr. 8. Mit Kupfern.

Die drei ersten Bände diser, den gesammten hippologischen Wissenskreis des 18. Jarhunderts umfassenden Encyclopädie sind von Buschendorf geschriben; fleiszig, aber geistlos sind sie zugleich von so ermüdender Breite der Schreibart, dasz sie nur bis zum Buchstaben „L" des Alphabethes füren. Philipp von Arnim hat dann den ganzen Rest bis zum „Z" in einem Bande erledigt: geistreich, schlagfertig und lebensfrisch, und wir haben dise fesselnde Arbeit im ersten Teile der unserigen mit Vergnügen widerholt citirt.

VI. Hauptabschnitt.

Neunzehntes Jarhundert.

Pferdewesen und Reitertum im 19. Jarhundert — das ist ein groszes Gebiet, grosz genug, um allein darüber ein Buch zu schreiben, zu grosz, um, wenn man gleich uns noch selbst darin steht, schon freie, unbefangene Uebersicht zu haben und nicht bei der Besprechung so moderner Verhältnisse alle Augenblicke an jenen Spruch erinnert zu werden, mit dem eine Knittelverschronik der Preuszischen Geschichte resolut abbricht.

Doch ist das Alles noch zu neu,
Als dasz es schon Geschichte sei!

Es macht denn auch wirklich nicht den Anspruch, Geschichte zu sein, was wir in den nächsten Blättern bringen: es ist eine Umschau in der Gegenwart, der Versuch ihrer Anknüpfung an die bisher geschilderte Vergangenheit, eine — natürlich einseitige, weil ja noch mitten aus Parteitendenzen herausgeschribene Beurteilung der hippologischen Hauptbestrebungen unserer Zeit und endlich ein hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft.

Schon dises Inhalts wegen konnte die bisher innegehaltene Stoffverteilung nicht mer unverändert beibehalten werden; aber auch noch andere Momente verboten es. Unser Jarhundert kennt in Deutschland keinen besonderen Reiter- oder Kriegerstand mer: die Nation, „das Volk in Waffen“ ist an seine Stelle getreten; andererseits aber ist das Reiterwesen der Here gradezu gleichbedeutend mit dem des ganzen Volkes. Denn wärend früher alle Welt ritt und Jedermann, der auf Bildung Anspruch erhob, auch mer oder weniger gut reiten gelernt hatte, so lernt es jezt eigentlich nur noch der Soldat, so dasz die Kavallerie Trägerin der Reitkunst geworden ist. — Die öffentlichen Reiterfeste

aber wurden, zumal in der ersten Hälfte des Jarhunderts, durch das fast ausschlieszliche Dominat des englischen Wettrennens zu einem Trabanten der Zuchtverhältnisse, haben dise jedoch auch widerum so modifizirt, dasz sie nicht anders als im Hinblick auf die Rennen zu begreifen sind. — Das Verkerswesen hangt nur noch in zweiter Linie vom Pferde ab, seit der Dampf der König der Bewegung ward; die Kostümerscheinungen in der Reiterwelt lösen sich in keiner Weise mer von denen der anderen Lebenskreise los, und die Literatur, welche sich auf unser Gebiet bezieht, ist so ungeheuer grosz geworden, dasz eine Besprechung derselben Dimensionen annemen müste, wie sie sich mit dem Zweck und dem Wesen unserer Abhandlung nicht mer vertragen. Wir sind daher einesteils angewisen, die Grenzen des in Betracht zu ziehenden Gebietes enger zu stecken als bisher, anderntheils innerhalb dises Gebietes weniger zu limitiren und zu unterscheiden, als wir früherhin gethan; denn der demokratische Geist unserer Tage nivellirt so stark, dasz er sogar die Schranken von Kapiteln und Paragraphen nicht mer ertragen will.

Mit solchen Rücksichten möge man das Verhältnis der nachfolgenden Skizze zu unseren Darstellungen früherer Zeitperioden gütigst beurteilen wollen.

1.

Pferdezucht.

Allgemeine Betrachtungen.

„Es musz für den Pferdekenner eine interessante Zeit gewesen sein", sagt Herr v. Krane, „als auf der groszen napoleonischen Assemblée in Deutschland sich die Pferde dreier Weltteile ein Rendez-vous gaben, als der wendehalsige Baschkirenklepper, das rauhe Steppenpferd der Kosacken dem stolzen Andalusier begegnete; als das Wüstenross des Mamelukken im langgestreckten Sone Albions seinen Blutfreund widerfand; als der hochbeinige Neapolitaner, der zierliche Berber die massenhaften Gäule des Nordens: die Dänen, Holsteiner und Oldenburger kennen lernte; als der feurige Ungar, der verdrieszliche Ukrainer, der gedrungene Sibenbürger dem Picarden und Percheron, der elegante Trakehner dem strammen Normannen entgegenrannte; als Hannoveraner, Senner und Kleipferd gemeinschaftlich nach dem Schalle der Trompete hinbrausten. — Aber die Zeiten waren nicht zu Betrachtungen gemacht, . . . und so hören wir wenig Urteile über die fremden Rassen," und desto mer Jammer und Klagen über die ungeheuren Einbuszen, welche die heimischen Zuchten erlitten.

Jeder längere Krieg übt durch die ihm unerbittlich folgenden Verluste einen groszen, tiefgreifenden Einflusz auf die Pferdezucht der beteiligten Länder aus. Diser Einflusz steigert sich, wenn die betroffenen Länder nicht nur im Kriege begriffen, sondern auch Kriegsschauplaz sind; er erhöht sich in's Unberechenbare, wenn sie zugleich auch noch als Hauptbezugsquellen für Armeen dienen sollen, die auf ganz anderen, fernen Kriegstheatern fechten und bluten. Alle dise Momente trafen aber für Deutschland in dem Zeitalter der napoleonischen Kämpfe zusammen und lieszen die Verluste, welche die deutsche Pferdezucht in der verhältnismäszig kurzen Zeit von 1792 bis 1815 erlitt, gröszer und schmerzlicher werden, als selbst die des dreiszigjärigen Krieges gewesen waren.

Als der Pariser Friden den Janustempel schloss, da standen die Regierungen Deutschlands der Pferdezucht ihrer Länder in ganz änlicher Lage gegenüber wie nach dem Friden von Münster: es galt von oben her Schritte zu tun, die Pferdezucht des Vaterlandes neu zu beleben. Denn sogar in rossereichen Gauen, wie in dem Lande zwischen Weser und Rhein unterhielten selbst reichere Gutsbesizer nur noch wenige, meist unansehnliche Reit- und Wagenpferde, von denen eine selbständige Regeneration des Landschlages nicht zu erwarten war, und die auf allen Rittergütern vorhandenen leren Reitställe, Geschirrkammern und Wagenremisen dienten nur noch zum Beweise, dasz vormals ein ser groszer Luxus mit Reit- und Wagenpferden im Lande geherrscht haben muste. — Auch die wolhabenden Schulzen und Colonen hatten ihre besten Pferde in den ersten Kriegsjaren durch Vorspann und Liferungen eingebüst oder absichtlich verkauft, um sie nicht einzubüszen; — endlich aber hatten die patriotischen Leistungen von 1814 und 1815 noch besonders zur Verminderung des Pferdebestandes beigetragen, der sich dann in Folge der sogenannten Hungerjare von 1816 und 1817 noch verschlimmerte. Von der Zucht edler Rosse konnte nicht die Rede sein; denn es waren ja keine veredelten Hengste mer vorhanden, welche die Landleute hätten benuzen können, und die Füllen, die in jener Zeit gezogen wurden, waren meist vom allergewönlichsten Schlage, so dasz es unter die Seltenheiten gehörte, wenn ein Tier, das sich nur einigermaszen zum Reit- oder Kutschenpferd eignete, von einem ackerbautreibenden Züchter für 100 bis 110 Taler verkauft werden konnte.

In Betreff der regenerirenden Fürsorge der deutschen Regierungen wärend des 17. und 18. Jarhunderts haben wir bemerkt, dasz ihre trefflichen Absichten meist in nur beschränktem Sinne erreicht wurden und dasz die erwartete Gegenwirkung von unten ausblib, weil die Regierungen es nicht verstanden, die Selbsttätigkeit des Landmannes zu interessiren und anzuregen. Nun hatten sich zum Beginn des 19. Jarhunderts in diser Hinsicht rationelle Ideen Ban gebrochen, und zwar zuerst in den nördlichen Mittelstaten; so dasz als Preuszen 1806 Hannover occupirte, der Gouverneur General Graf v. d. Schulenburg, welcher auf die Güte der hannoverschen Landpferdezucht ser aufmerksam war, hier einsehen lernte, wie nur die möglichste Freiheit der Untertanen, mit Stuten und Füllen zu wirtschaften, solche Erfolge hervorrufen könne. Diser Grundsaz ist denn auch

bei Widereinrichtung der Landgestütsanstalten in Preuszen nach den Jaren des Unglücks und der Kriege festgehalten worden, und damit hat sich die Pferdezucht dises Königreichs allein in den achtzehn Jaren von 1820 bis 38 von 1,350,000 auf 1,760,000 Köpfe vermert. Das war sicherlich erfreulich und quantitativ genügend; auch qualitativ waren Fortschritte erkennbar und dise waren in nicht geringem Masze der rationelleren, vilfach englischen Vorbildern nachstrebenden Zuchtmethode und der Einfürung englischen edlen Blutes zu verdanken. Läugnen läst sich jedoch nicht, dasz mit solchen Vorteilen auch manch' bedenklicher Uebelstand im Gefolge englischen Einflusses nach Deutschland gekommen ist, und da diser Einflusz, zumal in der ersten Hälfte des Jarhunderts, in auszerordentlicher Entschiedenheit und mit groszer Macht alle uns hier interessirenden Verhältnisse beherrscht, so haben wir uns vor Allem zu fragen: Woher stammt das Dominat des Engländertums in unserem heimatlichen Pferdewesen? Wie hat es Eingang gewonnen, und welche Vorteile und welche Nachteile hat es uns gebracht?

Schon gegen Ende des Mittelalters hatte sich, wie wir gesehen, das bis dahin gültige Verhältnis: Ausfur deutscher Pferde nach England allmälig umgekert. Früh hatte das arabische Blut Eingang auf den Britischen Inseln gefunden; sorgfältig hatten seine Könige die Zucht edler Tiere oft mit groszen Opfern gefördert, und bereits im 16. Jarhundert sahen wir der mächtigen, im deutschen Süden wirkenden spanischen Strömung gegenüber die ersten Spuren englischen Einflusses im deutschen Norden auftauchen. Diser Einfluss trat zwar wärend des 17. Jarhunderts etwas zurück; aber grade in disem Zeitalter machte England die eminentesten Fortschritte dadurch, dasz dort im Gegensaz zur kontinentalen Züchtungsmethode, welche der unbedingt schrankenlosen Kreuzung huldigte, die Entwicklung eines konstant rein gezogenen Stammes zur schönsten Vollendung gedieh. — Diser Umstand gab dem englischen Pferde, als man es im 18. Jarhundert erneuter Aufmerksamkeit würdigte, ein ganz auszerordentliches Uebergewicht über die kontinentalen Rassen, zumal grade um jene Zeit, unter der Regierung Anna's die zalreichste Einfürung orientalischer Pferde in England stattfand. Zugleich fing England damals an, derart Mode zu werden in der geistreich eleganten Gesellschaft, dasz wir der englischen Reitertracht als Zeichen modern-genialischen Sinnes schon bei den Kostümverhältnissen wärend des 18. Jarhunderts

erwänen konnten. Dise Modebedeutung des englischen Wesens nam nun wärend der Kriege mit Frankreich aus Opposition gegen das „wälsche Wesen" mächtig zu; das Antifranzosentum fürte am Ende sogar zur Anglomanie; und wie sich der Einfluss einer ausländischen Sitte auszer in der Tracht, ja stets vorzugsweise durch die Haustiere kundgibt, die man hegt und pflegt, so geschah es auch hier. Englische Rattenfänger und Pintscher verdrängten den guten wachsamen Stallspiz; auf den Canapees der Damen wichen die schnarchenden Möpse dem englischen Wachtelhündchen; statt des gut abgerichteten Pudels legte sich der deutsche Stuzer oder Student einen bissigen Bull-Doggen zu; mit der Koppeljagd waren die Bracken verschwunden, mit dem Hochwild verschwanden nun auch die Saupacker, Spürhunde und Hazrüden, und nur von einigen Cetters, Pointers und englischen Fuchshunden begleitet, canterte der jagende Gutsherr über das windige Blachfeld. — Aber fast noch gröszer und verhängnisvoller als unter den Hunden war die englische Revolution unter den Pferden. Der alte gute Ruf, welcher den englischen Rossen so lange beigewont, kam ihr zu statten, und nicht minder mochte auch die zu Anfang des Jarhunderts allmächtig herrschende Leidenschaft für das prosaisch Nüchterne und Dünne in den Formen einen groszen Anteil daran haben, dasz Rosse, die noch vor fünfzig, sechzig Jaren als unübertreffliche Muster von Schönheit gegolten, bereits im zweiten Jarzehnt unseres Jarhunderts gradezu keinen Käufer mer fanden und dasz man sich mit heftig ausgesprochener Vorliebe den englischen Pferden zuwendete, die leider damals schon durch einseitiges Züchten auf Schnelligkeit schmal genug geworden waren, ja so spindelbeinig und schwächlich, dasz England 1826 nicht hundert Stück ausfürte, wol aber über tausend Stück von Holstein her bezog, um wider zu einigem Körper zu kommen. Das hinderte indes den deutschen Enthusiasmus keineswegs, sich für das englische Pferd eo ipso zu begeistern. Anlenung an irgend welches Fremde ist ja nun einmal den Deutschen leider etwas unumgänglich Notwendiges, und hier entschieden für England auszer allen schon angefürten Gründen noch tiefer ligende Antribe, nämlich solche von wirtschaftlicher und agrarischer Natur.

Die Dreifelderwirtschaft, so nachteilig für die Bodenrente, hatte für die Vihhaltung unläugbare Vorteile. Der Ertrag der Weiden war wegen der bestehenden Feldordnungen und Servi-

tuten nun einmal nicht höher zu verwerten, weil das darauf wachsende Futter die einzige Bodenrente ausmachte. Die Pferde bequemten sich durch Generationen hindurch der Oertlichkeit an; es entstanden so unsere früheren konstanten Land-Rassen, und der Umfang diser Beständigkeit richtete sich nach der Grösze von gleichen oder änlichen Territorialverhältnissen. Man nam bei der Zucht weitgehende Rücksicht auf die Oertlichkeit, und konnte sie nemen, weil der Weidegrund ja doch nicht vorteilhafter verwertet werden durfte. — Durch die Parzellirung des Grundeigentums und die Fruchtwechselwirtschaft, beides Erscheinungen, die vom Beginn unseres Jarhunderts datiren, sind jene Verhältnisse aber von Grund aus zerstört worden. Separation und Dränage haben ganzen Gegenden einen andern Karakter verliehen. Unabsehbare Weiden und Brüche, in denen die Pferde sonst sechs Monate lang Narung fanden, haben sich in üppige Kornfelder verwandelt, und der Landmann war nun darauf angewisen, die Hutungen durch Stallfütterung zu ersezen und also auch Futter zu bauen. Da ergab es sich denn ser bald, dasz der Erlös aus selbstgezüchteten vier- bis fünfjärigen Pferden dem Selbstkostenpreise bei weitem nachstand, und so trat denn naturgemäsz eine Pause, ein Stillstand in der Pferdezucht ein. — Die Folge davon war Pferdemangel. Man suchte disen durch Einfur zu heben; aber die fremden, an Klima und Ort nicht gewönten Pferde litten und leisteten nicht das Erwartete. Wol oder übel ging man daher zur Inzucht des Bedarfs zurück; indes man betrachtete die Pferdezucht seitdem nur noch als ein notwendiges Uebel, weil der Selbstkostenpreis den waren Wert der Tiere so ser zu schmälern schin. (Jannasch: „Unsere Pferde“.)

Da richtete denn ein Teil der Landwirte die begerlichen Augen auf England, das Land der Wettrennen, jenes Land, von dem das Sprichwort sagt: *„England ist der Weiber Paradies, der Knechte Fegfeuer und der Pferde Hölle“* *) — jenes Land, von dem der Handwerksbursche spottend singt:

„London in Engelland,
Wo ich meinen Bruder Straubinger fand,
Schöne Pferde sind,
Laufen wie der Wind,
Haben aber keinen Schwanz!“

---

*) Dis Sprichwort ist ser alt. Jakob Rathgeb erklärt es in der, 1602 geschribenen „Badenfart“ (d. i. Reise des Grafen Fridrich von Mömpelgart zur Erbittung des Hosenbandordens) wie folgt: „Die anderen Nationen haben das Sprichwort,

dort wurde die Höhe des Pferdepreises durch die Wettgewinne und die für gute Renner erzilten Verkaufspreise wesentlich anders bestimmt als in Deutschland. Weniger die Vervollkommnung des Pferdes als die Wette schin freilich in England das oberste Princip zu sein; da jedoch bei solchem Grundsaz die lachende Möglichkeit groszer Gewinn lockte, so fürten kritiklose Passion und Hoffnung auf Spilgewinn die englischen Rennen bei uns ein. Aber *es gehört mer zum Laufen als Anrennen!* Die eingeborenen vorhandenen Tiere genügten den an sie gestellten Anforderungen auf dem *Turf* (der Rennwise) auch nicht im Geringsten. Man fing an, englische Rennpferde einzufüren und mit deutschen Rassen zu kreuzen, und von disem Zeitpunkt an datirt der bedenkliche Einfluss des Engländertums auf unsere Pferdezucht; denn gar nicht selten parte man Extreme und züchtete in Folge dessen Krüppel.

Hiemit ist die Frage nach der Art der Einfürung des Eng-

England sei das Paradies der Weiber, das Gefängnis der Männer und die Hölle der Pferde. — Die lezteren nämlich, um mit ihnen anzufangen, werden auf dem sandigen Boden hart mitgenommen, zumal wo das königliche Hoflager ist, das von einem Lieblingsort zum andern wechselt und fast einem Kriegsheer ähnlich sieht, sofern, weil nicht jedermann losament haben kann, für den grösten Teil des Gefolges Zelte aufgeschlagen werden. Wenn die Königin aufbricht, so folgen mit dem Gepäck, da sie keine Wagen haben, über dreihundert Kärche, nämlich grosze zweirädrige Karren, mit fünf, sechs starken Pferden bespannt. — Der Weiber Paradies sagt man, weil diese grosze Freiheit haben, viel mehr als an anderen Orten, wissen sich deren auch wol zu gebrauchen, sind gleichsam Meister, gehen in Kleidern überaus prächtig, dergestalt, dasz wohl eine auf der Gassen Sammet, der bei ihnen gemein, tragen darf, die daheim vielleicht ihr trocken Brod nicht gehaben mag.... Hexen werden daher viele gefunden, die durch Ungewitter groszen Schaden thun. — Die Männer sind gleichfalls in Kleidern prächtig und zumal stolz und hochtrabend, und weil die meisten nicht auszer Landes kommen, so halten sie wenig auf fremde Nationen...., u. s. w." — Dies „wenig auszer Landes kommen" scheint sich darauf zu beziehen, dasz Elisabeth ihre Engländer so scharf unter'm Daumen hielt, dasz sie in allen Häfen Vorkerungen getroffen hatte, um Niemanden ohne Pasz das Königreich verlassen zu lassen. Darum erschin dem Deutschen England als der Männer Gefängnis. Dise Erklärung des guten alten Rathgeb dürfte indessen in keinem der drei Punkte recht ausreichen, am wenigsten bezüglich der Pferde. Es scheint vilmer in dem Sprichwort eine uralte Karakterbeobachtung nidergelegt zu sein, der auch moderne unbefangene Engländer noch beigestimmt. So sagt der britische General Fox Bourgoyne: „Der Engländer gilt — und zwar sprichwörtlich, als der unbarmherzigste Pferdeschinder. Weder in den Straszen von London, noch sonst irgendwo im Lande erblickt man irgend eine Teilname des Furmanns für sein Pferd und nur äuszerst selten Spuren milder Behandlung. Vernachlässigung und Mishandlung sind fast immer das Los des Pferdes und verschonen es auch dann nicht, wenn ihm die Kraft zur Bewältigung der aufgebürdeten Last gebricht." In ganz gleichem Sinne äuszert sich Martin in seiner „Geschichte des Pferdes", und es müssen Vile änlich urteilen; stiftete doch vor einiger Zeit ein Mr. Ingram 600 Pfd. St. zu einer Jarespredigt über menschliche Behandlung der Pferde in England. — Mit diser Rohheit steht die unendliche Sorgfalt in der Behandlung der Rennpferde keineswegs im Widerspruche; denn „trainiren" ist ganz etwas anderes als „pflegen".

ländertums und die nach den Mitteln, durch welche es sich hielt jedoch nur zu einem und zwar zum ungünstigen Teil beantwortet. Die geist- und zwecklose Art des englischen Hazardrennens, der grüne Tisch des Turfs, die germanische Spilsucht — das sind keineswegs die einzigen Ursachen des englischen Dominats. Vilmer hat uns dis auch ser positive Vorteile gebracht, und dise sind es, welche den Bestrebungen der Anglomanen auch bei ganz nüchternen und klarschauenden Männern fortgesezt sovil Vorschub leisteten, dasz sie immer mer und mer zur Herrschaft gelangten. Unverkennbar hat nämlich der Verker mit England und die genauere Bekanntschaft mit den Mitteln, welche man daselbst seit Hunderten von Jaren zur Verbesserung der Pferdezucht anwendete, dazu beigetragen, vile Irrtümer zu berichtigen, und Deutschland ist an Erfarungen reicher geworden, die bereits der Pferdezucht zu Gute gekommen sind und für die Zukunft noch mer Früchte tragen werden. Wir zitiren hier nach Roth v. Schreckenstein: 1) die tüchtigere Verpflegung und Wartung der Pferde; 2) die zweckmäszigere Einrichtung der Stallungen, die Verbesserung der Weiden und Weidepläze; 3) die angemessenere Ernärung der Nachzucht, die früher in ihrem Wachstum zurückblib, weil man sie absichtlich Not leiden und auch oft bis zum sechsten oder sibenten Jare müssig gehen liesz, also die Einwirkung von reichlichem Futter verbunden mit Anstrengung auf die Körperentwicklung nicht kannte; 4) die verständigere Vorbereitung auf gröszere Anstrengungen, und die sorgfältigere Berücksichtigung des zu tragenden Gewichts, das man vormals den Pferden ziemlich rücksichtslos aufbürdete, weil man nicht glaubte, dasz wenige Pfunde hinreichen, um das Laufen zu erschweren; 5) die gröszere Sorgfalt, mit der man jezt die Mutterstuten und Zuchthengste auswält, ihrer Abstammung nachforscht und dahin trachtet, nur solche Tiere zur Zucht zu verwenden, die sich in vilen Generationen durch Kraft und Ausdauer ausgezeichnet haben; dasz man ferner 6) nicht mer, wie ehemals, von Hengsten und Stuten in den Tag hineinzüchtet, one die Leistungsfähigkeit ihrer Nachkommenschaft auf die Probe zu stellen; und weil man 7) überhaupt den Wert konstanter Rassen erkannt hat, von denen man allein mit Sicherheit Pferde zu disem oder jenem Gebrauch fortzüchten kann.

Dise reellen Vorteile sind uns gebliben, wärend die eigentliche Anglomanie bereits unläugbar nachgelassen hat. Das forcierte Engländertum war eben eine Mode und hatte als solche

ihre Zeit. Dazu kamen da, wo ihr einseitig gehuldigt wurde, manche empfindliche und ernüchternde Felschläge. — In unbegreiflicher Verblendung wurden importirte Rennpferde geprisen, die wegen Schmalbrüstigkeit, Hochbeinigkeit, langen Rücken und mangelhaften Extremitäten den bescheidensten Ansprüchen an Brauchbarkeit nicht zu genügen vermochten, die anerkannt als *„weeds“* aus England gegangen waren. Das Verdienst und die Ere der Einfur solcher Tiere muste natürlich gehörig zur Geltung gebracht werden, um Nacheiferung herbeizufüren, und irren wir nicht, so wurde in einem der ersten Jaresberichte des „Vereins für Pferdezucht und Pferdedressur in Berlin“ (der, beiläufig gesagt, tatsächlich n u r die Rennen berücksichtigte) die Einfur dreier englischer Pferde glorifizirt, die der preuszischen Zucht zum Heil gereichen würden, unter denen sich fataler Weise auch ein Walach befand. Die damaligen Förderer (eigentlich „Macher“) des Vollbluts- und Rennkultus haben durch ihre Uebertreibungen der an sich guten Sache gewaltig geschadet. (E. O. Mentzel.) Fast durchweg entsprachen die Creaturen, welche sie einfürten, troz aller Abstammungs- und Rennleistungs-Verbrifung den Anforderungen an ein brauchbares Pferd ganz und gar nicht. Nachdem dise importirten Vollblutrenner auf den deutschen Banen geglänzt, wurden sie gepart. Das für den Hengst zu zalende Deckgeld betrug gelegentlich mer, als er samt seinen Nachkommen wert war; die gedeckten Stuten bliben teils jüst, teils brachten sie tote, teils elende Füllen zur Welt, mit denen unendlich gequacksalbert wurde. Unterdes war die Anglomanie von den Privaten in die Haupt- und Landgestüte weiter verschleppt. Ueberall wurden die leichten, gedrungenen Orientalen beseitigt und hoch und lang gebaute Hengste englischer Rasse angewendet, und in Folge dessen verschwand erstaunlich schnell das vormals so ser geschäzte, kurze, gedrungene und agile Husarenpferd. Endlich litt die ganze deutsche Pferdezucht an diser traurigen englischen Krankheit: ganze Stämme von anerkannter Tüchtigkeit und Schönheit starben aus, andere gingen derart zurück, dasz ihr vollständiger Ruin nahe bevorzustehen schin. — So stand es im Verlauf des vierten und fünften Dezenniums unseres Jarhunderts. Es war hohe Zeit, die Extravaganzen aufzudecken und auf ihre Schädlichkeit für die vorwigenden Interessen der groszen Landeszucht, der nationalen Wolfart und nicht minder der militärischen Bedürfnisse hinzuweisen. Man sah zugleich, zumal im Krimkriege, dasz die hochberümten, überall als Muster darge-

stellten und in vilen Beziehungen gewiss auch vortrefflichen Pferde der englischen Armee sich unter schwirigen Verhältnissen nichts- weniger als ausdauernd und widerstandsfähig erwisen, und der praktische Verstand kam zum Durchbruch. Die Inhaber desselben pflegen ja niemals ihrer Meinung leicht Geltung zu verschaffen. Der Erstwirkung erfreuen sich ja allemal die Agitatoren, besonders wenn sie gesellschaftlich bevorzugten Kreisen angehören und an maszgebenden hohen Stellen Gehör finden. (Mentzel.)

Nachdem viel Schaden angerichtet war, kam man also endlich wider zu sich, erkannte das Ungenügende der bisherigen Rassenbegriffe, die so vil zu dem regellosen Verfaren der lezten Dezennien beigetragen hatten; erkannte auch, dasz es nicht irgend eine Rasse an sich sei, welcher die Palme absoluter Vorzüglichkeit gebüre, sondern dasz man die Formen und die durch sie bedingte Verwendungsfähigkeit für **bestimmte** Gebrauchszwecke zur Grundlage der Zucht zu nemen und dabei wol den bewärten alten Rassen ihre volle Ere zu lassen, sie aber doch nur in soweit anzuwenden habe, als sie den jedesmaligen Gebrauchszwecken entsprächen. — Nach disen Grundsäzen wurde seit den funfziger Jaren immer allgemeiner und entschiedener verfaren und der durch die Anglomanie angerichtete Schaden zum Teil geheilt. Zum Teil, nicht ganz; denn namentlich die Productivität scheint noch immer empfindlich unter jenem Einflusse zu leiden. Die neuesten Zälungen der deutschen Gesammtpferdezucht haben zu dem Resultate gefürt, dasz diselbe im Jare 1868 gegen das Jar 1858 — also in einem Zwischenraume von 10 Jaren — nahezu um sechs Procent abgenommen hatten; und wenn zu disem ungünstigen Resultate auch noch andere Umstände, wie namentlich der Krieg von 1866, sicherlich mitgewirkt haben, so erscheint es doch auch in nicht geringem Grade als naturgemäsze Nachwirkung der ungesunden Zuchtverhältnisse der vierziger und funfziger Jare.

Bei Besprechung der modernen Rennen kommen wir noch einmal zu näherem Eingehen auf manche diser Verhältnisse zurück; wir lassen sie deshalb jezt fallen, um uns einer **landschaftlich geordneten** spezielleren **Betrachtung der deutschen Pferdezucht** im Laufe des gegenwärtigen Jarhunderts zuzuwenden, bei der wir auch die zur Zeit politisch abgetrennten deutschen Nebenländer in Besprechung ziehen werden.

Preuszischer Stat.

Die furchtbare fiberhafte Krisis, welche im Jare 1806 das Preuszen Fridrich's des Groszen in seinen Grundvesten erschütterte, hatte auch den Pferdestand des Landes in schwere Mitleidenschaft gezogen. Der Besaz der Landgestüte betrug 1797: 970 Stück, Ende 1806 nur noch 586. Langsam und mühevoll nur hoben sich nach dem Tilsiter Friden Trakehnen und Neustadt, um schon 5 Jare später durch die ungeheuren Anforderungen der beginnenden Befreiungskriege auf's Neue und bis auf's Lezte in Anspruch genommen zu werden.

Der Fride und mit ihm frische Blüte kerte nach dem Sige über Napoleon zurück. Wie schnell und glücklich seitdem durch geregelten Zuchtbetrib vorgeschritten und bald genug ein früherhin kaum gehoffter günstiger Zustand erreicht wurde, ist bekannt und nicht minder das hohe Verdienst, das sich die Gestütverwaltung, zumal durch die Landbeschäler, dabei erworben hat. 1814 schon wurden in Frankreich zur Vergröszerung des Preuszischen Landschlages schwere normannische Hengste aufgekauft und in die Heimat gesendet; aber sie hatten keinen guten Erfolg als Beschäler. Um so glänzender waren die Resultate, welche seit 1815, vornemlich durch die Einfürung des edelsten orientalischen Blutes in Trakehnen erzilt wurden und welche um so bedeutungsvoller waren, als sie mit der groszen Reorganisation des Gestütwesens, die Fridrich Wilhelm III. 1816 befal, grade zusammentrafen.

Die Hauptgestüte zu *Trakehnen* und *Neustadt* reichten nämlich zur Nachzucht der Landbeschäler für das vergröszerte Preuszen nicht mer aus, und so wurden denn die Gestüte zu *Graditz* an der Elbe und zu *Veszra* (und *Wendelstein*) in Türingen, die schon von 1786 an unter den Kurfürsten von Sachsen geblüt und ware Ritterpferde von kräftigem Bau und stolzem Gang gezogen hatten, in der Franzosenzeit jedoch gänzlich ausgeraubt worden waren, von Trakehnen und Neustadt her auf's Neue mit edlen Stuten und Hengsten versehen und zur Nachzucht von Landbeschälern bestimmt. Alle vier Hauptgestüte, die im Jare 1816 wider mit 1714 Pferden besezt waren, zälten 1840 schon 2052 Pferde. Das Hauptgestüt: Veszra-Wendelstein ist in der Folge aufgehoben worden; die anderen drei aber sind in ste-

tiger Zuname gebliben, und 1870 war der Bestand der Hauptgestüte:

in *Trakehnen*	1120
„ *Neustadt*	425
„ *Graditz*	577
Summa	2122 Pferde.

Das Hauptgestüt *Trakehnen* besteht aus dem Gestüthof zu *Trakehnen* und den Gestütsvorwerken *Bajorgallen*, *Gurdszen*, *Kalpakin* und *Guddin*. Die „Trakehner“ sind von mittlerer Grösze und zeichnen sich durch einen feinen graden, wol angesezten Kopf, mäszig langen Hals, gutgebauten und schlanken Leib, grade Krupe mit hoch angeseztem Schweif und treffliches Fundament aus. Dirigent von Trakehnen ist der langjärige Präses der Remonte-Ankaufs-Kommission, Oberst von Dassel. Das Gestützeichen ist ein Hirschgeweih. — Das *Fridrich-Wilhelms-Hauptgestüt bei Neustadt an der Dosse* besteht aus den Gestüthöfen des *Fridrich-Wilhelmsgestüts* selbst und zu *Lindenau*. Die „Neustädter“ haben einen trockenen, wolgebildeten Kopf, ein lebhaftes Auge, einen langen, aber proportionirten und gut angesezten Hals, graden Rücken, wol gewölbte Rippen, grade Krupe und gutes Fundament, das jedoch meist lang gefesselt ist. Sie sind von mittlerer Grösze, lebhaftem Temperament und beweglicher Aktion. Das Gestütsabzeichen ist ein von einer Schlange umwundener Pfeil. Dirigent von Neustadt ist der Landstallmeister Wittich. — Das Hauptgestüt *Graditz* besteht aus dem gleichnamigen Gestütshofe und den Vorwerken *Döhlen*, *Neu-Bleseren* und *Repitz*. Der Schlag ist dem des Fridrich-Wilhelmsgestüts ser änlich. Gestütsabzeichen sind zwei im Andreaskreuz ligende von einer Schlange umwundene Pfeile. Dirigent ist der Landstallmeister Graf Lehndorf.

Einfluss auf die Pferdezucht des States nam lange Zeit hindurch der mit der Oberleitung der Statsgestüte betraute Generallieutenant von Willisen. Als diser i. J. 1859 zum Gesandten am italienischen Hofe ernannt wurde, gingen seine Functionen auf den Landstallmeister Wittich über. Im October 1866 wurde der Freiherr von Maltzahn zum Generalgestütsdirector bestellt, ein ausgezeichneter Fachmann, der jedoch leider schon nach zweijäriger Wirksamkeit verstarb. Interimistisch übernam dann die Geschäfte der Kommandeur der Garde-Kavallerie-Divission Graf von der Goltz und demnächst der Oberst Lüderitz als commissarischer Dirigent der Gestütsverwaltung.

Der Etat der Gestüt-Verwaltung pro 1872 weist in der Einname 339,910 Taler auf, die sich zwischen die Haupt- und Landgestüten ziemlich gleichmäszig verteilen. Doch ist der Erlös für verkaufte Pferde und Wirtschaftsvih bei den ersteren gröszer (55,285 Taler gegen 1450 Taler) wärend das Sprunggeld bei jenen weniger einbringt (1850 Taler gegen 157,415 Taler) Die dauernden Ausgaben betragen 737,058 Taler, darunter für die Hauptgestüte 245,147 Taler, für die Landgestüte 364,940 Taler, für die Central-Verwaltung 127,977 Taler; die einmaligen Ausgaben 24,550 Taler. — Den Ankaufsfond der Gestütsverwaltung hat der Landtag auf 100,000 Taler erhöht. — Remontirung und Unterhaltung des einzelnen Landbeschälers kostet durchschnittlich 260 Taler järlich. — Im Ganzen genommen deckt ein Hengst järlich 50 Stuten, befruchtet 40 und zeugt etwa 30 lebende Folen, von denen ungefär die Hälfte Stutfolen sind.

Ueber die Resultate des preuszischen Gestütswesens schreiben die Jaresberichte des königlich preuszischen Landes-Oekonomie-Kollegiums Folgendes: Es bestanden Körordnungen in den Provinzen Brandenburg, Schlesien, Sachsen, Hannover, Westfalen, Nassau, Rheinprovinz und Hohenzollern mit zusammen 610 angekörten Hengsten. Es waren 28 Pferdezucht-Vereine constituirt; in den Provinzen Preuszen (14), Pommern (7), Posen (3), Sachsen (1) und Hannover (3), mit 31 Beschälern, von denen 14 auf die Provinz Preuszen kommen. — Die Zusammenstellung der Stutenbedeckung sämmtlicher Königlicher Gestüte ergibt folgende Zalen: Beschäler waren in Funktion zu Trakehnen 116, in Insterburg 85, in Gudwallen 92, in Marienwerder 105, in Lindenau (Brandenburg) 146, in Zirke (Posen) 163, in Leubus (Schlesien) 163, in Repitz (Sachsen) 82, in Ploen (Schleswig-Holstein) 31, in Celle (Hannover) 184, in Warendorf (Westfalen) 68, in Dillenburg (Hessen) 84, in Wickrath (Rheinprovinz) 70, zusammen 1389. Diselben haben gedeckt.

Auf den	116	Beschäl-Stationen	der drei	Litauischen	Land-Gestüte	17,419	Stuten.
„ „	50	„	des	Westpreuszischen	Land-Gestütes	4,490	„
„ „	59	„	„	Brandenburgischen	„	5,459	„
„ „	61	„	„	Posenschen	„	7,150	„
„ „	62	„	„	Schlesischen	„	7,967	„
„ „	38	„	„	Sächsischen	„	2,970	„
„ „	19	„	„	Schleswig-Holst.	„	1,401	„
„ „	56	„	„	Hannoverschen	„	7,305	„
„ „	34	„	„	Westfälischen	„	1,910	„
„ „	32	„	„	Hessischen	„	2,633	„
„ „	34	„	„	Rheinischen	„	1,228	„
Auf	561	Beschäl-Stationen			zusammen also	59,932	Stuten.

Von diser Betrachtung des Gestütswesens wenden wir uns an der Hand E. O. Mentzel's zu einer übersichtlichen Darstellung der gesamten Pferdezucht des preuszischen States.

Zieht man zunächst die Zal der Pferde (in den alten Provinzen) in Betracht, so findet man

1816	einen Bestand von	1244000	Pferden, worunter	203000	Folen
1834	„ „ „	1415000	„ „	244000	„
1849	„ „ „	1575000	„ „	261000	„
1864	„ „ „	1857000	„ „	370000	„
1867	„ „ „	1872000	„ „	299000	„

Fast man das gegenseitige Verhältnis diser einzelnen Perioden in's Auge, so ergibt sich, dasz im gesamten alten Preuszen von 1816 an bis zum Jare 1834 die ansehnliche Vermerung von $13_{,8}$ Prozent statthatte. Von 1834 bis 1849 ermäszigte sich diselbe auf $11_{,3}$ Prozent, um dann von 1849 bis 1864 auf $17_{,8}$ Prozent zu steigen. — Die einzelnen Landesteile partizipiren dabei in ser verschiedenem Masze. — In der Steigerung obenan steht wärend der ganzen 48järigen Gesamtperiode die Provinz Posen mit 155 Prozent; dann folgt Schlesien mit $53_{,1}$, Preuszen mit $50_{,6}$, Pommern mit $49_{,3}$, Brandenburg mit 49, Rheinland mit $43_{,5}$, Sachsen mit $32_{,1}$ Prozent. Fast auf dem alten Stande von 1816 blib Westfalen, das nur $0_{,4}$ Prozent Zuwachs gehabt. — Auf die einzelnen Zeiträume verteilen sich dise Verhältniszalen folgendermaszen: — In der ersten Periode (1816—34) ragte Posen mit $73_{,4}$ Prozent ganz auffallend hervor; ihm folgte mit 20 Prozent merkwürdigerweise das Rheinland; dann erst Preuszen mit $15_{,5}$, Sachsen mit $11_{,5}$ Prozent u. s. w. Zurück ging nur Westfalen mit $1_{,7}$ Prozent. — In der zweiten Periode (1834—49) blib Posen noch an der Spize, doch nur noch mit 20 Prozent; ihm folgte mit 16 Prozent Schlesien, dann Pommern mit $15_{,4}$, Brandenburg mit $13_{,5}$, Preuszen mit $8_{,6}$, Reinland mit $7_{,2}$, Sachsen mit $4_{,7}$ Prozent. — In der dritten Periode (1849—1864) nimmt mit $26_{,9}$ Prozent Zuwachs Schlesien die Fürung; ihm kommt mit $25_{,3}$ Brandenburg ser nahe; dann folgen Posen mit $21_{,6}$, Preuszen mit 20, Pommern mit $18_{,2}$, Sachsen mit $13_{,2}$, Rheinland mit $11_{,4}$ Prozent. Westfalen zeigt völligen Stillstand. Von 1864 bis 1867 hat leider eine Abname, nicht des Gesamtbestandes wol aber der Zuchtergebnisse und zwar die für den kurzen Zeitraum nicht unbedeutende Verringerung von $2_{,1}$ Prozent stattgefunden, zu welcher der Krieg von 1866 vorzugsweise beigetragen hat.

In dem ganzen 51järigen Zeitraum von 1816 bis 1867 haben sich in den alten Provinzen Preuszens 1000 Menschen auf 1894, je 1000 Pferde auf 1506 Köpfe vermert. Es ergibt das eine Zuname des Pferdebestandes in den alten Provinzen von 47,7 Prozent. Dabei hat Posen den eminenten Vorrang mit 326,6 Prozent; es hat seinen Pferdestand gegen 1816 also mer als verdreifacht; Schlesien folgt mit 78,1, Preuszen mit 56, Brandenburg mit 44,9, Rheinland mit 24,8, Pommern mit 23,4 Prozent Zuname. Sachsen ist genau auf dem Standpunkt von 1816 stehen gebliben und Westfalen ist um 27,4 Prozent zurückgegangen.

Für den ganzen preuszischen Stat, einschlieszlich der neuerworbenen Provinzen, gibt nachstehende tabellarische Uebersicht die interessantesten Zalen. Dise beruhen auf der Zälung von 1867, und die Tabelle selbst ist ein Auszug der ebenso mühevollen als vortrefflichen und in so hohem Grade lerreichen Zusammenstellung E. O. Mentzel's im zweiten Teile seiner „Geschichte der Remontirung der preuszischen Armee."

Provinz.	Regierungsbezirk oder Landdrostei.	Fläche. □Meil.	Einwonerzal.	Pferdezal überhaupt.	Auf eine □Meile Landes fallen (abgerechnet die Seeen in Preuszen und Pommern): Einwoner.	Pferde überhaupt.	Darunter: Folen.	Zuchthengste.	Zuchtstuten.	Landw.-Pferde.	Lastpferde.	Andere Pferde.	Auf 1000 Einw. fallen Pferde.	Auf 100 Pferde fallen Folen.
Preuszen.	Königsberg . . .	414,7	1063340	203837	2773	532	95	2	17	389	7	22	192	18
	Gumbinnen . . .	296,8	744778	146883	2585	510	111	2	22	344	4	27	197	22
	Danzig	149,5	515222	79013	3570	548	107	4	21	376	12	28	154	20
	Marienwerder . .	318,4	767620	110988	2413	349	63	2	10	254	5	15	145	18
	I. Summa	1179,4	3090970	540721	2726	477	92	2	16	338	6	22	175	19
Brandenburg.	Potsdam	375,9	1695865	146696	4510	390	49	1	8	244	25	66	87	12
	Frankfurt a. O.	348,5	1020157	99397	2927	285	45	1	6	204	10	20	97	16
	II. Summa	724,4	2716022	246093	3749	340	47	1	7	225	17	43	91	14
Pommern.	Stettin	235,6	675596	81390	3089	372	59	2	9	275	9	36	120	16
	Cöslin	255,0	554464	68026	2174	267	42	1	6	197	4	17	123	16
	Stralsund	84,3	215574	31450	2945	430	68	2	16	308	10	25	146	16
	III. Summa	574,9	1445634	180866	2643	331	52	1	9	236	7	25	125	16
Posen.	Posen	317,9	986443	121690	3103	697	75	3	15	260	8	21	123	19
	Bromberg . . .	207,9	550895	73593	2650	354	76	2	14	237	9	15	134	21
	IV. Summa	525,8	1537338	195283	2924	371	75	3	14	251	9	19	127	20
Schlesien.	Breslau	244,9	1364632	101977	5572	416	64	2	11	275	22	42	75	15
	Oppeln	239,9	1241320	99638	5174	415	70	1	12	288	15	29	80	17
	Liegnitz	247,0	979800	59042	3967	239	19	0,6	2	176	16	26	60	8
	V. Summa	731,8	3585752	260657	4900	356	51	1	8	246	18	32	73	14

Provinz.	Regierungsbezirk oder Landdrostei.	Fläche □Meil.	Einwonerzal.	Pferdezal überhaupt.	Auf eine □Meile Landes fallen: Einwoner.	Pferde überhaupt.	Darunter: Folen.	Zuchthengste.	Zuchtstuten.	Landw.-Pferde.	Lastpferde.	Andere Pferde.	Auf 1000 Einw. fallen Pferde.	Auf 100 Pferde fallen Folen.
Sachsen.	Magdeburg . . .	208,8	832141	85623	4043	416	58	1	17	287	20	34	103	14
	Merseburg . . .	185,4	864853	70219	4665	379	43	1	6	280	21	28	81	11
	Erfurt	64,1	370072	21362	5773	332	47	0,5	7	233	18	29	58	14
	VI. Summa	458,3	2067066	177204	4510	387	50	1	11	275	20	31	86	13
Schlesw. Holst.	Kiel	160,2	567836	80251	3545	501	101	2	23	335	15	21	141	20
	Schleswig . . .	160,6	413882	71440	2577	445	87	2	24	305	7	20	173	20
	VII Summa	320,8	981718	151691	3060	473	94	2	23	320	11	21	155	20
Hannover.	Hannover . . .	105,4	385957	35114	3662	333	48	0,5	8	239	11	28	90	14
	Hildesheim . . .	93,6	410210	34119	4383	365	54	—	5	269	16	20	83	15
	Lüneburg . . .	211,1	381712	44226	1808	210	35	1	6	152	4	10	116	17
	Stade	120,4	301407	44180	2503	367	91	1	19	239	5	12	147	25
	Osnabrück . . .	113,7	264475	26348	2326	232	29	—	3	189	5	5	100	12
	Aurich	54,5	193876	28918	3557	531	190	1	53	259	13	16	149	36
	VIII. Summa	698,7	1927637	212905	2773	305	60	1	12	210	9	14	110	20
Westfalen	Münster	131,7	439213	47958	3335	346	58	1	9	274	8	14	109	16
	Minden	95,4	477152	37994	5002	398	50	0,5	8	313	8	19	71	13
	Arnsberg	139,8	791361	38836	5661	278	83	1	9	190	28	16	49	12
	IX. Summa	336,9	1707726	124788	4654	340	47	1	9	252	16	16	73	14
Hessen-Nassau	Cassel	184,2	770569	52752	4183	286	46	1	13	197	10	20	68	16
	Wiesbaden . . .	99,0	609176	18302	6153	185	8	0	3	121	24	29	30	4
	X. Summa	283,2	1379745	71054	4872	251	33	0,5	9	171	15	23	51	13
Rhein.	Cöln	72,2	596493	24400	8262	338	29	0,5	6	297	31	45	41	8
	Düsseldorf . . .	99,3	1243902	46009	12527	463	42	2	12	314	51	43	37	9
	Coblenz	112,5	555882	20579	4941	183	16	0	4	131	16	16	37	9
	Trier	130,4	578889	33186	4439	247	36	1,5	8	163	17	21	56	15
	Aachen	75,4	480192	23066	6369	306	40	1	9	206	32	18	48	13
	XI. Summa	489,8	3455358	146240	7055	298	32	1	8	202	28	27	42	11
Hohenzollern		20,7	64632	6270	3122	303	57	2	45	189	5	6	97	19
Jadegebiet.		0,25	1748	45	6992	180	28	—	12	28	56	56	25	16
	Total-Summa*)	6374,9	23971337	2313817	3763	363	60	1,4	12	252	13	25	97	17

Von auszerordentlichem Einfluss auf die preuszische Pferdezucht war seit dem Anfang des Jarhunderts die **Remontirung der Armee.** — Im Jare 1800 starb der bisherige General-Remonte-

*) Zum Vergleiche folge hier eine vom britischen Handelsamt veröffentlichte Pferdestatistik. Es zälten: Groszbritannien 1869: 2,500.000, Oesterreich 1864: 3,460.000, Frankreich 1866: 2,313,232, Schweden 1867: 433,953, Dänemark 1866: 352,603, Belgien 1866: 277,311, Holland 1867: 253,136, Norwegen 1865: 149,167, Sachsen 1867: 107,222. — Esel hat Preuszen 9060, Maultiere 747 Stück.

Inspecteur, General von Prittwitz; seine Stelle wurde nicht wider besezt; der König aber widmete persönlich den Remonte-Angelegenheiten eingehende Aufmerksamkeit. Er selbst war es, welcher 1800 die Idee faste, Depôts anzulegen, in welchen die gekauften dreijärigen Pferde bis zum fünften Jare verpflegt und erst dann in kräftig entwickeltem Zustande der Armee zugeteilt werden sollten. Das Unternemen scheiterte damals an der Kostenberechnung; um so entschidener aber sprach sich der König für Hebung der Zucht durch möglichst grosze inländische Ankäufe aus. Er befal i. J. 1805, „dasz der Bedarf an ausländischen Pferden nur erst durch den Mangel der inländischen bestimmt werden solle", und damit war das Prinzip des inländischen Ankaufs angenommen. — Ueber die Remonte Ankäufe von 1806 bis zum Ende des Befreiungskrieges lassen sich vollständige Nachrichten nicht beibringen. Die stärksten Liferungen, insbesondere von Augmentationspferden, erfolgten indessen aus Preuszen, wo die Liferanten sie im Lande und aus Polen zusammenbrachten. Bis 1806 hatte die järliche Remonte für eine 150 Pferde starke Schwadron 14 Stück betragen; 1810 wurde sie auf 10 Stück für jede der nur noch 100 Pferde starken Schwadronen festgesezt. Dise Regel blib auch im Kriege, ja, einige Schwankungen abgerechnet, bis z. J. 1830 in Geltung. — Der Zustand der Armeepferde nach dem Kriege war auszerordentlich schlecht; nur ein mäsziger Teil war eigentlich noch dienstfähig. Die aus dem äuszerst erschöpften Vaterlande bezogenen Remonten waren meist zu jung und schwach, die im Auslande erkauften zu wenig tüchtig, um der Armee eine wirksame Aushülfe zu gewären. Die Hebung der inländischen Zucht wurde aber von vornherein an die Spize aller Remontirungspläne gestellt. Vor Allem erkannten der Kriegsminister von Boyen und der Oberstallmeister von Jagow dise Notwendigkeit. Jener entwickelte gleich 1815 seine Meinung dahin, dasz, neben Prämien und anderen Anerkenntnissen, der Remonteankauf im Lande das geeignetste Aufmunterungsmittel für die Zucht sein werde. So trat denn schon 1817 die beabsichtigte woltätige neue Einrichtung des directen Remonte-Einkaufs in's Leben, und unmittelbar anschlieszend hieran ging man zur Aufstellung von Remonte-Depots über, und zwar wurde errichtet:

1821 *Treptow an der Rega* in Pommern.
„ *Kuckernese* in Litauen. (1827 aufgelöst.)
1822 *Jurgaitschen* „ „

1822 *Sperling* in Litauen
1823 *Ragnit* „ „
1824 *Havelberg* in der Mark. (1832 aufgelöst.)
„ *Fridrichsaue* in der Mark. (1833 aufgelöst.)
1826 *Kienitz* „ „ „ (1830 aufgelöst.)
„ *Kattenau* in Litauen.
1832 *Bärenklau* in der Mark.
1836 *Brakupönen* in Litauen.

In Folge der so eifrig betribenen Maszregeln zur Förderung der Pferdezucht gelangte man dahin, dasz die Armee vom Jare 1831 an keiner Remonteankäufe im Auslande mer bedurfte und dasz alle für disen Bedarfszweig aufgewendeten Geldsummen vollständig dem Lande erhalten bliben und der Production desselben zu Statten kamen. Seitdem ward ununterbrochen in disem Sinne unter der ausgezeichneten Leitung eines der hervorragendsten Fachmänner, des wirklichen Geheimen-Kriegsrats Mentzel fortgefaren und auch mit Aufstellung neuer Remonte-Depots vorgegangen. Es wurden errichtet:

1844 *Mentzelsfelde* in Westfalen. (Später wider aufgelöst.)
1860 *Wirsitz* im Netzdistrskt (1867 durch *Bialoslive* vergrösz.).
1862 *Ferdinandshof* im Regsbzk. Stettin.
1867 *Hunnesrück* in der Landdrostei Hildesheim.
1868 *Arendsee* im Regsbzk. Magdeburg.
1869 *Pr. Mark* im Regsbzk. Königsberg.

Für den Remonte-Einkauf zur Einstellung in die Depots gilt das Alter von 3 bis $3^1/_2$ Jaren, weil die Tiere die noch felende körperliche Entwickelung in den Depots erhalten sollen. Mit $4^1/_2$ bis $5^1/_2$ Jaren werden sie dann in die Armee eingestellt. Als Gebrauchsdauer hat eine Cabinetsordre vom 8. Juni 1830 das Maximum von 9 Jaren festgestellt. Das Durchschnittsalter betrug bei den

im Jahre:	Kürassier.	Ulanen.	Husaren.	Artillerie.	Train.	
1856	$10_{,6}$	$10_{,4}$	$10_{,4}$	$9_{,3}$	$12_{,1}$	Jar.
1864	$9_{,9}$	$10_{,1}$	$9_{,8}$	$9_{,0}$	$8_{,7}$	„
1869	$10_{,1}$	$9_{,7}$	$9_{,6}$	$8_{,8}$	$10_{,0}$	„

Die Pferde waren also in disen 13 Jaren etwas jünger geworden. — Der Gesamtdurchschnitt des Abgangs an Pferden durch Tod beträgt in den lezten 25 Jaren (1845 bis 1869) $2_{,6}$ Prozent.

Jezt braucht die Armee 6000 Remonten järlich, wobei sie noch nicht ein Zehntel ihrer Etatsstärke erseczt erhält. Da die Remonten mit $4^1/_2$ Jar eingestellt werden, so müste, wenn alle Tiere ihre

Zeit aushielten, jedes Pferd dienen bis es 14½ Jar alt ist. Da jedoch vile Tiere vorher ausrangirt werden müssen, one dasz doch Ersaz für sie gewärt wird, so haben die anderen desto länger vorzuhalten. Es stellt sich tatsächlich heraus, dasz die Pferde zwischen dem achten und dreizehnten Jare die höchste Leistungsfähigkeit entwickeln; man findet aber Beispiele ganz ungeschwächter Kraft bis zum achtzehnten Jare wol in allen Escadrons.

Was die Grösze der Kriegspferde anbetrifft, so bestimmte eine Instruction für den Generalmajor v. Wrangel i. J. 1817 folgende Normen:

Für Kürassierpferde . . .	5	Fuss und darüber,
Dragoner- und Ulanenpferde	4	„ 11 Zoll und darüber,
Husarenpferde	4	„ 9—10 Zoll und darüber,
Artillerie-Zugpferde . . .	5	„ 2 Zoll,
Artillerie-Reitpferde . . .	4	„ 10 Zoll.

Nach einer Cabinetsordre vom 9. Febr. 1854 sollen die geringsten Masze der Remontirung betragen:

Kürassierpferde	5	Fusz	1	Zoll,
Husaren- und Dragonerpferde	4	„	10	„
Ulanenpferde	5	„	—	„
Artillerie-Stangenpferde . .	5	„	2	„
„ Vorderpferde . . .	5	„	1	„
„ Reitpferde . . .	4	„	11	„

Bei den Garde-Kavallerie-Regimentern 1 bis 2 Zoll mer. In Wirklichkeit übersteigen die Durchschnittsgröszen dise Minimalsäze erheblich.

In Folge der mit Beginn i. J 1872 eingetretenen Einfürung des neuen Längenmaszes hat das Reichs-Kriegsministerium an die General-Kommandos folgenden Erlass gerichtet: „Vom 1. Jan. 1872 ab stellen sich die Minimalgröszen der Mobilmachungs-Pferde wie folgt: 1) Kürassierpferde sollen nicht unter 1 Meter 65 Centimeter, 2) Pferde für die übrige Kavallerie und reitende Artillerie, sowie Reitpferde überhaupt nicht unter 1 Meter 57 Centimeter, 3) Artillerie- und Trainstangen-Pferde nicht unter 1 Meter 62 Centimeter, 4) Artillerie- und Train-Vorderpferde nicht unter 1 Meter 57 Centimeter, 5) Packpferde nicht unter 1 Meter 55 Centimeter grosz sein. Die Pferde sollen zwar in der Regel die hier bezeichnete Grösze haben; wenn aber auch nachgegeben wird, dasz zum Teil Pferde von nidrigerem Masz gelifert werden können, so dürfen doch Pferde unter 1 Meter 55 Centimeter nicht angenommen werden.“

Die Farbe der Kriegspferde anlangend, so veranlaste das

Misbehagen am hellen und bunten Har unter Fridrich Wilhelm III. zu der Bestimmung, dasz Schimmel, Schecken und Falben den Kürassieren nich mer gegeben werden dürften. Hinach wird auch jezt noch verfaren. „Auf anderweite, mitunter zu weit gehende Forderungen der Truppen, auch die gröszeren weiszen Abzeichen zu beseitigen, ist zwar von der Behörde nicht unbedingt eingegangen, dem Wunsche jedoch, soweit es one merkliche Beeinträchtigung der Güte der Pferde möglich war, entsprochen worden.“ — Bemerkenswert ist übrigens die Abname in der Production der Pferde dunkelster Farben. Rappen, so beliebt sie sind und so vorherrschend sie früher waren, sind gradezu selten geworden. Zobel, Schwarzbraune und Schwarzfalbe, die ehedem häufig waren, kommen jezt ebenfalls nur noch spärlich vor. Dise Abname der dunkleren Farben und die Zuname der Hellbraunen und Füchse ist wol hauptsächlich dem Einfluss der königlichen Gestüte und der darin zur Anwendung gekommenen hellfarbenen Beschäler, nicht nur der meist hellbraunen Engländer sondern auch der Araber zuzuschreiben.

Wie zur Beurteilung von Grösze und Farbe, so gibt auch zur Kennzeichnung der Preise die Remontirung gute Gelegenheit. Im Jare 1818 wurden etatsmäszig folgende Preise festgestellt:

Für	Artillerie-Capitainspferde . . .	150 Tlr.
„	Garde-du-Corps-Pferde	120 „
„	Kürassier- und Artillerie-Zugpferde	100 „
„	Ulanenpferde	85 „
„	Dragoner- und Husarenpferde . .	88 „
„	Artillerie-Reitpferde	80 „

Wenn man die im Jare 1870 gezalten Preise zu Grunde legt, so ergeben sich dagegen für die Gegenwart folgende Summen:

Für	Kürassierpferde	178 Tlr.
„	Ulanenpferde	152 „
„	Dragoner- und Husarenpferde . .	136 „
„	Artilleriepferde (durchschn.) . .	148 „

Ser bedeutend sind die Anforderungen an das Land im Augenblicke des Kriegsausbruches. Die norddeutsche Armee hatte im Friden einen Gesamtbestand von 74,500 Pferden, bedurfte aber bei der Mobilmachung für die Feldtruppen 158,007, für die Ersaztruppen 22,724, für die Besazungstruppen 23,323, in Summa also 204,054 Pferde, mithin gegen den Fridensstand eine Vermerung von 129,554 Pferden. — Wie aber die preuszische Heresorganisation überhaupt auf praktischen Grund-

lagen beruht, so ist auch diser grosze Merbedarf der Remontirung, welcher andernorts, wie z. B. 1870 in Frankreich, immer mit erheblichen und zeitraubenden Schwirigkeiten verbunden ist, derart sichergestellt, dasz wenigstens den ersten Anforderungen sofort Genüge geleistet werden kann. Die allgemeinen Grundsäze, nach denen die Augmentation der Pferde vorgenommen wird, sind folgende: Jedes Armeecorps erhält seinen Merbedarf an Pferden aus seinem Corpsbezirk (der ihm auch die Rekruten stellt.) Das Gardecorps, welches einen solchen Corpsbezirk nicht besizt, erhält seine Pferde zum grösten Teil aus dem pferdereichen Bezirk des 1. Armeecorps (Ostpreuszen), den Rest aus dem Bezirk des 2. Corps (Pommern). Das 8. (Rheinprovinz) respective 11. Armeecorps (Hessen-Nassau) erhalten ihre Pferde teils aus Hessen, teils aus den pferdereichen Bezirken des 9. (Schleswig), respective 10. Armeecorps (Hannover). Dis Verhältnis ist so geordnet, dasz innerhalb der Bezirke des 1., 2., 9. und 10. Armeecorps, dem Garde-, 8. und 11. Corps bestimmt abgegrenzte Bezirke überwisen sind, so dasz jedes der 13 Armeecorps seinen eigenen Pferde-Augmentationsbezirk hat, in welchem es allein zur Aushebung von Pferden berechtigt ist. — Der gewönliche Modus der Beschaffung der bei der Mobilmachung erforderlichen Pferde ist die zwangsweise Beistellung derselben durch das Land. Dise geschieht auf folgende Art: Der Pferdebedarf für die Mobilmachung ist im Friden schon bis auf die einzelnen Kreise repartirt.*) — Es werden nun sämmtliche Pferde eines Bezirks an einen Ort gebracht und einem Uebernams-Commissar (Kavallerie- oder Artillerie-Officier), dem ein Tierarzt beigegeben ist, vorgefürt; diser sucht in Verbindung mit sämmtlichen anderen Remonte-Commissions-Mitglidern die passenden Pferde aus, welche von einer aus Civilpersonen bestehenden Commission taxirt werden, wonach der Stat den Taxpreis zalt, gegen dessen Entrichtung jeder Pferdebesizer seine Pferde hergeben muss. Auszerdem sind die General-Commandos ermächtigt, für bestimmte Kate-

*) Früher galt in Preuszen die Bestimmung, dasz die Musterungen des Pferdebestandes zum Zwecke von Mobilmachungen (alljärlich) abgehalten werden sollten. Dise Bestimmung hat wegen der den Pferdebesizern daraus erwachsenen Unannemlichkeiten und Störungen vilfache Reklamationen hervorgerufen. Es ist deshalb bereits 1864 angeordnet worden, dasz dise Musterungen nur von sechs zu sechs Jaren in dem auf die Volkszälung folgenden Jare vorzunemen sind. Ausgeschlossen werden von diser Musterung nur die Hengste, die Dienstpferde der Statsbeamten, die Postpferde, ferner die, welche unter 1 Meter 55 Centimeter (4 Fusz 11 Zoll) grosz, und Pferde, welche, wie blinde u. s. w., zum Militärdienst unbrauchbar sind; doch musz der Augenschein eine solche Unbrauchbarkeit ergeben

gorien von Pferden den freihändigen Ankauf anzuordnen, sofern hierdurch gegen die obenerwänte zwangsweise Stellung vom Lande kein Zeitverlust zu besorgen sei. Soll an Stelle der zwangsweisen Stellung, wie das in lezter Zeit gewönlich geschehen ist, allgemein freihändiger Ankauf stattfinden, so wird dis besonders angeordnet. Ein derartiger Ankauf kann durch Abhaltung von Märkten, durch contractliche Liferungen oder durch directen Ankauf seitens der Truppenteile stattfinden — Sämtliche zu Kriegszwecken dienenden Pferde werden von der Militär-Verwaltung, nur die Pferde für die Feldpost von der Postverwaltung gestellt.

Die allgemeine Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienst, die für den Mann besteht, ist also auch auf die Pferde ausgedent, welche ihr sogar in noch weiterem Masze als der Mensch unterworfen sind. Denn wärend das schöne Geschlecht der Frauen vom Eintritt in das Her befreit ist, folgt die Stute der Trompete ebenso stürmisch zur Attaque wie der Hengst. Seitdem die Verteidigung des Vaterlandes zur Volkssache erhoben worden ist, sind alle Stände und Provinzen gleichmäszig dabei interessirt, dasz es nicht an Pferden fele, die sich vollkommen zum Kriegsdienste eignen; es ist die Pferdezucht mer als je zur Sache des Volks geworden, weil ja reichliche Mittel zur Abwer und zur Kriegfürung am sichersten zur Erhaltung oder Widererlangung eines segensreichen Fridens beitragen. Jeder also, der die Fortdauer des Fridens wünscht, und dem die Wolfart, Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes warhaft am Herzen ligt, der muss sich auch für die Pferdezucht interessiren, wenn er bedenkt, wie es früh oder spät doch immer wider auf die Erhaltung und kräftige Verteidigung diser köstlichen Güter ankommen wird.

Nach disen allgemeinen Betrachtungen über die preuszische Zucht, welchen wir noch die Bemerkung beifügen, dasz im Ganzen die Pferdegattungen der Monarchie vom leichten Reittiere ab bis zum starken Wagenschlage mer den Karakter stufenweis veredelter Arten, als den Typus abgeschlossener Rassen tragen, wenden wir uns nun einer kurzen Schilderung des Pferdestandes in den einzelnen Provinzen zu.

Provinz Preuszen.

Ost-Preuszen, namentlich das litauische Land ist der Hauptsiz unserer Pferdezucht. Man sagt: *„Die Litauer kommen*

das er nicht findet und doch braucht, liquidirt er dagegen 100 Fridrichsd'or aus jener Kasse. Der verbleibende Ueberschuss von jungen Pferden sowie die ausrangirten Beschäler und Mutterstuten werden alljärlich versteigert. Käufer aus allen möglichen Ländern strömen zu disen Auktionen herbei, und gewönlich gestaltet sich die Versteigerung zu einer Art von Volksfest. Buden und Zelte sind hinter dem Gestütsgebäude auf einem weiten Plane aufgeschlagen, in denen Speisewirte, Gaukler und Musikanten ihr Wesen treiben, und dazwischen drängt und wogt ein buntgemischtes rossefreudiges Publikum.

Auszer dem königlichen Hauptgestüt blühen in Ostpreuszen noch über hundert Privatgestüte, von denen merere ser ansehnlich sind und einen weitverbreiteten Ruf genieszen; z. B. die des Amtsrat v. Neumann in Szirgupönen, des Herrn v. Simpson in Georgenburg, des Herrn von Neumann in Weedern, des Herrn Hensche in Pogrimmen, des Herrn Dreszler in Schreitlaugken, des Herrn v. Farenheid in Beynuhnen, des Grafen Lehndorf in Steinort, der Herren von Saucken-Julienfelde und v. Saucken-Tartaren, des Herrn v. Bujack-Meduniszken u. a. m.

Auch auf Gütern und Domainen, woselbst kein eigentliches Gestüt eingerichtet ist, wird doch eine starke Pferdezucht getriben; einige stellen järlich 50—100 junge Pferde zum Verkauf, was eine Einname von 10—20,000 Tlr. abwirft. Indes ist der wirkliche Nuzen keineswegs so grosz, wie es nach disen Summen scheinen könnte; die Pferdezucht wird von den gröszeren Besizern mer aus Liebhaberei und um der Ere willen, als aus Gewinnsucht kultivirt. Schon seit 30 Jaren ist die Zal und Stärke der Privatgestüte in der Abname begriffen; das Kontingent der von den litauischen Gutsbesizern gestellten Remontepferde kleiner geworden, statt der Pferde mer Vih- und Schafzucht betriben und der Ackerbau nachdrücklicher gepflegt worden.

Die Pferdezucht blüht am meisten in den Händen des Bauern, der die Ware so bald wie möglich zum Verkauf stellt. Da ihm bei seiner Hofwirtschaft die Weideplätze felen, um junge Pferde in sicherer Einfridigung bis zum dritten Jare zu erziehen, so gehört es zur Regel, dasz er lieber mer Füllen züchtet und sie schon im Alter von sechs Monaten verkauft. Bei ihm gehören die Füllen gewissermaszen zur Familie; sie kommen in die Stube und an den Tisch, wo sie mit Brod und gehackten Eiern gefüttert werden; wie den Kälbern, werden ihnen die Kübel mit Milch alle Tage zum Saufen vorgehalten. Der Bauer verkauft die

jungen Füllen, für welche ihm oft 100 Tlr. pro Stück bezalt werden, zur weiteren Aufzucht an gröszere Besizer, seit Vollendung der Ostban auch an Händler, die von weit und breit herüberkommen.

Die litauischen Pferde unterscheiden sich ser von einander nach der Lokalität, in der sie geboren und erzogen sind. Die Höhen des Insterburger, Darkehmer, Gumbinner, Stallupöner, Pillkaller und Ragniter Kreises erziehen die edelsten und dauerhaftesten Pferde; die in disen Kreisen gezüchteten Füllen bilden das Hauptmarktkontingent. Die Wisen haben hier in meist hohen Lagen süsze Gräser; Kleebau wird umfangreich getriben und Haferfutter nicht gescheut. In den Niderungen der Memel sind die Gräser mastiger, der Boden schwerer; der Kleebau tritt bei dem Reichtum an natürlichen Wisen fast ganz zurück. Hier wo der Bauer stärker als der Landmann auf der Höhe füttert, werden die meisten und grösten Pferde erzogen, die jedoch an Dauerhaftigkeit gegen die anderen zurückstehen sollen.

Durch die lange Zufur edlen Trakehner Blutes ist das litauische Pferd ein ganz anderes geworden. Aus dem kleinen unansehnlichen Klepper hat sich binnen 80 Jaren eine Rasse herausgebildet, die für den Krieg auszerordentlich brauchbar ist und die den Namen Litauen in der ganzen Welt zu Ruf und Ansehen gebracht hat. Jenes kleine aber ser dauerhafte mausefalbe oder lemgelbe Pferd findet sich jezt nur noch an dem Küstengürtel des kurischen Haffs in den dortigen Sumpfterrains. Es nimmt gleich seinen Herren, die sich von der Fischerei nären, mit der kärglichsten Narung vorlieb. Ein änliches Pferd kommt in Masuren vor, gleichfalls klein und unansehnlich, aber eben so zäh und ausdauernd, des armen, bedürfnislosen Masuren würdiger Genoss.

Der Hauptkäufer für die litauischen Pferde ist seit 1817 die Armee, die Remonte-Ankaufs-Kommission, die alle Jar zur bestimmten Zeit widerkommt, one vil zu feilschen gute Preise bezalt, und durch ihre Urteile und Winke die Lermeisterin, namentlich des kleinen Züchters geworden ist. Wenn, wie erwänt, noch zu Anfang dises Jarhunderts die Armee ihren Bedarf an Pferden zum überwigend grösten Teil im Ausland kaufen muste, so vermag jezt Litauen fast allein das nötige Kontingent zu stellen. One die Remonteankäufe würden die Landmarställe, one dise wider das Hauptgestüt nur geringe Bedeutung haben: alle drei Faktoren haben die Pferdezucht Litauens auf die jezige Höhe gefürt. Wie die Kriege von 1806—15 allein der Provinz Preuszen

vatzüchter sind zu nennen die Herren Hoene, v. Schulz, Arnold, von Blankensee, von Bonin, von Dassel, von Kleist, Kayser, von Podewils, Holz, von Platen, von der Lanken, Baron von Eikstädt, von Kruse, von Seckendorf, Baron von Maltzahn, von Ploetz, von Hagen, Graf Borke und von Waldow. Im Jare 1870 hat sich zu Greifswald ein „baltischer Pferdezucht-Verein“ constituirt, welcher beabsichtigt als brauchbares Zuchtmaterial für einen starken und dauerhaften Arbeitsschlag Ardenner Pferde einzufüren. — I. J. 1816 zälte Pommern überhaupt 119,795 Pferde, wovon 23,171 Füllen; i. J. 1834 hatten sich dise Zalen auf 131,022 resp. 26,311, i. J. 1849 auf 151,206 resp. 25,158 Pferde gehoben. I. J. 1867 betrug die Gesamtzal der Pferde in Pommern: 260,657 Stück welche sich, nach Mentzel, folgendermaszen verteilen.

Provinz Pommern.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Stettin	3743	4432	4798	12973	349	2023	56306	1926	7813
Cöslin	3059	3693	3873	10625	267	1648	50160	1024	4302
Stralsund	1492	1593	1906	4991	183	1174	22552	754	1806
Summa	8294	9718	10577	28589	799	4845	129008	3704	13921

Auf die Quadratmeile kommen (die Seeen abgerechnet) 331 Pferde.

Mark Brandenburg.

Die meist geringe Bodengüte, das nidrigere Wisengelände und die höheren Futterpreise haben die Mark niemals mit Preuszen ebenbürtig concurriren lassen. Das brandenburgische Pferd wächst schneller und ist gutmütiger aber auch weichlicher als das preuszische. Das Landgestüt *Lindenau* (160 Beschäler) hat dise Verhältnisse zwar verbessern, aber doch nicht gründlich ändern können, denn es steht unter denselben Bedingungen. Auch das *Fridrich-Wilhelms-Hauptgestüt zu Neustadt a. d. D.* kämpft mit den Eigentümlichkeiten des Bodens, der sandig, kalkarm und zu nass ist, sodasz eine für die Entwickelung starkknochiger, groszer und edler Pferde unbedingt notwendige Narung nicht zu schaffen ist. Die Bemühungen der Regierung, dise Verhältnisse zu bessern, sind bei aller Energie doch nicht von entsprechenden Resultaten belont worden. Neustadt hat daher auch nie eigent-

liche Karossiers erzeugt, obschon dis bereits im Jare 1805 durch Landstallmeister Strubberg beabsichtigt wurde, der zu widerholten Malen von England Halbblutstuten holte, um das im Gestüt vorherrschende arabische Blut zu verändern, dagegen die Vollblutstuten reducirte. Nach dem Jare 1815 sind jedoch vorwaltend wider englische Vollblutpferde eingefürt worden. Für Liebhaber des arabischen Blutes hat Neustadt demnach einen Rückschritt gemacht. Diejenigen, welche dem englischen Blut huldigen, können die dortigen Versuche mit dem lezteren jedoch als misglückt ansehen, wofür die Verlegung der Hauptvollblutzucht der königlichen preuszischen Gestüte im Jare 1866 nach Graditz spricht. — Neustadt producirt aber dennoch einen dauerhaften und gängigen, mittleren und leichten Wagen- und Reitschlag, den wir nicht entberen können und der vorteilhaft auf den grösten Teil der märkischen Landespferdezucht, den der sogenannten „Sandhasen“, eingewirkt hat. Für die Oderniderung, für die pommersche und magdeburgische Grenze würde man durch Ankauf stärkerer Beschäler die Zucht daselbst wol rationeller gehoben haben. Es ist auch von den Züchtern leztgenannter Distrikte oft genug nach massigeren Beschälern verlangt worden, sie haben aber nicht genügend Gehör gefunden, und darum ziehen vile von ihnen nur noch wenig Folen, manche gar keine mer.

Als bedeutende Privatzüchter sind zu nennen: die Herren v. Arnim (Kröchlendorf und Neuensund) Keibel, Flügge, Collin, v. Romberg, v. Stechow und Graf Willamowitz.

Eine eigentümliche Stellung gegenüber der Pferdezucht der Mark nimmt **Berlin** ein. Irgend eine Beziehung auf die landschaftliche Zucht tritt hier, wie das dem Wesen der Groszstadt entspricht, natürlich nicht hervor. Es ist ein interprovinzialer, ja internationaler Karakter, welcher den dort vorhandenen Pferden zuzusprechen ist. Dis wird schon durch deren Masse bedingt. Gab es doch i. J. 1870 (abgesehen von den Militärpferden) 14,924 Pferde in Berlin, darunter 532 zum Teil hochedle Reitrosse. Dazu kamen 3892 Gespannpferde von Privatleuten, 145 Pferde für 18 Pferdeeisenbanwaggons, 1147 Pferde für 130 Omnibus, 385 Pferde für 202 Torwagen und 7176 Pferde für 3588 Droschken. Das Farerpersonal des öffentlichen Furwerks beträgt 150 Conducteure und 5000 Kutscher. — Im Juni 1870 wurde zu Berlin eine erste grosze Pferdeausstellung nebst Pferdemarkt, verbunden mit Verlosung u. s. w. auf dem neuen Vihhof

des Dr. Strousberg vor dem Hamburger Tore eröffnet. Sie zerfiel in drei Abteilungen: die Pferdeausstellung, die Ausstellung der Wagen, Geschirre, Far- und Reitutensilien und die Ausstellung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte. Die Pferdeausstellung war mit 592 Pferden der verschiedensten Rassen beschickt, welche teils von Pferdehändlern, teils von Privatzüchtern und Besizern ausgestellt waren. Zur Verlosung wurden 82 Pferde und 3 Equipagen erworben, auszerdem aber noch etwa 200 Pferde gekauft, darunter von der königlichen Gestütsverwaltung für 8000 Taler.

Im Jare 1816 zälte man in der ganzen Mark Brandenburg nur 162,459 Pferde, darunter 23,420 Folen; 1834 waren es 170,190 resp. 24,532 Stück; und 1849 hatte sich die Zal auf 193,128 Pferde mit 26,261 Folen gesteigert. Die Gesamtzal i. J. 1867 betrug 246,093 Stück, welche im Einzelnen folgenden Rubriken angehörten.

Mark Brandenburg.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Potsdam	5423	6244	6660	18327	483	3113	91725	9333	23715
Frankfurt	4390	5548	5676	15614	245	2107	71012	3306	7113
Summa	9813	11792	12336	33941	728	5220	162737	12693	30828

Dasz die Provinz und insbesondere der Regierungsbezirk Frankfurt (diser mit 83,3 Prozent) in der Zuname an Folen so günstig steht, ist ein gutes Zeichen gestigener Regsamkeit. An Remonten gab die Provinz durchschnittlich in den lezten Jaren 400 Stück. — Auf die Quadratmeile der Provinz kommen 340 Pferde.

Schlesien.

Das schlesische Pferd war früher überwigend klein, zwar besser genärt, breiter und voller aber auch langrückiger und weniger zäh als das preuszische und posen'sche. Grösze, normaler Bau und Gängigkeit waren schwach bestellt; schlechte Beinstellung, felerhafter Gang und weiche Rücken herrschten vor. Wenn aber auch in Schlesien nicht gleiche nationale Neigung zur Pferdezucht besteht wie in Posen und Preuszen, so befast sich doch der respectable schlesische Bauerstand immerhin gern

mit ihr, und bei seiner Geneigtheit, den von der Gestütverwaltung und gröszeren Züchtern gegebenen Ratschlägen und Anregungen verständig zu folgen, würden die Ergebnisse seiner Zuchten sicherlich nicht nur wie jezt quantitativ, sondern auch qualitativ günstiger ausfallen, wenn nicht fast überall die von den groszen Grundbesizern einseitig betribene Zucht englischen Vollblutes so wenig geeignet wäre, grade den örtlichen Verhältnissen zu genügen. Doch ist namentlich der mühsam tätigen Verwaltung des Landgestütes *Leubus* (160 Beschäler) schon vil Gutes zu verdanken, sodasz die Remontemärkte allmälig besser und ergibiger ausfallen. Vor zehn Jaren wurden ungefär 150 Stück, in den lezten beiden Jaren 250 Stück gekauft. — Als bedeutende Privatzüchter sind zu nennen: Herr Kramsta, die Herzoge von Schleswig und von Ratibor, Fürst Plesz, die Grafen Renard, Goschin und Henkel-Donnersmark sowie Herr v. Heydebrand und Lasa. — Im J. 1816 zälte Schlesien 159,912 Pferde, von denen 22,825 Folen; 1834 waren es 166,034, bezüglich 24,498 Stück; 1849 war die Zal auf 192,818 Pferde gestigen, von denen 27,113 Folen, und im Jare 1867 betrug die Gesamtzal 260,657, die sich im Einzelnen folgendermaszen verteilten:

Provinz Schlesien.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Breslau	4546	5594	5564	15704	495	2804	67252	5443	10279
Liegnitz	5354	6480	5046	16880	245	2821	69191	3486	7015
Oppeln	1050	1481	2125	4656	74	539	43412	3945	6416
Summa	10950	13555	12735	37240	814	6164	179855	12874	23710

Auf die Quadratmeile der Provinz kommen 356 Pferde.

Provinz Sachsen.

Die Pferdezucht der Provinz Sachsen steht quantitativ auf derselben Stufe wie 1816; der industrielle Bezirk Magdeburg ist sogar zurückgegangen, wärend Merseburg und Erfurt einige Zuname aufweisen. Der Boden, wie die ganze Art des landwirtschaftlichen Betribes der Provinz bedingen vorherrschend einen starken Arbeitsschlag; Hengste eines solchen besizt aber das Landgestüt zu *Repitz* unter seinen 85 Beschälern ser we-

nige. Diser ungünstige Umstand ist auf die Eigentümlichkeit des Hauptgestütes *Graditz* zurückzufüren. Dis Gestüt züchtete schon unter churfürstlich sächsischer Verwaltung einen Wagen- und einen Reitschlag. Ersterer wurde aus neapolitanischen und spanischen Pferden gebildet, der leztere aus Orientalen. Alle in Graditz geborenen Hengsfüllen wurden damals nach dem thüringischen Gebirgsgestüt Veszra gebracht, um ihnen dort durch die Gebirgsweide mer Nerv zu geben. Die Pferde zeichneten sich durch grosze Dauer und Lebenskraft aus und wurden zu den berümten sächsischen, wie dessauischen Parforcejagden vorwaltend gern geritten. Man war mit der Zucht allgemein zufriden. Im Jare 1815 fiel das Gestüt an Preuszen und erhielt unter Landstallmeister von Jagow Orientalen und Zweibrücker, namentlich aber englische Vollblutstuten. Dise Kreuzung scheint keine glückliche gewesen zu sein; denn von hier an verlor bereits das Gestüt an seinem alten Werte. Der um Graditz gelegene schwere Boden weist entschiden auf die Züchtung starken Halbblutes und schwerer Wagenschläge hin, und grade das wäre es auch, was die Provinz braucht. Lange Zeit aber hat die Gestütsverwaltung den Hauptaccent auf die Zucht von Vollblutrennern gelegt, was den Interessen der Landbevölkerung in keiner Weise entsprach. Allmälig sahen die Landwirte das ein und entschlossen sich zur Selbsthilfe und zur Gründung von Zuchtvereinen, für welche auch der Stat unterstüzend mit eintritt. So wurden denn ser vile hannoversche und dänische Folen eingefürt und aufgezogen, und seit etwa zehn Jaren ist auch der Import von Ardenner-Pferden auszerordentlich stark, sodasz er z. B. der jüngst in Erfurt stattgehabten Ausstellung des „Mitteldeutschen Pferdezuchtvereins" gradezu den Karakter gab. Ueberhaupt ist Einfur voluminöser Tiere aus aller Herren Länder das Bezeichnende für die Provinz, ist auch in der neusten Zeit des Runkelrüben- und Fabriken-Reichtums entschiedene Modensache geworden. — Als hervorragende Privatzüchter sind zu nennen: Herr v. Nathusius-Hundisburg, ein hippologischer Name von allgemeinster Bedeutung auch auf den Gebieten der Vereinstätigkeit und der Literatur, sowie die Grafen v. Alvensleben und v. Seydewitz. Gern machen auch die Bauern mit breiten wolgenärten Ackerpferden Stat, und nicht selten wälen sie dazu Hengste. — An Remonten lifert das Land etwa 325 Stück.

Im J. 1816 zälte die Provinz Sachsen 129,324 Stück, von denen 22,825 Folen; 1834 stig die Zal auf 144,196, resp. 24,131,

1849 auf 150,962, bezügl. 19,708. Schon hier ist eine Abname der Folen zu bemerken. Im J. 1867 betrug die Gesamtzal der Pferde 177,204, welche sich wie folgt gruppiren.

Provinz Sachsen.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Magdeburg	3275	4177	4401	11853	134	3421	59103	4066	7046
Merseburg	2141	2766	3088	7995	136	1041	51929	3982	5136
Erfurt	811	1094	1080	2985	30	458	14935	1122	1832
Summa	6227	8037	8569	22833	300	4920	125967	9170	14014

Auf die Quadratmeile der Provinz kommen 387 Pferde.

Schleswig-Holstein.

Das Pferd Holsteins hat runde volle Formen und grosze Hufe, einen ausdrucksvollen Kopf, meist mit Ramsnase, einen stärkeren aber längeren Hals als die dänischen Pferde, die ihm an Ausdauer vorangehen. Die gedrungenen Tiere aus dem Gestlande verdienen den Vorzug vor denen aus den Marschen. Holstein gibt den Beweis, dasz Rindvih- und Pferdezucht ser wol auf demselben Boden nebeneinander bestehen können; ja nicht selten wurden sogar seine Pferde den Mecklenburgern vorgezogen, grade weil sie in Folge der grasreichen Weiden schon im vierten Jar die volle Grösze erreichten, wobei man allerdings übersah, dasz dise Futterung keineswegs die Muskelkraft befördert. — In Betreff der Zucht hatte sich der Herzog von Augustenburg durch Errichtung eines mit bestem englischen Blut besezten Gestüts Verdienste erworben und eine Anstalt geschaffen, die troz ihres kurzen Bestehens (denn die politischen Katastrofen zerstörten sie) zu den musterhaftesten Europas gehörte. In neuerer Zeit hat Graf Schimmelmann auf Ahrensburg ein orientalisches Gestüt angelegt.

Das im J. 1868 eingerichtete Landgestüt *Plön* zält 35 Beschäler. Sie entsprechen jedoch weder dem Geschmack noch den Ansprüchen der Züchter, weil sie mit ihrem edlen Blut und schöneren Formen für weniger wirksam erachtet werden, als solche, die zugleich recht stark, also dem Typus der Stuten entsprechend sind. Die Regierung ist jezt bestrebt, solchem Begeren

entgegen zu kommen; denn aus dem vorhandenen tüchtigen Stutenstamm ist, zumal für Zugzwecke, sicherlich vil zu machen. Der ser verdiente Herr Claus Olde in Hamburg hat den Absichten der Regierung durch Stellung guter Hengste anerkennenswerte Hilfe geleistet und die höchst strebsamen Bauern zu neuer Tätigkeit angeregt. — 1845 zälte man in Holstein 70,000, in Schleswig 55,000 Pferde, und es konnten järlich über 1000 Stück ausgefürt werden. Militärpferde aber lifert die Provinz im Verhältnis zu ihrer Productionsfähigkeit, schon wegen der angedeuteten Eigentümlichkeiten ihres Schlages, noch vil zu wenig; doch gewinnt der Remonte-Ankauf mer und mer das Vertrauen der Züchter und ist bereits von 44 auf 96 Stück gestigen. — Die Gesamtzal der Pferde i. J. 1867 betrug 152,691 Stück, welche sich im Einzelnen folgendermaszen verteilen.

Provinz Schleswig-Holstein.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Kiel	5508	5705	5046	16259	277	3619	53694	2453	3349
Schleswig	4991	5071	3899	13961	251	3899	48972	1209	3148
Summa	10499	10776	8945	30220	528	7518	102666	3662	7097

Auf die Quadratmeile der Provinz kommen 473 Pferde, nächst Preuszen der stärkste Besaz.

Provinz Hannover.

Wir haben bereits früher geschildert, wie schon von alter Zeit her an Niderelbe und Weser eine umfängliche, mit Verstand, Fleisz und Neigung betribene Pferdezucht blühte und wie dise Gegenden, troz des Mangels eines eigentlichen Stammgestüts, im vorigen Jarhundert und zu Anfang des laufenden eine Hauptquelle für die Versorgung Deutschlands, Frankreichs, ja selbst Italiens mit Kriegspferden bildeten. Auch darauf haben wir hingewisen, dasz dise Landschaften im Verein mit Oldenburg und Holstein vorzugsweise die Remonten der schweren Kavallerie Preuszens stellten, bis der inländische Ankauf bei uns obligatorisch wurde. — So erscheinen also die Leistungen Hannovers bis zur französischen Invasion in der Tat als ganz auszerordentliche. Es war das möglich, weil die nidersächsischen bäuerlichen Züchter

bei änlicher Wolhabenheit wie im nahen Westfalen, mer Geschäft aus der Zucht machten, mer Neigung dazu hatten und daher warscheinlich auch mer Intelligenz und Vorwärtsstreben entwickelten. — Das westfälische Königreich von Napoleons Gnaden hegte für Pferdezucht kein Interesse und so machte dise sowol in qualitativer, wie in quantitativer Beziehung bedauerliche Rückschritte. Nachdem indes die französische Herrschaft aufgehört hatte, wandte die hannoversche Regierung Alles an, die Pferdezucht wider zur Blüte zu bringen, und da die Celler Beschäler an Anzal nicht genügten, so wurden auch noch die Hengste des königlichen Marstalles*) und des königlichen Gestüts zu *Neustadt am Solling* zum Decken herangezogen, wie das ja auch wärend der Verbindung des Kurlandes mit England der Fall gewesen war. Nun aber wurde dem englischen Vollblut, das auch die Offiziere der englisch-deutschen Legion vilfach in's Land brachten, ganz überwigender Einfluss eingeräumt — nach dem eigenen Urteil dortiger Züchter nicht grade zum Vorteil des Landes. Wenn auch in dem mit groszem Geschick und nach consequent durchgefürten Prinzipien geleiteten Landgestüt in *Celle*, (i. J. 1840: 250, 1864: 228, jezt 220 Beschäler), zumal unter der Direction des Landstallmeisters v. Spörken, mit Sorgfalt darauf gesehen wurde, grosze, starke und muskelkräftige Hengste anzuschaffen, so hat deren Verwendung im Lande doch nicht immer den Erwartungen entsprochen, und im Vergleich zur Vorzeit gibt es jezt mer ele-

*) Der königlich hannover'sche Marstall war namentlich zu Anfang der vierziger Jare hochberümt und ein Pilgerzil aller Hippologen. Stallmeister T. H. erzält, wie er 1841 einer Wagenpferd-Parade durch den Oberstallmeister v. Spörken zu Hannover beigewont habe, „einer Parade, wie sie wohl an keinem andern Stalle vorgekommen sein möchte! — Ich sah u. A. den Staatszug der Weiszgeborenen, lauter schöne Hengste mit Langschweifen, zu acht vom Bock mit einem Vorreiter, sehr geschickt gefahren; ferner den Isabellhengstzug, gleichfalls Langschweife, der zu zwölf Hengsten den zweiten Staatszug bildete, ebenso in Volten und Wendungen — zu acht vom Bock mit einem Vorreiter — vorfahren. Dann den Postzug der Falbenhengste, Kurzschweife zu acht, ebenso darauf den Postzug der Mausefalbenhengste, zu acht, ebenfalls durch einen Kutscher und einen Vorreiter geleitet. Weiter drei Postzüge der braunen Hengste. Kurzschweife, zu sechs; zwei Postzüge Rappenhengste, Kurzschweife zu sechs; einen Postzug von braunen Stuten, Kurzschweife zu sechs; zwei Postzüge Rappenstuten, Kurzschweife zu sechs. — Im königlichen Palais standen auszerdem noch zwei Leibpostzüge, der englische Blauschimmelzug, Kurzschweife, dreizehn Pferde stark, und der Isabellstutenzug, denen man auch seine schönen langen Schweife genommen und sie englisirt hatte. Auszer diesen sah ich noch einen Maulthierzug, der die Arbeitsfuhren zu machen hatte. Ein jeder Postzug bestand aus neun bis zehn Pferden und der gesammte hannoversche Hof-Wagenstall besasz daher damals, ohne einen Fuchszug des Kronprinzen dazu zu rechnen, sechzehn sehr starke und vortreffliche Züge aus den verschiedensten Wagenpferdgattungen bestehend.“ (Deutsche Pferdezeitung.)

1857 waren im Marstall und dem Gestüte des Königs 371 Pferde.

gante Reitpferde als tüchtige Zugpferde, deren Zucht, des vilfachen Begers wegen, sich besser rentiren dürfte. (E. O. Mentzel.) Immerhin ist in Hannover die Ueberfeinerung durch das englische Blut bei Weitem nicht so bemerkbar als z. B. in Mecklenburg, weil dort die Zucht vorherrschend von den kleinen Leuten betriben wurde, welche die Tiere naturgemäsz aufzogen, wärend in Mecklenburg das Rennblut leidenschaftlich protegirt und das junge Tier einjärig in Training genommen wurde. Pferdekenntnis und Liebhaberei sind ser verbreitet in Hannover, auch bei den kleineren Gutsbesizern. Auf dem Lande wird daher in den Gegenden der Leine, Aller, Weser und Elbe die Zucht mit günstigem Erfolge betriben. Es ist ein starker Mittelschlag von schlankem Wuchs. Besonders geschäzt werden, wol grade des Gegensazes wegen, die sogenannten „schwarzen Haidehengste", gedrungene kraftvolle Tiere, wie sie für Post und Landwirtschaft nicht besser zu wünschen sind. Doch wigen die Luxuszuchten unleugbar vor und beherrschen den Markt. Daher blüht der Privathandel und steigert die Preise, und auch für die Armeebedürfnisse findet sich gute Ware, sodasz in diser Beziehung Hannover der Provinz Preuszen am nächsten kommt. In den drei Jaren, seitdem der Remonte-Ankauf dort besteht, sind järlich 8 bis 900 Stück angekauft worden.

Eine ganz besondere Stellung nimmt **Ostfrisland** ein. Dis zieht von Alters her seine trefflichen H a r d t r a v e r, und in disem Lande blüht überhaupt die Zucht eines starken groszen Schlages seit Jarhunderten ruhig fort; denn sie wurde auch in wirren Zeiten dadurch geschüzt, dasz die Landstände eigne „Körmeister" hielten und schon ser früh zur Verbesserung der Zucht Prämien aussezten. Ostfrisland hatte daher bereits am Anfange dises Jarhunderts eine Ausfur von ganz hervorragender Bedeutung, und in Bezug auf reichen Pferdestand steht auch heut noch die Landdrostei Aurich nächst der Provinz Preuszen in erster Linie im ganzen State, ja in Bezug auf die verhältnismäszige Füllenzal übertrifft sie selbst jene Provinz um das Doppelte. O n e Ostfrisland würde die Provinz Hannover nur 286 Pferde auf die Quadratmeile zälen, folglich unter den preuszischen Provinzen zwischen dem Rhein und Hessen die vorlezte Stelle einnemen; m i t jenem Bezirk kommt es auf 305 — immer noch auf vil weniger als die benachbarte Provinz Sachsen, welche freilich ungleich mer gutes Kulturland besizt, als Hannover mit seinen ausgedenten armseligen Haideflächen im Lüneburgschen und Osna-

brückschen. Im J. 1857 zälte Hannover 210,000 Pferde, wovon 4078 Hengste und 59,217 Folen. 1867 betrug die Gesamtzal 212,905 Pferde, welche sich folgendermaszen verteilten:

Provinz Hannover.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Landdrostei.	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Hannover	1352	1751	1903	5006	46	815	25161	1167	2919
Hildesheim	958	1858	2250	5066	39	491	25151	1464	1908
Lüneburg	2101	2564	2779	7444	244	1217	32178	936	2207
Stade	3521	3835	3626	10982	84	2306	28757	606	1445
Osnabrück	1006	1058	1206	3270	34	332	21555	574	583
Aurich	3096	3625	3625	10332	44	2877	14110	707	848
Summa	12034	14677	15389	42100	491	8038	146912	5454	9910

Hessen-Nassau.

Hessen zieht kräftige und ausdauernde Zugpferde, die besten im Kreise Schaumburg und im Schwalm- und Ebersdorfer-Grunde. Es deckt annähernd seinen Bedarf und lifert etwa 60 Remonten järlich. — Nassau ist für die Pferdezucht ganz unbedeutend. Das Landgestüt zu *Dillenburg* hat 90 Beschäler. — I. J. 1859 zälte man in Kurhessen 41,671 Pferde, wovon 7641 Füllen, in Nassau 1861: 13,055 Pferde. I. J. 1867 hatte die Provinz Hessen-Nassau mit im Ganzen 71,054 Pferden nur 251 Stück auf der Quadratmeile, also den schwächsten Besaz im ganzen State. Auf dise nidrige Zal influirt vorzugsweise der Regierungsbezirk Wiesbaden. Im Einzelnen verteilten sich 1867 die Pferde Hessen-Nassaus folgendermaszen:

Hessen-Nassau.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Cassel	2703	2965	2832	8500	122	2354	36310	1857	3609
Wiesbaden	222	234	304	760	12	316	11995	2332	2887
Summa	2925	3199	3136	9260	134	2670	48305	4189	6496

Westfalen.

Für den Freund deutscher Pferdezucht ist es ein schmerzliches Gefül, den Rückschritt einer Provinz constatiren zu müssen, die sich eines altbewärten, wolerworbenen und Jarhunderte lang festgehaltenen guten Rufes in Bezug auf ihre Zucht erfreute, in unserem Jarhundert aber leider nur allzu conservativ gebliben ist, so dasz in keiner Weise irgend ein Fortschritt ihrer Pferdezucht zu bemerken wäre. Wir müssen etwas weiter ausholen, um dises Versagen zu erklären, und folgen dabei vornemlich den sachkundigen Ausfürungen des verstorbenen Generals Roth von Schreckenstein.

Wir haben bei den Betrachtungen der Pferdezucht früherer Jarhunderte widerholt des ausgezeichneten westfälischen halbwilden Gestüts von *Duisburg* gedacht. Zu Ende des vorigen und zu Anfang des jezigen Jarhunderts stand es noch in voller Blüte, und in strengen Wintern wurden sovil Pferde als möglich eingefangen, und in Angermund und Düsseldorf aufgestellt; — auch standen im Winter stets in den Gemarken Heuschober zur Fütterung der Gestütpferde, die von mittlerer Grösze waren, vil Aenlichkeit mit polnischen Gestütpferden hatten, und im Lande als äuszerst dauerhafte Reitpferde so hoch geschäzt wurden, dasz man die besseren nicht selten mit 60 und 80 Karolin bezalte. Murat, als Groszherzog von Berg, versah sich reichlich mit den schönsten Pferden aus dem Duisburger Gestüte, und legte groszen Wert auf dieselben, nachdem er ihre Schnelligkeit und Ausdauer in mereren Feldzügen auf die härtesten Proben gestellt hatte.

Leider wurde dise Würdigung dem Duisburger Gestüt von der schnell vorübergehenden Regierungsgewalt des Jares 1814 nicht zu Teil; hastig wurde es aus oekonomischen Rücksichten zu Grabe getragen und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, indem man die vorhandenen Stammpferde verschleuderte und nicht im Geringsten daran dachte, disen dauerhaften uralten Pferdestamm zu erhalten, überhaupt nichts tat, um den Grund zu etwas Besserem und Zeitgemäszerem zu legen. Die nächste üble Folge dises Verfarens war unstreitig die, dasz die preuszische Regierung kein landesherrliches Gestüt mer zwischen Weser und Rhein vorfand, wodurch es sich also in den ersten Fridensjaren nicht blos um die Verbesserung eines vorhandenen Gestüts, sondern um die Errichtung eines ganz neuen kostspiligen Etablisse-

ments diser Art, aus dem acclimatisirte Landbeschäler hervorgehen konnten, handelte.

Auszer dem Duisburger Gestüt erfreute sich von Alters her der Stamm der *Emscher Brüche* eines ausgezeichneten Rufes, ebenfalls halbwilde Pferde, die einst vom Rhein bis in's Münsterland verbreitet waren, und noch in den napoleonischen Kriegen gegen Spanien und Ruszland treffliche Dienste leisteten. Aber auch disem Schlag liesz man nur wenig Huld angedeihen, sodasz er zum groszen Teil verkümmerte und nur noch in geringer Zal in der Davert, den Emscher Brüchen und der Letter Mark vorhanden ist.

Die vorzüglichsten Zug- und Arbeits-Pferde Westfalens waren aber die früher schon von uns besprochenen *Münsterschen Kleipferde*, die sich auch von den übrigen groszen und starken Landpferden, welche meist Nachkommen holländischer oder ostfrisischer Hengste sind und von den Bauern *Dubbelte* genannt werden, so durchaus unterschieden, dasz man sie von jeher als einen bestimmten Stamm aufgefast und sie oft als den eigentlichen Grundtypus des deutschen Urpferdes betrachtet hat. Aber wenn dis treffliche Kleipferd auch noch heut vil gesucht — und daher natürlich auch gefunden wird, und wenn man auch auf Rossmärkten oft genug den Verkäufer rufen hört: „Es ist, auf Glauben, ein altes ächtes Kleipferd!“ — so ist diser Schlag in Warheit doch ser selten geworden, und war schon selten im ersten Jarzehnt unseres Jarhunderts, sodasz auch aus ihm heraus eine selbständige Regeneration der westfälischen Pferdezucht nicht zu hoffen stand.

Mit dem Erlöschen diser alteinheimischen Schläge und mit der Vernichtung des Duisburger Gestütes war in dem Landstriche zwischen Weser und Rhein sowol für die Regierung als auch für das Landvolk jeder Anknüpfungspunkt für eine veredelte Zucht geschwunden. Zwar wurde von Seiten der Militärbehörden merfach von 1817 an der gänzliche Verfall der westfälischen Zucht zur Kenntnis des Königs gebracht; aber die Statsmittel reichten damals noch nicht für grosze Reformen aus, und das Land blib auf einzelne Privatunternemungen, wie die des Ober-Präsidenten von Vinke, des Grafen Nesselrode, des Freiherrn von Twickel und von Fürstenberg und — auf den Zufall angewisen. Als solcher ist es zu betrachten, dasz beim Durchmarsch der Ueberreste der spanischen Division des Marquis de la Romana, im Herbst 1808, eine zimliche Anzal von andalusischen Hengsten

eingetauscht wurde, die in der Folge als Beschäler von den Landwirten benuzt worden sind, weil es eben durchaus an edlen Hengsten felte und der Gedanke an eine Verbesserung der inländischen Pferderasse durch spanische Hengste sich noch aus der Vorzeit bei dem Landvolke erhalten hatte.

Endlich trat das für Westfalen und Rheinland bestimmte Landgestüt zu *Warendorf* (zur Zeit 75 Beschäler) in's Leben. Nun felte aber den aus den östlichen Provinzen herbeigeschafften, zum Teil sogar mangelhaften Landbeschälern der gute Ruf, welcher dem Duisburger Gestüt seit Hunderten von Jaren zur Seite stand und welchen man ser leicht hätte steigern können; daher begann sogleich ein Kampf mit den Vorurteilen des Landvolks, den noch heut das königliche Landesgestüt nicht vollkommen durchgekämpft hat, obgleich von Seiten des States in der Tat grosze Opfer gebracht worden sind. Allerdings waren jene Vorurteile und Abneigungen zum Teil gerecht, da die meisten Beschäler des Regierungsgestüts wenig zu dem vorhandenen Stutenschlage pasten — ein Uebelstand, der an sich grosz war, durch hergebrachte Feler der Aufzucht, namentlich durch Mangel an Bewegung der Folen, aber noch vermert wurde. Die landwirtschaftlichen Vereine gossen Oel in's Feuer. Man glaubte, durch Ankauf kolossaler Hengste one Rücksicht auf Rassenconstanz und Bau zu bessern und hatte ganz elende Resultate.

Diser Kampf mit ungünstigen historischen und örtlichen Verhältnissen hat den Fortschritt der westfälischen Pferdezucht unsicher und ungleich gemacht, obgleich das Klima, die Oertlichkeit, die Verteilung des Landbesizes, namentlich aber die angeborene Neigung des Nidersachsen, der ja nicht umsonst das springende Ross im Wappen seines Landes fürt, die Zucht des edlen Tieres höchlichst begünstigen. Der Westfale sezt seinen Stolz darin, vile Pferde zu haben, und es sind Oekonomen, die den Boden durch Ochsen bearbeiten wollten, gelegentlich daran gescheitert, dasz sie keine Knechte für ihre gehörnten Gespanne finden konnten. Aber troz diser zähen Beharrlichkeit, oder vilmer grade *wegen* derselben, geht die Pferdezucht Westfalens zurück. Denn die Freude an flotten, vorwärts stürmenden, jedes Hindernis nemenden Pferden, wie sie etwa die edelblütigen Landbeschäler empfelen könnte, existirt in Westfalen nicht und wird sich auch nicht hervorrufen lassen. Die Eigenschaft der Gewandtheit und Schnelligkeit hat keinen besonderen Wert, wo alte Gewonheiten in bedächtiger, ruhiger Handlungsweise wurzeln,

wo jede Uebereilung der Weise des Volkstums widerspricht. — Nach allen Seiten ratlos, hat die Neigung zur Zucht abgenommen. Sie genügt wol dem eigenen Bedarf; in den Handel kommt aber nur wenig, und die Ware past mer für den Zugdienst als für die Armee. Die geringe Ergibigkeit der Remontemärkte hat sogar zu deren Einschränkung und zur Aufhebung des Remonte-Depots Mentzelsfelde gefürt.

Im Jare 1816 zälte Westfalen 125,848 Pferde, wovon 23,550 Füllen; i. J. 1834 waren es 123,692, resp. 20,836; i. J. 1849: 124,919 resp. 18,565; im Jare 1867 betrug die Gesamtzal der Pferde Westfalen's 124,788. Dise verteilten sich folgendermaszen:

Provinz Westfalen.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Münster	2540	2712	2442	7694	148	1140	36106	1024	1846
Minden	1340	1690	1745	4777	47	755	29840	810	1765
Arnsberg	1385	1447	1734	4616	107	1252	26629	3929	2303
Summa	5265	5901	5921	17087	302	3147	92575	5763	5914

Auf die Quadratmeile kommen 340 Pferde, wie in der Mark Brandenburg. — Die Grafen von Fürstenberg und von Westfalen sind als Privat-Gestütsbesizer zu nennen.

Rheinland.

Wenn man die Pferdezucht der Rheinprovinz in's Auge fast, so erkennt man, dasz in disen vilumworbenen Gebieten der historische Prozesz schneller ging als anderwärts. Von den Zuchten, die vor ein- und zwei Jarhunderten dort geblüt, ist nichts mer vorhanden. Vorwaltend erscheinen das schwere plumpe lütticher Blut, die eifeler und ardenner Schläge, lauter Tiere, die nur Schritt gehen und zur Vermittlung des bergmännischen Verkers zum Frachtdienst, wie zur Arbeit in fettem Lemboden wol geeignet sind. Dankbar benuzt die Provinz zur Züchtung solcher schweren Schläge auch die vom Landgestüt *Wickerad* dargebotenen Hengste brabanter Rasse. Das Gestüt hat zur Zeit 70 Beschäler. Die Pferdezucht nimmt übrigens beständig zu, namentlich in den Regierungsbezirken Köln, Koblenz und Trier. Dennoch kommen auf die Quadratmeile der Provinz nur 298 Pferde, wobei sich Koblenz am ungünstigsten stellt. Die Zer-

splitterung des Bodens in lauter kleine Besizungen, der hohe Wert desselben und das meist gebirgige Terrain, auch der Preis der Ernärungsmittel erschweren die Zucht und allein der unabweisbare Bedarf an groszen und starken Pferden, die von auswärts nur mit bedeutenden Kosten zu beziehen sind, erhält sie überhaupt noch. — I. J. 1816 zälte die Rheinprovinz überhaupt 94,564 Pferde, von denen 12,651 Füllen waren; 1834 waren es 113,586, bezügl. 15,247, 1849: 121,815, resp. 14,505. — I. J. 1867 betrug die Gesamtzal der Pferde der Rheinprovinz 146,240 Stück, welche sich folgendermazen verteilten:

Rheinland.	Folen, geboren i. J.				Aeltere Pferde und zwar				
Regierungsbezirk	1867	1866	1865	Summa.	Zuchthengste.	Zur Zucht benuzte Stuten.	Vorzugsweise in der Landwirtschaft beschäftigte Stuten.	Lastpferde.	Andere Pferde.
Köln	672	714	679	2065	37	429	16390	2219	3260
Düsseldorf	1335	1325	1518	4178	164	1239	31171	4997	4260
Koblenz	479	636	655	1770	35	425	14788	1765	1796
Trier	1650	1667	1421	4738	212	1049	21260	2205	2722
Aachen	904	1101	1028	3033	66	641	15535	2418	1373
Summa	5040	5443	5301	15784	514	3783	99144	13604	13411

Wir gehen nun zur Betrachtung der **Zucht der kleineren norddeutschen Gebiete** über.

Mecklenburg.

Die weiten Koppeln dises Landes, auf denen nicht vil, aber ser gesundes Gras gedeiht, galten lange Zeit für das berümteste Pferdegebiet des Kontinents. Schon bei Besprechung früherer Perioden haben wir von dem edlen, kräftigen, gedrungenen Rosse der alten Mecklenburger Rasse gesprochen, disem Ideal eines Kampagne-Pferdes, das seine vortrefflichen Eigenschaften bis in das 20. Lebensjar bewarte. Kreuzung mit orientalischen Pferden (erst mit Beute aus den Türkenkriegen, dann mit Beschälern, die Herzog Wallenstein einfürte) hatte den Mecklenburgern disen Rum des edelsten deutschen Schlages erworben, und die Einfürung guter englischer Hengste von so mächtigen Formen wie „Herodot" hatte ebenfalls vortrefflich gewirkt. Tennecker sagt: „Kein Pferd schickte sich besser zur Fortpflanzung als das Mecklenburgische. Ein Hengst seiner alten edlen Rasse

mit guten deutschen Stuten gepart, müste Grund zu einem Stamme legen, der sich von Generation zu Generation verbesserte." — Das berümteste Privatgestüt diser alten Zucht war das von *Iwenack.* Der Krieg, besonders der Durchzug jener drei französischen Divisionen, die Blücher nach Lübeck verfolgten, zerstörte dise Krone der deutschen Pferdezucht. Aus den Resten hätte sie sich jedoch wärend des langen Fridens sicherlich neu erheben können, wenn nicht die verderbliche Anglomanie grade in Mecklenburg ihre grösten Triumpfe gefeiert hätte.*) Die Kreuzung mit englischen Rennern, welche in Mecklenburg um 1803 begann, und noch mer das Trainiren junger einjäriger Pferde hat ein feines, verbautes, mit Erbübeln behaftetes Tier erzeugt; — indes „das Pedigree" (Stammbaum) in einer Hand, in der andern die Rennbanberichte, hatte man die Ueberzeugung, im Besize des besten Bluts und geprüfter Leistung zu sein" — was schadete es da, wenn die Tiere sonst auch total unbrauchbar waren!? Wurden und werden sie ja trozdem für schweres Geld in alle europäischen Länder verkauft! — Deshalb hat auch die Pferdezucht Mecklenburgs groszartige Dimensionen und fängt erst in neuster Zeit an, abzunemen, ja noch immer steht Mecklenburg mit 15,4 Pferden auf 100 Menschen an der Spize der europäischen Pferdeländer. — Landgestüte sind in *Redefin* und *Neu-Brandenburg*, ein fürstliches Gestüt zu *Raben-Steinfeld;* aber das ganze Land, grosze wie kleine Gutsbesizer, züchten um die Wette. Um 1850 waren gegen 100 Rittergutsbesizer mit der Zucht edler Pferde beschäftigt und zogen järlich ca. 7–800 Folen. Dazu kommt noch die ausgebreitete Tätigkeit kleiner Landwirte. Beide Mecklenburg zälten 1859: 101,711 Pferde; die Einfur betrug 2198, die Ausfur 2583 Stück. — Ein wolhabender Bauer hält fünf bis zehn Arbeitspferde und daneben eine Anzal Mutterstuten und Folen, so dasz in einem Dorfe von etwa zwanzig „Vollhufnern" eine ser grosze Zal Pferde zusammenkömmt, die sich auf den Gemeindewisen tummeln. Jeder Hof schickt dazu einen tüchtigen Pferdejungen, dessen Amt eine beneidete Erenstellung ist. Wenn dise Burschen am „Maitage" zum erstenmale austreiben, so sizen sie one Sattel und Decke auf dem mutigsten Gaule, den die Linke mit leichter Trense regiert, indes die Rechte mit einer langen Peitsche knallt. Einige galopiren voran;

*) Das einzige Mecklenburger Gestüt, welches one jede fremde Bluteinmischung als reines Tochtergestüt von Iwenack galt, *Kl. Helle*, ist in neuester Zeit durch den Tod des Herrn v. Ferber zur Auflösung gekommen.

andere reiten zur Seite, um die Herde zu hindern, auszubrechen; und so braust der Schwarm mit Halloh vorüber. Auf der Weide wechseln die Burschen einander im Hüten ab; die anderen ligen im duftenden Grase und träumen — villeicht von den entschwundenen goldenen Zeiten der alten Mecklenburger Pferdezucht! —

Oldenburg

zält etwa 40,000 Pferde, sodasz ihrer 13,9 auf 100 Menschen kommen. Es zieht auf seinen fetten Marschweiden meist starke Tiere, die vom Medardusmarkte in Massen nach Frankreich und Italien ausgefürt werden und in Ostfrisland vilfach als Beschäler zur Verwendung kommen. Ihr Wachstum ist ser schnell, und ihre schwache Seite sind die bröcklichen Hufe. Es wurden vor zwanzig Jaren vil Yorkshire-Hengste eingefürt. Im Ganzen genommen ist das oldenburgische Pferd als Reitross weniger brauchbar wie als Kutschpferd, und das oldenburgische Dragoner-Regiment ist jezt durchweg mit ostpreuszischen Pferden beritten, die, meist im Freien herangewachsen, nicht so zarte Haut und festere Hufe haben.

Braunschweig.

Die altberümte Rasse des herzoglichen Gestüts zu *Harzburg* ist leider in der Franzosenzeit zerstört worden, doch sind auch seine jezigen Produkte, namentlich die Nachkommen des berümten Hengstes „Mirza“ durch Körperschönheit, Kraft und tüchtige Leistungen als Reit- und Wagenpferde gleich geschäzt. Für besonders gut gelten die Pferde von Vechelde und Thedinghausen. 1861 zälte das Herzogtum im Ganzen 25,871 Pferde.

Das 1824 gegründete Landgestüt hat vortrefflichen Erfolg. Der Schlag änelt dem Hannöverschen und ist nur etwas leichter.

Lippe.

Die Pferde des halbwilden Gestüts von *Sennerheide*, von dem wir schon widerholt berichtet, sind länger als 200 Jare nur unter sich gezüchtet worden. Mittelgrosz, mit kräftigen Glidern und vortrefflichen Hufen, gutmütig und ausdauernd, langsam wachsend, aber robust, genossen sie groszen Rufes. Das Gestüt ligt am südwestlichen Hang des Teutoburger Waldes in wenig bebautem Haidestrich an den Quellen der Ems und Lippe. Von

Anfang Dezember bis Mitte Mai wurden die Pferde bei Raufutter in *Lopshorn* aufgestellt, den grösten Teil des Tages jedoch in weite Hutungen gelassen, um sich Bewegung zu machen und jede Witterung gewont zu werden. Im Mai aber wurden alle Pferde auf die Weide getriben, und hier teilten sie sich bald in Rudel. Man fand sie meist auf den hohen Gebirgszügen, und Abends lagerten sie sich gewönlich an den westlichen Abhängen. Die Höhen sind, da das Waldgebirge scharf durchschluchtet ist, teilweis schwirig zu ersteigen; oft aber sah man die Rudel Pferde wie Rotwild über Klippen und Gründe sezen und in gestrecktem Galop die steilsten Hänge auf und nider eilen. Eine alte starke Stute fürte das Rudel, und es war ein prachtvoller Anblick, wenn dise schönen Tiere, die Fane hoch emporgereckt, mit fligender Mäne von Schlucht zu Schlucht vorüberbrausten. — Sie gehörten zu den edelsten Pferden Deutschlands; die mit der Rose gebrannten *Kronsenner* und die *Senner vom Holz* zeigten fast arabischen Typus. — In der Zeit der Anglomanie wurden aber auch in dises so rein gehaltene und originale Institut englische Pferde eingefürt, der halbfreie Zustand zum Teil in Stallpflege umgewandelt und dem Sennergestüt durch dise „Veredlung" der geschlossene Stammtypus und die Dauerbarkeit d. h. der eigentliche Wert genommen. — I. J. 1843 zälte man 9736, i. J. 1861 nur noch 8644 Pferde in Lippe.

Türingen

ist im Allgemeinen seit Jaren im Rückschritt und bereits auf ziemlich niderer Stufe angelangt. Früher hatte das Land Ausfur, jezt ist es auf Import angewisen und leidet entschiden Mangel an tüchtigen Arbeitspferden. Von fürstlichen Anstalten besteht im Weimar'schen Lande *Allstedt*, dessen Zuchtprodukte jedoch (namentlich Isabellen) höheren Gebrauchs-Anforderungen wenig entsprechen. — Coburg-Gotha hält herzogliche Privatgestüte zu *Kallenberg* und *Reinhardsbrunn* und eine Landbeschälanstalt, die nicht one günstigen Erfolg gebliben ist. — Im Herzogtum Meiningen schenkte man bis zum Jare 1849 der Landespferdezucht seitens des Herzoges besondere Aufmerksamkeit. Abgesehen von der Existenz des herzogl. Privatgestüts in *Altenstein*, das sachkundig geleitet, günstige Resultate ergab, wurden auf Antrib des Herzogs alljärlich Bauern-Rennen, Prämiirungen etc. veranstaltet, die zumal im Bezirk Kamburg

günstigen Einfluss ausübten. Seit 1849 ist es aber dort ebenso still geworden, wie in den **Schwarzburgischen** und **Reuszischen** Ländern. — Am meisten Sinn für Pferde und Pferdezucht herrscht noch im Herzogtum **Altenburg**, nicht bei der Regierung, wol aber in dem reichen Bauernstande des Ostkreises, der denn auch ein gutes Zuchtmaterial bewart hat, mit dem freilich bei sachgemäszer Behandlung ser vil mer als jezt geleistet werden könnte.

I. J. 1861 zälten sämtliche türingische Staten 43,477 Pferde.

Anhalt,

dessen Zuchtprodukt noch vor Jarzehnten ein gewisses Renomee in ganz Deutschland genosz, ist seitdem, wol nicht one Schuld der Landbeschälanstalt, ganz entschiden gesunken. I. J. 1861 zälte Anhalt 13,500 Pferde.

Auf dem nidrigsten Niveau der norddeutschen Pferdezucht steht anscheinend das

Königreich Sachsen;

denn hier ist sie wie nirgends anderswo dem Büreaukratismus verfallen. Unter solchen Verhältnissen kann auch das Landstallamt *Moritzburg* nichts Sonderliches leisten, und die einzige originale Zucht, welche dis „Königreich“ besizt: das oberlausizer *Haidepferd* wird in seiner Eigentümlichkeit durch Kreuzungen mit fremden Schlägen immer mer beschränkt. Sachsen zält etwa 91,000 Pferde, die meisten im Leipziger Bezirk. Auf 100 Menschen kommen $4_{,3}$ Pferde.

Groszherzogtum Hessen.

Dis Land ist Norddeutschland zuzuteilen, da sein Hauptgestüt *Neu-Ulrichstein* in Oberhessen ligt. Die 52 Beschäler desselben gehören mit Ausname eines Original-Percherons der anglonormännischen Rasse an. In *Darmstadt* ist ein Landgestüt. Die Zal der Pferde in dem Gesammtlande betrug 1862: 40,914 Stück, sodasz etwa $4_{,8}$ Pferde auf 100 Menschen kommen.

Wir wenden uns nunmer nach **Süddeutschland.**

Baden

zälte 1816: 71,821, 1853: 78,687, 1862: 72,830 Pferde, d. h. $5_{,2}$ Pferde auf 100 Menschen) und betreibt namentlich auf der Baar, der

Haardt und der Altenau die Zucht leichter Tiere. Die vil mit Hannoveranern und Mecklenburgern gekreuzten mittelgroszen Haardtpferde sind die ausdauerndsten und stärksten des Landes. Das Leibgestüt *Stutensee* litert gute Reit- und Wagenpferde, und auszer diser Anstalt besteht noch ein blühendes Landgestüt. Troz alledem ist die Zucht Badens für kavalleristische Zwecke nicht ausreichend und das Groszherzogtum empfängt deshalb in Folge eines besonderen Vertrages järlich 150 Remonten aus Preuszen.

Württemberg

hatte durch die französischen Kriege furchtbar gelitten, sodasz von den alten gut berufenen Stämmen seiner Pferdezucht nichts mer übrig gebliben war. Des jezt regierenden Königs Vater hat den Bestand jedoch mit warhaft fürstlicher Munifizenz und groszer Energie auf's Trefflichste regenerirt. Er betrachtete, durch seinen Geschmack, seine natürlichen Anlagen und seine persönlichen Schicksale geleitet, den Wunsch nach Begründung einer besonderen Rasse, welche durch Kreuzung inländischer und arabischer Abstammung entstehen sollte, fast als seine Lebensaufgabe. Die im Jare 1810 als Kronprinz von ihm angelegten Gestüte zälten allerdings bis 1816 nur 19 Pferde, unter denen sich ein einziger arabischer Hengst befand. Nach seiner Thronbesteigung im Jare 1817 liesz er aber sogleich auf den königlichen Domänen *Weil*, *Scharnhausen* und *Kleinhohenheim* Gestüte eröffnen und wandte sich an den Kaiser Alexander von Ruszland mit der Bitte, durch seine Vermittlung orientalische Pferde käuflich für ihn zu erwerben. Der Kaiser übernam bereitwillig den Ankauf und vermittelte die Absendung von zwei Transporten aus Persien und aus dem Kaukasus, deren einheimische Tiere den reinsten Blutrassen jener Länder entstammten. Im Widerspruch mit den bewärtesten Pferdezüchtern hielt der König stets an dem Grundsaz fest, dasz die guten Eigenschaften des Pferdes sich durch die Zuchtstuten von einer Generation auf die andere übertragen. Diser Grundsaz ist im Allgemeinen durch die bisher gewonnenen Erfarungen bestätigt worden, und noch heute bilden 5 arabische Stuten, Nachkommen aus jener Zeit, die Zierde des königlichen Marstalles. Seitdem sandte der König Wilhelm fast alljärlich seinen Stallmeister nach Aegypten, und liesz daselbst arabische Hengste und Stuten von hervorragendem Aeuszern kaufen, und noch im Jare 1866 fürte eine aus der Levante zurückkerende

Mission 2 Hengste und 3 Stuten, welche nach dem Tode des damaligen Vize-Königs Abbas-Pascha aus dessen Ställen erworben waren, in den königlichen Marstall zu Stuttgart. — Ebenso wie für Auswal und Heranbildung hatte der König Wilhelm auch reges Interesse für Pflege und Behandlung der Pferde und behielt sich in diser Richtung die oberste Leitung und Verwaltung seines Marstalles selbst vor; seine Fürsorge drang bis in die kleinsten Details, und fast alle Einrichtungen, welche Bezug hatten auf Fütterung, Puz und Wartung, gingen von ihm selbst aus.

Die königlichen Gestüte zälten am Schluss des sechsten Jarzehnts dises Jarhunderts 38 Hengste und 36 Zuchtstuten. Sie sind in ihrer Art einzig in Deutschland, und als ihren Früchten begegnet man in den königlichen Ställen dem edelsten arabischen Blut, aber in Rossen, welche gröszer und stärker als das importirte Originaltier sind und von deren auszerordentlicher Leistungsfähigkeit als Reitpferd der als Erfinder des „cheval mechanique“ bekannte Obrist Hamel in Stuttgart überraschende Proben gab. Die Schönheit und Tüchtigkeit dises Schlages beruht vornemlich darauf, dasz Württemberg sich allein in ganz Deutschland frei gehalten hat von der Anglomanie, one doch dabei wirklich g u t e englische Zuchttiere abzuweisen. — Neben den königlichen Gestüten gibt es noch 3 S t a t s g e s t ü t e in Württemberg, von denen *Marbach* hauptsächlich renommirt ist durch die erfolgreichen Kreuzungsversuche, die dort neuerdings zwischen arabischen Hengsten und normannischen Zuchtstuten ausgefürt worden sind. Auszer *Marbach* bestehn Gestütshöfe zu *Offenhausen* und *St. Johann*. Das württembergische L a n d g e s t ü t zält zur Zeit 270 Pferde, von denen 133 Hengste, 79 Stuten und der Rest Folen sind. Eine Menge trefflicher Beschäler gehen aus disem Gestüt hervor und befruchten die Stuten des Landmannes, die von mittlerer Grösze und von unterseztem gedrungenem Bau Folen von trefflichen Eigenschaften werfen, die herangewachsen in Bezug auf Leistungen den gröszeren norddeutschen Pferden keineswegs nachstehn. Besonders ausgezeichnet sind die zalreichen und weitverbreiteten Nachkommen des Landbeschälers „Sanspareil“, eines Fuchses; daher Württemberg, namentlich unter den Füchsen, vorzügliche Pferde aufzuweisen hat.

Zu s e r schwerer Arbeit freilich sind dise Landpferde mit adlig arabischem Blut in den Adern nicht brauchbar und daher findet für solche Zwecke eine Einfur statt, welche nebst dem Verkauf königlicher Gestütpferde am meisten dazu beiträgt den

Stuttgarter Frühjarsmarkt zu beleben, der nächst Frankfurt a. M. der bedeutendste Süddeutschlands ist und früher volksfestartig durch einen feierlichen Umritt eröffnet wurde, bei dem sich alle Verkäufer zu einem groszen Zuge vereinigten und unter Vorritt der Stadtgarde und einer Musikbande das Schloss und die Hauptstraszen begrüsten. Auf disem Markte sind in den lezten Jaren circa 500 württembergische Pferde in den Handel gekommen. Für dieselben wurden 20,000 Fl. gezalt, so dasz das einzelne Pferd im Durchschnitt auf 840 Fl. zu stehen kam. Noch tiefer in's Volksleben eingedrungen ist das 1817 gestiftete „landwirtschaftliche Hauptfest zu Cannstadt", welches in jedem September stattfindet und mit Tierschauen und Wettrennen verbunden ist. Leider bot lezthin die Pferdezucht kein erfreuliches und lebhaftes Bild bei disen Festen dar. Wie in so vilen Gegenden Deutschlands scheint auch in Schwaben wärend des lezten Dezenniums die Zucht zu lamen. Die Bevölkerung hat das auch erkannt und seit d. J. 1867 besteht ein „Pferdezuchtverein" der Bezirke Ravensburg, Leutkirch, Tettnang und Wangen, welcher den Zweck hat, die Zucht zunächst in disen Bezirken auf eine rationelle Ban zu bringen, sowie möglichst zu fördern und zu heben. Als Hauptmittel zum Zweck dient die Errichtung einer Folenweide; ferner werden der Ankauf und die Einfürung guter Zuchtstuten unterstüzt, dann bei abzuhaltenden Pferdeschauen und landwirtschaftlichen Festen Preise für Leistungen in der Pferdezucht verteilt; endlich aber werden bei den Versammlungen Vorträge über Pferdezucht gehalten. — Es gab in Württemberg i. J. 1816: 89,919, i. J. 1840: 99,038, i. J. 1861: 95,996 Pferde (incl. 16,285 Füllen), von denen die Hälfte dem Donaukreise zukommt. Auf 100 Menschen kommen 5,6 Pferde.

Bayern.

In den ehemals preuszischen Landen Anspach-Bayreuth blühte früher, wie wir gesehen, schon eine ausgezeichnete, weithin berümte Zucht, und in noch höherem Grade gilt dis von der Pfalz am Rhein, wo, wie berichtet, das kurfürstliche Gestüt von *Zweibrücken* einige Zeit den ersten Ruf in Deutschland genoss. Der Krieg hatte aber dise Anstalten zum grösten Teil zerstört, sodasz eine völlige Neubegründung nötig wurde.

Den königlichen Marstall besorgt man jezt aus *Rohrenfeld* und *Bergstetten*, wo anfangs (1820—50) vorzugsweise mit Eng-

ländern und Normannen gezüchtet, dann mit orientalischem Blute aufgefrischt, eine wirklich constante Rasse aber noch nicht erzielt ward.

Das im Jare 1800, der Kriegsereignisse wegen, aufgehobene Landgestüt wurde 1808 mit einem järlichen Fond von 10,000 Fl. neu errichtet und der Verwaltung eines ser tüchtigen Fachmannes, des Oberstallmeisters Frhrn. v. Keszling, unterstellt. Die Dotation des Gestüts wurde 1818 auf 34, 1821 auf 50, 1826 auf 100, 1850 auf 125, 1856 auf 158, 1862 auf 185 und im Jare 1867 auf 200 Tausend Gulden järlich erhöht. Nach dem Tode Keszling's i. J. 1843 wurde die Verwaltung des Landgestüts von der des königlichen Hofmarstalles abgetrennt; sie wurde militärisch eingerichtet und Offizieren übergeben; in neuster Zeit endlich ist sie eigentümlicherweise dem „Staatsministerio des Innern für Kirch- und Schulangelegenheiten" unterstellt worden. Das mit dem Landgestüt bis jezt verbunden gewesene Stamm- und Zuchtgestüt *Achselschwang* soll dem Vernemen nach aufgehoben werden. Bestehen bleiben dagegen die beiden Hauptstationen des Landgestütes, nämlich *Schwaigern* (Vergl. Band I, S. 20) für die rechtsrheinischen Kreise und *Zweibrücken* für die Pfalz. — Unter den Privatanstalten ist das Gestüt des Fürsten Wrede in *Ellingen* von Bedeutung.

Das bayerische Landpferd ist stark, mittlerer Grösze und gedrungen. Häufig hat es einen groben fleischigen Kopf, Neigung zum Schweinhals, eine hinten abgeschliffene, oft gespaltene Krupe, Anlage zum schwammigen Knochenbau und starke Kötenhare. Es sieht kräftiger und ausdauernder aus, als es ist, wird aber von Furleuten geschäzt. Jedenfalls eignet es sich zu schwerem Zuge und Ackerbau besser als zum Reiten, da ihm jede Freiheit und Raschheit der Bewegung felt. — Am häufigsten wird ein leidliches Reitross noch in den Donaugegenden Niderbayerns gezogen; hier wird das Landpferd auch am grösten, ja es erfreut sich unter dem Namen *„Rottaler Pferd"* historischen Rufes. Denn schon bei den Romfarten der deutschen Könige bildeten in den Fänlein der bayerischen Herzöge die „Rott-Thaler-Füchse" eine geschäzte Reiterei und noch heute beziehen die Chevauxlegers-Regimenter Bayerns ihre meisten Pferde und ihre besten Reiter aus jenem Gau, dessen junge Bursche hergebrachtermaszen vil Künheit und Gewandheit auf Rossesrücken entwickeln. — Im Uebrigen ist die Zucht für den Bedarf der Armee unzureichend. Dem Bericht der Ankaufscommission für 1819 entnemen wir,

dasz dieselbe den Auftrag hatte 400 Pferde von $3\frac{1}{2}$ bis $5\frac{1}{2}$ Jaren zu kaufen, in 34 Orten 1107 Tiere musterte, aber im Ganzen nur 227 davon kaufen konnte. Die Uebelstände, welche den Remonten-Einkauf nachteilig beeinflussen, sind nach dem Berichte: „Die Sucht so schwer als möglich zu züchten, selbst da, wo die landwirtschaftlichen Verhältnisse es nicht erfordern; dann mangelhafte Aufzucht, zu früher Gebrauch, schlechter Beschlag und Eingehen der Weiden und Tummelpläze durch die fortschreitende Cultur und Verteilung der Gemeindepläze.“ — 1870 wurden 1613 Pferde vorgefürt, doch nur 246 davon genommen. In Folge dessen soll neuerdings beschlossen sein, die leichte Reiterei Bayerns in Litauen zu remontiren.

Es gab i. J. 1810: 294,076, i. J. 1840: 348,950, i. J. 1863: 379,337 Pferde in Bayern. Von lezterer Summe waren 23,000 Hengste und 45,000 Füllen. Es kamen auf Oberbayern 123,935, auf Niderbayern 82,957, auf Schwaben 64,784, auf die drei Franken 55,741, auf die Oberpfalz 18,084 und auf die Rheinpfalz 33,857 Pferde. Im ganzen Königreich kommen auf 100 Menschen $8_{,1}$ Pferde.

Elsass-Lothringen.

In unserm neuen Reichslande zeigt sich recht deutlich, wie der Name „Franzose“ die angeborenen Eigentümlichkeiten des Landmannes, zumal des alamanischen nicht ändern konnte. Stets gehörte Elsass-Lothringen zu den besten Pferdegebieten Frankreichs und liferte einen nicht unbedeutenden Teil der Armeepferde. Die Zal der nach der lezten Ackerbau-Statistik vorhandenen Pferde betrug im Departement:

	Niderrhein.	Oberrhein.	Mosel.
Ueber 3 Jare alte Pferde und Stuten	43,348	20,271	40,000
Hengste und Stutenfüllen unter 3 Jaren	8,860	6,361	8,000
im Ganzen	52,208	26,632	48,000

Die von der französischen Regierung gestellten Beschäler waren meist Normänner Hengste; die Landleute zogen jedoch Engländer vor, und da jede Körungsordnung und überhaupt jede Aufsicht und Anleitung felte, so ist in diser Beziehung Manches versehen und versäumt worden, sodasz ein genauer Kenner der elsässischen Zucht, W. Lentz, den Vorschlag macht, zuerst eine statliche Beaufsichtigung der Züchtung eintreten zu lassen. — Mögen aber auch technische Felgriffe zu rügen sein: Das Verhalten des Landmannes gegenüber seinen Rossen ist durch und durch deutsch.

„Auch am Geschirr des armen Elsassers, sagt Löffler, sieht man nie so verwickelten Bindfaden, so widerliche Flickerei, wie sie überall die Gespanne der angesehensten Provinzen Frankreichs, ja der kaiserlichen Post aufweisen. Der wolhabende Elsasser sizt keck auf seinem Ross; das Geschirr ist blank und stattlich; denn der Träger desselben ist ja sein ganzer Stolz, sein Liebling, ist das beste und schönste seiner vier Pferde! Kommt der Elsasser Bauer zu Markte, so hat er auf seinem Wagen nicht etwa einige Bündel schlechten Futters, wie das wol in anderen Departements geschieht, welche Ruf wegen ihrer Pferde haben; sondern eine reichliche Ration Hafer, ja sein eigenes Brod sind die Narung des stattlichen Gespanns.“

Ser hübsche Reitpferde findet man in der Umgegend von Hagenau und Weiszenburg; in den Departements Ober-Rhein, Meurthe und Mosel mer Zugpferde. — Die bei Metz gezogenen Tiere sind klein, nicht schön, aber häufig von ungewönlicher Lebensdauer.

Wir wenden uns nun zu den von der politischen Gesammtheit des Vaterlandes zur Zeit **abgetrennten deutschen Ländern** und beginnen mit

Oesterreich.

„Die Mischungen der Pferde Oesterreichs“ — sagt ein als hippologischer Schriftsteller aufgetretener Gestütsdirektor dises States — „sind von so mannigfaltiger Zusammensezung, dasz selbst in einer und derselben Provinz, ja sogar in jedem kleinsten Bezirke, grosze Abweichungen in der Pferdegestalt vorkommen. Im ganzen Reiche dürften sich die Pferderassen in folgende Hauptgattungen einteilen lassen: 1. In den ganz schweren Schlag, hervorgerufen durch die von der Regierung angekauften, eingefürten, und dem Landvolke zur Deckung seiner groszen Stuten übergebenen Burgunder- und Brabanterrosse. — Der Hauptkarakter diser breiten und massiven Vaterpferde besteht in ungeheuerem, kraftschwerem, starkem Knochenbau und angeschichteter Muskelmasse. Salzburg, ein Teil von Oberösterreich, Kärnten und Krain, Obersteiermark und zum Teil auch Tirol wälten dise Gattung Pferde zu ihren schweren Lastzügen, und nicht selten wird Ein solches Par gehalten, um eine Last von sechzig Centnern fortzuschaffen. — 2. Der grosze leichtere Schlag wird gezogen in Oesterreich, Böhmen, Mähren, Steiermark, Schlesien und im westlichen Teile, sowie in beinahe allen deutschen Kolonien Un-

garns. In der Produktion diser Pferde hat sich das Kronland Böhmen durch seine Sorgsamkeit den meisten Aufschwung verschafft, indem es in bedeutender Quantität Pferde von ausgezeichnetem Gehalt und schöner Gestalt zu lifern im Stande ist. — 3. Der Mittelschlag findet sich am häufigsten vermischt mit den kleinen Pferdegattungen vor, da der wolhabende Landmann durch bessere Narung, Unterkunft und überhaupt gesteigerte Obsorge auch gröszere Pferde zieht: so in Galizien, besonders auf den deutschen Ansidlungen, in der Bukovina, in Sibenbürgen und einem groszen Teil von Ungarn. — 4. Der kleine Schlag wird hauptsächlich im karpathischen Gebirge Galiziens, in der Bukovina, im Szeklerlande, ferner in Kroatien, Sibenbürgen, Illyrien, in der Militärgrenze und bei den romanischen Bergbewonern gefunden. — Der Gesammtpferdestand Oesterreich-Ungarns beträgt etwas mer als $3{,}_5$ Millionen Stück. Auf die im Reichsrat vertretenen Länder kommen davon $1{,}_3$ Millionen; den Hauptanteil an diser groszen Zal hat aber Galizien mit 730,000 Pferden, sodasz auf die zum ehemaligen deutschen Bund gehörigen Lande kaum 590,000 fallen. — Von den i. J. 1857 gezälten 3,530,647 Pferden waren 585,393 Füllen, 81,071 Hengste, 1,425,103 Stuten und 1,450,080 Walachen. — Auf eine österreichische Quadratmeile kommen in den im Reichsrate vertretenen Ländern 270, in den Ländern der ungarischen Krone 385 Pferde, in jenen auf 1000 Personen 70 Pferde, in disen 140, in der ganzen Monarchie auf 1000 Menschen 99 Pferde. — Von den einzelnen Ländern steht Galizien oben an, wo auf 1 Quadratmeile 511 Pferde, auf 1000 Menschen 128 Pferde kommen, dann folgt Ungarn mit 437 Rossen auf der Quadratmeile und 146 Pferden auf 1000 Menschen (einschlieszlich der Militärgränze, in welcher, wenn man sie allein in's Auge fast, 173 Pferde auf 1000 Menschen kommen).

Schon dise Uebersicht ergibt, dasz der Hauptteil von Oesterreichs groszartiger Pferdezucht auf auszerdeutschem Boden blüht; und obgleich nicht geleugnet werden kann, dasz selbst in Ungarn, wo sich die Magyaren eines villeicht übertribenen Rums als Züchter erfreuen, die ausgezeichnetsten Pferdepfleger und Züchter gerade Deutsche sind*), so fallen dise Länder doch aus unserer,

*) Auch der oben citirte österreichische Hippologe warnt davor, die Bedeutung der selbständigen ungarischen Zucht zu überschäzen. Er sagt: „Man bedenke wol, dasz in Ungarn der gröste Teil der westlichen Grenze sich meist des deutschen Schlages bedient, dasz die slavischen Komitate im Norden Pferde ziehen, die kaum disen Namen verdienen, dasz die deutschen Ansiedlungen daselbst grösstenteils un-

nur deutscher Kultur gewidmeten Besprechung naturgemäsz heraus. Den deutschen und halbdeutschen Ländern haben wir aber noch einige nähere Betrachtungen zu widmen.

Im **Erzherzogtum Oesterreich** werden merenteils Pferde von mittlerer Grösze, hübschen Formen und für jeden Dienst brauchbar gezogen. Den schönsten und besten Schlag hat das Marchfeld (*March* = Pferd). Er ist geschwind, fromm, ausdauernd und zwar nicht grosz, aber ser wol proportionirt. Das *Norische Pferd*, welches in Oberösterreich allerdings auch vorkommt, ist hier schon stark verkreuzt. Die Consignation der i. J. 1870 dort aufgestellten Landesbeschälhengste weist unter 30 Hengsten auf 12 Stationen folgende Rassen auf: 8 Normänner, 2 Clydesdaler, 2 Engländer (warscheinlich Vollblut) 1 Yorkshire, 1 Sibenbürger, 1 Araber, 14 Pinzgauer und 1 Landpferd — warlich eine reichliche Auswal! — In Niderösterreich befindet sich ein Status von ca. 90,000 Pferden und werden järlich etwa 2000 Stuten gedeckt. — Das ganze Land zälte Ende 1869: 144,600 Pferde, d. h. über 200 auf die Q.-M.

Böhmen hat, wie schon angedeutet, meist mittelschwere Pferde. Am ausgedentesten betreibt man die Zucht in den Kreisen Chrudim und Königgrätz, nächstem im Jungbunzlauer und Prager Kreise — Zuchte, unter denen sich der *Chrudimer Stamm* besonders auszeichnet, da die wisenreichen Niderungen und zalreichen Weiden dises Landesteiles die Pferdezucht besonders begünstigen. Von hier aus wird der Handel mit Folen über das ganze Land und über die Gränze hinaus betriben, namentlich nach Bayern und Frankreich. Die ursprüngliche Landesrasse ist grosz, fleischig und stark. Schon Josef II., dem die böhmische Zucht vil verdankt, kreuzte sie, wie wir erwänten, mit holsteinischen und mecklenburgischen Hengsten, und gegenwärtig ist sie auch durch englisches Blut ser modifizirt. Immerhin aber stellt sie noch einen starken Schlag dar, der sich besonders für schwere Kavallerie, Artillerie und Wagen eignet. Grosze Carrossiers und Paradepferde lifert das Gestüt von *Kladrup*, dessen Blut sich auf die altspanische Rasse zurückdatirt, vor 150 Jaren aber mit Neapolitanern und Polesinern aufgefrischt wurde. Zunächst ist das Gestüt dazu bestimmt, den Bedarf des kaiserlichen Hofes an Kutschpferden (Paradeur-Rappen), Rennern und auch an Maul-

gehener grosze, wolgebildete, wenn auch sonst gehaltlose Pferde erzeugen, und dasz endlich nur in der Samogy, in den vormaligen Haidukenstädten Jazygien und Kumanien noch das ware altungarische Pferd mit seinem eigentümlichen Typus aufzufinden ist.

tieren zu decken. Kladrup ist, wenn man das Senner Gestüt auszer Betracht läst, wol die einzige gröszere Stuterei in ganz Deutschland, welche Jarhunderte hindurch nur durch sich selbst fortgezüchtet wurde. Die in Kladrup befindlichen, ihm eigentümlichen Pferde machen im Allgemeinen einen ser günstigen Eindruck: es sind Tiere von bedeutender Grösze (5 Fusz 6—7 Zoll) mit breiter Brust, langem, straffen Rücken, kräftigem Kreuze, breitem, hoch angeseztem Halse, klugen, lebendigen Augen, mäszigem Ramskopf (unstreitig wol einem Erbteil von ihren Voraltern aus der Polesina), ser stark fundamentirten Beinen und mit einem für ihre bedeutende Grösze und Schwere auffällig leichtem und schnellen, jedoch wegen der kurzen Oberarme mit viler Erhebung ausgestattetem Gangwerk, das dem der Araber geradezu entgegengeseżt, vilmer wol ganz so beschaffen ist, wie es die Ritterrosse hatten, als deren treueste, bis in unsere Tage noch vorhandene Repräsentanten die Kladruper Pferde sich betrachten lassen. A. Hesz spricht sich in seinem Aufsaze „Neue Betrachtungen über das orientalische Pferd und seine Anverwandten" folgendermaszen über die Kladruper Rosse aus: „Am Erwürdigsten gibt sich der spanische Karakter in den Hofgestüten von Kladrup und Lippiza aus: zwei Zuchten, wie sich deren kein anderer Monarch nur rümen kann. Betrachten wir einen „Generale" u. s. w. als Nebenzweige jener berümten polesinischen, von Spanien nach Italien verpflanzten Zucht (ursprünglich aus den maurischen, afrikanischen Ländern herstammend), deren sich einst die sigenden Imperatoren bedienten zum feierlichen Einzug in die Hauptstadt der Welt, und sehen wir risenhafte Kolosse von weiszer oder schwarzer, nie wechselnder Farbe, mit leichter spilender Hebung der Schenkel für fürstliche Prachtwagen wie geboren, — und das Andenken an den Rassen-Erzeuger wird lebendig!" — Rümliche Erwänung tun ferner des Kladruper Pferdes die Gebrüder Ammon, so wie auch Graf von Veltheim; sie heben besonders ihre lange Lebens- und Dienstdauer hervor. — Kladrup ist das bedeutendste Gestüt in Böhmen. Das Militärgestüt zu *Nemoschitz* auf der ehemaligen Statsdomaine Pardubitz wurde durch den Verkauf diser Domaine nach ziemlich kurzem Bestande i. J. 1863 aufgelöst. Dagegen haben Private Gestüte behufs Veredelung ihrer Pferde durch Inzucht errichtet, u. A. die Besizer der Domainen *Frauenberg*, *Kamenitz*, *Bischofteinitz*, *Chlumetz*, *Rumburg*, *Rossitz* u. m. — Die Vorliebe für schöne Pferde tritt auch mer und mer bei den kleinen Besizern hervor, und auf den Getreide-

märkten, besonders der wolhabenden Gegenden des Saazer und Leitmeritzer Kreises, sieht man immer mer schöne gleichfarbige Gespanne als erfreuliche Früchte einheimischer Pferdezucht.

Aenlich den Böhmen, nur kleiner, sind die ziemlich untergeordneten Tiere **Mährens**; doch geben die aus der Landschaft Hanna einen guten Schlag für leichte Reiterei. Just wie in Ungarn, so zeichnen sich auch in Mähren die Deutschen als die besten Züchter aus, sodasz z. B. die Bewoner der deutschen Sprachinsel Mährisch-Trübau gradezu *„Schönhengstler“* genannt werden. — Nach der Zälung von 1869 hatte Böhmen 189,337, Mähren 118,469 Pferde, dort kommen auf die Quadratmeile 200, hier 308 Pferde, dort auf 100 Einwoner $3_{,6}$, hier $6_{,1}$ Pferd.

Steiermark enthält meist ser grosze und schwere Zugpferde, die sich vortrefflich zum Gebirgstransport eignen. Die stärkste Zucht ist hier im Marburger Kreise. — Ebenso steht es in **Kärnten** und **Krain**. Beide Länder sind reich an Saumrossen; denn one deren Hülfe würde manche Alpenstrasze nur für tüchtige Fuszgänger nuzbar sein. Das bepackte Pferd aber schreitet sicher auf handbreitem Bergpfade dahin, verkündet durch Unruhe und Widerwillen einen nahen Lawinensturz und hat manchem Reisenden das Leben gerettet. Den Postwagen und Postschlitten schleppt das kluge Krainer Ross die Alpenstraszen auf und nider, hält den zu rasch gleitenden Schlitten an gefärlichen Stellen durch kräftiges Entgegenstemmen auf, drückt ihn bald rechts, bald links und bleibt stehen, wenn er umschlägt, bis Gepäck und Reisende wider aufgeladen sind. — Rümende Erwänung verdienen in disen gebirgigen Ländern das steyerische Statsgestüt zu *Piber*, sowie das Hofgestüt von *Lippiza auf dem Karste*. Lezteres wird i. J. 1880 sein dreihundertjäriges Bestehen feiern; denn Erzherzog Carl von Innerösterreich, der Vater Kaiser Ferdinand's II., liesz 1580 im Dorfe Lippiza (unweit Triest) einen Marstall und eine Stuterei aufrichten, „allda“ — wie die Chronik schreibt — „die besten Pferde gezogen und dem kaiserlichen Hofe zugefürt wurden.“ Die *Karstpferde* waren von jeher wegen ihrer Ausdauer weit und breit berümt. „Es seynd“ — schreibt Freiherr von Valvasor um 1689 — „die auserwältesten und dauerhaftesten Pferde, so man findt, geben und weiden sich auf lauter harten Steinen, da gar wenig Gras wächst. Wie magere Länder, nach eines römischen Scribenten Zeugnisz, die streitbarsten Einwohner bewohnen, so liefert auch magere Weide die arbeitsamsten Pferde.“ — Zu jenen Zeiten gab es im

Lande Krain merere Gestüte, und waren es namentlich die Grafen von Auersperg, welche auf ihren Herrschaften in Unterkrain zu *Pöllandt* und *Sonegg* „ansehnliche Stutereyen" unterhielten und treffliche Pferde zogen. (Auf Stammschlosz Auersperg war eine prächtig erbaute Reitschule, mit schönen Fresken geschmückt, deren Ruinen noch heute zu sehen sind.) — In *Adelsberg* (am Karste) gab es ebenfalls eine gute „Stuterey", welche 1736 als Filiale von Lippiza nach dem benachbarten *Pröstranek* (Eisenbanstation an der Südban) verlegt wurde, welche Filiale noch besteht. Die Herrschaft Adelsberg hatte Kaiser Karl VI. (1722) um 80,000 fl. zum Besten des Lippizaer Hofgestütes erkauft, welches der Kaiser 1728 dann auch auf der Huldigungsreise durch Krain nach Triest seines Besuches würdigte. — Nicht schön, aber vortrefflich im eigentlichsten Wortverstande, war das Lippizaner Reitross als Schulpferd wie als Gebrauchstier gleich angesehen. — In der Zeit des französischen Interregnums in Illyrien (1809–1813) wurden sämmtliche dem Karster Hofgestüte gehörigen Realitäten dem französischen Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, als Dotation zugewisen, sie fielen aber nach dem Abzuge der Franzosen wider dem Hofgestüte heim. Seit diser Zeit haben das Gestüt von Lippiza und die Filiale von Pröstanek unter der Leitung des Oberstallmeisters Graf Grünne sich nach jeder Richtung hin vervollkommnet und stehen als Musteranstalten da. — Das kärntische Gestüt *Ossiach* ist aufgehoben.

Steyermark, Kärnten, Krain und das Küstenland zälten gegen Ende d. J. 1869: 110,845 Pferde.

Die schwersten Pferde Oestereichs züchtet das Herzogtum **Salzburg.** Von Alters her war hier die Pferdezucht blühend, und das *norische Pferd* ist die einzige Rasse Oesterreichs, welche in ihrer eigentlichen Heimat, den Alpen, noch nicht gekreuzt oder veredelt wurde, sondern vollkommen rein erhalten blib, was wol daher kommen mag, dasz die Zucht derselben gänzlich der Privatindustrie überlassen blib und in vile der groszen Alpentäler nie ein „ärarischer Beschäler" sich verirrte. Besonders hervorragend in der Zucht diser Pferde sind das *Ennstal* in Obersteyermark (hier werden ausschlieszlich Privatbeschäler benuzt) und der *Pinzgau* im Salzburgischen. — Die Tiere dises Schlages, welche als lezte Nachkömmlinge des Alpenpferdes erscheinen, das zur Römerzeit wild im Hochgebirge vorkam, sind zwar plump, aber von gewaltiger Kraft. Schon der Järling mist 15 Faust, und die durch-

schnittliche Grösze ist 16—17 Faust. Der Knochenbau ist voluminös, stark und rein; die Decke zeigt meist dunkles Har und besonders reichliche Harbildung an Scheitel, Kamm, Schweif und Köte. Der Kopf ist ein mäszig schwerer, „grader“ oder „Schlegelkopf“; Ganaschen und Kelgang sind breit, der Kamm breit und abgerundet; der Hals breit und kurz, bei dem Hengste nicht selten ein Speckhals; der Widerrist hoch und abgerundet, die Brust ser breit und markirt, der Rumpf tonnenförmig, etwas gesenkt; die Krupe gespalten, breit, massenhaft; die Schulter breit und schief gelagert mit gerade abfallenden Vorderfüszen, wärend die Hinterfüsze im Sprunggelenk etwas stark gebeugt sind; die Fesseln sind kurz, die Hufe grosz und flach. — Als die Dampfschiffart noch nicht auf der Donau eingefürt war, schleppten dise Pferde die Schiffe gegen den Strom und wurden teuer bezalt. Auch heut noch gilt ein schöner pinzgauer Hengst an 600 Gulden, ein einjäriges Folen 180 Gulden. Die meisten pinzgauer Pferde werden übrigens als Järlinge verkauft und zwar nach Ober-Oesterreich, Kärnten, Bayern und Württemberg. Das k. k. Ackerbauministerium schafft neuerdings Clydesdaler Hengste an, um sie mit den Pinzgauern zu mischen, was guten Erfolg zu haben scheint, und mit Recht wird überhaupt von neueren Kennern wider vilfach auf dise Alpenpferde hingewisen, um sie an Stelle des modernen, aber wenig geeigneten Percherons mit deutschen Arbeitspferden zu kreuzen. — Die Pferde des Flachlandes haben keinen bestimmten Karakter; es sind Blendlinge verschiedenster Abkunft unp Form. — Im Dezember 1869 zälte Salzburg 11,343 Pferde, also 90 auf die Quadratmeile: eine Zal, die weit höher sein müste, wenn nicht eben so vil Järlinge verkauft würden.

Tyrol, namentlich das Inntal, züchtet änliche Pferde wie Salzburg. Es verkauft vil Stuten nach Italien, die dort zum Teil zur Mauleselzucht verwendet werden, welche auch in Tyrol selbst getriben wird. — Am Schlusz d. J. 1869 zälte man in Tyrol: 15,743 Pferde, also nur 40 auf die Quadratmeile.

Die Pferdezucht Oesterreich-Ungarns hat, zumal 1849, gewaltig gelitten, strebt aber seit zehn Jaren wider tüchtig vorwärts. Aerarische Beschälanstalten bestehen 605 mit 2388 Hengsten. Vil Geld wird für englisches Vollblut ausgegeben, und die eigene Vollblutzucht hat villeicht eine gute Zukunft, da die Klima- und Futter-Verhältnisse günstig sind. — Oeffentliche Pferderennen, mit welchen Preis- und Prämien-Verteilung verbunden sind, wer-

den järlich zu Wien, Pardubitz, Lemberg, Pest und Klausenburg abgehalten. — Aus einer Uebersicht über die Resultate der in der österreichisch-ungarischen Monarchie 1871 stattgehabten öffentlichen Wettrennen geht hervor, dasz im Ganzen 211 Pferde liefen, von denen 109 erste und zweite Preise gewannen und ihren Besizern zusammen 261,278 Fl. einbrachten. — Die eingehend besprochenen norischen und chrudimer Schläge sind die einzigen schweren Rassen des Reiches, wärend die östlichen Länder: Ungarn, Galizien, Sibenbürgen kleine leichte doch ausdauernde und gewandte Rosse züchten, eine ausgezeichnete Remonte für leichte Reiterei. — Gegenwärtig hat ein Austausch zwischen den beiden Reichshälften begonnen. Die im Reichsrat vertretenen Länder haben als Gegengabe für schwerere aus den Gestüten von *Piber* (Steyermark) und *Radautz* (Bukowina) an die ungarischen Länder abgegebenen Hengste, 44 Hengste aus den ungarischen Statsgestüten erhalten und zwar 10 Stück Vollblut aus *Kisber* und 34 Halbbluthengste aus *Mezöhegyes*. Dieselben wurden vom Ackerbau-Ministerium als Beschäler für Landespferdezucht bestimmt, somit in die sechs Landes-Hengst-Depots eingereiht. Das dritte ungarische Gestüt: *Bablona* scheint vorläufig noch keine solche Beschäler abgegeben zu haben.

Schweiz.

I. J. 1864 zälte man in der Schweiz 94,352 Pferde, also auf 100 Bewoner $3{,}_8$ Pferde. Die meisten kommen vor in Freiburg ($8{,}_1$ Pferde auf 100 Menschen) demnächst in Waadt ($7{,}_7$) und in Bern ($5{,}_5$). In allen disen Cantonen wie auch in Schwyz sind die Pferde gross und schwer; nur im eigentlichen Berner Oberlande, vorzüglich im *Emmentale* begegnet man einer besseren und etwas leichteren Rasse, meist Rappen und Braunen, welche gewönlich als Kutschpferde nach Italien verkauft werden. Dasselbe geschieht meist mit den guten Pferden, welche das zum Kloster *Einsiedeln* gehörige Gestüt erzieht. — Das eigentliche *schweizerische Alpenpferd* ist selten geworden. Es ist ser kräftig, mittelgrosz und schön geformt. Die höchste Sicherheit des Ganges zeichnet es aus, sei es beim Erklettern oder beim Hinabrutschen auf den steilsten und schmalsten Felsenstegen. Auch dis treffliche Tier wird nach Italien ausgefürt um dort als Reitpferd zu glänzen oder die beschwerlichen Farten in den Appeninen zu übernemen. — So tun's die freien Schweizer nun einmal: Ross wie Mann, sie wandern aus um zu dienen.

Maultiere und Esel zieht die Schweiz nur wenig. Wallis allein zält deren mer als Pferde; i. J. 1863 nämlich 2640 Stück.

Luxemburg.

Das Ardenner Pferd, welches im Groszherzogtum Luxemburg heimisch ist, nimmt unter den schweren Pferden eine hervorragende Stellung ein. Es stellt sich dar als ein Tier mit ziemlich leichtem Kopf, starkem Hals, breiter Stirnpartie, etwas gespaltener, wenig abschüssiger Krupe und starkem Fundament. I. J. 1844 zälte man in Luxemburg 19,737, i. J. 1859: 20,193 Pferde. Gute vier- bis fünfjärige Hengste werden für 9–1100 Francs, gleichaltrige Stuten für 6—800 Francs verkauft und zwar am billigsten im lezten Quartal jedes Jares, weil später die Körungskommission ihre Musterung hält und die angekörten Hengste dann nur um hohen Preis abgegeben werden. Eine Verordnung vom 14. December 1861 teilte die zum Sprunge zugelassenen Hengste in zwei Klassen; die erste begreift solche, deren Besizer Statszuschüsse erhalten und verpflichtet sind, ihre Tiere an einem von der Behörde bestimmten Orte zum Decken aufzustellen; die andere Klasse umfast Hengste, deren Besizer keine Statsunterstüzung erhalten, aber befugt sind, ihre Hengste im Umkreis eines Cantons zum Sprunge zu verwenden. Die Statszuschüsse betragen an Unterstüzungen und Prämien järlich 20,400 Francs für Hengste und 950 Francs für Stuten. Auszerdem verausgaben die landwirtschaftlichen Gesellschaften alljärlich namhafte Preise. Die Pferdezüchter sind meist Kleinwirte, deren Besiztum oft 2—3 Hectaren nicht übersteigt, die aber 2—3 Pferde halten. Dieselben werden fast ganz im Stalle erzogen, da bei der intensiven Wirtschaft die Weiden verschwunden sind. Man läst das Folen 5—6 Monate an der Mutter saugen und nimmt es nach disen Zeit mit auf das Feld oder auf die Reise. Im ersteren Fall gestattet man ihm freies Nebenherlaufen, im lezteren bindet man es an die Mutter an. Das Sommerfutter der jungen Tiere besteht in Klee und Gras und ein wenig Hafer; im Winter erhalten sie Heu, Stroh, Hafer und Mören. Vile Landwirte, welche Getreidebrantwein-Brennerei besizen, verfüttern die Schlempe an ihre Pferde, wodurch dieselben nicht selten in einen förmlich gemästeten Zustand versezt werden. Die kräftige Constitution des Pferdeschlags gestattet dem Landwirt, die Tiere schon in einem Alter von zwei Jaren einzuspannen und Hengste wie Stuten im dritten bis vierten Lebensjare zur Zucht zu verwenden. Man will eben

nur Arbeits- und keine Luxuspferde erziehen. In neuerer Zeit ist diser Pferdeschlag in Süddeutschland beliebt geworden; namentlich sind es Pferdehändler aus Württemberg und Baden, welche alljärlich bedeutende Ankäufe von Ardenner Pferden im Luxemburgischen machen, weil dise Tiere sowol in Würtemberg als in Baden ser geschäzt sind. Auch in Rheinhessen und Rheinbayern steht das Ardenner Pferd in Gunst und wird dem Percheron vorgezogen, nicht nur weil es ein besseres Zugtier sei, sondern weil es auch wolfeiler zu ernären ist und den Anstrengungen besser widersteht.

Flandern.

Die flämische Rasse galt lange als die stärkste Europas und liferte die meisten Ritterpferde. Sie ist sich bis heute gleich gebliben. Schon in Köln fallen dem Reisenden jene mächtigen Zugpferde auf, welche in zweirädrigen Karren ungeheure Lasten fortschleppen. Sie sind von auszerordentlichem Körper, haben einen kurzen, dicken Hals, eine erstaunlich tiefe Brust, starken Knochenbau und grosze breithufige Füsze, die mit langen, dicken Stollen an den Eisen versehen sind. — Wenn man die Grenze von Belgien überschreitet und in das Innere dises Landes kom̄mt, so findet man sowol in den Städten zum Fortschaffen von Lasten, als auch auf dem Lande zur Leistung von allen Arbeiten der Landwirtschaft dise Pferde allgemein. Immer aber werden dazu Karren genommen mit hohen, starken Rädern und langen, dicken Scherenstangen, welche nach beiden Seiten, sowol nach vorne, als nach hinten hin weit über die Achse reichen, und mit dicken Scheiden versehen sind. Die Pferde tragen ein standhaftes, starkes Geschirr mit Kummet, und werden, je nach der Last, zwei, drei, ja vier, immer eins vor das andere angespannt. Dünger, Grünfutter, Steine, Erde, Sand u. s. w., alles wird auf dise Weise fortgeschafft.

Obschon in Belgien im Allgemeinen ein kräftiger Pferdeschlag einheimisch ist, so wird doch in der Provinz Ostflandern, in der Gegend von Gent am meisten zur Veredlung getan. Fast in allen Dörfern Ostflanderns beschäftigen sich gröszere und kleinere Grundbesizer mer oder weniger mit der Aufzucht von Pferden. Die Zuchtstuten werden noch bis zum lezten Tage ihrer Trächtigkeit zur Arbeit verwendet, natürlich aber in der lezten Zeit doch etwas mer geschont. Die Füllen bleiben 8—9 Monate lang teils bei der Mutter, teils auf den Weiden, an denen Ost-

flandern so reich ist. Dann kommen sie auf den Markt, wo sie je nach ihrer Güte für 50—200 Frcs. verkauft werden, meistens an andere Bauern, welche sie dann grosz ziehen.

Statsgestüte bestehen in Belgien nicht; sämmtliche Beschäler gehören Privatpersonen an. Es gibt indes eine Menge Verordnungen, welche die Beaufsichtigung des Deckgeschäftes behandeln. So darf kein Hengst zur Deckung fremder Stuten benuzt werden, wenn er nicht zuvor von der dazu bestimmten Bezirkskommission geprüft und für tauglich befunden worden ist. Das zu disem Zwecke eingerichtete Schauamt geht ser sorgfältig zu Werke. Das Kören der Hengste geschieht alle Jare im Januar; den besten Beschälern werden bei diser Gelegenheit Prämien zuerkannt. Der Besizer eines prämiirten Hengstes darf denselben innerhalb Jaresfrist, vorausgesezt natürlich, dasz er brauchbar bleibt, nicht verkaufen, und ist verpflichtet, eine bestimmte Anzal fremder Stuten für den festen Preis von 5 Frcs. decken zu lassen. Für jeden Canton werden deshalb, je nach der Zal der vorhandenen Zuchtstuten, 2 bis 3 Beschäler aufgestellt.

Mit dem Begriff „flämisches Pferd“ hat man also in der Hippologie dieselbe Idee zu verbinden, wie wenn man in Bezug auf Menschen von „flämischen Kerlen“ spricht. Es besizt aber als das rechte Bauernpferd schwerer Niderungen grosze Vorzüge und wird daher auch in den preuszischen Rheingegenden, zumal im Jülicher Lande ser gesucht.*)

I. J. 1846 zälte Belgien 294,537, i. J. 1856 nur noch 277,311 Pferde, eine Verminderung von mer als 6%, welche auch gegenwärtig noch fortschreitet und zwar namentlich in den Provinzen Lüttich und Luxemburg, wärend sie Brabant fast nicht berürt. Dise Verminderung war die Folge beständig wachsender Ausfur, die z. B. i. J. 1853 gerade das Doppelte der Zal von 1843 betrug. — Auf 100 Einwoner kommen in Belgien $6_{,1}$ Pferde.

In dem benachbarten

*) Im Dezember 1863 war in Achen ein aus Erkelenz stammendes „Wunderpferd“ dises Schlages ausgestellt, das fünf Jar alt, sechs Fusz grosz war und 2072 Pfund wog. Bezeichnend ist es, dasz der Eigentümer seines Zeichens ein Pferdemetzger war. — Der Versuch, durch solche Tiere zu fein gewordenen Rassen mer Volumen zu geben, scheiterte an dem grellen Gegensaz und hat ware Carricaturen zu Wege gebracht. Dasz jedoch bei richtiger Wal Kreuzungen mit flandrischen Stuten guten Erfolg geben, beweisen die risenhaften Brauerpferde Londons. Uebrigens hat in neuster Zeit die belgische Pferdeausfur wider nachgelassen. Sie betrug früher 20,000 Stück järlich, 1868 aber nur noch 10,000 Stück.

Holland.

Nach Angaben, im „Verslag over de Landbouw in Nederland“ sind in dem Königreiche der **Niderlande** etwa 250,000 Pferde (incl. Folen) vorhanden. Es kommen also ungefär auf 100 Einwoner $7{,}_3$ Pferde. Professor van Hall in seinen „Grondbeginselen der wetenschappelyke landhuishoudkunde“ sagt über die niderländischen Pferde: „Man kann die Pferde in unseren verschiedenen Gegenden nicht als ebenso vil verschiedene Rassen ansehen. Ihre Formen und Eigenschaften gehen so ser in einander über, dasz man sie eher als Verschiedenheiten derselben Gattung zu betrachten hat.“ Seit der vor einigen Jaren erfolgten Aufhebung des Gestütes zu *Borcula* in Geldern gibt es kein Landgestüt mer; doch hält die Provinz auf eigene Kosten Beschäler (1860 deren 6, welche 640 Stuten deckten).

Bei Betrachtung der niderländischen Pferde — d. h. der Land- oder Bauernpferde — erhält man sofort die Ueberzeugung, dasz sie edleres oder fremdes Blut in sich tragen; und kennt man die Geschichte der niderländischen Provinzen, so ermist man leicht, dasz das fremde Blut, welches dise Pferde vorteilhaft verändert hat, das spanische gewesen ist. Den Provinzen nach lifert **Seeland** grosze, schwere Pferde, die am meisten mit den flanderischen übereinkommen. **Groningen** und **Friesland** besizen vile gute Kutsch- und Arbeitspferde, die Anlage zu den sogenannten „Harddravern“ haben, überhaupt starke Traber sind. **Drenthe** zieht bei seiner hohen trockenen Lage kernige, dauerhafte Pferde, die für alle Lagen wertvoll sind. **Südholland** lifert gute Kutsch- und Arbeitspferde, wärend **Gelderland** nicht nur solche, sondern auch ausgezeichnete Reitpferde produzirt, bei welchen lezteren sich deutliche Spuren der spanischen (andalusischen) Abkunft zeigen. **Overysel**, **Nordbrabant** und **Utrecht** besizen gute, aber mer leichtere Rosse. Die meisten Folen gehen nach Deutschland für 80—150 Gulden; die gezogenen Pferde aber werden gewönlich zu 350 —550 Gulden für die französische Kavallerie aufgekauft. Die höchsten Preise erhält man für gekreuzte Budjadinger und Gelderer Schläge.

Im Allgemeinen wird in Holland vil gefordert von den Pferden jeder Art, dagegen wird aber auch **ser** kräftig gefüttert. (B. Rost.)

Schlussbetrachtungen.

Es zälen ungefär:

Das deutsche Reich	3,460,000	Pferde
Deutsch Oesterreich	590,000	„
Deutsche Schweiz	50,000	„
Die Niderlande	300,000	„
Das germanische Centraleuropa*)	4,420,000	Pferde.

Im deutschen Reiche kommen 349 Pferde auf eine Quadratmeile. Im deutschen Zollverein betrug die

Pferdeeinfur		Pferdeausfur	
1868	1869	1868	1869
41,145 St.	43,214 St.	18,240 St.	21,883 St.

Die Einfur überstig die Ausfur also um mer als 20,000 Stück**), und in den folgenden Jaren, der Kriegsperiode 70/71, hat sich dis Verhältnis noch ungünstiger gestellt und soll die Differenz so-

*) Annähernd hat man berechnet, dasz Europa 26—30 Millionen Pferde ernärt, welche 1000—1200 Millionen Taler wert sind. Nach disem Verhältnis könnte man auf Asien 50 Millionen, auf Afrika 2, auf Amerika 20, auf Australien 1 Million rechnen, zusammen also Hundert Millionen Pferde im Werte von 8—10,000 Millionen Talern.

**) Zum Vergleiche diene folgende Uebersicht:

Einfur.

Staten.	1864.	1865.	1866.	1867.
	Pferde.			
Zollverein	45,970	42,885	53,663	41,483
Frankreich	14,193	10,128	13,958	21,206
Oesterreich	6,589	7,605	6,313	7.032
Schweiz	6,086	4,768	4,292	4,742
Italien	13,445	11,445	?	8.653
Holland	4,081	4,663	4,708	5,239
Belgien	4,608	4,640	4,728	4,881
Dänemark	2,207	2,238	1,649	2,366
England	1.357	1.332	1,646	1.468
Schweden und Norwegen . . .	716	710	562	374
Portugal	?	?	?	1,046
Ruszland	?	?	?	?

Ausfur.

Staten.	1861.	1865.	1866.	1867.
	Pferde.			
Oesterreich	20,463	21,417	13,481	25,254
Frankreich	16,466	7,700	20,279	5,683
Belgien	13,407	12,883	12,464	14,241
Zollverein	20,709	8,689	9,312	10,775
Holland	6,808	6,045	10,404	8,485
Dänemark	3,049	6,653	11,619	7,643
Ruszland	10,191	7,001	7,480	4,427
England	4,664	4,400	4,069	4,136
Schweiz	2,126	2,423	2,872	2,994
Schweden und Norwegen	2,392	1,636	1,717	1,500
Italien	917	817	?	1,075

gar 30,000 überstigen haben. Das ist eine immer noch ser grosze Zal, deren Verminderung höchlichst zu wünschen ist, damit das Reich so unabhängig wie möglich wird und damit das Geld für den Bedarf an Pferden nicht auszer Landes geht. — Diser Meinung war auch einer der ausgezeichnetsten Pferdeverständigen unserer Zeit, der jüngst verstorbene General Roth von Schrekkenstein, der sich im Hinblick auf die Interessen der Gegenwart folgendermaszen ausspricht:

„Die Zal der Pferde nimmt zwar erfarungsmäszig in den Ländern ab, wo die Zal der Einwoner sich vermert, wo die industriellen Unternemungen sich ausbreiten und wo der Grund und Boden geteilt und zulezt ser sorgfältig benuzt wird: — dagegen werden in solchen Ländern alsdann auch weit angestrengtere Dienste von den Pferden gefordert, und es trägt die Erhöhung der Fruchtpreise und die Anlage von Chausseen u. s. w. besonders mit dazu bei, dasz man sich nach schnelleren und kräftigeren Rossen umsieht, um mit einer geringeren Anzal von Pferden und in kürzerer Zeit Das zu leisten, was eine sonst weit gröszere Zal mit vilem Zeitaufwande verrichtete. Wenngleich es in Deutschland dahin gekommen ist, dasz die meisten schweren Lasten und der gröste Teil der Reisenden vermittelst der Dampfkraft auf Schinenwegen und auf Wasserstraszen in kaum glaublicher Schnelligkeit fortgeschafft und dadurch eine grosze Menge von Fracht- und Postpferden überflüssig werden, so darf man doch nicht auszer Acht lassen, dasz im Gegensaz hierzu eine auszerordentliche Vermerung der Furwerke zum Transport der Waren und Personen nach den Banhöfen und Landungspläzen stattfindet, und dasz jezt schon in vilen Städten, wo ehemals nur einige Mietskutscher Beschäftigung fanden, die Zal der Droschken und Omnibus u. s. w. sich in dem Masze vermert hat, dasz alle Straszen mit solchen Furwerken angefüllt sind. (Vergl. das Seite 353 über Berlin Gesagte.) Eine Unzal von Pferden wird so alljärlich verbraucht, die nur dann den gesteigerten Anforderungen entsprechen, wenn es ihnen nicht an Kraft und Ausdauer felt, und wenn sie die ehemaligen Post- und Mietklepper bei Weitem übertreffen. Wir sind daher der Meinung, dass das Verlangen nach schnellen und zugleich kräftigen Gebrauchspferden, troz der Veränderungen, welche die Eisenbananlagen unfelbar nach sich ziehen, in Zukunft noch steigen wird, weil grade die Fortschritte in der Industrie, die Concurrenz mit dem Auslande, die Verbindung der Landwirtschaft mit vilem industriellen Nebennuzen dahin füren, dasz alle

Kaufleute, Fabrikanten und Landwirte notgedrungen ihre Zeit weit mer als ehedem zu Rate halten, dasz sogar die Müsziggänger ebenso ängstlich wie die gelertesten Forscher, eifrigsten Künstler, fleiszigsten Gewerbtreibenden und Handwerker ihre Stunden berechnen, um auf ihren nuzlosen Hin- und Herfarten und schnellen Ritten die Zal der Genüsse, denen sie nachjagen, zu vermeren und zu vervilfältigen. Es ligt ja in der Natur der Dinge, dasz jeder Reisende, der in wenigen Tagen und Stunden eine früher unerhörte Strecke Weges bequem zurückgelegt hat, sodann auch seine Anforderung steigert, und, sobald er das Dampfschiff oder die Eisenban verläst, ebenfalls auf schnelle Beförderung dringt, sich also nicht wie vormals mit einem Schneckenfurwerk begnügt. — Die Zal der Reisenden hat sich aber überall, wo für schnelles und bequemes Fortkommen gesorgt ist, auszerordentlich vermert, und die Verbesserungen an den Furwerken und Gespannen sind eine ganz natürliche Folge diser Vermerung. — Aber solche Verbesserungen, solche gesteigerten Anforderungen verlangen Anstrengungen aller Beteiligten, nicht nur einiger exclusiven Kreise, und damit freilich sieht es mislich aus. Denn es ist nicht zu läugnen, dasz die Pferdezucht Deutschlands im 19. Jarhundert landwirtschaftlich nur geringe Fortschritte zeigt; obgleich sie doch auf anderen Gebieten, wo Mode und Liebhaberei mitreden, einen entschiedenen Aufschwung genommen. Unserer schnelllebigen Zeit sind die Ergebnisse der Pferdezucht villeicht zu langsam, die Anlagecapitalien zu bedeutend. Der noch nicht von modernem Speculationsgeist angesteckte Bauer läst es aber auch häufig an Beharrlichkeit und Ausdauer felen; dabei steckt er oft voller nicht ungegründeter Vorurteile:

Pferde fressen einen Mann,
Der sie mit Rat nicht halten kann

oder: *Es zog schon mancher ein Füllen auf, das ihn selbst vor's Schinbein schlug!* — Und in der Tat gehört ser vil dazu, durch gute Haltung der trächtigen und säugenden Stute kräftige Folen zu erzilen und sie durch sorgsame und naturgemäsze Aufzucht zu Wachstum, Entwicklung und Erstarkung kommen zu lassen.

Was aber unsere Landespferdezucht am meisten geschadet haben dürfte, das war die irrige Ansicht, dasz man weit schneller als durch gute Mutterpferde durch die Anschaffung von Hengsten zu glänzenden Resultaten gelangen könne. Das hat zu einer auszerordentlichen Menge von Misgriffen in Deutschland gefürt, und es ist beinahe unbegreiflich, dasz man so lange in disem Irr-

tum befangen sein konnte', da es längst bekannt ist, wie alle Völker und Volksstämme, die noch jezt im Besize edler Pferde sind, oder in der Vorzeit edle Pferde züchteten, den allergrösten Wert auf ihre ausgezeichneten Mutterstuten legten und sich wol zum Verkauf eines edlen Hengstes, dagegen ungemein selten zur Veräuszerung einer Stute entschlossen und ängstlich besorgt waren, dasz ihre Nachbarn (ihre Feinde) nicht in den Besiz von Mutterpferden ihrer besten Rassen kämen. — Betrachtet man die Sache als ein bloszes Rechenexempel, so erscheint allerdings die Anschaffung von edlen Hengsten unendlich vil vorteilhafter, als die von edlen Stuten, denn man kann füglich annemen, dasz ein Hengst zwischen 30 und 35 Stuten befruchtet, und es ist also nicht in Abrede zu stellen, dasz man vermittelst 100 Hengsten auch järlich auf eine Anzal von 3000 bis 3500 Stuten das edlere Blut übertragen und unter ser günstigen Voraussezungen järlich 2000 bis 2500 veredelte oder sogenannte Halbblutfüllen erlangen kann; ja es wird sogar dises Rechenexempel häufig der Art (in Bruchzalen $^1/_2$, $^3/_4$, $^7/_8$ Vollblut) durchgefürt, dasz in Folge solcher Veredlungsmethode, nach einer gewissen Anzal von Generationen, am Ende, wo nicht Vollblut, doch ein dermaszen veredelter Stamm von Pferden vorhanden sein soll, dasz er im Vergleich zu den edlen Hengsten, die man einfürte, nichts mer zu wünschen übrig liesze, weil es sich nach der Bruchzal ergibt, dasz von dem Blute der ursprünglichen Landesrasse eigentlich beinahe gar nichts mer übrig gebliben sein kann. In der Wirklichkeit stellt sich aber die Sache ganz anders heraus; alle Proben von Leistung bestätigen den eminenten Einfluss des Mutterpferdes auf das Folen, und so lange man die Stuten nicht sorgfältiger auswält, wird das für die Beschäler ausgegebene Geld fortgeworfen sein. Natürlich meinen wir nichts weniger, als dasz ackerbauende Züchter ihre Stuten auf der Rennban prüfen sollen; sie sollten aber bei der Auswal ihrer Stuten darauf sehen, dasz dieselben sich durch Gesundheit, Ausdauer in der Arbeit, Zugkraft und regelmäszigen Bau und Gang vorteilhaft bemerkbar machen und von Eltern und Voreltern abstammen, die aus gleichen Ursachen geschäzt waren. Dis erwäge man alles und habe immerdar das alte Sprichwort vor Augen:

Wie die Zucht,
So die Frucht!

2.

Reiterwesen.

Kriege mit Frankreich.

Im Reiterwesen spigelt sich der Geist der Zeit besser, als in ser vilen anderen Lebensäuszerungen des Volks; denn wo keine klaren Zile, wo kein freudiges Zutrauen, wo nicht Energie und Begeisterung sind, da musz gerade das Reitertum sinken.

Dise Bemerkung drängt sich leider auf, wenn man Leiden und Taten der deutschen Reiterei zu Anfang unseres Jarhunderts in's Auge fast. Gleich nach dem Tode des groszen Königs oder, wie von Manchen behauptet wird, schon in den lezten Jaren seiner Regierung, begannen die Bestrebungen der Kavallerie mer dem „Schein“ als dem „Sein“ der Tüchtigkeit zu gelten. Die Memoirenliteratur der Zeit lert es, dasz man allmälig wider auf die Sprünge der Periode Fridrich Wilhelm's I. kam, d. h. dasz man zur Pferdemast, zur Reitkünstelei, zur Kleiderpracht und zum Nichtstun allentalben da zurückkerte, wo nicht kräftige Chefs dem entgegentraten. — Der bayerische Erbfolgekrieg war nicht geeignet, die Anfänge solcher Richtungen zu unterdrücken; nur in der Kunst der Fouragirungen vervollkommnete sich die Reiterei, nicht in der, Sige zu erfechten. „Bellone chaque jour les conduit au fourrage et leur donne du foin en guise de lauriers.“ Villeicht hätte ein anderer Verlauf der Revolutionskriege, als der, welcher wirklich statthatte, die Kavallerie sich selbst zurückgegeben. Noch einige Tage vor der unglückseligen Kanonade von Valmy lief ein ansehnlicher Teil von Dumouriez's Armee vor einem preuszischen Husaren-Regiment auseinander; 10,000 Mann (so sagt er selbst) flohen vor 1500 Husaren. Aber das unglückliche Halt! des Herzogs von Braunschweig hinderte den Aufschwung, und nicht umsonst leiten die trefflichen „Betrachtungen über die Taten und Schicksale der Reiterei“ ihre Nachrichten von den Revolutionskriegen mit einem besonderen Kapitel über

„versäumte Gelegenheiten“ ein — General Graf Bismarck sagt gewisz mit Recht: „In dem Kampfe gegen die französische Revolution sezte die Politik dem Umsturz der alten Rechtsverfassung Europas engherzig beschränkte und eigennüzige Berechnungen und ein Kriegssystem entgegen, das man aus Misverstand das alte nannte, das aber insofern durchaus neu war, als es nie ein weniger den Verhältnissen angepastes gegeben hat.“ Die allirte Reiterei teilte das Schicksal der Here, sie ward häufig zu unnüzen Manövern, selten zu entscheidenden Schlachten verwendet, bis die selbstverschuldete Erschöpfung der feindlichen Uebermacht den Sig verlieh. Immerhin ragen einzelne stolze Waffentaten auch in diser Zeit rümlich hervor. Vil Schönes list man von den österreichischen Reitergeschwadern, wie sie bei Avesnes le sec, vier Regimenter stark, unter Bellegarde und Fürst Liechtenstein 8000 Franzosen mit 20 Geschüzen niderritten, oder wie bei le Cateau Cambresis unter Fürst Schwarzenberg ein Regiment deutscher Kürassiere und neun englische Schwadronen ein groszes Corps in die Flucht schlugen, nachdem sie 3000 Mann teils nidergehauen und 22 Geschüze erbeutet hatten. Frische Lorbeern erwarb sich die preuszische Reiterei bei Kaiserslautern — aber Alles das sind isolirte Bruchstücke one bedeutende Folge für das Ganze der Operationen: ihre alte Rolle, die Schlachten zu entscheiden, hat die Kavallerie eingebüst.

Beim Ableben König Fridrich Wilhelm's II. war die preuszische Armee 235,000 Mann stark. Die Kavallerie, in 7 Inspectionen geteilt, zälte 13 Kürassier-Regimenter zu 5 Escadrons, 12 Dragoner-Regimenter (2 davon zu 10, die anderen zu 5 Escadrons); die Husaren zälten 16,540 Köpfe. Ein imposanter Körper, dem aber die Sele nicht mer entsprach. Wie niemand den furchtbar schnellen Gang der Katastrofe vorausgesehen, der über Preuszen im Jare 1806 so verhängnisvoll hereinbrach, so hatte auch niemand erwartet, dasz dieselbe Reiterei, an welche sich die höchsten Rumeserinnerungen der Zeit Fridrich's hefteten, nur so Geringes leisten würde, wie es leider in der Tat war. Napoleon selbst hatte es am wenigsten vorausgesehen. Vorzugsweise in Rücksicht auf die preuszische Kavallerie hatte er sich noch in Frankfurt a. M. ser besorgt über den Ausgang des Feldzugs gegen den Fürsten Primas ausgesprochen; denn die französische Kavallerie war die einzige Europas, welche nicht Teil genommen an dem Fridericianischen Aufschwung; sie hatte noch in den Revolutionskriegen fast immer der deutschen Reiterei das Feld räumen

müssen und sollte nun der gesammelten Macht einer Kavallerie gegenübertreten, die in jedem Sinne erfurchtgebietend war. — Aber diser berümten Reiterei felten die Fürer, es felte ihr der belebende Geist; die zögernde Zerfarenheit, welche die deutsche Politik jener Tage kennzeichnet, spigelt wider in der Taktik, und namentlich ging die Zersplitterung der Reiterei in's Unglaubliche. Dise war es z. B., welche den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Salfeld verschuldete und welche auch fernerhin um so verderblicher wurde, als Napoleon grade in der Vereinigung groszer Kavallerie-Massen einen Hauptthebel des Siges gefunden und die französischen Schwadronen überdis durch den Einfluss Murat's auch mer und mer einen höheren eigentlichen Reitergeist in sich zu entwickeln begannen.

Indes unmittelbar nach dem unglücklichen Tage von Salfeld zeigte sich auch die erste Spur einer Regeneration der preuszischen Reitertaktik. Denn wie von dem Sige bei Würzburg unter Erzherzog Karl in Süddeutschland, so darf man von der Vereinigung einer gröszeren Kavalleriemasse in der Nacht vor Auerstädt unter Blücher's Befel auch für Norddeutschland wider ein wirkungsvolleres Auftreten der Reiterei datiren; obgleich sie die unglückliche Niderlage jenes Tages nicht verhindern konnte. An Blücher's Namen, an den Namen des „Marschall Vorwärts" knüpft sich aber überhaupt die Erneuerung des ja niemals ganz untergegangenen geistigen Schwunges in Deutschlands Reiterei. Da jubelt der tüchtige Volkssänger E. M. Arndt:

„Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fligendem Saus,
Er reitet so freudig sein schneeweiszes Pferd,
Er schwingt so schneidig sein blizendes Schwert!"

Dasz in den Einzelnen der alte Geist noch lebte, dasz nur „forma perit, virtus remanet", davon gab gleich die nächste Folgezeit manchen erquickenden Beweis. Wie schön leuchtet z. B. des Husarenlieutenants von Hellwig rettende Tat, der am 17. October 1806 mit 50 Husaren 10,200 kriegsgefangene Preuszen befreite, nachdem er den Widerstand der zwei Bataillons starken französischen Escorte gebrochen hatte! Wol war ein solcher Mann wert, dasz die Königin Luise ihm eigenhändig den Orden pour le mérite umhing; ward er doch auch der erste Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse!

Die preuszische Reiterei zälte nach der Reorganisation v. J. 1808: 16 Escadrons Kürassiere, 20 Escadrons Dragoner, ebenso-

vil Husaren und 16 Escadrons Ulanen. — Sechzehn Schwadronen Dragoner und Husaren musten in Kurland, acht Schwadronen Husaren und Ulanen bei der groszen Armee dem corsischen Kaiser Heresfolge leisten. Erstere kamen ziemlich geschwächt, leztere in voller Auflösung zurück, und man musz daher annemen, dasz 1813 bei Ausbruch des Befreiungskrieges ein Viertel der Linien-Kavallerie aus Neulingen und rohen Pferden bestand. Jene 79 Escadrons wurden im Laufe des Waffenstillstandes auf 215 vermert, hauptsächlich durch Landwer, bei welcher die Ausbildung von Mann und Ross natürlich nur eine ser flüchtige gewesen. Aber ungeachtet diser warlich nicht günstigen Verhältnisse hat die preuszische Kavallerie den Feldzügen von 1813/14 mit Eren und teilweise mit groszer Auszeichnung beigewont. Es war der Geist, der ihr die Flügel lih.

I. J. 1812 wurde ein mit Umsicht und Sachkenntnis ausgearbeitetes Exerzierreglement für die Kavallerie erlassen, welches namentlich das Geschlossenbleiben in der Attacke als ein Hauptmoment in den Vordergrund stellte und deshalb jeden zu langen Choc verwarf. Als Blücher bei einer Herschau im August 1813 eine zwar gut ausgefürte, aber zu lang geratene Attacke scharf tadelte, sprach er aus seiner viljärigen Erfarung den Grundsaz aus, dasz die Carriere auf 60 bis 80 Schritt vor dem feindlichen Quarrée beginnen müsse. Nach disem Grundsaz aber richtete der Held seine ganze Kriegfürung ein — in welche glorreiche Carriere fiel er 1814 grade auf die rechte Distance gegen das Quarré Paris!

Da spricht auch Napoleon schon wider in seiner Relation von Lützen mit dem früheren Respekt von der preuszischen Kavallerie; da erwachten wider die Traditionen der „schwarzen Reiter“:

Da brauset im Tale die laute Schlacht,
Da schlagen die Schwerter zusammen;
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist, das ist Lützow's wilde verwegene Jagd!

da sang einer diser schwarzen Gesellen sein wunderherrliches Lied:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken!?
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude dran.
Hurrah, hurrah, hurrah!“

„Mich trägt ein wackrer Reiter
Drum blick ich auch so heiter;
Bin freien Mannes Wer,
Das freut dem Schwerte ser!
Hurrah, hurrah, hurrah! —“ *)

Und mit dem romantischen Aufschwung, der zurückgriff bis in die Tage des Mittelalters, verschwisterte sich der klare, rücksichtlose Fridericianische Geist, der Geist von Seidlitz, der in Blücher wider auflebte, der die oesterreichischen Ränke ebenso schnell und entschlossen zu Boden schlug wie die napoleonische Gewalt und der die Preuszen so kün und unaufhaltsam gradwegs nach Paris fürte.

Es war eine grosze, herrliche Zeit! Fassen wir aber die Leistungen der Reiterei speciell in's Auge, so kann allerdings nicht geleugnet werden, dasz troz einzelner Grosztaten und trozdem, dasz z. B. der küne Angriff einer Schwadron brandenburgischer Husaren auf Möckern die glückliche Wendung der Leipziger Schlacht eingeleitet hat, doch die Gesamterfolge keineswegs so wunderbaren staunerregenden Glanzes sind, wie die des sibenjärigen Krieges, ja dasz sie kaum zu denen der anderen Waffen in richtigem Verhältnisse stehen. Es lag das in der veränderten Taktik, zumal in dem modernen, oft misverstandenen Grundsaze von der „Verbindung der Waffen“, die doch keine unlösliche sein darf, wenn sie nicht zur Hinderung der einen durch die andere füren soll; ferner lag es in der noch nicht bewältigten Massenhaftigkeit der Here, in der verminderten Schnelligkeit der Pferde und in dem Herabkommen der Reitkunst. Der Einzelne verschwand in der ungeheuren Menge und der Pferdeconsum war, wie wir bereits erwänt, so entsezlich, dasz die Verluste denen des

*) Merkwürdig, dasz dise Lieder, troz der wundervollen Melodien C. M. v. Weber's im eigentlichen Volksmunde, namentlich in den Schwadronen lange nicht so verbreitet sind, als z. B. Hauff's asketisch-melancholisches Reiterlied:

„Morgenrot, Morgenrot
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann musz ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht, kaum gedacht
Wird der Lust ein End' gemacht,
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das küle Grab!“

Es ist ein eigentümlicher Zug, dasz die meisten Volks- und Soldaten-Lieder getragen schwermütig sind, und unter den lezteren gilt dis noch mer von den Reiterliedern als von den Marschgesängen des Fuszvolkes.

dreiszigjärigen Krieges völlig gleichkamen. Man muste also zum Dienst heranziehen, was man irgend fand, sodasz die Kavallerie bald aus ganz ungebildeten Reitern auf rohen Pferden bestand und man schlieszlich wol meinte: „40,000 courageuse Bauerjungen auf 40,000 Bauernpferden in guter Hand“ gäben eine genügende Kavallerie ab. — Für den eigentlichen Reiter war diser Zustand natürlich ser unerfreulich; denn dem rohen Material gegenüber gewärte ihm die Kunst kaum mer, als dem brutalsten Naturalisten „der Sporn in die Rippen und der Ruck in's Maul“ auch leistete.

Eine eigentümliche Erscheinung des Befreiungskrieges ist das Widerauftreten der Lanze bei der Reiterei. Es datirt, abgesehen von den wenigen Schwadronen „Bosniaken“ u. s. w. (vergl. Seite 280) freilich schon aus der polnischen Insurrection von 1807; dasz die Lanze aber Waffe der gesammten Landwer-Kavallerie wurde, hat seinen Hauptgrund wol in einer Nachamung der Kosaken, die damals ja ungemein bewundert wurden und so populär waren, dass jeder Strassenbube Kosak oder auch Kosakenpferd sein wollte.

Ross und Reiter im Friden.

1815 wurde der grosze Fride abgeschlossen und mit ihm endeten Aufschwung und Glanz und jene enthusiastisch groszartige Gestaltung, welche doch auch dem Reitertum der Freiheitskriege nicht gefelt hat. Die Prosa des kleinen Garnison- und Stall Dienstes trat in ihrer präcisen und anspruchsvollen Nüchternheit an die erste Stelle. Wie sich die Gräfin Ahlefeld von ihrem Gatten, dem General von Lützow scheiden liesz, als er aufgehört hatte, Fürer der wilden Jagd zu sein und ein stallvisitirender Brigadekommandeur geworden war, so schied, es ist leider nicht zu läugnen, die Genialität überhaupt vom Reitertum jener Tage, und

„Wie Wein von einem Chemicus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben!“

so schin vom deutschen Reiterwesen damals nicht vil mer übrig zu bleiben, als ein phlegmatischer Bodensaz.

Es gehörte Humor dazu, disen Prozesz one Unmut durchzu-

machen; es gehörte Humor dazu, keinen Aerger darüber zu empfinden, dasz nicht mer das stolze Reiten, sondern die Pflege des Pferdes Hauptgegenstand der militärischen Aufmerksamkeit sein sollte, wie das denn in Friedenszeiten leider kaum anders üblich, grade nach den Freiheitskriegen aber durchaus herrschend war. Denn es ist nicht zu verkennen: im Grunde genommen hat das **Soldatenpferd** überhaupt eine völlig gleichberechtigte, ja wol eine überlegene Stellung seinem Reiter gegenüber, eine Position, der wir bei diser Gelegenheit und bei der Betrachtung der Zeit, in welcher dise Beziehungen so ser im Vordergrunde standen, wol einmal einen flüchtigen Blick schenken müssen.

Gleich bei seinem Eintritt in den Truppenteil wird das Pferd gar menschlich behandelt. Denn wie vom Reiter wird auch vom Ross ein vollständiges National nebst Signalement aufgenommen, in das selbst alle Feler, Mängel und Unarten, wie in eine Conduitenliste einzutragen sind, und der Rittmeister vollzieht auch eine Taufe des Pferdes. Dann brennt man ihm die Regimentsnummer auf Hinterbacken oder Hals, und geht nun an die eigentliche Ausbildung. Dabei strebt man denn dahin, dem Pferderekruten alle möglichen guten Eigenschaften anzudressiren, vor allem ihn vollkommen *„militärfromm“* zu machen, wozu auch gehört, dasz er *„schuszfest“* sei. Und ist das gelungen, so geht er vollständig im groszen Ganzen der Truppe auf. Streng dem militärischen Befel unterworfen erscheint das Pferd vor seinen hohen Vorgesetzten „nackt“ oder „bekleidet“, und geht, gleichfalls auf Befel, „barfusz“ oder „beschlagen“. Wie der Soldat erhält das Ross seine regelmäszige Ration, in Extrafällen auch eine Zulage, es empfängt auf Märschen eine Marschroute sowie ein Quartierbillet und geniest mit allen übrigen Mitglidern der Armee das Vorrecht der Befreiung von Brückenzoll, Chausseegeld u. s. w. In vielen Beziehungen lebt das Ross sogar besser als der Reiter; denn diser musz es ja bedienen, musz es täglich puzen, und bei der Ankunft im Quartier, beim Einrücken in's Biwak heist es stets: *„Erst das Pferd, dann der Reiter!“* Ja, wärend der Kavallerist täglich nur drei Silbergroschen zu verzeren hat, werden für die luxuriösen Malzeiten des Pferdes vier bis fünf Groschen gut getan. Und zu welchen wichtigen Stellungen gelangt es! Bei Parademärschen gibt der Pferdekopf das Alignement an — (die Flügelunterofficiere marschiren „auf den Pferdekopf des Adjutanten“!) — nach seinen Galopsprüngen werden die Distanzen „abgeritten“; und die „halbe

Pferdelänge" ist der Devotionsstrich des links reitenden Untergebenen, um dessen Länge er hinter dem Vorgesezten zurückbleibt.

Wir füren dise lezteren wichtigen Kleinigkeiten und kleinen Wichtigkeiten nicht umsonst an; ihre gehäufte Masse lastete auf jeder freieren Regung jener Zeit und auf dem damaligen Reiterwesen um so mer, als gegen die oben geschilderte wilde Reitart des Krieges mit Recht ein Rückschlag eingetreten war. Zunächst galt es, die blosse Rohheit, das Balgen mit den Pferden, das verständnislose Knechten des Tieres zu beseitigen. Die Brüder v. Sohr, v. d. Marwitz, Seidler, v. Heydebrand wirkten in Preuszen nach diser Richtung nachdrücklich und mit Erfolg. Nur zu bald aber ging man, die Schwäche der Zeit recht deutlich zeigend, in's Extrem; es begann die Verkünstelung des Pferdes, das System der absoluten **Beruhigung**, die Zeit der Hülfszügel und der unaufhörlichen Seitengänge in der Ban; und, wie in allen Gebieten des Lebens jener Tage, so ängstigte man sich auch beim Reiten gewaltig vor der freien Luft, hielt sich sovil als menschenmöglich im halb dunklen Reithause, band und bannte sich eng an die *„Bande"* und auf ein und denselben gewönten ausgetretenen *„Hufschlag"*. Die eigentlichen Stallmeister waren selten und kamen nur noch an Höfen und Universitäten vor; denn das gesamte Publikum schin ein farendes geworden; auch durchgebildete Campagnereiter und woldressirte Pferde fanden sich nur noch wenige vor. So suchte man die mangelnde Erfarung durch die äuszerste Peinlichkeit zu ersezen. „Man gefiel sich in gröster Gleichmäszigkeit der Form, Künstlichkeiten und falsch verstandener Feinheit. Man nam Zusammenstellungen des Pferdes vor, welche den Zwecken der Soldatenreiterei nicht entsprachen und gefiel sich in abgekürzten Tempos, die dem Lebensprinzip der Kavallerie, der Geschwindigkeit, vollständig entgegenstanden. Das Element der Künheit und der jugendlichen Frische, die Freude am Waglichen, an der Barriere und Carriere lagen tief darnider und wer sie liebte, galt für einen rohen Pferdequäler." (v. Krane, Vorrede zur Anleitung zur „Ausbildung der Kavallerie-Remonten".) Einige wenige Offiziere bliben es noch allein, welche die Flamme der Reitkunst in den Banen der Kavallerie-Regimenter und in etlichen neuerrichteten militärischen Reitschulen närten. Aber die Flamme loderte sogar auf disen Altären nicht ser hell, und wenn auch in einzelnen Jüngern der küne Reitersinn zu waghalsigen Taten unaufhaltsam durchbrach — im allgemeinen wurden die Tempos

bei der Kavallerie immer kürzer und kürzer, und die „Beruhigung" gelang nur zu vollkommen.

Auch der äuszere Geschmack diser Zeit ist ein drastischer Rückschlag sowol gegen die naturalistische Wildheit der groszen Zeit der Revolution und der Freiheitskriege, wie gegen den üppigen Reichtum des Rococostyls. Wir erlauben uns, die unübertreffliche Schilderung des Frhrn. von Krane, den wir schon so oft zitirt, auch über dis Verhältnis hier widerzugeben. Er sagt: „Wo das Rococo die Form zu Gunsten des Reichen und Prächtigen überschnörkelt und bauscht, mit reichen Farben überladet, ist der Geschmack der neuen Zeit steif, nüchtern, arm und dünn und zeigt eine traurige Dürftigkeit an Farben, eine schlimme Liebhaberei für das graue und mattgefärbte: Es ist die Zeit der anklatschenden Gewänder bei den Frauen, der kurzen Taillen und steifen hohen Kragen, die Zeit der Gamaschenhosen, der rattenschwänzigen Harbüsche, der Wachsleinwand, des Parademarsches mit steifem Knie und der senkrecht balancirten Gewere. Wie herrlich past zu alledem steifnüchtern das Pferde-Ideal meiner Jugend, der hellbraune englisirte Wallach mit dem wolfrisirten hochgetragenen Pürzel und den dünngerupften Mänen, der one Kniebug daher sticht mit steifgehaltenen Beinen, wie die ihm nachfolgenden Grenadiere. — Und dise Figur kurz nach einer Zeit, wie die der Freiheitskriege, welche gewiss eine Lere für das Praktische hätten geben können! —" Ueber das Stuzen des Schwanzes haben wir uns schon im ersten Bande (Seite 62) ausgesprochen. Demokrit, der lachende Filosof (J. Weber), sagt: „Unsere Jäger und Mezger glauben ihren Hunden Oren und Schweif stuzen zu müssen und ihre Gründe sind doch nicht stichhaltiger als die Gründe derer, die sie den Pferden stuzen, damit der Rückgrat stärker und grade werde. — Die Briten tun das schon so lange, dass sich endlich die Pferde daran gewönten und ihre Geburten lieber gleich mit einigen Schwanzwirbeln weniger zu Tage fördern. Die Natur gab den Tieren den Schweif zum Schuz gegen die Fligen; wir hauen ihn fort und das Pferd muss seine Quälgeister nun mit dem Kopfe abzuweren suchen, worüber vil teuerer Hafer unnüz verstreut wird."

Wettrennen.

In die Zeit der eben geschilderten Geistes- und Geschmacksrichtung fällt nun die Einfürung der englischen Rennen.

Das **Wettrennen** als solches ist nichts neues **in Deutschland.** Wir haben es kennen gelernt als uralte Kultushandlung bei Götterfesten und Begräbnisceremonien unserer Altvordern, wir haben es widergefunden als Volksfest des Mittelalters, und wenn wir es bei Betrachtung der späteren Jarhunderte nicht besonders hervorgehoben haben, so geschah dis deshalb, weil es im 16. und 17. Jarhundert gegen das Schul- und Karuselreiten, im 18. Jarhundert gegen das Jagdreiten so weit zurückgetreten war, dass sich die höheren Kreise der Gesellschaft nicht mer an ihm zu beteiligen pflegten. Ausgestorben aber war es nie, volkstümlich gebliben ist es bis heutzutage namentlich bei den Pfingst- und Maifesten der Niderdeutschen, und wir haben schon an anderen Stellen auf den poetischen Jubel hingedeutet, der die altmärkischen Feste dises Schlages umgibt und dem Volksdichter die Behauptung in den Mund legte:

De Engelänner, dät segg' ick,
Vör Tied is't all geschehn.
Henn'n moal in unse Allmark sick
Det Wettrönn 'afgesehn.

Auch in Süddeutschland erhielt sich die Lust am Rennen frisch, vor allem in den berümten uralten bayerischen Bauerrennen. Dise Rennen sind — wie sich das für Volksrennen auch am besten eignet, Trabrennen. Ein Augenzeuge schildert ein solches Rennen bei Dingolfing in Niederbayern folgendermaszen: „Auf einer Ebene ist mit langen Strohwischstangen ein Kreis — Ring genannt — abgesteckt, der eine halbe geometrische Stunde umfast und viermal von den Pferden umlaufen werden muss, so dasz sie also eine Meile zurückzulegen haben. Der Boden ist verschieden: teils Wisengrund, teils Brache, teils rauher Feldweg. — Am „Absprung“, wo die Pferde zu laufen beginnen, sind zwei Pfosten mit darüber gelegtem Querbalken angebracht, an beiden Seiten bildet dicht gedrängtes Volk eine lange Gasse. — Die Rennpferde sind grosze starkknochige Tiere; die einen glatt und wolgenärt, die anderen mager, aber feurig. Die Reiter sind junge Bursche, vielleicht keiner über 130 Pfund

schwer, etwas fantastisch mit langen Kniestiefeln, kurzen Jacken und kleinen Hüten herausgepuzt. Einzelne üben ihre Pferde vor dem Rennen durch kurze Wettritte zwischen zweien und dreien, welche man „Aichen“ nennt. — Der Sattel wird beim Wettreiten etwa eine Hand breit hinter der gewönlichen Stelle aufgelegt und der Reiter neigt sich ausserordentlich hinten über.

Die Reiter ordnen sich nach Losnummern, die sie auf Schilden am Arm füren: ein Böllerschuss gibt das Zeichen zum Absprung. Die Zuschauer nehmen den lebendigsten Anteil: „Der Guck ist allen voraus, schaut, wie der daherkommt!“ — „Past auf, der Rattenschweif (von seinem dünnen Schweife so genannt) macht's ihm streitig!“ — „O weh, der Haidenburger kann's wider nicht erschnaufen!“ — „Da springt gar einer im Galop an!“ — „Ich wette zehn Gulden, der Pilstlingerfuchs wird noch der zweite!“ — Als der Guck zum vierten mal ankam, war grade der langsamste Traber zum dritten Mal heran, was ein so allgemeines Gelächter hervorrief, dasz der Reiter seinen Gaul herumwarf und davon eilte. — Alles sammelte sich nach der Entscheidung um die dampfenden Renner. Der glückliche Besizer des preisgekrönten Guck war grade beschäftigt, sein Ross zu bedecken und schnürte den Gurt, als ein Mann auf ihn zutrat und ausrief: „Tausend Gulden gebe ich auf der Stelle für dein Pferd!“ Der Angeredete schaute den Kauflustigen mit langem Blicke an und erwiderte stolz: „Tausend Gulden hat leicht oaner; oaber so an Rappen nöt!“ nam sein Ross beim Zügel und fürte es von dannen.

Es hat sich übrigens in Süddeutschland häufig aus dem Reitrennen das Wagenrennen entwickelt. — Besonderen Rufes erfreut sich unter disen Wettfarten in Oesterreich das steyerische *Goassl-Foden* d. i. das „Geiszfaren“. Dis geschicht zumeist mit kleinen Schlitten, die eigentlich nur aus einem Bock (Geisz = Goassl) bestehen, auf dem Eise. Da zeigt sich die ächte, angeborene und einheimische Lust des Volks, wenn die „rutschigen Goassle“ unter Peitschengeknall einhersausen, wenn jeder sein „Kapitalross“ schaun lassen will, gegen das alle Pferde der anderen nur „Mihren“ sind, und wenn das Ritschentaler Mädchen jubelt:

„Zwoa schwoatzprounne Ressle
Und a schinnada Woge:
Dos is jo maie Schozadle
I kenn an im Fode. (Faren)

Wiar a schnolzt mid da Goasl,
Wiar a gungg (grüst) mit n' Huid,
Dos is ja main Schozadl,
I kann an zoa gnid! —“

Es felt also warlich nicht an alten angestammten und im Volksleben wurzelnden Elementen für tüchtige Rennen in Deutschland, und wenn sich auf ihrem Grunde eine zeitgemäsze Fortentwicklung ergeben hätte, so würden wir vielleicht treffliche Erfolge aufzuweisen haben. Aber man liesz die volkstümlichen Anfänge verkümmern und daher war man widerstands- und haltungslos, als im zweiten Jarzehnt unseres Jarhunderts die englischen Wettrennen bei uns „zur Verbesserung der einheimischen Zucht“ eingefürt wurden.

Auch **die englischen Pferderennen** sind von alter Herkunft. Spuren römischer Rennbanen auf britischem Boden beweisen sogar den Einfluss antiker Tradition. Unter Heinrich II. (1160) werden die Rennen zu wesentlichen Teilen öffentlicher Volksbelustigung; aber erst vier Jarhunderte später gestalten sie sich zu eigentlichen W e t t r e n n e n; denn erst aus der Zeit Elisabeth's wird gemeldet, dasz die Rennen nicht nur um ihrer selbst willen lebhaft getriben wurden, sondern dasz man auch mit solchem Eifer wettete, dasz mancher Edelmann darüber zu Grunde ging. Jarvis, der i. J. 1559, ein Jar nach der Thronbesteigung Elisabeth's, ein Buch über die Behandlung der Pferde schrib, spricht auch schon ausdrücklich von Rennpferden; allein es scheint deutlich, dasz die Wettrennen jener Zeit blos Privatwetten von Edelleuten waren, welche ihre Pferde selbst ritten, und nicht nach bestimmten, allgemein gültigen Renngesezen oder einem, nach gewissen festen und allgemein anerkannten Regeln fixirten Systeme geschahen. — Lord Herbert von Cherbury, der unter Elisabeth, James und Charles I. lebte, rechnet in seinen Memoiren (welche 1764 bei Horace Walpole in seiner Privatpresse zu Strawberry Hill gedruckt wurden) das Wettrennen unter diejenigen vornemen Passionen, welche eines Mannes von Ere unwürdig seien. Seine Worte sind: „Die Uebung, welche ich nicht lobe, ist das Pferderennen, denn es ist damit gar zu vil Betrügerei verknüpft; auch sehe ich nicht ein, welches Vergnügen ein tapferer Mann an einem Tiere haben kann, dessen Hauptvorteil darin besteht, dasz es uns zu schneller Flucht verhilft.“ — Solche ritterliche Opposition drang jedoch nicht durch. James I. war ein ausgezeichneter Pferdekenner und Freund der Rennen. Unter seiner Regierung bestanden vorzügliche Gestüte zu *Goterly* in Yorkshire, zu *Croydon* in

Surrey und zu *Theobalds* bei Enfield Chase, wo der König zuweilen residirte und bereits förmlich trainiren liesz. Mit Eifer betrib er die Heranziehung orientalischer Pferde; der Adel bestrebte sich, ihm in diser Beziehung zu Willen zu sein und nachzutun, und unter den damals eingefürten Rossen sind besonders zwei berümt und wichtig geworden: der Helmsleytürke, welcher durch George Villiers, den ersten Herzog von Buckingham, gebracht wurde und der Marokkoberber, welchen Lord Fairfax brachte. Nun wurden die Karaktere des Rennpferdes dahin modifizirt, dasz man Schnelligkeit und Feuer der Grösze und den groben Knochen vorzog.

Auch Charles I. zeigte sich als ein groszer Freund der Pferde und ist der Schöpfer der New-Market-Rennen, welche freilich nach seiner Hinrichtung aufgehoben, von Charles II. aber wider hergestellt wurden. Bis zu dessen Zeit wurden die Rennen gewönlich „Glockenrennen“ genannt, weil der Preis eine kleine goldene Glocke war; Charles II. aber verwandelte dise in eine silberne Schale von 100 Guineen Wert *(Kings-plate)* und auf dise königliche Gabe wurden Namen und Stammbaum des Pferdes eingravirt. Auch wärend der nachfolgenden Regierungen von James II., William III. und der Königin Anna wurde das Rennwesen fleiszig betriben und von den Regenten unterstüzt. Unter William III. wurde der hochgeprisene Darley-Araber, der aus der Wüste Palmyra stammte, eingefürt. Dises Pferd wurde der Stammvater merer berümter Renner; er war der Vater von Flying-Childers und der Begründer der Sippschaft des Eclipse. Später trug der Berber Lord Godolphins, gewönlich der Godolphin-Araber genannt, zum Rume des englischen Rennpferdes bei und begründete die Matchemrace. Auch den Byerley-Türken müssen wir anfüren, den Stammvater des Herodblutes, zu welchem „Highflyer“ gehörte, zu seiner Zeit das beste Pferd in England. Von disen und anderen orientalischen Rossen, wie Berbern, Arabern und Persern ist eine Race entsprungen, welche, was Feuer und Flüchtigkeit betrifft, von keiner in der Welt erreicht wird.

Unter George III. gelangte der Turf zum Ansehen einer warhaft volkstümlichen Institution. Damals (1777) gründete ein Mann, der als Traineur in Diensten des Herzogs von Kinston gestanden und sich im Stall und beim Wettrennen ein Vermögen erworben hatte, Richard T a t t e r s a l l, ein Etablissement an der Südwestseite des Hydeparks, welches unter dem Namen „the corner“ (die Ecke) den Freunden des Sportes bald ebenso zum Mittelpunkte

diente, wie die Börse den Männern der City. Es enthielt Versammelungszimmer, einen Hofraum zur Aufstellung und zur Versteigerung von Pferden und die nötigen Stallungen. Hier fand die Besprechung und Liquidirung der Wetten statt. Richard's Son kaufte i. J. 1799 den schon genannten, hochgeprisenen „Highflyer" und legte damit den Grund zu einem berümten Zuchtstall und zum Weltrufe des Hauses, das bekanntlich noch heut besteht, sich noch immer in Händen der Familie Tattersall befindet und von dem eben diser Name „*Tattersall*" auf änliche Etablissements in Paris, Berlin, Leipzig u. s. w. übertragen worden ist.

Ueberaus geneigt sind die Engländer und noch mer ihre continentalen Nachbeter, die groszen Erfolge irer Zucht in erster Reihe der Rennban zuzusprechen; wärend es doch feststeht, dasz das Rennpferd als solches nur zu ganz einseitigen Leistungen taugt, welche der Engländer, der ein so vortrefflicher Kaufmann ist, nimmermer in den Vordergrund seiner Wünsche rücken würde, wenn ihr Poussiren nicht rentirte. Denn nicht Dauerleistungen, sondern Momentanleistungen fordert das englische Wettrennen; stets verliert das englische Pferd gegen arabische und russische, wenn die Wette statt auf eine Strecke von einigen Stunden, auf Tagereisen geht.

Durch zwei Uebelstände haben die englischen Rennen verhängnisvoll gewirkt: durch die Sucht, junge Pferde laufen zu lassen und durch das Wettsystem. Beide Uebel stehen in naher Beziehung zu einander. Der Engländer Martin, der in den vierziger Jaren unseres Jarhunderts seine „Geschichte des Pferdes" schrib, meint, nachdem er die höchsten Leistungen des Turfs geschildert: „In gegenwärtiger Zeit kann sich England nicht eines so glänzenden Bestandes ausgezeichneter Rennpferde rümen, denn wir hören nicht oft von Beispilen von so auszerordentlicher Schnelligkeit, als die Pferde entwickelten, von welchen wir so eben gesprochen haben, und wir schreiben disen Umstand der bösen Praktik zu, dasz man schon in früher Jugend die Kräfte der Tiere zu ser angreift, um sie mit dem dritten Jar auf die Rennban zu bringen. Man musz bedenken, dasz, wenn dis geschehen soll, die Pferde schon vom zweiten Jare an das anstrengende Geschäft des Zureitens und Trainirens durchmachen müssen, deshalb wird, ehe das edle Geschöpf seine Kräfte und Glider recht ausbilden konnte, seine Leistung an Schnelligkeit auf das Aeuszerste in Anspruch genommen; es wird zum Rennen

gezwungen, in jedem Glide angestrengt und erschöpft, ehe es ausgewachsen und reif ist. Daher wird in früher Jugend seine Constitution durch unzeitige und übermäszige Anstrengung ruinirt, und wenn dises Verfaren nicht abgeschafft wird, so ist one Zweifel die Degeneration der Pferdezucht die Folge. Was kann auch anders erwartet werden von Elterntieren, die vor der Reife in ihrer ganzen Constitution durch solche Anstrengungen gebrochen sind, als eine entartete Nachzucht?“ Die Entartung trat denn auch ein, keineswegs aber ein Zurückkommen von dem falschen und verderblichen Wege, weil das System, so schlecht es auch ist, doch ser einträglich war. Denn wenn auch von zehn Folen nur eins im dritten Jare Gewinner wird, so hat sich die Mühe schon gelont. Der englische Speculationsgeist verdarb also auf dise Weise das schöne Werk der soliden englischen Zucht, und das Verhalten des Festlandes beschleunigte den Verfall. Je mer kritiklose Käufer er auf den englischen Markt schickte, um so gröszer wurde der Gewinn derer, die rennen lieszen, um so jünger wurden die Pferde, die da liefen und um so mer sanken die Wettrennen zu unsolider und oft unwürdiger Speculation herab.

Hiezu trug nun aber je länger je mer das Wetten als solches bei. Früherhin war dis doch immer nur ein Nebenzweck gewesen, wärend die Vervollkommnung der Züchtung als Hauptzweck galt. Nach und nach aber würdigten Reichthum, Luxus und Leidenschaft das edle Ross zum Spilmittel herab. Damit aber wurde auch das bisherige Züchtungsprincip verlassen. Denn die Wette basirte ihr Calcül nur auf eine Eigenschaft des Pferdes, nämlich auf die Schnelligkeit; alle andern guten Eigenschaften des Pferdes diser hintenanstellend. Und als ongefär im Jare 1815 die Wettrennen in England den ausgeprägten Karakter eines Spilclubs annamen, fragte Niemand mer nach Form und Solidität des Pferdes, sondern lediglich nach seiner Leistungsfähigkeit auf der Rennban. Ja, man ging noch weiter in der Verblendung und Leidenschaft und veränderte die alten Renngeseze, wonach nur volljärige Pferde mit 170 Pfund Gewicht auf 4 englische Meilen laufen durften, dahin ab, dasz zwei- und dreijärige Pferde mit 110 Pfund Gewicht auf 2 englische Meilen auf den Rennbanen zugelassen wurden. Durch dise unglückselige Neuerung schwand selbstverständlich der lezte Vorteil der Rennen älterer Zeit.

Wenn früher der Ergeiz eines englischen Pferde-Besizers darauf hingezilt, die Kings-plate zu erringen und man dadurch

auszer der Ere allerdings auch den Vorteil hatte, dasz nunmer der Rum des Sigers als Zuchttier feststand, der Hengst zu enormen Preisen deckte und einen auszerordentlichen Kaufwert erhielt, so wurden durch die Wetteinsäze die Gewinne an sich höher und höher, so dasz nun deren Erlangung das Zil ward, selbst wenn der Siger darüber zu Grunde ging. Man wettete nicht mer um der Pferde, sondern um des Geldes willen. Der Pair warf die 100-, der Börsenmakler die 10-Pfund-Note, der Krämer und Hausirer seine halbe Krone in den Strudel der Chancen, die ihren bestimmten Curs, ihre rein kaufmännisch abgewogenen Werte hatten. Und da nicht alle Einzelnen untereinander wetten konnten, da dis unermessliche Zeit kosten und keine Zalungssicherheit gewären konnte, so legte man das Geschäft in die Hände von Wettvermittlern, und (einige wenige Turfmagnaten ausgeschlossen, die einander genau kannten) sah sich jeder, der Lust zu wetten hatte — nicht nach den Pferden, sondern nach dem Makler, nach dem „Buchmacher" um. Das Rennen war somit ein hohes Spil um Geld geworden, bei dem das Pferd als ein harmonisches Ganzes völlig in den Hintergrund trat und nur die Elemente der Schnelligkeit aufs äuszerste treibhausmäszig und völlig einseitig überbildet wurden. Seitdem man durch Aufhebung der alten Renngeseze den waren Maszstab, dasz ein kräftiger, bewaffneter Mann die Norm für ein Reitpferd gibt, über Bord geworfen, sezte man Knaben oder Jockeys, eigens trainirte Zwerge, die das möglichst geringe Gewicht bei möglichst groszer Kraft haben, auf den Rücken der Rosse; und so ist nicht selten der Renner, welcher sigt, ein sonst durchaus unnüzes Tier, ein outrirtes Geschöpf, „ein Windhund von einem Pferde".

In so durchaus corrumpirter Form adoptirte nun Deutschland, mit Unterschäzung seiner eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit, die englischen Wettrennen als „Mittel zur Verbesserung unserer vaterländischen Pferdezucht". Das Sprichwort sagt aber nicht umsonst in ominöser Zusammenstellung: *„Spiler und Hezpferde taugen nichts!"* Zerrüttete Organismen, entmarkte Knochen, total ruinirte Senen und Bänder waren die unausbleiblichen Folgen diser Rennen, und nachdem unter solchen Geschöpfen England noch ausgesucht, was irgendwie brauchbar gebliben, kaufte Deutschland den Rest für schweres Geld, um mit so köstlichem „Vollblut" seine Pferde zu veredeln.

Vergeblich versuchten die ausgezeichnetsten Hippologen

Deutschlands in den zwanziger Jaren gegen die englischen Rennen zu reagiren. Der berümte Landstallmeister von Trakehnen, Herr von Burgsdorf unternam 1827 den literarischen

„Versuch eines Beweises, dasz die Pferderennen in England, so wie sie jezt bestehn, kein wesentliches Beförderungsmittel der besseren edlen Pferdezucht in Deutschland werden können."

Seine Gründe sind schlagend, und er entwirft zugleich ein Bild von solchen Rennen wie sie warhaft nuzbringend sein könnten, wenn er sagt:

„Ich halte es für ein reizendes und wares Volksvergnügen, ja auch von woltätigem Einflusz auf die Pferdezucht, wenn Militairs mit ihren Dienstpferden, Jäger mit ihren Parforcepferden, im Inland gezogen, auf kurze oder weite Strecken laufen; Wagenpferde das Mögliche im Trabe leisten, selbst Bauern mit ihren Ackerpferden. Ich würde festsezen:

1) Dasz vor erreichtem 5ten Jar kein Pferd zur Concurrenz zugelassen würde, desgleichen keins mit Erbfelern.
2) Dasz vor jedem Lauf eines Soldatenpferdes wenigstens eine Flanqueur-Bewegung ausgefürt werden, Soldaten- wie Jagdpferde aber einen guten Sprung in die Ban hinein tun müssen.
3) Dasz Rennjockeys für Geld von jeder Ban ausgeschlossen bleiben.
4) Dasz das im Springen und Laufen zu tragende Gewicht nicht unter 150 Pfund betragen dürfe.

Aber dise trefflichen Vorschläge verhallten ungehört; eine Entgegnung des Herzogs Chr. August von Schleswig-Holstein:

„Versuch eines Beweises, dasz die Wettrennen das wesentlichste Beförderungsmittel der Pferdezucht sind"

erlebte dagegen merere Auflagen und war leider der Ausdruck der allgemeinen Stimmung. — Mit groszem Recht bemerkt ein geistreicher Archäologe in einem (von dem „Grenzboten" gebrachten) Aufsaz über den „Sportbericht eines altrömischen Jockeys": „Wenn der bedächtige Landwirt noch heute mit gemischten Empfindungen auf die eingebürgerte Zucht von Rennpferden blickt, auf die Summen, welche bei Rennwetten umgesezt werden, und auf Abenteuerer aus alten Familien, welche ihre Stallknechtpassionen und zuweilen auch die entsprechende Gesinnung mit dem werbenden Kapital ihrer Rosse von einer Landschaft zur anderen füren, so sind seine Bedenken gegen die Rennban fast so alt als die Rennspile selbst. Denn es ist keine neue Beobachtung, dasz eine spilende Hingabe an virtuose Leistungen bei Menschen und Tieren die praktische Brauchbarkeit für dieselben Zwecke, welche das Spil fördern soll, selten begünstigt. Unwesentliches wird zur Hauptsache; selbst die Zucht für das Spil vermindert die Tüchtigkeit für den Ernst. Auch unleugbarer Nuzen wird leicht aufgewogen durch die Unarten, Verirrungen und

Laster, welche mit jeder leidenschaftlichen Spilfreude unzertrennlich verbunden sind. Das erfuren schon die Tjostreiter des Mittelalters, welche ungepanzerten Bauern oder leichter, gewandter Reiterei erlagen, und das erfuren vor ihnen die römischen Kaiser, welche das weisze Tuch in den Circus warfen, für ihre Kriege aber die Reiterei der Barbaren mieten musten. — Aber ob man die Wettrennen mit warmer Teilname oder kritisch betrachte; sie haben unleugbar, seit in Europa überhaupt Kultur besteht, eine bedeutsame und glänzende Geschichte; sie waren fast in jedem Jarhundert ein karakteristischer Ausdruck der herrschenden Neigung und Bildung, ja in manchen Zeiträumen von entscheidendem Einflusz sogar auf die Politik und die Geschichte der Staten.“ Für das 19. Jarhundert ist nun einmal englische Mode die unbedingte Beherrscherin der Rennban geworden.

1828 entstand denn auch die erste deutsche Renngesellschaft, nämlich der „Berliner Verein für Pferderennen und Pferdedressur“, mit dessen Constituirung sich die Berliner Rennen vorbereiteten, deren erstes*) am 17. Juli 1830, gelegentlich der Vermählungsfestlichkeiten des jezt regierenden Königs in Gegenwart des gesamten Hofstates glänzend von Statten ging. Ihnen schlossen sich 1830 die Rennen von Dobberan und Oldesloe (Holstein) an, und bald wurden eine ganze Reihe norddeutscher Städte: Achen, Anklam, Basedow, Breslau, Düsseldorf, Frankfurt a. O., Güstrow, Königsberg, Magdeburg, Münster, mecklenburgisch Neustadt, Potsdam, pommersch Stargard, Stralsund u. a. in gleicher Beziehung nennenswerte Rennorte. Die Wettrennen kamen genau nach Vorbild und Vorschrift der Engländer in allgemeine Aufname, und die preuszische Regierung erliesz 1846 eigene „Renngeseze“. Für Norddeutschland bildete sich ein Jockeyclub mit der alten Devise der spanischen Real Maestranzas (Vergl. S. 212): „Pro republica est, dum ludere videmur“, und in Oesterreich constituirte sich ein „Verein für österreichische Pferderennen und Pferdezucht“, der auf dem Turf von Siemering und Pest seine Rennen feierte.

Wenn wir nun der Technik diser englischen Rennen in kurzem Ueberblick näher treten, so werden wir uns überzeugen, wie Recht Wilh. von Chézy hat, wenn er sagt, dasz die englische Form der Wettrennen eine Erfindung sei, auf die nur ein so

*) Abgesehen von einem kleineren Rennen bei Steglitz im Juni 1829.

sonderbarer und zugleich kaufmännisch rechnender Sinn zu kommen vermochte, wie er sich bei den Briten in den meisten Dingen zeigt. „Nicht die Reiter sind es, die auf ihren edlen Rossen irgend einen Preis der Ere gewinnen wollen, sondern die Pferdebesizer wünschen durch ihre Tiere den blanken und baren Gewinn zu erwerben. So sind auch die Einrichtungen und Sazungen diser Rennen ganz dem bekannten Karakter eines Handelsvolkes angemessen, und es wäre warlich keine sonderliche Ere dabei zu finden, wenn der deutsche Adel sich ferner noch verlocken liesze, auch hierin einem Muster nachzustreben, das der Nachamung von diser Seite so wenig würdig ist.“

Das Rennpferd ist ein Kunstprodukt, welches in outrirter Weise zu einem einzigen, noch dazu illusorischen Zwecke *„trainirt“* werden musz. — Von Reiterei wird dem Tiere nichts beigebracht, als nötig ist, um die äuszerste Verlegung des Schwerpunktes nach vorn, feste Anlenung an das Mundstück und jene langen Sprünge zu erzilen, die die Folge höchster Zusammenziehung und ebenso groszer Streckung des Rückgrats sind. Alles andere ist Sache der Diät. Durch ser kräftige Narung bei geringem Volumen der Narungsmittel, durch eine kleinlich genaue und ängstlich verzärtelnde Stallbehandlung*), durch starkes Schweisztreiben, welches langanhaltendes Galopiren unter Decken und Schwizkappen erzeugt, ferner durch Anwendung von starken Purgiermitteln, oder endlich gar durch Aderlässe bei den Tieren, deren gesundes Naturel den Abmagerungsversuchen einigen Widerstand leistet, durch solche unnatürliche Gewaltmittel strebt man dahin, das Pferd zu dem bestimmten Renntage *in Condition*, *in Training* zu haben, d. h. es für einen einzelnen Moment und für einen ganz einseitigen Zweck in einen Zustand zu versezen, der jene heftige Ueberspannung ermöglicht, die bei häufiger Widerholung das arme Füllen nervös so erschüttert, dasz es natürlich unfähig wird, gesunde Kraft und feste Tüchtigkeit auf seine Nachkommen zu übertragen, wenn es beim Rennen selbst auch noch so passionirt und ergeizig erscheinen mag. Mit Recht sagt der Franzose:

---

*) Was will freilich dise unnatürliche und luxuriöse Vorbereitung gegen antike Beispiele bedeuten? Liesz doch Caligula, damit sein Lieblingspferd *Incitatus* (Heiszsporn) am Tage vor den Circusspielen ja nicht in seiner Ruhe gestört werde, durch abgesandte Soldaten der ganzen Nachbarschaft tiefste Ruhe auferlegen.

A cheval coureur
Ny à l'homme joueur
Ne dura oncques guères
L'honneur!

Eben so einseitig wie dise Art der Vorbereitung ist die **Einrichtung der englischen Rennen.**

Man unterscheidet zunächst:

Flachrennen (*Flat races*), Galoprennen auf ebener Ban, die den Zweck haben, die Leistungsfähigkeit des Pferdes bis zum lezten Grade der Erschöpfung zu prüfen.

Hürdenrennen (*Hurdle races*) d. h. Rennen über flüchtige Hindernisse von Flechtwerk, nämlich 4—6 auf der Rennban aufgestellte Hürden.

Rennen mit Hindernissen (*Steeple chases*) d. h. Rennen in unebenem Terrain über feste natürliche oder künstlich angelegte Hindernisse: eigentlich *Turmrennen*, da man früher mit einem Turm als Zilpunkt über Feld jagte; wärend man jezt auf einer mit Flaggen abgesteckten Ban reitet.

Trabrennen (*Trotting races*) im Sattel und Geschirr.

Grade diejenigen Rennen, welche die gröste Einseitigkeit der Leistungen verlangen, die Flachrennen, stehen bei den Vererern des englischen Sports in fast ausschlieszlicher Achtung, wärend sie die Hürdenrennen und die Steeple-Chases, die sich dem später näher zu besprechenden Jagdreiten nähern und vom Reiterstandpunkt aus unbedingt den Vorzug verdienen, als eine Art müsziger Spilerei zur Belustigung des Publikums über die Achsel anzusehen pflegen. Die kleine eng abgeschlossene Gilde der Rennreiter von Profession hält sich die Flachrennen als ihre Kunstdomaine offen; sie überläst den Amateurs sich in Hindernisrennen die Hälse zu brechen. — Das Trabrennen, eine höchst praktische Einrichtung, ist — Amerika und Holland abgerechnet — noch weniger beliebt und gentlemanlike.

Die Bedingungen der Concurrenzen glidern sich etwa in folgender Art:

1. nach Gewicht und Alter.

Rennen für gleichaltrige*) Pferde mit gleichem Gewicht. Die hauptsächlichsten Rennen diser Art sind die drei-

*) Das Alter eines Rennpferdes wird vom 1. Januar desjenigen Jares berechnet, in welchem das Tier geboren ist, so dasz ein zwischen dem 1. Januar und 31. Dezember des einen Jares geborenes Pferd in der ganzen Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember des zunächst folgenden Jares für einjärig gilt. — Zuweilen wird auch vom 1. Mai gerechnet

jährigen Rennen, für welche auch die wertvollsten Preise bestimmt zu sein pflegen. Besonderen Rufs erfreuten sich unter ihnen namentlich die Union in Berlin, das Welfenrennen in Celle (später in Harburg), das Hansarennen in Hamburg, das St. Leger in Baden-Baden, der nord- und süddeutsche Preis in Pardubitz und der grosze Kaiserpreis in Pesth.

Rennen für Pferde jeden Alters mit verschiedenem Gewicht.*) Bei disen Rennen wird das Gewicht, welches jedes Pferd zu tragen hat, nach dem Lebensalter desselben bestimmt, wobei man die für zweijärige Pferde angenommene Last als „*Federgewicht*“ zu Grunde legt. In Deutschland tragen gewönlich dreijärige Pferd 100 Pfund, vierjärige 115 Pfund, fünfjärige 120 Pfund, ältere 122 Pfund. Stuten und Walache tragen drei Pfund weniger als Hengste, und um bei disen Rennen auch den weniger ausgezeichneten Pferden, denen gegenüber, die schon gewonnen haben, die Chance des Siges zu gewären, wird den Pferden, die schon bedeutende Preise davongetragen, ein Extragewicht von 5 bis 14 Pfund mer zuerkannt, minder Befähigten wol auch eine Gewichtserleichterung zugebilligt.

Noch gröszere Aussichten, auch für nicht ganz vorzügliche Pferde, gewärt das

Handicap. Dis ist ein Rennen, bei welchem die Pferde durch ser verschiedene Gewichtszuteilungen (*Treffgewicht*, *Handicap-Weight*) je nach ihren bisherigen Leistungen oder ihren vermutlichen Fähigkeiten derart belastet werden, dasz allen die Möglichkeit des Siges gelassen wird, sodasz es der Triumpf eines Handicaps ist, wenn es als *totes Rennen* (*Dead heat***)) endet, d. h. wenn alle Pferde gleichzeitig das Zil erreichen. Die Gewichtsverteilung, bei welcher der Zufall natürlich eine grosze, den Wert diser Rennen höchlichst beeinträchtigende Rolle spilt, geschiht durch den *Handicapper*, einen aus dem Kreise des Renncomitées gewälten Gentleman.

Endlich gehört hierher: das

Verkaufsrennen, bei welchem jedes ablaufende Pferd für

---

*) Nur wenn die Proposition sich ausdrücklich der Bezeichnung „Federgewicht“ (*Catch-weight*) bedient, wird von einer Gewichtsregulirung abgesehen und die Reiter sizen auf, one im Gewicht ausgeglichen zu sein.

**) Jedes Rennen heist eigentlich *heat* (Hize, Anstrengung) doch ist das Wort hauptsächlich in obiger Zusammensezung und dann auch speziell für solche Rennen üblich, in denen ein Pferd mer als einmal sigen musz.

einen angesezten Preis käuflich ist. — Auch bei disem Rennen ist das Gewicht nach dem Alter bestimmmt, der Besizer des Rennpferdes kann sich aber selbst handicappen; denn bei jedem nidrigeren Preisansaz, für den er sein Pferd loszuschlagen erklärt, tritt eine entsprechende Minderbelastung desselben ein. — War z. B. ein Verkaufspreis von 1000 Tlr. für den Siger angesezt, so ist bei dem Anerbieten das Pferd für 750 Tlr. zu verkaufen, ein Mindergewicht von 7 Pfund, bei einer Forderung von 500 Tlr. von 14 Pfund, bei einem Preise von 250 Thlr. von 21 Pfund gestattet. Etwaige Ueberschüsse bei der Versteigerung des Sigers pflegen der Vereinskasse zuzufallen.

2. nach den Distanzen.

Kurze Rennen auf einer Ban von $^1/_8$ bis $^1/_6$ deutsche Meilen Länge.

Mittlere Rennen auf einer Ban von $^1/_4$ bis $^1/_2$ deutsche Meile Länge.

Lange Rennen auf einer Ban von $^1/_2$ bis 1 deutsche Meile Länge.

3. nach den Reitern.

Herrenreiten *(Gentleman-races)*.

Offizierreiten, vorzüglich in Deutschland üblich.

Jockeyreiten, die gewönlichsten von allen; denn der *Jockey* ist nun einmal Wettrennreiter par excellence. Er erscheint im *Jockey-Dress*, d. h. in Lederhose und Stulpstifeln, in der farbigen, seidenen Jacke, meist mit abstechend gefärbten Aermeln und der ebenfalls farbigen, kugelförmigen Kappe, damit man an den Reitern die Pferde möglichst weithin unterscheide. Am Absaz trägt er den ser feinen, scharfen Sporn, in der Hand die dünne, scharf schlagende Peitsche. Da jezt das Gewicht des Reiters auf 112 Pfund heruntergedrückt ist, aber vil Erfarung und Muskelkraft zum Gewerbe gehört, so musz der Jockey ein ausgewachsener Mann, aber ein verkümmerter und ser dürftiger sein; denn mit Uebergewicht zu reiten, vermindert die Gewinnstchance, und so purgirt und schwizt denn auch er sich ab, wie das Pferd, um sich auf das Normalgewicht zu bringen. Er vollfürt den Lauf, indem er in den Bügeln stehend, die Kniee fest schlieszend, mit stark vorgelegtem Oberleib bemüht ist, das Gewicht möglichst weit nach vorn zu bringen; er vermeidet, durch Auffallen auf den Sattel den

Atemzug zu stören. Die Hände des Jokeys tragen gleichsam die Vorhand des Pferdes in den straffen Zügeln, oder unterstüzen es durch das „Drehen", eine Zügelbewegung, durch welche die Erhebung der Vorhand dem Tiere bedeutend erleichtert wird. Es ist unglaublich, wie weit ein geschickter Reiter durch dise drehende Zügelbewegung das Pferd vorwärts zu werfen vermag, wie leicht sie aber auch, unrichtig vollfürt, den Gang völlig in Unordnung bringt und statt ihn zu beflügeln, lämt. Hauptsächlich aber gehört zum guten Jockey, dasz er sein eigenes Pferd und die Pferde seiner Concurrenten richtig beurteilt, und danach seine „*Pace*" einrichtet.

Bauernreiten, namentlich bei Trabrennen üblich.

4. nach der Epoche der Anmeldung.

Zuchtrennen *(Produce stakes)* sind solche, bei denen das Pferd, d. h. das Product einer belegten Stute, vor der Geburt schon zum Rennen angemeldet worden. — Nicht selten sind:

Altersconcurrenzen, zu denen die Pferde im ersten Jare der Geburt angemeldet werden und die dann mit den Rennen gleichaltriger Pferde unter gleichem Gewicht zusammenfallen. Zuweilen dent man sie aus zu einem

Rennturnus, in welchem die Pferde in zwei *(Biennial)* drei *(Triennial)* oder mereren hintereinanderfolgenden Jaren mit einander in die Wette zu laufen haben. — Geschiht der widerholte Wettlauf in demselben Rennjar auf verschiedenen Banen, so heist er „*Ambulante.*"

5. nach der Art des Preises.*)

Plates nämlich sind Rennen, bei denen der Besitzer keinen Einsaz einzulegen hat.

Sweepstackes solche Privatrennen von mindestens drei Teilnemern, bei denen eben erst der den Preis bildende Einsaz zur Teilname berechtigt.

Endlich sind noch einige Spezialien aufzufüren.

Match oder Wette nennt man ein Rennen zwischen nur 2 Pferden.

Maiden-stakes ein solches zwischen Pferden, die noch nicht gesigt haben.

Entscheidungslauf zwischen zwei oder meren Pferden pflegt

*) Die Preise werden gewönlich nach dem Geber benannt: Statspreis, Königspreis, Vereinspreis, Jockeyclubpreis u. s. w.

nach einem *toten Rennen* den Ausschlag zu geben, wenn die Besizer es nicht vorziehen, sich über die Teilung des Preises zu verständigen. Doch muss auch in disem Falle der Sitte gemäsz ein Pferd

Ueber die Ban gehen (wolk over) d. h. noch einmal die Strecke durchlaufen.

Die Aufforderung zum Rennen an einem oder mereren bestimmten Renntagen *(Meeting)* wird von dem veranstaltenden Vereine festgesezt und zugleich ein Programm mit den Rennpropositionen ausgegeben, welche alle Details über Preise, Einsäze, Reugelder und Distanzen erhalten und welche daher als Vertragsbedingungen gelten und mit den allgemeinen Renngesezen *(Rules of racing)* die Grundlage aller Entscheidungen bilden.

Diejenigen Pferdebesizer, welche sich bei den betreffenden Rennen beteiligen wollen, „*nennen*" nun ihre Pferde und können dieselben nur gegen das festgesezte *Reugeld (forfeit)* welches zuweilen den ganzen Einsaz, häufig nur die Hälfte desselben beträgt, zurückziehen.

Auf dem Rennplaze selbst überwacht das Comitee des Meeting die Beobachtung der Renngeseze und die Erfüllung der Propositionen und teilt deshalb an seine Mitglider verschiedene Aemter aus. Auf dem Wigeplatz am Rennstall steht der *Wiger,* der die Jockeys samt ihren Sätteln abwigt, um den Pferden das richtige Gewicht zuzumessen; auf erhöhtem Gerüst der *Starter,* welcher durch Senken seiner Flagge das Zeichen zum *Ablauf (Start)* gibt; am Gewinnpfosten bestimmt der *Richter* den Siger unter den Rennern, und wenn es erforderlich, tritt ihm ein Schidsgericht zur Seite, welches etwaige „Proteste" zu prüfen hat und in streitigen Fällen entscheidet, ob dem Besizer des Pferdes als erenhaftem Gentleman die Teilname am Rennen zu gestatten sei, ob die Pferde nach Alter und Eigenschaft der Anmeldung entsprechen, ob Uebervorteilungen beim Ablauf vorgefallen, ob etwa ein Pferd das andere beim Lauf angestoszen oder grade vor ihm gekreuzt habe *(Foul riding)* oder ob endlich villeicht ein Reiter über die inwendige durch Pfosten bezeichnete Gränze der Ban ausgebrochen sei. Troz alledem kommen gelegentlich Ueberlistungen vor, und namentlich sollen Bestechungen der Jockeys nichts allzu Seltenes sein. Appellationen gegen den Spruch des Schidsgerichts pflegen nur ser selten bei

der Civiljustiz, gewönlich bei dem Jockeyclub angebracht zu werden.

Das Rennen leitet sich ein, indem *„aufgecantert"*, d. h. zum Plaz des Ablaufs galopirt wird. Wenn alle Renner zur Stelle sind, läst der Starter die Flagge sinken, und nun beginnt der Lauf. Geht ein Pferd nicht ab, so müssen auch die anderen zurückkommen. Endlich *starten* sie (laufen sie ab) in stürmischer *Pace* (Gangart). — Man kann nun nicht leugnen, dasz es ein entzückendes Schauspiel gewärt, wie der mächtige Ergeiz der edlen Tiere vorwärts ringt, und wie sie oft den letzten Atem daran sezen, zu sigen. Dises Anblicks Reiz macht es wol einzig und allein erklärlich, dasz auch Nichtwetter mit Interesse jenen Rennen beiwonen und ihnen die Stange halten können. Aber es ist nur ein Augenblick, in dem der Beschauer irgend etwas wirklich sehen und erkennen kann; der gröste Teil des Laufs wird in einer jeder feineren Beobachtung unzugänglichen Ferne zurückgelegt; denn die Einrichtung unserer Banen, weit entfernt von der der antiken Hippodrome, in denen dicht unter den Augen des amphitheatrisch thronenden Publikums wol vierzehnmal die Ban zurückgelegt werden muste*), ist ja ebenso einseitig und steril, wie die ganze Tendenz der Rennen. Unsere Turfpläze sind eben nur für solche Renner bestimmt, die gar nichts können, als gradeaus laufen, denen schon die wenigen Ecken unserer Banen häufig zur Klippe werden, an der sie scheitern, und denen ein so häufiges Wenden, wie es die Ban des antiken Hippodroms verlangte, ganz unmöglich wäre. Auch die Art des Reitens ist weniger die Sache freudigen Wetteifers als die rechnenden Wettcalculs und blasirter Beobachtung des Dehors. „Es würde unpolitisch sein, eine grosze Ueberlegenheit zu zeigen. Es würden die Wetten sich weniger rentable stellen, man würde Reugeld zalen, statt zu rennen und das berümt gewordene Tier würde im Handicap mit schlimmem Gewicht bedacht werden; auszerdem gilt es nicht für fein, auf weite Distance zu schlagen, nicht blos, weil es eine unrichtige Beurteilung verrät und eine Kraftvergeudung ist, sondern weil der Anstand es namentlich vom Gentleman verlangt, die Gegner am Endkampf sich beteiligen zu lassen." — Nach vollendetem Wettlaufe am Zile an-

*) Ganz abgesehen davon, dasz es bei den antiken Wettreiten doch eben auch aufs Reiten ankam; wie denn Homer und Plutarch erwänen, dasz die Siger ihre Pferde mit denen der Unterlegenen getauscht und noch einmal geritten seien, um zu zeigen, dasz der Triumpf nicht dem Pferde allein zuzuschreiben sei.

gelangt, nennt der Richter den Siger und — in Nasen- Hals- und Pferdelängen ausgedrückt — die Entfernungen, um welche das zweite, dritte und die folgenden Pferde zurückgebliben. 30 bis 50 Ruten vor dem Zile steht ein *„Distanzpfal“*: Pferde, welche disen im Augenblicke, wo der Siger das Ziel passirt, nicht erreicht haben, werden gewönlich als *„distanzirt“* bezeichnet, d. h. sie verlieren das Anrecht, wärend des Meetings noch einmal mitzulaufen. — Nach dem Rennen musz der Reiter sofort durch Nachwigen bekunden, dasz er den Lauf mit vollem Gewicht zurückgelegt. Schon der Verlust der Müze oder Reitgerte macht ihn unfähig zu sigen.

Mit dem Ausfall der Rennen sind namentlich in England, wie schon erwänt, in übergroszer Zal noch Privatwetten Zweier oder Merer verbunden, in Beziehung auf welche ein besonderes Comitee die Befolgung der Wettgeseze *(Betting-laws)* überwacht. Dise Wetten, welche unleugbar mit der Anlass zur Einführung der englischen Rennen in Deutschland waren, sind dennoch glücklicherweise bei uns nur in mäsziger Anwendung, und es ist ser zu wünschen, dasz Jedermann das Verwerfliche dises Hazardspiels zum Bewustsein komme und dasz alle Unparteiischen gegen die volkswirtschaftlich sicherlich nur wenig nuzenden Rennen englischer Art auftreten möchten, damit sie abgestellt oder doch eingeschränkt werden, um gesunderen vilseitigeren Formen Plaz zu machen. — Leider ist dazu vor der Hand geringe Aussicht; denn grade im vorlezten Jarzehnt (1855–1865) haben sie wider einen neuen Aufschwung genommen. So hielt man 1863 auf 36 gröszeren Pläzen und an 126 Tagen 428 Rennen ab, in denen 2820 Pferde liefen, welche sich, einschlieszlich der Einsäze in etwa 256,000 Taler Gewinn und 173 Erenpreise teilten. Zu disen Summen trugen die verschiedenen Staten circa 41,000 Tlr.; die Vereine 46,000 Tlr., der Jockeyclub 4500 Tlr. bei, wärend der Rest durch Subscriptionen aufgebracht wurde.

Die bedeutendsten Rennpläze sind zur Zeit: Berlin (Hoppegarten) Wien, Hamburg, Breslau, Stettin, Pesth, Pardubitz, Harburg, Schwerin, Dobberan, Königsberg und Baden-Baden. Es ist ser bezeichnend, dasz an lezterem Orte der Spilpächter Benazet mit einer järlichen Subvention von 20,000 Tlr. die Rennen ganz auf seine eigne Hand unterhält und — wie seinen grünen Tisch den Spilern jedes Volkes — den Badener Turf den Pferden aller Nationen freundlich öffnet. Das wird nun auch ein Ende haben.

Wir schlieszen unsere Betrachtung der Rennen mit einer Hinweisung darauf, dasz dises Danaergeschenk sogar unsere deutsche Sprache mit der englischen Krankheit heimgesucht. Wie im 17. Jarhundert das kriegerische Reiterwesen, ja das gesammte Kriegswesen der Deutschen in dem grösten Teil seiner Bezeichnungen durch italienische, spanische und französische Ausdrücke verwälscht worden ist, gradeso ist in unserem Jarhundert eine uralte deutsche Volksfreude auch in der Sprache englisirt worden. Man würde über die Achsel angesehen werden, wenn man bei einem deutschen Wettrennen deutsche Ausdrücke gebrauchen wollte: Geseze, Gebräuche und Kunstsprache des britischen „*Sport*“ sind unverändert importirt worden, und man zwingt uns, sie troz ihrer Ungenieszbarkeit zu verdauen. Wir geben eine Probe diser Sprache: versuche ein Nicht-Sportsman sie one die oben gegebenen Erläuterungen zu verstehen! „Miss Caroline vom Hercules aus der Crinoline schlug nach schwerer Arbeit die kleine zweijärige Corinna, die zum erstenmale startete. Ihr Pace war anfangs mäszig; dann aber so vollkommen, dasz sie alle Welt in Erstaunen sezte. Das darauf folgende Handicap brachte ein todtes Rennen, das Zuchtrennen ein Match!“ Es ist ein abscheulicher Jargon!

Strömungen der Gegenwart.

Ein Gutes hatte übrigens die ursprünglich nur der Speculation entstammte Freude am Wettrennen: Die Lust am Reiten überhaupt wachte von neuem auf. Selbst das Damenreiten wurde wider Mode, und man trainirte, rannte, jagte, wettete mit Wut. Herr v. Krane sagt: „In Rücksicht auf die Campagnereiterei wurde in der Exaltation sogleich das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, und wie ser die nüchtern geblibenen älteren Herren auch dagegen eifern mochten: man sah die fashionablen Kavallerie-Offiziere nur noch auf dem dürrtrainirten, auseinanderschlendernden, langhalsigen, schwanzklemmenden Tiere, bestens vornübergeneigt mit weit vorgestreckten Beinen und herabhängender Fuszspize, auf den verkürzten Bügeln wippend, englisch daher traben. Dises unschöne Bild war es allerdings nicht, was die Jugend verfürte; aber dasz dises schlodderige Tier eine halbe Meile und weiter galopirte one auszer Atem zu sein; die Dreis-

tigkeit, mit der Pferd und Reiter gegen den zehn Fusz breiten Graben, die vier Fusz hohe Barriere angingen und dasz der schloddrige Reiter, sie nemend, dann sasz one zu wanken, das zog an. Dasz ein unendlicher Zudrang von Menschen den Rennplaz umstand, dasz dem Siger die Tücher der Damen von den Tribünen entgegen winkten, dasz die Zeitungen ihn nannten, dasz die Namen guter Reiter und braver Pferde in Jedermanns Munde waren und das Alles one sovile Studien, wie die Campagne- oder gar die Schulreiterei sie nötig machten, deren Sigeskränze in der Ban oder auf dem Exercierplaz ungesehen verdorren; jenes Beobachtet- und Bekanntwerden, das zog, wie der rote Rock bei der Jagd, ein Vergnügen, das in die Gesellschaft der vornemsten Herren, in Genossenschaft mit königlichen Prinzen brachte."

Das **Jagdreiten** ist es aber überhaupt wol, auf welches ein groszer Teil diser Beschreibung Krane's vorzugsweise anzuwenden sein dürfte; denn Reitermut und Reiterkunst kommt ja bei den ächtesten Wettrennen wenig genug zur Anwendung. Noch höhere Bedeutung aber hat das Jagdreiten grade als Correction der Wettrennen, als Gegengewicht gegen die schädlichen Einflüsse diser so überaus einseitigen Einrichtung. Gehört doch dazu an sich schon eine höhere Dressur und vermerter Gehorsam des Pferdes. „Das Reiten im Holze macht schärfere Wendungen nötig, man musz vor Hindernissen, die nicht im Sprunge zu nemen sind, zu stopfen vermögen, das Tier senkrecht auf das Hindernis bringen und dem Refüsiren und Ausbrechen entgegentreten können. Es gehört ein fester, vilfach zu modificirender und einwirkender Siz dazu, das Ross beim Springen nicht zu belästigen, sondern zu unterstüzen und im wechselnden Terrain ihm die Arbeit zu erleichtern. Der Jagdreiter bedarf auch einer noch schärferen Beurteilung des Leistungsvermögens der Pferde, als der Jockey. Hier tritt die Fähigkeit jedes einzelnen Tieres zum Hoch- und Breitsprunge, sein Vermögen im harten und tiefen Boden, die Dreistigkeit desselben bei gefärlichen Hindernissen hinzu, wie die Taxe der Reitfertigkeit und Künheit der Gegner. Wie oft sigte der Reiter, weil er sein schlecht springendes Pferd verhielt, bis ein anderes vorsprang, oder weil er sich wol hütete, seinem Gegner disen Gefallen zu erzeigen und erst dann sprang, wenn jener mit seinem Tiere sich hoffnungslos brouillirt hatte. Er muss mit schnellem Blick überschauen, auf welchem Punkte das Hindernis am leichtesten zu nemen ist, aber auch das Herz auf dem rechten Fleck haben, denn der Schneid des Reiters hebt das Tier

über das Hindernis.“ Um ein Bild vom Rennban-Jagdreiten zu geben, das unserer Darstellung nicht felen darf, folge hier der Rennbericht über den Haupttag des Berliner Herbst-Meetings von 1871, an welchem zu Hoppegarten das grosze Armee-Jagdrennen standfand, das bedeutendste Jagdrennen des Kontinents. An jenem Tage konnte es nämlich ganz besonderen Glanz entfalten; denn abgesehen davon, dasz es noch nie so stark besezt gewesen, so ward es überdis dadurch verherrlicht, dasz die Majestät des deutschen Kaisers ihm beiwonte und der hohe Herr die Verteilung der Preise, deren ersten er aus der eigenen Chatulle gab, persönlich übernommen hatte. — Vor Ankunft des Kaisers leiteten vier kleinere Rennen das Hauptereignis des Tages ein.

In dem Memorial-Rennen sigte Graf Renard's „Primas“; Graf Lehndorff's „Grajewo“ und Herrn von Oertzen's „Pagode“ machten todtes Rennen um den zweiten Plaz. In dem Statspreis 3. Klasse schlug Hrn. Espenschied's F. H. „Lohengrin“, Graf Henckel's Sch. St. „Moawija“, wärend „Ceder“ ausbrach. In dem Oktober-Verkaufsrennen holte sich Hrn. Krause's F. H. „Godolphin“ den ersten Preis von 850 Tlr. und ging bei der Auktion für 850 Tlr. in den Besiz des Lieutenants v. Maltzahn über; in den Verkaufsrennen für Zweijärige holte sich Baron E. v. Oppenheim's schwbr. Stute „Barbara“ den ersten Preis von 625 Tlr. und wurde von ihrem Besizer in der Versteigerung für 600 Tlr. zurückgekauft. Wärend des lezten Rennens war der Kaiser in Begleitung des Prinzen Karl und des Fürsten Bismarck mittelst Extrazuges von Berlin eingetroffen und wurde mit den Klängen der National-Hymne bei dem Eintreffen auf der Ban begrüst. Nachdem eine Match zwischen Graf Renard's „Taberlak“ und Graf Götzen's „Ceder“ um 500 Tlr., bei welchem ersterer als Siger hervorging, gelaufen, nam das **Jagdrennen** seinen Anfang. Die Ban war zweimal zu durchlaufen, begann bei der Rosenhecke, fürte bei den Tribünen vorbei nach oben hin über das Fliesz durch den Forstgarten, die Tiefsprünge hinunter nach dem Antinousgraben, wider bei den Tribünen vorbei, dann in die kleine Hürdenban nach dem irischen Wall und von hier aus in die freie Ban dem Zile vor der Kaiserloge zu. Sibzehn Hindernisse waren zu nemen. — Fünfzehn Reiter galloppirten in dichtem Haufen davon, als der Starter die Fane gesenkt. Der Favorit des Tages war „Fritz“, der braune Wallach des Lieutenants Schrader vom Königshusarenregiment, welcher unter demselben Reiter wie heute, Lieutenant Moszner vom gleichen Regiment, bereits den ersten Preis im Jagdrennen zu Baden-Baden im Jare 71 davon getragen. Hier sollte jedoch seine Leistung übertroffen werden. Gleich einer Kavallerie-Attaque sauste die Pace vom Start daher; in dichtem Haufen wurde die Rosenhecke gesprungen; am Tribünensprung fürte Graf Arnim vom Regiment Gardes du Corps. Der Sprung wurde in dichtem Haufen und elegant gesprungen, ebenso auch die Steinmauer, und fort stürmte die Jagd der Anhöhe zu. An dem Fliesz kam Lieutenant Baron Ziegler von den dritten Garde-Ulanen, ebenso auch Lieutenant v. Zettlitz-Neuhausz vom Königshusaren-Regiment zu Fall. Die anderen stürmten weiter. Vor dem Antinousgraben stürzte Graf Arnim von den Gardes du Corps. Die anderen nemen die übrigen Hindernisse fliegend und in einer Pace, dasz man meint, es werde ein Flachrennen geritten und nicht ein Jagdrennen, bei dem man an den Hindernissen leicht das Leben riskiren kann. Lieutenant von Natzmer von den dritten Garde-Ulanen fürt die wilde Jagd, später Lieutenant von Brunneck von den zweiten Garde-Dragonern. Jezt geht es zum irischen Wall: der erste ist glücklich hinüber, der zweite und dritte auch, der vierte stürzt, der fünfte, sechste auch, die anderen ebenfalls über dise hinweg, Reiter und Pferde überschlagen sich — ein wirrer Knäuel von Menschen und Pferde über und unter einander, — endlich erhebt sich einer

nach dem anderen: die Pferde werden, sofern sie nicht entlaufen sind, wider bestigen und das Jagdrennen aufgenommen; die ersten haben aber inzwischen auch das Rennen fortgesezt und sind in das Zil eingegangen, wo der Kaiser ihnen unter anerkennenden Worten die Preise einhändigt. Der Siger, Premier-Lieutenant v. Brunneck vom zweiten Garde-Dragoner-Regiment, erhielt einen silbernen Tafelaufsaz, als Tabakskasten zu benuzen, dessen Fusz die Worte trägt: „Kaiser Wilhelm dem Siger im Armee-Jagdrennen 1871“. Das Pferd, Prinz Croy's 5järiger brauner Hengst „Seehund“, welches als erster eingetroffen, erhielt 500 Tlr. Der als Zweiter eingekommene Reiter, Graf Schlippenbach von den zweiten Garde-Ulanen, erhielt eine silberne Fruchtschale mit darüber befindlichem Aufsaz, ein Rennpferd darstellend; das Pferd, welches er geritten, Lieutenant v. Platen's (erstes Brandenburgisches Dragoner-Regiment Nr. 2) brauner Wallach „Claret“ erhielt 250 Tlr. Der dritte, Lieutenant Moszner empfing eine goldene Ankeruhr in eleganter Bronce-Kapsel, sein Pferd, des Lieutenaut v. Schrader brauner Wallach „Fritz“, 100 Tlr. Als vierter kam Lieutenant v. Natzmer auf Rittmeister Heil's (Groszherzoglich Badisches Leib-Dragoner Regiments Nr. 20) dunkelbraunem Wallach „The Irish Boy“ ein und rettete seinen Einsaz.

Ein feiner Beobachter, der Aesthetiker Lemcke, spricht sich über das Jagdreiten folgendermaszen aus: „So töricht wie bei uns in der Nachäffung gehandelt wird, dasz man nur ein Rennpferd zu erzilen suchte, die sonstige Zucht aber vernachlässigte, ist der Engländer nie gewesen. Er züchtet mit gleichem Eifer seinen schweren Clydesdaler Karrengaul, seinen Suffolk-Punsch, sein Kutschpferd, seinen Gollowayklepper, seinen Pony, wie sein Jagd- und Rennpferd. — Und grade im Jagdpferde schafft sich der Engländer ein Tier, das alle Anforderungen erfüllt. Dise Jagdpferde werden auf wirklichen Jagden von Herren, nicht von Jockeys geritten, und solche englischen Landherren haben häufig auch one Waffen das Gewicht eines gerüsteten Soldaten. Und Mann und Pferd nemen die Hindernisse, wie sie in der Natur vorkommen. Zuweilen bricht der Eine oder das Andere oder Beide den Hals. — Das kann überall vorkommen und weisz auch jeder Turnplaz Aenliches zu erzälen. Jedes Kraftspil ist eben gefärlich. Die wirklichen Parforcejagden sind grausam, sagt man. Sie sind es, aber sie bestehen doch in einem Kampf, der wenigstens nicht schlimmer ist, als ihn die Natur überall zeigt. Hund und Pferd und Fuchs oder Hase und Hirsch streiten miteinander. So lange der Hund laufen mag und das Pferd laufen kann, ist die Barbarei nicht so übertriben, sobald freilich der Mensch sein Pferd über die Kräfte zwingt, zeigt er sich als ein Barbar. Ich weisz wol, dasz dis Raisonnement ser stark angegriffen werden kann, will mich übrigens nicht darauf einlassen, das Für und Wider weiter zu erörtern. So lange dem verfolgten Tier Flucht möglich, ist es nicht zu vergleichen mit dem Stier in der Arena, oder selbst dem Stier vor der Mezgerbank, dem

leider nur zu selten Minuten der Qual vor seinem Tode erspart werden. Die Jagdrennen pflegen Tüchtigkeit von Ross und Mann, wie sie der Krieg verlangt. Der Krieg ist die abscheulichste Barbarei, die denkbar. So lange wir aber noch fern sind von dem idealen Standpunkte, wo er ein überwundenes Uebel ist und wo die Menschen seiner nicht mehr bedürfen, um nicht in Weichlichkeit und in die Laster des Fridens zu verfallen, so lange wird manche Körperübung gepflegt werden müssen, bei der für den Uebenden, wie für Andere erschöpfende Anstrengung und Gefar nicht zu vermeiden sind."

Dise treffenden Betrachtungen füren uns hinüber auf das Gebiet, auf welchem von jeher die Deutschen am stärksten waren, auf das Feld der **Campagnereiterei.** Und seit zwei Dezennien ist denn auch auf disem Boden wider eine höhere Regsamkeit ganz unverkennbar. Zwar wurde der Uebergang dazu auch nicht one Extravaganzen gemacht. — „In den vierziger Jaren trat der Geschmack für das Praktische auf: „Starkknochig" war die Losung, doch blib „bummelig" dabei das Feldgeschrei und ging bis an die äuszerste Grenze des Unschönen. Es wurden die groszen schweren Tiere Mode, welche, gleichfalls daher bummelnd, dem bummeligen Reiter, der one Sporn, den Stock in der Hand, in angenommener non chalance auf ihnen hing, so auf den Zügeln lagen, dasz ihm der Arm erlamte... Unter wenigen Getreuen schritt aber die Campagne-Reiterei rüstig vor, und Männer wie v. Wrangel, v. Barner, v. Schreckenstein drangen mit ihren Ansichten durch, brachten neue Frische in die Cavallerie und gaben der Einschläferungsmethode durch die Bestimmung der starken Tempos, durch Nemen von Hindernissen mit der ganzen Truppe den ersten Stosz." Dann aber war es in Preuszen namentlich der mächtige Einflusz des Generals der Kavallerie, des jezigen Feldmarschalls Prinzen Fridrich Carl, der von fridericianischem Geist beselt, hohe Anforderungen stellte und ihre Befridigung ernst und streng durchzusezen vermochte, dem wir jenen überraschenden Aufschwung unserer Reiterei verdanken, von dem noch näher zu reden sein wird.

Es scheint sich in der Gegenwart Alles in Allem ein gewisses Gleichgewicht zwischen den einzelnen Arten der Reiterei herauszustellen, dem sich hoffentlich in nicht zu ferner Zukunft auch die englischen Rennen werden unterordnen müssen. Wir finden das Jagdreiten eifrig gepflegt, und namentlich der märkische Jagdreiterverein mit seinen Schnizel- und Schleppjagden

bei Berlin scheint ganz danach angetan, die Freude an künen Geschwindritten in weitere Kreise zu tragen. — An Neigung zu mächtig anspannenden Gewaltritten, um zu zeigen, was Ross und Reiter zu leisten vermögen, felt es ebenfalls nicht. Ritt doch vor vier Jaren z. B. ein schlesischer Kürassieroffizier einer Wette wegen in kaum 24 Stunden von Breslau nach Berlin, das sind 45 Meilen bei Sturm und Regen, Schneefall und Hagelschauer. — Und dasz dergleichen nicht blos aristokratische Allure, sondern vielmer nuzbringende Uebung ist, beweisen Tatsachen, wie der weltgeschichtliche Ordonnanzritt des Grafen v. Finckenstein vom Hauptquartier des Königs zu dem des Kronprinzen von Preuszen in der Nacht vor Königsgrätz.

Weniger gepflegt war leider bisher die **Schulreiterei**, die feinere Kunst. Die hohen Reitschulen Deutschlands, das Product hundertjärigen Strebens, sind vernichtet, weil der moderne Sinn nicht mehr mit ihnen harmonirte, und weil man ihnen an maszgebender Stelle nicht mer den Wert zugestand, den sie beanspruchten und im Vergleich zu den aufgewendeten Kosten auch haben sollten. Eigentliche Hochschulen des Reitens bestanden wärend der ersten Hälfte des 19. Jarhunderts nur noch zu Dresden, Hannover und Wien. — Die Dresdener Schule erfreute sich schon seit dem Ausgange des vorigen Jarhunderts hervorragenden Rufes. Die talentvollsten Reiter der Armee meldeten sich widerholt zu einem Kursus bei diser Reitschule, in der sie täglich merere Schulpferde und ein eigenes unter Leitung des Oberbereiters ritten. Fast alle jene Herren wurden anerkannt gute Reiter und liferten vile durchgearbeitete Pferde sowol dem Regimente, als auch den Kameraden. Unter den Offizieren entstand eine gewisse Passion für das Zureiten von Pferden, sodasz nur ausnamsweise jüngere Offiziere sich gerittene Pferde kauften. In Folge dessen erfreute sich denn die sächsische Kavallerie damals, wegen ihres guten Reitens, eines besonderen Rufes, auch im Auslande, und sind aus den Regimentern, welche 1813 der preuszischen Armee zufielen, manche Namen als hervorragende Reiter noch bis auf den heutigen Tag in Erinnerung gebliben. — Leider muste i. J. 1848 dise vortreffliche Schule aufgelöst werden, weil die Unterhaltung derselben von den Ständen dem Könige allein zugewisen wurde, die Civilliste aber dazu unzureichend war.

Von vielleicht noch höherem Rufe als die Dresdener Schule und von längerer Wirksamkeit als dise, war die Reitschule

von Hannover, die an Material, Raum und Lerkräften unzweifelhaft die bedeutendste der Welt war.

Scholaren der edlen Reitkunst aus allen Ländern Europas wurden hier zu Reitmeistern ausgebildet, deren Fortschritte und Fertigkeiten jeder Fachmann, wenn er Gelegenheit dazu fand, eine Schulquadrille produzirt zu sehen, nur günstig beurteilte. Vile Höfe Europas engagirten dort ihre Bereiter und Stallmeister, nachdem die meisten anderen Bildungsanstalten, früher bestehende fürstlichen Reitschulen aus Sparsamkeitsrücksichten, oder wegen felenden Verständnisses für die so unentberliche höhere Reitkunst aufgelöst worden waren.

In der hannöverschen Armee, welche 1840 zwei Kürassier-, vier Dragoner- und zwei Husaren-Regimenter zälte, genoss die Reitschule grosze Anerkennung. Das System bestand darin, dasz jedes Kavallerie-Regiment einen „Regimentsbereiter" hatte, welcher, nachdem er järlich einen Kursus beim „Armeebereiter", dem Direktor der Reitschule, durchgemacht, dann beim Regiment wider den Offizieren und einzelnen Unteroffizieren Unterricht erteilte. Es schin zwar, als ob zuweilen der Regimentsbereiter allzu ser von dem bequemen Teil der Offiziere benuzt wurde, um sich die Pferde zureiten zu lassen, anstatt sie selbst zu reiten, jedoch lag dis zumeist an den Regiments-Kommandeuren. Zum Teil avancirten die Regimentsbereiter innerhalb des Offiziercorps weiter. Der Armeebereiter Meyer war z. B. 1840 Rittmeister, 1866 Generalmajor. — Stallmeister T. H , welcher jüngst in der „Zeitung für Pferdezucht" die hippologischen Zustände des Jares 1841 geschildert hat, entwirft von der hannöverschen Reitschule folgendes Bild:

Die damalige Hofreitban, die gröste Deutschlands, ist 260 Fusz lang. 60 Fusz breit und beträchtlich hoch; in ihrer Holkele, über den Pilaren, sieht man eine Originalität, nämlich ein Hufeisen, welches, der Sage nach, ein Caprioleur beim Ausstreichen bis dort hinauf geschlendert haben soll. Der damalige Vorstand der Reitschule, Stall- und Ritt-meister Meyer, war ein Schüler der Göttinger Universitätsreitschule, des sogenannten „jungen Ayren". Derselbe war so freundlich, dem Verfasser folgende Pferde zu produciren: 1. den Isabellhengst Horatio in der Balotade an der Longe one Reiter; 2. den schwarzbraunen Hengst Pavillon in der Pesade zwischen den Pilaren, gleichfalls one Reiter; 3. den Rapphengst Nessus, als Caprioleur, in den Pilaren mit Reiter; 4. den Schimmelhengst Dulcine, in der Curbette one Reiter; 5. den Schimmelhengst Young-Omras in der Piaffe one Reiter; 6. den Schimmel Tommy in der Schule, an der Hand mit langen Zügeln, welche mit einer Pesade geschlossen wurde. — Oberbereiter Campen — später Vorstand der Wiener Hofreitschule, der sogenannten „spanischen Schule", ritt mir u. A. einen braunen Hengst vor, Namens Onix, welchen er zum Schulpferde abrichtete.

Ferner sah ich von Reitscholaren eine Schulquadrille reiten, welche der

Stallmeister Meyer zu Fusz commandirte. Dieselbe wurde: anstatt von acht, nur von vier Reitern in der einen Hälfte der Ban geritten, wärend in der andern Hälfte derselben von vier weiteren Reitern, welche die ganz gleichen Touren auffürten, folgendermaszen geritten wurde:

Aufstellung in Front. — Salutiren. — Aufstellung: Zwei und Zwei gegenüber. — Zwei Vierecke im Schultritt rechts! — Passade. — Changement. — Zwei Vierecke im Schultritt links. — Parade. — Galop rechts. — Drei Vierecke. — Passade. — Renversgalop. — Kleine Revolte zu Vier. — Changement in der Mitte. — Galop links. — Drei Vierecke. — Passade. — Renversgalop. — Kleine Volte zu Vier. — Changement. — Galop rechts (auf die Stelle, von der ausgeritten wurde). — Parade. — Schulter einwärts rechts, zwei Vierecke. — Vom dritten Viereck: Passade und Renvers. — Parade. — Vor im Renvers und changirt. — Schultereinwärts links. — Kleine Volte zu Vier. — Renvers links. — Parade. — Renvers links. — Volte zu Vier. — Changement. — Travers rechts (an der Wand). — Zwei Volten. — Passade (von der dritten Volte). — Von der Wand zum Travers links übergehen. — Zwei Volten. — Von der dritten Volte die Passade nach der Mitte der Bahn, und von da im Travers rechts (bis zu der Stelle, von der angeritten wurde). — Parade. — Galop rechts, einmal um die halbe Ban. — Redopp rechts (in der Ecke anzufangen). — Zwei Volten. — Passade — Changement. — Redopp links (in der Ecke zu beginnen). — Eine Volte. — Parade (in der Mitte der Ban. — Redoppaufstellung von vier Reitern auf einer Linie an der kurzen Wand, so, dasz sich die mittelsten das Gesicht, die übrigen sich den Rücken zukeren. — Redopp rechts und links, wie es die Aufstellung bedingt, von der vordern nach der hintern kurzen Wand. — Daselbst angekommen, verrichten beide Mittelreiter kurze Passaden und Redoppchangements. — Die Flügelmänner gehen hierbei drei Galopsprünge nach vorwärts und changiren darauf. — Redopp zurück (bis in die Banmitte). — Parade. — Aufstellung in Front. — Salutiren. — Abreiten. —

Dise Quadrille wurde oft geübt, was nicht allein die Reiter in kurzen Wendungen u. s. w. geschickt, sondern auch die Pferde geschmeidig machte.

Man sieht aus diser Darstellung, dasz zu Hannover gegen die Mitte unseres Jarhunderts noch der ganze Apparat der „hohen Schule“ in voller Anwendung war und Bewegungen ausgefürt, Leistungen verlangt wurden, welche leider seit dem Eingehen der hannöverschen Schule i. J. 1866 nur noch in Wien produzirt werden. Die Hoffnung, die Reitschule von Hannover unmittelbar erhalten zu sehen, ist leider getäuscht worden; indes ist durch das nach Hannover verlegte preuszische Militär-Reitinstitut ein Ersaz gegeben. Freilich hat dise Anstalt weniger die hohe Schule als die Campagnereiterei im Auge.

Das Institut zerfällt in zwei Abteilungen: in die Offizier-Reitschule und in die Unterofficier-Kavallerieschule. Beide stehen unter einem Chef und dem ersten Direktor, der leztere noch speciell unter dem zweiten Direktor. — Es fungiren als Offizier-Reitlerer: der zweite Direktor, 6 Rittmeister aus der preuszischen Kavallerie und 2 Stallmeister; als Unteroffizier- resp. Gefreitenlerer: 2 Premier-Lieutenants, die bereits angefürten 2 Stallmeister, 12 Offiziere des zweiten Kursus und 1 Dressirmeister.

Zu Schülern commandirt alljärlich jedes Kavallerie-Regiment der kaiserlich deutschen Armee (Bayern ausgenommen) einen Offizier und einen Unteroffizier oder Gefreiten; von der reitenden Artillerie nur jedesmal die Hälfte der Brigaden einen Offizier, aber jede Brigade einen Unteroffizier oder Gefreiten. — Es sind demnach zugegen: 70 preuszische Offiziere, 6 Sächsische, 5 Württembergische, 4 Badische, 2 Hessische, 2 Mecklenburgische, 1 Braunschweigischer

und 1 Oldenburgischer Offizier. Zusammen 91 Offiziere. Unteroffiziere resp Gefreiten 98.

Der Unterricht für Offiziere zerfällt in zwei Kurse: für Offiziere im ersten und Officiere im zweiten Jare. Der erste Kursus reitet bei den Rittmeistern täglich 3 Pferde und zwar 1 complett gerittenes Stammpferd des Institutes, 1 Chargenpferd und 1 eigenes Pferd. Das leztere wird wärend des Monats November zum Jagdreiten hinter Hunden auf Schleppe, Hasen, Fuchs und Wildschwein freigegeben, dann in das System eingestellt und bis Juni des folgenden Jares unter Aufsicht eines Lerers in der Reitban geritten. Nach disem wird es den Schülern zur selbständigen Dressur überlassen. — Aus dem ersten Kursus werden für das zweite Jar 12 der zu Lerern geeignetsten gewält und dise reiten beim zweiten Director täglich eine alte Remonte zur completten Ausbildung und erteilen selbst täglich eine Unterrichtsstunde an Unterofficiere resp. Gefreite im ersten Jare. Wärend des lezten Sommersemesters erhält der zweite Kursus in einzelnen Stunden Unterweisungen in der höheren Schulreiterei bei den beiden Stallmeistern auf den von dem Institut gehaltenen 6 Schulpferden.

Ein Correspondent des Militär-Wochenblatts hat sich jüngsthin über den Unterschied eines solchen Militär-Reitinstituts und den alten hohen Reitschulen ser lebhaft ausgesprochen und damit, wie es scheint, ebenfalls einer nicht unbedeutenden Strömung der Gegenwart zum Ausdruck geholfen. Er sagt u. A.:

„Selbstverständlich stehen die neuen Militärreitinstitute auf einem ganz andern Standpunkt, als die alten Reitschulen, welche nach richtiger Definition als Reit-Akademien zu bezeichnen wären. An ersteren sind nur Empiriker als Lerer angestellt, denen das Leren so unmöglich ist, wie dem talentvollen Virtuosen, welcher nur nach dem Gehör spilt und keine Noten kennt. — Die Notwendigkeit solcher Institute ist unzweifelhaft; aber nachhaltigen Nuzen können sie nur schaffen, wenn ihre Dirigenten auf der Reit-Akademie ausgebildet worden sind. Denn dise allein wäre im Stande ein konstantes System zu schaffen. Ihr Zweck wäre: Reiter auszubilden, welche sich die Kunst aneignen, Pferde zum Reitdienst abzurichten. Es kann Jemand zu einem guten Reiter ausgebildet werden, one das Zureiten zu lernen; aber erst wer reiten und zureiten kann, ist ein Reitmeister.

Das alte Schulpferd wurde 20 und 30 Jare alt, muste täglich villeicht drei Schüler beleren helfen, und wurde womöglich vom Bereiter wider zugestuzt, um es das Gefül der falschen Schülerhülfen vergessen zu machen. Dabei behielt es bis zum lezten Augenblick gesunde Knochen. Dis verdankte es der korrekten Ausarbeitung, die auf das Pferd nur so wirken soll, wie die Gymnastik auf den Menschen.

Wer das Glück gehabt hat, gut geschulte Pferde zu reiten, und das Talent besasz, dieselben einigermaszen zu verstehen, der wird gewisz sein Leben lang dis Gefül nicht vergessen und zu würdigen wissen, was man alles von solchem Pferde lernen kann, das nur ganz korrekten Hülfen Folge leistet und das man förmlich studiren muss, bis die richtigen Bewegungen erfolgen. Nur auf solchen Pferden erhält der Reiter das richtige Gefül, um beurteilen zu können, wo es in der Ausarbeitung des Pferdes noch felt, wobei ihm dann die anatomischen Kenntnisse zu Hülfe kommen. Er wird die Bearbeitung eines jungen Pferdes leiten lernen und dadurch vermeiden, dasz Leistungen verlangt werden, zu denen das Pferd noch unfähig ist und durch die es zu Widersezlichkeiten veranlast wird, welche den Ruin desselben herbeifüren, bevor die Arbeit beendet ist.

Noch würde es möglich sein, die erforderlichen Kräfte zur Gründung einer Reit-Akademie zusammen zu bringen, und wenn auch Jare vergehen würden, bevor ein sichtbarer Nuzen sich bekundete, so müste man vorerst zufriden sein, der Reiterei einen Stamm erhalten zu haben, dessen Zweige, die Militär-Reitinstitute, ihre guten Früchte tragen würden. In einer solchen

Akademie würden die Zöglinge eine ganz andere Befridigung finden, zumal, wenn dort Alles gelert würde, was zur Reitwissenschaft gehört, wie das Zäumen und die mechanischen Wirkungen des Gebisses, die so besonders vorgeschrittene Beschlagslere und die nötigste anatomische und veterinäre Wissenschaft.

Es ist wol möglich, dasz auch dise „Strömung der Gegenwart“ gelegentlich zum Durchbruch kommt, wenigstens möchte man das aus dem erhöhten Eifer schlieszen, mit dem sich in neuerer und namentlich in neuester Zeit die vorneme Gesellschaft wider der Ausführung feinerer Reitkünste: der **Quadrille** und dem **Karusel** zugewendet hat. — Ganz unterbrochen ist die Tradition ritterlicher Spiele übrigens auch in unserem Jarhundert nicht gewesen. Feierte doch im August 1800 Graf Hochberg bei der Anwesenheit König Fridrich Wilhelm's III. und der Königin Luise auf dem Fürstenstein ein Ringelstechen, welches gleichzeitige Nachrichten folgendermaszen schildern:

König und Königin langten vor Burg Fürstenstein an. Ein Herold, von Trompetern begleitet, ritt aus der Burg hervor, um Kunde einzuziehen, wer die angekommenen Fremden wären. Nach erhaltener und überbrachter Antwort rückte der Panierherr mit seinen in vier Quadrillen abgeteilten sechszehn Rittern aus der Burg, und fürte sie bis an die Schranken. Nach einer kurzen Anrede „in alter treuherziger Rittersprache“, in welcher er um die Vergünstigung bat, zum Beweise der Freude über die Gegenwart des königlichen Pares ein Ringelstechen halten zu dürfen, erhielt er die Erlaubnis dazu. Hierauf begann die Ritterschar unter Anfürung des Panierherrn, der das königliche Panier vortrug, den feierlichen Aufzug und pflanzte Lezteres sodann auf den Balkon. Nun nahm das Ringelstechen seinen Anfang, und zwar nach alter Sitte und Ordnung. Ein Herold mit dem Stabe in der Hand ritt voran; ihm folgten ein Pauker und einige Trompeter, sämmtlich auf Schimmeln. Darauf kamen die sechszehn Ritter, immer vier in gleicher Kleidung neben einander. Dreimal ritten sie um den Plaz; alsdann wurden von dem Herolde ihre Namen laut gelesen, und nach einer dreimaligen Anfrage, ob Jemand an ihnen etwas auszusezen habe, ging der Zug, da Niemand sich meldete, wider ab, wie er gekommen war, und es kerten blos vier Ritter mit dem Herolde zurück. Diser nebst Pauker und Trompetern stellten sich in die Mitte des Plazes und die Ritter an die vier Ecken desselben. Nach gegebenem Signale zeigten sie nun ihre Geschicklichkeit an den aufgestellten sechszehn Figuren, welche aus Römerbildnissen, Moren, Jungfrauen und aufrechtstehenden Bären mit Ringen in den Nasen bestanden. Den Römern und Bären wurden die Ringe aus Händen und Nasen im Fluge entrissen, den Moren die Köpfe abgehauen und den Jungfrauen die Blumenkränze im Vorübersprengen genommen. — Nach beendigter Lustbarkeit teilte die Königin, laut Ausspruch der erwälten Kampfrichter, die Ritterdanke aus. Dise bestanden in zwei an Ketten, sowie zwei an Bändern hangenden goldnen und silbernen Medaillen mit dem Brustbilde des Königlichen Pares in alter Rittertracht. Die beiden ersten Danke wurden dem Ritter Czettritz, dem Schwarzwälder, und dem Ritter Malzan, dem Lissner, die beiden leztern dem Ritter Tschirsky, dem Domanzer, und dem Ritter Tomsky, dem Ottendorfer, von der Königin um den Hals gehängt. Nach feierlichem Abzuge der Ritter wurden die Königlichen Herrschaften unter Vortragung des Paniers auf die Burg begleitet, wo sämmtliche Ritter auf der Brücke von ihren hochgehaltenen Lanzen ein eisernes Dach bildeten, unter welchem die Allerhöchsten und hohen Gäste durchgingen. Den festlichen Tag beschlosz ein Maskenball in dem prächtig erleuchteten Schlosse Fürstenstein.

Die Menge der Zuschauer war so grosz, dasz beim Abzuge von der „Forstinburg" der Wagenzug über eine Meile Weges einnam, neben welchem noch vile Tausende von Fuszgängern von nah und fern herströmten.

Nach der groszen napoleonischen Episode, während welcher den Deutschen allerdings Spil und Tanz verging, wurden dise Traditionen wider aufgenommen. — Anknüpfend an die Prachtkarusels des 17. Jahrhunderts, fürte der sich mit besonderer Vorliebe romantischen Reminiscenzen zuwendende Wiener Congresz im Dezember 1814 ein glänzendes Stechen von 24 Rittern auf, und weithin scholl der Ruf jener Turnierspile, welche im Juli 1830 zu Sanssouci das „Fest der weiszen Rose" verherrlichten.

Es läst sich nicht läugnen, dasz dise Feste archaistische Spilereien waren, die wenig eigenes Leben hatten und den besten Teil ihres Wesens in der Einbildungskraft der Teilnemer und Zuschauer, in jener fantastischen Stimmung zu suchen hatten, welche die ersten drei Jarzente unseres Jahrhunderts erfüllte. Man könnte dise ritterlichen Spile mit der Romantik der alten Düsseldorfer Malerschule vergleichen. In neuerer Zeit dagegen macht sich unverkennbar eine tiefere Erfassung der alten Formen, wie in der Malerei, so auch in den Reiterfesten geltend. An die Stelle tastender Nachamung ist ein kulturhistorisches Verständnis, ein congeniales Erfassen der alten Formen getreten, welche nun, gesättigt mit modernem Geiste, zu wirklich neuem Leben erwachen. Auf dem Gebiete des Reitertums ging hier Wien voran, welches ja in seiner „spanischen Reitschule" allein noch in ununterbrochener Tradition die Kunst der alten hohen Schule hegt und pflegt. — Ein Schauspil elegantester Reiterkünste war das Karusel, welches die Offiziere der k. k. österreichischen Central-Equitation 1853 zu Wien vor König Fridrich Wilhelm IV. von Preuszen aufgefürt, und in neuester Zeit hat die lustige Donaustadt widerholt (1862 und 1863) ritterliche Spile gesehen, welche Zeugnis ablegen von dem endlich wider wachsenden Verständnis für feineres Reitertum im Gegensaz zur Rennmanie.

Für Norddeutschland sind die anschaulichsten und anmutigsten Zeugnisse für dise neu erwachte Freude an höherer Reitkunst das im März 1857 zu Potsdam abgehaltene „Veilchenfest" und das „Wappenfest" zu Kaisers Geburtstag am 22. März 1872, deren Beschreibung unsere Betrachtung beschlieszen möge.

Das Veilchenfest.

In glänzend geschmückter, mit amphitheatralisch ansteigenden Sizen und Bogen ausgestatteter Reitbau und in Gegenwart des ganzen königlichen Hofes begann das glänzende Reiterspil mit einer prächtigen Festouverture. Kaum waren die lezten Töne verhallt, so nahte sich ein stattlicher Zug; sechs Damen und sechs Herren zu Pferde, im Kostum aus der Zeit des groszen Kurfürsten. Die Herren trugen weisze Koller mit Rot und Gold, weisz lederne Hosen, hohe schwarze Stifel, Hut mit breiter Krämpe und weiszer wallender Feder; die Damen erschinen in langen weiszen Röcken mit Rot und Gold garnirt, das Mieder uniformartig, mit Stulphandschuhen, Reitpeitsche und dem mit weiszer Feder gezirten schwarzen Reiterhütchen. Herren und Damen trugen auserdem einen an der Schulter befestigten Veilchenstransz und jedes Par seine besondere Farbe in groszen Schleifen. Die Quadrille bildeten:

1. Par: Frau von Strahlendorf, Lieutenant von Bonin.
2. Par: Fräulein von Hiller, Lieutenant Graf Westarp.
3. Par: Fräulein von Freier, Lieutenant von Kotze.
4. Par: Gräfin Eulenburg, Lieutenant von Jagow.
5. Par: Fräulein von Treskow, Lieutenant von Redecker.
6. Par: Frau von Arnim, Lieutenant von Freier.

Die schönen Gestalten, die herrlichen Pferde, das eben so elegante wie kleidsame Kostüm, die Grazie, mit welcher die Quadrille im Schritt ihren Umritt hielt und vor der Königlichen Loge salutirte, Alles erregte Bewunderung und Entzücken! — Nachdem der Umritt vollbracht, begann in bewundernswerter Vollkommenheit die Ausfürung der Quadrille. Die Touren, als: Chaine anglaise, balancé u. s. w. u. s. w. wurden im Galop geritten, und mit höchster Anmut und Vollendung von Herren und Damen durchgefürt. Dasz der König vortreffliche Reiter unter seinen Offizieren hat, war ihm bekannt, dasz aber so graziöse und so sichere Reiterinnen sich ihm hier präsentirten, überraschte und erfreute ihn auf's lebhafteste, und spendete er und alle hohen Gäste dem seltenen Schauspil den reichsten Beifall.

Diser Quadrille folgte ein Karuselreiten von acht Herren im Dienstanzuge, mit Schärpe, Kartusch und aufgenommenem Gewer. Die Herren hieben nach aufgesteckten Köpfen, stachen mit Lanzen oder warfen Pfeile nach einer Scheibe. Alle fürten dise Künste mit groszer Gewandtheit aus; doch gab man dem Lieutenant von Freier den Preis, einem vorzüglichen Reiter, dessen Pferd auch Seltenes im Piaffiren leistete.

Die dritte Kunstproduction war eine Voltige am stehenden Pferde. Sämtliche Herren erschinen im Matrosen-Kostüm, weisze Hosen und Hemden, schwarze Matrosen-Müzen. Zuerst wurden allerhand Sprünge am Voltigirpferde ausgefürt; es schin, als hätten die Herren nichts getan, als ihr Lebtag disen Uebungen obgelegen, so geschickt und lebendig wurde die Voltige executirt. Dann stellte man zwei lebendige Pferde zusammen, über welche sie gleichfalls frei herüber sprangen. Der König klatschte fortwärend den künen und anmutigen Voltigeuren Beifall zu und schin sichtlich erfreut über das, was geleistet wurde; denn es kündete eine Körpergewandtheit und Sicherheit, die das gewönliche Masz von Dilettanten weit überschritt.

Der vierte Abschnitt gab eine Voltige am galopirenden Pferde. Ein kleiner mit Barrieren abgegrenzter Circus wurde schnell im freien Raum der Bau zusammengestellt, und drei Herren im früheren Husarenkostüm: rot, blau, braun, alle drei vorzüglich gewandt, begannen die Voltige. Die Musik spilte bei allen ausgefürten Manövern anregende und belebende Melodien.

Das fünfte Reiten war das eigentliche „Jeu de Violette". Jeder der drei daran teilnemenden Herren hatte ein Veilchenbouquet auf der linken Schulter; es kam darauf an, dasz zwei Reiter dis dem dritten entrissen. Die Verfolgenden durften aber nur auf der rechten Pferdeseite nach dem Bouquet greifen. Drei Minuten lang muste der Verfolgte sein Veilchenbouquet verteidigen, dann erfolgte von der Musik ein Tusch. — Graf Dohna wurde besigt, Lieutenant von Ziegler und Lieutenant von Dallwitz behielten ihre Veil-

chen, und besonders gewandt verteidigte in ritterlicher Courtoisie Herr von Dallwitz seinen Strausz.

Den Schluss machte ein Manöver, geritten von 16 Herren der 1 Garde-Kavallerie-Brigade. Alle erschinen im Parade-Anzuge. Die Garde du Corps mit Kürasz, Adlerhelm und hohen Stifeln, die vier Husaren sämtlich auf wundervollen Schimmeln beritten. — Es wurden mit aufgenommenem Säbel die exactesten und schwirigsten Exercitien geritten und in kavalleristischer Beziehung war dis Manöver wol die vollendetste und bedeutendste Leistung; denn die Gewandtheit und Fürung des Pferdes war magnifique! Zum Ausgang stralte, nachdem gegenüber der Königs-Loge ein Vorhang aufgezogen worden, die Borussia (Lieutenant von Brauchitsch vom 1. Garde-Regiment) im bengalischen Feuer; acht Reiter auf der einen, acht Reiter von der anderen Seite umgaben sie im Halbkreise; und so endete das Fest zu Allerhöchster und allgemeinster Zufridenheit. (Berliner Fremdenblatt.)

Das Wappenfest zu Kaisers Geburtstag.

Protector dises schönen und in jeder Beziehung erfreulichen Festes war der Kronprinz. Das Damencomité bestand aus der Herzogin Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin (Prinzess Alexandrine), der Herzogin von Sagan und Frau von Romberg; das Herrencomité aus Oberst Graf Lehndorff, Kammerherr von Prillwitz, Rittmeister von Michaelis. Das dem Programm beigedruckte Festgedicht, welches die historische Bedeutung des Wappenfestes in seinen fünf einzelnen Abteilungen, wie im Schlusstableau mit schwungvollen Versen feiert, war von Gustav zu Putlitz verfast. — Schauplaz des Festes war die Reitban der Tattersailgesellschaft in Berlin; sie war durch bunten Fahnenschmuck und blendende Beleuchtung zu einem dem Glanze des Festes entsprechenden Raum umgewandelt; dem Einzugstor gegenüber war die Tribüne für den Hof errichtet, über welcher sich ein reicher Baldachin in Rot und Gold wölbte; das Orchester, welches die teils vom Grafen Redern, teils vom Rittmeister von Michaelis komponirten Musikstücke zur Auffürung brachte, hatte darüber Plaz gefunden. An den Längsseiten der Reitban zogen sich nidrige Estraden hin, wärend der Hofloge gegenüber eine grosze Zuschauertribüne errichtet war.

Die zum Teile dem vornemsten Gesellschaftskreise angehörenden Herren und Damen fürten ihre Spile zwar nicht, wie einst Talma in Erfurt, vor einem Parterre von Königen auf, wol aber vor einem Parterre von Groszherzogen, Herzogen, Fürsten und Prinzen, welche einen deutschen Kaiser als das selbstgewälte und nach Herz und Blut zu ihnen gehörige Oberhaupt umgaben.

Das Fest begann bald nach 8 Uhr. Es wurde durch den Umzug von drei Herolden eröffnet, von denen Oberst Graf Lehndorff das Hohenzollernschild an seinem Heroldsstabe fürte, wärend Major Graf Schlieffen und Rittmeister von Usedom als brandenburgische und preuszische Herolde Banner mit dem roten und schwarzen Adler trugen. Hinter ihnen ritten die 16 Kavaliere ein, welche ein „Turnier aus der Zeit Albrecht's des Bären“ auffürten; unter ihnen befand sich als einer der Fürer Herzog Elimar von Oldenburg. Die Pferde trugen (nachgeamte) Kettenpanzer; die Ritter desgleichen, darüber weisze Waffenröcke mit dem schwarzen Bären bestickt und frei fligende rote Mäntel; das Haupt deckten stumpfe Stahlkappen; sie fürten Schwerter und die Zugfürer rot bewimpelte Lanzen.

Dem Turnier folgte eine Damen-Quadrille aus der Zeit Joachim's II., geritten von 8 Herren und 8 Damen, jedes Par in übereinstimmenden Farben: spanisches Kostüm mit geschlizten Aermeln und Hosen, darüber die Kavaliere weisze Schärpen, auf der rechten Schulter mit prächtigen Agraffen befestigt; auf dem Kopf Federhüte mit reichen Agraffen; die Schabracken der Rosse mit den brandenburgischen roten Adler bestickt. Es ritten folgende Pare: Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Frau von Alten (weisz und blau), Fürst Putbus und Gräfin Josephine von Seydewitz (weisz und rot), Lieutenant Graf Bismarck und Gräfin Rose von der Schulenburg (gelb und

schwarz), Lieutenant Graf Kanitz und Gräfin Marguerite Hatzfeld (grau und grün), Rittmeister von Katte und Gräfin Louise Hatzfeld (grau und rot), Major von Kleist und Prinzess Constantine Salm (hellblau und dunkelblau), Rittmeister Graf Arnim und Fräulein Emmy von Below (weisz und purpur), Lieutenant von Boddien und Frau von Wuthenau (gelb und braun). Die Touren, welche geritten wurden, waren die der Française.

An dritter Stelle wurde ein „Karusel aus der Zeit des groszen Kurfürsten" geritten; es namen daran 24 Kavallerie-Officiere Teil (darunter der Rittmeister Prinz Wilhelm von Württemberg; die Stelle des bei der Generalprobe gestürzten Erbprinzen von Ratibor hatte Premier-Lieutenant von Scheele eingenommen). Die Kostüme waren die der Grands mousquetaires mit schwarzen Allongeperrücken; die eine Partei trug weisz und blaue, die andere rot und weisze Uniformen. Im ersten Teil des Karusels wurde in den Volten nach Türkenköpfen geschlagen und Bouquets aus dem Corbeil genommen; im zweiten Teile wurde über künstliche Wälle mit Buschversaz gesprungen (bei diser Tour verunglückte in der Probe Prinz Ratibor) und bei den Volten Lilien genommen. Schlieszlich vereinigten sich beide Parteien zu einer „Bändertour", wobei Ronde geritten wurde. Die Vase in der Mitte, von welcher die Bänder ausliefen, öffnete sich, ihre beiden Hälften legten sich zu einer Art von Nachen auseinander, in welchem ein kleiner Knabe im Kostüm des Groszen Kurfürsten und in der Haltung stand, welche derselbe auf dem bekannten Kretzmar'schen Bilde des Uebergangs nach Rügen einnimmt. Nun folgte ein Umzug in der Ban, wobei die parweise aufgerittenen Züge das von brandenburgischem Fuszvolk getragenen Tableau in die Mitte namen.

Nach einer kurzen Pause wurde ein „Damenmanöver aus der Zeit Fridrich des Groszen" geritten. Es namen daran acht Damen Teil, deren jeder zwei Kavaliere folgten, welche die Wappenschilder der Damen auf Heroldsstäben trugen; Kostüm der Seydlitz'schen Kürassiere; Schabracken Weisz mit Silber und Rot mit Silber, weisze Zopfperrücken mit dreieckigen Hüten; ebenso die Damen. Es ritten: Gräfin Saurma (bekannt als tüchtige Parforce-Reiterin), Kavaliere: Prinz Fridrich von Hohenzollern und Lieutenant Graf Schlippenbach; Prinzess Euphemia Radziwill, Kavaliere: Rittmeister Graf Brünneck, Premier-Lieutenant Graf Pourtales; Fürstin Carolath, Kavaliere: Premier-Lieutenent von der Schulenburg, Lieutenant von Blumenthal; Fräulein Elly von Prillwitz (an Stelle der Prinzess Elisabeth von Ratibor), Kavaliere: Premier-Lieutenant von Zedlitz, Lieutenant Graf Lippe; Fräulein Therese von Kramsta, Kavaliere: Lieutenant von Rohr, Lieutenant Graf Einsiedel; Gräfin Marie Schlippenbach, Kavaliere: Lieutenant von der Asseburg, Lieutenant von Kramsta; Fräulein Martha von Arnim, Kavaliere: Rittmeister John, Lieutenant von Wurmb; Gräfin Eulenburg, Kavaliere: U. von Oertzen, Rittmeister von Senden.

Dem Damen-Manöver stellte sich als Gegenstück ein Herren-Manöver aus der Zeit Fridrich Wilhem's III. zur Seite, geritten von 16 Kavallerie- und Artillerie-Officieren in Galauniform des damaligen Garde-Ulanen-Regiments, Frack mit Epauletten, Hosen mit breiten roten Galons und Federhüten.

Zum Schlusse ritten sämtliche an der Ausfürung des Festes beteiligte Gruppen in die Ban, wobei jeder eine Abteilung Fuszvolk in dem entsprechenden Kostüm vorauf marschirte. Knappen mit Lanzen aus dem 12. Jarhundert, Landsknechte mit Hellebarden aus der Reformationszeit, Fuszvolk aus der Zeit des dreiszigjärigen Krieges mit Musketen, Grenadiere aus dem sibenjärigen Kriege und Garde aus der Zeit der Freiheitskriege; sie trugen auf weiszen Bannern gemalt die einzelnen Wappenschilder aus dem groszen preuszischen Wappen, weswegen dises Schlusztableau auch als „Preuszens Wappen" im Programm aufgefürt stand. Die drei Herolde bildeten die Points für die Front, in welche sämtliche mitreitende Damen einschwenkten, hinter denen ihre Kavaliere Aufstellung namen. Dann reihten sich die übrigen Kavaliere in mereren Glidern auf. Im Ganzen wurden 90 Pferde postirt. Den Hintergrund bildete das Fuszvolk mit den hochgehaltenen, das Wappen darstellenden Bannern. Ein allgemeines Salutiren gegen die Hoftribüne beschloss das schöne Fest.

Die einzelnen Auffürungen gewärten nicht nur dem Freunde schöner

Pferde, dem verständnisvollen Reitkundigen ein höchst erfrischendes farbenfreudiges Schauspil, sondern für jeden Beschauer in ihrer Aufeinanderfolge auch eine geistig bedeutsame Anregung, die Darstellung eines Stückes allgemeiner und insbesondere brandenburgisch-preuszischer Kulturgeschichte: Die strenge und harte Zeit des frühern Rittertums fand in dem Turnier aus der Zeit Albrecht's des Bären einen höchst karakteristischen Ausdruck. — Der reiche Flitter und elegante Prunk, die der ausklingenden Zeit des Rittertums eigen sind, konnten dagegen nicht besser zur Anschauung gebracht werden als in den von Herren und Damen gerittenen Quadrillen aus der Mitte des 16. Jarhunderts; denn das spanische Kostüm ist und bleibt doch das dem Auge wolgefälligste. — Und weiter sah man sie ordentlich, die mutigen und kräftigen Reiter des groszen Kurfürsten, wie sie vom Rheine direkt auf das Schlachtfeld von Fehrbellin ritten, in dem reichbesezten Karusselreiten aus der Zeit Fridrich Wilhelm's. — Die steife und doch so überaus kokette Tracht aus der Zeit Ludwig's XV., kokett namentlich sofern sie den Unterschied von Alter und Geschlecht aus den Gesichtern beinahe wegwischt, beherrschte das höchst reizvoll gerittene Damenmanöver aus der Zeit Fridrich's des Groszen. — Endlich ein Herrenmanöver aus der Zeit Fridrich Wilhelm's III. fürte der Kostüme prosaischstes vor. Die langen steifen Halsbinden, Schwalbenschwänze und groszen Dreimaster werden doch nie durch etwas noch minder Malerisches überboten werden! — Als am Schlusse sämtliche fünf Gruppen von Reitern und Reiterinnen mit den zugehörigen Fuszknechten ihren Umzug in der Reitban hielten, war dise dicht gefüllt und bot sich dem Auge das reichste und schönste Farbengepränge dar. (Nach Berliner Zeitungsberichten.)

Für den Reitkundigen aber war es vorzugsweise die feinsinnige Durchfürung der jedesmaligen zeitgemäszen Reitweise, welche disen kulturhistorischen Darstellungen den eigentümlichsten Reiz verlieh, und dis Vertiefen in das historische Wesen der Reitkunst verspricht sicherlich gute Früchte auch für die kommende Zeit.

Die Reiterei Kaiser Wilhelm's.

Der Feldzug von 1870/71 hat nach langem Harren die deutsche Reiterei wider auf der Höhe kavalleristischer Leistungsfähigkeit gezeigt. Da der Löwenanteil diser Rumestaten der preuszischen Kavallerie, schon vermöge ihrer Anzal, zugefallen ist, so dürfen wir uns der Aufgabe nicht entziehen, deren Entwicklung kurz zu skizziren.

Im Jare 1815 hatte in der preuszischen Armee die neue Errichtung von 1 Kürassier-, 2 Dragoner-, 6 Husaren- und 5 Ulanen-Regimentern stattgefunden; 1818 wurden vier Dragoner-Regimenter in Kürassiere umgewandelt, und hiedurch, sowie durch die nachträgliche Errichtung der Garde-Kürassier- und Garde-Ulanen (Landwehr-) Regimenter, erlangte die Kavallerie den Stand von 6 Garde-Regimentern und 8 Kürassier-, 4 Dragoner-, 12 Husaren- und 8 Ulanen-Regimentern der Linie. So blib der Stand unter Fridrich Wilhelm IV. Diser König fand die Kavallerie unter den früher von uns geschilderten Umständen der langen

Fridenszeit sozusagen stabil geworden. Die Fürer erreichten, wegen des allmälig stockenden Avancements, höhere Grade erst in vorgerückten Jaren, nachdem die lange Arbeit als Subalternofficier und Schwadronschef die Körper- und Geisteskräfte, den Schneid des ächten Reiters, wol bei Vilen erschüttert hatte. Gehört doch ein ser schnellkräftiger Geist dazu, sich unter solchen Umständen die Gewonheit selbständigen Denkens und frischen Handelns ungeschwächt zu bewaren. Indes, es gab solche Geister, und einer der einflussreichsten unter ihnen war der jezige Feldmarschall Graf Wrangel, der schon im Jare 1814 Regiments-Kommandeur gewesen war und beim Regierungsantritt Fridrich Wilhelm's IV. als Generallieutenant das I. Armee-Corps kommandirte. Er war es, der die Standarte der Reiterwaffe neu emporhob und seine unerschütterliche Ueberzeugung von der unveränderlichen Bedeutung der so vilfach in ihrer Wichtigkeit bemäkelten Kavallerie, zusammenfaste in dem schönen und waren Worte:

„So lange die Schlachtfelder Unebenheiten und Bedeckungen zeigen, die Ueberraschungen zulassen, so lange der Pulverdampf eine Wolke über das Gefecht legt, so lange Schlachtenlärm und Gefar noch mittelmäszigen Geistern die Entschlussfähigkeit raubt, so lange unsere Gegner Menschen bleiben, denen eine geschlossen heranstürmende Reitermasse einen anderen Eindruck als eine Scheibe macht, so lange darf die Hoffnung hoher, rumvoller Taten, troz aller erhöhten taktischen Brauchbarkeit der anderen Waffengattungen, bei der Kavallerie nie verschwinden."

Der frische Geist Wrangel's erfüllte auch den König, und als in der militärischen Umgebung desselben vilfach bezweifelt wurde, ob die Kavallerie und namentlich auch die Pferde derselben, wol noch dasselbe zu leisten vermöchten, was die Reiterei des groszen Königs im sibenjärigen Kriege ausgefürt, da befal Fridrich Wilhelm IV. die Frage durch einen praktischen Versuch zur Entscheidung zu bringen und liesz im Jare 1843 elf Kavallerie-Regimenter unter Wrangel's Befel bei Berlin zu groszartigen Manövern vereinigen. Der Erfolg derselben fiel ganz zu Gunsten der modernen Pferde und sicherlich auch nicht zum Schaden ihrer Reiter aus; denn die reife Frucht diser Uebungen war die Herstellung eines neuen ausgezeichneten Exercier-Reglements für die Kavallerie, welches unter Leitung des Generals von Wrangel 1845 ausgearbeitet wurde. Hiemit war ein bedeutender

Schritt vorwärts geschehen, der um so folgenreicher wurde, als in der Persönlichkeit des Prinzen **Fridrich Carl von Preuszen**, der im Jare 1849 Major bei den Garde-Husaren, im Jare 1856 General-Lieutenant wurde, die Kavallerie im königlichen Hause selbst einen von begeisterter Liebe für die Reiterwaffe beselten Vertreter fand.

Die Kriege der Neuzeit schinen indes der Kavallerie kaum noch eine bedeutende Zukunft zu versprechen. Ihre Aufgabe war allerdings sogar seit den Freiheitskriegen eine ungleich schwirigere geworden durch die Steigerung der Feuerwirkung und die erhöhte Beweglichkeit der anderen Waffen, durch die Vermerung der örtlichen Hindernisse in Folge der grösseren Bodenkultur und der immer enger geflochtenen Communicationen — und alles das zeigte sich bei modernen Kriegsgelegenheiten. Ein Aufblizen kavalleristischer Aktion wie die berümte Attacke der tapfern englischen Kavallerie bei Balaclava, die die Gewalt eines künen Angriffs zeigte, der im ersten Anlauf 30 Geschüze nam und die deckenden Truppen zerstreute, erlag, weil es nicht unterstüzt wurde. Der Krimkrieg, der italienische Feldzug und unsere dänische Kampagne boten ihr überall nur ein geringes Feld der Tätigkeit; denn Belagerungen sind nicht dazu geeignet; die lombardische Ebene mit ihren Wein- und Reisfeldern und Maulbeer-Plantagen sowie die nordischen Knicks sind, ganz abgesehen von dem durchaus falschen Gebrauch der Kavallerie im italienischen Kriege, Terrains, wie sie nicht ungünstiger gedacht werden können für Reiterei. Seitdem geriet die Waffe im Auge kurzsichtiger Beurteiler gänzlich in Miskredit.

Da zeigte im amerikanischen Sezessionskriege die Reiterei zum ersten Male, wie sie in unseren heutigen Heren verwendet werden müsse. Die grosze transatlantische Lere traf zusammen mit einer bedeutenden Vermerung der preuszischen Kavallerie, welche der Prinz-Regent angeordnet hatte und zur Ausfürung brachte. Ein Garde-Dragoner und ein Garde-Ulanen-Regiment, sowie 4 Dragoner und 4 Ulanen-Regimenter der Linie wurden aufgestellt und die weitere Einrichtung noch anderer vorbereitet. Bis zum Ausbruch des österreichischen Krieges von 1866 bestanden 48 Reiterregimenter.

Es galt nun die erste grosze Probe der langjärigen Fridensarbeit und Vorbereitung.

General Graf Bismarck-Bohlen spricht sich über dise Probe folgendermaszen aus: „Mit groszen Hoffnungen ward die Kam-

pagne von 1866 begonnen, wo zuerst wider zalreiche Kavallerie-Massen auf klassischem Boden sich gegenüber stehen sollten. — Aber es blib leider bei den Hoffnungen. Die Kavallerie hat zur Entscheidung der groszen Erfolge in der Kampagne von 1866 nichts beigetragen. — Infanterie und Artillerie haben die Sache gemacht, und zwar so gut, dasz für die Reiterei wenig zu tun übrig blib. Auszer jenen schönen Waffentaten bei Nachod und Tobitschau, die immer ein frischer Lorber in den preuszischen Kavallerie-Annalen bleiben werden, waren es hauptsächlich Märsche, Rekognoszirungen und Vorpostengefechte, in denen die Kavallerie Tüchtiges leistete; auch blib sie fast immer Siger in den kleineren Scharmüzeln. Gröszere Kavallerie-Massen wurden aber nicht gegen einander gefürt; es beschränkten sich die Attacken meist auf Angriffe einzelner oder mererer Schwadronen, einzelner oder höchstens zweier Regimenter, bis auf die bekannte Episode in der Schlacht bei Königgrätz, wo die brave österreichische Kürassier-Brigade (Windischgrätz) in imposanter Geschlossenheit einen Vorstosz machte, der, wenn er mit einem Kavallerie-Corps und an anderer Stelle ausgefürt worden wäre, wol den preuszischen Sigeslauf auf einige Zeit hätte aufhalten können; so jedoch erlamte er an den Einzelangriffen unserer Kavallerie-Regimenter, die zur rechten Zeit eingriffen, und ward durch das nahe Schnellfeuer unserer Infanterie, dem auch mancher preuszische Reiter erlag, in eine Niderlage verwandelt."*)

Eins aber zeigte sich im Feldzuge 1866 unverkennbar: die Tüchtigkeit der Kavallerie hatte nicht abgenommen. Es kam oft zum Handgemenge; häufig ritten die Reiterscharen wacker in einander hinein und brauchten Lanze und Säbel, und als besonders hervorstechend erwisen sich die Marschleistungen. Zu den ausgezeichnetsten derselben sind die folgenden zu rechnen.

Die Expeditionen nach Dresden beim Einrücken der Armee in Sachsen.

Vom Westfälischen Dragoner-Regiment machte dabei eine Schwadron in 2 Tagen 17½ Meile.

Eine aus dem Blücher'schen Husaren-Regiment und dem 1. Pommerschen Ulanen-Regiment kombinirte Brigade unter General Graf Bismarck-Bohlen legte von Weiszenberg nach Dresden und zurück nach Gödau bei Bautzen 16 Meilen in 40 Stunden zurück, wovon 8 bivakirt wurden; das Husaren-Regiment

*) In der Schlacht von Königgrätz ritt König Wilhelm eine Rappstute, die er nach der Schlacht selbst „Sadowa" taufte. Der Kronprinz ritt einen hellbraunen Walach, Prinz Karl eine dunkelbraune Stute: Lady Jane, sein Son eine kastanienbraune Stute. Graf Bismarck ritt einen Dunkelfuchs und General von Moltke eine Rappstute.

marschirte am zweiten Tage bei groszer Hize $10\frac{1}{2}$ Meile in $16\frac{1}{2}$ Stunden (ausschlieszlich 4 Stunden Ruhe in Dresden und 1 Stunde Aufentalt in Bischofswerda). Die Brigade liesz kein Pferd zurück.

Die Garde-Dragoner-Brigade marschirte nach ser bedeutenden Anstrengungen $12\frac{1}{2}$ Meile nach Miletin in 39 Stunden und verlor nur ein Pferd.

Oberstlieutenant von Laugermann ritt von Brünn aus mit 250 ausgesuchten Pferden des türingischen Ulanen-Regiments nach Göding, um dort die Eisenban zu zerstören, und wider zurück: $13\frac{1}{2}$ Meile in 17 Stunden.

Rittmeister Graf Haeseler vom 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 2 marschirte von Warmbrunn nach Reichenbert mit seiner Schwadron auf teils verbarrikadirten Gebirgsstraszen gegen 10 Meilen in 15 Stunden.

Lieutenant von Sperber vom Litauischen Dragoner-Regiment Nr. 1 marschirte mit seinem Zuge von Liebau über Pilnikau nach Eisenbrot und zurück nach Kottwitz 20 Meilen in 42 Stunden, one die bedeutenden Umwege mitzurechnen; von Pilnikau über Eisenbrot nach Kottwitz ist er in höchst schwirigem Terrain in 24 Stunden 17 Meilen geritten, wobei er dreimal futterte. Kein Pferd blib zurück, und alle waren bei der Schlacht von Königgrätz in der Front.*)

Auch die königlich sächsische Kavallerie hat 1866 ser Tüchtiges in Märschen geleistet; besonders das 2. Reiter-Regiment des Obersten von Senf auf dem Rückzuge von Olmütz und eine Eskadron des 3. Reiter-Regiments, welche am 20. Juli von Wesgeie (südlich Trebeta) bis Preszburg in 20 Stunden 10 Meilen zurücklegte', was nach allen den groszen Strapazen des Rückzuges eine ser hervorragende Leistung ist. (Graf Bismarck-Bohlen.)

In disen Marschleistungen lag ein bedeutungsvolles Unterpfand dauernder, wachsender Tüchtigkeit! Grade das Element der ausdauernden Beweglichkeit ist es, auf dem die Zukunft der Reiterei beruht.

In's Feld gerückt waren im Jare 1866 etwa 35,000 preuszische Reiter; getödtet und verwundet wurden von disen: 94 Offiziere und 1199 Mann. — Von den 37,845 Pferden, welche in's Feld rückten oder nachgesendet wurden, sind 1193 im Gefecht, 2052 auszerhalb desselben verloren gegangen. — Wenn man die Pferde der Artillerie (33,481) und des Trains (14,056) in Rechnung stellt, so ergibt sich für das Jar 1866 eine Summe von 82,370, oder, unter Hinzurechnung der Pferde der Infanterie u. s. w. rund 90,000 Stück. — Die Pferde der Provinz Preuszen hatten sich in disem Feldzuge in ganz auszerordentlicher Weise bewärt und hervorgetan.

Schon im September 1866 befal König Wilhelm die Neuformation von noch 8 Dragoner-, 2 Husaren- und 4 Ulanen-Regimentern, denen die beiden vormals kurhessischen Husaren-Regimenter hinzutraten. Die preuszische Kavallerie bestand von da ab aus 8 Garde-Regimentern und 8 Kürassier-, 16 Dragoner-, 16 Husaren- und 16 Ulanen-Regimentern, welche sich laut Ordre

*) Lieutenant von Sperber ritt eine tragende Stute, der dise Anstrengungen nichts schadeten; die braune Stute ist vom Herrn Pieper auf Kimschen gekauft; das Folen, welches sie damals trug, war anfangs 1870 in Aszolinen oder Böttcherhof aufgestellt.

vom 28. Februar 1867 sämmtlich auf 5 Escadrons sezten, sodasz der Pferdestand der Regimenter auf 677 Stück stig.

Zu diser Stärke kamen nun noch die der norddeutschen Bundesgenossen und beim Ausbrauch des Krieges mit Frankreich auch die der Südstaten hinzu. **Die deutsche Kavallerie rückte** demgemäsz 1870 in's Feld mit:

1) 76 Kavallerie-Regimentern des norddeutschen Bundes und zwar 10 Regimentern Kürassieren, 27 Regimentern Dragonern (einschlieszlich der „Reiter" und „Chevaux-legers), 18 Regimentern Husaren, 21 Regimentern Ulanen. (Die fünfte Escadron blib als Ersaz-Schwadron zurück, sodasz von jedem Regiment vier Schwadronen mit zusammen 600 Pferden ausrückten, die norddeutsche Reiterei des stehenden Heres allein also 51,000 Säbel zälte.)
2) 10 bayerischen Kavallerie-Regimentern, und zwar 2 Regimentern Kürassiere, 6 Chevaux-legers- und 2 Ulanen-Regimentern. (Auch in Bayern liesz jedes Regiment eine Depot-Schwadron zurück und zog, 4 Escadrons stark, mit 583 Säbeln in's Feld, so dasz die bayerische Reiterei zu Anfang des Krieges 5800 Pferde stark war.)
3) 4 württembergische Reiter-Regimentern, von denen 16 Schwadronen, 676 Säbel stark ausrückten, und
4) 3 badische Reiter-Regimentern, welche je 4 Feldescadrons stark mit zusammen 936 Pferden ausrückten.

Zu diser warhaft groszartigen Reiterei kamen nun preuszischerseits beim Ausbruche des Krieges noch 16 Reserve-Kavallerie-Regimenter (Landwer) von denen 9 mobil wurden, wärend 7 den Festungen als Kavalleriebesazung überwisen wurden. Das deutsche Her hatte also im Ganzen bei den Feldtruppen 405 Schwadronen (68,800 Säbel), bei den Ersaztruppen 93, bei den Besazungstruppen 30 — im Ganzen also 528 Escadrons Reiterei (87,250 Säbel*) — die Gesamtpferdezal, also unter Hin-

*) Zum Vergleich mögen folgende Angaben dienen:

	Feldreiterei:	Reserve:	Zusammen:
Deutschland . .	68,800 Säbel,	18,450 Säbel,	87,250 Säbel.
Ruszland	82,600 „	113,773 „	196,373 „
Oesterreich Ung. .	43,419 „	13,725 „	57,144 „

Ruszland zält nämlich an regulärer Kavallerie 10 Kavallerie-Divisionen = 33,112 Pferde und 60 Reserve-Escadrons = 8820 Pferde, zusammen 41,932 Pferde regulärer Kavallerie, wovon 210 Escadrons zur Verwendung auf europäischen Kriegsschauplätzen bestimmt sind. Hiezu kommen an irregulärer, aber militärisch organisirter Reiterei 137,898 Pferde und an irregulärer von der Armee unabhängiger Reiterei noch 196,373 Pferde. Für den europäischen Kriegsschauplaz kann man von Alledem 82,600 Reiter bestimmungsmäszig in Anschlag bringen.

Oesterreich steht dagegen auszerordentlich zurück. Es zält 41 Regimenter zu 6 Feld-, 1 Ergänzungs- und 1 Reserve-Escadrons, d. h. 246 Feldescadrons = 37,269 Pferde, 41 Reserve- und eben so vile Ergänzungsschwadronen = je 5986 Pferde, zusammen also 49,241 Säbel des stehenden Heres. Dazu kommen an Landwer: 25 österreichische Schwadronen = 4300 und 32 ungarisch-kroatische Escadrons = 4275 Säbel, zusammen 8575 Säbel der Landwer. Die Totalstärke der öterreichisch-ungarischen Kavallerie bleibt also troz des auszerordentlich hohen Pferdestandes des Donaureiches um 30,000 Säbel hinter der des deutschen Heres zurück.

zurechnung der Pferde der Artillerie, des Trains und der Infanterie, welche Deutschland im August 1870 in den Kriegsdienst gestellt hatte, war 250,373, von welcher groszen Zal auf den preuszischen Stat allein 187,537 Stück kommen. Wärend des Krieges zeigt der Pferdestand fast eine ununterbrochene, wenn auch nur geringe Zuname, und nur im Monat November und Februar ist gegen Oktober und Januar eine Verminderung um ppr. 700 Stück in der Gesammtarmee eingetreten, wärend die mobile Armee auch im November ppr. 400 Pferde mer nachweist, bei dem immobilen Teil der Armee aber der Pferdebestand, namentlich in der preuszischen Armee, fast stetig abnimmt. One Einstellung der erbeuteten und requirirten französischen Pferde möchte das Verhältnis sich freilich wol wesentlich anders gestaltet haben. Den höchsten Pferdestand erreichte die Armee im März 1871 mit 265,508 Stück, woran beteiligt sind: Preuszen mit 198.621, Sachsen mit 14,238, Mecklenburg mit 2613, Bayern mit 28,591, Württemberg mit 8486, Baden mit 7872 und Hessen mit 5087 Stück.

Die Formation der deutschen Reiterei war folgende. Es wurden in erster Reihe aufgestellt: neun selbständige Kavallerie-Divisionen:

Garde-Division. Graf v. d. Goltz: 1., 2. und 3. Garde-Kavallerie-Brigade: Regiment der Gardes du Corps, Garde-Kürassier-, 1., 2. und 3. Garde-Ulanen-, 1. und 2. Garde-Dragoner- und Garde-Husaren Regiment = 32 Escadrons.

1. Division. v. Hartmann; 1. und 2. Brigade: 2. und 3. Kürassier-, 4., 8., 9. und 12. Ulanen-Regiment = 24 Escadrons.

2. Division. Graf zu Stollberg; 3., 4. und 5. Brigade: 1. Kürassier-, 2. Ulanen-. 1., 4., 5. und 6. Husaren-Regiment = 24 Escadrons.

3. Division. Graf v. d. Groeben; 6. und 7. Brigade: 8. Kürassier-, 5., 7. und 14. Ulanen-Regiment = 16 Escadrons.

4. Division. Prinz Albrecht von Preuszen; 8., 9. und 10. Brigade: 5. Kürassier-, 1., 6. und 10. Ulanen-, 2. und 4. Husaren-Regiment = 24 Escadrons.

5. Division. v. Rheinbaben; 11., 12. und 13. Brigade: 4. und 7. Kürassier-, 13. und 16. Ulanen-, 13. und 19. Dragoner- und 10. 11. und 17. Husaren-Regiment = 36 Escadrons.

6. Division. Herzog Wilhelm zu Mecklenburg; 14. und 15. Brigade: 6. Kürassier-, 3. und 15. Ulanen-, 3. und 16. Husaren-Regiment = 20 Escadrons.

Sächsische Division. Graf zur Lippe; 23. und 24. Brigade: 2 Reiter-Regimenter und 2 Ulanen-Regimenter = 16 Escadrons.

Bayerische Reserve-Kavallerie; Brigaden v. Tausch und Frh. v. Mulzer: 1. und 2. Kürassier-Regiment, 1. und 2. Ulanen-Regiment, 5. und 6. Chevauxlegers-Regiment = 24 Escadrons.

Es sind das 216 Schwadronen, von denen 176 preuszische. Ihnen fielen die groszen kavalleristischen Aufgaben zu und

verteilten sich, in allgemeine Züge zusammengefast, etwa folgendermaszen:

Die Garde-Kavallerie-Divison folgte im Allgemeinen dem Garde-Corps. Die Dragoner-Brigade hatte bei Mars-la-Tour die berümt gewordenen groszen Verluste. Einige Regimenter wurden in die Picardie und Normandie detachirt. Von dem Verlust der Garde-Kavallerie: 36 Offiziere und 352 Mann fallen auf die Dragonerbrigade allein 253 Köpfe. — Die erste Kavallerie-Division trat zunächst bei Gravelotte auf, lag vor Metz, focht dann im Orleanais und zog Loire abwärts in die Touraine. — Die zweite Division durchzog die Argonnen, erschin an der Spitze der Armee vor Paris, ging mit v. d. Tann auf Orleans, focht dort alle Kämpfe in der Umgebung mit und überschritt endlich die Sarthe. — Die dritte Division focht bei Noisseville, blib vor Metz und zog dann nach Norden, um bei Amiens, St. Quentin u. s. w. mitzuwirken. — Die vierte Division trat in Lothringen und der Champagne auf, zeigte sich schon Ende August bei Epernay, war dann bei Sedan, focht später in der Beauce und zog endlich nordwestlich auf Alençon. — Die fünfte Division scharmuzirte bei Frouard und Pont-à-Mousson; sie war es, die bei Mars-la-Tour durch widerholte Attacken so schwere Verluste erlitt. Dann zog sie über Soissons, trat bei Dreux auf und deckte von nun an mit ihren zalreichen Schwadronen im Westen von Paris die Cernirungsarmee. — Die sechste Division war bei Metz, Mars-la-Tour und Vouziers, focht bei Dreux und Chateaudun und hielt noch nach den letzten Schlachten um Orleans die Linie Vierzon-Gien. — Dise sechs preuszischen Kavallerie-Divisionen waren unermüdlich tätig und wurden in vil Hunderten von Engagements jeder Art und Bedeutung mit dem Feinde handgemein. Ihr Verlust beträgt allein 2618 Mann. — Die sächsische Division folgte dem XII. Armee-Corps nach Gravelotte, Sedan und vor Paris; das 3. Reiterregiment liferte bei Busancy einem Chasseur-Regiment von Failly's Corps ein sigreiches Treffen. Die gesammte sächsische Kavallerie hat 8 Offiziere und 137 Mann verloren. — Die bayerische Reserve-Kavallerie endlich lag vor Paris, one erhebliche Gelegenheit zu finden, einzugreifen. Sie hat deshalb auch eigentlich gar keinen Verlust gehabt. —

Die 216 Schwadronen der Kavallerie-Divisionen bildeten aber nur die Hälfte der mobilen deutschen Reiterei. Die andere Hälfte (189 Schwadronen) fungirte als „Divisionskavallerie“,

d. h. sie ward den Infanterie-Divisionen zugeteilt. Es waren hiezu im norddeutschen Here alle Dragonerregimenter (mit Ausname des 13. und 19.) sowie das 7., 8., 9., 12., 13. und 15. Husarenregiment und neun Reserve-Kavallerie-Regimenter, bei den Bayern dagegen die vier ersten Chevauxlegers-Regimenter verwendet. Der ursprünglich zum Küstenschuz bestimmt gewesenen 17. Division blib jedoch statt eines Regiments die ganze 17. Kavallerie-Brigade (17. und 18. Dragoner-, 11. Ulanen-Regiment) zugeteilt, und auch die hessische, die württembergische und badische Division bliben von der ganzen Kavallerie ihrer Contingente begleitet. — Die Haupttätigkeit diser Divisionsreiterei fällt in die Zeit vor und nach dem Gefechte; dennoch zält allein die norddeutsche Divisions-Kavallerie die Zal von 315 Rencontres und eine Einbusze von 918 Mann, welche Zeugnis ablegen von ihrem Eifer im Kundschafts- und Sicherheits-Dienste und energischer Verfolgung des geschlagenen Feindes. – Die gesammte bayerische Kavallerie verlor 3 Offiziere und 97 Mann, welcher Verlust fast ganz auf die Divisionsreiterei fällt. Die drei badischen Dragonerregimenter verloren in 63 kleineren Engagements 116 Mann; ihnen haben Burgund und Franche-Comté ein reiches Feld anerkennenswerter Leistung im kleinen Kriege dargeboten. — Die vier württembergischen Reiterregimenter büsten insgesamt nur 5 Offiziere und 32 Mann ein.

Ein „Auszug“ der ganzen norddeutschen Reiterei war die Kavallerie-Stabswache des Kaisers. Die Mannschaften bestanden aus Gefreiten der Kavallerie-Unteroffizierschule des Reitinstitutes in Hannover und vertraten alle Kavallerie-Regimenter der Armee. Den ersten Zug bildeten die Kürassiere, den zweiten die Ulanen, den dritten die Dragoner, den vierten die Husaren. So begleitete den König überall hin eine Erengarde, die nicht einen besonderen Truppenteil bildete, sondern eine Elite und eine Darstellung seiner Armee war.*)

*) Dise Stabswache war auch zugleich eine interessante Probetruppe für die Leistungsfähigkeit der norddeutschen Pferde. Nach dem Widereintreffen derselben zu Hannover im Mai 1871 wurde in diser Beziehung wie folgt berichtet:

„Die 152 Pferde, alle in Norddeutschland gezogen, variirten im Alter von 8—16 Jaren und keins war unter 3 Jaren im Dienst des Militär-Reitinstituts (resp. Kavallerie-Unterofficierschule). Interessant sind die Beobachtungen, welche Pferde bei den wirklich kolossalen Trabtouren, die sich von 8—9 Meilen Eskorte und dann für einzelne Pferde unmittelbar hinterher noch bis zu 15 Meilen Ordonnanzdienst in schnellster Bewegung auf den harten Chausseen Frankreichs erstreckten, sich am Besten conservirt haben. Von den 152 Pferden sind nur 4 den Strapazen durch rheumatische Hufentzündung erlegen; eins hat sich einen Beckenbruch durch Laufen aus dem Stall zugezogen, ist indes wider kurirt und dann verkauft worden. Auszer-

Alle Waffengattungen können mit Stolz auf ihre Leistungen in dem so glorreich durchkämpften Kriege zurückblicken; der Kavallerie aber ist die besondere Genugtuung geworden, dasz ihr von Feldherrn und Kampfgenossen nach langem Ringen wider die vollständige Gleichberechtigung mit den anderen Waffen zuerkannt wird, welche ihr seit Jarzenten nicht one den Anschein einer gewissen Berechtigung streitig gemacht worden war. Einflussreicher und wertvoller, wie seit langer Zeit, ist die Reiterei aus disem Kriege hervorgegangen; aber Einfluss und Wert sind andere geworden, als sie früher waren, oder vilmer ein Element kavalleristischer Tätigkeit ist jezt schärfer und entschidener in den Vordergrund getreten als wol jemals: die Fähigkeit, zugleich Auge und Schleier der Armee zu sein. Wol hat die Trompete noch manchesmal zur Attacke geschmettert, und mit furchtlosen, treuen Herzen sind die kühnen Reiter zu glorreichen, opfervollen Todesritten dahingestürmt — wie am 16. August über das Feld von Mars-la-Tour — auch in der Folgezeit werden solche Aufgaben in einzelnen Momenten immer wider an die Kavallerie herantreten; ihre Hauptaufgabe aber wird der Raid, der Streifzug und der Sicherheitsdienst. Mit Recht sagt ein österreichischer Beobachter: „Die groszen Schlächtereien durch Kavallerie sind zur Mythe geworden. Wo man daran nicht glauben will, werden sie zur Schlächterei von Kavallerie. — Nicht mer nach der Anzal der Getöteten und Verwundeten, sondern nach der Anzal der Zusammenstösze im kleinen Kriege wird sich künftig der Wert einer Reiterei ermessen. Disem Maszstab entsprach die deutsche Kavallerie mustergiltig. Denn mer als 900 durch Ort und Zeit verschiedene Actionen sind es, in denen sie 304 Offiziere und 4167 Mann einbüste.“ (J. B. W. „Vedette“ 1871.)

Ein modernes Her gleicht einem Baume; es wurzelt in seiner Basis, im heimatlichen Boden, mit dem groszen, vilverzweigten

dem sind an Krankheiten vorgekommen: 2 Lungenentzündungen nach langen, scharfen Ritten bei heiszer, trockener Luft, die jedoch wider zur vollständigen Genesung fürten, ferner 5 catarrhalische Augenentzündungen und eine einzige Hornspalt, one dasz jedoch das Pferd Dienst zu versänmen nötig gehabt. Kein Spat, keine Steingalle, keine einzige Senenentzündung haben sich entwickelt. Vollständig struppirt ist keins der Pferde; etwas gelitten haben ca. 20 Stück, die mer oder weniger stumpf auf den Vorderextremitäten geworden oder Fesselgelenkgallen bekommen haben. Die ältesten Pferde und diejenigen mit hoher Kniebewegung sind am Besten conservirt und unter disen zeichnen sich wider die ostpreuszischen Walachen aus. Der Futterzustand läst Nichts zu wünschen übrig.“ (Deutsche Pferdezeitung.)

Apparat seiner Etappenstraszen und Eisenbanlinien. Sie füren ihm Ersaz und neue Lebenskräfte, die Hauptmasse seiner Narung zu. Stamm und Aeste sind die Armeen und selbständigen Corps; die weit in die Luft hinausgestreckten Zweige aber mit ihrer Fülle leicht bewegter Blätter — das sind die Kavalleriedivisionen, das ist die schnell bewegte Reiterei: sie wachsen zuerst hinein in den blauen Raum, durch sie breitet der Baum sich am weitesten aus, durch sie atmet er und durch sie zuerst rauscht der Wind und der Baum erfärt, dasz der Sturm kommt und nach welcher Richtung er Stand halten musz.

So hat die deutsche Reiterei 1870 und 71 gewirkt, so eilte die preuszische Reiterei Mac Mahons fliehendem Here nach, von Diedenhofen auf Nancy und griff nach allen Seiten weithin aus, so brachte sie die Nachricht von Napoleons Abmarsch von Chalons nach Metz, und so sasz sie nach Sedan den neu entstehenden und den geschlagenen Heren der Republik stets auf der Ferse. Gefarlos konnten unsere Corps sich ausdenen; denn sie wurden rechtzeitig benachrichtigt, wann und wo sie sich zu concentriren hatten*), und grade dise Seite ihrer Tätigkeit ist es, welche auch der Feind am meisten empfunden, welcher er die entschidenste Anerkennung zollt und welche er der eigenen Armee als Vorbild aufstellt. Das zeigt schon jezt die französische Militärliteratur. So das Werk des Oberstlieutenant Bonie „La cavalerie française“, so der Kavallerie-Capitaine Paul-Alfred Conte in seiner Etude „Le Uhlan et le Raid“, in welcher er den Ulanen definirt als „le type de l'éclaireur, le type de la vedette, qui l'œil à tout semble flairer la proie comme le corbeau le cadavre,“ so die vortreffliche Arbeit des Generalstabscapitaines Lahure „La cavalerie et son armement depuis la guerre de 1870“, welche die der Kavallerie neuerdings vorzugsweise zugefallene Rolle folgendermaszen auseinandersezt:

---

*) Was an Ordonanzritten geleistet worden ist, dafür nur ein Beispil: Lieutenant v. Hagenow (Husaren-Regiment Nr. 12) ward am Nachmittage des 9. November vom General v. Wittich zunächst entsendet, um Näheres über das Gefecht von Coulmiers zu ermitteln. Er brachte, nachdem er in die Höhe vor Orgères geritten, einige Auskunft und erhielt sofort Befel, den General v. d. Tann persönlich aufzusuchen. Auf demselben Pferde, das ihn von Chartres bisher getragen, muste er in die Nacht hineinreiten, um den General v. d. Tann zu melden, dasz die 22. Division am 10. November früh 7 Uhr zu seiner Unterstüzung auf dem Schlachtfelde erscheinen werde. Ueber Artenay war der Lieutenant v. Hagenow endlich vor Peravy eingetroffen und hatte hier dem General v. d. Tann die Meldung gebracht. Am andern Morgen stiesz er in Viabon wider zu General v. Wittich; er hatte in 25 Stunden auf demselben Pferde 21 Meilen zurückgelegt.

„Früher vollzog sich die Haupttätigkeit der Kavallerie auf dem Schlachtfelde; eine untergeordnetere Verwendung fand sie bei den Avantgarden und als Flanqueurs. Heute ist die Tätigkeit auf dem Schlachtfelde seltener geworden und musz den sich darbietenden Umständen angepast werden, wärend die andere Aufgabe, vom Range untergeordneter kriegerischer Unternemungen, zu dem der wichtigsten fortschreitet und der Verwendung der unabhängigen Corps und deckenden Massen eine hohe Bedeutung gibt.

Die strategische Rolle der Kavallerie überhaupt, die der selbständigen Corps im Speziellen, umfast Aufgaben der verschiedensten Art. — Das selbständige Korps ist zu beauftragen: mit besonderen Unternemungen, mit Handstreichen auf weite Entfernungen, oder es erfüllt die Pflichten einer deckenden Masse, eines undurchdringlichen Schleiers auf einer Etappe vor der Armee. Es verhüllt die Bewegungen der eigenen Truppen und enthüllt die des Feindes. Es deckt die Verladungen auf der Eisenban; es bereitet das Verlassen derselben vor und beschützt es. Es bemächtigt sich der Eisenbanen und gewönlichen Verbindungsstraszen, der Telegrafenlinien, und zerstört die des Feindes; es überfällt Truppen wärend ihres Marsches, nimmt ihnen die Trains fort. Es bemächtigt sich des einen Banhofes und verteidigt den andern, durcheilt weite Landstriche, legt den Orten Kontributionen auf, sichert die Bedürfnisse des Heres an Geld und Lebensmitteln. Es demoralisirt den Gegner, schneidet ihn ab, hindert seinen Widerstand in bestimmten Stellungen, indem es gleichzeitig mit ihm in dieselben eindringt. Es deckt den Rückzug der eigenen Truppen und säubert das Terrain zwischen dem verfolgten und verfolgenden Hertheile. — Mit einem Worte, bei allen disen Aufträgen, welche ihrer Bedeutung nach die wichtigsten sind, marschirt die Kavallerie vil, ficht häufig zu Pferde und bisweilen zu Fusz.“ — In disem ganzen Dienste musz sie sich mit einigen berittenen Batterien selber genug sein können. Sie bewegt sich nicht mer wie früher in kleinen Abteilungen, sondern in Achtung gebietenden Korps.

Es ist selbstverständlich, dasz dise unabhängigen Korps ihren eigenen Generalstab haben, dauernd in Verbindung mit dem Generalstab der Armee, und dasz sie an den Vorabenden einer entscheidenden Schlacht gegen das Schlachtfeld hin gesammelt werden, bereit, um im Ganzen oder teilweise endlich die Verfolgung zu bewirken oder den Rückzug zu decken. — Tat-

sächlich bildet die Verfolgung oder die Deckung eines Rückzuges das Bindeglid, welches zwischen dem Dienste der Divisions-Kavallerie und dem der unabhängigen Corps besteht, welch' lezterer sofort wider anhebt, sobald die Verfolgung beendet ist."

Dis sind in der Tat die modernen Aufgaben der Kavallerie; wir haben sie dem Gegner klar gemacht; sie zu erfüllen, dazu gehört aber ächter angeborener oder durch ernste Schule anerzogener Reitergeist. Die Fridensarbeit so viler wackerer Männer ist also nicht vergeblich gewesen, und wenn auch freilich aller Fortschritt ein *„Rennen mit Hindernissen"* ist, so hat uns unser Feldzug doch wider deutlich bewisen, dasz der, der männlich will und es versteht, sich *„über Manches wegzusezen"*, doch am Ende sigreich an's Zil kommt. Es ist das schönste Lob für Deutschlands Kavallerie wenn Lahure es ausspricht: „Die deutsche Reiterei hat jene neue Weise eingeweiht; der Generalstab hat sie im Voraus durchdacht und hat festgestellt, was für die Truppen zu Pferde zu geschehen hat und was durch sie geleistet werden musz." Mögen unsere Feinde nie anders von uns denken!

Vergessen wir jedoch über die Reiter nicht ganz der Rosse! Warlich, auch ihnen gebürt Dank und Rum; denn sie waren tüchtig und treu. Und nicht schöner glauben wir der Pflicht des Dankes genügen, nicht besser die Verbreitung ihres Rums fördern zu können, als durch die Mitteilung von Karl Gerock's trefflichem Gedichte

Die Rosse von Gravelotte.

Heisz war der Tag und blutig die Schlacht;
Kül wird der Abend und ruhig die Nacht.
Droben vom Waldsaum nider in's Tal
Dreimal schmettert Trompetensignal,
Ladet so laut und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell. —
Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwein
Stellen die tapferen Reiter sich ein.
Aber nicht alle keren zurück;
Mancher ligt da mit gebrochenem Blick.
Kam zur Reveille frisch noch und rot,
Ligt beim Appell bleich, blutig und tod. —
Ledige Rosse, den Sattel ler,
Irren verwaist auf der Walstatt umher. —
Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.
Schau, und der Rappe, dort spizt er das Or,
Wihernd wirft er die Nüstern empor;
Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite, wie sonst in der Reih.
Selber der blutige Schimmel, so müd,
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich in's Glid.

Truppweis, in Rotten, zu Dreien und Zwein
Stellen die ledigen Rosse sich ein.
— Rosse wie Reiter verstehn den Appell;
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell. —
Ueber dreihundert hat man gezält
Rosse, zu denen der Reitersmann felt.
Ueber dreihundert — o blutige Schlacht.
Die so vil Sättel hat ledig gemacht!
Ueber dreihundert — o tapfere Schar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!
Ueber dreihundert — o ritterlich Tier,
One den Reiter noch treu dem Panier! —
Wenn ihr die Tapfern von Gravelott nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment.

3.
Fur- und Postwesen.

Furwesen.

Zu Anfang des 19. Jarhunderts wurde noch ser vil zu Pferde gereist, da die elenden Straszen immer noch besser mit dem Rosse als mit dem Wagen zu passiren waren. Landedelleute, Geistliche, Gerichtsbeamte und Kaufleute, Fleischer und Vihhändler machten ihre Geschäftsreisen meist im Sattel. Dabei war jeder nach seiner Art ausgestattet, und wenn der Cavalier im Gefolge eines Reitknechts daherzog, so lag hinter dem Vihhändler gemeinlich ein Kalb auf der Krupe seines Gauls. Jüngere Leute aus den höheren Ständen besuchten entferntere Freunde und Verwandte fast nur zu Rosse. So kam es, dasz es troz des Verfalls der Reitkunst der Zal nach immer noch mer reitkundige Männer gab als heutzutage.

Was die Wagen betrifft, so erhielten allerdings die städtischen Kutschen fast allgemein Stalfedern, freilich oft von jezt kaum noch gekannter Energie; die Size der auf dem Lande üblichen Korbwagen hingen dagegen noch immer in Stricken und Riemen, die zwar des Stoszes unmittelbare Wirkung schwächten, aber den Farenden in einer beständigen seekrank machenden Seitenschwebung hielten. Auch die Verdeckeinrichtungen waren meist noch ser primitiv: bei schlechtem Wetter überspannte man das Gefärt mit einem Plan.

Diser Zustand dauerte bis in das zweite Jarzent unseres Jarhunderts. Um dise Zeit war es, dasz das Engländertum so mächtig zu uns herüberdrang und zugleich mit den Pferden Albions, mit dem englischen Sport und manchen anderen importirten Moden kam als Bestes von Allem der englische Straszenbau, d. h. eigentlich der chinesische Straszenbau, welchen Mac Adam im Reiche der Mitte kennen gelernt und nach England übertragen hatte. Erst mit dem Chausseebau, mit der Einfürung

„*macadamisirter*“ Landstraszen wurde es möglich, einerseits, dasz der zweirädrige „Karren“ allgemein durch den vierrädrigen „Frachtwagen“ ersezt und andererseits, dasz das Faren ein „Sport“ wurde. Mit dem „Macadam“ kam die Ansicht über den Kanal, es sei „fashionable“ eigenhändig seinen Zug zu leiten, selbst zu faren und so erscheint denn zum erstenmal in der Geschichte (seltene Ausnamen abgerechnet) der deutsche Kavalier auf dem Kutscherbock*); die uralte Abneigung ist überwunden, und so wird denn auch mit einem Schlage das ganze Publikum ein farendes. Wärend sonst jeder Reisende ritt, konnte man nun, und noch mer natürlich seit der Erfindung der Eisenbanen, tagelang auf der Landstrasze dahinziehen, one einen Reiter zu sehen. „Höchstens, dasz man einmal einem Offizier begegnet, der ernst und gemessen vor seinem Kommando daherreitet, einem Gensd'armen, der vigilirend in den Wagen späht, einem gentilen Gutsbesizer, der englisch trabt, wärend der Diener hinter ihm vil bequemer galopirt; einem Arzt, der troz der ominösen Entbindungstasche keine Eile zu haben scheint; einem Steuerbeamten, der auf Schmuggler, einem Forstmann, der auf Wilddibe sein Augenmerk hat; einem Bäuerlein, das nach Taback reitet, oder endlich einem Diener mit Handpferden, der sovil Tage braucht, als der Herr auf der Eisenban Stunden, um die neue Garnison zu erreichen.“

Die neu auftretende Neigung des Publikums und seine Freude am Faren wirkte natürlich mächtig auf die Verbesserung des Furwerks, und die Einfürung leichter englischer zweirädriger Wagen gab Anlass, sich endlich von der ungemein schwerfälligen bisherigen Bauart entschieden abzuwenden und zuerst in der *Berlinè* ein Farzeug zu schaffen, welches auch gesteigerten Ansprüchen an Schnelligkeit genügen konnte.

Der Sinn für das „Praktische“ herrschte in diser Zeit ausschlieszlich. Wenn man die äuszere Erscheinung der Gefärte in's Auge fast, so bemerkt man wol, wie z. B. eiserne Axen und messingne Patentbüchsen immer allgemeiner wurden; von irgend einer Steigerung der Anforderungen an edle und schöne Ausstattung ist aber nicht die Rede. Die unangeneme Neigung zu matten und gebrochenen Farben zeigt sich ser ent-

*) Der erste war villeicht Markgraf Albrecht von Brandenburg, welcher im Samtrock und gepuderter Lockenperücke persönlich seine Schwägerin, die Kurfürstin Sofie Charlotte, im Dezember 1700 zur Königskrönung von Berlin nach Königsberg fur.

schieden in der Bemalung der Wagen, die man in den zwanziger Jaren äuszerst schwach und licht, später möglichst düster zu lackiren pflegte. Auch Luxus in reichen Geschirren und glänzenden Auffarten lagen nicht im Geiste der Zeit, der alles knapp, ökonomisch und nüchtern wollte. Höchstens, dasz in den Residenzen einmal ein elegantes Viergespann mit Vorreiter und Piqueur vor dem Wagen der Prinzessinnen gesehen, oder bei hohen Vermälungen die alte Pracht aus den Remisen und Sattelkammern vorgeholt wurde. Eigentümlich dagegen, und wie jede Mode ein karakteristisches historisches Symbol, ist das Auftreten einer ser groszen Menge verschiedener Arten des Furwerks. Es entspricht dieselbe durchaus den gesonderten Gattungen des Anzuges, die ebenfalls für unsere heutige Kultur so ser bezeichnend sind. — Einst als es nur Karren und Prachtkutschen gab, war auch der Sprung vom salopen Hauskleide zum anspruchsvollen Puz noch nicht durch Uebergänge vermittelt. „Jedenfalls mochte im Mittelalter Herr wie Frau froh sein, wenn sie einmal im Tage in den Harnisch oder das harnischartige Gewand gebracht waren. Heut besteigt der Mann von Welt an einem Tage 3, 4 verschiedene Gefärte, und ebenso oft kleidet die Dame sich um: — Negligé, halber Anzug zur Promenade, voller Puz zu Diner und Assamblee — Kabriolet, Kalesche, Berline mit Wappen am Schlag und vornemer Bockdecke — dis sind ganz parallele Reihen.“

Postwesen.

Wir haben bei Betrachtung der postalischen Verhältnisse des 18. Jarhunderts geschildert, dasz namentlich in **Preuszen** reger Sinn für Hebung und Besserung des öffentlichen Verkers herrschte. Fridrich der Grosze, stets eingedenk des Wortes seines Vaters: die Posten seien „gleichsam das Oel vor die ganze Statsmaschine“, widmete ihnen die sorgfältigste Rücksicht, und schon wärend seiner Kriege hat das Feldpostwesen bedeutende Dienste geleistet. Ein Versuch der Taxis, nach der Schlacht von Kolin ihre Posten in Preuszen durchzusezen, scheiterte, und wir haben gesehen, welche energischen Anstrengungen die Regierung machte, nach Ablauf des sibenjärigen Krieges das Verkerwesen zu reorganisiren. Freilich, die Mittel, welche zu

Gebote standen, entsprachen dem guten Willen nur in geringem Masze. Wie der alte Friz den berliner Furleuten, welche um Ersaz der von den Russen weggenommenen Pferde baten, antwortete: „ob man ihnen nicht auch den Schaden vor der Sündflouth vergüten sol“, so sezte er auch auf einen Antrag des Generalpostamtes, 50,000 Thlr. zur Anschaffung von Furwerk zu bewilligen, die Marginalbemerkung: „ich bin jezt arm wie Hiob!“ — eine Bemerkung, die bekanntlich auf ser vile treffliche und tüchtige preuszische Bestrebungen, bis zur neuesten Zeit, nur allzu anwendbar gewesen. Dennoch geschah das Mögliche; bald erholte sich das Land und auch die Einnamen aus dem Postwesen wuchsen, zumal seit in dem Generalpostmeister von Seegebarth eine ausgezeichnete Kraft für dasselbe gewonnen war. Im Jahre 1766 wurde der erste Briefkasten „zur Gemächlichkeit der Correspondenten und Facilitirung derer Correspondence“ im Flur des Berliner Posthauses aufgestellt. — In allen Provinzen wurde das Nez der Postanlagen weiter ausgedent; in Westpreuszen, wo unter polnischer Herrschaft noch nicht einmal der erste Anfang dazu bestand, wurden sie neu begründet. — Nach dem Friden von Basel fiel das linke Rheinufer an Frankreich. Da musten (1798) die preuszischen Postillone in den Gebieten von Geldern, Cleve und Mörs die dreifarbige Cocarde aufstecken, und der preuszische Adler der Postwagen wurde mit einem blauen Ueberzug bedeckt. Dise Zeit und die darauf folgende der französischen Occupation Deutschlands ist die traurigste Periode auch der preuszischen Postverwaltung.

Noch mer als Preuszen litt indes **Thurn und Taxis** unter der Fremdherrschaft. In dem Zeitraum von 1790—1811 schrumpfte das Territorium ihrer Posten von 3922 Quadrat-Meilen auf 745 zusammen, und an die Stelle der seitherigen Reichspost traten eine Menge von Territorialposten, sodasz Deutschland im Jare 1810 nicht weniger als 43 verschiedene Verwaltungen zälte. Gleichzeitig aber rissen die französischen Generale und Intendanten alle Einnamen der Postämter an sich, one die Ausgaben zu bestreiten. Das ging so weit, dasz im Königreich Westfalen die Geschäftsleute öffentliche Aufforderungen durch die Zeitungen ergehen lieszen: nicht mer an sie zu schreiben, da das Porto unerschwinglich sei. — Nach dem Sturz Napoleons galt es eine vollständige Neugestaltung des Poswesens. Artikel 17 der Bundesakte restituirte jedoch das Haus Taxis in alle Rechte, die der Reichsdeputationshauptschlusz von 1803 ihm gegenüber anerkannt

hatte, so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. Preuszen kaufte dise Rechte, soweit sie die neuerworbenen Lande am Rhein und in Westfalen betrafen, sofort durch Ueberlassung des Fürstentums Krotoschin in Posen ab; 17 andere Staten, namentlich die Türingischen, traten aber mit Taxis in Lehnsverband, noch andere überlieszen ihm die Posten pachtweise oder übertrugen ihm gar die Verwaltung derselben gänzlich. So wurde in Bayern der Fürst von Thurn und Taxis Titular-Erbpostmeister, wärend seine sachlichen Ansprüche wie von Preuszen durch eine Geldzalung entschädigt wurden, so wurden die Posten in Württemberg, Hessen, Nassau, Türingen, Waldeck, Lippe und Hohenzollern dem Hause Taxis als Erb-Mannthronlehn übertragen u. s. w. — Der Centralsiz der Taxis'schen Verwaltung war zu Frankfurt a. M. So wenig ausgezeichnet nun auch jene fürstliche Privatverwaltung sein mochte, so lag doch an und für sich in der Vereinigung so viler zersplitterter Interessen zunächst eine Woltat. Das erkannte auch der preuszische Generalpostmeister von Seegebarth an und spricht es aus in einer Denkschrift, die er auf den Befehl des Statskanzlers von Hardenberg für den Wiener Congress ausarbeitete. Bliben doch troz alledem 17 verschiedene Postverwaltungen fortbestehen in Deutschland!

Noch immer sind Ross und Reiter durchaus die Grundlage des ganzen Postverkers. Wie die Reisen der Privaten, so geschah auch der Brifverker noch groszenteils zu Pferde. — Auszerordentliche und wichtige Schreiben in öffentlichen Angelegenheiten beförderten die *Kuriere*. „Da kam dann ein Postillon in starkem Trabe die Strasze herein und einige Schritte hinter ihm der Kurier, ein Offizier oder Kammerjunker, der eine lange Hezpeitsche fürte, mit der er auch wol den Postillon zur Eile antrib. Die Pferde dampften; am Tor, und in Sicht des Posthauses blies der Postillon auf dem Horn, sprang vom Pferde, der Kurier tat desgleichen und wischte sich den Schweis von der Stirne. Bald erschinen frische Pferde nebst einem anderen Postillon und nach kurzer Zeit ging es in scharfem Trabe weiter." — Den Gegensaz zu dem Kurier bildete die *reitende Post* oder *das Felleisen*. — „Da herrschte durchaus keine Eile; in gröster Gemächlichkeit zogen Ross und Reiter fürbas, kerten fleiszig ein, wo ein guter Trunk zu erhoffen war und kamen dann gelegentlich am Orte ihrer Bestimmung an. Ward es dem Postillon recht behaglich auf der Strasze, so blies er sich ein

Stücklein, traf er unterwegs Bekannte, so knüpfte er ein gemütliches Gespräch an, und daher brachte er denn dem Herrn Postmeister auszer den Brifen im Felleisen auch noch mündlich manche interessante Neuigkeit mit.

Ein nicht minder trauriges Bild als das „reitende Felleisen" bot die ordinäre *Farpost.* — Wir haben bei Betrachtung der Verkersverhältnisse des vorigen Jarhunderts geschildert, welche Anstrengungen namentlich die preuszische Post gemacht, um zu dem Modell eines für ihre Zwecke wirklich brauchbaren Furwerks zu gelangen. Dise Experimente sezten sich zu Anfang des laufenden Jarhunderts fort. Im Jare 1804 namentlich wurden verschiedene Versuche angestellt mit den, vom Grafen de Chabannes in Paris, erfundenen Veloci feres (Geschwindwagen); aber die ganz eigentümliche Bauart der künstlichen Axen und Naben, und die Schwirigkeit, das unterwegs etwa schadhaft gewordene Räderwerk ausbessern zu können, verstatteten nicht, dis höchst zerbrechliche Furwerk, selbst als Personenwagen, zu benuzen. So war man denn bei den alten Formen gebliben, und der Krieg trug das Seine dazu bei, sie zu conserviren. Dise Formen aber waren barbarisch. Unerhört lang, schmal und hoch tronte der mit Oelfarbe angestrichene Wagenkorb unmittelbar auf den Axen. Türen gab es nicht, vilmer waren blosze Leinwandvorhänge an den Seitenöffnungen zum Schuze gegen Wind und Wetter angebracht, was natürlich wenig nuzte. „Sollte nun eine Post abgehen, so lud man zuförderst die verschiedenen Kisten, Fässer und Pakete auf den Wagen. War Jemand genötigt, mit der Post zu faren, so durfte er den Wagen nicht vor beendigter Ladung besteigen; dann mochte er hinaufklettern und sich einen Plaz suchen. Hatte aber die Post etwa einen landesherrlichen Geldtransport, so stig auch ein Musketier mit auf, der die geladene Flinte neben sich behielt." — Diser malerischen Unbequemlichkeit der Abfart entsprach vollkommen die Mannigfaltigkeit der Ereignisse und die bunten Möglichkeiten wärend der Fart selbst. Nicht als ob Dinge und Menschen rasch am Reisenden vorübergeflogen wären; o nein, es gehörte in ganz Deutschland durchaus zur Ordnung und zur Regel, dasz alle Postillone bei altherkömmlichem zweistündigen Faren auf eine Meile mutig beharrten und ihre weltkundige Gemütlichkeit im Ausdruck und Benemen unverändert fortpflanzten; das aber bot Abwechslung, „dasz sie unterwegs keinem Schenkwirt ihren Zuspruch verweigerten, dasz der junge Postillon, wenn er durch

ein Dorf fur, wo Kirmes war, gelegentlich vom Bock stig, in den Sal lief, ein par Walzer mittanzte und von seinem Herrn die Versäumnisstrafe bezalen liesz.*) Die Ansprüche an den Reisenden waren grosz, die an die Postverwaltung märchenhaft gering. Man fand gar nichts besonderes darin, dasz die Weit-Reisenden sich in den auf den Achsen ligenden Wagen-Archen allmälig an das Zermalmen ihrer Glieder gewönten und — was dem Ganzen ein Leben gab, — dasz „früh morgens schon „begeistert", die Postamtsboten, Postillone und manche im Exekutor- und Corporalston wol eingeübte Schirrmeiser und Conducteurs in der Gabe des fasslich-bündigen Antwortens wetteiferten, wenn man für eine kleine Mühwaltung oder eine Anfrage den Dank nicht vorher bar in die dargebotene Hand drückte." Selten wurde in mäszigem Trabe gefaren und nur auf ganz ebener Strasze: bei geringsten Erhebungen der schwerfälligste Schritt. Die gewönliche Farzeit von Berlin bis Zelendorf war drei Stunden. Zu einer Fart von Leipzig nach Berlin brauchte man anderthalb, von Berlin nach Breslau vier Tage, nach Königsberg gar eine Woche, und dabei konnte man überhaupt nur an zwei Tagen je einer Woche reisen. — Troz diser Langsamkeit war das Postreisen eine ziemlich teuere Sache. Die Person muste für die Meile 6 Groschen zalen und dem Postillon ein Trinkgeld geben; so kostete denn, da die Post auch oft Umwege machte, das einfache Personengeld von Berlin bis Königsberg nicht weniger als 23 Tlr. 4 Gr., dazu Postillonstrinkgeld von 3 Tlr., so dasz mit Einrechnung der Wegzerung niemand unter 34—36 Tlr. die Reise machen konnte: eine Summe, deren ware Grösze man aber erst erkennt, wenn man sich die Aenderung des Geldwertes klar macht. Heut betrügen jene 34 Tlr. wenigstens 75. — Das richtige Anschlieszen der Posten an einander und an die benachbarten gehörte zu den seltenen Kunststücken. „Rümlich sei dagegen des zwei-, vier- auch sechsstündigen Verweilens der weitergehenden Posten auf den meisten Stationen gedacht; es geschah aus Vorsorge und Notwendigkeit, damit jeder Angekommene sich erholen, den etwas teueren Imbisz nicht übereilt genieszen, das Merkwürdige jedes Orts mit Muse auswendig ler-

*) Die Poesie diser alten Reiseformen spigeln die Reisebilder von Karl Stieler, welche den begleitenden Text bilden zu den „Posthornklängen für das chromatische Horn, gesammelt von Herzog Maximilian in Bayern" (München, Braun und Schneider). Selten wol ist die Poesie der Postkutsche der guten alten Zeit in Wort, Bild und Melodie so liebevoll und fesselnd geschildert worden, als in disem Bändchen.

nen und die Besänftigung der aus dem Postwagen herstammenden Gliderschmerzen gemächlich abwarten konnte." — Und von solchen Posten hatte Kur-Mainz behauptet, sie gingen „vil zu schnell, so dasz Gastwirte, Bäcker, Sattler, Schmide Bierbrauer und Weinschenker ihre Narung nicht hätten!" Gottlob! Es sollte bald noch schlimmer kommen. — Erstes Anzeichen neuen Fortschritts war der Umstand, dasz zwischen den bedeutenderen Städten das alte Institut der Lonkutschen gröszere Dimensionen annam. Dann wurden neue *Personenposten* oder *Diligencen* eingerichtet. Es waren dis allerdings immer noch Korbwagen, aber durchweg verdeckt und mit eingehängten Sizen, deren erste, die Erenbank für den Herrn Postschaffner, gewönlich einen kleinen Victualienhandel barg, um das allzu häufige Anhalten und Absteigen etwas zu vermeiden. — Dise Diligence aber war die Vorläuferin der in den zwanziger Jaren erscheinenden Eilwagen, der *„Schnellpost"* deren Einrichtung zuerst einigermaszen den Stempel moderner Pünktlichkeit und Eleganz trägt und deren unmittelbare Geschwister und Nachfolger allen unseren Lesern ja wol bekannt sind. Welches Aufsehen dise neue Institution machte, geht daraus hervor, dasz, gerade wie man 1590 die erste deutsche Zeitung mit dem damals hochmodernen Namen „Postreiter" bezeichnet hatte, so jezt Saphir das erste deutsche, periodisch erscheinende Wizblatt „Schnellpost" nannte, ganz wie später im Frühjar 1848 Held seine demokratische Zeitung „Locomotive" betitelte.

Das Verdienst der Einfürung dises epochemachenden Instituts der Eilwagen gebürt der **preuszischen Postverwaltung**, welche zuerst und zwar am 1. April 1819 zwischen Berlin und Magdeburg, am 1. Juli 1820 zwischen Coblenz und Trier die moderne Schnellpost unter dem Namen „Personenwagen" faren liesz. Die Strecke: Berlin-Magdeburg, zu der man bisher zwei Tage und eine Nacht gebraucht, legte nun die Schnellpost in 15 Stunden zurück. Sie war eine Nachamung der englischen Mail-coaches und verdankte ihre Einfürung der energischen, das Postwesen in bis dahin unerhörter Weise fördernden Tätigkeit des General-Postmeisters v. Nagler.

Die Preuszische Postverwaltung erstreckte sich auch auf Anhalt und Mecklenburg-Strelitz. In den dreisziger Jaren existirten in Preuszen an verschiedenartigen Landpostanstalten: *reitende Posten*, die ser schnellfüszig gewordenen Nachkommen des „Felleisens", *ordinäre farende Posten*, schwere Wagen

verschiedener Form, deren Kasten noch auf den Axen lag und die nur eine mäszig gesteigerte Geschwindigkeit entwickelten, *Schnellposten* oder *Eilwagen*, mit Kasten auf Druckfedern, besonderen Güterfourgons und Beichaisen, die den Reisenden mit der Geschwindigkeit der reitenden Post beförderten, *Personenwagen*, zierlich gebaut und auf Federn ruhend, *Diligencen*, schwerere Kutschen auf Druckfedern, *Journalieren*, leichte Wagen für kurze Strecken, *Extraposten*, *Couriere**) und *Stafetten*.**) 1832 bestanden in Preuszen an Kursen: 72 *Schnellposten* (die längste Linie 110 Meilen) 129 *Reitposten*, 334 *Farposten*, 181 *Carriolposten*, 315 *Botenposten* und auszerdem 758 *Landfuszposten*. „Das preuszische Postwesen", sagt Reden in seiner „Erwerbs- und Verkers-Statistik", „erreichte den ersten Rang in Deutschland, ja in Europa," und ein bekannter französischer Schriftsteller meint, dasz in Preuszen nächst der Schule die Post die ausgebreitetste und einflussreichste Anstalt sei.

Die Fortschritte im Postwesen Preuszens wirkten ermunternd auf ganz Deutschland. Dem Oberpostdirektor von Hüttner in Leipzig verdankt der mitteldeutsche Verker grosze Belebung und Bereicherung. Oesterreich schritt in Folge der vortrefflichen Einrichtungen des Hofpostsecretairs von Ottenfeld nicht minder rüstig vorwärts, auch die nidersächsischen Staten, welche eigene Verwaltung hatten (wie Hannover, Braunschweig, Schwerin, Holstein-Oldenburg und Holstein-Lauenburg) bliben nicht vil zurück, und wenn die übrigen Lande nicht in ganz entsprechender Weise vorwärts gingen, so lag das an der Wideraufname einer feudalen Privatinstitution, welche naturgemäsz jeder freieren, mit gröszerem Risico verbundenen Neuerung widerstrebte, an der Wideraufname des fürstlich Taxis'schen Postbetribs.

Die Aufgaben und Pflichten, in welche durch die Uebername seiner eminenten Privilegien das Haus Taxis abermals getreten, waren umfassender als die Talente und gröszer als die Anschauungen der dirigirenden Persönlichkeiten; — oder das fürstliche Privatinteresse war gröszer als alles andere. Denn troz der rümlichen Tätigkeit von Männern wie der General-Postdirektor

*) Die Einfürung des Namens *Courier* in Deutschland stammt aus der Zeit der Verhandlungen, welche dem Westfälischen Friden zu Osnabrück vorangingen und bei welchen solche Sendboten — häufig höhere Statsbeamte und Standespersonen — namentlich auf französischer Seite eine grosze Rolle spilten.

**) *Stafette* wird abgeleitet vom italienischen *stafeta*, dem Diminutiv von *stafa* d. i. Steigbügel; es bedeutet also bezeichnend genug einen Stegreifreiter.

Vriets-Bieberich und Oberpostkommissair Dietz, ist das Taxis'sche Postwesen stets gegen das Preuszische in fast allen Beziehungen weit zurückgebliben.

Mit den Eilwagen kam auch zum erstenmal wirkliche Schnelligkeit und Pünktlichkeit in den Verker. „Anfangs freilich schüttelte das Publikum ser den Kopf. Kluge Leute meinten, solche entsezliche Eile sei gar nicht auszuhalten, die Reisenden müsten krank werden; auch sei es überaus hart, dasz der Eilwagen nicht warte, wenn ein Passagier, der sein Billet ser teuer bezalt habe, um einige Minuten zu spät komme, die Lonkutsche sei vil gemütlicher u. s. w." Indes der Mensch gewönt sich an Alles, und es standen freilich binnen kurzer Zeit noch ganz andere Entwicklungen bevor. — Seit 1840 wurden nach und nach zwischen Deutschlands Staten Postverträge abgeschlossen, aus denen sich endlich 1850 nach manchen Schwirigkeiten der **deutsch-österreichische Postverein** entwickelte: die erste Staffel zur deutschen Posteinheit. — Die zweite Staffel war die **Beseitigung der Taxis'schen Feudal-Institution** gemäsz Vertrages vom 28. Januar 1867, in Folge dessen Preuszen gegen Zalung von 3 Millionen Talern an das Haus Taxis das Postwesen aller derjenigen Staten übernam, in welchen bisher das Monopol der Taxis bestanden hatte. Im Herbst desselben Jares traten dann Vertreter Preuszens, Bayerns, Württembergs und Badens, der noch übrigen „Poststaten" Deutschlands mit einem Vertreter Oesterreichs zusammmen und schlossen einen neuen Postvertrag, der „das einfache Groschenporto" feststellte. — Die dritte Staffel, welche zu ersteigen dem trefflichen Generalpostdirector Stephan vorbehalten blib, war dann die **Einrichtung der Reichs-Post**, i. J. 1871 welche ganz Norddeutschland und Baden umfast, so dasz nur noch Bayern und Württemberg ihre eigene Verwaltung aufrecht erhalten, welche in Württemberg übrigens erst seit 20 Jaren besteht. So schreitet Entwickelung und Einigung denn mächtig und segensreich weiter!

Die Zal der Reichspost-Anstalten betrug i. J. 1871: 4927, je eine auf $1_{,6}$ Quadratmeile: dazu kommen beinahe 25,000 Briefkasten. Das Personal besteht aus 42,700 Männern. Die 1278 Posthaltereien beschäftigen 5717 Postillone und unterhalten 15,268 Postpferde und 13,779 Postwagen.

Welche Zalen! Welcher Inhalt! Und doch läuft diser Entwickelung unmittelbar parallel eine andere, die noch un-

vergleichlich vil groszartiger und folgenreicher war. Denn um 1840, in derselben Zeit, in der durch Abschluss der meisten Postverträge zwischen Deutschlands Staten der Grund zum Deutsch-Oesterreichischen Postverein gelegt wurde, fiel die Einfürung der **Eisenbanen in Deutschland**, die nun auf einmal das ganze Verkerswesen buchstäblich in andere Banen zwang. — Die ganze Entwicklung der Menschheit trat damit in eine neue Phase. Es begann ein Dienstbarmachen neuer Bewegungsmittel, anderer als derer, die uns hier beschäftigen und deren bis dahin fast ausschlieszlicher Gebrauch Veranlassung war, unseren Betrachtungen über „Ross und Reiter" auch eine Skizze des deutschen Verkerswesens anzuschlieszen. Treffend und schön karakterisirt Auerbach das Verhältnis diser alten Kräfte zu den neuen. Er sagt: „Der erste Mensch, der ein Tier zämte, d. h. unterjochte, dasz es ihn trug, fürte, närte, hat die Herrschaft des Menschen begonnen. Ein anderes Tier töten, kann das Tier auch, ein anderes zu seinem Nuzen leben lassen, nicht. Es gibt keine neuen Tiere mer, die sich zämen lassen. Nun wird die Menschheit in Warheit zum Dichter, sie verdichtet unfassbare Kräfte, spricht zum Dampf, zur Luft, zum elektrischen Funken: Komm, diene mir!" Die Dampfkraft auf Eisenbanen arbeitet im Durchschnitt vier bis fünf mal mer als die Pferdekraft auf Chausseen. Wärend bei den üblichen Frachtsäzen für Chausseetransport der Wert von 2 Talern für 100 Pfund Roggen schon bei 60 bis 80 Meilen Entfernung auf das Doppelte steigt, ist er bei dem Saze von 2 Pfg. pro Ctr. und Meile auf der Eisenban erst um 15 Sgr. höher. Dasz aber troz dieser Bereicherung unserer Verkersmittel das Pferd nicht nur nicht entberlich wird, ja dasz ihm neben dem Dampf, neben der pneumatischen Ban, neben dem Telegrafen sogar neue Aufgaben erwachsen, haben wir bereits im I. Teil erwänt und erläutert. Derselben Ansicht ist auch Riehl. Er sagt, dasz, wenn die Eisenbanen den groszen Puls- und Schlag-Adern der Verkerscirculation zu vergleichen seien, so bilden die Landstraszen, die Vizinal- und Kommunalwege die weiteren Verästelungen dises Systems. Steigt der Lebensstrom auf den Eisenbanen, so fliest er sofort auch reicher und schneller über die Straszen und Wege, und in der Tat ist seit Einfürung der Dampfwagen nicht nur der Personen- sondern auch der Frachtfurwagen-Verkehr auszerordentlich gestigen. Die alten Provinzen Preuszens besaszen i. J. 1816: 3694 Frachtfur-

leute mit 8440 Pferden, i. J. 1867 aber 9642 Frachtfurleute mit der groszen Zal von 27,464 Pferden.

Und so schlieszen wir dise Betrachtungen mit dem mutigen Vorwärtsrufe eines leidenschaftlichen Pferdeliebhabers, des poetischen Hippologen Schumacher, der sich nicht irre machen läst, wenn auch die Formen des Verkers in raschem Wandel proteusartig wechseln und das Gestern kaum noch widerzuerkennen ist im Heut!

Das Posthorn war sonst krumm gewunden
Den Wegen gleich. — Beim Schritte drang
Durch Berg und Tal zu nächt'gen Stunden
Wie Trennungsweh sein weicher Klang.

Nun hat's gestreckt sich zur Trompete;
Gestreckten Trab will Tact und Ton;
Von ehedem der Schleichkarrete
Spricht eilend die Berline Hon.

Noch schärfer treibt die schrille Pfeife
Das Feuerross der Eisenban;
Der Wagen rollt auf glattem Reife
Und brausend hörst den Zug du nahn. —

. . . . . .

Nur vorwärts, es hat nichts zu sagen,
Verlast den alten Schlendrian!
Die Welt ist jung in unsren Tagen
Und bricht sich eine neue Ban.

4.

Ross und Reiter in der Kunst.

Wir sind mit unserer Darstellung von Ross und Reiter in der Geschichte Deutschlands nunmer so weit vorgeschritten, dasz wir nur noch ihr Auftreten in Kunst und Literatur des 19. Jarhunhunderts zu besprechen hätten. — Angesichts der herrschenden Massenproduction auf disen Gebieten müssen wir es uns jedoch — wie das schon in der Einleitung angedeutet wurde — versagen, die literarischen Producte unserer Betrachtung zu unterziehen; wir würden fast ein Buch im Buch bekommen, und noch dazu ein warscheinlich überflüssiges, da ja so vil Fachkataloge über alle Zweige moderner Literatur erschinen sind. Auch in Bezug auf die Werke der Kunst dürfen wir uns natürlich nur auf allgemeine Andeutungen besonders hervorragender Erscheinungen einlassen, und wir bitten den geneigten Leser disen Vorbehalt bei der nachfolgenden Besprechung nicht aus den Augen zu verlieren.

Was die **Malerei** betrifft, so gehört zu den ältesten namhaften Meistern unserer Zeit, die das Pferd zu einem Hauptgegenstand ihrer Tätigkeit machten, der Schlachtenmaler Wilhelm von Kobell (1766—1853), von dessen Hand mere grosze Schlachtenbilder den Festsalbau zu München zieren. — An ihn reihte sich Heinrich Hesse (1769—1849) zulezt Lerer an der Wiener Kunstakademie und dessen Son Peter (geb. 1792 zu Düsseldorf), der als Schlachten- und Genremaler hohen Ruf geniest und der sich auszer in vilen kleinen Staffeleibildern, namentlich durch seine Gemälde im Münchener Bankettsal und in den Arkaden des Hofgartens, sowie durch die im Besize des russischen Kaisers befindlichen Schlachtenbilder aus dem Feldzuge von 1812 als Pferdedarsteller bewärte. — In ganz änlicher Weise zeichnete sich Albrecht Adam (geb. 1786) aus, dessen grosze, an Rossen reiche Schlachtengemälde zum Teil in Bayern, zum Teil in Wien und Paris zerstreut sind. — Als tüchtige Nachbildner der Tiere überhaupt, besonders aber des edlen Rosses sind ferner Rudolf Kuntz (geb.

1797) der Zeichner der Pferderassen (mit d'Altons Text) sowie Johann Adam Klein (geb. 1792) zu nennen, welcher leztere, wie alle die Vorgenannten, in München lebte. — Indem wir uns von hier nach dem Norden wenden, haben wir zuerst den sogenannten „Pferde-Krüger", Franz Krüger (1797—1857), hervorzuheben, dessen Pferde an eminenter Lebendigkeit und Warheit bis dahin Unerreichtes leisteten. Er vor Allen versuchte das Typisch-Conventionelle aufzugeben und gab sich den eingehendsten Studien über den Gang der Pferde hin. Son eines Amtmanns, Autodidakt in seiner Kunst von Anfang an, studierte er bei groszer Vorliebe für Pferde, Hunde und Waidwerk in erster Reihe die Natur. Es gelang dem frischen, chevalleresken Jüngling, sich die fürstlichen Marställe zu öffnen und an den Hofjagden Teil zu nemen: alles Vorstudien zu der im Groszen erst spät, aber mit bedeutendem Erfolge aufgenommenen Malertätigkeit. Er malte Kriegs- und Jagdscenen, Pferdeställe, fürstliche Portraits zu Ross mit reitendem Gefolge u. dgl., und in engem Verker mit den höchsten Kreisen, im eigenen Leben von jedem Luxus der noblen Passionen umgeben, verband er alle heiteren Eigenschaften des Sportsman und des Künstlers in seiner liebenswürdigen, unverwüstlich naiven Natur.

An Krüger reiht sich naturgemäsz sein Schüler Karl Steffeck, ein vilseitiger Künstler, dessen Hauptstärke in Darstellung von Tieren, zumal von Rossen besteht, die teils in Historien- und Genre-Scenen, teils in selbständigen Bildern, wie der „Pferdeschwämme" und den 8 Blättern „Pferdestudien" mit groszer Vollkommenheit vorgetragen werden. — Ein Talent von hoher Bedeutung als Pferdemaler ist Adolf Schreyer aus Frankfurt a. M., der das Ross zuerst im Städel'schen Institute und dann in Stuttgart, München und Düsseldorf, endlich aber auch auf dem Marsch der Oesterreicher in den Donaufürstentümern und auf Reisen im Orient studierte. Er besizt namentlich starkes Gedächtnis für die Bewegungen der Rosse, und auch unscheinbare Scenen — wie „Packpferde im Winde", „Wagen auf überschwemmter Strasze" weisz er trefflich zur Anschauung zu bringen. Zu seinen vorzüglichsten Bildern gehören: „Pferde von Wölfen erschreckt", „das sterbende Pferd", „das wallachische Gestüt" u. s. w. — Ferner zu nennen sind Georg Bleibtreu, der patriotische Maler, dessen Schlachtenbildern man es wol ansieht, dasz er sich schon als Knabe Pferdeportraits als Lieblingsaufgabe stellte, Wilhelm Camphausen, der sich zumal in neuster Zeit durch seine künen le-

bensgroszen Reiterbildnisse Fridrich's II. und des groszen Kurfürsten zu den ersten Pferdemalern unserer Zeit gestellt, Ludwig Hartmann, der Münchener, der namentlich in seinem „vom Vihmarkt heimkerenden Pferdehändler“ ein kostbares Genrebild geschaffen, der fantasiereiche Braunschweiger, Rudolf Henneberg, dessen „Spazierritt am Strande“ beweist, dasz er modernes Vollblut ebenso trefflich darzustellen versteht, wie das schwere Dänenross der Ritterzeit, das in seiner „Jagd nach dem Glück“ so gewaltig wirkt, ferner Paul Meyerheim, Anton von Werner, Fickentscher u. A. m.*) Die Zal tüchtiger Pferdedarsteller wächst von Jar zu Jar, und ihre Gebilde werden um so vollkommener, als die richtige Beurteilung der Proportionen wesentlich unterstüzt wird durch die Producte der Fotografie. Die noch bis ganz vor Kurzem gewönlichen vil zu kleinen Köpfe, zu groszen Augen u. s. w. verschwinden mer und mer, wärend ernste Studien über den „Gang“ gute Früchte tragen. Die Schrittbewegung wird richtiger aufgefast; der Moment des „freien Abschwungs“, zu dem die früheren Maler so wenig Mut hatten, dasz sie die Pferde selbst in der Carrière noch mit den Hinterhufen an den Boden klebten, wird jezt verstanden und dargestellt, und zumal im Trabe hat Professor Krüger dis Moment zu allgemeiner Geltung gebracht. So schreitet die malerische Darstellung des Pferdes erfreulich vorwärts, und zwar nicht nur innerhalb der realistischen Kunstrichtung. Vilmer ist die grosze symbolische Malerei der Neuzeit dem Rosse, das ja Menschen wie Götter auch in den erhabensten Momenten ihrer Tätigkeit begleitet, ebenfalls gerecht geworden. Von Kaulbach's Rossen haben wir schon an anderer Stelle geredet, und wie groszartige Dämonengestalten stehen ihnen gegenüber die wunderbaren Rosse, auf denen Cornelius' apokalyptische Reiter mit so fürchterlicher Unwiderstehlichkeit dahinjagen.

Wenn wir uns nun von der Malerei zur **Plastik** wenden, so dürften wir uns hier — da nur von monumentalen Werken gehandelt werden kann — topographisch am leichtesten orientiren.

Der Ort, an welchem die neuere Bildhauerkunst ihre reichste

*) Leidenschaftlicher Pferdemaler war auch einer der leztverstorbenen Fürsten von Schwarzburg. Ein Gemach des Schwarzburger Schlosses enthält laut Inventar 246 Pferdegemälde von seiner Hand, die sich jedoch nicht alle durch richtige Zeichnung hervortun.

Blüte entfaltet, Berlin, ist auch am reichsten mit Reiterstatuen und Rossdarstellungen geschmückt. Eröffnet wird die glänzende Reihe derselben durch das Viergespann der Victoria auf dem Brandenburger Tor, welches Schadow (1794) modellirt, Jung in Kupfer getriben hat — seit 1814 das Denkmal glorreicher Erhebung. Mit Recht sagt Hermann Riegel: „Die Verhältnisse desselben sind gradezu mustergültig, und kein änliches Werk, das ich sah, auch nicht das Münchener Löwengespann auf dem Sigestor, oder die sechsspännige Victoria auf dem mailänder Arco della Pace, auch nicht die in den Einzelheiten schönere Brunonia auf dem Braunschweiger Schlosse, wirken nur annähernd so groszartig wie das Palladium auf dem Brandenburger Tore.“ Würdig reiht sich ein anderes Werk an, das vor allem berümt und durch fünf verschiedene herrliche Rossedarstellungen ausgezeichnet ist: Rauch's Denkmal Fridrich's des Groszen. Dem kolossalen ruhig schreitenden Pferde des Königs, dessen Bild das wundervolle Denkmal krönt, sind bei den vier lebensgroszen Reiterfiguren an den Ecken des Piedestals bewegtere, doch ebenfalls höchst maszvoll gehaltene, in bestimmter Individualität scharf karakterisirte Pferde zugesellt. Die vier Reiterfiguren stellen dar: Prinz Heinrich von Preuszen, Zieten, Seydlitz und Ferdinand v. Braunschweig. „Zietens beide Hände sind beschäftigt, den Säbel zu ziehen. Nimmer soll der Kavallerist one Zügel reiten und hielte er die Enden derselben auch mit dem Munde. Wir sehn uns unwillkürlich um, meinend der Wachtmeister wäre zur Stelle und könne disen unkavalleristischen Habitus buchen zum „Nachexerciren“. — Seydlitz dagegen, welch ein Seydlitz! Wie er leibt und lebt; fest zusammengegossen mit seinem Rosse, ruhig befelend, freudig und freundlich schaut er um sich, das plastische Bild des Genius und der Eleganz zu Pferde.“ (Graf zur Lippe.) — Ist die Ausstattung dises Fridrichs-Denkmals mit fünf freistehenden runden Rossegestalten, denen sich noch mere Pferdebilder in Flachrelief anschlieszen, schon selten reich zu nennen, so dürfte doch kaum ein Plaz der Welt mit so vilen plastischen Darstellungen des Pferdes gesegnet sein als der Berliner Lustgarten. In der Mitte des Raumes erhebt sich Albert Wolff's kolossale Reiterstatue Fridrich Wilhelm's III., welche beim Einzuge des sigreichen deutschen Heres im Sommer 1871 enthüllt worden ist. Auf einem ruhig schreitenden Rosse von auszerordentlicher Schönheit und vollendeter Durchbildung erscheint der König wie thronend im Sattel. — Wenn wir

uns dann umschauen, so begegnen uns zuerst an der Einfart des Schlosses die 1844 aufgestellten prachtvollen bronzenen Rossebändiger von Clodt-Jürgersberg: Gruppen von groszer Energie und Kraft der Durchfürung, deren Anordnung das volkstümliche Scherzwort, welches sie den „gehemmten Fortschritt" und den „beförderten Rückschritt" betitelt, zwar boshaft aber ser anschaulich bezeichnet. Ferner prangen auf dem Flachdache des Museums Tieck's Nachbildungen der antiken rossebändigenden Dioskuren vom Monte Cavallo und tiefer auf den Treppenrampen desselben Gebäudes zwei herrlichste Reitergruppen: die Amazone von Kiss und der Löwenbesiger von Albert Wolff. Die kolossalen Rosse beider Gruppen sind im höchsten Sinne Meisterwerke: die Wolff'sche Darstellung realistisch und lebenswar, die Kiss'sche, one das leztere Epitheton irgend wie weniger zu verdienen: durchaus ideal. Die Welt kennt und bewundert dis Werk! Und doch steht, was die Idealität der Auffassung betrifft, wol noch höher das Ross der St. Georgsgruppe im Hofe des Königlichen Schlosses, in welchem villeicht das Höchste geleistet ist, was die Kunst überhaupt in Bezug auf das Pferd jemals hervorgebracht hat und dessen eminente Vorzüge seinerzeit ebenso gewisz laute und begeisterte Anerkennung finden werden, wie dise ganze, so vilfach misverstandene und geschmähte, in der Tat aber herrliche Kolossalgruppe überhaupt.

Die zulezt von uns aufgefürten Rossebilder zeigen — ihrem idealen Karakter gemäsz — sämmtlich starke Bewegungen, erhabene, mächtige Aktion. Sobald man zur Portraitstatue zurückkert, hört das natürlich auf; denn unsere Zeit ist glücklicherweise von den Versuchen der beiden vergangenen Jarhunderte, Reiterbildnisse auf bäumenden oder sprengenden Pferden monumental aufzurichten, mit nachher zu nennenden Ausnamen zurückgekommen. So zeigen denn auch die auf der Kölner Rheinbrücke aufgestellten Equesterstatuen Fridrich Wilhelm's IV. von Gustav Blaeser und Wilhelm's I. von Fridrich Drake ruhig schreitende Rossegestalten von kolossalen Dimensionen und machtvollster Wirkung, welche leztere namentlich dem Drake'schen Werke im höchsten Masze eigen ist.*) Aenliches gilt

*) Drake's herrliches und künes Meisterwerk erregte auf der Pariser Ausstellung von 1867 ungeheures Aufsehen. Sobald es auf dem Marsfelde aufgestellt war, begab sich Napoleon III. dahin und soll mächtig ergriffen gewesen sein von dem gewaltigen Anblick. Diser wurde noch erhöht durch die Umgebung, zumal durch die der Reitergestalt König Wilhelm's gegenüber aufgestellte Equesterfigur Leopold's von Belgien, welche höflich den Hut zog. Wie Napoleon so waren auch die

von A. Wolff's Denkmal des Königs Ernst August in Hannover, von Donndorf's Reiterbilde Carl August's für den Park von Weimar und den Equesterfiguren der beiden braunschweigischen Kriegsherzoge: Karl Wilhelm Ferdinand, des Sigers von Hastenbeck und Fridrich Wilhelm's, des Fürers der Schwarzen, von denen ersteres Pönninger, lezteres Hähnel für Braunschweig im Modell vollendet hat.

Ein Reiterstandbild Fridrich Wilhelm's III., welches Kiss für Königsberg geschaffen, entwickelt eine ganz beson- Auffassung. Das stolze hochadlige Pferd schreitet nicht und steht nicht, sondern mit weitgesperrten Nüstern unruhig strebend, erhebt es scharrend den rechten Fusz, als warte es nur auf den Schenkeldruck seines erhabenen Reiters, um fortzustürmen auf leuchtender Rumesbau, wie einst das preuszische Volk, als derselbe König das ungeduldig harrende endlich zu den Waffen rief. — Aenlich ausdrucksvoll wirkt auch das ser lebhaft vorschreitende Ross von Kiss' schönem Denkmal Fridrich's des Groszen zu Breslau, wo der Reiter das edle, lebhaft vorschreitende Tier in jugendlich frischer Haltung mit sicherer Hand lenkt.

Norddeutschland verlassend, wenden wir uns zunächst nach Wien. Hier ist, abgesehen von Franz von Zauner's einfacher, aber ser edler Reiterstatue Josef's II. (1805) Anton von Fernkorn Meister auf dem Plaz. Seinem Atelier entstammen die risenhaften, malerisch bewegten Reiterbilder des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen, die allerdings an plastischer Geschlossenheit zu wünschen lassen und bei denen in der starken Aktion der Rosse sicherlich die Gränze des für Porträtbilder zu Erwünschenden erreicht, villeicht schon überschritten sein möchte. — Wie Kiss, so hat auch Fernkorn einen heiligen Georg gebildet, der ser effektvoll eine Brunnennische des Palais des Grafen von Montenuovo ziert: eine ganz naturalistisch aufgefasste, lebhaft bewegte Gruppe, in der indessen Bewegung und Anatomie des Rosses nicht one Härten sind. Ueberhaupt läst es sich nicht längnen, dasz der Wiener Volkswiz: in der dortigen Skulptur sei „Alles auf dem Sprunge", etwas Wares hat, und deshalb ist zu hoffen, dasz die schöne, ächt monumentale Haltung von Häh-

Pariser voll von dem Eindruck, den die Statue des „Sigers von Sadowa" auf sie machte — was würden sie erst empfunden haben, wenn sie hätten anen können, dasz sie vor der Erzgestalt des deutschen Kaisers stünden, vor dem Siger von Metz, Sedan und Paris!?

nel's Reiterstatue des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg eine gute Weiterwirkung haben möge.

Der dritte künstlerische Mittelpunkt Deutschlands, München, bietet zwei öffentliche Reiterstatuen, die sich untereinander ser wenig äneln. Von höchst edler Wirkung ist nämlich das treffliche, von Thorwaldsen modellirte Reiterbild Kurfürst Max' I. auf dem Wittelsbacher Plaz, das durchaus einfach und plastisch gedacht ist. Dagegen zeigt sich in der neuen, sonst trefflich gearbeiteten Statue König Ludwig's von Widnmann ein vollständiges Miskennen der innersten Bedeutung eines Reiterbildnisses. Denn der Gedanke, das Ross von zwei Pagen geleiten zu lassen, ist zwar neu, aber ser unglücklich, da er den Reiter als unmächtig und hülfebedürftig erscheinen läst, wärend in seiner freien Herrschaft über das stolze Tier ja eben seine königliche Macht und Sicherheit zum schlagenden Ausdruck kommen soll.

Als höchst ausgezeichnet muss dagegen das Reiterstandbild Eberhard's im Bart genannt werden, welches Hofer entworfen hat und welches 1859 in Stuttgart aufgestellt wurde.

Hiemit dürfte die Reihe der nennenswerten Standbilder von Ross und Reiter in Deutschland abgeschlossen sein, und von hiehergehörigen monumentalen Werken bleibt wol nur noch der von Schwanthaler's Meisterhand herrürende plastische Schmuck der schönen Regensburger Reitban zu erwänen. Es sind im Aeuszeren zwei Wettreiter im Hautrelief, von denen der eine als Siger aus der Hand der Victoria die Krone empfängt, im Innern eine Reihe flacherer Reliefs, die in glücklichster Erfindung die rossetummelnden Heroen des Altertums vorüberfüren. —

Mit diser ihrer idealen Verklärung in der Kunst scheiden wir von „Ross und Reiter".

Ende

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.